



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





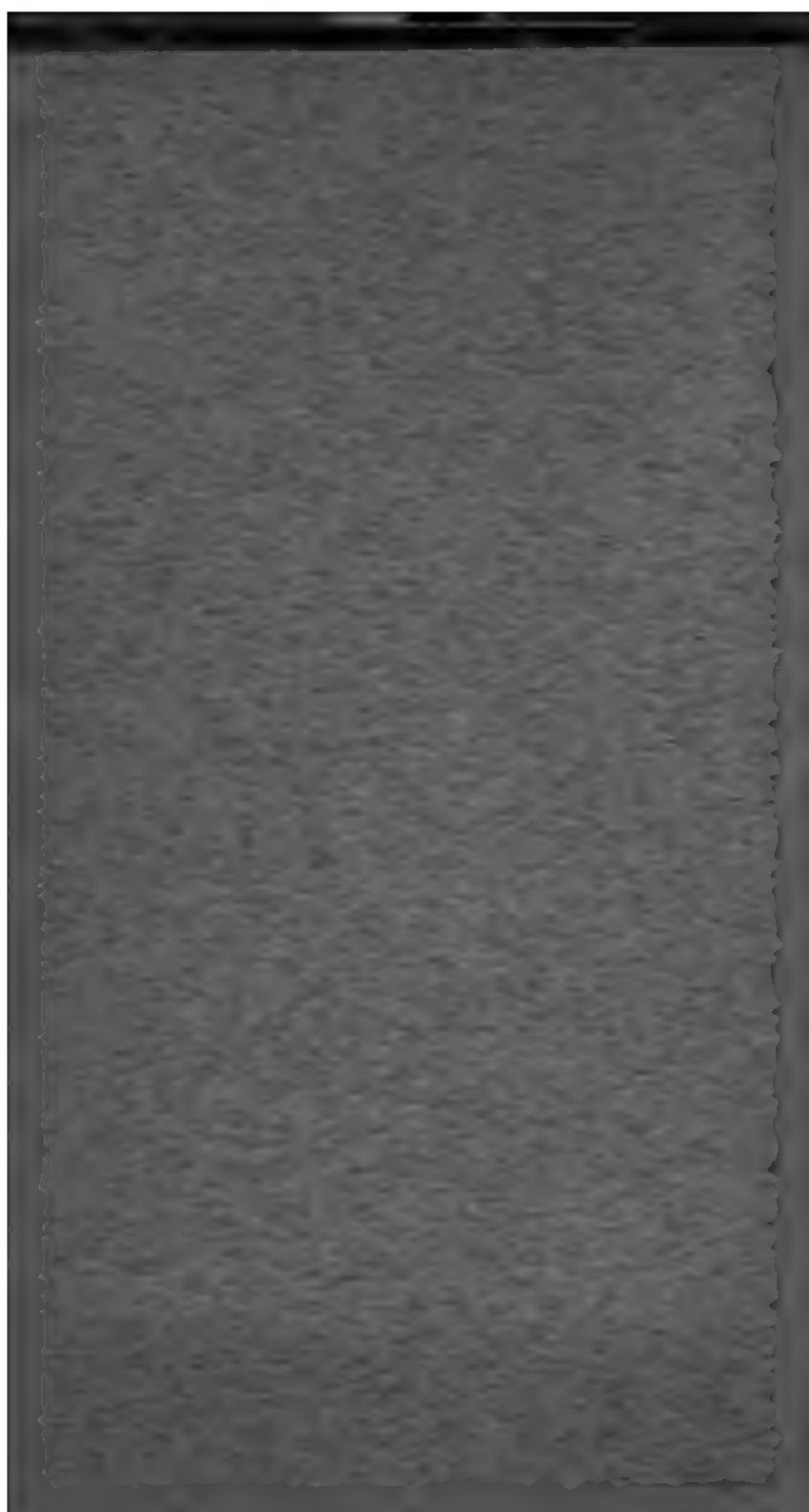






05

247



ZEITSCHRIFT
für die
österreichischen
GYMNASIEN.

— von —

Verantwortliche Redacteurs:

J. G. Seidl, H. Bonitz, J. Mozart.

Zehnter Jahrgang.

1859.

WIEN.

Druck und Verlag von Karl Gerold's Sohn.

4 12 ' . . .

YAAALU
SOMUL OCOMATE ONA LU
YTIOZYNU

Inhalt des zehnten Jahrganges

der

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.

(1859.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

- Bemerkungen über die Methode unserer mineralogischen Lehrbücher für Gymnasien und Realschulen.** Von J. Grailich. S. 1—15.
- Über die Homerischen Adjectiva auf — *ης*.** Von Dr. Albert Schuster. S. 16—43.
- Der Gebrauch des Suffixes „*nek*“ in der ungarischen Sprache in Bezug auf die lateinischen und griechischen Casus.** Von A. Krichenbauer. S. 43—50 u. 105—120.
- Die mittelalterliche Kunst und ihre Leistungen im Verhältnisse zum Geschichtsunterrichte auf Gymnasien.** Von R. v. Eitelberger. S. 97—104.
- Memoria Friderici Augusti Wolfii philologi nati die XV. Februarii a. MDCCCLIX.*** Scr. Gust. Linker. S. 177—179.
- Über Ennius-Fragmente bei Livius.** Von Ed. Goebel. S. 180—186 und S. 495—500.
- Über das Lesen deutscher Classiker auf dem Obergymnasium.** Von K. Reichel. S. 187—203.
- Terminologische Reliefkarten.** Von A. Steinhauser. S. 204—208.
- Vermeintliche Ennius-Fragmente bei Livius.** Von J. Vahlen. S. 268—274.
- Über Platon's Lysis.** Von J. Kvičala. S. 275—284.
- und S. 589—591. 591. 592.
- Anmerkung zu dem vorstehenden Aufsätze.** Von H. Bonitz. S. 285—287.
- Weitere Erörterungen über das Wesen der Aspiraten, in Bezug auf die Abhandlung des Hrn. Prof. Brücke über die Aspiraten des Altgriechischen und des Sanskrit.** Von Rudolf v. Raumer. S. 353—362.
- Über die Bedeutung von *κρυπιδιος* im Homer.** Von J. La Roche. S. 363—368.
- Über die Übung im Lateinsprechen am Gymnasium.** Von F. Hochegger. S. 368—372.
- Über Ansbert's Bericht vom Kreuzzuge des Kaisers Friderich I.** Von Max Büdinger. S. 373—388.
- Der sogenannte dritte messenische Krieg und andere gleichzeitige Ereignisse.** Von Dr. A. Goebel. S. 445—468.

- Zur Literatur des M. Porcius Cato. Von J. Vahlen. S. 469—489.
 Über Etymologie und Bedeutung der Präposition *stne*. Von Dr. E. Goebel. S. 490—494.
 Über Ennius - Fragmente bei Livius. Von Dr. E. Goebel. S. 495—500.
 Entgegnung. Von J. Vahlen. S. 500.
 Sprachunterricht und Sprachforschung. Von Dr. Frz. Miklosisch. S. 501—504.
 Über den Schluss des Cap. I. im Agricola des Tacitus. Von J. Meister. S. 593—604.
 Zur Texteskritik des Aeschylus und Sophokles. Von J. Kvičala. S. 605—606.
 Über den Gebrauch und die Bedeutung der iterativen Imperfecta und Aoriste im Griechischen. Von Emanuel Týn. S. 677—695.
 Über den Begriff *δαμων* in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Ad. Wahrmund. S. 761—783.
 Nocheinmal über das Prooemium zu Tacitus' Agricola. Von J. Vahlen. S. 784. 785.
 Vortrag, gehalten bei der Schillerfeier des k. k. akad. Gymnasiums zu Wien. Von Dr. K. Reichel. S. 841—848.
 Erziehung und Unterricht mit Rücksicht auf Gymnasien. Von Gustav Lindner. S. 849—858.
 Zusatz zu der vorstehenden Abhandlung. Von H. Bonitz. S. 858—870.
 Über die allmähliche Heranbildung der Selbständigkeit bei der Gymnasialjugend. Von St. Cholava. S. 870—878.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

- Aeschylus tragoediae. Recogn. G. Dindorf. Lipsiae, Teubner, 1857, ed. 3. angez. v. A. Ludwig. S. 51—70.*
 — —, *quae supersunt tragoediae. Vol. I. Sect. I, Agamemno. Recens. H. Wettl. Giessae, J. Ricker, 1858. angez. v. A. Ludwig. S. 121—127.*
 Ambros (Dr. A.), Der Dom zu Prag. Prag, André, 1858. S. Mittheilungen der k. k. Centralcommission.
 Baldo (Jac.), *S. J. Carmina Lyrica. ed. Fr. Hipler. Monasterii, Theissing, 1856. angez. v. Dr. A. Goebel. S. 225—226.*
 Benseler (Dr. G. Ed.), Griechisch-deutsches Schulwörterbuch zu Homer, Herodot, Aeschylus u. s. w., soweit sie in Schulen gelesen werden. Leipzig, B. G. Teubner, 1859. angez. v. K. Schenkl. S. 389—404.
 Bezzenberger (Dr. H. E.), Regeln für die deutsche Rechtschreibung. 2. Aufl. Cassel, J. G. Luckhardt, 1859. angez. v. R. v. Raumer. S. 720—722.
 Bippart (G.), Hellas und Rom. Ein Grundriss des Alterthums für die studierende Jugend. Prag, Fr. Tempsky, 1858. angez. v. G. Bippart. S. 640.
 Blanc (Dr. L. G.) Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Von Dr. A. Diesterweg. 7. Aufl. 3 Bde. Braunschweig, A. Schwetschke und Sohn, 1856. angez. v. A. Steinhauser. S. 404—418.
 Bock (Fr.), S. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte. S. 655.

- Böttcher (C.)**, Der Baumkultus der Hellenen nach den gottesdienstlichen Gebräuchen und den überlieferten Bildwerken dargestellt. Berlin, Weidmann, 1856. angez. v. G. Bippart. S. 548—550.
- Burkhardt (Jak.)**, S. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte. S. 652.
- Cäsar (Julius)**, Vollständiges Wörterbuch zu den Werken des. S. Crusius.
- Crusius (G. Chr.)**, Vollständiges, griechisch-deutsches Wörterbuch über die Gedichte des Homers und der Homeriden u. s. w. 5. Aufl. Von Dr. E. E. Seiler. Leipzig, 1857. Hahn. angez. v. Dr. K. Schenkl. S. 505—512.
- —, Vollständiges Wörterbuch zu den Werken des Julius Cäsar. 5. Aufl. Hannover, Hahn, 1857. angez. v. L. Vielhaber. S. 879.
- Diesterweg (Dr. A.)**, Handbuch des Wissenswürdigsten s. Blanc.
- Döllinger (Joh. Jos. Ign.)**, Heidenthum und Judenthum. Vorhalle der Geschichte des Christenthums. Regensburg, Manz, 1857. angez. v. G. Bippart. S. 553. 554.
- Förster (Ernst)**, s. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte. S. 654.
- Frapporti (Gius.)**, *Degli esercizi di estetica analitica prescritti nel ginnasti. Milano 1858.* angez. v. W. Volkmann. S. 245—248.
- Fritsch (E. A.)**, Philologische Studien. 2. Theil. s. Fritsch, Vergleichende Bearbeitung u. s. w.
- —, Vergleichende Bearbeitung der griechischen und lateinischen Partikeln. Gießen, J. Ricker, 1858. angez. v. J. Kvičala. S. 513—528.
- Gatti (F.)**, Geographische Bestimmung der Lage und Verhältnisse geschichtlich merkwürdiger Orte und Territorien. Wien, Beck, 1857. angez. v. M. Büdinger. S. 723. 724.
- Giesebrecht (Wilhelm)**, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 2. Bd. 2. Lieferung. Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 1858. angez. v. M. Büdinger. S. 79.
- Guhl (E.)**, s. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte. S. 652.
- Hartmann (Dr. O. E.)**, Der *Ordo Judiciorum* und die *Judicia extraordinaria* der Römer. 1. Thl. Göttingen, Vanderhök u. Ruprecht, 1859. angez. v. L. Lange. S. 306—309.
- Hefner**, s. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte. S. 652. 653.
- Heider (Dr. G.)** und **Eitelberger (Prof. R. v.)**, Mittelalterliche Kunstdenkmäler des österreichischen Kaiserstaates. Stuttgart, Ebner. angez. v. R. v. Eitelberger. S. 237. 238.
- Herodoti, Halicarnassensis Musae. ed. J. C. F. Bähr. ed. 2. Lipsiae. Hahn, 1856—1859.** angez. v. Th. Gomperz. S. 808—818.
- Herodotos**, erkl. v. Heinr. Stein. 2. Bd. Berlin, Weidmann, 1857. angez. v. Th. Gomperz. S. 809—816.
- Herodotus, The History of, a new English version etc. etc. by G. Rawlinson. London, J. Murray, 1858—59.** angez. v. Th. Gomperz. S. 818—829.
- Homeri odysseae Epitome, ed. Fr. Pauly, P. I. lib. I—XII. Prag. Tempsky, 1859.** angez. v. J. La Roche. S. 209—224.
- Homeros** (Handwörterbuch über die Gedichte des) s. Crusius und Seiler.
- Hoyer mann (F.)**, Geographisch-historischer Wegweiser. (Mittelalter und Neuzeit). Altona, Mentzel, 1858. angez. v. M. Büdinger. S. 723—724.

- Jahrbuch der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler.** III. Bd. Wien, Braumüller, 1859.
s. Mittheilungen der k. k. Centralcommission.
- Jakob.** s. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte. S. 654.
- Kopp (Dr.),** Römische Kriegsalterthümer. — R. Staatsalterthümer. — R. Privatalterthümer. Berlin, J. Springer, 1858. angez. v. K. Reichel. S. 138—140.
- Kreuser (J.)** s. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte. S. 655.
- Kugler (Frz.),** s. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte. S. 648—651.
- Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte.** (Übersicht der jüngsten Literatur auf dem Gebiete der mittelalterlichen). Von R. v. Eitelberger. S. 229—239. 643—655.
- Laib.** s. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte. S. 654.
- Lindner (G. A.)** Lehrbuch der empirischen Psychologie nach genetischer Methode. Cilli, Jeretin, 1858. angez. v. W. Volkmann. S. 562—566.
- Lorenz (Dr. J. R.)** Parallelo-chromatische Tafeln zum Studium der Geologie. Gotha, Perthes, 1858. angez. v. C. Peters. S. 140—145.
- Lübke (Wilh.),** s. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte. S. 652.
- Meiring (Dr. M.),** Lateinische Schulgrammatik. s. Siberti.
- Meyer (Dr. Joach.),** Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. Sendschreiben an Dr. H. Viehoff. Nürnberg, 1858. angez. v. R. v. Raumer. S. 227—229.
- Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler.** Red. v. K. Weiss. Wien, W. Braumüller, 1858. S. 229—237.
- Munk (Dr. Ed.),** Geschichte der römischen Literatur für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten. 1. Thl. Berlin. F. Dümmler, 1858. angez. v. J. Vahlen. S. 288—306.
- Nägelsbach (Dr. C. Frdr.),** Die nachhomerische Theologie bis auf Alexander. Nürnberg, Geiger, 1857. angez. v. G. Bippart. S. 550—553.
- Otto (Heinr.)** s. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte. S. 654.
- Palmer (Prof. Dr. v.)** und Prof. Dr. Wildermuth. s. Schmid (K. A.)
- Passavant (J. D.).** s. Kunstarchaeologie u. Kunstgeschichte. S. 647. 648.
- Peter (Dr. C.),** Zeittafeln der griechischen Geschichte u. s. w. 2. Aufl. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1858. angez. v. Prof. Aschbach. S. 137. 138.
- Piper.** s. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte. S. 653.
- Platon's ausgewählte Schriften.** Für den Schulgebrauch erkl. v. Dr. Chr. Cron. 1. Thl. (Vertheidigungsrede des Sokrates u. Kriton). Leipzig, B. G. Teubner, 1857. angez. v. A. Ludwig. S. 696—699.
- Platon's ausgewählte Schriften.** Für den Schulgebrauch erkl. v. Dr. Chr. Cron. 2. Thl. Gorgias; erkl. v. Dr. J. Deuschle. Leipzig, B. G. Teubner, 1859. angez. v. H. Bonitz. S. 786—808.
- Platon's Gorgias mit Einleitung und Anmerkungen** v. Ed. Jahn, Wien, C. Gerold's Sohn, 1859. angez. v. A. Ludwig. S. 607—613.

- Platon's Laches und Kriton.** Erläutert v. F. Zimmermann. Erlangen, Bläsing, 1858. angez. v. A. Ludwig. S. 699—700.
- Preller (C.), Römische Mythologie.** Berlin, Weidmann, 1858. angez. v. G. Bippart. S. 636—640.
- Pütz (W.), Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung u. s. w.** 3. Aufl. Freiburg i. Br., Herder, 1859. angez. v. A. Steinhauser. S. 560—561.
- Quast (E. V.) s. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte.** S. 653.
- Reichel (Dr. Karl), Mittelhochdeutsches Lesebuch für Gymnasien.** Wien, C. Gerold's Sohn, 1858. angez. v. H. Marceta. S. 70—78.
- Reichersperger. s. Kunstarchaeologie u. Kunstgeschichte.** S. 655.
- Rheinhard (H.), Karte von Gallien und Britannien für die Lectüre, von C. J. Caesars gallischem Kriege.** Stuttgart, Liesching, 1858. angez. v. L. Vielhaber. S. 557—560.
- Riedl (A. M.) Magyarische Grammatik.** Wien, W. Braumüller, 1858. angez. v. J. Schröer. S. 130—136.
- Sacken (Ed. Frhr. v.), Die vorzüglichsten Rüstungen und Waffen der k. k. Ambraser-Sammlung.** Wien, W. Braumüller. s. Mittheilungen der k. k. Centralcommission.
- Salzenberg (W.) s. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte.** S. 653.
- Sanders (Dr. X.) Wörterbuch der deutschen Sprache. 1. u. 2. Lfg.** Leipzig, Wigand, 1859. angez. v. R. v. Raumer. S. 624. 625.
- Schacht (Theod.), Kleine Schulgeographie. 8. Aufl.** Mainz, C. G. Kunze, 1859. angez. v. A. Steinhauser. S. 893—896.
- Schacht (Theod.), Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit u. s. w.** Mainz, C. G. Kunze, 1859. angez. v. A. Steinhauser. S. 896—904.
- Schade (Theod.), Illustrierter Hand-Atlas u. s. w. im Vereine mit Ehrenfried, Leeder u. Leutemann. 25 Bl. 1. Lfg.** Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859. angez. v. A. Steinhauser. S. 309—313.
- Schilbe (A.), Prüfung der Regeln für deutsche Rechtschreibung. Mit einem Gutachten von A. F. C. Vilmar.** (Marburg, Elwert, 1859. angez. v. R. v. Raumer. S. 720—722.
- Schiller, (zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Textes von) s. Mayer (Dr. Joach.)**
- Schmid (K. A.), Encyklopaedie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Unter Mitwirkung v. Prof. Dr. v. Palmer und Prof. Dr. Wildermuth.** Gotha, Besser, 1859. angez. v. H. Bonitz. S. 727—744.
- Schmittenner (Fr.), Kurzes deutsches Wörterbuch. s. Weigand.**
- Schnaase (Karl), s. Kunstarchaeologie u. Kunstgeschichte.** S. 651. 652.
- Schultz (Dr. F.), Lateinische Synonymik. 3. Aufl.** Paderborn, Schöningh, 1856. angez. v. L. Vielhaber. S. 613—619.
- Schultz (Dr. Ferd.), Kleine lateinische Sprachlehre. 5. Aufl.** Paderborn, Schöningh, 1858. angez. v. L. Vielhaber. S. 700—714.
- Schwarz. s. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte.** S. 654.
- Seiler (Dr. E. E.), s. Crusius.**
- Siberti (M.), Lateinische Schulgrammatik. Neu bearb. v. Dr. M. Mei-**

- ring. 12. Aufl. Bonn, Habicht, 1857. angez. v. L. Vielhaber.
S. 700—714.
- Siebelis (Joh.), *Tirocinium poeticum*. 4. Aufl. Leipzig, Teubner, 1858.
angez. v. L. Vielhaber. S. 128—130.
- Simony (Friedr.), Panorama des nordkrainerischen Beckens. Wien,
Wallishausser (J. Klemm), 1859. angez. v. A. Steinhauser.
S. 239—245.
- Spiller (Ph.), Das Phantom der Imponderabilien in der Physik. Posen,
E. Rehfeld, 1858. angez. v. K. Robida. S. 145—150.
- Springer (Dr. A.) s. Kunstarchaeologie u. Kunstgeschichte.
S. 654.
- Staedler (Dr. G. L.), Lehr- und Handbuch der allgemeinen Geographie.
Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859. angez. v. A. Steinhauser.
S. 655—665.
- Viehoff (H.), Handbuch der deutschen Nationalliteratur. 2 Thle. in
1 Bd. Braunschweig, Westermann, 1859. angez. v. Dr. K. Reichel.
S. 630—635.
- Völter (Daniel), Grundriss der Geographie. 2. Aufl. der Elementar-
Geographie. Eßlingen, C. Weichardt, 1859. angez. v. A. Stein-
hauser. S. 724—727.
- Vogel (Dr. C.) und Delitsch (O.), Wandkarten der Hemisphären auf
Wachstuch. Leipzig, Hinrich's, 1859. angez. v. A. Steinhauser.
S. 829—832.
- Wägen (Dr. G. F.), s. Kunstarchaeologie und Kunstge-
schichte. S. 646. 647.
- Weigand (Frdr. L. K.), Deutsches Wörterbuch. 3. Aufl. v. Fr. Schmitt-
henners kurzem deutschen Wörterbuche. 1. u. 2. Bd. Gießen,
Riecker, 1857. angez. v. R. v. Raumer. S. 625—630.
- Welcker (Fr. G.), Griechische Götterlehre. 1. Bd. Göttingen, 1857.
angez. v. G. Bippart. S. 540—548.
- Weiss (Herm.) s. Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte.
S. 652.
- Wildermuth (Prof. Dr.) und Palmer (Prof. Dr. v.), s. Schmid (K. A.)
- Wolf (St.), Lateinische Elementar-Grammatik für die 1. und 2. Classe
der österr. Gymnasien. Wien, Seidel, 1859. angez. v. Dr. K.
Reichel. S. 529—539.
- Wolf (Steph.), Lateinisches Übungsbuch für die 1. Classe der k. k.
österr. Gymnasien. Wien, L. W. Seidel, 1859. angez. v. F. Hoch-
egger. S. 715—719.
- Wurm (Chr. Fr. L.), Wörterbuch der deutschen Sprache. 1. Bd. Frei-
burg i. Br., Herder, 1858. angez. v. R. v. Raumer.
S. 619—624.
- Zeifs (Dr. Gust.), Lehrbuch der allgemeinen Geschichte vom Stand-
puncte der Cultur. 3. Thl. Weimar, Böhlau, 1848. angez. v. G.
Bippart. S. 555—557.
- Zingörle (J.), Fresken von Runkelstein. Innsbruck, 1857. S. Mit-
theilungen der k. k. Centralcommission.
- Zippe (F. X.), Lehrbuch der Mineralogie mit naturhistorischer Grund-
lage. Wien, W. Braumüller, 1859. angez. v. F. S. Peters.
S. 905—913.

Dritte Abtheilung.

Verordnungen für die österreichischen Gymnasien.

Erlass vom 8. August 1859. Bestimmung bezüglich des Malses, in welchem die deutsche Sprache an den Gymnasien als Unterrichtssprache zu gelten hat. S. 745.

Statistik.

Statistische Übersicht über die österreichischen Gymnasien und Realschulen am Schlusse des Schuljahres 1858/59. Heft XII der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. 1859.

Personal- und Schulnotizen.

(Mit Einbezug der Personen- und Ortsnamen in den Miscellen.)

Adam, Vinc. 165. Agardh, Dr. K. Ad. 253. Aichenegg, Ludw. 666. Aitenberger, Dr. Al. 152. Akademie, k. k. Orient., Stiftungsplätze. 571. Alagics, Dr. Antal. 585—586. Albrecht, P. Faustin M. 572. Allé. Moriz. 568. Allegri Karl. 249. Althan-Jonas'sches Stip. 570. 751. Althan-Ruhland'sche Stip. 252. Althan-Ruhland'sche Musik-Stip. 916. Ammerling, Frdr. 153. Ampferer, Jos. 746. Authofer, Dr. Frdr. 571. Apelt, Dr. Ernst. 836. Arbter, Emma Wanda v. 155. Arndts, Dr. Ludw. 833. Arneth, Dr. A. 154. Arnim, Elisabetha v. 282. Arnstein, Adam Isaak. Stift. 751. Arnstein'sches Stip. 836. Auspitz, Jos. 833. **Bach**, Jos. 836. Bädcker, Karl. 754. Bäuerle, Adolf. 753. Balassa, Dr. Joh. v. 250. Bankowski, Basil. 666. Bargezi, Ferd. 419. Bartkowski, Ant. 249. Battaszecker, Stip. 420. 836. Baudrak, Andr. 87. Bauer, Joh. 567. Beisler, Herm. v. 754. Bell, Dr. 317. Bender, Dr. 753. Berger, Jos. 86. Bernard, Dr. Claude. 915. Bettina. 252. Biehl, P. Heinr. 420. Biehl, Wilh. 325. Bisenz, Dr. Ant. Stip. 154. Bischoff, Dr. Ferd. 86. Blanchard, Heinrich. 155. Blodig, Dr. Hermann. 834. Bocries'sches Stip. 252. Boitard, Pierre. 752. Bon, Frz. Aug. 154. Bona, Pasqual. 152. Bonatelli. 344—346. Boniforti, Carlo. 152. Bos, du, Freiherr du Thil. 571. Bradaška, Frz. 92 93. Brandes, Dr. Karl. 572. Braun, Dr. Wilh. 746. Bredmann, Joh. 253. Bretschneider, Frau Maria Hedw. Mardelli. Stip. 751. Bright, Dr. Rich. 154. Brugger, Frz. 750. Bürgermeister, Wiener. Stip. 751. Bülow, Frd. 836. Bulgarin. 753. Buse, Dr. Adolf. 154. Buswald, Dr. Dominik. 341. **Cannabich**, J. G. Frdr. 317. Capolino. 154. Carena, Caval. Giac. 318. Castini, Alois. 151. Čegani, Cajet. 748. Cels, C. 317. Chełmecki, Johann. 666. Chevalier, Ludwig. 746. Chlumetzky, Peter Riter v. 767. 835. Chmel, Joseph. 88. Christ, J. L. 574. Chudý, Joh. Paul. 747. Chytil, Dr. Jos. 667. 835. Cindro, Hieronym. 833. Colla, Karl. 181. Collin'sches Stip. 252. Comstock, Dr. John L. 154. Croff, Giov. Batt. 152. Csausz, Dr. Martin. 315. Čsorba, Dr. Jos. 88. Curioni, Julius Nobile. 250. Curteis, Thom. Isaac Honsley. 155. Czech'sche Stip. 252. Czerny, P. Joh. 318. Czörnig, Karl Freiherr v. 87. 568. 915. Czyniański, Dr. Emil. 419. **Dalmatinisches** Stip. 154. Dawidowský, Frz. 667. Deinhardstein, J. L. 669. Del Rosso. 88. Desewffy, Graf Emil. 153. Diebel, Frz. 315. Dieterici, F. F. W. 669. Diell, Dr. 749. Dirichlet, Prof. 571. Dittrich, Dr. Frz. v. 752. Dlauhy, Dr. Joh. 152. Dorda, Adam. 249. Drbal, Dr. M. A. 583. 584. Dubský, Joh. Gottfr. 568. Dudik, Dr. Beda. 835. Dugnoni, Davide. 152. Dupressoir, Fr. Jos. 318. Dworžak, Ant. 151. Dworžak, Dr. Jos. 833. 834. **Eberhard**, Konr. 318. Edlauer, Dr. Frz. 843. Egger, Dr. Frz. 834. Eisele, Karl. 746. Ellinger, Dr. Jos. 834. Elvert, Christian d'.

749. Embacher, Augustin. 152. Emerich'sches Stip. 252. Engel, Joh. 666. Engelhard'sche Stip. 252. Engert, Erasm. 250. Eötvös, Jos. Frhr. v. 153. Ettingshausen, Andr. Ritter v. 152. **Falge**, Hubert. 567. Fanta, P. Crescenz. 250. Feller, Dr. F. E. 753. Felsmann, Jos. 747. Ferdinandeis'sche Stip. 252. Ferdinandeis'sche Musik-Stip. 916. Fessler, Dr. Jos. 153. 830. Fichna, Anton. 314. Fick, L. 155. Ficker, Dr. Adolf. 834. Fischer, Jos. Ant. 318. Fischer'sche Stip. 252. Flamminger, Ferd. 747. Flir, Mons. Anton. 318. Flüggen, Gisb. 733. Forti, Ant. 669. Franceschini, Hieron. 155. Frankl, Dr. L. A. 250. Franz I., Kaiser. Stip. 916. Frauenfeld, Georg 9'4. Freitag, v. 318. Frieder, Jos. Stip. 570. Fuchs, Paul. 747. Führich, Jos. 153. Fufs, Karl. 160. **Galambos**, Dr. Mart. 748. Gaullieur, Prof. 571. Gaupp, Dr. E. Th. 572. Gauzer, Joh. 581. 582. Gehlicka, Paul. 573. 574. Geisler'sche Stip. 252. Gerdes'sches Stip. 252. Geyling, Frz. 249. Glaser, Dr. Jul. 834. Glaubrecht, Otto. 836. Glock, Mich. 747. Gnad, Ernest. 249. Göth, Dr. Georg. 748. Gogola, Dr. Joh. 833. Goldberg'sches Stip. 252. Golub, Alois. 151. Gori, Peter. 250. Gorini, Const. 319. Gotthard, Franz. 567. Grailich, Dr. Jos. 153. 753. 755—760. Gschwandner, Dr. Sigm. 152. Graßl, Dr. Ignaz. 152. 834. Gredler, M. 160. Grillparzer, Dr. Franz. 835. Güller'sches Stip. 252. Günsburg, Dr. Frdr. 669. Guttenstein'sches Stip. 252. **Haan**, Ludw. Frhr. v. 834. Hagmann, Leop. 747. Haidenburs'sches Stip. 252. Haidinger, Wilh. 835. Haimerl, Dr. Frz. 833. 834. Haláss, Casp. 252. Hallam, H. 252. Halm, Frdr. 914. Hamilton, W. R. 669. Hammerle, Al. Jos. 834. Handels- und naut. Akad. Stip. 668. Handelsakademie, Wiener. Freizüglingsplätze. 836. Hannimann, Gustav. 747. Hanslik, Jos. Ad. 253. Haslberger, P. Gregor. 155. Hauler, Dr. J. 323. Hayduk, Joh. 666. Heinrich, Ant. 747. Herbek, Emanuel. 420. Hinár, Joh. 253. Hingenau, Otto Frhr. v. 834. Hinterberger, Jos. 154. Hlubek, Dr. Frz. 250. Hochegger, Dr. Frz. 748. Hochstetter, Ferd. 914. Hock, Dr. Karl Ritter v. 268. Hodich, Frz. 747. Höfken, Dr. Gust. 834. Hönigsberg. Ferd. Edler v. 253. Hörak'sches Stip. 836. Hörnes, Dr. Moriz, 748. Hofer, Karl. 567. Hoffmann. 753. Hofsängerknaben-Plätze. 571. Hollub, Jos. 746. Holzinger, Karl. 249. Horner, Frdr. 747. Horny, Dr. Ant. 914. Houška, Jos. 747. Hubený. 346. Humboldt, Alex. v. 571. Hunt, James Henry Leigh. 752. Hutter, Ant. 152. Hyrtl, Dr. Jos. 915. **Imre**, Laurenz. 567. Irinyi. Jos. 253. **Jahn**, Eduard. 746. Jeitteles, L. H. 164. 165. Jeitteles, Ludw. 567. Jellačić, Graf. Jos., v. Bužim. 571. Jireček, Jos. 419. Johann Baptist, Sr. k. k. Hoheit Erzherzog. 571. John, P. Jos. Cöl. 88. Johnson, John. 317. Jonák, Dr. Eberhard. 87. Josephstädter pädagog. Stip. 751. Juschitz'sches med. Stip. 252. **Kämpf**, Saul Isaak. 914. Kärle, Dr. Jos. 152. Kalessa, Dr. Frz. 834. Kaltenbrunner, Carl Adam. 250. Kandernal, Frz. 567. Karajan, Dr. Th. v. 748. 749. 915. Karas, P. Blas. 89. 90. Keller, Dr. Gust. 834. Kerekjarto, Joh. 567. Kicki, Jos. 747. Kielmannsegg'sche Stiftgspl. 201. 751. Kirchsteiger, Math. 836. Kirchberger'scher Stiftpl. 252. Kifs, Frz. v. 669. Kiss, Lajos. 586. 746. Kittel, Ed. 151. Klampfl, Ernest. 153. Klaucek, Wenz. 746. Kleibl, Joseph. 314. Klein, Albert. 568. Kleyle, Dr. K. Ritter v. 253. Klicpera, Wenz. Clem. 753. Klucák, Heinr. 249. Knaff'sche Univ. Stiftungen. 571. Knapp, Dr. v. 572. Knapp, Benedict. 567. Köchy, Adalb. 568. Kögler, Ed. 568. Kögler, Dr. Wilh. 86. Kolisko, Dr. Wzl. 834. Koller, Dr. Mar. 567. Kondor, Gust. 166. Koppmayer, Joh. Andr. Stiftung. 571. Kořinek, Frz. 747. Korneuburg'sches Stip. 916. Kornhuber, Dr. 159. 160. Kortüm, Dr. 572. Kosvitzky, Max. 752. Kott, Frz. 746. Kotterba, Karl. 752. Koželka, Dr. Wenz. 568. Krammer, Dr. K. 152. 834. Krasinski, Sigism. Graf v. 317. Kraska, L. M. 328. Krátký, Dr. Wenzel. 833. Kraus, Dr. Vinc. 746. Kregcz, Emanuel. 314. Kreil, Dr. K. 152. Krenn, Ed. 834. Kreuzberger, Dr. Jos. 834. Kreutzer'sche Stiftgspl. 252. Kreuzer, Jos. 314.

Kriechbaum, Theresia v. Stiftungspl. 751. Krichenbauer, Ant. 747. Krombholz, Ant. 151. Kromperger, Ant. 836. Krygowski, Ant. 666. Kuneš, Dr. Adalb. 86. Kunz, Karl. 331. Kunzek, Dr. Aug. 834. Kuranda, Ignaz. 915. Kurzak, Dr. Frz. 152. Kutschker, Se. Hochw. Dr. J. B. 152. 833. Kvičala, Joh. 914. **Landrock**, P. Frdr. 314. Langer, Alois. 151. Leben, Dr. Matthias. 87. Leeber'sche Stift. 252. Leidenfrost, Dr. Rob. 163. Lelong, Jean Jos. Marie. 155. Lenhossek, Dr. Jos. v. 748. Lewinski, Heinr. 582. 583. 666. Leydolt, Dr. Franz. 572. Lieder, Friedr. 572. Lilienburs'sches Stip. 252. Limberger, Joh. 666. Lindner, G. A. 347. 348. List, Dr. Ed. 834. Liszt, Franz. 419. Lodron'sches Colleg. Mariano-Rupertinum. 749. Löschner, Dr. Joseph. 834. Löwenburg'scher Convictsplatz. 570. 916. Lorenz, Anton. 667. Lukas, Dr. Franz. 568. Lusser, Dr. 752. **Madiera** (Md.). 576. 577. Madini, Ant. 420. Madrazo, Josè de. 571. Majerhold, Ant. 748. 749. Malfatti, Dr. Joh. v. Montereaggio. 753. Maloch, Ant. Z. 331. Managetta'sches Stip. 836. Manussio, Theodor. 154. Marn, Jos. 833. Martin, Anton. 314. Mattiello, Joh. 314. Mauermann, Dr. Frz. Jos. 318. Maufs, Albin. 747. May, Andr. 321. Mayer, S. M. 749. Maycer'sches Stip. 252. Mayr, Ferd. 752. Mayr, Dr. Rup. 250. Mayr, Se. Hochw. Theophil. 154. 155. Meggiolaro, Eugen. 747. Meiller, Dr. Andr. v. 315. Melkus, Dr. Mich. 834. Mesič, Matth. 667. Metternich-Winneburg, Clem. Lothar Wenz. Fürst v. 572. Meyerhofer'sches Stip. 252. Millesimo'scher Stiftspls. 252. 570. 751. Miskolczy, Karl. 667. Mitterbacher, A. J. 253. Mösmers, Jos. 152. Molitor'sches Stip. 252. Molnár, S. 160. Monti, Ant. 151. Moshammer, Karl. 747. Mühlfeld, Dr. Eug. Megerle v. 834. Müller, Johann. 249. Müller, Dr. Jos. 748. Münch-Bellinghausen, Dr. Elig. Frhr. v. 835. 914. Mur, Joh. 151. Musard. 318. Muys, Dr. Gottfr. 250. **Nägelsbach**, K. Frdr. v. 420. Nagy, Joh. 315. Nagy, Mich. 152. Nalepa, Aug. 314. Namias, Cr. Hyacinth. 667. Namieski'sches Stip. 252. Nafsi, Joh. 747. Navratil, J. 160—167. Nellesen, Leonh. 571. Neuberg, Joh. Heinr. Ritter v. 752. Neumann, Dr. Leopold. 833. 834. Nogáll, Karl. 667. Nowotný, Eduard. 567. **Obenaus'sches** Stip. 317. Oeser, Rud. Ludwig. 836. Ober-Rummel'sche Stip. 668. Osann, Dr. Fr. Gotth. 88. Osburg'sches Stip. 252. **Pacher'sche** Stip. 252. Pachmann, Dr. Theod. 833. 834. Pandura, Frz. 151. 747. Pankrat'sche Musik-Stip. 916. Papen, v. 155. Pauly, Frz. 89. Pauli, Leop. de. Stip. 915. Pavesi, Dr. Angelo. 86. Peitler, Se. Hochw. Anton. 314. Perkmann, Paul. 748. Peschek, Dr. Christ. 836. Pešina, W. M. Ritter v. Čechorod. 571. Pfeil, Dr. W. 753. Phillips, Dr. Georg. 833. Pielecki, Ven. 914. Pitschmann, P. Herm. 151. Pocksteiner'sches Stip. 836. Pozzi, Jos. 86. Prandis-Körber'sches Stip. 252. Prati, Bartol. 152. Prechtler, Otto. 250. Prescott, W. H. 253. Prihonski, Dr. Frz. 155. Puntschart Dr. Val. 666. Purgstaller. 343. Pyhr'sche Stip. 252. **Quandt**, J. Gottl. v. 572. **Radie**, Joh. v. Stip. 751. 836. Raindl, Dr. Em. 834. Ranzo, Cavaliere. Andr. 155. Raschke, Manuel. 574—576. Rafsmann. 752. Raumer, v. 752. Rechberger'sche Stip. 252. 916. Reichel, J. 577—579. Restani, Joh. 419. Riedwald, Max v. 571. 572. Riegler, Frdr. 315. Rilke, Ign. 88. Ritter, Dr. Karl. 754. Robida, Prof. 319. Rokitanski, Dr. Karl. 87. Rommel, Dr. Chr. 252. Rosellini (Fantastici-Massimina). Rosenburs'sche Stip. 252. Rosenburs-Hunter'sches Stip. 252. Rosenburs-Leitgeber'sches Stip. 252. Rosenburs-Pohlhaim'sches Stip. 252. Rofs, Dr. Ludw. 752. Rossi, Dr. Ludw. 567. Roth, Dr. Anton. 746. Rothschild, Salomon Mayer. Frhr. v. Stip. 317. 668. Royt, Wenzel. 567. Rumpf'sches Stip. 252. **Šach**. 342. Šafařík, Adalb. 315. Salducci, Dominik. 151. Salomon, Joh. 834. Sangiovanni, Ant. 152. Schädlin. 754. Schaeyes, Ritter. 155. Schebek, Frz. 151. Schelivski. 315. Schellenburg'sche Stift. 88. 570. 751. Schenach, Se. Hochw. Dr. Georg. 572. Schenek, Steph. 747. Schenk, Steph. 666. Scherzer, Dr. Karl. 748.

Schickmayr, Joh. Frz. 751. Schiel, Dir. Sam. 333—340. Schiestl, Dr. Leop. 834. Schindler, Ant. 747. Schlechta, Frz. Frhr. v. 568. Schlechta, Ottokar. Frhr. v. 153. Schlesisch-Bursa'sche Stip. 252. Schlichtegroll, Nathan v. 753. Schmidt, Ferd. 914. Schmied, Frz. 152. Schmuck, Jos. 754. Schneider'sches theol. Stip. 252. Schöning, K. W. v. 318. Schrey, Thom. 666. Schrötter, Ant. 748. Schroff, Dr. K. 153. Schubert, Ferdinand. 253. Schützenberger. Frdr. 253. Schuler, Dr. Joh. 754. Schulheim, Jos. v. 834. Schuller, Karl. 833. Schuster, Fr. Traug. 329. Schwab, Dr. Erasm. 91. 92. Schwandner'sche Familienstift. 252. Schwetz, Dr. Joh. 152. Seback, Dr. Vinc. 152. 153. Seback, Dr. Vinc. 833. Sekaušek, Aug. 87. Sendtner, S. Otto. 420. Seyfs, Karl. 92. Siccardsburg, von. 153. Sieberer, Maur. 315. Siegel, Dr. Heinr. 833. Sielecki, Leo v. 666. Simonetti, Ludw. 667. Sláby, Frz. 315. Slavik, Frz. 249. Sobola, Joh. 86. 87. Solecki, Dr. Lucas. 746. Sorbait'sches Stip. 252. Spachta, P. Dom. 571. Spagnol, Luigi. 749. Spitta, Dr. Karl Joh. 754. Spohr, Louis. 836. Springer, Dr. Joh. 152. 834. Stadler, Dr. Jos. Stip. 570. 916. Steger, Jos. 325. Stein, Dr. Lorenz. 834. Steinberger'sches Stip. 252. Steinhaußen, Dr. Ottomar, Ritter v. 346. Stephenson, Robert. 754. Steyskal, Karl. 746. Stiftungsplatz n. ö. an der Theres. Akad. 668. Stolberg, Graf. B. J. zu. 252. Strigl, Jos. 154. Strohbach, Frdr. v. 151. Strohmang'sches Stip. 252. Stroński, Dr. Frz. Ritter v. 568. Stubenrauch, Dr. Mor. v. 833. 834. Stunz, Jos. Hartmann. 668. Stuppan'sches Stip. 252. Susan, Dr. J. A. Stip. 916. Svoboda, Dr. A. V. 584. 585. Svoboda, Dr. Frz. 567. Swoboda, Rud. 420. Szentpétery, Sigm. 154. **Tagliabue**, Frz. 151. Tatty, István. 579—581. Terstenjak, Davorin. 332. Teuffenbach, Freiherrl. v. Stip. 570. Thun-Stiftung (Graf). 315. Thurner'sches med. Stip. 252. Tieftrunk, Karl. 86. Tillberg, Dr. Salomo. 318. Toaldi, Wilh. 747. Tocqueville, Alexis v. 420. Toffoli, Dr. Fr. 166. 167. Tomaschek, Dr. Ed. Ritter v. 834. Toth, Dr. 754. Trampich, Karl. 747. Trani, Dr. Georg. 314. Trapp, Joh. Stip. 916. Troyer v. Aufkirchen'sches Stip. 252. Týn, Emanuel. 329. 746. **Unger**, Dr. Jos. 833. 834. Unruh'sches Stip. 252. Urbański, Dr. Adalb. 568. **Vacani**, Baron. Camillo. 250. Valle, Joh. 249. Valle, dalla, Matthäus. 747. Vávřň, Joh. 567. Vedova, dalla, Jos. 747. Veladini, Dr. Jos. 748. Verbos, Jak. 833. Vergottini, Dr. Nicolò. 753. Vielhaber, Leop. 314. Vinohorský, J. 331. Virgilianisches Stip. 668. 836. Viszanik, Michael v. 152. Vogel, Johann. 249. Voss'sche Mus. Stip. 252. 916. **Wächter**, Ed. Freiherr v. 253. Wagner, Edm. 754. Wagner, Frdr. 318. Wahlberg, Dr. Wilhelm. 834. Walenta, Alois. 567. Walke, John. 572. Waller, Dr. Joh. 834. Wallner, Max. 667. Wallnöfer, Paul. 746. Wappler, Dr. Ant. 152. Wattmann-Marlcamp-Baulieu, Anna Estelle, Freiin v. Stip. 751. Watzel, Dr. Caj. 162. 163. 746. Weber, Dr. Vinc. P. 752. Weichselmann, Anton. 90. 91. Weinhofer, Jos. 668. Weis, J. N. 88. Weiser, Dr. Jos. 250. Weiszl, Dr. Jos. 834. Wenzel'sche Stip. 252. Werndl, Josepha. 315. Wiedensfeld, Dr. Ed. v. 834. Wiedner Stipendistenstelle. 88. Williams, John. 155. Wilkomitzer, Eduard. 746. Windhag'sche Stip. 252. Winkler, Dr. Engelb. 568. Wolf, A. A. Fürstbisch. 253. Wolf, Stephan. 314. Wolf, Theodor. 746. Wondra, Andreas. 747. Wretschko, Dr. Matth. 746. Wurm, C. F. 253. Wurzbach, Dr. Const. v. 568. Wurzinger, Karl. 250. Wyon, Benj. 155. Wysloužil, Dr. Wilh. 666. **Zahn**, Jos. 419. Zahrádka, Adolf. 249. Zalezl. 86. Załuski, Joh. Graf. 568. Zamára, Rob. 748. Zambelli, Peter Nobile. 249. Zambra, Bernardino. 155. Zarich, Steph. 746. Zeithammer, Ant. 746. Zelebor, Joh. 748. Zepharovich, Victor. Ritter v. 568. Zimandy, Ign. 666. Zimmermann, Albert. 153. 914. Zimmermann, Jos. Andreas. 746. Zimmermann'sches Stip. 252. Zimmermann, Joseph. Stip. 915. 916. Zinelli, Fed. Maria. 153. Zingerle, Dr. J. V. 419. Zingerle, P. Pius. 579. Zinner, Frz. Ant. Stip. 751. Zoller'sche Stip. 252.

Die Namen sämtlicher österreichischer Gymnasien (mit Angabe der Zahl der Lehrer und Schüler, der Ergebnisse der Classification, der Maturitätsprüfungen u. s. w.) erscheinen in der statistischen Übersicht, welche das XII. Heft dieses Jahrganges bildet. — Agram. 93. 746. 747. 749; O.-R. 571; Rechts-Akad. 667. — Altenburg (Ungarisch-). Landwirthschaftl. Inst. 751. — Baja. 750. — Bergamo. 151. — Bochnia. 328. 329. — Böhmen. 752. — Böhmisch-Leippa. 162. 163. 746. — Bonn. 250. — Borsoder Com. 315. — Bozen. 160. — Braunau. 346. — Brescia. 249. 344. 345. 346. — Brünn. 165. 420. 569; U.-R. 251. 749. 750. 833; Philos. Lehranst. 315; Techn. Lehranst. 251. 317. 915. — Budweis 747; U.-R. 250; Philos. Lehranst. 571. — Capo d'Istria. 570. 752. — Ceneda. Bischöfl. Sem. 749. — Cilli. 314. 347. 348. — Cremona. 151. — Czernowitz. 314. 317. 577—579. 666. 746. — Eger. 151. 249. 316. 573. 746. — Eperies. Ev. Lyc. 87. — Essegg. 151. 316. — Feldkirch. 343. 344. — Fiume. 249. 316. 567. 746; Naut. Sch. 748. — Fünfkirchen. 581. 582. 585. 586; U.-R. 569. 747; Dom.-Cap. 315. — Görz. 249. 746. 915. — Gran. U.-R. 747. — Gratz. 153. 314. 315. 341. 342. 747; U.-R. 668. 747; R. st. 317; Univ. 748; Joanneum. 250. 748. — Gross-Kikinda. U.-R. 251. 570. — Hallein. Hptsch. 747. — Hermannstadt. 833; Gymn. H. C. 160; Lehrerbildungsanst. 747; Theres. Waisenb. 316. — Hradisch. 570. — Humpolitz. 87. — Igla. 567. 746. — Innsbruck. 249; Hptsch. 152; Univ. 318. 419. 568. 752; Univ. Bibl. 834. 835; Chir. Lehranst. 316. 317. — Jitschin. 331. 332. — Joachimsthal. U.-R. 747. — Kaschau. 91. 92. 567. 746. 747; O.-R. 88. 249. 747; Muster-Hptsch. u. Lehrerbildungsanst. 567. — Klagenfurt. 319. 321. 667; O.-R. 419. 666. — Klausenburg. Chir. Lehranst. 748. — Königgrätz. 331. 667. 668. 746. 750. 752. — Köninghof. U.-R. 314. — Korneuburg. 916. — Krakau. 666; Univ. 87. 316. 419. 568. 749; Sternwarte. 154. 568. — Kremnitz. U.-R. 86. — Krems. Conv. 570. 751. — Kremsmünster. 155. 315. — Kronstadt. Ev. Gymn. 333. 340. — Kun-Sz.-Miklos. 586. 587. — Laibach. 90. 567. 747. 833; Diöces. Lehranst. 87. — Leitmeritz. 151. 249. 250. 746. — Lemberg. Akad. Gymn. 251. 567. 666. 746. 752; Zweites Gymn. 251. 746. 750; O.-R. 666. 747. 750. 914; Univ. 86. 250. 568. 668. 746; Univ. Bibl. 568. — Leoben. Montanlehranst. 751. — Leutschau. 567. 667. 747. — Linz. 152. 419. 583. 584. 752; O.-R. 316. 567. 570. 747. — Lodi. 151. 419. — Lombardo-Venetien. 249. — Lugos. 152. 667. — Mailand. S. Alessandro. 419; O.-R. 86. 748; Istituto d. sc. ed arti. 250; Conserv. d. Mus. 162. — Mantua. 151. 835. — Marburg. 325—328. 332. 333. 584. 585. — Mediasch. Gymn. A. C. 329. — Meran. 579. 718. — Mezö-Kövesd. 315. — Monza. Inst. Bosisio. 321. 322. — Nachod. U.-R. 567. — Nagy-Körös. 667. 746. — Neusohl. 576. 577. 750. — Neustadt (Wiener-). 569; Hpt.- u. U.-R. 569. 915. — Oedenburg. Bened. Gymn. 340. 341; Kath. U.-R. 569. 747. — Ofen. 88. 153. 323—325. 567. 746; O.-R. 87. 567. 666. 747. — Olmütz. 329. 330. 568. 667. 668. 746. 835; O.-R. 251. 253. 317. 568. 747; Theol. Fac. 914. — Padua. Univ. 155. 748; Bischöfl. Sem. 667. — Pancsova. U.-R. 251. 750. 915. — Pavia. 151. Univ. 86. 87. 748. — Pesth. 86. 87; Zweites kath. Gymn. 746; O.-R. 166; Univ. 250. 315. 569. 669. 748. 750; Univ. Bibl. 315; Nat. Mus. 316; Akad. d. Wiss. 153; Thierarznei-Inst. 748. — Pisek. 151. — Prag. Altstädt. Gymn. 89. 752; Neust. Gymn. 89; Kleinseitn. Gymn. 567. 568. 746; O.-R. 86. 151. 153; Univ. 87. 571. 748. 834. 914. — Prefsburg. 567. 574; O.-R. 159. 160. 163. 164. 668; Rechtsakad. 419; Rabbinat-Sch. 250. — Przemysl. 582. 583. 666. — Raab. U.-R. 835; Knaben-Sem. 667. — Rosenau. 752. — Roveredo. 833; U.-R. 666. — Rzeszow. 322. 323. 420. — Salzburg. 160—162. 249. 251. 314. 746; Lehrerbildungsanst. 747; Studienbibl. 568. 570. 834; Dom-Cap. 250; Colleg. Mariano-Rupert. 749. — Sambor. 249. 666. 749. — Sárospatak. Colleg. H. C. 160. —

Schemnitz. U.-G. 747. — Siebenbürgen. 833. — Skalitz. 316. — Sniatyn. Comm. U.-R. 569. — Spalato. 833. — Stanislawow. 666. 749. — Steinamanger. (Szombathely). 586. — Steyr. 315. — Sümegh-Zalaer Com. U.-R. 749. — Szarvas. 579—581. — Szathmár-Németi. Kath. Gymn. 748. 749; U.-G. H. C. 667. — Szombathely s. Steinamanger. — Tabor. U.-R. 314. — Tarnopol. 666. 749; U.-R. 420. 747. — Tarnow. 152. 420. 666. 747. — Temesvár. 343. — Teschen. Kath. Gymn. 249. 746; Evang. Gymn. 574—576. — Tetschen. 315. — Triest. 666. 746. 915; Naut. Akad. 86. 314. — Tropau. 314. 317. 331. 746; O.-R. 151. 164. 165. 249. 569. 747. — Tyrnau. Fürsterzbischöfl. Gymn. 254 ff.; Hauptsch. u. Lehrerbildungsanst. 152. — Ungarn. 746. — Unghvár. 251. 747. — Venedig. 567. 747; Sta. Caterina-Gymn. 747; O.-R. u. naut. Sch. 166. 167. 249. 748; Sem. 153; Inst. d. Wissensch. 667. — Venetien. 835. — Vicenza. 747; O.-R. 314. — Vinkovce. 153. — Waidhofen an der Ybbs. U.-R. 87. 747. — Warasdin. 316. 746. 835. — Werschetz. U.-R. 314. 747. — Wien Akad. Gymn. 314. 316; Schotten-Gymn. 152; Theres. Gymn. 153. 154. 314. 419. 420. 666; Löwenburg'sches Conv. 751; Theres. Akad. 420. 570. 668. 751; O.-R. am Bauernmarkt. 315. 569; O.-R. auf der Landstrasse. 250; O.-R. am Schottenfeld. 570. 666; U.-R. bei St. Anna. 253. 420; Hpt.- u. U.-R. in der Josephstadt. 751; Hpt.- u. U.-R. auf der Wieden. 88; Handelsakademie. 251. 746; Polytechn. Inst. 314. 568. 572. 747. 751. 752. 835; Univ. 87. 152. 153. 568. 572. 753. 755—760. 834. 914; Univ.-Bibl. 750; Sternwarte. 568; Hofbibl. 914. 915; Akad. d. Wissensch. 748. 749; Akad. der bild. Künste. 752. 914; Orient. Akad. 571. 751; Höhere Bildungsanst. bei St. Augustin. 153; Haus-, Hof- und Staats-Archiv. 315; Zoologisches Cab. 748. 914; Mineral. Cab. 748. 752. 755—760; Centralanst. f. Meteorologie. 568; Thierarznei-Inst. 752; Schulbucherverlag. 86. 249. 568. — Zara. 151. 746. — Zengg. 342. 915. — Zircz. 568. — Znaim. 92. 567. 746. — Zombor. U.-R. 750.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Schulprogramme österreichischer Gymnasien und Realschulen am Schlusse des Schuljahres 18⁷⁷/₇₈.

- B. Oberösterreich.** Linz. (Mit e. Abhandl. v. Dr. M. A. Drbal.) Bespr. v. W. Volkmann. S. 583. 584.
- C. Salzburg.** Salzburg. (Mit e. Abhandlung v. J. Navratil.) Bespr. v. Osc. Schmidt. S. 160—162.
- D. Tirol.** I. Bozen. (Mit e. Abhandlung v. M. Gredler.) Bespr. v. Osc. Schmidt. S. 160. — II. Meran. (Mit e. Abhandl. v. P. Pius Zingerle.) Bespr. von Frdr. Müller. S. 579. — III. Feldkirch. (Mit e. Abhandl.) Bespr. v. W. Volkmann. S. 343. 344.
- E. Steiermark.** I. Marburg. (Mit Abhandlungen v. Prof. Jos. Steger und Prof. W. Biehl.) Bespr. v. H. Bonitz. S. 325—328. — (Mit e. Abhandl. v. Davorin Terstenjak.) Bespr. v. J. Feifalik. S. 332. 333. — (Mit e. Abhandl. v. Dr. A. V. Swoboda.) Bespr. v. R. v. Eitelberger. S. 584. 585. — II. Gratz. (Mit e. Abhandl. v. Dr. Dom. Buswald.) Bespr. v. W. Volkmann. S. 341. 342. — III. Cilli. (Mit e. Abhandl. v. G. A. Lindner.) Bespr. v. W. Volkmann. 347. 348.
- F. Kärnthen.** Klagenfurt. (Mit e. Abhandl. v. Prof. Robida.) Bespr. v. J. Grailich. S. 319—321.

- G.** Krain. Laibach. (Mit e. Abhandl. v. Ad. Weichselmann.) Bespr. v. G. Linker. S. 90. 91.
- H.** Böhmen. I. Prag. 1. Altstädter Gymn. (Mit e. Abhandlung v. Fr. Pauly.) Bespr. v. H. Linker. S. 89. 2. Neustädter Gymn. (Mit e. Abhandl. v. P. Blas. Karas.) Bespr. v. G. Linker. S. 89. 90. — II. Böhmisches-Leippa. (Mit e. Abhandl. v. Dr. Caj. Watzel.) Bespr. v. E. Suefs. S. 162. 163. — III. Königgrätz. (Mit e. Abhandl. v. J. Vinohorský.) Bespr. v. J. Feifalik. S. 331. — IV. Jitschin. (Mit e. Abhandl. v. A. Z. Maloch.) Bespr. v. J. Feifalik. S. 331. 332. — V. Braunau. (Mit e. Abhandl. v. Hubený.) Bespr. v. W. Volkmann. S. 346. 347. — VI. Eger. (Mit e. Abhandl. v. P. Gehlicka.) Bespr. v. Ed. Suefs. S. 573. 574.
- L.** Mähren. I. Brünn. (Mit e. Abhandl. v. V. Adam.) Bespr. v. K. Hornstein. S. 165. 166. — II. Olmütz. (Mit e. Abhandl. v. Em. Týn.) Bespr. v. Alfr. Ludwig. S. 329. 330. — III. Znaim. (Mit e. Abhandl. v. K. Seyfs.) Bespr. v. O. Lorenz. S. 92.
- M.** Schlesien. I. Troppau, O.-R. (Mit e. Abhandl. v. L. H. Jeitteles.) Bespr. v. Ed. Suefs. S. 164. 165. — Gymn. (Mit e. Abhandl. v. K. Kunz.) Bespr. v. J. Feifalik. S. 331. — II. Teschen, evang. Gymn. (Mit e. Abhandl. v. Manuel Raschke.) Bespr. v. Dr. K. Reichel. S. 574—576.
- N.** Galizien und Bukowina. I. Rzeszow. (Mit e. Abhandl. v. Prof. Andr. May.) Bespr. v. Dr. K. Hornstein. S. 322. 323. — II. Bochnia. (Mit e. Abhandl. v. J. L. M. Kraska.) Bespr. v. H. Bonitz. S. 328. 329. — III. Przemyśl. (Mit e. Abhandl. v. Prof. Lewinski.) Bespr. v. Dr. Adolf Ficker. S. 582. 583. — IV. Czernowitz. (Mit e. Abhandl. v. J. Reichel.) Bespr. v. Dr. K. Reichel. S. 577—579.
- O.** Ungarn. I. Pressburg. (Mit e. Abhandl. v. Dr. Kornhuber.) Bespr. v. J. Grailich. S. 159. 160. — (und e. Abhandlung v. Prof. J. L. Christ.) Bespr. v. Frz. Hochegger. S. 574. — O.-R. (Mit e. Abhandl. v. Dr. Leidenfrost.) Bespr. v. Ed. Suefs. S. 163—164. II. Pest, O.-R. (Mit e. Abhandl. v. G. Kondor.) Bespr. v. Dr. K. Hornstein. S. 166. — III. Ofen, kath. Gymn. (Mit e. Abhandl. v. Dr. Hauler.) Bespr. v. L. Vielhaber. S. 323—325. — IV. Ödenburg, Bened.-Gymn. (Mit e. Abhandl.) Bespr. v. W. Volkmann. S. 340. 341. — V. Neusohl. (Mit e. Abhandl. v. Md.) Bespr. v. Dr. K. Reichel. S. 576. 677. — VI. Fünfkirchen. (Mit e. Abhandl. v. Joh. Gauzer.) Bespr. v. Ant. Krichenbauer. S. 581. 582. — (Mit e. Abhandl. v. Dr. Alagics Antal.) Bespr. v. Ant. Krichenbauer. S. 585. 586. — Steinamanger s. Szombathely. — VII. Szombathely, helv. Gymn. (Mit e. Abhandl. v. Kiss-Lajos.) Bespr. v. Ant. Krichenbauer. S. 586. — VIII. Kun-Sz.-Miklos, helv. Gymn. (Mit e. Abhandl.) Bespr. v. Ant. Krichenbauer. S. 586. 687. — IX. Szarvas, evang. Gymn. (Mit e. Abhandl. v. Tatty István.) Bespr. v. Ant. Krichenbauer. S. 579. 580. — X. Saróspatak. (Mit e. Abhandl. v. Molnár.) Bespr. v. J. Grailich. S. 160. — XI. Nagy-Károly, kath. Gymn. (Mit e. Abhandl. v. Koczanyi Ferencz.) Bespr. v. Ant. Krichenbauer. S. 581. — XII. Kaschau. (Mit e. Abhandl. v. Dr. Erasm. Schwab.) Bespr. v. O. Lorenz. S. 91. 92. — XIII. Tirnau, fürsterzbisch. O.-G. (Mit e. Abhandl. v. e. Ungenannten.) Bespr. v. H. Bonitz. S. 254.
- P.** Woywodschaft und Temeser Banat. Temesvár. (Mit e. Abhandl. v. Purgstaller.) Bespr. v. Wilh. Volkmann. S. 343.
- Q.** Croatien und Slavonien. Agram. (Mit e. Abhandl. v. Frz. Bradaška.) Bespr. v. O. Lorenz. S. 92. 93.
- R.** Militärgränze. Zengg. (Mit e. Abhandl. v. Šach.) Bespr. v. W. Volkmann. S. 342.

5. Siebenbürgen. I. Hermannstadt, Gymn. A. C. (Mit e. Abhandl. v. K. Fuss.) Bespr. v. Osc. Schmidt. S. 160. — II. Mediasch, Gymn. A. C. (Mit e. Abhandl. v. Er. Tr. Schuster.) Bespr. v. J. Feifalik. (S. 329. — III. Kronstadt, ev. Gymn. (Mit e. Abhandl. v. Dir. Sam. Schiel.) Bespr. v. J. Ptaschnik. S. 333—340.
7. Lombardo-Venetien. I. Venedig, O.-R. (Mit e. Abhandl. v. Dr. Fr. Toffoli.) Bespr. v. K. Hornstein. S. 166. 167. — II. Monza. Priv.-Inst. Bosisio. (Mit e. Abhandl. v. Const. Gorini.) Bespr. v. K. Hornstein. S. 321. 322. — III. Brescia, Lyc.-Gymnas. (Mit e. Abhandl. v. Bonatelli.) Bespr. v. W. Volkmann. S. 344—346.
-

**Abhandlungen in Gymnasial- und Realschul-Programmen am Schlusse
des Schuljahres 18⁶⁷/₆₈.**

1. Abhandlungen mathematisch-naturwissenschaftlichen Inhaltes.

(Fortsetzung.)

8. (Pressburg, O.-R.) Beitrag zur Klimatologie von Pressburg. Von Dr. Kornhuber. Bespr. v. J. Grailich. S. 159. 160.
9. (Sárospatak, Colleg. H. C.) *Sárospatak közép mérséklete*. Von Molnár. Bespr. v. J. Grailich. S. 160.
10. (Hermannstadt, Gymn. A. C.) Die Käfer Siebenbürgens. Von K. Fuss. Bespr. v. Osc. Schmidt. S. 160.
11. (Bozen.) Die Ameisen von Tirol. Von M. Gredler. Bespr. v. O. Schmidt. S. 160.
12. (Salzburg.) Ueber die Metamorphosen der Thiere. Von J. Navratil. Bespr. v. O. Schmidt. S. 160—162.
13. (Böhmisch-Leippa.) Kurzgefasste Darstellung des Entwicklungsganges der Erde u. s. w. Von Dr. Caj. Watzel. Bespr. v. Ed. Suefs. S. 162. 163.
14. (Pressburg, O.-R.) Das Meer und seine Wunder. Von Dr. Rob. Leidenfrost. Bespr. v. E. Suefs. S. 163. 164.
15. (Troppau, O.-R.) Kleine Beiträge zur Geologie und physisch. Geographie der Umgebung von Troppau. Von L. H. Jeitteles. S. 164. 165.
16. (Brünn.) Über das Entwerfen geographischer Kartennetze in Verbindung mit dem mathemat. Unterrichte am Obergymnasium. Von V. Adam. Bespr. v. Dr. K. Hornstein. S. 165. 166.
17. (Pesth, O.-R.) Die auf elementarem Wege entwickelte Theorie der Maxima und Minima. Von G. Kondor. Bespr. v. Dr. K. Hornstein. S. 166.
18. (Venedig, O.-R. u. naut. Sch.) *Intorno alla risoluzione delle equazioni numeriche*. Von Dr. Fr. Toffoli. Bespr. v. Dr. K. Hornstein. V. 166. 167.
19. (Klagenfurt.) Magnetismus. Von Prof. Robida. Bespr. v. J. Grailich. S. 319—321.
20. (Monza, Instit. Bosisio) *Sulle comete*. Von Const. Gorini. Bespr. v. Dr. K. Hornstein. S. 321. 322.
21. (Rzeszow.) Über das Copernicanische System. Von Prof. Andr. May. Bespr. v. K. Hornstein. S. 322. 323.
22. (Eger.) Die Gebirgsarten in der Umgebung von Eger. Von P. Gehlicka. Bespr. v. Ed. Suefs. S. 573. 574.

II. Abhandlungen philologischen und linguistischen Inhaltes.

1. (Prag, Altstädter Gymn.) *Quaestiones criticae de Acronis et Porphyronis commentariis Horatianis*. Von Frz. Pauly. Bespr. v. G. Linker. S. 89.
2. (Prag, Neustädter Gymn.) Zur Apologie des Horaz. Von P. Blas. Karas. Bespr. v. G. Linker. S. 89. 90.
3. (Laibach, O.-G.) Beiträge zur Erklärung des Horaz. V. Ad. Weisselmann. Bespr. v. G. Linker. S. 90 91.
4. (Tirnavu, fürsterzbisch. O.-G.) *De sermonis latini usu quotidiano*. Von einem Ungenannten. Bespr. v. H. Bonitz. S. 254—260.
5. (Ofen, kath. Gymn.) *De fato quale apud Homerum et Virgilium perhibetur*. Von Dr. J. Hauler. Bespr. v. L. Vielhaber. S. 323—325.
6. (Marburg.) *Platonis de beatitudine humana doctrina*. Von Prof. J. Steger. Bespr. v. H. Bonitz. S. 325—328.
7. (Ebend.) *De eadem re Aristotelis doctrina*. Von Prof. Wilh. Biehl. Bespr. v. H. Bonitz. S. 325—328.
8. (Bochnia, U.-G.) *Horae Platonicae*. Von Jos. L. M. Kraska. Bespr. v. H. Bonitz. S. 328. 329.
9. (Mediasch, Gymn. A. C.) Das deutsche Kirchenlied in Siebenbürgen. Von Fr. Tr. Schuster. Bespr. v. Feifalik. S. 329.
10. (Olmütz.) Einige Worte über das Verhältniß der böhmischen Zeitformen zu den griechischen. Von Em. Týn. Bespr. v. A. Ludwig. S. 329 330.
11. (Königgrätz.) *Školní rozbor čtení o lživosti Volžanů*. Von J. Winohorský. Bespr. v. J. Feifalik. S. 331.
12. (Troppau.) *Rozbor básně Čestmír a Vlaslav*. Von K. Kunz. Bespr. v. J. Feifalik. S. 331.
13. (Jitschin.) *O někdejšímu statku Dřevnickém blíže Jičína*. Von Ant. Z. Maloch. Bespr. v. J. Feifalik. S. 331. 332.
14. (Marburg.) *O božanstvích ognja pri starých Slovanech*. Von Davorin Terstenjak. Bespr. v. J. Feifalik. S. 332. 333.
15. (Pressburg) Einige Bemerkungen über Inhalt und Einrichtung eines latein. Übungsbuches für die 1. und 2. Gymnasialklasse. Von Prof. J. L. Christ. Bespr. v. Frz. Hochegger. S. 574.
16. (Teschen, evang. Gymn.) Eine vergleichende Betrachtung beider Blütenzeiten der deutschen Dichtung. Von Manuel Raschke. Bespr. v. Dr. K. Reichel. S. 574—576.
17. (Neusohl.) Vergleichende Charakteristik des Achilles aus der Iliade und des Siegfried aus den Nibelungen. Von Md. (Madiera?). Bespr. von Dr. K. Reichel. S. 576. 577.
18. (Czernowitz.) Die Sprache als Kunst. Von J. Reichel. Bespr. v. Dr. K. Reichel. S. 577—579.
19. (Meran.) Proben aus der syrischen Chronik des Gregorius Barhebraeus oder Abulpharag. Von P. Zingerle. Bespr. v. Friedr. Müller. S. 579.
20. (Szarvas, evang. Gymn.) *A magyar névhajlásról*. Über die Declination des magyarischen Nomens. Von Tatty István. Bespr. v. Ant. Krichenbauer. S. 579. 580.
21. (Nagy-Károly, kath. Gymn.) *Nyelvészeti tanulmányok*. Philologische Nachlese. Von Koczányi Ferencz. Bespr. v. Ant. Krichenbauer. S. 581.

22. (Fünfkirchen.) Was soll der vierfache grammatische Unterricht an den Gymnasien Ungarns beobachten, damit er die Schüler nicht verwirre oder erdrücke? Von Joh. Gauzer. Bespr. v. Ant. Krichenbauer. S. 581. 582.

III. Abhandlungen geschichtlichen und geographischen Inhaltes.

1. (Kaschau, kath. Gymn.) Die Stellung des Königthums unter Koloman, dem päpstlichen Stuhle und der ungarischen Verfassung gegenüber. Von Dr. Erasm. Schwab. Bespr. v. O. Lorenz. S. 91. 92.
2. (Znaim, Gymn.) Über die Idee des Karolingischen Kaiserthums. Von K. Seyfs. Bespr. v. O. Lorenz. S. 92.
3. (Agram.) Der Kampf des letzten Arpaden Andreas III. um seine Herrschaft namentlich mit dem Hause Anjou, unter besonderer Berücksichtigung Croatiens, Slavoniens, Dalmatiens 1293—1301. Von Frz. Bradaška. Bespr. v. O. Lorenz. S. 92. 93.
4. (Kronstadt, ev. Gymn.) Andeutungen über den geographischen Unterricht im Untergymnasium. Von Dir. Sam. Schiel. Bespr. v. J. Ptaschnik. S. 233—240.
5. (Przemysl.) Przemysl und sein altes Schloß. Von Prof. Lewinski. Bespr. v. Dr. Ad. Ficker. S. 582. 583.

IV. Abhandlungen philosophischen Inhaltes.

1. (Oedenburg, Bened. Gymn.) Einiges über das Gedächtnis. Bespr. v. W. Volkmann. S. 340. 341.
2. (Graz.) Leben, Wissenschaft, Schule. Von Dr. Dom. Buswald. Bespr. v. W. Volkmann. S. 341. 342.
3. (Zengg.) Stellung der Mathematik zu den Naturwissenschaften und zur Philosophie. Bespr. v. W. Volkmann. S. 342.
4. (Temesvár, kath. O.-G.) Psychologische Ährenlese. Von Purgstaller. Bespr. v. W. Volkmann. S. 343.
5. (Feldkirch.) Die Philosophie als Theil der allgemeinen Geistesbildung. Bespr. v. W. Volkmann. S. 343. 344.
6. (Brescia, Lyc. Gymn.) *Dell' esperimenti in Psicologica*. Von Bonatelli. Bespr. v. W. Volkmann. S. 344—346.
7. (Braunau, kath. Stiftgymn.) Sprachliches über den Modus. Von Hubený. Bespr. v. W. Volkmann. S. 346. 347.
8. (Cilli.) Über die Bedingungen und Grenzen des Schönen. Von G. A. Lindner. Bespr. v. W. Volkmann. S. 347. 348.
9. (Linz.) Über das Erhabene. Von Dr. M. A. Drbal. Bespr. v. W. Volkmann. S. 583. 584.
10. (Marburg.) Die Beziehungen der religiösen Weltanschauung zur Kunst. Von Dr. A. V. Swoboda. Bespr. v. R. v. Eitelberger. S. 584. 585.
11. (Fünfkirchen.) *A tudományság elemei*. Die Grundlagen der Wissenschaft. Von Dr. Alagics Antal. Bespr. v. Ant. Krichenbauer. S. 585. 586.
12. (Szombathely [Steinamanger], helv. Gymn.) *Szellemi kulcsa az iskolai sikernek*. Geistiger Schlüssel zum Erfolge in der Schule. Von Kiss Lajos. Bespr. v. Ant. Krichenbauer. S. 586.
13. (Kun-Sz. - Miklos.) *Az állatok szellemi és ösztönies tehetségeiről*. Über die geistigen und instinctiven Fähigkeiten der Thiere. Bespr. v. Ant. Krichenbauer. S. 586. 587.

- Über die Übereinstimmung geistiger und leiblicher Tüchtigkeit. Von K. Badewitz. S. 156—159.
- Polnische Grammatik für Untergymnasien und Unterrealschulen. S. 421—443.
- Verhandlungen der 18. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in Wien, vom 25. bis 28. Sept. 1858. Wien, C. Gerold, 1859. Bespr. v. H. Bonitz. S. 588. 589.
- Bemerkungen zu dem Aufsätze des Hrn. J. Kvičala „Über Platon's Lysis“ (Z. f. d. österr. Gymn. 1859. IV. S. 275 ff.) Von Steph. Cholava. S. 589—591.
- Gegenbemerkungen. Von Joh. Kvičala. S. 591. 592.
- Lateinische und deutsche Übersetzungs-Proben. Von Dr. G. Linker. II. S. 670. 671. III. S. 837—840.
- Der Unterricht im Griechischen an den französischen Lehranstalten. Von H. B. S. 672—674.
- Die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten betreffend. S. 675. 676.
- Berichtigungen. Von Dr. K. Schenkl. S. 676.
- Berichtigung. Von Dr. Karlmann Flor. S. 920.

Literarische Notizen.

- Archiv (paedagogisches). Centralorgan für Erziehung und Unterricht u. s. w. Von W. Langbein. Stettin. Th. v. d. Nahmer. Bespr. v. H. B. S. 263.
- Auras (R.) u. Gnerlich (G.), Deutsches Lesebuch. 1. Thl. 5. Aufl. Breslau, F. Hirt, 1858. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 93.
- Beck (Frdr.), Telephos. Eine Tragoedie. München, Dr. G. Wolf u. S., 1858. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 173. 174.
- Binder (Dr. Wilh.), *Flores aenigmatum latinorum*. Stuttgart, J. B. Metzler, 1857. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 170.
- Centralblatt für die gesammte Unterrichts-Verwaltung in Preussen u. s. w. Von Stiehl. 1. Hft. Berlin, W. Hertz, 1859. Bespr. v. H. B. S. 260—262.
- Ebersberg (Julius), Vater Radetzky. Prag, Bellmann, 1858. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 169.
- Eckardt (Ludw.), Sokrates. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Jena, C. Hochhausen, 1858. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 174.
- Edda-Sagen, s. Schoene (Dr. Gust.)
- Engelmann (Wilh.), *Bibliotheca scriptorum classicorum et Graecorum et Latinorum*. 7. Aufl. Leipzig, W. Engelmann, 1858. Bespr. v. H. Bonitz. S. 174—176.
- Fabricius (Julin.). S. Julin. u. Jugendzeitung.
- Freund (Wilh.), Schülerbibliothek. 1. Abthg. Präparation zu Homer's Odyssee. Hft. 1. Leipzig, W. Violet, 1859. Bespr. v. Dr. K. Schenkl. S. 917—920.
- Frommann (Dr. G. K.), Die deutschen Mundarten. Vierteljahrsschrift u. s. w. Nördlingen, C. X. Beck. Bespr. v. Dr. J. Schröer. S. 587. 588.
- Gnerlich (G.), Deutsches Lesebuch. s. Auras.
- Herschetzky (Frdr.), Erstes Buch der römischen Geschichte seit der Gründung Roms bis zum ersten Samnitenkriege. Gross-kanisa, 1858. Bespr. v. —r. S. 674. 675.

- Heyse** (Dr. J. Chr. Aug.), Allgemeines verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch. 12. Aufl. Herausgegeben v. Dr. C. A. F. Mahn. 1. Lief. Hannover, Hahn, 1859. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 95.
- Homer** vgl. **Wiedasch** (Dr. W.)
- Homer's Werke.** Deutsch, von J. J. C. Donner. 1. Thl. Stuttgart, Hoffmann, 1855. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 172. 173.
- Horaz.** Satiren und Briefe. In's Deutsche übertragen v. Fr. Frölich. Schleswig, van der Smissen, 1856. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 171.
- Jugendzeitung** (deutsche), s. **Julin** und **Fabricius**.
- Julin-Fabricius** (Dr.), Deutsche Jugendzeitung. Hamburg, J. G. H. Rüter, 1856. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 94. 95.
- Klug** (Louis), Griechische Tragoedien in moderner Form. 1. Bdchen. (Sophokles' Aias); 2. Bdchen. (Sophokles' Antigone). Gotha, Scheube, 1857—58. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 171. 172.
- Körner** (Frdr.), Vaterländische Bilder aus Ungarn und Siebenbürgen, der Woiwodina u. s. w. 1. u. 2. Abthlg. Leipzig, O. Spamer, 1858. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 168.
- Kühne** (Dr. F. G.), Europa. Chronik der gebildeten Welt. Leipzig, C. B. Lorck. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 95.
- Kutzner** (J. G.), Geographische Bilder u. s. w. 1. Bd. Glogau, C. Flemming, 1858. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 168. 169.
- Langbein** (W.), Dr. C. Mager's Leben aus seinen Schriften, Briefen u. s. w. Stettin, v. d. Nahmer, 1859. Bespr. v. H. B. S. 263. 264.
- Langbein** (W.), Paedagogisches Archiv. S. Archiv.
- Mager** (C.), Paedagogische Revue. Bespr. v. H. B. S. 262. 263.
- Mager** (C.). sein Leben. S. **Langbein**.
- Mahn** (Dr. C. A. F.), Fremdwörterbuch, s. **Heyse**.
- Mommson** (Tycho), Die Kunst des deutschen Übersetzers aus neueren Sprachen. Leipzig, Ad. Gumprecht, 1858. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 93. 94.
- Praecepta latina. In usum scholarum. Viennae, typis congreg. Mechtharisticae.*** Bespr. v. J. Vahlen. S. 349—352.
- Revue** (Paedagogische). S. **Mager** (C.)
- Schmalfeld** (Frdr.), Erfahrungen auf dem Gebiete des Gymnasialwesens. Berlin, C. Wigandt, 1857. Bespr. v. K. Schenkl. S. 443. 444.
- Schoene** (Dr. Gust.), Edda-Sagen. Göttingen, Dieterich, 1858. Bespr. v. J. Feifalik. S. 348. 349.
- Sophokles'** vgl. **Klug**.
- Sophokles'** Werke, verdeutscht u. s. w. Ad. Schöll. 1. Bdchen. (König Oedipus). Stuttgart, Hoffmann, 1856. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 173.
- Sophokles.** Übersetzt von G. Thudichum. 1. Lieferung. (König Oedipus. Oedipus in Kolonos, Antigone, die Trachinierinnen, Aias.) Darmstadt, Leske. 1855. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 173.
- Stein** (Dr. C.), Geographische Charakterbilder aus dem österr. Kaiserthume. Wien, Pichler, 1858. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 167. 168.
- Stiehl**, Centralblatt. S. Centralblatt.
- Vaterlandsbuch** (Das). Ill. Bd. Leipzig, O. Spamer. Vgl. **Körner** (Frdr.)
- Wiedasch**, (Dr. W.), Deutscher Haus- und Schul-Homer. Nach E. Wiedasch's metr. Übersetzung. 3 Thl. Stuttgart, J. B. Metzler, 1857. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 170. 171.
- Windisch** (Jos.), Vorlegeblätter zur Erlernung der Kalligraphie und zur Übung in den Geschäftsaufsätzen. Wien, Fr. Beck. Bespr. v. J. G. Seidl. S. 96.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Bemerkungen über die Methode unserer mineralogischen Lehrbücher für Gymnasien und Realschulen.

1. **D**as Erscheinen eines Lehrbuchs der Mineralogie von einem, in der wissenschaftlichen Welt geachteten, sehr kenntnisreichen Manne veranlasst mich, einige Bemerkungen der Erwägung unterrichteter Schul- und Fachmänner vorzulegen, welche, wie ich glaube, einige Aufmerksamkeit verdienen. Denn es ist unlängbar, dass zwischen dem, was man von dem Unterrichte in der Mineralogie erwarten und versprechen darf, und der wirklichen Leistung eine Kluft besteht, über welche noch kein Lehrbuch und keine der in unsern Büchern niedergelegten Methoden geführt hat. Man möge den Gegenstand darum, weil er doch nur wenige Stunden des gesammten Gymnasialcurses betrifft, nicht allzugeringschätzen. Keine Frage ist unbedeutend, die sich auf die Lösung der Aufgaben der Gymnasien und Realschulen bezieht. In ihnen nimmt der Staat die Erziehung seiner künftigen Bürger selbst auf sich; es soll nicht bloß die sittliche Bildung, deren Keime der Knabe aus dem Elternhause und der Volksschule mit sich bringt, Pflege und Kräftigung finden, sondern es soll auch zu jeder künftigen Berufstüchtigkeit der Grund gelegt werden. Der kleinste Beitrag zur Erfüllung dieser großen Pflicht soll darum auch dem Interesse eines jeden nahe liegen.

Es sind zwei Fragen, die sich unwillkürlich bei der Betrachtung unserer mineralogischen Lehrbücher für Mittelschulen aufdrängen; erstens: ist es möglich, ohne die übertriebensten Anforderungen an das Gedächtnis den in ihnen enthaltenen Lehrstoff zu bewältigen? und dann: ist durch die Bewältigung desselben auch dem Zwecke des Unterrichts an solchen Schulen gedient?

Beide Fragen, so fürchte ich, müssen verneint werden.

Es ist dem Schüler unmöglich, sich den Inhalt des Lehrbuches anzueignen. Die Abschnitte zwar, welche von den allgemeinen Eigenschaften der Mineralien handeln, welche die Methode der Beobachtung und Untersuchung lehren, werden keine besondere Schwierigkeit bieten. Es sind fast durchaus Lehrsätze der Elementarphysik und machen nur anspruch auf frisches Wahrnehmungsvermögen, auf Lebendigkeit der Anschauung und eine solche Ausbildung des Denkvermögens, wie sie bei jedem gesund organisierten Knaben und Jüngling vorausgesetzt werden muss. Aber wie soll die Menge eigentlich mineralogischer Thatsachen, welche in der systematischen Aufzählung nun folgt, bewältigt werden? Welche Forderung an das Gedächtnis, alle die Beobachtungen über die Krystallform, die Härte, die Dichte, die Farbe, die Zusammensetzung, das Vorkommen und die Verwendung der einzelnen Mineralien sich einzuprägen! Einzuprägen ohne die Hilfe lebendiger Anschauung: denn wären selbst die Sammlungen der Schulen so vollständig als es ein solches Lehrbuch voraussetzt, so zugänglich als es ein solches Studium fordert, ja wäre selbst jeder Schüler im Besitze einer kleinen Auswahl der merkwürdigsten Arten, bliebe nicht doch immer eine Zahl der wichtigsten Merkmale der Anschauung entzogen, wie die Härte, die Dichte, die chemische Constitution? Nun aber sind die genannten günstigen Bedingungen nirgend erfüllt. Die Natur ist in der Bildung vieler Formen äußerst sparsam. Während Bergkrystall, Kalkspath, Schwefelkies auch in der bescheidensten Sammlung nicht fehlen wird, können auch die reichsten Anstalten oft keinen deutlichen Krystall von Galmei, von den verschiedenen Zeolithen, von den wichtigsten Eisen-, Kupfer- und Silbererzen aufweisen. Und doch beginnt die Beschreibung jeder Species in systematisch-consequenter Weise mit der Angabe der Krystallform. Die Nachhilfe durch Holzschnitte oder Kupfertafeln ist aber aus vielen Gründen unzulänglich und selbst unstatthaft. Denn so zweckmässig im botanischen Unterricht der Mangel an frischen oder getrockneten Exemplaren durch gute Zeichnungen zu ersetzen ist, so unmöglich wird diess in der Mineralogie. Die Zeichnung bietet in den meisten Fällen entweder eine Unwahrheit oder ein unverständliches Bild. Sie ist unwahr, wenn sie eine einfache Form darstellt, die in der Natur gar nicht beobachtet wird; sie wird für den Schüler unverständlich, wenn sie die wahre oft ziemlich verwickelte Combination zur anschauung bringt. So entzieht sich das anschaulichste Element, die Form, fast durchwegs der unmittelbaren Wahrnehmung des lernenden. Er ist einzig an sein Gedächtnis gewiesen.

Und wenn er nun die Riesenarbeit vollbrächte, wenn er durch anhaltenden, angestregten Fleiß die einzelnen Merkmale der einzelnen Mineralien, die sein Lehrbuch ihm aufzählt, sich einprägte, was wäre damit für seine Bildung, was für seine

künftige Berufstüchtigkeit gewonnen? Was nur vom Gedächtnis aufgenommen wurde, vereinzelt und beziehungslos, das fällt dem vergessen anheim, sobald es nicht durch stete Wiederholung aufgefrischt und geübt wird. So wird auch dem fleißigsten Schüler allnählich Zahl um Zahl, Form um Form, Name um Name entfallen, und was allein bleibt, das ist die Erinnerung an die schwere Mühsal des nutzlosen Erlernens. Denn man darf nicht erwarten, dass die Kenntnis der herrlichen Gesetzmäßigkeit der Krystallformen und der an diese Formen geknüpften Symmetrie aller physikalischen Verhältnisse, dass die Notizen über die Wichtigkeit der einzelnen Species für die Befriedigung der unentbehrlichsten Culturbedürfnisse dem Gedächtnis länger anhaften werden, als jene Zahlen, Formen und Namen. Das macht die Anordnung unserer Lehrbücher unwahrscheinlich, ja unmöglich. Denn sie enthalten alle die Kenntnisse zerstreut in einer systematischen Aufzählung der Arten, und zur Abstraction der für den Gymnasialunterricht einzig wichtigen allgemeinen Gesichtspunkte fehlt die Anleitung. Die Übung im beobachten und untersuchen, welche in der Zoologie und Botanik so leicht erreicht wird, fällt in der Mineralogie zum großen Theil fort; denn während Wald und Wiese, Luft und Wasser in reichster Fülle Thiere und Pflanzen dem lernbegierigen Schüler zum Studium darbieten, sind die mineralogischen Vorkommnisse der Umgebungen immer unzureichend; selbst in Bergorten wird nur selten ein gutes zur Bestimmung taugliches Handstück in den besitz eines Schülers gelangen. So darf man sich denn auch nicht wundern, wenn der Unterricht in der Mineralogie im ganzen nicht die gewünschten Früchte trägt.

Ich habe bisher immer angenommen, dass dieser Unterricht genau nach der Methode des Lehrbuchs durchgeführt wird. Einsichtsvolle Lehrer werden sich durch diese freilich nicht binden lassen. Sie werden die wichtigsten Gesichtspunkte zu sondern wissen; sie werden das bloße memorierenlassen zu vermeiden und das für den Standpunct der Mittelschule brauchbare aus dem wissenschaftlich-systematischen Fachwerke zu wählen verstehen. Aber warum werden dann die Lehrbücher nicht nach der Methode geschrieben, nach welcher zu lehren man die absicht hat? Warum schreibt man in der sichern Intention, den Schüler aufzufordern, ganze Seiten, Abschnitte und Zeilen zu übergehen? Soll etwa das Lehrbuch deshalb die Form eines systematischen Handbuchs nachahmen, um später zum gelegentlichen nachschlagen dienen zu können? Aber das wird kaum je vorkommen, weil von all' den Schülern des Gymnasiums und der Realschule nur die kleinste Zahl wirklich mit Mineralien zu thun haben wird, und wer etwa das Bergfach oder die wissenschaftliche Mineralogie zum Lebensberufe wählt, wol nicht daran denken wird, sich in einem nothwendig sehr beschränkten Auszuge rathe zu erholen, während eine Reihe trefflicher und vollständiger Hand-

bücher zu seiner Verfügung steht. Oder soll die Aufzählung wesentlich nur als Leitfaden im bestimmen dienen? Da könnte man ebenso gut jemandem einen Atlas in die hand geben und ihn auffordern, irgend eine ihm unbekannte Stadt in demselben aufzusuchen, von der er weiter nichts wüsste, als dass sie auf einem der 80 Blätter vorkommen muss. Man sucht vergebens nach einem didaktischen Grund für die Methode unserer mineralogischen Lehrbücher; der einzige, den es gibt, liegt in der Geschichte der Wissenschaft selbst.

Die Mineralogie ist einer der jüngsten Zweige der Naturwissenschaften. Sie datiert seit Werner, Haüy und Berzelius, d. i. vom letzten Viertel des vorigen und dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. Während in der Zoologie und Botanik die strenge Individualisierung der organischen Naturkörper von jeher das morphologische Studium in erste Linie stellte, war diess hier, wo das Individuum gleichsam erst entdeckt, auf wissenschaftlichem Wege erschlossen werden musste, bei weitem nicht so einfach. Es zeigten sich von vorneherein sehr verschiedene Gesichtspunkte für die Forschung und für jeden dieser Gesichtspunkte wurde es versucht, ihn, wie es in ähnlichen Fällen immer zu geschehen pflegt, als den allein berechtigten hinzustellen. Werner war Geognost, Haüy Physiker, Berzelius Chemiker. Werner betrachtete die Naturkörper der unorganischen Welt nach ihrer räumlichen Coexistenz und begnügte sich, sie so weit zu bestimmen, als die einfachste sinnliche Wahrnehmung hinreicht; es ist bekannt, dass er von eingehenden krystallographischen Studien und der chemischen Analyse abrieth und die elementare Empirie als Zweck und Inhalt der Mineralogie auffasste. Haüy und Berzelius fassten das im Krystall gebotene Individuum in's auge: der erste, insofern es ein Inbegriff bestimmter physikalischer Eigenschaften, der zweite, insofern es der sinnliche Ausdruck einer bestimmten chemischen Formel ist. Zwischen ihnen war die Verständigung leicht; aller wahre Fortschritt in der Mineralogie ist auch aus ihrer Schule erwachsen. Jenachdem aber der chemische oder physikalische Gesichtspunkt in der Definition und Anordnung der Arten vorwiegend oder gar ausschliesslich behauptet wurde, entstanden Mineralsysteme von sehr verschiedener Methode. Mohs, der Vater der österreichischen Mineralogie, stellte sich strenge auf physikalischen Boden und suchte durch ein umfassendes Studium der qualitativ und quantitativ verschiedenen Merkmale eine feste Begrenzung der Arten, eine rationelle Disposition des Systems zu erringen. Wie weit diess gelungen ist, gehört nicht hierher; gewiss aber ist es, dass sein System das Ergebnis der tiefsten, strengsten, ausdauerndsten Forschung war. Diesen Eindruck macht es auf jeden, der die Mühe nicht scheut, es gründlich zu studieren. Die Chemiker aus der Schule Berzelius verwarfen es, denn Mohs negiert ihr Princip, den Aufbau eines Mineralsystems

nach den Bestandtheilen der Krystalle. So lange Mohs lebte, war das Mineralsystem der Gegenstand lebhafter wissenschaftlicher Kämpfe. Heute ist es freilich anders geworden; das System ist gegenwärtig der gleichgiltigste Punct in der Wissenschaft, nicht weil es nicht nothwendig wäre, sondern weil alle Bemühung endlich zu der Einsicht geführt hat, dass die Zeit für einen principiellen, sicheren Aufbau desselben noch nicht gekommen ist. Man lässt die Lösung dieser Frage den kommenden Generationen und wendet alle Mühe auf die Erforschung der Natur selbst. Aber in dem abgelaufenen Kampfe hat jeder der großen Meister eine Schaar von Schülern um sich versammelt und sie halten an seinem Werke mit all' der Pietät und all' der zähen Ausdauer fest, welche in den Schulen großer Persönlichkeiten zu allen Zeiten gefunden wurde; sie lehren das Wort des Meisters weiter, pflanzen den Glauben an seine Principien fort, unbekümmert, welchen Gang inzwischen die lebendige Forschung selbst genommen. Sie und wieder ihre Schüler tragen die Ideen aus der Hochschule ins Leben, in die Gymnasien, die Realschulen und weil ihm, Mohs, das System das höchste war, muss nun auch jeder Schüler mit demselben vertraut werden, gleichgiltig ob damit seiner Bildung, seiner Tüchtigkeit, seinen Kenntnissen auch ein wirklicher Voranschub geleistet wird. Da man aber unmöglich verlangen kann, dass in den Mittelschulen der volle Inbegriff des Systems gelernt werde, so macht man Auszüge; man siebt das System. Die größten Maschen werden für's Untergymnasium, feinere für die oberen Classen, die feinsten für Universitäten und polytechnische Schulen gewählt. So wird das System en miniature in der Quarta, etwas erweitert in der Sexta, in stattlicher Vollständigkeit weiter oben gelehrt. Wenn diese Methode schon in der Botanik und Zoologie, wo wirklich ein System existiert, das die Lösung erhabener Naturgeheimnisse ist, unstatthaft erscheinen mag, so ist sie hier, wo das meiste noch willkürlich und conventionel bleibt, gewiss verwerflich. Und dieser Vorwurf trifft bis jetzt alle unsere Schulbücher; er trifft sie selbst alle in gleicher Weise und darin liegt zugleich die Entschuldigung für alle. Der einzige Unterschied zwischen den besseren und minder guten Bearbeitungen liegt in der mehr oder weniger sorgsamten Berücksichtigung neuerer Forschungen — aber darin unterscheiden sich ja auch die guten und mittelmäßigen Handbücher. In der Methode besteht zwischen Schul- und Handbüchern bisher nur der Unterschied zwischen kurz und lang.

Wenn heute jemand ein Lehrbuch der Mathematik oder der Physik schreiben wollte, indem er einen einfachen Auszug aus einem umfangreichen Repertorium anfertigte, so würde allgemeiner Tadel ihn treffen. Denn die Mathematik wurde schon bei den Alten gepflegt und auch die Physik datiert nicht erst seit Fresnel und Volta. Nicht bloß die Wissenschaft, auch die Me-

thode des Unterrichts in diesen Wissenschaften konnte sich ausbilden; die Methode selbst hat hier ihre Geschichte. Es ist darum auch recht gut möglich, ein brauchbares Lehrbuch der Physik zu schreiben, indem man aus anderen, bewährten; einen Auszug oder eine Compilation herstellt; denn gute Lehrbücher sind seit Musschenbroek und Schmid vorhanden. Wie ganz anders in der Mineralogie. Hier ist eben erst die Zeit gekommen, mit Ernst auf die Herstellung der Lehrmethode, unabhängig von dem theoretischen Streite der gelehrten Schulen, zu dringen. Darin werden, wie ich glaube, Schul- und Fachmänner einig sein. Sie können nicht läugnen, dass der jetzt eingeschlagene Weg nur mühselig und kaum halb zum Ziele führt; die Frage ist aber, wo soll man ändern, worin soll der Unterschied zwischen einem wissenschaftlichen Handbuche und einem Leitfaden für Mittelschulen liegen, wenn einmal das Merkmal der größeren und geringeren Bogenzahl als unzureichend befunden worden ist.

Kant fordert, dass die Principien der einzelnen Wissenschaften unvermischt erhalten werden. Aber er fordert diess selbstverständlich nur für die strenge Wissenschaft. Es ist aber nicht diese, welche an den Mittelschulen gelehrt wird. Alle Zweige des menschlichen Wissens, welche für die Entwicklungsstufe des Knaben und angehenden Jünglings bildendes darbieten, sollen dem klar ausgesprochenen Zwecke der Schule dienstbar werden. Darum muss hier die Methode, die Auswahl und Reihenfolge des Lehrstoffs anderen Principien folgen, als im System der reinen Wissenschaft. Man kann auch die Naturgeschichte und speciel die Mineralogie nicht auf jenen Kreis von Erkenntnissen beschränken, den z. B. Mohs durch seine Definition fordert. Die Mineralogie hat an der Physik und Chemie einerseits Hilfswissenschaften, anderseits ist sie selber in gewisser Beziehung Hilfswissenschaft der Chemie, der Geognosie und Geologie. Indem man nun auf diese Wechselverhältnisse und die didaktischen Anforderungen rücksicht nimmt, ergibt sich für den mineralogischen Unterricht an der Mittelschule eine weitere Aufgabe als die bloße Anleitung zum erkennen und bestimmen der unorganischen Naturproducte. Ich kann diese Aufgabe darum auch nur unter drei Gesichtspuncten betrachten: dem naturhistorisch-physikalischen, dem naturhistorisch-chemischen, dem naturhistorisch-geognostischen; es wird sich zeigen, dass sie alles umfassen, was für die Zwecke der Gymnasien und Realschulen erforderlich erscheint. Hoffentlich wird sich daraus auch für Methode der Lehrbücher mancher Anhaltspunct gewinnen lassen.

2. Der Naturkörper an und für sich ist ein der aufmerksamsten Betrachtung würdiger Gegenstand. Wer in der Schöpfung nicht bloß eine Anregung des Gemüths, einen Anlass zu empfindsamer unbestimmter Bewunderung sucht, sondern verständig erkennen will, was sie an wunderbarem und herrlichem in uner-

messener Fülle in sich birgt, wird in jedem einzelnen Wesen einen Anknüpfungspunct für solche Erkenntnis finden. Jegliches ist ein Werk desselben Schöpfers; nichts ist bedeutungslos, nichts ohne Beziehung zu einer höheren Ordnung, in welcher die scheinbar regelloseste Mannigfaltigkeit ihre Einheit findet. Und keine Beschäftigung erhebt die Seele mehr als das beharrliche herausdenken und herausfühlen der allgemeinen Harmonie der göttlichen Weltordnung aus dem geringsten Gliede des Weltganzen. Dazu ist aber Anleitung und Belehrung nothwendig. Sollte diese aber dadurch gegeben sein, dass man möglichst viele Naturkörper aufzählt, vorzeigt und beschreibt? Viele Bausteine machen noch kein Haus. Wenige Species genügen, um an ihnen das wesentliche der Eigenschaften der Mineralien darzulegen; es ist besser, diese wenigen Arten gut kennen zu lernen und dafür über die Bildungsformen der unorganischen Natur gründlich unterrichtet zu werden.

Die höchste Aufmerksamkeit verdient die Krystallform; man hat ihr auch in steigendem Mafse mehr und mehr Raum in den besseren unserer Lehrbücher zugestanden. Wie kein gebildeter sich der Kenntnis der Hauptthatsachen der Astronomie mehr entschlagen will, wie der Bau der Pflanze und der Hauptthierformen Gegenstand des elementarsten Unterrichts geworden, so soll auch die Gesetzmäßigkeit im Bau der Krystalle eine gründliche Darstellung finden. Die Naturwissenschaft darf die Erkenntnis derselben unter ihre schönsten und größten Entdeckungen zählen, und wie fast jede bedeutende wissenschaftliche Entdeckung in dem auffinden einfacher Gesetze für verwickelte Erscheinungen besteht, so ist auch die Krystallographie an jenem Puncte der Vollendung angelangt, wo ihre Hauptthatsachen dem Verständnis eines jeden zugänglich geworden sind. Sie ist dahin gelangt auf zwei verschiedenen Wegen: den einen gab Mohs an, den andern Weiss. — erreicht wurde das Ziel auf dem ersten durch Naumann, auf dem andern durch Miller. Statt sich nun aber an die Methode eines dieser beiden zu halten, können unsere Lehrbücher sich nicht von der Mohs'schen Krystallographie trennen und lassen all' den Schweiß, all' die Mühsal der ersten Forschung ihre Schüler noch einmal durchkosten. Die ganze, anerkannt classische Arbeit Naumann's seit mehreren Decennien ist für sie nicht vorhanden; man behält die schleppende und gekünstelte Ableitungsmethode, die verwickelte und von selbstgeschaffenen Schwierigkeiten erfüllte Darstellung bei und verhüllt die schönen, einfachen Beziehungen in schwer verständliche Formeln. Kein wissenschaftliches Werk bedient sich mehr der Mohs'schen Bezeichnungsweise; dennoch müssen unsere Schüler sie einlernen. Keine Bezeichnungs- und Ableitungsmethode macht die Erkenntnis der wahren und einfachen Gesetze, nach welchen die Formen der unorganischen Naturkörper sich darstellen, schwieri-

ger; dennoch lehrt man sie gerade in den Mittelschulen und überlässt es der Hochschule, die leichteren, klareren, einfacheren Methoden bekannt zu machen. Es wäre um so wichtiger, diese umständliche Darstellung aufzugeben, als dadurch Zeit gewonnen würde, den Schüler in der räumlichen Anschauung durch Constructionen zu üben und die Anwendung der wichtigsten Lehrsätze der Geometrie an praktischen und den Sinn der Knaben ansprechenden Beispielen zu zeigen. Die Gesetze der Krystallographie werden natürlich immer zuerst an Modellen erläutert, weil diese die Form unabhängig von den Zufälligkeiten der Ausbildung darstellen. Aber es wird zweckmässig sein, die einfachen Formen an wirklichen Krystallen schon im krystallographischen Unterrichte zu zeigen: Steinsalz, Alaun, Granat, Leucit oder Analcim, Fahlerz, Schwefelkies, Calcit, Quarz, Apatit, Mellith, Magniumplatincyanür, Schwefel, Muriazit, Aragonit, Baryt und Gyps kann jede Sammlung in guten einzelnen Krystallen erlangen; wird dem Schüler dann noch das Mineral in Drusenform gezeigt, so erhält er sogleich eine richtige Vorstellung von der eigentlichen Bedeutung der schematischen Form seiner Modelle und lernt einige wichtige Mineralspecies kennen, die in den folgenden Lehrstunden als Belegstücke für andere Eigenschaften dienen können. Das Studium verwickelter Combinationen gehört nicht an die Mittelschule; aber es kann keine noch so schwierige Combination geben, von der ein Schüler, der die Bedeutung der Krystallsysteme richtig erkennen gelernt hat, nicht anzugeben im stande sein wird, nach welchem Symmetriegesetze sie gebildet ist. Und darauf kommt es ja hier auch allein an.

Mit der Krystallform steht eine Anzahl anderer physikalischer Verhältnisse in innigster Beziehung. Hierher gehört z. B. der Zusammenhang zwischen der Doppelbrechung und den verschiedenen Krystallsystemen. Man hat diesem Gegenstand in neuerer Zeit etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt; aber wie kurz ist noch immer alles darauf bezügliche gegenüber der breiten, überladenen Speciesbeschreibung. Überdiess enthält in der regel auch kein Abschnitt so viele unrichtige Angaben, als dieser, wie es, wenn es verlangt wird, an Beispielen nachgewiesen werden kann. Man kann aber getrost behaupten, dass ein Schüler, der nie etwas von Greenockit, Wawellit, Witherit, Strontianit, Franklinit, Ripidolith und noch vielen andern ähnlichen beliebten Species gehört, dagegen eine klare Vorstellung von dem allgemeinen verhalten der Krystalle gegen das Licht erhalten hat, eine wesentliche Belehrung über die Beschaffenheit der unorganischen Körper aus der Schule mit sich bringt, was im umgekehrten Falle wahrhaftig nicht gesagt werden kann. Der Einwurf, dass die Belehrung über solche Gegenstände der Physik zufällt, ist nicht stichhaltig, wie ich schon bei einer andern Gelegenheit in dieser Zeitschrift nachgewiesen habe.

Es ist hier der Ort, auf eine ziemlich verbreitete Ansicht aufmerksam zu machen. „Weil es möglich und zweckmässig ist, die Schüler im bestimmen der Pflanzen zu üben, so sollen sie auch Mineralien bestimmen lernen; denn die Mineralogie ist ein Zweig der Naturgeschichte, und was in der Botanik angeht, muss darum auch in der Mineralogie passen.“ Ich frage, ob irgend wer mit gutem Gewissen für diese Consequenz eintreten kann. Es gibt nur wenige Mineralien, die leicht in solcher Form zu haben sind, dass ihre Untersuchung möglich wird. Die Kleinheit der Individuen, die Verziehung der Formen macht die morphologische Bestimmung in den meisten Fällen unausführbar; Dichte und Härte kann nur an größeren Stücken gut ermittelt werden; die chemische Prüfung übersteigt durchwegs die Kenntnisse und Fertigkeiten der Schüler. Wozu also auf das bestimmen von Mineralien ein besonderes Gewicht legen, wozu darauf besonders viele Zeit verwenden. Sollte man es aber auch nur versuchen wollen, so müsste das Lehrbuch eine kurze Charakteristik enthalten, eine übersichtliche Anordnung der zugänglichsten Species nach den auffallendsten charakteristischen Merkmalen. Von Mohs und Zippe sind solche Schlüssel zur Bestimmung vorhanden, aber weder der eine noch der andere passt für die Mittelschule, weil der Arten zu viele sind. Hier wäre ein kurzer Auszug sehr dankenswerth, der nur die wohlkrystallisirenden und leicht in einzelnen reinen Stücken erwerbbaaren Species enthielte. Dass übrigens auch für das bestimmen die genaue Kenntnis der Methoden bessere Dienste leistet, als das einlernen zahlreicher Namen und Beschreibungen, wird wol zugegeben werden.

Es kann freilich geschehen, dass man den Einwand macht, der Zweck des mineralogischen Unterrichtes sei die Kenntnis der Mineralien. Allerdings, an Hochschulen und Fachanstalten; aber nicht an Gymnasien und Realschulen: denn man kann sich nicht eine Unmöglichkeit zum zweck setzen. Die Zeit, die zu solchem Unterricht nach der Oekonomie des Lehrplans zur Verfügung steht, reicht hin, um die Bekanntschaft mit den allgemeinen Eigenthümlichkeiten krystallisierter Körper, mit den in geognostischer, chemischer und national-oekonomischer Hinsicht wichtigsten Mineralien zu ermöglichen, aber nicht um jene Fertigkeiten zu erlangen, die z. B. ein tüchtiger Mineralienhändler besitzen muss. Aber nur für einen solchen wird die praktische Kenntnis vieler und seltener Mineralien von besonderem Werthe sein. Man wird der Schule keinen Vorwurf daraus machen können, wenn sie ihren Lehrplan nach ihrer speciellen Aufgabe einrichtet.

8. Die Mineralien sind nicht nur Träger bestimmter, ausgezeichneter Eigenschaften; sie werden durch ihre Substanz auch die Fundamente unzähliger Culturmomente. Wer kann sich die Metalle, die plastischen Erden, Steinsalz, Schwefel und Kohle

wegdenken, ohne zugleich die materiellen Grundlagen unserer Civilisation zu vernichten? Der Unterricht in der Chemie und Naturgeschichte soll mit ihnen bekannt machen. Ich sage in Chemie und Naturgeschichte, und nicht umgekehrt. Bekanntlich ist bei uns die Frage in letzterer Zeit wieder lebhafter angeregt worden, was früher gelehrt werden müsse, ob Chemie ob Mineralogie. An höheren Anstalten ist die Ordnung ziemlich gleichgiltig, denn der studierende besitzt Vorkenntnisse aus beiden. Am Obergymnasium und der Oberrealschule aber sollte nach meiner Überzeugung die Mineralogie durchaus auf Chemie folgen. Man sagt: wie kann der Professor der Chemie von den Körpern sprechen, aus denen bestimmte Substanzen gewonnen werden, wenn diese Körper selbst noch unbekannt sind? Sehr leicht: indem er sie nennt und vorzeigt und sich vorzugsweise auf das bezieht, was im Untergymnasium bereits vorgekommen ist; denn was hilft es denn für die Kenntnis des Kalks, wenn der Schüler in aller Vollständigkeit weiß, dass Kalkspath rhomboedrisch krystallisiert, dass er die Härte 3, die Dichte 2.7 besitzt, dass er das Licht doppelt bricht, dass er negativ-einaxig ist u. s. w. — der Kalk, die Kohlensäure, von denen der Chemiker zu sprechen hat, stehen mit diesen Eigenschaften nicht in der entferntesten uns bisher bekannten Beziehung. Es ist eben nur Thatsache, dass der Körper, welcher eine gewisse Reihe von physikalischen Eigenschaften besitzt und den wir Kalkspath nennen, dem Chemiker die bequemste Substanz zur Darstellung von Kalk und Kohlensäure darbietet. Und so mit allen übrigen. Es lässt sich ohnehin nicht consequent durchführen, für alle vom Chemiker anzuführenden Mineralien die naturhistorische Charakteristik voranzuschicken und wenn es etwa der Consequenz zu liebe doch geschähe, so wäre es tadelnswerthe Zeitverschwendung und es wäre dann factisch das „chemische Princip“ erst recht zum maßgebenden geworden. Der Chemiker hat die Wechselwirkung, die Eigentümlichkeiten der Stoffe zu lehren; dabei ist es für den Gymnasialschüler ziemlich gleichgiltig, ob er vorerst bei jedem Stoffe weiß, woraus er gewonnen wird oder nicht. Wird aber Chemie der Mineralogie vorausgeschickt, so ist das Verhältnis ein ganz anderes. Wird z. B. der Kalkspath näher definiert und schließlich bemerkt, er sei kohlensaurer Kalk, so überblickt der Schüler, der das verstehen gelernt hat, mit einem Male eine Reihe wichtiger Beziehungen. Die Substanz, weil das wichtigste, was das Mineral dem Menschen darbietet und wodurch es des Menschen Interesse verdient, wird nach ihrer wahren Bedeutung kennen gelernt. Es haben darum auch die Schulen aller Länder, die deutschen, die französischen, die englischen eine vorläufige Unterweisung in der Chemie für zweckmäßig befunden, ehe an die eigentliche Mineralogie in den oberen Classen geschritten wird. Nur bei uns sucht man aus Dogmatismus ein Princip festzu-

halten, das durch Mohs für die strenge Wissenschaft gefordert wird und das nun auch bis herab in's Gymnasium den Unterricht beherrschen soll. Dass Mohs' Ansicht nirgends in Praxi, nicht einmal innerhalb seiner eigenen Schule sich halten konnte — man sehe die Schriften von Haidinger und Zippe und die besseren der bestehenden Lehrbücher — beirrt nicht; „die Principien der Wissenschaften müssen unvermischt bleiben,“ folglich darf das wichtigste, was über ein Mineral zu sagen ist, höchstens verstohlen im Unterrichte angeführt werden. Wäre beachtet worden, was Haidinger schon vor fünfzehn Jahren durch Wort und Schrift gelehrt, man hätte vielleicht doch den chemischen Gesichtspunct in unseren Schulen festgehalten, und es wäre dann nicht dahin gekommen, dass über die zunächstliegende Frage eigentlich gar keine Auskunft gegeben wird, während die Zeit oft für das subtilste Harspalten in den Begriffen der „systematischen Einheiten“ verwendet wird. Weis ich doch von Fällen, wo bei Knaben einer fremden Nation, die kaum noch die Rudimente europäischer Bildung aufgenommen und kaum erst deutsch radebrechen gelernt, der naturhistorische Unterricht mit der Definition der „naturhistorischen Ähnlichkeit, Gleichartigkeit und Einerleiheit“ angefangen und durch mehrere Wochen lustig durch die Untersuchung, was Art, Geschlecht und Classe sei, fortgesetzt wurde. Und das wird natürlich in die Schulen nach Möglichkeit übertragen. Dann bleibt freilich keine Zeit, über die Culturbedeutung des Eisens zu sprechen, es bleibt keine Zeit, um die Salzgewinnung zu erklären, und es werden in hast die Mineralien nach dem „natürlichen Systeme“ abgehandelt, dem unnatürlichsten, das für den Unterricht in Mittelschulen erfunden werden konnte. Man fordere einen Schüler, der nach demselben gelernt, nach einem halben Jahre auf, die wichtigsten Eisenerze und Kupfererze anzugeben: es wird ihm unmöglich sein, denn die Eisenerze sind in die Ordnungen der Baryte, der Erze und Kiese, und die Kupfererze in die Ordnungen der Malachite, Erze, Kiese und Glanze vertheilt; der Schwerspath wird etwa durch Ideenassociation an den Eisenspath gebunden sein, nicht der Roth- und Brauneisenstein, denn der Schwerspath steht im System dicht neben jenem. Das Mineralsystem und das System des Unterrichts an Mittelschulen sind eben grundverschiedene Dinge. Und wenn dieses Mineralsystem nun noch durch seine innere Vollendung so merkwürdig wäre, dass es als ein logisches Meisterwerk von unerschütterlichen Principien, oder als eine tiefsinnige Lösung eines Naturgeheimnisses betrachtet werden könnte, wie das natürliche System der Botaniker und Zoologen! Aber man betrachte die gesammte Literatur der mineralogischen Wissenschaft und man wird finden, dass dieses System als eine allerdings großartige Erscheinung seinen Einfluss auf ein genaueres Studium geübt hat, dass es aber gegenwärtig bereits der Geschichte anheimgefallen ist.

Ich glaube, dass man den Muth haben sollte, an den Mittelschulen mit allen Systemen zu brechen. Das wichtigste, was sich im allgemeinen über die Mineralien aussagen lässt, gehört in die terminologische Einleitung; im speciellen sollte der chemische Gesichtspunct allein der leitende sein. In den unteren Classen werden die für die Terminologie, die Physik und Chemie wichtigsten Species, etwa fünfzehn bis zwanzig, kennen gelehrt; in den oberen Classen möge als Leitfaden für die metallischen Körper etwa Zippe's Geschichte der Metalle, für die nicht metallischen ungefähr Quenstedt's Handbuch dienen. Damit wollen wir natürlich nicht sagen, dass jene Bücher unmittelbar als Schulbücher einzuführen seien. Aber in beiden ist wenigstens das vorzüglich betont, was ich für den wesentlichen Inhalt des Unterrichtes an solchen Schulen halten muss. Die Anzahl der Species wird dadurch bedeutend verringert werden, und wenn die Sammlungen eine Einrichtung erhalten, welche der Unterrichtsmethode entspricht, so wird der Erfolg nicht ausbleiben, die Schüler werden zwar nicht erfahren, was Mohs über die Principien der Systematik gedacht, aber sie werden die Naturkörper unter jenen Beziehungen kennen lernen, durch welche sie seit dem ersten Beginne der Culturgeschichte für die Menschheit wichtig waren; die Schüler werden nichts von dem Streite der Systeme hören und nicht zu Bekennern dieser oder jener Schule geworben werden, aber sie werden Anregung und Verständnis für das finden, was den gebildeten Menschen in jedem Stande interessieren muss. Sie werden dabei freilich manches einbüßen, was sehr gelehrt und sehr vornehm aussieht; sie werden nicht mehr in zwanzig Sylben langen Namen die Dinge nennen lernen, die sonst mit drei Sylben bezeichnet werden, — aber sie werden dafür verstanden werden und verstehen, wenn von diesen Dingen außer der Schule, in Büchern und im Leben die rede ist. Sie werden zwar niemals in Ausdrücken, wie „trapezoidaler Amphigen-Spath“ oder „brachytyper Parachos-Baryt,“ oder „prismatisches Euklas-Haloid“ schwelgen können, aber sie werden dafür im stande sein, in Laven nach Leucit zu suchen, in Eisengruben über Eisenspath, in Gypsbrüchen über Gyps sich zu unterrichten.

Einsichtsvolle Männer haben seit langem die Unzulänglichkeit der bisherigen Systematik im Unterrichte erkannt; aber die Betrachtung, dass die Mineralogie ein Zweig der Naturgeschichte sei, ließ ein aufgeben derselben nicht denkbar erscheinen, und da bei uns die größten Sammlungen nach dem Mohs'schen System geordnet sind, glaubt man um so weniger von demselben abgehen zu dürfen.

Es ist ein alter Grundsatz: *duo si faciunt idem, non est idem*. Wir haben schon oben auf die Unmöglichkeit hingewiesen, die Methode des botanischen und des mineralogischen Unterrichts

tes identisch zu machen. Hier ist nun noch zu bemerken, dass die Species und Genera in den beiden organischen Naturreichen eine ganz andere Bedeutung haben, als in der Mineralogie; dort sind sie durch die Natur selbst begrenzt, hier durch eine Definition, welche heute so, morgen wieder anders lautet, ein übereinkommen, das in England anders als in Deutschland, in Wien anders als in Leipzig gehalten wird. Darum lehrt die Systematik in jenen zwei Reichen Naturgesetze, hier nur menschliche Ansichten. Die Anzahl der Arten ist in jenen Reichen so groß, dass eine wissenschaftliche Nomenclatur, die sich streng an's System schließt, unerlässlich wurde; im Mineralreich gibt es etwa 500 Arten, von diesen fallen wenigstens 300 wegen ihrer Seltenheit aus jedem Unterrichte durch Vortrag, und für die Mittelschule bleiben von den 200 kaum 50 bemerkenswerth. Was soll nun eine systematische Nomenclatur in der Wissenschaft überhaupt, und was gar im Schulunterrichte? Als Mohs' Nomenclatur erschien, wurde sie als ebenbürtig der Linné'schen mit großem Beifall begrüßt; in England und Nordamerika fand sie sogleich Eingang. Aber bald kühlte der Eifer wieder ab: man sah ein, dass man nur eine kostbare Last, keine Stütze der Wissenschaft in ihr gewinnen; man ließ sie wieder fallen. Warum sie nun in unseren Schulen allein verewigen wollen?

Sonderbar klingt die Rücksichtnahme auf die Anordnung unserer großen wissenschaftlichen Sammlungen. Weil in Wien, Prag und Gratz große mineralogische Cabinette bestehen, die nach dem Mohs'schen System geordnet sind, müssen die Schüler in Presburg, Marburg und Linz die Mineralogie nach diesem Systeme lernen. Weil es nothwendig war, in großen Sammlungen, welche einen Inbegriff eines Naturreiches darstellen sollen, an einem systematischen Princip consequent festzuhalten, muss auch der Schulunterricht genau nach demselben Princip sich fügen. Ich begreife diesen solidarischen Zusammenhang zwischen der Aufstellung wissenschaftlicher Sammlungen und dem Unterrichte an Mittelschulen wahrhaftig nicht. Um so weniger, als ich überhaupt nicht weiß, wie Real- und Gymnasialschüler in unseren großen Cabinetten studieren sollen. Man schiebt Knaben, die den ersten Geschichtsunterricht erhalten sollen, nicht in Archive; man schreibt Compendien der Geschichte nicht nach der Methode, nach welcher Actenstücke in Archiven angeordnet sind. Die Menge der Gegenstände, die Mannigfaltigkeit innerhalb einer einzigen Art, muss jeden Anfänger verwirren, zerstreuen und ermüden. Das erfuhr ich selbst, als ich als studierender das kaiserliche Hofmineraliencabinet besuchen wollte, und ich glaube es ist die allgemeine Erfahrung. Von den 300 Studierenden, welche um des lernens willen alljährlich dahin kommen, beschäftigen sich etwa 10 mit dem Studium der Sammlung und kommen gewöhnlich nicht bis in den zweiten Sal, die übrigen 290 wagen

sich nicht über die Krystallmodelle hinaus. Und wie bei uns, so wird es allenthalben sein. Die Schüler werden sich in großen Sammlungen immer schwerer orientieren, sie seien aufgestellt nach welchem System immer, sie werden durch das unermessliche Detail mehr Zeit verlieren, als Belehrung gewinnen. Sie werden darum besser thun, in der Schulsammlung das gelernte tüchtig zu üben, einer Sammlung, die rein nach dem Bedürfnis des Unterrichtes geordnet sein kann, und die auch ihrem Umfange nach nothwendig beschränkt und deshalb leichter übersichtlich sein wird.

4. Der dritte Gesichtspunct, unter welchen Mineralien betrachtet werden können, ist der geognostische.

Man hat in dieser Beziehung bisher drei verschiedene Methoden versucht. Entweder man stellte das rein geologische in den vordergrund; Bildungsgeschichte der Erdoberfläche, mit besonderer Berücksichtigung der mechanischen und dynamischen Verhältnisse; der atmosphärischen Einwirkung auf die Gestalt der Gebirge, der länderbildenden und länderzerstörenden Macht der Gewässer, der Reactionen des Erdinneren gegen die feste Kruste als Erdbeben und Vulcanismus; daran reihten sich die Grundzüge der Stratigraphie und Petrographie. Dieser Gesichtspunct findet sich hauptsächlich in französischen und americanischen Schulbüchern eingehalten. — Oder man fasste die geographische Bedeutung der geologischen Elemente näher in's auge; das relative Alter, den geologischen Nexus und die Zusammensetzung der Gebirge und die eigentlich dynamischen Verhältnisse mussten gegen die topographischen in den hintergrund treten. Diese Methode hat in Deutschland und England einige gute kleinere Compendien aufzuweisen. — Oder man sah ganz ab vom geologischen und orographischen und begnügte sich mit Petrographie, d. i. der Beschreibung der Gebirgsgesteine, als da sind Granit, Gneiss, Syenit u. s. w. So ist es zum größten theil bis jetzt bei uns gehalten worden. Ohne Petrographie kann natürlich weder die erste noch die zweite Methode bestehen, denn die Petrographie liefert das Materiale, an welches der geologische oder orographische Gesichtspunct geknüpft werden kann; dabei ist aber zum Verständnis der wichtigsten Gesetze und Thatsachen aus der Physik und Naturgeschichte des Erdganzen auch durchaus keine sehr umfassende Kenntniss der Gebirgsgesteine nothwendig.

Ich fühle mich nicht berechtigt, in bezug auf diese Methoden eine Ansicht zu äußern, da der Gegenstand, den sie betreffen, meinen Studien ferner liegt. Doch darf unstreitig angenommen werden, dass an Mittelschulen Geognosie, Geologie und geologische Orographie nur einen sehr bescheidenen Raum einzunehmen haben. Außerdem glaube ich, dass die allgemeinen Lehrsätze aus der Physik und Naturgeschichte des Erdganzen

eine sorgfältigere Berücksichtigung verdienen, als die petrographische Analyse der Gebirge.

5. Negieren ist immer eine undankbare Aufgabe. Ich hoffe, dass man mir nicht vorwerfen wird, dass ich mich nur auf Negationen beschränke. Meine Ansichten haben nichts mit der Nichtachtung fremder Thätigkeit gemein. Gerade aber weil ein Mann, dessen wissenschaftlichen Erfolge ich meine volle Achtung zolle, einer Methode beipflichtet, die ich für unrichtig halten muss, glaubte ich meine Bemerkungen aussprechen zu sollen. Meine Überzeugung ist, dass so lange die bisher gebräuchliche Methode festgehalten wird, der mineralogische Unterricht weit hinter den billigsten Forderungen zurückbleiben muss. Und ich stehe mit dieser Überzeugung nicht vereinzelt da; sollte sich, wie ich im Interesse der Sache wünsche, eine Discussion an meine Bemerkungen knüpfen, so wird diess offenbar werden. Mancher Einwurf, der sich wider den naturwissenschaftlichen Unterricht im allgemeinen, den mineralogischen im speciellen erhebt, wird fallen, wenn man mit eben dem Eifer für die Ausbildung der Methode, wie für die Correctheit des Lehrstoffes sorgt; denn die Erfolge des Unterrichtes sind wesentlich durch die Folge und die Auswahl des letztern mitbedingt. Aber auch manche Klage über Zeitmangel, über beschränkte Stundenzahl wird verstummen, wenn man den kürzesten und einfachsten Weg zur Erreichung eines didaktisch möglichen und berechtigten Zieles einschlägt. Man muss den Muth haben, die Bedürfnisse der Schule mit unbefangenen Augen anzuschauen, dann wird auch die Lösung der bestehenden Schwierigkeiten nicht ausbleiben. Wenn ich mich wesentlich auf die nach meiner Ansicht unverkennbaren Mängel unserer Lehrbücher bezog, und das, was sie, wie ich glaube, in zweckmässiger Weise behandeln, nicht berührte, so lag diess in der Natur der Aufgabe, die ich mir stellte. Auch dass ich es unterliess einzelne Lehrbücher zu citiren, wird man nicht misbilligen. So lange das Instrument verstimmt ist, wird unter jeder Hand ein Misklang unvermeidlich bleiben.

W i e n.

J. G r a i l i c h.

Über die Homerischen Adjectiva auf — εἰς.

Der bei weitem größte Theil der nachfolgenden Beobachtungen aus dem Gebiete Homerischer Sprachforschung, welches der Arbeiter noch immer nicht genug gefunden hat und das doch die angewandte Mühe so reichlich lohnt, ist einer Abhandlung über die Homerischen Adjectiva auf — εἰς entnommen, die ich anfangs August d. J. (1858) zur Aufnahme in diese Zeitschrift eingereicht hatte. Inzwischen erfuhr ich, dass kurze Zeit vor der Einsendung meiner Arbeit eine eingehende Untersuchung über denselben Gegenstand von Dr. Anton Goebel, als Programm des Wiener Theresianum, bereits in Druck erschienen sei: *De epithetis Homericis in — εἰς desinentibus*. (Monast. Guestph. apud Conradum Theissing. 46 S. 4. MDCCCLVIII.) Ich suchte mich mit dem reichen Inhalte jener Abhandlung sobald als möglich bekannt zu machen und fand zu meiner großen Freude, dass unsere Untersuchung in den meisten wesentlichen Punkten, auch in solchen, wo die alte Tradition bekämpft werden musste, zu denselben Resultaten gelangt war. Im einzelnen zeigte sich dagegen manche Verschiedenheit, und ich bekenne mit Freuden, über manche Punkte, die mir entgangen oder überall nicht von mir in's Auge gefasst waren, erwünschte Belehrung durch die Arbeit des Hrn. Dr. Goebel erhalten zu haben. Andererseits hatte der Gang der Untersuchung, den ich in meiner Arbeit gewählt hatte, auch mir einige neue Seiten eröffnet, die ich in der Abhandlung des Hrn. Dr. Goebel vergebens suchte. Ich glaube daher im Interesse der Sache zu handeln, wenn ich gerade diese ergänzenden Partien meiner Arbeit und diejenigen Punkte, in denen ich von meinem geehrten Mitarbeiter auf diesem Specialgebiete Homerischer Sprachforschung abweiche, im folgenden ausführlich darzulegen versuche.

Jedenfalls verdienen die homerischen Epitheta auf — εἰς eine sorgfältige Prüfung und alseitige Beobachtung. Denn es gibt keine zweite Classe der Adjectiva, die so ausschließlich als ein Eigenthum der epischen Poesie überhaupt und *in specie* der Homerischen betrachtet werden könnte, als die auf — εἰς endigenden Epitheta. Das Gebiet der Prosa ist ihnen, wenige Ausnahmen abgerechnet, so gut wie verschlossen; auch in der dramatischen und lyrischen Poesie ist ihr Gebrauch ein beschränkter. Was ihren Gebrauch bei den ionischen Schriftstellern und den dramatischen Dichtern anbelangt, so hat bereits Hr. Dr. Goebel auf eine Abhandlung von J. F. Lobbeck: *de adjectivorum in — εἰς desinentium usu apud scriptores ionicos atque poetas scenicos obtinente* (Philol. V. 2. S. 238 ff.) aufmerksam gemacht, dessen Ansicht über den Gebrauch der fraglichen Adj. hier einen platz finden möge: *Patet igitur . . . istiusmodi adjectiva poe-*

tica non in universum tribuenda esse proae orationi ionicae und: ex his autem exemplis profecto colligi necesse est, melicis quidem partibus vel chori vel histrionum pariter atque in metris anapaesticis dactylicisque scenicos poetas frequentissime id genus adjectivorum adhibuisse, minime vero admisisse in iambis vel trochaeis proverbiorum.

Für kritische Untersuchungen sowol, wie für die Feststellung des Sprachschatzes der Ilias und Odyssee scheint es von Nutzen zu sein, wenn wir zunächst die sämtlichen Homerischen Adj. auf — εις unter Beifügung ihrer betreffenden Stammwörter übersichtlich zusammenstellen.

I. Adj. auf — εις, welche Gemeingut beider Gedichte sind. Bei denjenigen Adj., welche in beiden Gedichten oder in einem derselben nur vereinzelt auftreten, sind die Stellen, in denen sie vorkommen, beigelegt: αἰγλήεις (αἰγλή) υ, 103 — αἰθαλόεις (αἰθαλος) Β, 415. Σ, 23. ω, 316. χ, 239 — αἰματοίεις (αἶμα) χ, 405 — ἄλιμυρῆεις (ἄλιμυρῆς) Φ, 190. ε, 460 — ἀμφιγυῆεις (γυῖον) — ἀνθεμόεις (ἄνθεμον) — ἀστερόεις (ἀστήρ) — αὐδήεις (αὐδή) Τ, 407 — δακρυόεις (δάκρυ) — δινῆεις (δίνη) — εὐρώεις (εὐρώς, ὦτος — εὐρύς?) Τ, 65 — ἡερόεις (ἡήρ) — ἡμαθόεις (ἡμαθος) — ἡνεμόεις (ἄνεμος) — ἡχήεις (ἡχή) Α, 157. δ, 72 — θυῆεις (τὸ θυός) Θ, 48. Ψ, 148 θ, 363 — ἱμερόεις (ἱμερος) — ἰχθυόεις (ἰχθύς) — κητώεις (τὸ κῆτος? ὁ ΚΗΤΟΣ?) Β, 581. δ, 1 — κηώεις (τὸ ΚΗΟΣ? ὁ ΚΗΟΣ?) ο, 99 — μορόεις (μόρον? μόρος? ἡμαρ?) Ξ, 183. σ, 298 — νιφόεις (ΝΙΨ) τ, 338 — ὀκριόεις (ὀκρις) ι, 499 — ὀμφαλόεις (ομφαλος) τ, 32 — ὀξύεις (ὀξύη? ὀξύς?) τ, 38. υ, 306 — παιπαλόεις (τὰ παῖπαλα) — πετρήεις (πέτρη) δ, 844 — ποιῆεις (ποίη) — πτερόεις (πτερόν) — σιγαλόεις (ΓΑΛ Gæbel p. 38. 39) — σκιοίεις (σκιά) — στονόεις (στόνος) — τελῆεις (τὸ τέλος) — τερμιοίεις (τέρμις) Π, 803. τ, 242 — τιμῆεις (τιμή) — τολμήεις (τόλμη) Κ, 205. ρ, 284 — τροφόεις (τροφή) Ο, 620. γ, 290 — ὑλήεις (ὑλή) — ὑψιπετήεις (ὑψιπέτης? — ὑψι — ποτή? Gæbel) Χ, 308. ω, 538 — φοινικόεις (φοίνιξ) — χαρίεις (χάρις). —

II. Der Ilias allein gehören an:

αἰπήεις (τὸ αἶπος) — ἀμιχθαλόεις (Α-ΜΙΧΘΑΛΟΣ Gæbel) — ἀμπελόεις (ἄμπελος) — ἀργινόεις (ἀργεννός — ἈΡΓΙΝΟΝ Gæbel) — βαθυδινῆεις (βαθυδίνης — βαθυδίνη Gæbel) — βροτόεις (βρότος) — ἐρσήεις (ἔρση) — ἡίοεις (ἡῖών — ΗΙΟΝ A. Lobbeck) — θυσανόεις (θύσανος) — θυόεις (τὸ θυός) — ἰόεις (ἶον) — κλωμακόεις (κλώμαξ) — κολλῆεις (κόλλα) — κρυόεις und ὀκρυόεις (τό κρύος) — κοτήεις (ὁ κότος) — κωπήεις (κώπη) — λαχνήεις (λάχνη) — λειριόεις (λείριον) — μεσήεις (μέσος, η, ον) — ὀφρυόεις (ὀφρύς) — πιδῆεις (ΠΙΔΗ A. Lob. ΠΙΔΟΣ Gæbel) — ροδόεις (ρόδον) — τειχιόεις (τειχίον — τεῖχος A. Lob.) —

φαιδιμόεις (τὸ φαίδιμον Gæbel — φαίδιμος, η, ου A. Lob.) — φοινήεις (φοινός, ἡ, ου — ΦΟΙΝΗ Gæbel) — φυκίοεις (φύκιον — τὸ φῦκος A. Lob.) — ὠτώεις (ους). —

III. In der Odyssee allein kommen vor:

δενδρήεις (δένδρον — τὸ ΔΕΝΔΡΟΣ) — δολόεις (δόλος) — καιρόεις (ὁ καῖρος) — κνισσήεις (κνίσση) — μητιόεις (μῆτις) — μυελόεις (μυελός) — ποτιφωνήεις (ποτιφωνή? ποτε φωνήεις Gæbel ex conj.) — τεχνήεις (τέχνη) — ψολόεις (ψόλος). —

IV. Von diesen sind ἅπαξ εἰρημένα und zwar

a) der Ilias angehörend:

αἰπήεις Φ, 87 — ἀμιχθαλόεις Ω, 753 — ἡϊόεις E, 36 — ἰόεις Ψ, 850 — κοτήεις E, 191 — κολλήεις O, 389 — θυόεις O, 153 — κλωμακόεις B, 729 — λωτόεις M, 283 — μεσήεις M, 269 — ὄφρυόεις X, 411 — πιδήεις Λ, 183 — ροδόεις Ψ, 186 — φαιδιμόεις N, 686 — φυκίοεις Ψ, 693.

b) der Odyssee gehören an:

καιρόεις η, 107 — κνισσήεις κ, 10 — μητιόεις δ, 227 — μυελόεις ι, 293 — ποτιφωνήεις ι, 456 — τεχνήεις θ, 297.

Als statistisches Ergebnis dieser Zusammenstellung mögen in Kürze zwei Punkte hervorgehoben werden: 1. dass die der Ilias ausschliesslich angehörenden Adj. die Zahl der der Odyssee angehörenden bei weitem übertreffen; ihr Verhältniss ist etwa das von 3:1, und 2. dass von den 21 ἅπαξ εἰρ. nur 6 in der Odyssee vorkommen; alle übrigen gehören der Ilias an. Ich erwähne diese beiden Punkte, weil also auch von dieser Seite die Beobachtung ihre Bestätigung findet, dass die Ilias in lexikalischer und grammatischer Beziehung weit mehr Ungleichheiten und Besonderheiten enthält als die Odyssee.

Es ist wol selbstverständlich und aus der vom Dr. Gæbel auf S. 43—46 gegebenen schätzenswerthen Zusammenstellung der bei den Homeriden, bei Hesiod, Apoll. Rhod. und Quintus Smyrn. vorkommenden Adj. auf — εις zu ersehen, dass der grösste Theil der oben verzeichneten Homerischen Adj. auch Gemeingut der nachhomerischen Epiker geworden ist. Während aber einerseits eine nicht unbedeutende Zahl von neuen Adj. dieser Art bei ihnen und namentlich bei den noch späteren Epikern wie Nonnus, Nikander u. a. auftritt, die der Homerische Sprachschatz nicht kennt; finden wir auf der anderen Seite, dass manche dieser Adj. bei den Nachahmern Homer's in hinsicht auf Gebrauch und Bedeutung mannigfache Modificationen erlitten haben. Auf diese beiden Punkte näher einzugehen, würde uns jedoch zu weit von unserer Aufgabe abführen. Wenn aber eine gewisse Vorliebe des griechischen Epos für diese Gattung der Adj. gar nicht zu verkennen ist, so ist, wie mir scheint, der Hauptgrund für diese Erscheinung darin zu suchen, dass die Adj. auf — εις von jeher einen nicht unwesentlichen Bestandtheil des altepischen Stiles bil-

deten; diese ihre bevorrechtete Stellung im alten Epos verdanken sie aber wiederum einestheils dem Wohlklange und andertheils den für den heroischen Vers so geeigneten Quantitätsverhältnissen, welche bei den meisten dieser Adj. unschwer wahrgenommen werden können. Was den letzten Punct anbetrifft, so wird es von Interesse sein, diese metrische Seite der Homerischen Epitheta auf — εις noch etwas näher in's Auge zu fassen. Ich habe den Adj. auf — εις auch rücksichtlich ihrer Stellung im Hexameter Aufmerksamkeit geschenkt und will nicht verfehlen, auf ein par Puncte, die der Beachtung werth zu sein scheinen, aufmerksamer zu machen. Ein grosser Theil der Adj. auf — εις sind von der Art, dass sie in den Quantitätsverhältnissen ihrer obliquen Casus die Katalexe des Hexameters darstellen. Hieraus erklärt sich, dass wir dieselben vorzugsweise, ja manche von ihnen ganz ausschliesslich nach der bukolischen Diaeresis antreffen. Es wird kaum nöthig sein, alle die Adj. auf — εις, welche auf diese Weise den Schluss des Hexameters bilden, namhaft zu machen; wir begnügen uns mit folgenden Beispielen, denen wir auch solche anreihen wollen, die in Folge ihrer Längen versus spondiacos bilden: αἱματόεις — βρότον αἱματόεντα H, 425. Ξ, 7. Σ, 345. Ψ, 41. πολέμου . . . αἱματοέντος T, 313. I, 650. κόνιος . . . αἱματοέσσης N, 393, Π, 486. έντεα . . αἱματόεντα N, 640. ἀμφιγυήεις A, 607. Ξ, 239. Σ, 383. und ö. θ, 300. 349. 357. άνθεμόεις — λειμῶνι . . . άνθεμόεντι B, 467. μ, 159. λέβητ' . . . άνθεμόεντα Ψ, 885. ω, 275. ἀστερόεις — οὐρανοῦ ἀστερόέντος Z, 108. E, 769, Δ, 44. T, 128. 130. ι, 527. μ, 380 u. ö. δακρυόεις — πόλεμον . . . δακρυόεντα E, 737. Θ, 388. P, 512. μάχης . . . δακρυόέσσης N, 765. Π, 436. ἡμαθόεις — Πύλον ἡμαθόεντα α, 93. β, 214. δ, 633. I, 153. B, 77 u. s. ö. ἠνεμόεις — Ἴλιον ἠνεμόεσσαν Γ, 305. Θ, 498. M, 115. Ψ, 64. ι, 400. π, 365. ἡερόεις — ζόφον ἡερόεντα M, 240. O, 191. Φ, 56. ν, 241 u. ö. ἱμερόεις — χροὸς ἱμερόέντος Ξ, 170. χορὸν ἱμερόεντα σ, 194. ὀμφαλόεις — ἀσπίδος ὀμφαλοέσσης Z, 118, M, 161. Π, 214. τ, 32 u. ö. ὀξύεις — ἄγχεα ὀξύεντα E, 568. H, 11. N, 584. Θ, 513. O, 536. Ξ, 443. u. ö. σιγαλόεις — ῥήγεα σιγαλόεντα ζ, 38. τ, 337. ψ, 180 u. ö. ἠνία σιγαλόεντα E, 226. Δ, 128. ζ, 81. ὑψιπετήεις — αἰετὸς ὑψ. X, 308. ω, 538. φοινικόεις K, 133. ξ, 500. φ, 118. Ψ, 717. — Vers. spond. δεινὴ θεὸς αὐδήεσσα μ, 449. κ, 136. λ, 8. ζ, 125. ε, 334. Ξάνθου ἀπὸ δινήεντος B, 877. E, 479. X, 148. ζ, 89. λ, 242. δῶματα ἠχέεντα δ, 72. A, 157. Αὐλὶδα πετρήεσσαν B, 496. I, 405. B, 519. B, 640. δ, 844. πίσσα ποιήεντα ζ, 124. T, 9. ἄγχεα ποιήεντα δ, 337. ρ, 128. π, 396. I, 150. 292. θαλάμῳ . . . κηῶεντι Γ, 382. Z, 288. Ω, 191. ο, 99. δόμον εὐρώεντα κ, 512. ψ, 322.

Eine zweite Stelle im Hexameter, in welcher die Adj. auf — εἰς demnächst am häufigsten angetroffen werden, ist die des vierten und fünften Fusses, und zwar finden wir hier theils solche, die wie ἡνεμόεις und εὐρώεις in der Quantität ihrer ersten Sylben einen Daktylus oder Spondeus darstellen und folglich den ganzen vierten Fuss und einen Theil des fünften Fusses oder auch den ganzen fünften Fuss ausfüllen; theils auch solche, welche, wie νιφόεις, im Nom. sing. masc. einen Anapaestus bilden und demzufolge nur einen Theil des vierten Fusses und den fünften Fuss, je nach der Quantität ihrer Casusendung entweder ganz oder nur einem Theile nach ausfüllen können. Beispiele dieser Art sind: αἰγλήεντος Ὀλύμπου A, 532. N, 243. υ, 103. ἱμερόεσσαν ἀοιδὴν α, 421. σ, 304. ἡνεμόεσσαν Ἐνισπὴν B, 606. γ, 172. εὐρώεντα κέλευθα ω, 10. τερμιόεντα χιτῶνα τ, 242. ἀνθεμόεντι λέβητι γ, 440. ἡερόεντα κέλευθα υ, 64. στονόεντα χέοντο Θ, 159. O, 590. στονόεσσαν ἀοιδὴν Ω, 721. στονόεσσα τέτυκται ρ, 102. τ, 595. στονόεσσαν αὐτὴν λ, 383. στονόεντες οἷστοι φ, 12. 60. περόεντα προσηύδα Δ, 69. E, 713. O, 89. u. ö. περόεντες οἷστοι E, 171. νιφόεντι ἑοικώς N, 754. βροτόεντα φέρεται X, 245. K, 570. Θ, 534. πολόεντι κεραυνῶ ψ, 330. ω, 539. — τεληέσας ἑκατόμβας A, 315. B, 306. δ, 582 u. ö.

Wir haben die Beispiele bis zu dieser Zahl gehäuft, damit durch sie ein Blick in die epische Technik eröffnet werde; wir sehen nämlich, wie diese in gewissen traditionellen Formen sich bewegt, durch welche auch den Adjectiven gewisse stehende Stellen im Verse angewiesen werden; zugleich aber tritt in der so häufig wiederkehrenden Verbindung einiger Adj. auf — εἰς mit denselben Substantiven, wie solche aus den gegebenen Beispielen zu ersehen ist, das formelhafte des Homerischen Epos deutlich zu tage, welches einen nicht unwesentlichen Theil seines Charakters bildet.

Was nun schliesslich noch den Wohlklang anbetrifft, welchem, wie wir oben vermutheten, die Adj. auf — εἰς ihre Bevorzugung bei den epischen Dichtern verdanken, so brauchen wir nur an Formen wie ἀνθεμόεντι, ἡνεμόεσσαν, ἀστερόεντος, ὀμφαλοέσσης u. ä. zu erinnern, um es dem Gefühle des Lesers selbst zu überlassen, ob er unsere Ansicht über diese Seite der Adj. auf — εἰς theilen will. Interessant ist, was G. Hermann über den Klang des Adj. εὐρώεις (Soph. Aj. vs. 1146) bemerkt: *ab εὐρύς poetica terminatione factum εὐρώεις significationem induit sono vocis consentaneam, ut non simpliciter latum sed vastum notaret.*

Noch in einer anderen Beziehung scheint es zweckmässig, die metrische Seite der Adjective auf — εἰς eine Zeit lang im Auge zu behalten. Ich glaube nämlich, dass die Berücksichtigung derselben auch dazu dienen kann, einige Irregularitäten in

der Bildung einzelner Adj. auf — εις zu erklären. Auch Goebel hat bei einer Abweichung dieser Art auf das Metrum rücksicht genommen, nämlich bei den vier Adj. ὠτώεις, κητώεις, κηώεις und εὐρώεις (S. 6), bei denen „*metri causa*“ — ὠείς statt — ὀείς eingetreten ist. Aber meines erachtens lässt sich auch die abweichende Bildung in den Adj. σκιοίεις, τροφώεις und ὀξύόεις (wenn von ἡ ὀξύα) aus metrischen Gründen nachweisen. Goebel hat einen anderen Weg eingeschlagen. Nachdem er nämlich auf eine überzeugende Weise nachgewiesen, dass das griechische Suffixum — εις in der ältesten Zeit das Digamma gehabt habe (S. 8 u. 9), sucht er die Bildung von σκιοίεις durch das Compositum σκιογράφος, in welchem der erste Theil der Composition dieselbe Form σκιο— aufweist, zu erklären. Gewiss mit vollem Rechte; aber dabei ist nicht ausgeschlossen, dass gerade die metrische Verwendung des Wortes auf die Art der Composition einfluss gehabt habe. Denn antispastische Formen wie σκιήεντος, τροφήεντα u. ä. im heroischen Verse zu verwenden, war unmöglich. Diese Schwierigkeit tritt natürlich nur in dem Falle ein, wo die der Endung — ηεις vorhergehende Stammsylbe eine kurze ist; ist sie dagegen eine lange, und diess ist bei allen übrigen von Substantiven der ersten Declin. abgeleiteten Adj. auf — εις der Fall, so fällt jene Schwierigkeit von selbst weg. Nach dem gesagten beurtheile man, was von den anomalen Bildungen κρυόεις und ὀκρυόεις zu halten ist. Die von Neutr. der dritten Declin. auf — ος abzuleitenden Adj. auf — εις sind nämlich so gebildet, dass die Endung — ος abgeworfen und statt derselben der Ausgang — ηεις angenommen ist (vgl. Ahrens Griech. Formenl. §. 123. b.); also αἰπήεις, θυήεις, τελήεις, τειχήεις, δεινδρήεις u. a. Aber die antispastischen Formen, wie κρυήεντος, κρυήεσσα u. a. würden sich gleichfalls dem Gebrauche im Hexameter entzogen haben; daher die Formen κρυόεις und ὀκρυόεις den Vorzug erhalten haben. — Auch das Adj. κητώεις, von dem Neutr. der dritten Declin. τὸ κῆτος, der Schlund (Buttm. Lexcl. II. p. 92 ff.), sollte der Regel zufolge κητήεις lauten, und wenn die Rücksicht auf den Versbedarf, wie Goebel (S. 6) annimmt, eine lange Sylbe vor dem Suffix — εις erforderte, so bedurfte es ja nicht erst des abweichenden Ausganges — ὠείς. Goebel hat sich deshalb nach einem anderen Grunde umgesehen und ist der Ansicht, dass des Wohlklanges wegen, sowol hier wie bei κηώεις von τὸ ΚΗΟΣ, da in der Stammsylbe bereits ein η auftrete, — ωεις für — ηεις eingetreten sei. Gegen eine solche Annahme spricht aber das Homerische ἡχήεις und das Hesiodische βησσήεις und vielleicht noch andere, in denen ja das Lautverhältnis dasselbe ist. Doederlein (H. Gl. III. S. 107. Nr. 2095) hat eine andere Ableitung vorgeschlagen: κητώεις aus καιατόεις, von τὰ καλάτα (Hes. ὀρύγματα); κητώεις = reich an Bergschlünden oder Höhlen. Aber

die Einfachheit in der Bildung der sämtlichen übrigen Adj. auf — εις spricht offenbar gegen den mannigfachen Lautwechsel, durch welchen Doederlein schliesslich zu der Form *κητώεις* gelangt, und dasselbe lässt sich auch gegen eine andere Ableitung Doederlein's geltend machen, für welche er Ahrens' Zustimmung erhalten hat (Philol. VI. 1. S. 7.), wenn er nämlich das Homerische *εὐρώεις* auf *αὐερόεις* zurückführen will (H. Gl. I. Nr. 7). Wollte man sich für Zenodot entscheiden, so würde man des Adj. *κητώεις* ganz entrathen können. Denn die von diesem vorgeschlagene und von Düntzer (de Zenodoti studiis Hom. Gott. 1848. S. 55) befürwortete (vgl. dagegen A. Lobeck Elem. Path. I. p. 344) Leseart lautet: *καιετάεσσαν* von *καιέτας*, Thema *καιετατ* —, *spelunca*; *καιετάεις* = *speluncis praeditus*. Ribbeck (Philol. VIII. 4. S. 678) will dagegen dieses Zenod. Adj. auf *καιέτη* = *καλαμίνθη* zurückführen. Wir bitten aber uns ein zweites Beispiel eines Hom. Adj. auf — εις beizubringen, welches, von einem Subst. der ersten Decl. abgeleitet, die Endung — *άεις* statt — *ήεις* hat. Und was Ribbeck gegen Düntzer's Ableitung vorbringt, ist nicht stichhaltig. Denn dass die Synkope Verlängerung des ursprünglich kurzen Vocals bewirken müsse, beruht auf einem Irrthum (vgl. *χαρίεις* aus *χαριτόεις*); und wenn sich Ribbeck, um diese seine Ansicht zu unterstützen, auf *εὐρώεις* statt *εὐρωτόεις* beruft, so begreife ich nicht, wie dabei übersehen werden konnte, dass der lange Vokal (ω) bereits im Thema auftritt (*εὐρωτ*—). Die Frage, warum Zenodot eine Änderung des *κητώεις* vorgenommen habe, wird von Ribbeck, wenigstens in beziehung auf δ, 1 dahin beantwortet, Zenodot habe das Beiwort *κητώεσσαν* für die Stadt Sparta wenig angemessen gehalten. Diese Vermuthung mag manches für sich haben. Aber Zenod. hat auch B, 581, wo *κητώεσσαν* „gar keinen Anstoss erregen kann,“ dieselbe Änderung vorgenommen. Ribbeck meint, vielleicht habe ihn hier Gott vor seinen Freunden nicht genug bewahrt. Das ist leicht gesagt, aber schwer bewiesen. Sollte Zenodot vielleicht an der anomalen Bildung des Adj. *κητώεις* anstoss genommen und deshalb an beiden Stellen geändert haben? Inzwischen bedarf es einer solchen Änderung nicht, wenn man, wie Döderlein für *κηώεις* ein fingiertes Stammwort *ὁ KHOΣ* angenommen hat, so für *κητώεις* ein fingiertes *ὁ KHTOΣ* statuiert, welches von *ΧΑΩ* = *χάσχω* abgeleitet und von *τὸ κῆτος bestia marina* der Bedeutung nach verschieden, der „Schlund“ bezeichnet; *κητώεις* mit verlängertem *ο* wegen der vorhergehenden langen Stammsylbe = reich an Schlünden. Dass die Bezeichnung *voraginibus insignis* für Lacedæmon sehr geeignet sei, ist von Gœbel (S. 14) durch Belege aus Plin., Plut. u. s. w. treffend nachgewiesen. — Auch über die Bildung von *κοτήεις*, von *ὁ κότος*, statt *κοτόεις* scheint, wie schon Ameis richtig bemerkt hat (N. Jhrbb. f. Ph. u. Paed. 73 u. 74.

4. S. 224) der Versbedarf entschieden zu haben. Die regelmäßige Form *κοτόεις* ist nur noch aus Grammatikern nachzuweisen (Etym. M. 84. 56 u. Bekk. Anecd. Gr. 602. 26); die anomale Form *κοτήεις* findet sich nur *E*, 191, im Ausgange des Hexameters. Ameis erwartet, wenn dem Verse genüge geschehen solle, *κοτώεις*; ich glaube, mit Unrecht. Denn die Endung — *ώεις* haben die Hom. Adj. nur bei vorhergehender langer Sylbe statt — *όεις* angenommen und es gibt kein zweites Beispiel eines Hom. Adj. auf — *ώεις* mit vorhergehender kurzer Sylbe. Geist hat in seinen *Disquis. Hom.* (S. 607) die Form *κοτήεις* durch *δενδρήεις* zu stützen gesucht. Dagegen macht Ameis bemerklich, dass die Homerische Form *δένδρεον*, nicht *δένδρον* sei und das von dem ersteren gebildete Adj. auf — *εις* würde *δενδρεόεις*, das von dem letzteren abgeleitete *δενδρώεις* (dieses findet sich auch bei Nonn. Dionys. XVIII. 127.) lauten, zwei Bildungen, die für den heroischen Vers vollkommen geeignet waren. Und dennoch hat Homer *δενδρήεις*? Ohne zweifel von *τὸ δένδρος*, einer metaplastischen Form, die sich freilich bei Homer nicht findet (Zenodot wollte *Γ*, 152 *δένδρει* für *δενδρέω* lesen. Düntzer, de Zenod. stud. Homer. p. 53); aber auch *ΝΙΨ*, Acc. *νίφα* hat Homer nicht und doch das davon abgeleitete *νιφόεις*. Das Adj. *δενδρήεις* ist also nicht geeignet, die anomale Bildung *κοτήεις* von *ὁ κότος* zu stützen. Dagegen finden wir einen Genossen dieses Adj. in *Κυπαρισσήεις* (*B*, 593) Goebel S. 5; ferner in dem nachhomerischen *κισσήεις* von *ο κίσσος* (Nonn. Dionys. IX, 12), *ὄμβρήεις* von *ὁ ὄμβρος* (Nonn. Dion. XIII, 543); *μοχθήεις* und *ἀφρήεις* von *ὁ μόχθος* und *ὁ ἀφρός* sind von Lob. Elem. Path. I. S. 457 erwähnt. Die Abweichung aber dieser Adj. lässt sich meines erachtens am einfachsten nach Analogie der von Subst. der 1. Declin. abgeleiteten Adj. auf — *όεις* erklären. Wie nämlich diese (wie *σκιόεις*, *τρυφόεις*, *μηχανόεις* u. a.) des Versbedarfes wegen nach Analogie der von Subst. der 2. Decl. auf — *ος* abgeleiteten Adj. die Endung — *όεις* statt — *ήεις* angenommen haben; gerade so hat das Adj. *κοτήεις* und die ähnlich geformten, ebenfalls in Rücksicht auf den Versbedarf nach Analogie der von Subst. der 1. Decl. abgeleiteten Adj. die Endung — *ήεις* statt — *όεις* angenommen.

Wir haben uns vielleicht schon zu lange bei diesen auf die Form der Adj. auf — *εις* sich beziehenden Einzelheiten aufgehalten. Wer unseren obigen Erörterungen mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, dem wird es nicht entgangen sein, dass wir es stets nur mit Substantiven zu thun hatten, welche der Bildung der Adj. auf — *εις* zu Grunde gelegt werden müssen. Mit recht hat Goebel an verschiedenen Stellen mit Nachdruck auf die Ableitung der Adj. auf — *εις* von Substantiven hingewiesen. Denn Gelehrte alter und neuer Zeit sind dieser ersten

und wichtigsten Regel nicht immer eingedenk gewesen. Den ersteren angehörend möge Galen genannt werden (Comm. in Progn. II. 39. p. 167): ἐπὶ τινῶν μὲν εὐδηλος ἡ παραγωγὴ τῶν ὀνομάτων ὡς γνωρίζεσθαι τὸ τε πρωτότυπον καὶ τὸ παραγμένον, ἐπὶ τινῶν δὲ οὐ δῆλον. Ἐξεστι γὰρ λέγειν οὐκ ἀπὸ τοῦ φοίνικος ὀνομάσθαι τὸ φοινικεῖν ἀλλ' ἀπὸ τοῦ φοινικοῦ τὸν φοίνικα, καθάπερ τὸν κυανὸν οὐκ ἀπὸ τοῦ κυανοῦ μᾶλλον ἢπερ τὸ κυανοῦν ἀπ' ἐκείνου. καὶ ἡ ὥχρα καὶ τὸ ὥχρον χρῶμα τῆς αὐτῆς ἐστὶ συστοιχίας. Ihn und alle ähnlich urtheilenden hat der Altmeister auf grammatischem Gebiete (Lob. Parall. p. 317. Anm. 14.) einfach durch die Frage zurückgewiesen: *Sed quomodo κυανοῦς, ῥοδόεις etc. existere potuerint sine antecessione substantivi, lubenter ab istis percontarer.* Unter den neueren möge Ameis genannt werden, der sich begnügt, das Adj. ἡϊόεις auf αἰῶ (Z. f. d. G. W. VIII. S. 681) und das Adj. παιπαλόεις auf πᾶλλω (N. Jhrbb. für Phil. u. Päd. 70. 3. S. 263 f.) zurückzuführen, ohne jedoch die Substantiva zu bezeichnen, welche für die Bildung der beiden Adj. nothwendig vorangegangen sein müssen. Denn von Verben werden Adj. auf — εις nicht abgeleitet. Lob. Elem. Path. I. p. 67. Anm. 4 u. p. 81 bei ὀξύοεις.

Im einzelnen begegnet man jedoch auch hier manchen bemerkenswerthen Erscheinungen.

Zunächst ist zu beachten, dass die Stammwörter für manche der oben angeführten Homerischen Adj. auf — εις im Homerischen Sprachsatze nicht gefunden werden. Da die neuere Kritik diesem Umstande, wiewol mit unrecht, einiges gewicht beizulegen geneigt ist (vgl. Geppert: Üb. d. Urspr. d. Hom. Ges. II S. 114), so wird es sich der mühe verlohnen, die sämtlichen Adj. auf — εις, deren Primitiva bei Homer nicht vorkommen, in alphabetischer Reihenfolge zusammenzustellen, zumal da Goebel's Verzeichnis der Adj. dieser Art nicht ganz vollständig ist. Es sind folgende: αἰθαλόεις (αἰθαλος Eur.) — αἰπήεις (αἶπος Aesch.) — ἀνθεμόεις (ἄνθεμον. Pind.; Hom. τὸ ἄνθος.) — δενδρήεις (τὸ δένδρον; Hom. τὸ δένδρεον.) — εὐρώεις (εὐρώς Theogn. 452.) — κλωμακόεις (κλώμαξ bei Gramm. u. Lyc. κλώμακεις = τόποι καὶ λόφοι ὑψηλοὶ πετρώδεις ἔχοντες ἀναβάσεις) — καιρόεις (ὁ καῖρος = *licium*, Einschlag beim Gewebe. Eustath.) — κολλήεις (ἡ κόλλα Hdt. II, 86) — κρυόεις und ὀκρυόεις (τὸ κρύος Hes. ε, 496) — λειριόεις (λείριον H. Cer. 427) — νιφόεις (ΝΙΨ. Acc. νίφα Hes. ε, 533. Hom. νιφάδες, νιφετός) — ὀκριόεις (ἡ ὄκρις für ἄκρις) — ὀξύοεις (ἡ ὀξύα Archil. 109) — παιπαλόεις (τὰ παίπαλα Callim. Dian. 197) — πιδήεις (ΠΙΔΗ) — ῥοδόεις (ῥόδον H. in Cer.) — τερμιόεις (τέρμις Hesych.; Hom. τὸ τέρμα) — τολμήεις (τόλμη) — τροφόεις (τροφή Pind.) — φυκίόεις (τὸ φυκίον Aristot.; Hom. τὸ φύκος) — ψολόεις (ψόλος Aesch.)

Das Adj. *φυκίοεις* würde nicht hierher gehören, wenn Lobeck's Ansicht die richtige ist, dass *φυκίοεις* u. *τειχίοεις* von *φῦκος* u. *τείχος* abzuleiten sind und nicht von den Deminutivformen *φυκίον* u. *τειχίον*. S. Elem. Path. I. p. 457 und *τειχίοεις, si formam solam consideramus, ad τειχίον referri potest ut σιλφίοεις ad σίλφιον, sed significatio magis cum τεῖχος congruit.* Aus diesen Worten ist zu schliessen, dass Lob. dem Homerischen *τειχίον* auch Deminutiv-Bedeutung beilegt. Dazu kann ich mich nicht verstehen, denn wie lässt sich mit der Annahme eines Deminutivs das Epitheton *μέγα π*, 343 vereinigen? Ich halte die Endung — *ιον* mit Geppert für eine bloße Nebenform, die auf die Bedeutung des Wortes selbst keinen sichtbaren Einfluss äussert. (Vgl. Geppert: Über den Urspr. der Hom. Ges. II, 98.)

Eine zweite Erscheinung, die sich bei der Aufsuchung der Stammwörter für die Hom. Adj. auf — *εις* bemerklich macht, ist die, dass für etliche dieser Adj. überall kein substantivisches Stammw. aufgefunden werden kann; wol aber bieten sich Adjectiva dar, aus denen wiederum Adj. auf — *εις* gebildet zu sein scheinen. Als solche Weiterbildungen aus Adjectiven pflegt man folgende Adj. auf — *εις* zu betrachten: *αἰπήεις* (*αἰπός*, *αἰπύς*), *εὐρώεις* (*εὐρύς*), *ὄξύεις* (*ὄξύς*), *βαθυδινήεις* (*βαθυδίνης*), *ἄλιμυρήεις* (*ἄλιμυρής*), *φαιδιμόεις* (*φαίδιμος*), *ἄργινόεις* (*ἄργεννός*), *φοινήεις* (*φοινός*), *μεσήεις* (*μέσος*), *ὑπιπετήεις* (*ὑπιπέτης*); auch pflegt man, was die Bedeutung anbetrifft, die erweiterten Adjectiva als Synonyma der einfachen Adjectivformen zu bezeichnen; also *αἰπήεις* = *αἰπός*, *ὑπιπετήεις* = *ὑπιπέτης* u. s. w. Gegen letzteres hat Göebel mit vollem Rechte zu wiederholten malen einsprache erhoben; denn das hiesse den Charakter des Suffixums — *εις* gänzlich verkennen; aber auch in anderen Beziehungen hat Göebel die herrschenden Ansichten bekämpft und neue aufgestellt. Weniger in betreff des Adj. *εὐρώεις* (S. 32 ff.), denn schon die Alten erklärten: *παρὰ τὸν εὐρῶτα γίγνεται εὐρωτόεντα καὶ συγκοπῇ εὐρώεντα* (Etym. M. 398. I) und für diese Ableitung haben sich ausgesprochen Lobeck (Elem. Path. I. p. 352), Düntzer (N. Jhrbb. f. Phil. u. Pæd. 69. S. 589) u. Göebel (S. 33), während G. Hermann (Soph. Aj. 1146) u. Ameis (J. f. d. G. W. VIII. S. 609) das Adj. *εὐρύς* als Stammw. für *εὐρώεις* annehmen. „Mir will nach dem Gebrauche des Wortes von Oppian und Nonnus die Beziehung auf *εὐρύς* als das Einfachste erscheinen, zumal da die Möglichkeit nahe liegt, dass die längere Bildung auf — *ώεις* den verstärkten Begriff einer schauerlichen Geräumigkeit gehabt (Vergils Cyklophenhöhle Aen. VII, 619: *domus intus opaca ingens*) und dass aus dem Sinne des Weiten, Ungeheuern der Begriff des Schauerlichen oder Grauensvollen überhaupt sich gebildet habe. (Verg. Aen. VI, 534).“ So Ameis. Aber der Gebrauch des Wortes bei

Oppian u. Nonnus kann für die Homerische Auffassung des Wortes nicht maßgebend sein (Lob. Phryn. 541), da eine Menge von Wörtern bei den späteren Epikern vorliegen, aus denen man eben sieht, wie sehr die exegetische Tradition geschwankt haben muss. In betreff des Adj. *φοινῆεις* hat J. F. Lobeck: *de vocibus quibusdam controversis* (Philol. VII. I. S. 304) auf diesen Punct hingewiesen: *Etiam hoc intelligendum puto de significatione, quae isti vocī apud Homerum tribuenda sit, quemadmodum interpretes sic etiam imitatores dubitasse nec ubique eandem rationem sequutos esse.* Auch die Auffassung des römischen Dichters spricht ebenso sehr für die Ableitung von *εὐρώς*; man vergleiche nur Aen. VI, 462: *per loca septa situ*, wo schon Heyne auf das Homerische: *Ἄλδεω δόμον εὐρώεντα* (κ, 512) hingewiesen hat. Was sonst noch sowohl von seiten der Form als von seiten der Bedeutung gegen die Ableitung von *εὐρύς* sich sagen lässt, ist von Goebel (S. 32) mit gewohnter Umsicht erörtert. Auch Doederlein's Ableitungsversuch — *εὐρώεις* aus *αὐερώεις* (H. Gl. I. Nr. 7), für den sich auffallender Weise auch Ahrens (Philol. VI, I, S. 7) entschieden hat, ist mit erfolg zurückgewiesen. Wir haben demnach für *εὐρώεις* ein Subst. als Stammwort; desgleichen für *αἰπῆεις*, das Goebel mit recht auf τὸ αἶπος (Aesch.) zurückführt (S. 5); desgleichen für *βαθυδινῆεις*, *ἄλιμυρῆεις*, *φοινῆεις* u. *ἀργινόεις*, für welche Goebel die Subst. ἡ δίνη, ein fingirtes *ἈΛΙΜΥΡΑ*, *ΦΟΙΝΗ* u. *ΑΡΓΙΝΟΝ* als Etyma annimmt (S. 26 u. 37), und ich hoffe, dass wir nach Goebel's überaus ansprechender Behandlung des Adj. *ἄλιμυρῆεις* (S. 26 u. 27) nicht mehr einen „ins Meer fließenden“ Strom haben werden, denn mit recht wird ein solches Epitheton als ein *superfluum* und *frigidum* bezeichnet, sondern einen mit Meeresflut angefüllten Strom. Dafür spricht auch, was Forchhammer als Augenzeuge über die Meeresströmungen an der troischen Küste berichtet. Ob *βαθυδινῆεις* von ἡ δίνη abzuleiten, oder als Paragoge des Adj. *βαθυδίνης* aufzufassen sei, scheint mir zweifelhaft. Ich möchte mich jedoch mehr für das letztere erklären, weil ich der Ansicht bin, dass *βαθυδινῆεις* zu der Annahme eines Subst. *βαθυδίνη* führen muss; ein solches Compositum halte ich aber nicht für wahrscheinlich, da *βαθυ* bei Homer wohl zur Verstärkung von Adj. dient (*βαθύζωνος*, *βαθύφθοος*, *βαθύσχοινος*), nicht aber zur Composition eines Subst. verwandt wird. Auch für *ὀξύεις* u. *φαιδιμόεις* hat Goebel substantivische Stammwörter angenommen, oder richtiger gesagt, die substantivierten Adjectiva: τὸ ὀξύ (S. 24) u. τὸ φαιδιμον (S. 27); *ὀξύεις* = *cuspidē instructus*, *φαιδιμόεις* = *splendida armatura indutus*. Beachtungswerth für die exegetische Tradition ist, dass auch Nonnus das Adj. *ὀξύεις* in diesem Sinne gebraucht hat: *ὀξύέντι κέντρον* XLII, 177. coll. XIV, 835. XXXVI 281. Von den Neueren hat

sich auch Ameis, wie aus einer Bemerkung in dessen ausgezeichnete Beurtheilung des Doederl. Glossars zu ersehen ist (Z. f. d. G. W. VIII. S. 618), für diese Deutung des Wortes entschieden. „Denn ἔγχος heisst ebenfalls ὄξύ, ὄξύοεν, ἀκαχμένον ὀξεί χαλῶ. Es sind alles nur verschieden nūancierte Wörter für dieselbe Sache.“ Bei παιδιμόεις kann ich mich jedoch mit der Annahme eines substantivierten τὸ παίδιμον nicht einverstanden erklären; denn als Epitheton einer Völkerschaft muss doch παιδιμόεις, verglichen mit χαλκοχίτων (Beiwort der Epeer Cretenser und Beoter), ἔγχεσίμωρος (Beiw. der Myrmidonen) und mit ὀπιθεν κομόωντες (Beiw. der Abanten), als ein zu allgemeines erscheinen. Ausserdem aber hält mich die Autorität eines Aug. Lobeck davon zurück, das Adj. παιδιμόεις für etwas anderes als eine Paragoge aus παίδιμος zu halten; denn dieser behauptet (nach Doederl. H. G. III Nr. 1064. S. 38): παιδιμόεις *invenit deterior aetas*. — Schliesslich bleiben von den genannten Adj. nur noch die beiden: μεσήεις und ὑπιπετήεις zur besprechung übrig. Ersteres ein ᾠπ. εἶρ. (M, 269), in der Bedeutung *mediocris*. Mit recht hat Goebel anstand genommen (S. 42), die Bildung des Adj. μεσήεις durch die Annahme eines substantivischen ἡ μέση oder τὸ μέσον zu vermitteln; aber statt auch in μεσήεις eine Fortbildung von μέσος wie in παιδιμόεις zu erkennen, hat er durch eine Conjectur zu helfen gesucht (ὦ φίλοι, Ἀργείων ὅς τ' ἔξοχος ὅς τε μεσηγύς, ὅς τε χειρότερος), die abgesehen davon, ob das Adverb. μεσηγύς auch die „ordo“ bezeichnet. — Doederl. läugnet (H. Gl. III. Nr. 2407) selbst die temporale Bedeutung in η, 195 — auch um deswillen misfällt, weil mitten zwischen den beiden Adjectiven ἔξοχος und χειρότερος ein Adverbium auftritt, welches mit diesen auf gleiche Linie gestellt ist. Ich glaube, man thut am besten in μεσήεις (auch μεσόεις kommt in später Zeit vor) eine Paragoge von μέσος, η, ον anzuerkennen. Und ebenso sollte man meines erachtens auch über ὑπιπετήεις (X, 308 = ω, 537) urtheilen, wiewol ich, wenn man sich einmal entschliesst, von dem handschriftlich überlieferten abzugehen, die Emendation Goebel's (ὑπιποτήεις) für eine recht glückliche halte.

Was ist aber weiter von jenen Adj. zu halten, die wir als paragogische Formen kennen gelernt haben (παιδιμόεις, μεσήεις, ὑπιπετήεις, βαθυνδήεις)? Auch Döderlein hat bei dem räthselhaften ἀμιχθαλόεις (H. Gl. III. Nr. 1064) gelegentlich diesen Punct berührt. „Zur Weiterbildung von Adjectivis, heisst es daselbst, wurde — οἷς (doch wohl auch — ῆεις?) erst spät benutzt: μηλινόεις bei Nic. Ther. 173 nennt Lobeck (Pathol. p. 246) *singulare paragoges exemplum; nam Ἐχινούς et Μυρρίνους a substantivis derivata sunt, αἰγινόεις et ἀγγινόεις suspecta; u. p. 171 παιδιμόεις invenit deterior aetas.*“ Wir wollen hier einige Adj. dieser Art, die Lobeck zusammen-

gestellt hat, vorführen (Elem. Path. I. p. 457): ἀγκυλόεις, δαι-
 δαλόεις, δουλιχόεις, καμπυλόεις, λαλόεις, μεσόεις, μηλινόεις,
 ξενόεις, ὀβριμόεις, *unumque Homericorum* παιδιμόεις; Elem.
 Path. I. p. 345 Anm. 30: γλυκόεις ποetae derivarunt a γλυ-
 κύς ut ἀμβλυόεις, βαρόεις, ὀξύόεις ἀπὸ παραγωγῆς τοῦ
 ὀξύς Seh. H. VII, 11; Elem. Path. I. p. 346: αἰδυνήεις, ἐρευ-
 θήεις, ἀπεχθήεις, ἀτειρήεις, ἀλιμυρήεις, κακανθήεις; δαφοι-
 νήεις, θουρήεις, πελιδνήεις, ἀκοσμήεις, ἀνομβρήεις. Hiezu
 füge man: ἀμυδρήεις von ἀμυδρός (Nic. Ther. 274), ἀργήεις
 von ἀργός oder ἀργής (vgl. J. F. Lobeck Philol. VII, 1. S. 205
 ff.) ausser bei Pind. Ol. XIII, 69. bei Heliod. Frgm. VI. 3: ἀρ-
 γήεσσα χιών. Oppian. Cyneg. II, 140. Nic. Al. VI. 98. 204;
 ὠκήεις Paragoge von ὠκύς Leon. Tar. 4. (VI, 205); εὐρώεις
 als Paragoge von εὐρύς bei Philes de anim. propriet. cap. XL.
 VI. 959 und μελανόεις bei Aretaeus: de caus. et sign. morb.
 diuturn. lib. II. c. 13: ὥτα ἐρυθρά, μελανόεντα, κεκλει-
 σμένα, ἐλεφαντώδεα¹). Kehren wir von diesen einer späteren
 Zeit angehörenden Adj. auf — εις, die als Weiterbildungen von
 Adj. angesehen werden müssen, zu den wenigen Homerischen
 Adj. desselben Gepräges zurück, so liegt es nicht allzufern, auch
 diesen einen jüngeren Ursprung zu vindicieren und ihnen in an-
 betracht dessen kritische Bedeutung beizulegen. Zunächst wollen
 wir nicht unerwähnt lassen, wiewol wir an und für sich kein
 grosses Gewicht darauf legen, dass παιδιμόεις (N, 686), με-
 σήεις (M, 269), ὑψιπετήεις (X, 308 = ω, 537) ἅπαξ εἰρη-
 μένα sind; βαθυδινήεις findet sich nur Φ, 15 u. 603. Ferner
 aber ist es wol mehr als zufällig, dass diese Adj. in Rhapso-
 dien auftreten, in denen die kritische Forschung manche andere
 Eigenthümlichkeiten und Discrepanzen entdeckt hat. So lesen wir
 das Adj. παιδιμόεις, welches so entschieden das Gepräge einer
 jüngeren Formation trägt, dass Lobeck es auf rechnung einer
deterior aetas gesetzt hat, in einer Stelle (N, 633—700), welche
 wegen innerer Widersprüche von Geppert, aus anderen Gründen
 von Düntzer, Schöll u. a. als ein späteres Einschiesel betrachtet
 wird. Das Adj. μεσήεις gehört dem Buche M an, in welchem Kri-
 tiker, wie Düntzer, Schömann, Hoffmann, Friedländer und selbst
 Nitzsch mannigfache Interpolationen entdeckt haben; ὑψιπετήεις
 findet sich ausser X 308 im letzten Buche der Odyssee (ω, 538),
 einem Theile des Gedichtes, der bekanntlich von alten und neueren

¹) Unter den Prosaschriftstellern haben namentlich die Ärzte Hippo-
 crates u. Aretaeus sich der Adj. auf — εις bedient (J. F. Lobeck.
 Phil. V, 2). Interessant ist nun die Beobachtung, dass die lat.
 Adj. auf — osus gleichfalls in der Sprache der Ärzte eine nicht
 unbedeutende Rolle spielen (Wannowski Posen. Progr. 1855. S. 2:
biliosi, illiosi, jecorosi, gutturosi, tussiculosi u. a.), ein Beweis,
 dass auch im technischen Ausdrucke die griechischen Ärzte die
 Lehrmeister der römischen waren.

Kritikern aus mannigfachen Gründen verdächtigt ist. Die Stellen, in denen sich βαθυδινήεις findet, Φ, 16, 603, sind von der Kritik nicht weiter angefochten. Beachtungswerth ist, dass das Adj. βαθυδινήεις sowie die zuvor genannten (φαιδιμόεις, μεσήεις, ὑσιπετήεις) bei den nachhomerischen Epikern, die doch von den übrigen Homerischen Adj. auf—εις vollen Gebrauch gemacht haben (man vergl. Göebel S. 43—46) und selbst bei einem Quint. Smyrn., der auch im Gebrauche der Adj. auf—εις sich als den treuesten Nachahmer Homer's erweist, nicht zu finden sind; dagegen findet sich bei ihnen das Adj. δινήεις als ein oft gebrauchtes Epitheton. Da für die Adj. ἀργινόεις und φοινήεις die von Göebel angenommenen Etyma ἄργινον und φοινή keineswegs als so unzweifelhaft dastehen, dass nicht auch diese beiden Adj. auf—εις als Weiterbildungen der Adj. ἀργεννός und φοινός betrachtet werden könnten; so wollen wir nicht unerwähnt lassen, dass φοινήεις ebenfalls in dem verdächtigen Buche M (202 = 220) vorkommt, während ἀργινόεις (B, 647. 656) im κατάλογος der Achæer auftritt, dessen jüngerer Ursprung so gut wie gewiss ist.

Eine dritte Erscheinung bei der Aufsuchung der Etyma für die Homerischen Adjectiva auf — εις, welche uns noch zu betrachten übrig bleibt, besteht darin, dass für etliche der Homerischen Adjectiva auf—εις ihre Stammwörter und folglich auch ihre Bedeutung höchst zweifelhaft sind; während in etlichen anderen Adj. die Etyma feststehen, aber die daraus abzuleitende Bedeutung Schwierigkeiten macht. Zu der ersten Classe gehören die beiden schwierigen Adj. σιγαλόεις und ἀμιχθαλόεις. Letzteres ist selbst einem Döderlein, der etymologischen Schwierigkeiten wahrlich nicht aus dem Wege geht, ein unerklärliches, fast unmögliches Wort (H. Gl. III. Nr. 1064); deshalb finden wir von Döderlein ἀμυγδαλόεσσιν vorgeschlagen, wonach wir also eine an Mandelbäumen reiche Insel Lemnos erhalten. Aber sollte „der allerdings auffallende Umstand, dass der Mandelbaum und die Mandeln fast nie vor Aristoteles erwähnt werden,“ und dass folglich erst in der späteren historischen Zeit dieser Baum, etwa aus dem asiatischen Binnenlande, nach dem Westen verpflanzt zu sein scheint, durch die einfache Hinweisung auf den pamphylishen Ortsnamen Μυγδαλία und das makedonische Μυγδονία schon als beseitigt angesehen werden dürfen? Auch Lobeck (Elem. Path. I. p. 9) rechnet ἀμιχθαλόεις unter die *vocabula, quae derivata esse pateat, principia vero eorum aut nulla inveniri possunt aut valde dissimilia*. Ebenso scheinen an dem Adj. σιγαλόεις Döderlein's etymologische Künste gescheitert zu sein; denn es ist in dessen „epochemachendem“ Glossare ganz unberücksichtigt geblieben, nur dass es gelegentlich (III. Nr. 2485) als Synonymon von μορόεις bezeichnet wird, mit der Bedeutung „voll Glanz.“ Hr. Dr. Göebel hat sich den-

noch nicht zurückschrecken lassen, bei beiden Adj. einen neuen etymologischen Versuch zu wagen; das ist denn auch mit Umsicht und Gründlichkeit geschehen und wir müssen bekennen, dass wir beide Versuche für recht glückliche halten. *Σιγαλόεις*: Stamm *ΓΑΛ* *nitere, splendere* (ἀ-γάλλω, γαλήνη, γαλερός); deren Subst. γάλη oder γάλος, vielleicht auch γάλς und von diesem γαλόεις *splendore praeditus* und mit dem Präfixum *ΣΙ*, welches wie ἄρι und ἔρι verstärkende Bedeutung haben soll, *σιγαλόεις*. *Ἀμιχθαλόεις*: Stamm *MIX* (ὀ-μίχ-λη, ὀ-μίχ-ω u. ä.), davon *MIXAΛΟΣ*, wie αἶθας von αἶθ-ω und mit Einschlebung von θ wie in ἄχθος (ἄχος), στῆθος (*ΣΤΑ*) u. a. *MIXΘAΛΟΣ* = *nebula*; davon *μιχθαλόεις* und mit dem Präfixum α oder ο entweder ἄμιχθαλόεις oder ὀμιχθαλόεις (wie neben κρυόεις auch ὀκρυόεις). Die genauere Ausführung s. bei Goebel S. 30 u. 31, S. 38 u. 39. Vielleicht hätte auch auf das von Apoll. in seinem Lexic. Hom. erwähnte *σιγάλωμα*, ein Instrument, welches zum Glätten und Blankmachen des Leders gebraucht wurde, (auch das Verb. *σιγαλόω* findet sich daselbst) hingewiesen werden können.

Ein Wort zweifelhafter Ableitung und Bedeutung ist auch das viel versuchte *ἡτόεις*, Epitheton des Skamander (*E*, 36). Wenn man die mannigfachen Deutungen, welche diess ein Wort erfahren hat, durchläuft; wahrlich, man möchte sich zu einem *habent sua fata — vocabula* versucht fühlen.

Ich kann mir nicht versagen sie einzeln namhaft zu machen. Schon die Alten haben vier Ableitungsversuche (s. Goebel p. 21): 1. von ἰον, *viola*; 2. von ἡτών, *littus*; 3. von ἡτών, *auditio, fama*; 4. nach Hesych *ἡίοεντι* = ἄφρωδει. Dazu kommen folgende Ableitungen der neueren: 5. Buttmann von ἡιον, Aue; *ἡτόεις*, auig, aumgeben (*Lexil.* II. S. 22); 6. Schrader: *de ἡτόεις vocabulo*. Stendal. Progr. 1836, mit Hilfe der vergleichenden Sprachforschung vom Stamme *A* oder *Ah*; *ἡτόεις* = *aquosus*; 7. Ameis (*Z. f. d. G. W.* VIII. S. 631) von ἄτω; *ἡτόεις* = stark hörbar, mit Geschrei angefüllt, tosend; 8. Döderlein (*H. Gl.* I. Nr. 244) von αἶα, *terra*; *ἡτόεις* = voll erdiger Theile; 9. Lobeck (*Elem. Path.* I, p. 65 und 66) von ἡιον; *ἡια* = *ripae spaciosae et amoenae*. Goebel, nachdem er den größten Theil der oben aufgeführten Ableitungsversuche einer Kritik unterzogen, die Annahme der Synkope in *ἡτόεις* von ἡτών durch Beispiele gerechtfertigt und gegen Hermann (*Opusc.* IV, 216) die Ansicht aufgestellt hat, dass ἡτών erst bei den Späteren das Flussufer bezeichne, während es bei Homer nur von der Seeküste und namentlich der troischen gebraucht werde, erklärt *ἡτόεις Σκάμανδρος*: *Scamander oris maritimis praeditus, inclusus*. Auch hier sucht er seine Erklärung aus der Situation, welche man *E*, 36 annehmen müsse, auf geschickte Weise zu rechtfertigen, indem er darauf hinweist, dass Minerva

gerade am Ausflusse des Skamander, also an der Küste, fern von dem Orte der den Troern feindlichen Götter (Kallikolone T, 52, 151); ihren Platz gewählt habe; durch das Adj. ἡτόεις werde demnach bezeichnet *ea fluvii pars, quas veras ἡτόνας habet, inter veras ἡτόνας interfluit*. Ich zweifle jedoch, ob ein Homerisches Adj. in einem so prägnanten Sinne aufgefasst werden darf; wollte man aber das Adj. ἡτόεις in dem allgemeineren Sinne auffassen von *oris maritimis praeditus*, so müsste wenigstens nachgewiesen werden, dass der Skamander sich durch seinen ἡτόνας besonders auszeichnet; denn sonst würde das Epitheton jedem in's Meer fließenden Flusse zukommen; es würde kein charakteristisches Epitheton sein. Ich glaube demnach, dass auch durch die Göebel'sche Erklärung das vielversuchte ἡτόεις noch nicht zu seinem Rechte gekommen ist; deshalb wage ich einen neuen Versuch zu machen, gestützt auf Hesych's hinter ἡιχθήτην stehende Glosse: ἡτόεντι ἄφρώδει. Während Ameis und Döderlein dieselbe zur Bestätigung ihrer Erklärungen herangezogen haben, hat Lobeck (Elem. Path. I. p. 66. Anm. 1) die Vermuthung aufgestellt, dass vielleicht ὄφρωδαι zu schreiben sei, da ὄφρός, ὄχθη, ἡτών oft Synonyma seien. Göebel (p. 22) glaubt über die Hesychische Glosse hinweggehen zu dürfen, *quum nullum huius soni etymon reperiatur, quod spumam declararet*. Wie nun aber, wenn wir in ἡιον ein Synonymon von ἄφρός, *spuma*, anerkennen und folglich mit Hesych ἡτόεις durch ἄφρώδης erklären dürften? Das scheint auf den ersten Blick seltsam und fast unmöglich; aber dennoch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen. Betrachten wir zunächst Ableitung und Bedeutung des Stammwortes ἡιον. Schon die Alten leiten es von λέναι ab; Schol. β, 289: τὰ εἰς τὸ λέναι ἐπιτήδεια ἡτοι ἐφόδια, ἀποβολῇ τοῦ πρώτου ι. So auch Lob. Elem. Path. I. p. 65. 71. Der ursprüngliche Begriff des Subst. ἡιον, der jedenfalls auf τὸ λέναι zurückzuführen ist, hat sich nun im specielleren Gebrauche in verschiedenen Bedeutungen verzweigt; denn τὰ ἡια heisst 1. τὰ εἰς ὁδὸν ἐπιτήδεια, βρώματα, womit ich das lateinische *commeatus* vergleiche, 2. *meatus, ambulationes*, 3. heisst τὸ ἡιον so viel wie ἄχυνον (ε, 308) oder ἄχνη, *palea*. Letzteres Wort aber bezeichnet nicht bloß Spreu oder Paff (E, 499), sondern es bedeutet auch so viel wie ἄφρός, *spuma* (A, 307). Wenn aber ἄχνη in der Bedeutung von Spreu Synonymon von τὸ ἡιον ist, sollten wir dann nicht berechtigt sein auch in der zweiten Bedeutung von Schaum beide Wörter als Synonyma zu betrachten, zumal da die Bedeutung des vom Flusse getragenen und mit demselben fortgehenden Schaumes eben so leicht aus dem Grundbegriffe des λέναι sich entwickeln konnte, wie die von Spreu? Demnach würde also auch das abgeleitete ἡτόεις die in der Hesych. Glosse angegebene Bedeutung von ἄφρώδης haben, und wie geeignet

ein solches Epitheton für den Skamander ist, ergibt sich schon aus den anderen Epithetis desselben *δινῆεις* und *βαθυδινῆεις*; gerade ein solcher Fluss pflegt auch reich an Schaum zu sein und folglich ist *ῥιόεις* für den Skamander ein charakteristisches Epitheton. Das *ῥιόεν πεδίον* des Quint. Smyrn. kann für die Homerische Deutung des Wortes nicht maßgebend sein, sondern höchstens beweisen, dass die Auffassung dieses Wortes schon bei den Alten geschwankt hat.

Ein nicht weniger schwieriges Wort ist auch das Adj. *παιπαλόεις*, Attribut von *ὁδός*, *ἀτραπός*, *ὄρος*, *σκοπιή* und den Inseln Imbros, Chios, Samos, Ithaka. 1. Die Alten erklären (*M*, 168) *τῇ πολλὰς ἐκτομὰς ἐχούσῃ, τῇ τραχείᾳ*. Apion: *παιπαλόεντος· τραχέος καὶ σκολιῶδους*. 2. Döderlein (*H. Gl.* III. Nr. 2363) war *παιπάλη*, das Mehl, *παιπαλόεις* voll Staubes, nach der Ähnlichkeit des Staubes mit dem Mehle. Aber angenommen, dass *παιπάλη* auch die Bedeutung von *κόνις* habe, was noch nicht erwiesen ist; so erheben sich doch in sachlicher Beziehung einige erhebliche Bedenken gegen eine solche Bedeutung des Adj. Denn *παιπαλόεις* ist Epitheton von *ἀτραπός* (*P*, 743), d. i. wie Död. selbst erklärt (*H. Gl.* Nr. 669) vorzugsweise der Bergpfad, ferner Epitheton von *ὁδός* *M*, 168, wo von den Wespen die rede ist, welche sich ihre Wohnung *ὁδῷ ἐπὶ παιπαλοέσῃ* machen. Aber pflegen denn die Wespen an einem staubigen Wege sich anzubauen und ist das Epitheton „staubig“ für die festeren Bergpfade — denn ein solcher ist *P*, 743 gemeint — charakteristisch? In der that ebenso wenig wie für die Bergspitze, *σκοπιή* (*κ*, 97. 148.), die der Wind vom Staube zu reinigen pflegt. So bleibt uns denn nur noch *παιπαλ.* als Epitheton der oben genannten Inseln zu betrachten übrig; als solches hat es nach Död. den Charakter eines *epitheton ornans*, insofern der staubige Weg ein Zeichen der Frequenz, eines regen Verkehrs und einer starken Bevölkerung ist. Aber Död. wird einem *epitheton distinguens* — und als solches lässt sich *παιπαλ.*, wie aus den gleich folgenden Erklärungsversuchen zu ersehen ist, auffassen — auch für die genannten Inseln den Vorzug geben. 3. G. Hermann nämlich leitet das Adj. *παιπ.* von *πάλλω*, *παιπάλλω* ab und erklärt: *tortuosus, flexus*; weiter entwickelt ist Hermann's Ansicht von Lucas, *de voce HomERICA παιπαλόεις aliisque cognatis vocabulis*. Bonnae 1841. Ihm hat sich angeschlossen Fæsi (*γ*, 170): *παιπαλόεις* durch Reduplication von *πάλη*, *πάλλω*, *torquere, crispare*, daher *tortuosus*, reich an Windungen, gezackt, klippenreich. 4. Ameis (*N. Jahrb. f. Phil. u. Pæd.* 70. 3) ist mit dieser Erklärung nicht ganz einverstanden; nur fallen seine Gründe, wie mir scheint, nicht gleich schwer in's gewicht. Richtig scheint uns der Einwand, dass der Begriff des sich windenden, gezackten, (zickzackartigen) nicht der Begriffssphäre von *πάλλειν*,

sondern vielmehr der von ἔλλωσσω angehöre; weniger wichtig, dass jene Erklärung die sinnliche Anschauung und das Homerische Leben beeinträchtige. Denn so fein und richtig auch die Beobachtung ist, dass Homer und die Griechen überhaupt das, was eine Person oder Sache erleidet, als thätigen Act dieser Person oder Sache darzustellen pflegen, so wird man doch diese Auffassung nicht für jedes Adjectiv zur *conditio sine qua non* machen wollen. Endlich wird Ameis bei solchen, welche mit Gebirgsgegenden bekannt sind, wenig Beistimmung finden, wenn er behauptet, dass das Beiwort „klippenreich“ für σκοπιή, ὁδός und ἀταρπός nicht geeignet sei. Wie nun erklärt Ameis selbst das Adj. παιπαλόεις? Ganz richtig geht er von πάλλειν aus, „schwingen, sich schwingen, springen, hüpfen.“ Auch in dem Subst. πάλη, *lucta*, findet sich, beiläufig bemerkt, derselbe Grundbegriff (vgl. lat. *dimicare*). „Demnach heisst παιπαλόεις mit intensiver Reduplication ganz einfach: sich aufschwingend, emherschwingend.“ Die weitere sehr ansprechende Ausführung s. N. Jahrb. 70. 3. S. 263. Wenn aber παιπ. ganz einfach: „sich aufschwingend, emhorspringend“ bedeutet, wie kommt denn das Suffixum — εις zu seinem Rechte? und zweitens: von welchem Subst. ist das Adj. auf — εις abzuleiten? Wir können nicht umhin, auch für παιπαλόεις ein Subst. als Stammwort anzunehmen und ein solches ist das auch von Goebel und anderen bereits herangezogene τὰ παίπαλα, welches sich bei Callim. H. Dian. 194 findet: παίπαλά τε κρημνοῦς τε und beim Schol. Aristoph. Nub. 260: τὰ παίπαλα δύσβατα. Zu der Annahme eines solchen Subst. berechtigt auch das Homerische Compositum πολυπαίπαλος, welches ich mit Ameis (a. a. O. S. 264) so deute, dass ich unter πολυπαίπαλοι (o, 419) die Phoeniker als solche verstehe, die sich viel hin- und herschwingen auf ihren Fahrten, die viel umhergeworfen werden (πολύτροποι). Denn πολυ ist, ein par Fälle ausgenommen, in denen der zweite Theil der Composition ein Adj. ist (πολυτλήμων, πολύπικρος, πολύιδρις), stets mit Participien oder mit Subst. zusammengesetzt; ersteres ist aber bei πολυπαίπαλος von selbst ausgeschlossen. Das Subst. τὸ παίπαλον, von παιπάλλω, bezeichnet aber das sich aufschwingende, aufspringende, specieller die aufspringenden Erhöhungen der Berge, felsigen Inseln u. s. w., also Klippen und παιπαλόεις bedeutet demnach = klippenreich und ist ein charakteristisches Epitheton der Berge selbst (N, 17), der Bergpfade (P, 743), der Bergwarten (κ, 97. 148. 194), auch eines Weges auf dem rauhen Ithaka (ρ, 204) und endlich der Insel Ithaka selbst und aller, welche, wie die Ἰθάκη τρηχεῖη, κραναή, sich durch Felsen und Klippen auszeichnen (Samos, Imbros und Chios). Auch Goebel nimmt, wie schon oben bemerkt, das Subst. παίπαλον als Stammwort für das Adj. παιπαλόεις an. Da er aber dieses von einer Wurzel ΠΑΑ *terere* ableitet und

nicht von πάλλω, so bedeutet ihm παίπαλον (Geriebenes ==) Gebröckel, Geröll, Felsgeröll. Ich habe einige Bedenken hiergegen. Wol lass' ich mir's gefallen, wenn Död. von παιπάλη, das Mehl, das Adj. παιπαλόεις in der Bedeutung „voll Staubes“ ableitet; denn da bleibt er in derselben Begriffssphäre; wenn aber Goebel von παίπαλον = geriebenes zu der Bedeutung: Gebröckel, Geröll gelangt, so ist damit die erste Begriffssphäre verlassen und in eine ganz neue hinübergeleitet, in dieselbe nämlich, welcher das lat. *confragum*, *confragosum* und selbst das deutsche Gebröckel (brechen) angehört. Sodann will es mir scheinen, als ob die Goebel'sche Bedeutung des Adj. παιπ. für die Bergwarte nicht geeignet sei, auch für die Inseln insofern nicht, als man eher ein Epitheton erwartet, welches, wie ὑλήεσσα (κ, 308), πετρήεσσα (δ, 844), ἀμφιρύτη (α, 50), δενδρήεσσα (α, 51) auf einer mehr unmittelbaren sinnlichen Anschauung beruht.

Nicht unbedeutend ist die Zahl der Adj. auf — εις, deren Ableitung nicht zweifelhaft ist, während ihre Deutung und Auffassung in manchen Puncten der Berichtigung bedarf. So habe ich mit Freude wahrgenommen, dass auch Goebel sich bei der hergebrachten und noch kürzlich von Döderlein (H. Gl. Nr. 650) erörterten Bedeutung des Adj. τερμιόεις nicht beruhigt und eine neue Erklärungsweise gegeben hat, welche nicht nur der adjectivischen Bildung auf — εις ihr volles Recht zukommen lässt, sondern auch in sachlicher Beziehung unbedingt den Vorzug verdient (S. 18 u. 19). Dasselbe lässt sich von noch manchen anderen Adj. rühmen, für welche erst durch Goebel's eingehende und umsichtige Behandlung ein volles Verständnis eröffnet ist. Man vergl. αλπήεις (S. 11), verglichen mit αλπεινός, ὄφρυόεις (S. 17), ἀμφιγυήεις (S. 20), σκιοέεις (S. 24), τελέεις (S. 40) und namentlich auch κολλήεις (S. 14. 15). Da es jedoch nicht unsere Absicht ist, eine eingehende Beurtheilung der Goebel'schen Arbeit zu liefern, so begnügen wir uns auf die ansprechende Behandlung jener Homerischen Adj. aufmerksam gemacht zu haben, welche jedenfalls verdient, dass die Interpreten der Homerischen Gedichte Notiz von derselben nehmen.

Etwas ausführlicher müssen wir dagegen ein par andere Puncte behandeln, welche in der Abhandlung des Hrn. Dr. Goebel theils nicht berücksichtigt sind, theils eine von der unserigen abweichende Beurtheilung erfahren haben.

1. Kein einziges Adj. auf — όεις ist von Compositis gebildet. Lob. Parall. S. 424. Anon. 35. Folglich durfte bei Död. (H. Gl. III. Nr. 1064) von der Möglichkeit, dass die Aspiration in ἀμιχθαλόεις die Wirkung einer Composition mit ἄλς sei (ἄμικτος ἀπὸ τῆς ἄλός), überall nicht die Rede sein.

Unter den Homerischen Adj. auf — ήεις finden sich nur vier Composita: ποτιφωνήεις, βαθυδινήεις, ἀλμυρήεις, ὑψι-

πατήεις. Von diesen müssen uns, wie oben nachgewiesen ist, **βαθυδινήεις** und **ὕψιπετήεις** aus anderen Gründen verdächtig erscheinen. Das Adj. **ποτιφωνήεις** (ι, 456) ist von Gæbel mit recht angegriffen; denn es nöthigt uns, ein Subst. (**προσφωνή**) als Stammwort anzunehmen, dessen Existenz geläugnet werden muss; recht ansprechend ist daher die von Gæbel vorgeschlagene Änderung: **εἰ δὲ ὁμοφρονέοις ποτέ, φωνήεις τε γένοιο.** Nur müssen consequenter Weise auch **περιτιμήεσσα** Apoll. D. Vs. 65 und **ὕπερηχῆεις** Quint. Smyrn. II, 1 durch Scheidung der Präpositionen vor ihrem Adj. verbessert werden; in der Teubner'schen Ausgabe des Quint. Smyrn. von Köchly (Leipz. 1853) ist diess auch bereits geschehen.

2. Von sämtlichen Adj. auf — εις sind nur zwei bei Homer graduiert: **χαρίεις** ι, 5. κ, 279. Ζ, 90. 271. Ω, 348 und **τιμῆεις** α, 398. δ, 614. ο, 114.

3. Nur von einem Adj. auf — εις ist ein Adverbium gebildet: **τεχνηέντως** ε, 270.

4. Bei geographischen Eigennamen vertritt die Endung des Mascul. auch das Femin. Vgl. Krüger Gr. Sprachl. II, 1. §. 22 S. 59. Bei Homer ist diess der Fall bei **ἡμαθόεις** B, 77. I, 153. α, 93. β, 214 u. ö. **ἀνθεμόεις** B, 695. **ἀμπελόεις** B, 561. **ἀργινόεις** B, 656. 647. **ποιηεις** B, 503. **ὕλήεις** α, 246. π, 123. τ, 31.

5. Contrahierte Formen der Adj. auf — εις finden sich bei Homer nur I, 605:

οὐκέθ' ὁμῶς τιμῆς ἔσσαι πόλεμόν περ ἀλαλκῶν
und Σ, 475:

καὶ χρυσὸν τιμῆντα καὶ ἄργυρον.

An ein par Stellen sind contrahierte Formen der Adj. auf — εις erst durch Conjectur dem Dichter aufgebürdet: η, 110 durch Becker, der **τεχνηῆσαι** statt **τεχνηῆσαι** lesen will; ferner η, 107, wenn wir mit Ahrens Gr. Formenl. §. 23 Anm. **καιρουσέων** (vgl. auch Lob. Elem. Path. I, S. 504) statt **καιροσέων** lesen. Ferner wollte Buttmann, wiewol ohne grund, Gr. I, 169 **ἀελλῆς** für **ἀελλῆς** schreiben (Lob. Elem. Path. I. S. 345), gerade sowie M, 201 von einigen **ὕψιπετῆς** statt **ὕψιπέτης** vorgeschlagen ist (Elem. Path. I. S. 343). Auch M, 283 hat man eine contrahierte Form in den Text eingeführt, wenn man mit Aristarch **λωτοῦντα** (aus **λωτόεντα**) statt **λωτεῦντα** (aus **λωτέοντα**) schreibt. (Derselbe Aristarch wollte umgekehrt O, 621 und γ, 290 **τροφέοντα** statt **τροφόεντα** lesen. S. Doed. H. Gl. III. Nr. 1036.) Endlich möge auch noch erwähnt werden, dass das schwierige und viel besprochene **ὕπερκύδαντας** (Δ, 66) von einigen als eine Contraction aus **ὕπερκυδάεντας** angesehen ist, von allen Versuchen, die Form zu erklären, die am wenigsten empfehlenswerthe (Elem. Path. I. S. 383). Alle diese contrahierten Formen der Adj. auf — εις müssen von vornherein

verdächtig erscheinen, weil bei allen übrigen Adj. auf — εἰς die Contraction so ängstlich vermieden ist, während diese doch ein so einfaches Mittel darbot, um eine Menge dem heroischen Versmaße widerstrebender Adj. für den Hexameter brauchbar zu machen. Man vergl. *χαριτοῦντα*, *ᾠτοῦντος*, *ἡλιονοῦντι* u. ä. Gleichwol finden wir, damit dieser Zweck erreicht werde, in solchen Fällen jedes andere Mittel (Verlängerung des Vokals oder Verkürzung desselben oder Synkope) angewandt, nur nicht die Contraction. Dazu kommt, wie Goebel evident nachgewiesen hat, dass vor dem Suffixum — εἰς in älterer Zeit das Digamma gestanden hat und dass in folge davon die Adj. auf — εἰς in den Homerischen Gedichten die Contraction nicht zulassen. Weiter aber folgt hieraus, dass wir entweder die handschriftlich beglaubigten contrahierten Formen der Adj. auf — εἰς durch Emendation entfernen und die durch Emendation eingeführten zurückweisen, oder die Adj. dieser Art als verdächtig bezeichnen und für kritische Zwecke verwenden dürfen. Goebel hat den ersteren Weg eingeschlagen (S. 41 *τιμῆς*, *τιμῆτα*. S. 35 *λωτοῦντα* contrahiert aus *λωτόοντα*. S. 13 *καὶ ῥοδέων*); ich werde dagegen die andere Bahn betreten. Die contrahierte Form *τιμῆς* findet sich I, 605, in der von Kayser, Grote, Friedländer, Düntzer, Schœmann angefochtenen *Πρεσβεία* und ebenso die Form *τιμῆντα* (Σ, 475) in der *Ὀπλοποιία*, welcher Geppert und Bernhardt ebenfalls jüngeren Ursprung zuschreiben. Die Form *λωτοῦντα*, welche auch dann verdächtig bleibt, wenn wir mit der Vulgata *λωτεῦντα* lesen, da von anderen Pflanzennamen abgeleitete Verba auf — εῶ nicht vorhanden sind (Lob. El. Path. I. S. 518), findet sich ebenfalls in dem mehrfach angefochtenen Buche M (283). Die Formen *καιρουσσεών* (η, 107) und *τεχνῆσαι* (η, 110), da sie selbst wieder auf Conjectur beruhen, können hier nicht in Frage kommen; nach dem, was oben über die Contraction der Adj. auf — εἰς gesagt ist, dürften sie sich für eine Aufnahme in den Homerischen Text nicht empfehlen.

Wir haben es bislang fast nur mit der Form und Ableitung der Adj. auf — εἰς zu thun gehabt. Was aber die Bedeutung derselben anbelangt, so ist es eine schöne Seite der Goebel'schen Arbeit, dass ihr Hr. Verf. bemüht gewesen ist, den Adj. auf — εἰς stets ihre volle Bedeutung zu sichern und die poetische Berechtigung des fraglichen Adj. aus der betreffenden Stelle selbst, in der es vorkommt, nachzuweisen. Das ist ihm auch in der regel vortrefflich gelungen und wir wünschen, dass recht viele Erklärer des Vater Homer von dem dargebotenen gebrauch machen mögen. Gleichwol werde ich mir erlauben, auch hier einige Fragen zu erörtern, die Hr. Dr. Goebel unberührt gelassen hat.

Zunächst die Frage über das Verhältnis der Adj. auf — εἰς zu den mit *πολυ* zusammengesetzten Adjectiven. Wir stellen die Hom. Adj. dieser art zusammen:

πολυανθής ἀνθεμόεις — πολύδακρυς δακρυόεις — πολυδένδρεος δενδρήεις — πολυηχής ἡχήεις — πολύμητις μητιόεις — πολυπαίπαλος παιπαλόεις — πολύστονος στονόεις — πολυπίδαξ πιδήεις.

Ohne auf concrete Beispiele schon einzugehen, darf man wol die Vermuthung aufstellen, dass die Composita mit πολυ den Begriff der Fülle von seiner quantitativen oder extensiven Seite darstellen, während die Adj. mit dem Suffix — εις denselben Begriff vorzugsweise von seiner qualitativen oder intensiven Weise aufgefasst enthalten. Diese Auffassung der Adj. auf — εις findet sich vielleicht schon im Etym.: ἡτιόεις, ὁ καλὰς ἡτιόνας ἔχων und bei Hesych.: ἡτιόεντι· καλὰς ἔχοντι φωνάς. Bestätigt wird sie dadurch, dass ein großer Theil der Adj. auf — εις gerade von solchen Subst. gebildet ist, deren Begriffe vorzugsweise eine solche intensive oder qualitative Steigerung zulassen. Dahin rechne ich vor allen die Adj., welche zur Bezeichnung von Glanz, Farbe und deren Kehrseite, Dunkelheit u. s. w. dienen: ἀστερόεις, αἰθαλόεις, αἰγλήεις, ἀργινόεις, εὐρώεις, ἡερόεις, ἰοίεις, μορόεις, σιγαλόεις, σκιοίεις, φαιδιμόεις, φοινῆεις, φοινικόεις, ψολοίεις. Auch für diejenigen Adj., welche sich auf Gegenstände der Kunst beziehen, muss diese qualitative Auffassung als besonders geeignet erscheinen; solche Adj. sind: ἀστερόεις, ἀνθεμόεις, θυσανόεις, καιρόεις, κωπήεις, ὀμφαλόεις, ὀξύοεις, τερμιόεις, τειχιόεις, ὠτώεις²⁾. Ferner wird diese qualitative Auffassung auch durch

²⁾ Nicht unbedeutend ist auch die Zahl der Adj. auf — εις, welche physische, meist locale Eigenschaften bezeichnen und deshalb häufig in Verbindung mit Ländern, Städten, Flüssen u. dgl. auftreten. Sehr leicht konnten diese Adj. mit Weglassung der betreffenden Subst. selbst zu Subst. erhoben werden. Daher unter den griech. Städte- und Flussnamen so viele, die sich als ursprüngliche Adj. auf — εις verrathen (S. Göebel S. 9 u. 10). Homerische Städte- und Flussnamen dieser Art sind: 1. Κυπαρισσήεις B, 593. 519 von κυπάρισσος. 2. Θρυόεσσα A, 711 von τὸ θρύον. *Ilia*. 3. Ὀπόεις B, 531. Σ, 326. Ψ, 85 von ὀπός (E, 902). Saft, Feigenlab; als Adj. in der Bedeutung „saftreich“ findet sich ὀπόεις bei Nic. Al. 318. 4. Γονόεσσα (B, 573), nicht von γάνος, wie Göebel annimmt, sondern nach Döderlein's (H. Gl. III. Nr. 1011) vortrefflicher Erklärung von γουνός, Biegung des Bodens, Hügel, also Γονόεσσα, die hügelreiche Stadt. 5. Σιμόεις (A, 475 u. 6.) vielleicht von demselben Stamme, von welchem σιμός = eingebogen; σιμόεις = reich an Krümmungen. Bensley hat in seinem Wurzellexikon den Flussnamen Σκάμανδρος mit κάμπτειν in Verbindung gebracht, Σκάμανδρος = *flexuosus*; demnach würde der Benennung beider Flüsse dieselbe Anschauung zu grunde liegen. 6. Σελλήεις (B, 659. O, 531. B, 839. M, 97) ohne Zweifel von τὸ ἔλος, Sumpf. Bruch; homonym dem Stammworte, wie auch bei andern topischen Namen, die Stadt Ἐλος (B, 584) in Lakonika. Das anlautende σ findet sich auch in dem von ἔλος abzuleitenden (Lob Elem. Path. I. S. 122) Pflanzennamen σέλινον, B, 776

einige Adj. empfohlen, bei welchen der Gedanke an eine Vielheit von selbst ausgeschlossen ist (S. auch Goebel Cap. IV., V. u. VI.). Diess ist z. B. der fall bei *κωπήεις*, Epitheton der *φάσγανα* (O, 718) und des *ξίφος* (II, 832. T, 475). Gewöhnlich *κωπήεις* = *manubriis instructus*; aber unmöglich ist doch an eine Vielheit der Schwertgriffe zu denken und ein mit *πολυ* zusammengesetztes Epitheton würde in diesem Falle geradezu eine Unmöglichkeit sein. Daher ist *κωπήεις* qualitativ aufzufassen, wie es schon Damm gethan: *manubrio egregio praeditus ensis, cujus capulus praecipui quid habet, τὸ λαβὴν ἔχον καλὴν e. c. argenteum vel et inauratum capulum pulchre elaboratum*. Auch die *ἀσπίς ὀμφαλόεσσα* (A, 448. T, 360 u. sonst) gilt mir, trotz der *ὀμφαλοὶ εἰκόσι* (A, 34), nicht als ein mit vielen Buckeln versehener Schild (also so viel wie *πολύομφαλος* bei Oppian), sondern, nach der Auffassung von *ζυγὸν ὀμφαλόεν* (Ω, 269), als ein mit prächtigem Buckel oder prächtigen Buckeln verzierter Schild, und ebenso müssen wir uns den *τρίποδ' ὠτῶεντα* (T, 264. 513) nicht blos als einen *ῶτα ἔχοντα*, sondern als einen *καλὰ ῶτα ἔχοντα* denken. Endlich aber wird sich unsere Auffassung der Adj. auf — εις auch als richtig erweisen, wenn wir sie mit den entsprechenden mit *πολυ* zusammengesetzten Adj. zusammenhalten. Auch hier lässt sich derselbe Unterschied an concreten Beispielen nachweisen und wir sind nicht berechtigt, beide Arten der Adj. für Synonyma zu halten. Demnach ist die *θάλασσα ἡχέεσσα* A, 157 verschieden aufzufassen von dem *ἀλγιάλῳ πολυηχεί* A, 422. Bei dem ersteren ist an die Intensität des durch das brausen des Meeres hervorgebrachten Tones zu denken, gerade so, wie auch die *δῶματα ἡχέεντα* (δ, 172) Gemächer sind mit starkem Schalle, also geräumige Gemächer; während A, 422 uns die Anschauung eines vieltönenden Ufers gegeben wird, welches durch die unaufhörlich sich brechenden Wogen zu einem solchen gemacht wird. Denn *πολυ* behält in der Composition stets den Begriff der Vielheit, dient aber nicht dazu, die Steigerung zu bezeichnen (Geppert, Urspr. d. Hom. Ged. II, S. 52 und daselbst die einzige Ausnahme *πολύπικρος* π, 255). Der sonst so fein distinguierende Döderlein hat diesen Unterschied nicht gelten

vom Dichter *ἐλεόθρεπτον* genannt, weil sie an sumpfigen Stellen wächst. Unter *ἔλλοι* und *Σέλλοι*. bei denen dieselbe sprachliche Erscheinung in frage kommt s. Lehrs Arist. S. 239. 240. Die Verdoppelung des λ in *Σελλήεις* findet eine Stütze in dem Städtenamen *Σελλασία*, der ebenfalls in der Form mit einfachem λ auftritt. Die Bildung des Adj. *Σελλήεις* ist wie bei den übrigen von Subst. Neutr. auf — ος abgeleiteten Adj. *τελήεις*, *αἰπήεις* u. s. w. 7. *Σατυρίοις* (Z, 34. E, 445. Φ, 87) weifs ich nicht abzuleiten. Ich bedaure, G. Muys' Hellenica, wo nach Goebel (S. 9) ein Versuch zur Ableitung dieses dunklen Wortes gemacht ist, nicht einsehen zu können.

lassen, wenn er πολυηχής (H. Gl. Nr. 890) durch „lauttönend“ erklärt (auch Nr. 645 wird dem ersten Theile der Composition in πολύτροπος intensiver Sinn beigelegt); das widerspricht aber dem Begriffe von πολυ und nur in der Bedeutung von *multum et varie sonans* dürfte das Epitheton πολυηχής, welches dem Meere beigelegt wird, auch für die Nachtigal (τ, 521) geeignet sein. Aus dem Begriffe der Vielheit, den also πολυ auch in der Composition festhält, ergibt sich auch die richtige Auffassung von πολυδένδρος, verglichen mit δεινδρήεις. Erstes ist Epitheton des κήπος (δ, 757) und ἀγρός (ψ, 139) und veranschaulicht uns einen Baumgarten und ein Landgut mit vielen (und verschiedenen) Bäumen, resp. Fruchtbäumen, die jedoch weit entfernt sind, dem Beschauer den Eindruck eines Waldes zu gewähren. Wenn dagegen α, 51 δεινδρήεσσα als Epitheton von νῆσος auftritt, so erhalten wir dadurch die Anschauung einer baumreichen Insel (vgl. νῆσος ὑλήεσσα ι, 118. κ, 308), deren dichter Wald besonders geeignet ist, den Nymphen zum Aufenthalte zu dienen und ebenso verhält es sich auch mit ἄλλοι δεινδρήεντι (ι, 200)^{*)}. Ferner wird ξ, 353 der Eichwald πολυανθής genannt mit Rücksicht auf seine vielen frischen Schösslinge; dagegen der λέβης (Ψ, 85. γ, 440) und der κρητήρ (ω, 275) ἀνθεμόεις und nicht πολυανθής; denn der Begriff der Vielheit tritt hier offenbar zurück gegen den der Qualität und ganz richtig hat der Schol. zu γ, 440 an die Verzierungen in getriebener Arbeit gedacht: ποικίλον ἀπὸ τῶν ἐντετορευμένων ἀνθῶν, ἃ καὶ ἄνθεμα καλοῦσι; dieser Auffassung folgt Dæd. (H. Gl. Nr. 722), Ameis, Fæsi u. a. Neben πολύμητις, dem stehenden Epitheton des Odysseus, findet sich einmal das Epitheton μητιόεις, δ, 227: φάρμακα μητιόεντα. Erstes bezeichnet vortrefflich den Mann, welchen Helena (Γ, 202) charakterisiert: εἰδὼς παντοίους τε δόλους καὶ μήδεα πυκνά, den der Dichter auch πολυμήχανος nennt. Auch der κλυτοτέχνης Ἥφαιστος wird πολύμητις genannt (Φ, 355). Dagegen wird Ζεὺς μητίετα vom Verf. des Hymn. Apoll. 844 mit dem Beiwort μητιόεις geehrt; das ist mehr als πολύμητις und Zeus hat nicht bloß viele kluge Pläne, sondern er weiß für alles Rath: μητιόεις mit intensiver Bedeutung ist der Gott, der tiefe Klugheit besitzt, und die φάρμακα μητιόεντα sind, wie der Schol. richtig erklärt, ὑπὸ συνέσεως εὖρεθέντα, mit tiefer Klugheit ersonnene Heilmittel. Wehalb Bolhe hier eine *inepta, si quae alia, scriptura* erkennt und *confidenter* μητιόεντος vor-

*) Man beachte, dass in späterer Zeit einige Adj. auf — εις als Subst. zur Bezeichnung desselben Begriffes dienen, welchen die latein. Endung — *etum* enthält. Lob. Elem. Path. I. S. 345, Anm. 29 und Schol. Σ, 576. πευκῆεν, *pinetum*, δονακῆεν, *arundinetum*, (ῥωπῆεν, *virgultum*). Sollte das latein. — *etum* nicht auch lautlich mit dem griech. Suffix — εις, εντος zusammenhängen?

schlägt, vermag ich nicht einzusehen. In allen den besprochenen Fällen sind also die Adj. auf — εἰς keineswegs synonym mit den mit πολυ zusammengesetzten Adj. und auch bei den übrigen Adj. dieser Art, wiewol sie wie πολύστονος und στονόεις (A, 445 coll. ι, 12), πολυπῖδαξ und πιδήεις (Ξ, 283 coll. A, 183), πολύδακρυς und δακρυόεις (X, 487 coll. E, 737) promiscue von denselben Gegenständen gebraucht werden, ist demnach festzuhalten, dass sie ihrer Bedeutung nach nicht völlig gleich sind; die Adj. auf — εἰς sind in folge der intensiven Steigerung, die sie entfalten, stärker. Weit eher wird es demnach gestattet sein, dieselben als Synonyma der mit particulis intentivis zusammengesetzten Adj. zu betrachten: σκίοεις = δάσκιος O, 273. ε, 470. φοινήεις = δαφοινός B, 308 coll. M, 202.

Eine zweite Frage, welche ich bei dem Capitel über die Bedeutung der Adj. auf — εἰς noch zur sprache bringen will, betrifft die modificierte Bedeutung einiger Homerischen Adj. auf — εἰς. Wie nämlich die lat. Adj. auf — osus, namentlich in der späteren Latinität, in die Bedeutung der griechischen Adj. auf — εἰδής und — ικός allmählich übergegangen sind und also statt des Begriffes der Fülle den der Ähnlichkeit annehmen (vergl. Wannowski: *Semasiologiae latinae specimen. De ratione et significatione adjectivorum*. Progr. Posen. 1855. §. 2.); gerade so finden wir auch bei den griech. Adj. auf — εἰς, dass sie ihre ursprüngliche Bedeutung aufgegeben und diejenige der Adj. auf — εἰδής angenommen haben. Daher die so häufige Erklärung der Adj. auf — εἰς durch die auf — εἰδής bei allen Grammatikern und Lexikographen, und Buttmann hatte wol ein Recht dazu, der Vermuthung raum zu geben, dass diejenigen, welche Γ, 13 ἀελλής durch ἀελλώδης erklärten, dasselbe für eine Contraction aus ἀελλήεις hielten, was Lob. Elem. Path. I. p. 345 nicht will gelten lassen. Daraus folgt aber noch nicht, dass ἀελλής (Γ, 13) auch wirklich als ein Adj. auf — εἰς betrachtet werden müsse. Siehe vielmehr Lob. a. a. O. u. Parall. p. 160. Auch von neueren Gelehrten werden beide Arten von Adj. bisweilen als Synonyma behandelt. So rechnet Friedländer (Philol. VI. S. 242) zu den einmaligen Abweichungen der Formen bei Homer ohne Unterschied der Bedeutung κηώδης (Z 483) statt κηώεις und Düntzer *de Zenod. stud.* p. 55, erklärt καιετάεις durch speluncis similis. Eine solche Vermischung zweier der Bedeutung nach so verschiedener Adjectiva, wie die in frage stehenden, darf indessen für Homer nicht so ohne weiteres statuiert werden. Anders freilich wird man in beziehung auf die späteren Schriftsteller und speciel die späteren Epiker urtheilen dürfen; denn von diesen sind die Adj. auf — εἰς häufig als Synonyma derer auf — εἰδής gebraucht worden. So lesen wir bei Nic. Al. 7: ἄρκτος ὀμφαλόεσσα, das heisst doch wol das dem ὀμφαλος ähnliche Gestirn des Bären, welches wie

lich bestätigt, wie bei Böttiger, Griech. Vasengemälde 2. S. 84 zu sehen. Aber δόμος ἀστερόεις Σ, 870? So wird die Wohnung Vulcans vom Dichter bezeichnet. Recht sinnreich hat Goebel (S. 12) das Adj. ἀστερόεις auf die hellen Funken bezogen, die in der Werkstatt des arbeitenden Hephästos umherflogen. Aber dient ἀστήρ auch zur Bezeichnung von σπινθήρ (Δ, 77)? Und wenn nicht, sollte denn nicht die bildliche Bezeichnung die Funken durch Sterne und zwar vermittelt eines einfachen Adjectivs etwas zu fern liegen? Auch die Adj., in deren Umgebung sich ἀστερόεις befindet, welche mehr im allgemeinen die Wohnung des Heph. charakterisieren (ἄφθιτον μεταπρεπέ' ἀθανάτοισι, χάλκεον), scheinen mir eine Deutung, welche dem Adj. eine so specielle Beziehung gibt, nicht zu empfehlen; sonst würde ich die Vermuthung aussprechen, dass etwa die Decken oder Wände in der Wohnung des κλυτοτέχνης Ἡφαιστος mit künstlichen Sternen geziert waren. Man wird sich also wohl bequemen müssen, auch dem Adj. ἀστερόεις Σ, 870 die übertragene Bedeutung von λαμπρός oder ἀστεροειδής einzuräumen; und wenn Döderlein (H. Gl. III, Nr. 1017) der Unterschied zwischen ἀστερόεις und ἀστεροειδής dahin formuliert, dass letzteres bedeute „glänzend wie ein Stern,“ ersteres: „funkelnd wie ein ganzer Himmel voll Sternen,“ so liegt doch auch dieser Auffassung die Annahme einer metaphorischen Bedeutung zu grunde, gegen welche sich Död. bei den übrigen Adj. auf — εις mit vollem Rechte sträubt. Diess ist z. B. gleich der fall bei ἀνθεμόεις, welches ebenfalls hieher gehören würde, wenn wir es mit dem Schol. ω, 272 (κρητῆρα ἀνθεμόεντα) μεταφορικῶς auffassten, für λαμπρόν, καινόν, wovor Död. (H. Gl. II, Nr. 722) mit recht warnt. Über die richtige Deutung dieses Wortes ist oben bereits gesprochen.

Zum schlusse noch ein par Worte über diese durch ihre Bedeutung verdächtigen Homerischen Adjectiva. Soll man annehmen, dass schon bei Homer die ersten Anfänge des Überganges der Adj. auf — εις aus der Bedeutung der Fülle und des Reichthums in die der Ähnlichkeit sich zeigen? oder verrathen die Adjectiva dieses Gepräges die Spuren einer späteren Zeit? G. Curtius hat sich in seinen Homerischen Studien (Philol. III, S. 19) in Betreff von λειριόεις für das letztere entschieden: „ὅπα λειριόεσσαν hat beim Homer nicht seines gleichen, da λειριόεντα überhaupt nur noch einmal in verbindung mit χροά (N, 830) gefunden wird. Aber Theog. 41 heisst es θεῶν ὅπλ' λειριοέσση σκιδναμένη und beim Quint. Smyrn., in der Anthologie findet sich ähnliches.“ Das Adj. befindet sich also in der von Curtius angefochtenen und von Hoffmann (Hom. Untersuchungen, Lüneb. Progr. 1857. S. 29) von den älteren Partien der Ilias geschiedenen Teichoskopie. Ebenso wird ἰόεις (Ψ, 850) in einem Abschnitte des Buches Ψ angetroffen, an welchem Geppert die un-

verständige Anordnung nicht ohne grund tadelt; und ἀστερόεις (Σ, 870) gehört ebenfalls einer Rhapsodie an, deren schon oben zu einem ähnlichen Zwecke als einer von der Kritik angefochtenen erwähnung gethan ist.

Mögen nun dergleichen Beobachtungen einzeln betrachtet immerhin als irrelevant erscheinen, so wird es dennoch rathsam sein, ihnen einige Berücksichtigung zu schenken; von verschiedenen Seiten wiederholt und durch neue ergänzt mögen sie immerhin noch einmal zu einer höheren Einheit sich zusammenfassen lassen, welche dazu dienen kann die große Frage über Ursprung und Entstehung der Homerischen Gedichte ihrer endlichen Lösung, wenn auch nur um einen kleinen Schritt näher zu führen.

Clausthal.

Dr. Alb. Schuster.

Der Gebrauch des Suffixes „nek“ in der ungarischen Sprache in bezug auf die lateinischen und griechischen Casus.

Wenn bei dem Unterrichte an Gymnasien die Unterrichtssprache nicht zugleich auch die Muttersprache der Schüler ist, so wächst die Schwierigkeit des Lehrens wol am meisten für den Lehrer der classischen Sprachen. Bei den realen Fächern ist der Lehrstoff etwas objectives, und versteht der Schüler die Unterrichtssprache, so kann er auch den Lehrstoff erfassen; bei den alten Sprachen aber ist die Beziehung des Lehrstoffes auf die Muttersprache nothwendig und unvermeidlich; sie ist oft das alleinige oder das leichteste Medium, durch welches der Schüler zum Verständnisse eines gegebenen Falles geführt werden kann. Aber ebenso ergeben sich auch, wenn der Schüler in zweifelhaften Fällen an seine Muttersprache appelliert, Verschiedenheiten, die ihn oft irre führen. Der Schüler muss auf den Irrthum aufmerksam gemacht, er muss auf die Verschiedenheit geführt werden, damit er nicht die zu erlernende Sprache nach der oft ganz verschiedenen Auffassung der Muttersprache behandle. Ja es ist noch mehr nöthig. Der Lehrstoff wird der Denk- und Ausdrucksweise des Schülers möglichst nahe gebracht werden, wenn ihm die zu erlernende Sprache auf grundlage seiner Muttersprache gelehrt wird. In Deutschland ist diese Erkenntnis bereits zur that geworden, es gibt lateinische Sprachbücher für Deutsche, und sie haben zur hebung eines gründlichen Studiums der lateinischen Sprache nicht wenig beigetragen, und einer neuen, das denken anregenden Methode des Unterrichts bahn gebrochen; und gerade die Methode des lehrens und lernens ist an Gymnasien außerordentlich wichtig. Ein mechanisches einlernen der

classischen Sprachen wird der Jugend nie die formelle Bildung geben, die sie zur Universität reif machen soll. Sowenig aber die Vergleichung der Sprachen in den Schulen in ein forschen über entstehen und wachsen der Sprachorganismen übergehen darf, ebenso wenig lässt sich die vorhandene Sprache und ihre Beziehung zu dem Lehrstoff ignorieren. Mein Beruf als Lehrer der classischen Sprachen in Ungarn führte mich demnach auch zu dem Studium der ungarischen Sprache, und ich erkannte bald, dass soviel auch anderweitig auf dem Gebiete der ungarischen Literatur geleistet wird, die Behandlung der ungarischen Grammatik und namentlich des syntaktischen Theiles derselben noch viel zu wünschen übrig lasse. Die ungarischen Grammatiker haben die Theorie ihrer Sprache theils zu sehr nach dem Muster der lateinischen entwickelt, theils gar keine Rücksicht darauf genommen. So findet man z. B. aus der grossen Anzahl der Suffixe einige herausgehoben, und den lateinischen oder griechischen Casus gleichgestellt, die übrigen aber, wie in untergeordneter Stellung getrennt behandelt, oder wo auf die classischen Sprachen nicht mehr Rücksicht genommen wird, die Suffixe in alphabetischer oder sonst mannigfacher Weise kurz behandelt. Die Bedeutung und Anwendung der Suffixe ist von den lateinischen oder griechischen Casus sehr verschieden, kein Suffix ersetzt einen lateinischen Casus ganz, jedes greift in mehrere Casus über; oft genug erfährt es der Lehrer, dass der Schüler, gewohnt ein Suffix z. B. einem lateinischen Dativ entsprechend anzusehen, dasselbe Verhältniss, das durch das Suffix angezeigt ist, auch im Latein durch einen Dativ ausdrückt, während es hier Nominat., Genitiv, Accusat. oder Ablativ ist. Eine Bearbeitung der ungarischen Syntax nach ihren Eigenthümlichkeiten mit systematischer Bezugnahme auf die classischen Sprachen fehlt noch. Greife ich hier ein, so geschieht diess einerseits, um meinen Collegen und gewachseneren Kräften unter den ungarischen Gelehrten den Wunsch auszusprechen, dass der syntaktische Theil der ungarischen Grammatik auch in dieser Beziehung ihrer besondern Aufmerksamkeit würdig wäre, anderseits, um dem praktischen Bedürfnisse, wie es sich in meiner Sphäre herausstellt, zu entsprechen, und ich bin überzeugt, dass ich in diesem Bestreben auch vielseitig werde unterstützt werden.

Mein Augenmerk ist zuvörderst auf die Casuslehre gerichtet. Um die lateinische Casuslehre mit der Lehre von den ungarischen Suffixen in übereinstimmung zu bringen, müssen zuerst alle Suffixe und Postpositionen in ihrem eigenthümlichen Gebrauchsumfang entwickelt, die Sphäre jedes einzelnen aber durch vergleichung mit den lateinischen oder griechischen Casus nach dem mannigfachen eingreifen in dieselben gegliedert werden, so dass die Ersatzmittel für jeden lateinischen Casus aus den verschiedenen Suffixen klarer herausgeschieden werden können. Wird

mir in dieser geachteten Zeitschrift der Raum gegönnt, so will ich vorläufig einzelne Suffixe auf die erwähnte Weise behandeln, um so zur Gründung einer lateinischen Grammatik für Ungarn anzuregen und selbst meinen Theil beizutragen; zugleich spreche ich den Wunsch aus, es möge diese Arbeit von tüchtigeren Kräften recht bald übertroffen und fortgeführt werden.

Das Suffixum „nek.“

Das Suffix *nek* erscheint in der ungarischen Sprache in zweifachem Gebrauche: 1. allein, als Suffix an ein Nomen oder Pronomen angehängt, 2. in Verbindung mit einem an ein anderes Nomen angehängten Pronominalsuffix.

I. Abschnitt „nek“

Das Suffixum *nek* bezeichnet:

I. In localer Bedeutung die Richtung einer Person oder Sache „nach etwas hin“ „gegen-hin“ „wärts“¹⁾.

a) Die Richtung local nach einer Gegend hin, entsprechend den lateinischen Präp. *versus*, *ad*, *in*. Caes. bell. gall. VI. 38. *Caesar Titum Labienum cum tribus legionibus ad oceanum versus proficisci iubet.*

Nézd a búzakalászt, búszkén emelődik az égnek, mig üres. (*versus coelum*). Innen hol Kaposunk délről csavarodva nyugatnak, jég hóhalmok alatt lassan hömpölygeti habját, mit küldjek a csendes völgybe tinektek. A falnak ment, ugrott etc. — Auch wo persönliche statt localer Bezeichnung steht: az egyik pénzdarab, tudom, egy italborért fog menni a kocsmárosnak.

b) In localer Bedeutung auch bei Personen oder Sachen, auf welche die Richtung geht. Im Latein wird die Person oder Sache als Object aufgefasst und zwar:

α) Durch den Accusativ ausgedrückt, *petere*, *invadere aliquem*. Micsoda állat az? úgy megy neki az embernek, mint a vak denevér. Ha egy ökör neki veti magát a tisztának, a többi is utána uszik. Ha jóval nem, akár erővel neki.

β) Durch den Dativ, als indirectes, theiliges Object, so bei den Verben des Zielens. Virg. X. 401. *Ilo namque procul validam direxerat hastam*, dem *Ilus* zu. Virg. X, 521. *Inde Mago procul contenderat hastam* (auch mit den praep. *ad*, *in*) z. B. Fejének irányzott. Egy holló szállt reám, 's szememnek állt már a gonosz madár, hogy azt kívájja. Ne szegezzük magunk a dülő százaknak.

¹⁾ Auch noch andere Suffixe bezeichnen die Richtung „nach-hin.“ Die Unterschiede des Suffixes *nek* von den anderen verwandten Richtungssuffixen können erst an den betreffenden Orten angeführt werden.

c) Bei den Verben der geistigen Thätigkeit, wobei im Latein das Richtungsobject auch durch den Dativ oder Accusativ bezeichnet wird.

α) Bei den Verben des „flehens“ *εὐχεσθαί τινι*, *implorare aliquem*. Nézd, ez kicsúfolt, oh anyám! én nem könyörgök többé senkinek.

β) Bei den Verben sich freuen auf etwas, örülni, örvendeni, *concupiscere*, *laeto animo aliquid expectare*; aber sich freuen über etwas, örülni valamin, wird im Latein durch den Ablativ causae ausgedrückt, *gaudere aliqua re*. Mint zajog, mint örül körültem mindenki, csak én nem örvendhetek a kedves testvér megérkeztének. Mert bár örülsz a vértnek, még is inkább ohajtod a pénzt. Minden ember örül a késznek. Örül mint a gyermek a vásárfiának.

Anmerkung. Auch bei den Verbis, die einen Gemüthszustand ausdrücken, wird häufig neki binzugefügt, um das rasche Eintreten der gegen jemanden gerichteten Stimmung auszudrücken. Egyébiránt, folytatta az idegen, neki komorodva, nem csupán a föld teszi az országot; so neki busúlt, neki keseredett.

δ) Bei den Begriffen des „beginnens“ *indulni*, *eredni*, ähnlich dem griechischen *ἀρχεσθαί τινος* gen. part., wobei das mit nek suffigierte Wort eine Handlung oder einen Zustand bezeichnet und nek die Richtung darnach ausdrückt, das heißt: das beginnen der Handlung oder den Übergang in den Zustand anzeigt.

A száradásnak indult csemetét ki kellett a földből mint haszontalant vetni. Gyenge virágokkal kezdek kiesülni határink, és a bimbózó ág leveleknek ered. Hiába tekint a távol lenge ködébe, elmaradt a kedvelt 's érzete bűnnek ered. Oh uram gondold meg mit teszesz, vesztednek indulsz; neki fogott a munkának, futásnak ered. Utnak indult, szaladásnak veszi a dolgot. Im Latein kann dafür nicht ein bestimmter Casus, sondern eine entsprechende lateinische Wendung eintreten.

II. Das locale Richtungssuffix nek dient ferner zur Bezeichnung von Prädicaten.

Der Accusativ (auf t) bezeichnet in der ungarischen Sprache das directe Object, auf welches der Inhalt des Verbs übergeht, und umfasst den transitiven Accusativ und den Inhaltsaccusativ (régi barátodat holtig szerezd. — hosszú halált hal éhség es és bú miatt), der lateinische und griechische Accusativ aber hat ein größeres Gebiet, er bezeichnet auch das erstrecken über Raum und Zeit (*ire Romam*, *fossa duos pedes lata*, *quaedam bestiolae unam tantum diem vivunt*). Die ungarische Sprache hat dafür die Richtungssuffixe, die das „wohin“ bedeuten. Ferner haben die classischen Sprachen den doppelten Accusativ: des ganzen und des Theiles, der Person und Sache, des Objects und Prädicats. Z. B. II. 11, 583. καί μιν βάλε μηρὸν οἰστῶ. ὀρετῶ Od. 8. 481.

οὐνεκ' ἄρα σφάας οἶμας Μοῦσ' ἐδίδαξας. Il. 1. 408. ὃν Βριάρεων καλέουσι θεοὶ ἄνδρες δέ τε Αἰγαίωνα, *rogare aliquem sententiam, nominare aliquem patrem*. Werden die beiden ersten Sätze in das Passivum verwandelt, so tritt nur der Accusativ des ganzen und der Accusativ der Person in den Nominativ, der Accus. des Theiles und der Accus. der Sache bleiben auch bei den passiven Verben im Accusativ Il. 4. 518. χειμαδίῳ γὰρ βλήτο κνήμην δεξιτερήν. οὐδὲν ἄλλο διδάσκεται ὁ ἄνθρωπος, ἢ τὴν ἐπιστήμην. Siehe Krüg. 52, 4, 6. *adversum femur tragula ictus*. Liv. 21, 7. *rogatur aliquis sententiam*. Wird aber ein Satz mit einem transitiven und prädicativen Accusativ in das Passiv verkehrt, so treten beide Accusative in den Nominativ Il. 2. 684. Μυρμιδόνες δὲ καλεῦντο. *Cicero pater patriae adpellatus est*. Daraus ist zu ersehen, dass der Prädicatsaccusativ im Latein und Griechischen nicht ebenso wie der Acc. des Theiles und der Sache von dem Verbum abhängt, sondern dass er in folge des Sprachgebrauches nur mit dem Objectsaccusativ in übereinstimmung gebracht ist; und steht das Nomen, dem das Prädicat beigelegt wird, in einem andern Casus, so wird das Prädicat auch damit übereinstimmt. Z. B. *Hannibal Sosilo litterarum graecarum usus est doctore. Ei cognomen damus tardo* Hor. Sat. 1, 3, 58. Der Prädicatsaccusativ ist also auch im Latein und Griechischen kein unmittelbarer, eigentlicher Accusativ, und hat daher auch mit dem ungarischen Accusativsuffix t nichts gemein; und wie jene Sprachen die Beziehung des Prädicats auf das Object oder Subject durch die formelle Übereinstimmung andeuten, so wird im Ungarischen diese Beziehung durch das Richtungssuffix nek ausgedrückt; die locale Bedeutung von nek nach — hin, ist also hier auf geistigem Gebiete in die einer bloßen Beziehung übergegangen. Es bleibt daher das Prädicat auch dann noch mit nek suffigiert, wenn der Satz in das Passiv verwandelt wird, denn dadurch wird ja an der prädicativen Beziehung zu dem Subjecte nichts geändert.

Das Richtungssuffix nek entspricht also

a) dem lateinischen Prädicatsaccusativ bei verbis activis, und zwar:

1. bei den Verben des „nennens“ *nominare, adpellare, nevezni mondani szolítani, hinni*.

A mit ő hibának mond, azt más dicséri. A kapát kapának az ásót ásonak szokta ám ő nevezni. A helyet, mellyet legelőszőr elfoglaltak, Munkácsnak nevezték.

2. Bei den Verben: jemand für etwas halten, *habere*, als etwas erkennen, wodurch eine Eigenschaft als Prädicat beigelegt wird, die im ersten Falle nur subjectiv, in der Vorstellung des Subjects existierend, ausgesprochen, in anderem Falle aber als objectiv vorhanden anerkannt wird.

- α) tartani, itélni, vélni, nézni, vallani, venni etc. Azért van annyi bolond, hogy kiki okosnak véli magát. Irigy szem az erkölcsöt is gáncsnak nézi. Nem mind kereszt, a mit annak tartanak.
- β) ismerni. Tégedet is, édes leányom, okos személynek ismer a környék. Die ganze Gegend kennt dich als eine kluge Person, weiß, dass du eine kluge Person bist. Im Griechischen wird das Prädicat als Zustand durch das beigegebene Particip von εἶμι charakterisiert. Οἶδα Σωκράτην δεικνύντα ἑαυτὸν καλὸν καγαθὸν ὄντα Krüg. 56, 7, 2.
- γ) ebenso Adjectiva nach verbis sentiendi: Édesnek érzem, üdvösnek tapasztalom, feketének látom. Sárga üveg minden sárgának láttat.

3. Nach den Verbis: jemand zu etwas machen, erwählen etc., *creare, eligere etc.*, dabei kann das Merkmal, das dem Objecte in folge der Handlung beigelegt wird

- α) ein bloß äußerliches, vorübergehendes, nur in bezug auf das Subject beigelegtes sein, wofür im Ungarischen auch das Suffix *ül* gebraucht werden kann, z. B. *inasnak fogadtam*, ebenso wie *inasül fogadtam*.
- β) ein bleibendes, objectives, ein Zustand, in den das Object versetzt wird, wofür im Ungarischen auch das Suffix *vá* eintreten kann, z. B. *papnak szentelték*; könnyű a rosszat rosszabbnak tenni.

δ) dem lateinischen Prädicatsnominativ in allen obigen Fällen, wenn das Verbum passiv erscheint.

Halljad, Cassius, szennyek kezűnek tartatol te is. Mindég jobbaknak tartanak az elmúlt esztendőket. Így érték az orosz földre, melly Susdáliának nevezteték.

Hierher gehört auch *lenni*, *látszik* und *tetszik*, *esse fieri videri*. Der Übergang aus *facere fieri, factum esse* in *esse* und *videri* liegt ganz nahe. Ijedtnek látszol, szólj mit végezel? A bolond is bölcsnek látszik addig mig hallgat. Ott török el néha a jég, a hol vastagabbnak tetszik. Könnyű ott vitéznek lenni, a hol nincs ellenség. Késő eset után okosnak lenni.

Bei *lenni* sind wir auf den Punct gelangt, wo das Prädicat auch ohne *nek* stehen kann, wo also die Bezeichnung für die prädicative Beziehung schwindet. A köszvényes ember okos szokott lenni.

III. Das Richtungssuffix *nek* bezeichnet die Richtung einer Handlung auf eine Person oder Sache; tritt also an ein Object der Handlung, aber nicht an das directe, diess ist durch *t* als Accusativ bezeichnet, sondern an das indirecte Object, das an der Handlung theilhaftig ist und ersetzt demnach einen lateinischen oder griechischen Dativ;

es heiße zum Unterschiede vom localen und prädicativen *nek* das dativische *nek*.

1. *nek* bezeichnet den Dativ, das betheiligte Object

- a) bei den Verben des mittheilens durch Wort und That, adni geben, küldeni schicken, tulajdonítani zuweisen, fizetni zahlen — mondani sagen, ígérni versprechen, engedni erlauben, vallani gestehen, parancsolni befehlen, javasolni vorschlagen, tiltani verbieten etc.

Könnyebb másnak tanácsot adni mint magának. Azon egyenlő ostobaság, mindennek mindent, mint senkinek semmit sem engedni. Ha a békét szereted, ellene ne mondj senkinek. Többet hisznek a szemnek mint a fülnek. Szegénynek szerelm, éhesnek rák.

Ebenso, wann diese Verba passiva sind, und ihnen analog auch bei lesznek fio; Szóljon, kinek sérelmi vannak, 's törvény és igazság legyen annak.

- b) bei den Verbis des gefallens und misfallens, scheintens, tetszik látszik. Minden anyának a maga gyermeke tetszik. Egyik bolond a másnak tetszik.

- c) bei den Begriffen des „nützen und schaden,“ ártani, használni, ellenezni. A jónak árt, ki a gonosznak kedvez. Jaj a szemnek, melly meglát tégedet.

2. Den Dativ des Interesses (wem? oder für wen?), wenn die Handlung zum Vortheile oder Nachtheile des betheiligten Objectes geschieht. Talál a róka rést magának. Tettől jót vagy rosszat, magadnak téved.

Die Bedeutung des Nutzens oder Schadens verallgemeinert sich in eine bloße Beziehung auf wen, für wen.

Ezeknek alszom bár, de nem neked, miattad megtagadnék éjeket. Most a harczba megyek, 's valahol már gyenge nyakamnak kardját ellenség vad katonája feni. Minek készítettett ilyen mulandóság.

3. Tritt *nek* bei *kell* an das betheiligte Object und bezeichnet:

- α) die Person oder Sache, der eine Verpflichtung zukommt, wie im Latein *mihi ingrediendum est viam*. A jó birónak mind a két részt meg kell hallgatni. Az egy halált, az elkerülhetetlent hagyd elviselnem, mint kell férfinak.
- β) wie bei *mihi opus est aliqua re*, die Person oder Sache, der etwas nöthig ist. Okos embernek nem kell ész.

4. Bei jenen Adjectiven und Substantiven in Verbindung mit „lenni sein,“ die einen obigen Verben verwandten Sinn haben; denn so wie jene Verba im Particip, so haben auch die diesen Participien verwandten Adjectiva und Substantiva den Dativ (*nek*) bei sich, so wie ártani, so ártalmas káros rossz: wie használni

so hasznos, alkalmas, jó, illő; und alle Adjectiva und Substantiva, die mit lenni als Prädicate „in Bezug auf jemand, für jemand“ ausgesagt werden, nehéz könnyű, kényelmes lehető lehetetlen; wie jó so voló, termett, született.

α) Adjectiva mit lenni als Prädicat. Ha jó vagy magadnak jó vagy. Könnyű a mesterség annak, a ki tudja. Sokasnak egy fészken nehéz megalkudni. A mi egynek szabad, másnak nem szabad. Elég gazdag a ki senkinek sem adós. Ki magának bolond, másnak sem okos. Okosnak való a pénz is. Katonának termett legény.

Auch an Substantiva abstracta mit passivem Sinne, rück-sichtlich derer ein Prädicat dem Subjecte beigelegt wird, tritt das nek, entsprechend dem lateinischen Supinum auf u, *horribile dictu*, ἡ ὁδὸς ἀμύχανός ἐστιν ἐσελθεῖν Krüg. 55, 3, 7, Ha a drámai művekből vonunk ki plámumokat, ezek, bármilly szép maga a darab, 's bármilly jók legyenek a kivonások, mégis minden igen kedvetlen olvasásnak.

β) Substantiva in verbindung mit lenni als Prädicat. Szép vigasztaló szó orvoszer a betegnek. Mesterség a gazdagnak mérséklelesen élni. Atyád beszéde csak játék neked. Azon egy ország egynek számkivetés, másnak édes hazája. — Fáradt embernek édes méz az alma. Kiki kegyes bíró magának. Az nem jó jel nekem.

O f e n.

A. K r i c h e n b a u e r ,
Gymnasiallehrer.

(Fortsetzung folgt.)

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Aeschyli tragoediae. Recognovit et praefatus est Guilielmus Dindorfius. Editio tertia correctior. Lipsiae, Teubner, 1857.
— 54 kr. ö. W.

Die „*Bibliotheca Teubneriana*“ hat nicht bloß das Verdienst, dass sie Texte griechischer und römischer Schriftsteller in trefflicher äußerer Ausstattung zu einem mäßigen Preise zugänglich gemacht hat, sondern in einer großen Zahl von Fällen bezeichnen die in dieser Sammlung enthaltenen Ausgaben einen wesentlichen Fortschritt für die Texteskritik des betreffenden Schriftstellers. Diess gilt von der vorliegenden Ausgabe in einem so eminenten Grade, dass eine näher eingehende Rechenschaft über die darin befolgten Grundsätze und über deren Erfolg im einzelnen schon durch die Wichtigkeit des Dichters, um den es sich handelt, geboten sein dürfte.

In den Hauptgrundsätzen schließt sich diese vorliegende, in den Teubner'schen Sammlungen dritte Ausgabe, genau an die Oxford'sche Ausgabe desselben Kritikers an. War schon diese von bedeutender Wirkung, so wurde sie doch einigermaßen von der kurz darauf erschienenen Hermann'schen etwas paralysiert. Theils die leichtere Zugänglichkeit der Hermann'schen Recension, theils der Eindruck, den unwillkürlich die Durchgängigkeit der Besserungsversuche, die gänzliche Restitution des Dichters, von der Hand eines großen Philologen ausgegangen, machen musste, erklärt diess hinlänglich. Man glaubte, in dieser Arbeit seien umfassende Forschungen zu abschluss, die kritischen Urtheile zu ihrer letzten Läuterung gelangt, ein Irrthum, an dem natürlich weder Hermann noch der Herausgeber dieses Nachlasses schuld tragen, der aber eine natürliche Folge der Gestalt war, in der die Resultate geboten wurden, eine natürliche Folge dessen, dass überhaupt etwas geboten wurde.

Es ist aus all dem schon begreiflich, dass die beiden Dindorf'schen Ausgaben zur Hermann'schen in scharfem Gegensatze stehen. Der Cod. Medicus ist die einzige Grundlage, nach der sich der Hr. Herausg. mit einer Strenge richtet, die nicht genug gerühmt werden kann. Conjecturen sind sparsam aufgenommen, vielleicht zu sparsam, aber es kam vor allem darauf an, dass man erkenne, wie weit die Überlieferung in ihrer unverfälschten Gestalt zur Herstellung des echten Textes ausreicht.

und niemand wird die Ausgabe durchforscht haben, der sie nicht mit einem gerade in der Beziehung hohen Grad der Befriedigung weglegt. Wo die bisherigen Conjecturen den Schaden nicht überzeugend heben, steht die corrupte Lescart der Handschrift, eine vortreffliche Sache; denn ist die falsche Leseart in den Apparat verwiesen, so kann man in ihrer Getrenntheit von dem sie umgebenden richtigen nicht so leicht mehr die Sprache erkennen, die sie in ihren Fehlern spricht, was doch der einzige Weg ist, auf dem man zu einer sichern Verbesserung gelangen kann. Obwol nun Hermann gleichfalls den Mediceus als einzige Textesgrundlage anerkannte, so blieb er diesem Grundsatz doch nicht so treu, dass er nicht manchmal als Grundlage seiner Conjecturen die jüngeren Handschriften in einer ganz verwerflichen Weise benützt hätte. Man vgl. z. B. was er zu Choeph. V. 56 und 384—88 bemerkt.

Aber nicht bloß die alten Vorzüge der Oxf. Ausgabe finden wir hier wieder; die Kritik ist um die Früchte einer wichtigen Weisung reicher geworden. Wir meinen die von Hermann zuerst, aber wie es scheint nur in den durchgearbeiteteren Supplices gemachte, von Dindorf durchweg befolgte Entdeckung, dass das Archetypon des Mediceus mit Uncialschrift geschrieben war. Wenn diese Behauptung neuerdings in Frage gestellt worden ist (z. B. Weil in der Præf. zu seinem Agamemnon S. XII; in der anonymen Ausgabe der Eumeniden S. XX), so können wir nicht beistimmen; nur so viel wird im allgemeinen jedermann zugeben müssen, dass der Glaube, alle Fehler in den Handschriften seien durch Buchstabenverwechslung entstanden, ein irriger ist, also eine evidente Emendation einer Rechtfertigung aus einer möglichen Verwechslung nicht bedarf.

Soviel im allgemeinen über diese Ausgabe. Wir wollen nun zur Betrachtung des einzelnen übergehen, und von da aus auf die 72 Seiten starke wichtige Præfatio zu sprechen kommen. Wo wir nicht ausdrücklich anderes bemerken, stimmt die Oxf. Ausgabe mit der jetzigen dritten überein. Auch die wichtigsten Abweichungen von der Hermann'schen Recension sollen angegeben werden. Hie und da wollen wir unabhängig einzelne Verbesserungsvorschläge bringen.

Prometheus V. 41 ist die Interpunction *οἷόν τε πῶς* gewiss nicht zu rechtfertigen. Was durch die Nachstellung des *πῶς* bezweckt wird, der grössere Nachdruck der Frage ist schon durch die Nachstellung des Fragewortes *οἷόν τε* erreicht; der folgenden Frage wird aber an Kraft soviel entzogen, als der vorausgehenden unnütz zugelegt wird. Auch entsinnen wir uns nicht die Verbindung *οἷόν τε πῶς* oder *πῶς οἷόν τε* gelesen zu haben. — V. 49 *ἐπράχθη. ἐπαχθῇ* ist gewiss das richtige. Hephaistos zürnt seiner Kunst, Kratos sagt: 'alles ist beschwerlich, nur wer die Götter beherrscht, ist frei, und somit Beschwerden enthoben.' — V. 156 ist *ἀνδρῶν* richtig hergestellt, wofür M. *ἄλλος* von m. III; ebenso 162 *δίχα γε Διός*, V. 163 *ἄγναπτον*. — V. 420 für *Ἀραβίας*, das D. beibehalten hat, könnte man *Ἰβηρίας* vermuthen. In diesem

Worte ist die Länge des η wahrscheinlich aus dem hispanischen Ἰβηρία eingeschwärzt; der Name der Iberier (Georgier) bei den umwohnenden Völkern (Armeniern, sie selbst heißen sich Somcheth) war und ist jetzt noch Iwir (plur. Iwirkh). Dem ist das griechische Ἰβηρία entlehnt. Dem ἰ entspricht wol e , nicht aber η , daher die ältere durch falsche Ähnlichkeit unbeirrte Schreibung wol Ἰβηρία war. Dass diess geographisch vortrefflich passt, ist klar. Dazu kommt noch der Umstand, dass sich sprachlich nachweisen lässt, dass die Griechen mehrere Völkernamen der dortigen Gegend durch den Mund der Armenier überkommen haben.

V. 425 πρόσθεν ἄλλον , 430 ὄχων στενάξει : letzteres scheint uns nicht wahrscheinlich, vielmehr H. ὑποστεγάξει vorzuziehen. — S. 425—35 theilt H. mit Annahme des Ausfalles eines Verses in Strophe und Gegenstrophe. D. dagegen, und wir glauben mit recht, behandelt die Stelle als ἐπιδόξ . — V. 458 freuen wir uns das schmerzlich vermisste θύσεις zu finden; man hat sich offenbar geschämt, etwas so natürliches im Texte zu belassen. — V. 473 πλανᾷ mit recht beibehalten. — V. 534 ἀλλά , V. 544 αὐτόνῳ , das übrige nach der Handschrift. — V. 674—75 sind unseres erachtens die beiden Halbverse $\text{ὥς ὁρᾷτ' ὀξυστόμῳ | μύωπι χρισθεῖς}$ zu streichen und zu schreiben:

$\text{εὐθύς δὲ μορφῇ καὶ φρένες διάστροφαι}$

$\text{ἦσαν, κραστὶς δ' ἐμμανεῖ σικιτήματι | ἦσαν . . .}$

der Myops ist ja die Seele des getödteten Argos. vgl. V. 567—68, 570—73.

V. 714—15 wenn die Chalyber echt sind, so ist es klar, dass Aeschylus den Kaukasus von Norden nach Süden streichend, die Chalyber aber außerhalb desselben sich denkt Nördlich von den Chalybern, also bevor sie dieselben erreicht, übersteigt so den Kaukasus.

V. 849 in Haken eingeschlossen. — V. 860—61 man muss voraussetzen, dass der Hr. Herausg. die Construction auf dieselbe Weise, wie in der Oxf. Ausgabe durch hinzudenken von ἐκείνων erklärt. Nun ist eine Ergänzung von αὐτῶν wol möglich, nimmer aber eine von einem so bestimmten Pronomen wie ἐκείνων . Wir vermuthen δαμειῶν mit bezug auf die vollzogene Vermählung.

V. 895 πότνια ergänzt. — V. 904 $\text{ἀπολέμιστος ὅδε γ' ὁ πόλεμος}$. V. 901—6 ἐπιδόξ . V. 908. Προμ. ὦμοι Ἑρμ. τόδε Ζεὺς τοῦπος οὐκ ἐπίσταται. Wir können diess unmöglich für die richtige Gestalt dieser Stelle halten. Dass das ὦμοι des Prometheus die Worte des Hermes zu einem Trimeter ergänzen sollte, wäre gegen die Gesetze der Stichomythie. Und wie phlegmatisch, wie ohne alle Anknüpfung an des Prometheus Schmerzensruf ist dieser Vers! Wir vermuthen, dass es heißen soll: $\text{ὁρᾷς; τόδε Ζεὺς τοῦπος οὐκ ἐπίσταται}$. So macht Hermes den Prometheus auf den gewaltigen Unterschied zwischen ihm und Zeus, aufmerksam, indem er ihn an seine eigene Qual weist. — Auch der gewiss sehr malte Vers 976 dürfte interpoliert sein. — Ganz sicher sind die Verse 992—96 hinauszuworfen; sie sind offenbar von 1043 herüber-

genommen, um dem Schauspieler Gelegenheit zu geben den Mund recht voll zu nehmen. Man vgl. den ganz ähnlichen Fall Eum. 699 ff. und 526 ff.

In der Vorrede berührt, zum theil behandelt sind: V. 6, 20 (wegen τόπῳ, geschützt gegen πάγῳ), 36, 52, 55, 59 πόρον Hdschr., pag. LVIII; V. 112 τοιῶνδε für τοίασδε, p. LIX; V. 115, V. 141—44, p. LX; V. 145, V. 147, V. 156, p. LXI; V. 235, V. 264, p. LXII; V. 298 εἶα ausserhalb des Verses, V. 313, p. LXVII; V. 420, p. LXIX; V. 368 ἄλυν δᾶ p. LXVIII; V. 576, V. 696, V. 917, V. 1008, p. LXX; V. 1087, p. LXXII.

Sieben vor Theben: V. 13 ausgestossen (gegen die Oxf. Ausgabe), ebenso V. 20 ὅπως γέν. πρ. χρ. πιστοὶ τόδε.

Die Parodos ist nach der Handschrift genau abgedruckt und eingehend in der Vorrede (p. VII—XXXIV) behandelt, die wir daher jetzt nothwendig in die besprechung des vorliegenden ziehen müssen. V. 78 ergänzt der Hr. Herausg. (in der Vorr.) νεόκοτα θρέσμαι (θρεῦμαι Oxf.), worüber sich nichts weiter sagen lässt, als dass es möglich ist. — V. 79 καθεῖται στρατὸς möglich, vgl. Ar. Ritter 430 ἔξεμι γάρ σοι λαμπρὸς ἦδη καὶ μέγας καθιελς, aber wir halten es keineswegs für nothwendig. — V. 83 εἶλε δ' ἑμᾶς φρένας δέος ὅπλων κτύπος ποτι-
χρίμπτεται διὰ πέδον βοᾶ ποτᾶται βρέμει. Schon Prien hat mit recht diess zurückgewiesen. Im Julihefte 1858 dieser Zeitschrift haben wir vermuthet διὰ δ' Ἰσμήνας (oder lieber Ἰσμηνοῦ) πεδί' ὅπλων etc. — V. 85 billigen wir ganz und gar die Beibehaltung von ὕδατος. — Für βοᾶ ὑπὲρ τειχέων V. 89 βοᾶ ὑπὲρ τάφρων. Der Hr. Herausg. nimmt an, der Feind überschreite den Graben und stelle sich zwischen diesem und der Mauer auf. Als Beweisstelle führt er an Eur. Phoen. 1098 ff.; die Stelle könnte seine Behauptung aber nicht einmal für die Phoenissen selbst erweisen, da darin erstens nichts davon steht, zweitens dieselbe sehr corrupt ist, um wie viel weniger aber für Aeschylos. Unseres erachtens hat Hartung allein hier das richtige gesehen; er zieht ὕπὲρ τειχέων zur vorausgehenden Anrufung der Götter, und conjiciert σᾶντες ὑπὲρ τ. So allein entgeht man unnatürlichen oder widersprechenden Annahmen. Denn wer wird sich überreden können, dass mit Prien βᾶς ὕπὲρ ἐρκέων zu schreiben und an die Verschanzungen des feindlichen Heeres zu denken sei? Lauter Annahmen, zu denen man sich zwingen kann, auf die aber niemand von selbst kommen wird. — V. 90 λεύ-
κασπις ändert Ddf., weil daneben εὐπρεπής im cod., in λευκοπρεπής: der Grund dafür oder die Rechtfertigung, die Jungfrauen seien *minus versatae quam viri in re militari* wussten also nicht, dass der Schild ἄσπις heiße, wird niemanden überzeugen; aber da λεύκασπις häufig von den Argiern gebraucht wird, so ist es nicht unmöglich, dass es die Erklärung des selteneren λευκοπρεπής war. — V. 95 βρέτη τίμια δαυμόνων (in der Vorr.), möglich, aber nicht zwingend. — V. 102 scheint uns die Stellung εἰ ᾤῃ νῦν πότ' bedenklich, und vielmehr die hand-

schriftliche πός' εἰ μὴ νῦν ἀπὸ die natürlichste nachdrücklichste und einzig vornehmliche. — V. 106 τὰν τὰν γὰρ um vier Bacchien herzustellen. προδύσει, das die Oxf. Ausgabe hatte, ist gestrichen. — V. 108 δαῖμον eingeschlossen. Diess scheint uns jetzt auch das wahrscheinlichere. In der Oxf. Ausg. ist statt δαῖμον ein ἐπίδα gestrichen. — V. 107 τὰν (Oxf. τὰν) vorgesetzt. — V. 110 πᾶν τέλος ὅς νῆμεις. — V. 122 διαδύτοι δὲ τοι γένυν ἐπιπᾶν (Oxf. Ausg. ἐπιπείων). — V. 134 ἐκλύσειν κόνων (Oxf. Ausg. φόβων) die Hdschr. φόνων in φόβον verändert. Dazu der Hr. Herausg. p. XXIII '*plurali φόβοι, et si per se minime reprehendendo, nequam usus est Aeschylus. Quam pari probabilitate κόνων corrigi possit, hoc ut optissimum praestitit.*' Diese Worte wird man nicht ohne eine gewisse Verwunderung lesen. Wenn Aeschylos wirklich nirgend φόβοι gebraucht hat, so ist das ein merkwürdiger Zufall, ein Zufall, über den wir, die wir nicht den zehnten Theil seiner Werke besitzen, die wir das, was erhalten ist, grossentheils in so elendem Zustande überkommen haben, unmöglich mit solcher Bestimmtheit aburtheilen können. Dass die Wahrscheinlichkeit für κόνων die gleiche sei, ist ebenso wenig richtig, φόβων vielmehr das einzig gewährleistete, denn der Corrector wollte offenbar φόβων corrigieren. Das passende des Wortes an diesem Orte in Frage zu stellen, dünkt uns aber noch das wundersamste von allem. — V. 135 φεῦ φεῦ hält der Hr. Herausg. für Reste von φεῖρῶνμος, der Erklärung zu ἐπείνουμες. In der Oxf. Ausgabe belassen. — V. 140 ἄτ' εἰ. — V. 144 ἀπύουσαι belassen, unter Annahme, es könne die zweite Sylbe lang sein, wofür Moschus die einzige Autorität. Doch sei ἀπυῶσαι wahrscheinlicher. Was für Bedenken erregt denn aber das Metrum

— — — — —

Die Stelle von 145—165 wird ausführlich behandelt, und aufs umfassendste restituiert. Wir wollen hier jedoch nicht alle Änderungen anführen, da man bei der Größe derselben höchstens die eine oder andere für mehr oder minder wahrscheinlich halten, sonst aber weder für noch wider dieselben etwas entscheidendes vorbringen kann. Nur einiges, das wir entschieden verwerfen zu müssen glauben, wollen wir hier erwähnen: V. 146 στρατῷ δαμῖν στόνων ἀλλύτας στρατός δάμιος soll hier nicht das Heer, sondern das Volk sein. Wenn es nun natürlich ist, dass das Wort στρατός als Bezeichnung der politisch und militärisch den Staat repräsentierenden übergehen kann zu einer Zusammenfassung aller Glieder eines Staates, auch der weder militärisch noch politisch berechtigten, so halten wir es doch für unmöglich, dass es habe zu einer Bezeichnung eben dieser im Gegensatze zu jenen gebraucht werden können. Am allerwenigsten kann aber der Zusatz δάμιος diese Modification hervorbringen.

V. 160 ergänzt der Hr. Herausg. aus einer Glosse des Hesych (in der Vorr.) κόναβος ἐν πύλαισι δὲ περὶ οὐχ ἔστι χαλκοδέτων σάκων: die überlieferte Gestalt ist κόναβος ἐν πύλαις χαλκοδέτων

αἰνέων, diese scheint dem Hrn. Herausg. matt: *intelligunt*, sagt er, ἐστὶ, *quod etsi nemo ignorat saepissime omitti, tamen qui praecedentes versus similes comparaverit, quorum unusquisque significantius aliquod verbum additum habet, vix verisimile esse iudicabit, nullum gravius Aeschylō hic in promptu fuisse verbum, quam debile illud ἐστὶ, idque ne expressum quidem sed cogitatione supplendum.* Also das matte ἐστὶ macht dadurch, dass es nicht dasteht, die Rede noch matter. Wir sind der ansicht, dass niemand, der den Ruf 'Feuer' hört, denken wird: scil. ist; ebenso wenig werden die Jungfrauen oder, wenn man will, der Dichter oder seine Zuhörer hier an ein ἐστὶ gedacht haben, sondern sie werden die Worte als Ausruf und ohne weiters genommen haben. So glauben wir denn den etwas holperigen δοχμὸν δόχμιον: σὶ δὲ προμυχθίζει entbehren zu können. Auch passt προμυχθίζει — πρόσω χωρεῖ keineswegs zu ἐν πύλαισι.

V. 195 ausgelassen, worüber Præf. p. LIV handelt. — V. 216—18. Hier hat der Zufall den Herausgebern mit Ausnahme Hartung's einen merkwürdigen Possen gespielt. Die Möglichkeit eines angemessenen Sinnes hat sie die Nothwendigkeit einer genauen Responsion vergessen lassen. Es widerspricht nämlich allen Regeln einer solchen (oder läugnet jemand dem folgenden zum trotz, dass dieselben hier ihre Anwendung finden?), dass der Chor hier plötzlich zwei Drittel eines Trimeters sprechen soll. Diess ist eine reine Unmöglichkeit, und wir müssen, gehe es wie es wolle, die drei Verse dem Eteokles zuweisen; diess geht aber über alle Erwartung gut: 'Ihr betet, die Mauer möge wehren dem feindlichen Speer? Somit betet ihr um etwas, das von den Göttern nicht kommen kann. Denn es geht ja die rede, dass die Götter der eroberten Stadt ihre Sitze verlassen.' Eine Änderung halten wir für überflüssig. — V. 275—78 in Haken eingeschlossen. Ebenso 278 (das letztere in der Oxf. Ausg. nicht), davon handelt in überzeugender Weise Præf. p. L

V. 294 freuen wir uns die πάντρομος πελειάς in ihre Rechte eingesetzt zu finden. Dagegen halten wir 296 πανδαμὶ πανομιλλ statt — εὖ für entschieden falsche Formen. — V. 319 ist ἔλθετ' eingesetzt, das die Kraft der Diction sehr lähmt; wir würden mit Hartung 301 δῖοι θεοὶ schreiben — Über die zweite Gegenstrophe haben wir uns bereits im Julihefte 1858 dieser Zeitschrift ausgesprochen. — V. 336 τί; V. 350 ἄρτι βρεφῶν.

V. 377 — 94. Niemand wird die Schilderung des Tydeus für sonderlich gelungen halten; wenn auch nicht zu läugnen, dass bei Aeschylus oft auffallende Wiederholungen vorkommen (vgl. Prom. 11 und 28), so muss man doch gestehen, dass sie hier das Mafs des erträglichen, sowol als des wahrscheinlichen überschreiten. Man vergleiche: Τυδεὺς μὲν V. 377, Τυδεὺς δὲ V. 380; μάχης λελιμμένος V. 380; μάχης ἔρῶν V. 392; βοᾷ V. 381; βοᾷ V. 392, βοήν V. 394; τοιαῦτ' αὐτῶν V. 384; τοιαῦτ' ἄλῶν V. 391, diess alles innerhalb 18 Verse. Ebenso wenig kann man den Vergleich mit einem brüllenden Drachen für glücklich halten. Har-

tung, der das misliche der Sache gefühlt hat, ändert *κλαγγαῖσιν* in *αὐγαῖσιν*, was ganz hübsch wäre; ungeschickt bliebe immer die Stellung der Wörter, indem man unwillkürlich verbinden muss *ὥς δράκων βοῶ*, wogegen man um einen passenden Sinn zu bekommen, *ὥς δράκων* mit dem entfernten *μάχης λελιμμένος* verbinden und *βοῶ* allein stehen lassen muss. Wir glauben, dass die Verse zu streichen sind, vorzüglich noch wegen der ausnehmend ungeschickten Wiederholung *Τυδεὺς μὲν—Τυδεὺς δὲ*; der Subjectswechsel V. 379 und 382 hat nichts auf sich, war aber vielleicht Anlass der Interpolation.

V. 402 *ἡ ἔννοια* — 515—20 gestrichen. Vor V. 550 nimmt Dind. jetzt eine Lücke an. V. 584—86 wird jetzt gestrichen, davon handelt Frœl. pg. I; ebenso V. 601 (schon in der Oxf. Ausg.; jedoch der dort gestrichene vorausgehende Halbvers belassen) und V. 613. Aber auch V. 619 ist offenbar eingeschoben. Eteokles sagt, er habe von Amphiareos eine zu gute Meinung, als dass er glauben sollte, derselbe werde die Stadt angreifen; doch wolle er ihm des Lasthenes Kraft entgegen stellen. Was soll nun zwischen diesen zwei Sätzen der Vers: *φιλεῖ δὲ σιγαῖν ἢ λέγειν τὰ καίρια*? — V. 637. *σῶς ἀνδρηλάτην* gegen die Oxf. Ausg.; wir können nicht beistimmen. — V. 650—52 *σὺ δ' αὖτ' ὅς ἤδη γνῶθι τίνα πέμπειν δοκεῖς | ὥς οὐ ποτ' ἀνδρὶ τῷδε κηρυκευμάτων | μέμψει σὺ δ' αὖτ' ὅς γνῶθι ναυκλήρει πόλιν*. Es ist nicht zu denken, dass der schlechteste Dichter sich solch lahmer Diction bedienen würde. Ausserdem passen die wiederholten Worte an der zweiten Stelle gar nicht; wir vermuthen *ὅπως δ' ἄριστα ναυκλήρει πόλιν*. Vgl. Ag. 1350. — V. 675—76 eingeschlossen gegen die Oxf. Ausg. mit Recht; es sind so rechte Schauspielerverse.

V. 683—85. Diese Verse scheinen uns bisher nicht richtig verstanden worden zu sein, wiewol sich schon in der Scholiastenerklärung die Weisung zum richtigen findet. Unsere Ansicht wollen wir in einer umschreibenden Übersetzung anschaulich machen: Wenn jemand ein Unglück trifft ohne Schande, wol, so mag es sein, (dieses Unglück ist nichts anderes als der Tod selbst, wie der Scholiast ganz richtig bemerkt *τοῦτό φησι τὸ εὐκλεῶς ἀποθανεῖν*; so allein hat das folgende einen Sinn); denn im Tode ist diess der einzig mögliche Gewinn (niemand wird mit Hermann, der übrigens Schützens unsinnige Umstellung billigt, den Sinn darin finden: *sola quae post mortem est villa est consideranda*). Ist aber mit dem Übel (d. h. mit dem Tode) Schande verbunden, so fehlt eben der einzige dabei mögliche Gewinn, d. i. der Mensch ist dabei ganz im verlust. Das *κακόν* kann also unmöglich sich auf das aufgeben der Rache an dem Bruder beziehen, wie wäre es möglich dieses negative Verfahren mit *κακόν* zu bezeichnen? Und wozu dann die Erwähnung des Todes? Ist aber unsere Auffassung die richtige, so geht klar hervor, dass Eteokles diese Worte nicht kann gesprochen haben. Wie er von der That, die er vorhat, denkt, zeigen ja die folgenden Verse deutlich genug. In den schärfsten Ausdrücken bezeichnet er sie als den Ausfluss

eines grässlichen Verhängnisses, der vom Gotte gesandte Fahrtwind treibe das Geschlecht des Oedipus die Woge des Kokytos hinab, das dem Phoibos verhasste; der unerbittliche Fluch des Vaters lässt ihn frühern Tod spätern vorziehen; sein Geschlecht ist von den Göttern verlassen, der Untergang desselben das einzige den Göttern gefällige, das davon kommen kann. Mit so düstern Farben malt man wahrlich nicht ein κακὸν αἰσχύνῃς ἄριστ' aus, und die Frucht des väterlichen Fluches ist nicht ein σὺνλαῶς θανεῖν. Man könnte versucht sein, die Worte als Warnungsworte (denn auf Warnung vor der That, nicht auf Vertheidigung derselben läuft der Sinn hinaus) dem Chor zuzuweisen. Allein die sonstigen Worte des Chors schliessen sich in ihrer Anschauungsweise so eng der des Eteokles an, dass mit diesen Worten ein Gesichtspunct auf's gerathewol hineingetragen würde, der, dem Inhalte des übrigen fremd, weiter nicht erörtert wird. Wir glauben, die Verse sind ganz zu streichen, und der Chor geht hier unmittelbar vom Trimeter zur lyrischen Diction über, wie Suppl. 346—47, 1017—18; Ag. 354—67; Eum. 142—43, 306—7. Zur Responsion gehören die drei Verse nicht.

V. 716. Zu diesem Verse führt Hermann ein Scholion an, dessen auch Dind. in der Anmerkung zu dieser Stelle in der Oxf. Ausg. gedenkt: τὴν γὰρ κακὴν δίκην ἢ νίκην, λέγει δὲ τὴν γενομένην (oder γιν.) ἀνόμως, τιμωρεῖται ὁ θεός. Er sowie Dind. schliesst daraus, der Scholiast habe δίκην und νίκην im Texte als Lesearten gehabt. Allein der erste Theil des Scholions, das vielleicht aus zwei verschiedenen zusammengesetzt ist, von denen das letztere auch der Med. hat (wenigstens ist diess nicht die gewöhnliche Weise, in der in Scholien verschiedene Lesearten angegeben werden, und dann was soll das heissen τὴν κακὴν δίκην τιμωρεῖται ὁ θεός?) scheint vielmehr von einer Leseart auszugehen, die weder δίκην noch νίκην hatte, sondern den alleinstehenden Fem. Acc. κακὴν, den er durch eine allgemeine bekannte nicht ganz unpassende Ergänzung δίκην, dann aber durch eine von der Stelle mehr gebotene νίκην erklärte, und somit las: νικᾶν γε μέντοι καὶ κακὴν τιμᾷ θεός.

V. 750 κρατηθεὶς ἐκ φίλων ἀβουλιᾶν und (endlich einmal) V. 753 πατρὸς, V. 756 ἔφλα alles gegen die Oxf. Ausg.; den beiden erstern Änderungen wird niemand seine Zustimmung versagen können; bei der letztern jedoch wird es schwer ῥίζαν αἱματόεσσαν sich zurecht zu legen. Hievon handelt Præf. p. LIV. — V. 763 ἐν εὐρεῖ, 768 οὐ παρέρχεται nach der Handschrift. V. 830 halten wir die Conjectur Hermann's κλεινοί τ' ἐπεὶ durch Construction sowol als durch den Sinn für vollkommen gewährleistet. V. 898 dürfte wol ἀραίῳ τε πατρὸς — 909 ἀμέμφεια φίλοις zu schreiben sein.

V. 1077 ist das handschriftliche τὰ μάλιστα gestrichen und κατακλυσθῆν gesetzt worden. Seite LXIX, wo davon gehandelt wird, wird unter anderm als Grund angeführt, dass, hätte Aeschylus das Wort gebraucht, er es bei ὅδε ἤνευς angewandt hätte. Darüber wissen wir

keilich nichts zu sagen, und wissen nur, dass παταλυσθῆναι τὰ μάλιστα mit 'ganz und gar in die Fluten versenkt werden' zu übersetzen. Die Responsion halten wir gleichfalls nicht für nöthig.

Perser: V. 11 u. 13. Die handschriftliche Lesart beibehalten. — V. 95 πηδήματος εὐπετοῦς, 96 παρασαίνει βροτόν, 152 προσπίττω. Vgl. dagegen V. 588.

Die Verse 166 und 167 sind, wie wir vermuthen, umzusetzen; denn V. 168 bezieht sich auf die ἄνδρα χρήματα V. 166, und es ist doch natürlich, dass das dem Sinne nach zusammengehörende, auch örtlich zusammen stehe. Es ist diess aber auch der gewöhnlichen Rede-weise der Griechen angemessen, das allgemeine, weniger bestimmte, bloß nebenbei zur Ergänzung gebrachte, selbst dann vorauszuschicken, wenn es ohne das folgende nicht verstanden werden kann. So wird hier von Atossa zweier Gegensätze gedacht: Physische Kraft ohne Reichthum — Reichthum ohne den nöthigen Schutz physischer Kraft; das letztere ist der Fall ihres Hauses, das andere wird nur zur Ergänzung vorgebracht und nicht weiter ausgeführt, das zweite dagegen auch in den beiden folgenden Versen fort behandelt. Allerdings vermögen die Menschen nicht im verhältnis zu ihrer Kraft, wenn Reichthum ihnen fehlt; anderseits ist aber (und in diesem Falle befindet sich Atossa) Reichthum nicht zureichend das Ansehen zu sichern, wenn ihm nicht Kraft zur seite steht: denn den Reichthum trifft nicht Tadel, aber Furcht das Aug' verräth.

V. 249. Ἀσιλδος Oxf. Ἀσίδος. V. 271 δῶαν; V. 275 πολύδονα σώμαθ' ἄλιβαφῇ richtig; V. 280 βοάν; V. 281 Πέρσαις; V. 282 δῶοις. V. 313 ναὸς ἐκ μιᾶς πέσον, wo Hermann gewiss das richtige getroffen ναὸς ἔν μιᾶς πέσος. Wenigstens ist der Ausdruck 'sie sind aus einem Schiff gefallen' zu prosaisch, verglichen mit andern, die dasselbe oder ähnliches umschreiben sollen. — V. 344—45 sind, wie in der Oxf. Ausg., dagegen der Vers ἔτ' ἄρ' . . . (Oxf. Ausg. ἔστ' ἄρ') der Atossa, die beiden andern dem Boten zugewiesen. V. 344—45 passen aber für den Boten keineswegs, der am besten mit der bitter ironischen Frage schließt: μή σοι δοκοῦμεν τῇδε λειψθῆναι μάχῃ; sie passen einzig für den Chor. In der Anordnung der andern drei Verse stimmen wir unbedenklich Hermann bei. — V. 403 ist wol ἀλευθεροῦτε δὴ zu schreiben. — V. 676 finden wir die corrupte Lesart. — V. 706 ἀνθρώπεια δ' ἄν τοι πῆματ' ἄν τύχοι βροτοῖς ist uns verdächtig. — V. 815 ἐκιδύεται. — V. 876 εὐχόμεναι.

Schutzflachender: V. 24 ὦν πόλις ὦν γῇ — δέξαιθ'; V. 30, 40 σφετεριζόμενον — ἀεχόντων. — V. 54 πιστὰ τεκμήρι' ἃ γαιονόμοισιν, die Oxf. Ausg. hat die Lesart der Handschrift. — V. 50. möchten wir τύποις vorschlagen, wozu das Adjectiv ποιονόμοις viel besser passt: 'in den wiesenbeweidenden Spuren.' V. 538 sagt der Chor παλαιὸν εἰς ἔχνος μετέσαν — V. 59 ὀγγάσας εἶκτον ἄλων. — V. 64 πενθαῖ εἶον εἶκτος ἡθέων. — V. 71 πάρεαν; V. 80 στεγνοῦντες; V. 88 ἔον

τόχα; V. 93 *τείνουσιν πόροι*, also fast ganz nach der Handschrift. An allen diesen Stellen hat Hermann conjiiciert. — V. 97 vermuthen wir *βίαν δ' οὐτις ἐξέπληξεν τὰν ἄκρον δαιμόνων* und 106 *δυσπαροβούλοις φρεσίν* und *δὲ ἄνοιαν*. — V. 148 *ἀσφαλέας* schwerlich richtig. Von V. 204 handelt Praef. pag. LXII.

V. 306—7. Wir müssen gestehen, das Bedenken Hermann's (u. Dind. in der Oxf. Ausg.) bei diesen Versen zu theilen. Es ist gewiss absurd, wenn der König hier den Chor belehrt, wie man die Bremse am Nil nennt. Es ist aber natürlich auch nicht die Stichomythie zu unterbrechen, wie Dind. in der Oxf. Ausg. gethan hat. Hermann schreibt *Ἰνάχον*. wahrscheinlicher ist eine Umstellung; der König fragt: was für ein anderes Ungemach hat er der unseligen Kuh bereitet? Der Chor: *οἷστρος*; nennen es des Nil Anwohner (wobei unserem es im Griechischen natürlich *αὐτόν* entspricht), und der König erklärt es sich mit den Worten: eine Rinder beunruhigende hetzende Bremse. Daran, dass *οἷστρος* kein ägyptisches Wort ist, wird niemand anstoß nehmen, der die Weise der Alten in dieser hinsicht kennt. Was die Annahme von ausgefallenen Versen im folgenden betrifft, so schließt sich Dind. in dieser Ausgabe Hermann an.

V. 336 *φίλους ὦνοϊτο*, die Oxf. Ausg. *φίλους ὄνοϊτο*. Es ist aber offenbar zu schreiben *φιλοῦσ' ὄνοϊτο*. Der König fragt: Fliehst du die Ehe aus Hass, oder weil sie unrechtmäfsig? Ch.: Aus Hass, denn wer würde mit seinem Besitzer unzufrieden sein, wenn er ihn liebt. — In den Chorliedern V. 524—599, V. 625 — V. 709, 776 — 835 folgt die Ausgabe im wesentlichen der Handschrift V. 536 *δὲ ἄς* wol mit Recht, ebenso im folgenden V. 649 *ὄν* (Oxf. Ausg. *τόν*); V. 661 *στάσις* (Oxf. Ausg. *ἔρις*). — V. 781 *ἀμπετήσαις δόσως* (— *ἀμπετήσας*?) — V. 787 *θέλωμ' ἄν μορσίμου λάχους τυχεῖν ἐν ἀρτάναις*, hierüber Praef. LXIII. — V. 790 *χρημφοθῆν* p. LXIX. 810, 864, 877—78, 885—86, 897 die corr. Les. — V. 918 *ἄγω*. 950 Lesart der Handschr. V. 959 *εὐθυμεῖν*. Weil in der Praef. der Ausgabe das Agamemnon vortrefflich: *ἐνθ' ὑμιν*.

V. 983. Wir vermuthen, dass *ἐκτενεῖς* Futur ist, und so zu schreiben ist: *καί μὲν τὰ μοι (?) πραχθέντα πρὸς τοῦτ' ἐκτενεῖς* 'und wenn du dabei in Anschlag bringst, was ich ausgerichtet;' aus dem nächsten gleichfalls corrupten Verse lässt sich abnehmen, dass derselbe von Freundschaft und Abneigung handelte, nämlich, dass Danaos in dem günstigen Beschlusse für ihn und seine Töchter und dem entgegengesetzten für die Söhne des Aegyptos den Erfolg seines Auftretens in der Versammlung sieht; also ist vielleicht zu schreiben: *φίλος πατήρ ἦκουσ' ἀνέψιοι πικρῶς*.

Agamemnon: V. 7. Nach Karsten's Vorgang ausgeschieden. Über V. 12—14 handelt Praef. pag. LXXI. nach einer Bemerkung des Aristoteles Probl. 33, 13 conjiiciert der Hr. Herausgeber statt *ἐμήν: λύζω*. Aber eine Conjectur der Art, die etwas ganz neues, fremdes in die Stelle bringt, kann als ein Gewaltstreich keine Überzeugung erwecken, und dass der

Stein so ganz in die Lücke passe, scheint uns keineswegs. Die Hauptsache muss in den drei Versen sich erhalten haben, dafür bürgt das zusammenstimmen der zwei ersten Verse mit der Motivierung (γάρ) des dritten. Wir stehen darum keinen Augenblick an, hier Hartung vollkommen beizustimmen, der in seiner „Ermordung des Agamemnon“ (diess nämlich ist die richtige Übersetzung des inhaltschweren äschyleischen ΑΓΑΜΕΜΝΩΝ) so conjiciert: ἄλην δὲ νυκτίπλαγκτον und αἰὲ φόβος γαρ. Mit ἄλη haben wir gewissermassen εὐνήν gegenüber eine Art Gegenstück, da νυκτίπλαγκτος εὐνή für sich wol nicht unmöglich wäre, mit ἐνδροσος aber verbunden gewiss unpassend ist. Εὐτ' ἄν endlich ist vollkommen sinnlos, und wird gewöhnlich nur dadurch erklärt, dass man sagt: es gehört nicht her.

V. 44. Ἀτρεΐδαιν (Oxf. = ὦν); V. 69 nach Casaub. ὑποκάων (Oxf. Ausg. ὑποκλάων). V. 97 λέξαις. V. 101 σάλινουσ' halten wir für überflüssig. Die Stelle V. 103—159 ist eingehend behandelt Præf. pag. XXXIV—XLIII. V. 103 τῆς θυμοβόρου φρένα λύπης: Wir verdenken dem Hrn. Herausgeber keineswegs seinen Widerwillen gegen Hermann's φρενολύπη, halten jedoch θυμόβορος φρένα für eine unmögliche Construction, und würden vielmehr erwarten θυμόβορος φρενῶν. — V. 105 ἐντελέων (Oxf. ἐκ.); V. 106 μολπαῖν; V. 110 ξύμφρονε ταγῶ; V. 111 πράκτωρ (pag. XXXVII wollen wir einen Fehler im Citat Perser 298 bessern, wo statt λιπῶν θανῶν stehen soll). V. 119 ἐρικυμάδα; V. 122 λήμασιν ἴσους gewiss richtig; ebenso V. 124 πομπᾶς ἀρχοῦς (wie schon Karsten) es ist unbegreiflich, wie man so lange bei dem unsinnigen πομποῦς τ' ἀρχᾶς beharren konnte.

V. 129 πρόσθε τὰ. Nur will es uns nicht gefallen, dass der Hr. Herausgeber κτήνη πρόσθε τὰ δημοπληθῇ erklärt (pg. XXXVII) durch: τὰ πρόσθε δημοπληθῇ. Das erstere heisst: Besitz der früher das Vermögen des Volks ausmachte; das ganze wird dadurch bezeichnet, was in der zweiten Form nicht mit enthalten ist. In den Epodos hat der Herausgeber theilweise nach Karsten's Vorgang erkannt, dass τόσον περ unsinnig ist. Schon Karsten conjicierte ὑπερεύφρων, gewiss nicht glücklich, aber aus einem richtigen Grunde. In der Praefatio, wo die ganze Epodos in umfassender Weise restituirt wird, conjiciert der Hr. Herausgeber ὅσων παρ' εὐφρόνων καλὰ Διὸς κόρα nach bekannter Redeweise der Tragiker. Allein wieder zu neu, zu willkürlich, um Überzeugung hervorzubringen. Wir vermuthen in περ εὐφρων eine Verderbnis von πρεύφρων, einem allerdings nicht überlieferten, aber sehr wol möglichen Compositum (εὐμενῆς εὐφρων, πρεμενῆς πρεύφρων) in τόσων aber τόσσασα — τυχοῦσα, ἐπελθοῦσα ein freilich nur bei Pindar vorkommliches Wort. — Im nächsten Verse wirft Dind. ἀέλπτοις aus, ein metrisch wie kritisch gleich bedenkliches Verfahren. Wir vermutheten δρόσοισι τ' ἄλπνοις; ohne zu wissen, das Karsten bereits ἐπάλπνοις conjiciert hatte; diess letztere halten wir nicht für passend, weil τε nicht leicht vermisst wird; ἄλπνός kommt zwar unseres Wissens nicht vor, ist aber

ganz gesichert durch ἄλπιστος und ἔπ-αλπνος. V. 144 τούτων αἰτεῖ eingeschlossen, wir vermuthen τερπνὰ ἢ τούτων ξύμβολα κράναι. — V. 145 ergänzt der Hr. Herausgeber zu einem Trimeter. Dagegen halten wir Δαναοῖς und ἄνομον (neben ἄδικτον) für eingeschoben, und möchten statt des αἰνῶν des Hrn. Herausgebers einfach οἴκοις vermuthen, indem eben τέκτονα σύμφυτον eine Bestimmung braucht. — V. 158 sind στεροῦθαι endlich nach Porson verseheucht.

Die Epodos möchten wir also so restituieren:

τόσσασα πρέφρων ἂ καλὰ
 δρόσοισι τ' ἄλπινοῖς μαλερῶν λεόντων
 πάντων τ' ἀγροτόμων φιλομάστοις
 θηρῶν ὀβρικάλοισι
 τερπνὰ ἢ τούτων ξύμβολα κράναι. . . .
 μή τις αἰνυπνόους χρονίως ἐχενηίδας ἀδρας
 τεύξῃ σπευδομένα θυσίαν ἑτέραν τιν' ἄδικτον,
 νεικέων τέκτονα σύμφυτον οἴκοις u. s. w.

V. 183. Das handschriftl. βιάως richtig hergestellt, und παλιρ-
 ρόχοις conjiciert. — V. 196. Ἀργείων aus der Handschrift. — V. 210. Lese-
 art der Handschr. nur φείθοις und πέλας βωμοῦ. — V. 244 ἐμελεψεν nach
 der Hdschr., allein schwerlich das richtige. Sehr nahe liegt aber das
 vom Blicke so oft gebrauchte ἔθαλξεν, so dass wir nicht zweifeln, damit
 das Richtige getroffen zu haben. 'Sie blickte ihre Schlächter mit um
 Erbarmen flehendem Blicke an, wie ein (stummes) Gemälde, sie anreden
 wollend, denn oft hatte er sie in ihres Vaters Gemächern bezaubert.'
 Dieser Blick, der so oft bezaubernd gewirkt hatte, war jetzt machtlos.

V. 250—51 hat der Hr. Herausg. mit recht die Leseart der Oxf. Ausg.
 aufgegeben und schreibt mit Bamberger: τὸ μέλλον δ' ἐπεί γένοιτ' ἂν κλύοις
 προχαιρέτω· ἴσον δὲ τῷ προστένειν; diess lässt an Abrundung des Sinnes
 nichts zu wünschen übrig. — V. 272. Aus der Schreibung τί γάρ ver-
 muthen wir, dass nach γάρ das Fragezeichen im Drucke weg blieb.

V. 287. Eine Construction von V. 284—89 herauszubringen, ist
 unmöglich. Unsere Ansicht ist folgende: τε nach ὑπερτελής macht für
 die Stelle 286—89, vgl. V. 309, 504, ein Verbum nöthig, vielleicht παρηγ-
 γάρεναι Μακίστου σκοπᾶς, worauf, wie ich sehe, bereits Bamberger
 gekommen ist; auch ist mit Blomfield ἔχον zu schreiben und mit νο-
 τίσαι zu verbinden.

V. 345—48. Wenn man alles wohl erwägt, so kann kein Zweifel
 übrig bleiben, dass γένοιτ' falsch ist, und ein Verbum an dessen Stelle
 treten muss, von dem das Particip ἔργηγορός abhängt: παύσαιτ' ἂν
 ἔργηγορός. 'Die Rache für die zu grunde gegangenen dürfte aufhören
 wach zu sein, wenn sie sich an den Göttern nicht würden vergangen
 haben.' Es ist klar, dass man nicht, wie sonst nahe läge, ἂν ἀμπλα-
 κητός schreiben kann, man kommt da mit V. 347 in unentwirrbares Ge-
 dränge, denn man müsste καί schreiben, was das Metrum verbietet. Lei-
 der fehlt uns zu dieser Stelle alle Hilfe der Scholien, allein der unwie-

sende Schreiber mochte leicht anstoss nehmen an der Construction, und wie diess hundertmal geschehen, unbekümmert um den weitem Zusammenhang etwas substituiert haben, was trivial genug, um für ihn fasslich zu sein. Es versteht sich von selbst, dass man hier nicht nach Ähnlichkeit der Schriftzüge suchen darf, der Schreiber besserte das Entgegengesetzte hinein, er sah ἔγρηγορός — πᾶσαι ἄν und verfiel natürlich zunächst auf das entgegengesetzte 'γένοιτ' ἄν muss es heissen, dann versteh' ich's.' Das ist Schreiberlogik. Hartung und die andern Herausgeber verstehen unter ὀλωλότων Iphigenia und conjiicieren θεοὶ δ' ἀμπλακητὸς κτέ, wogegen wir einwenden müssen, dass dann der Satz εἰ πρόσκαιρα μὴ τύχοι κακὰ vollkommen unsinnig ist, was jeder merken kann, der die diessfälligen Erklärungen untersucht. Denn würde man die πρόσκαιρα κακὰ nicht eben als πῆμα τῶν ὀλωλότων ansehen?

V. 374. Die Leseart der Hdschr. nur ἐγόνους in ἐκγόνους, was natürlich gar keine Conjectur, und μείζον. Aus diesen allerdings geringen Änderungen glauben wir schliessen zu müssen, dass der Hr. Herausg. in diesen Worten einen Sinn findet; uns ist diess nicht gelungen, und was derselbe in den Anmerkungen der Oxf. Ausg. von der früheren Gestalt der Stelle sagt, gilt für uns auch jetzt noch.

v. 413 ἀφημένων unstreitig richtig, ἀτίμως und ἀλοιδόρως können wir Hermann's ἀτίμως ἀλοιδόρους nicht vorziehen. 413 ist vielleicht ἔστων das richtige. Die Stelle bespricht der Hr. Herausg. Præf. p. LXV. — V. 426 περὶς ὀκαδοῦς; V. 443 εὐθέτου hdschrftl. sehr gut.

V. 489. Der Hr. Herausg. hat gewiss recht, wenn er mit Karsten die V. 489—500 Klytaemnestren zuweist. Es liegt in diesen Worten vielmehr Sicherheit als Zweifel. In der Antigone spricht Kreon in ganz ähnlicher Weise τάχ' εἰσόμεσθα μάντεων ὑπέρτερον. Auch deuten die Worte des Chors 585—86 darauf hin, dass Klytaemnestra während des ganzen Gespräches des Chors und des Herolds gegenwärtig war, sie klingen wie eine indirecte Aufforderung an dieselbe, sich über das Ereignis auszusprechen. Der erste Vers, den sie spricht, zeigt schon die Sicherheit ihrer früheren Überzeugung: 'der erste Ausbruch meiner Freude ist ja schon vorbei.' Sie muss also während des ganzen Auftritts (wenn ich mich so ausdrücken soll) dagewesen sein, was für sie sehr charakteristisch ist.

V. 496 οὐτε σοι δάκων φλόγα. Karsten: *Nud' σοι amare additum.* Gewiss, wenn auch nicht gerade bitter, so ist es doch sehr matt, und soll wol sein οὐδέ γ' αὖ. — V. 547 στρατῷ; wofür allerhand unhaltbares Zeug conjiicert worden ist. — V. 556 σπαρνὰς παρήξεις καὶ κακοστρώτους. Schon Karsten bezieht diess mit recht auf die kargliche Nahrung und conjiicirt τ' ἀρήξεις καὶ κακοστρώτους. Allein von Darreichen der Nahrung wird παρήξεις gebraucht, könnte man also wagen σπαρνὰς παρήξεις καὶ κακοστρώτους?

V. 560 ist zu schreiben λειμωνίαι. V. 141 ἄλκνοι θρόνοι. Es ist kein Grund zu zweifeln, dass Aeschylus θρόνος als Masc. gebraucht

hat, das Femin.-Geschlecht des Singulars hat unsers erachtens seinen Ursprung im collectivem Sinne des Wortes. Kein Wunder also, dass wo ein anderes Mittel das collective auszudrücken gebraucht wird, der Plural, das erstere fallen gelassen wird, vgl. ἡ κέραμος, ἡ πλίνθος, aber οἱ κέραμοι, aber dann muss eben auch λειμωνίαι stehen, eine der Stelle ganz angemessene Bildung. Weiter ist ἀνθηρὰν zu schreiben, da ἐν-θηρον unsinnig ist, und zu übersetzen: 'Thautropfen träufelten herab, fortwährende Verderbnis der Kleider, das Har mit Reifblumen bedeckend.' Wer τρίχα zu ἐσθημάτων zieht, hat den Unsinn nicht gefunden, sondern producirt. Hartung's Conjecturen zu dieser Stelle sind ganz unverständlich, und ihre Rechtfertigung ein Haufe von Trugschlüssen. Wenn man noch dazu bedenkt, dass die Übersetzung mit dem unbedeutenden Druckfehler: 'Verwalkne Heereswellen' für Hareswellen geziert ist, so kann man sich das Licht vorstellen, das die Hartung'sche Behandlung auf diese Stelle wirft.

Wie der Hr. Herausg. V. 613—14 dem Herold zuweisen kann, begreifen wir nicht; wie kann er, der eben ankommt, sagen: τοιόςδ' ὁ κόμπος τῆς ἀληθείας γέμων; Auch die Worte des Chors zeigen, dass niemand dazwischen gesprochen hat.

V. 626—27. Diese beiden Verse sind offenbar corrupt, obwohl niemand noch daran anstoss genommen hat. ἧ kann nicht richtig sein, denn was wäre das für ein Gegensatz: Ist er verschwunden, nachdem er bei Ilium sich eingeschifft hatte, oder hat ihn der Sturm entrissen? Von dem unsinnigen der Stelle überzeugen am besten die Erklärungen: Wir vermuthen πότερον ἀναχθέντ' ἐμφανῶς ἐξ Ἰλίου | χειμῶνα κοινὸν ἄχθος ἀρπάσαι στρατοῦ; das ganze, von dem aus des Herolds λέγω zu ergänzenden λέγεις abhängig zu denken; sage, meinst du damit (ist das der Sinn deiner Worte), dass ihn, nachdem man ihn gesehen hatte sich einschiffen von Ilium weg, der Sturm des Heers gemeinschaftlich Unglück weggerafft hat?

V. 640 τυχεῖν; bis V. 643 erklärt man die Construction durch einen Gedankenstrich, allein man wird da wol auch nach φιλεῖ einen Gedankenstrich setzen müssen, denn wir sehen wenigstens nicht, wie V. 642 und 643 stimmen sollen. — V. 661. Wir halten σκάφος (ναῦν τ' ἀκήρατον σκάφος mag sich deuten, wer will) und den ganzen folgenden Vers für eingeschoben; statt σκάφος stand ein Zeitwort, etwa σοοῖ, welches Ht. Hermann aus Hesych zu den Sieben v. Theben V. 229 zieht. Ein Beweis dafür liegt auch in dem doppelten τις. — V. 683 ὄντιν' οὐχ ὁρῶμεν soll 'ein unbekannter' oder 'ein Gott' heissen! Wir möchten vermuthen ὧν μὲν οὐχ ὁρῶμεν der Genitiv abhängig von προνοίαισι und erklärt durch τοῦ πεπρωμένου. — V. 689 halten wir ἐλένας für richtig, vgl. Ζάν Aristoph. βροντάτω νῦν ὁ μέγας Ζάν. V. 714 παμπρόσθη. V. 767 νεαρά φάους κότον. V. 803 θράσος ἀκούσιον. V. 815 vermuthen wir οὐδ' ἰσορρόπως; οὐδέ mit Beziehung auf οὐν

ἀπὸ γλώσσης. V. 813. — V. 825 sind wir für Beibehaltung des hdschriftl. ἀσπιδηστρόφος. — V. 850 πῆμ' ἀποστρέψαι νόσον. vgl. Praef. p. LXXI.

Wenn der Hr. Herausgeber die V. 895—902 ausscheidet, so thut er daran unseres erachtens sehr unrecht. Sie sind allerdings forciert, aber ist diess nicht der Charakter der ganzen Rede? Sind die V. 891—894, die Hr. Herausgeber beliefs, etwa besser? oder gar V. 874—76. Wir müssen gestehen, dass wir von der Echtheit der Stelle mit einziger Ausnahme des V. 902 vollkommen überzeugt sind. Die Gleichnisse sind alle sehr natürlich, haben im einzelnen nicht das übertriebene der vorhergehenden Rede, ihre Häufung aber stimmt zu dem sonstigen Charakter. Endlich passt auch dazu allein das nachdrückliche τοιοῦσδ' ἐπὶ νῦν ἀξιώ προσφθέγμασιν.

V. 980 ἀποπτύσαν; statt δέξαν Weil δόκας (nach Karsten's δόξαν); richtig. — V. 983—85 ist die corrigierte Leseart der Hds. — V. 1006—7 ἀνδρὸς ἔπαισεν ~ — ἄφαντον ἔρμα; hier kann man nicht annehmen, dass etwas fehlt; in der Gegenstrophe hat wol Hermann das richtige getroffen. Der Hr. Herausg. hat die corrigierte Leseart V. 1041 τυχεῖν für βίλα. Praef. p. LXIV. — V. 1050 ist wol εἰμὶ zu schreiben für ἐστί. Niemand wird sagen: wenn der andere nicht etwa eine unverständliche Sprache spricht, so muss er mich verstehen, sondern: wenn ich nicht etwa eine unverständliche Sprache rede. — V. 1084 περ ἐν nach der Hdschrft. — V. 1122 καιρὶα πτώσιμος. — V. 1096 ἐπεγκλάσας behandelt Praef. p. LVI. — V. 1285 ἄραρε γάρ τις Praef. p. LXIV. — V. 1340. Der Hr. Herausgeber scheint der ansicht zu sein, dass in ἐπικρανεῖ die vorletzte Sylbe lang sein kann; wir theilen diese Ansicht, und machen auf die Homerischen Formen κρήνηνον, ἐπικρήνηεν, κραλαίνεν aufmerksam. Der Stamm ist offenbar κραταν, woraus κρααν κρααν - ιω bildet κραάλνω und durch Assimilation κραιαλνω. Das Futur ist also entstanden aus κραανεῖ. Freilich ist diess nur theoretisch vollkommen sicher; denn vergleichen wir φαίνω Hom. φαείνω, so weist diess auch auf einen Verbalstamm φααν aus φασαν zurück, der sich auch zeigt im Aor. I Pss. ἐφάανθη und doch ist: φᾶνω kurz. Es ist daher möglich, dass die Futura κραανῶ φανῶ, bei dem letzteren wahrscheinlich, auf κρααν und φαν als Modificationen von κρατ und φατ zurückführen. Vgl. Il. IX 626 κρᾶνέεσθαι.

V. 1362 vermuthen wir ἧ καὶ βιὸν τείναντες ὧδ' ὑπέλξομεν. Man erinnere sich an Shakespeare King Lear Act I Scene 1: King Lear: the bow is bent and drawn, make from the shaft. — V. 1374 πῶς, wie hierbei ohne andere Änderung ein Sinn möglich, wissen wir nicht. — V. 1434 ganz nach der Hdschr. — V. 1438—47. Es ist ganz und gar unglaublich, dass diese Verse sollen hier am rechten Platze sein. Am besten dürften sie passen nach V. 1392. — V. 1460 Leseart der Hdschrft. — V. 1473 Leseart der Hdschr., nur ἐκνόμως. Ebenso V. 1481 u. s. w. — V. 1511 ὅποι δὲ καὶ προβαλῶν gibt weder Sinn noch Construction.

V. 1625—27 die hdschriftl. Leseart. Die Verse sind allerdings durch die Änderung τοῦδ' ἦκοντος nicht berichtigt, auch ist ἦκων ἐκ

μάχης keine passende Bezeichnung für Agamemnon, man müsste weiter ändern ἐς μάχην und es auf Aegisthos beziehen, als verächtlichen Ausdruck; der, der sich erst seit kurzem auf's fechten verlegt hat. Dass hier γύναι feige Memme heissen soll, ist nicht wahrscheinlich, vielmehr scheint es uns ganz passend, dass der Chor beiden Thätern seinen Abscheu zu erkennen gibt. Dass ferner der Chor hier etwas von dem in V. 1612—16 in irgend einem Punkte wesentlich verschiedenes sagt, zeigen sehr klar die Worte des Aegisthos καὶ ταῦτα τᾶπη u. s. w. — In den trochäischen Tetrametern ist die Stellung der Verse die der Hdschr.

Choephoron: V. 64 βρῦει ist natürlich falsch. Wir vermuthen τὰ δ' ἐν μεταχμῶ σκότου μένει χρονίζουσιν ἄχῃ (δοπήν). — V. 71 οἷτων δέ τ'? — V. 105—9. Die Verse in der Ordnung der Hdschr. — V. 131 πῶς. — V. 145—46, ausgeschieden davon handelt Præf. p. XLVIII. — V. 152 bis 162 nach der Hdschr. und in einem. — V. 199. Hr. Wiel conjiciert in seiner wenig gutes und viel falsches enthaltenden Dissertation '*Observationes in locos aliquot Aeschylis*' S. 31, wie wir glauben richtig εἶπε. — V. 274—96 ausgeschieden, darüber Præf. p. XLVIII. — V. 387 bis 92 die corrigierte Leseart des Hds. κλύτε δὲ γὰρ χθονίων τε τιμαί. — V. 415 vermuthen wir ὅτε δ' αὖθ' ἑτεράλκῃς θάρσος ἀπέστασεν ἄχος. — V. 505—7 sind auszuschneiden. Der Inhalt ist nicht empfehlend. Dagegen wird durch die Ausscheidung eine merkwürdige Responsion erzeugt von V. 479—509: Or. 2, El. 2; Or. 3, El. 3; 4 mal Or. 1, El. 1; Or. 3, El. 3; Or. 2, El. 2. Zugleich ein Beweis, dass die hdschrftl. Anordnung die richtige.

V. 706 καταινέσαντα καὶ κατεξενωμένον unmöglich; das reimt wie Faust auf Auge; es muss offenbar heissen, κατηξιωμένον 'nachdem ich mich herbeigelassen hatte und dazu war aufgefördert worden.' — V. 770 δεσπότου στύγει; δωμάτων στύγει soll es heissen.

Die Chorlieder von V. 783—837 leiden an einer Unzahl von Verderbnissen. V. 785 würden wir schreiben δὸς τύχας (τύχας noch zu παραιτούμενα gehörig) σοῦ τυχεῖν κυρίως τὰ σωφρόσυν' εὖ (hdschrftl.) μαιομένη οὐς ἰδεῖν. V. 797 verlangt der Sinn τότε. V. 798 ἴδοι, der Scholiast freilich ἰδεῖν ἀντὶ τοῦ ἴδοι, womit man vgl. Sieben vor Theben 253; aber ἄν ἰδεῖν? V. 800 hat Hermann sicher richtig ἐνέψετε conjiciert; V. 803—4 sind ἄγετε und αἶμα eingeschoben, letzteres als Erklärung der πρόσφατοι δίκαι; V. 811 mit Hermann ὄμμασιν ἐκ θυνοφεράς καλύπτρας. V. 815 bis 16 πολλὰ δ' ἄλλα φανεί χρηλίων κρυπτάν, früher mit recht von Hermann aus dem Texte gewiesen, ebenso ist auch νύκτα im folgenden Verse auszuschneiden, das durch das missverstandene καθ' ἡμέραν in den Text kam; dies verstand man 'bei Tage' und schloss nach hausbackener Logik, das vorhergehende müsse sich auf die Nacht beziehen. καθ' ἡμέραν κτέ heisst aber hier 'von Tag zu Tag um nichts deutlicher.' Der Scholiast erklärt richtig. V. 819—20 ändern wir: καὶ τότε ἤδη δόμοις κτημάτων λυτήριον. V. 828—29 ist θροούσα πρὸς σὲ offenbar Glossem. Darnach würde das ganze Lied sich etwa so restituieren lassen:

στρ. α. νῦν παραιτουμένῃ μοι πάτερ Ζεῦ θεῶν Ὀλυμπίων
 δὸς τύχας σοῦ τυχεῖν κυρίως 785
 τὰ σωφρόσυν' εὖ μαιομένους ἰδεῖν.
 διὰ δίκας πᾶν ἔπος
 ἔλακον· ὦ Ζεῦ, σὺ νιν φυλάσσοις.

στρ. β. πρὸ δὲ δὴ ἔχθρῶν τὸν ἔσωθεν μελάθρων Ζεῦ 790
 θῆς, ἐπεὶ νιν μέγαν ἄρας
 δίδυμα καὶ τριπλᾶ
 παλὶμποῖνα θέλων ἀμείψει.

ἀντιστρ. α. ἴσθι δ' ἀνδρὸς φίλου πῶλον εὖνιν ζυγόντ' ἐν ἄρματι 795
 πημάτων ἐν δρόμῳ προστιθεῖς
 μέτρον· τότε δ' ἂν σωζόμενον θυθμόν
 τοῦτ' ἴδοι δάπεδον
 ἀνομένων βημάτων ὄρεγμα.

στρ. γ. οἷ τ' ἔσωθε δωμάτων 800
 πλουτογαθῇ μυχὸν ἐνίξετε,
 κλύετε σύμφρονες θεοί.
 τῶν πάλαι πεπραγμένων
 λύσασθε προσφάτους δίκας·
 γέρον φόνος μήκετ' ἐν δόμοις τέκοι. 805

μεσφδ. τὸ δὲ καλῶς κτίμενον ὦ μέγα ναίων
 στόμιον εὖ δὸς ἀνιδεῖν τότ' ἀνδρὸς δόμον
 καὶ νιν ἐλευθερίως
 λαμπρὸν ἰδεῖν φίλλοις 810
 ὄμμασιν ἐκ θυοφεράς καλύπτρας.

ἀντ. γ. ξυλλάβοι δ' ἐνδίκως
 παῖς ὁ Μαίας ἐπιφορώτατος
 πρᾶξιν οὐρίαν θέλων·
 ἄσκοπον δ' ἔπος λέγων 816
 πρό τ' ὀμμάτων σκότον φέρει
 καθ' ἡμέραν δ' οὐδὲν ἐμφανέστερος.

στρ. δ. καὶ τότε ἤδη δόμοις (der Schol. könnte vermuthen lassen,
 κτημάτων λυτήριον 820 dass πόλει statt δόμοις zu
 θῆλυν οὐριοστάταν schreiben, jedenfalls zeigt
 κρεκτόν γοητῶν νόμον μεθήσομεν er, dass πόλει V. 824
 — — — — — falsch ist.)
 — — — — — 825
 — — — — —

ἀντ. β σὺ δὲ θαρσῶν, ὅταν ἦκη μέρος ἔργων
ἐπαΐσας πατρὸς αὐδᾶν

υ υ υ ι υ —

περαινῶν ἐπίμομφον ἄταν

(περαινοῖς?) 830

ἀντιστρ. δ. Περσέως τ' ἐν φρεσὶν

καρδίᾳ τε νοῦν σχεθῶν

τοῖς ὑπὸ χθονὸς φίλοις

δίκας ἄνωθεν προπράσσω, ἔκτοθεν

835

φοινίαν ἄταν τιθεῖς.

τὸν αἴτιον δ' ἐξαπολλὺς μόρον.

Die V. 931—972 lassen sich mit viel gröfserer Sicherheit herstellen. Vor allem werden wir, so lange kein unüberwindliches Hindernis uns in den weg tritt, glauben, dass V. 931 und 946 Strophe und Gegenstrophe beginnen, und wollen mit der Gegenstrophe und zwar mit V. 960 beginnen. Derselbe ist ἄξιον δ' οὐρανοῦχον ἀρχὰν σέβειν. Jeder, der eine auch nur geringe Vertrautheit mit Aeschyleischer Dichtungsweise hat, wird fühlen, dass dieser kritisch, wenn irgend einer, unverdächtige Vers nur am Ende einer Strophe stehen kann, wie auch Hermann, wenn auch in ganz anderer Weise, als wir zu thun beabsichtigen, gethan hat. Gehen wir zurück, so stoßen wir auf die Worte: κρατεῖται πως τὸ θεῖον παρὰ τὸ μὴ ὑπουργεῖν κακοῖς, die anspruchsloseste Scholiastenprosa, die man sich denken kann, wie bereits Butler zum Theil merkte. Diess fällt also weg. Ein Schritt weiter: βλαπτομένην χρονισθεῖσαν ἐπόλχεται, diess nöthigt weiter zurückzugehen: ἄξεν ἀδόλως δολίαν anapästische Rhythmen? Aber weiter: τὰ περ ὁ Λοξίας ὁ Παρνασίος | μέγαν ἔχων μυχὸν χθονὸς ἐπ' ὁ μ φ α λ ῶ. Vers 956 hängt mit diesen beiden eng zusammen und der Felzen von Anapæsten (wahrscheinlich Reste einer hinzugeschriebenen Parallelstelle δολίως δολίαν) kann ruhig wegbleiben. Kehren wir aber zur Strophe zurück. Vor Allem muss V. 944 hergestellt werden; ὑπὸ δυοῖν μιστόροιν δεσπότῃν und da ἄξιον δ' οὐρανοῦχον ἀρχὰν σέβειν den Anfang — υ — — υ — hat, so ist zu schreiben V. 945 καὶ δυσολίμου τύχας υ — — υ —; es muss nämlich ein von ὑπὸ abhängiger Genitiv ausgefallen sein, von dem wieder δυσολίμου τύχας abhieng. So allein haben diese Worte eine richtige Construction.

Gehen wir an den Rest des Chorliedes. Dass auch diess aus Strophe und Gegenstrophe bestund, wird erstens durch das, wenn auch an falscher Stelle V. 961 stehende παρὰ τὸ φῶς ἰδεῖν, zweitens durch die theilweise Responsion V. 963—64 und V. 969—70, endlich durch den selbst in den Trümmern sich klar scheidenden Sinn gewiss. Ferner macht das τε V. 960 die Annahme nothwendig, dass der Anfang der Strophe fehlt. Hiernach würden die Strophenpaare restituirt folgende Gestalt haben:

στρ. α. ἔμολε μὲν δίκαι Πριαμίδαις χρόνῳ βαρύδικος ποινά.
 ἔμολε δ' ἐς δόμον τὸν Ἀγαμέμνονος
 διπλοῦς λέων διπλοῦς Ἄρης.
 ἔλακε δ' ἐς τὸ πᾶν ὁ πυθοχρήστας φυγὰς
 θεόθεν εὖ φραδαῖσιν ὠρμημένος.
 ἐπολολύξατ' ὧ δεσποσύνων δόμων
 ἀναφυγὰς κακῶν καὶ κτεάνων τριβᾶς
 ὑπὸ δυοῖν μιστόροισιν δεσπότηιν
 καὶ δυσοίμου τύχας — — — — .

ἀντιστρ. α. ἔμολε δ' ὅ μῆλει κρυπταδίου μάχας δολιόφρων ποινά
 ἔθιγε δ' ἐν μάχῃ χερὸς ἐτητύμως
 Διὸς κόρα Δίκαν δέ νιν
 προσαγορεύομεν βροτοὶ τυχόντες καλῶς
 ὀλέθριον πνέουσιν ἐχθροῖς κότον. (vgl. Gegenstr.)
 τά περ ὁ Λοξίας ὁ Παρνασίος
 μέγαν ἔχων μυχὸν χθονὸς ἐπ' ὀμφαλῷ
 βλαπτομένην χρονισθεῖσαν ἐποίχεται.
 ἄξιον δ' οὐρανοῦχον ἀρχὰν σέβειν.

στρ. β. — — — — — — — — — —
 — — — — — — — — — —
 — — — — — — — — — —
 μέγα τ' ἀφηρέσθην ψάλιον οἰκετῶν
 ἄναγε μὰν δόμοι· πολὺν ἄγαν χρόνον
 χαμαιπετεῖς ἔκλεισθ' αἶε.
 — — — — — — — — — —
 παρὰ τὸ φῶς ἰδεῖν.

ἀντιστρ. β. τάχα δὲ παντελὴς χρόνος ἀμείψεται
 πρόθυρα δωμάτων, ὅταν ἀφ' ἐστίας
 μύσος πᾶν ἐλάσῃ
 καθαρμοῖσιν ἀτὰρ ἐλατηρίοις.
 τύχα δ' εὐπροσώπῳ κολίτῃ τὸ πᾶν
 ἰδεῖν ἀκοῦσαι θρεομένοις
 μέτοικοι δόμων πεσοῦνται στάλιν.
 παρὰ τὸ φῶς ἰδεῖν.

Die letzten Verse der Gegenstrophe β lassen allerdings manches zu wünschen übrig.

V. 993—1004 werden ausgeschieden, worüber Præf. p. XLIX.

Eumeniden: V. 44 λήνυι μεγίστῳ. — V. 76 ausgeschieden darüber Præf. p. XLVII. — V. 103 ὄθεν. — Die V. 103—5 sind unseres wissens nirgend richtig aufgefasst worden. Wir wollen vorerst eine kleine Änderung der Interpunction vornehmen, und schreiben: ὄρα δὲ πληγὰς τάσδε καρδίᾳς ὄθεν | εὐδουσα. 'sich im Schlafe, wo am Her-

zen meine Wunden sind'; *φρήν γὰρ ὄμμασιν λαμπρύνεται* 'denn dein Geist ist mit Augen erhellt; *ἐν ἡμέρᾳ δὲ μοῖρα πρόσκοπος βροτῶν* 'am Tage ist vorschauens Antheil den Menschen gegeben.' Die Gegensätze sind *εὐδουσα*, bei Nacht, und *ἐν ἡμέρᾳ*; die Erinnyen und die Menschen, *μοῖρα* heisst ganz einfach Antheil, der simple Sinn: 'ihr seht bei Nacht, die Menschen bei Tag.'

V. 166 [*αἱμάτων*]; V. 176—77 *ἕτερον ἐν κάρᾳ μιάστορ' ἐκείνου πάσεται*. — V. 353 misfällt *μούνα*. Die ganze Stelle Præf. p. LXVI. Vieles lassen wir unberührt, da bestreiten wie beweisen gleich mislich ist. — V. 429 *θέλοιιν* (Præf. p. LXIX); an anderem Orte haben wir eine Umstellung der Verse vorgeschlagen. — V. 553 *τὸν ἀντίτολμον δέ φامي παρβάταν*. V. 658 *ἡ κεκλημένον*. V. 686—702 Præf. p. XLV—VI. — V. 761 wir vermuthen *σώζει σφε*. — V. 819 *γελῶμαι δύσοιστα πόλλιταις ἔπαθον*. Diess (es ist die Leseart der Hdschr.) halten wir für zu wenig scharf ausgedrückt. — V. 838 *κατά τε γὰς οἴκεϊν*. — V. 842 *τίς μ' ὑποδύεται πλευρὰς αὖ δύα*; V. 848 *καὶ τῷ*. — V. 910 *ἐκφορωτέρα*. — V. 932 *βαρεῶν* wir glauben richtig.

Soviel über Aeschylus, den uns der Hr. Herausgeber als ein rechter *ὀρθοδαής τῶν φθιμένων ἀνάγειν* nicht trüglich verhüllt, sondern in seiner heilbedürftigen Gestalt vorführte; was wunder, dass ein mitleidiger Philologe hic und da zu heilen versucht, eine Cur, bei der das gute ist, dass sie wenigstens nie zu spät kommt.

Wien.

Alfred Ludwig.

Mittelhochdeutsches Lesebuch für Gymnasien
von Dr. Karl Reichel. gr. 8. (VI u. 239 S.) Wien, K. Gerold's Sohn, 1858. — 1 fl. 6 Nkr. *)

Die Überzeugung, dass die Kenntniss einiger der wichtigsten Erscheinungen der mittelhochdeutschen Literatur in der Ursprache für unsere Gymnasialschüler unerlässlich ist, wenn überhaupt von einer Geschichte der deutschen Literatur an den Gymnasien die rede sein soll, scheint endlich so allgemein zu werden, als Referent es schon längst gewünscht hat. Wenigstens zeigt ein Blick in die Lehrplane, welche die Gymnasialprogramme bringen, dass an den meisten Gym-

*) Die vorliegende Anzeige wurde der Red. übergeben, als die im vorigen Hefte (1858. X., XI. S. 867—871) enthaltene Recension desselben Buches von Hrn. Prof. R. v. Raumer so eben der Druckerei übergeben war. Da sie zum grossen theile andere Gesichtspuncte in den Vordergrund stellt und überdiess über einige Momente dieses wichtigen und neuen Unterrichtsgegenstandes anlass zu weiterer Discussion bietet, so glaubt die Red. im Interesse der Leser der Zeitschrift zu handeln, indem sie dieselbe unverkürzt mittheilt.

A. d. Red.

nasien der deutschen Kronländer und sogar an einigen der nicht-deutschen, z. B. an dem katholischen Gymnasium zu Temesvar und an dem evangelischen in Schäßburg das Mittelhochdeutsche Gegenstand des Unterrichtes ist. Bei diesem regen Eifer für weitere Verbreitung der Kenntnis mittelhochdeutscher Sprache und Literatur an unseren Lehranstalten muss daher jedes einschlägige literarische Werk, besonders wenn es einen österreichischen Schulmann zum Verfasser hat, die Aufmerksamkeit der Lehrer der deutschen Sprache an Gymnasien auf sich ziehen. Ein solches Werk ist das mittelhochdeutsche Lesebuch für Gymnasien von Dr. Karl Reichel. Referent, der seit sieben Jahren am Schotten-Gymnasium in Wien Unterricht im Mittelhochdeutschen erteilt, erlaubt sich, seine Ansicht über dieses Buch in dieser Zeitschrift auszusprechen. Er ist dabei weit entfernt, sich ein maßgebendes Urtheil anzumassen, sondern theilt seine aus Schulerfahrung hervorgegangene Ansicht über die wesentlichen Erfordernisse eines guten mittelhochdeutschen Lesebuches und damit zugleich über die Methode des mittelhochdeutschen Unterrichtes hier mit, damit kompetentere Stimmen zu einer Erörterung dieser noch immer offenen Frage sich veranlasst sehen.

Was zuerst die Auswahl des Lesestoffes betrifft, gebührt dem Hrn. Verf., wenn man Umfang und Inhalt des gebotenen berücksichtigt, gleiche Anerkennung. Ref. macht die Erfahrung, die den Hrn. Verf. nach seinem eigenen Geständnisse zur Herausgabe dieses Lesebuches veranlasste, seit sechs Jahren. Das Lesebuch des Hrn. Prof. Weinhold bietet so wenig Stoff, dass in jedem Schuljahre alle Lesestücke gelesen werden. Die meisten Schüler schreiben sich Bemerkungen und Erklärungen des Lehrers, häufig auch die Übersetzung schwierigerer Stellen auf. Bequemere oder denkfaule Schüler wissen sich nun Hefle mit solchen Erklärungen und Übersetzungen zu verschaffen, und so ist die Selbstthätigkeit bei der Vorbereitung gefährdet. Es ist daher wünschenswerth, dass der Lesestoff eines mittelhochdeutschen Lesebuches wenigstens für zwei oder drei Jahre ausreiche. Und dieser Forderung entspricht Dr. Reichel's Lesebuch vollkommen. Bei nur einigermaßen gründlichem Eingehen auf das Gelesene wird es in drei wöchentlichen Schulstunden innerhalb eines Jahres kaum möglich sein, die Hälfte durchzunehmen, so dass also der Lehrer mit den Lesestücken leicht wechseln kann.

Nicht minder lobenswerth ist die Auswahl, wenn wir den Inhalt der aufgenommenen Lesestücke betrachten. Der Hauptzweck des mittelhochdeutschen Unterrichtes am Gymnasium kann kein anderer sein, als dem Schüler ein möglichst treues Bild zu geben von den Hauptrichtungen der mittelhochdeutschen Literatur durch Einführung in das Verständnis solcher literarischer Producte, die geeignet sind, eine Hauptrichtung zu repräsentieren. Die Hauptrichtungen nun der mittelhochdeutschen Literatur, das volksthümliche Epos, das höfische Epos, die

lyrische Poesie, die didaktische Poesie, die Prosa, sind in vorliegendem Buche sämmtlich durch charakteristische Beispiele vertreten.

Für das volksthümliche Epos gibt der Hr. Verf. zunächst die wichtigsten Theile des Nibelungenliedes. Die Lücken zwischen den einzelnen Bruchstücken sind durch kurze Inhaltsangaben des weggelassenen ausgefüllt. Vermisst hat Ref. das schöne und für die Würdigung der Charaktere Rüdigers und Chrimhildens, so wie für das Verständnis der weiteren Handlung wichtige 11. Lied, die Werbung Rüdigers um Chrimhilde. Die Auslassung der Strophen zwischen 1730 und 1737 stört den Zusammenhang. Sehr gut hat Hr. Prof. Weinhold diese Stelle gekürzt. Zu bedauern ist auch, dass der Anfang des 18. Liedes, der Angriff Blödels auf die unter Dankwarts Anführung in einer abgesonderten Herberge untergebrachten Knechte, nicht aufgenommen wurde.

Als nothwendige Ergänzung tritt zum Nibelungenliede hinzu Gudrun. Auch aus diesem Gedichte sind die anziehendsten und wichtigsten Theile herausgenommen und geschickt zu einem ganzen verbunden. Die Strophen 83—90 incl. sollten aus pädagogischen Gründen gestrichen werden. Sie enthalten einige bedenkliche Ausdrücke und sind auch zum Verständnis des Zusammenhanges nicht unumgänglich nothwendig, denn Strophe 91 schließt sich recht gut an Strophe 82 an.

Vervollständigt wird das volksthümliche Epos durch bedeutende Bruchstücke aus Reinhart Fuchs, deren Wahl wol allgemeine Billigung finden wird.

Das höfische Epos vertreten mit Recht die drei Hauptrepräsentanten desselben Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Aus Hartmann's Werken wurde der arme Heinrich aufgenommen. Die von dem Hrn. Verf. in der Vorrede angegebenen Gründe für die Wahl dieser poetischen Erzählung konnten des Ref. Überzeugung, dass dieselbe sich zur Schullectüre nicht eigne, nicht erschüttern. Es wurden für des Ref. Ansicht von Hrn. Prof. Weinhold in dieser Zeitschrift so entscheidende Gründe vorgebracht, dass eine weitere Erörterung dieser Frage hier unterbleiben kann. Der Hr. Verf. musste zwischen V. 1188—1189 nach seiner Bezeichnung eine Stelle von etwa 50 Versen weglassen, wodurch der Zusammenhang so gestört wird, dass auch die vorgenommene Änderung des Verses 1189 denselben nicht ganz wiederherstellen kann. — Ganz einverstanden ist Ref. mit der Auswahl aus Wolfram und Gottfried.

Die lyrische Poesie ist im Verhältniß zur epischen etwas karg ausgestattet. Ref. wünschte noch ein oder einige Lieder von Heinrich von Morungen, wenigstens ein Kreuzlied von Hartmann von Aue, einige Lieder von Konrad von Würzburg.

Besser hat der Hr. Verf. für die didaktische Poesie gesorgt; nur ist zu bedauern, dass er aus Vrîdankes Bescheidenheit nur zwei kurze Abschnitte aufgenommen hat.

Die Prosa ist trefflich bedacht durch eine Predigt von Bruder Berthold von Regensburg und durch einige Capitel aus dem Schwabenspiegel.

Die literar-historischen Einleitungen über die einzelnen Richtungen der mittelhochdeutschen Literatur und die Bemerkungen über die bedeutenderen Werke oder Dichter liefern durchweg den Beweis von der gründlichen Literaturkenntnis des Hrn Verf.'s.

Den Lesestücken geht eine Grammatik voraus, gegen deren Umfang und Fassung Ref. einige Bedenken hat. Der Hr. Verf. spricht allerdings in der Vorrede einen Satz aus, dem jeder Lehrer des Mittelhochdeutschen gern beistimmen wird: „Die Lectüre müsse die Hauptsache und die eigentliche Grundlage für alle grammatischen Erörterungen bleiben,“ aber von diesem Standpunct aus betrachtet scheint dem Ref. die Grammatik viel zu umfassend und zu wenig übersichtlich, selbst wenn man sie so benützt, wie der Hr. Verf. in der Vorrede es andeutet. Eine wissenschaftliche Behandlung unserer Grammatik mit steter Berücksichtigung des Gothischen und Althochdeutschen kann nicht Aufgabe des Gymnasiums sein, auch dann nicht, wenn sich dieselbe, wie der Hr. Verf. will, an die Lectüre anschließen soll. Ref. braucht den Hrn. Verf. nur an das zu erinnern, was er selbst bei der vorletzten Philologenversammlung zu Breslau treffend über diese Frage geäußert hat, „eine systematisch durchgeführte wissenschaftliche Grammatik sei für Gymnasialschüler zu schwierig und könne überdiess auch nicht als Regulativ für unsere neuhochdeutsche Sprache gelten. Es dürfe daher Grammatik nur insoweit getrieben werden, als sie zum genauen Verständnis mittelhochdeutscher Denkmäler nothwendig sei.“ Diese Ansicht, welcher damals noch andere Fachmänner beistimmten, hat Ref. seit Jahren praktisch ausgeführt. Bevor die Lectüre begonnen wird, werden etwa sechs Stunden darauf verwendet, um die Schüler mit der mittelhochdeutschen Buchstabenlehre und Flexion so weit bekannt zu machen, als zum Verständnis der Lesestücke unumgänglich nothwendig ist. Und diese kurze Grammatik, die Ref. seinen Schülern dictiert, wobei natürlich alle Formen auf die Tafel geschrieben werden, reicht vollkommen aus. Beziehungen auf die althochdeutsche Sprache sind nur bei der Erklärung des Umlauts und der Brechung, auf die gothische nur bei den reduplicierenden Verbis nothwendig. Ref. könnte sich daher nicht dazu entschließen, wie der Hr. Verf. anrath, „die Lectüre hin und wieder durch Besprechung eines Capitels aus der Grammatik zu unterbrechen.“ Denn diese Lectüre würde doch hauptsächlich den Zweck haben, neben den mittelhochdeutschen die gothischen und althochdeutschen Formen kennen zu lehren und einzuüben. Eine solche Übung kann aber zum Verständnis eines mittelhochdeutschen Lesestückes so viel wie nichts beitragen und füllt das Gedächtnis des Schülers mit Formen an, die er, wenn er sie überhaupt gelernt hat, bald wieder vergessen muss, da er sie bei der Lectüre nicht verwerthen kann. Und eine

historische Kenntniss der Sprache kann doch auf diesem Wege nicht erreicht werden? Dazu kommt noch, dass die so knapp zugemessene Zeit nicht gestattet, der Lectüre, welche doch die Hauptsache ist und bleiben muss, zu viele Stunden durch grammatische Excurse zu entziehen. Der Lehrer findet ja ohnehin öfter Gelegenheit, die Formen oder die Bedeutung eines Wortes historisch zu entwickeln. Beschränkt man sich aber beim Gebrauch der Grammatik des Hrn. Verf.'s auf das nothwendigste, so fehlt die Übersichtlichkeit, und der Lehrer wird, wie beim Gebrauch des jetzt eingeführten Lesebuches, genöthigt sein, eine kurze Grammatik auf die Tafel zu schreiben.

Hatte Ref. in betreff der Grammatik des Hrn. Verf.'s nur Bedenken gegen ihre Brauchbarkeit, so befindet er sich zu demselben in entschiedenem Gegensatze in betreff eines Erfordnisses eines mittelhochdeutschen Lesebuches, das für das Gedeihen des mittelhochdeutschen Unterrichtes von der höchsten Wichtigkeit, von dem der Erfolg desselben wesentlich bedingt ist. Ref. ist nämlich der Ansicht, dass ein unentbehrlicher Bestandtheil eines für die Schule bestimmten Lesebuches ein möglichst vollständiges, d. h. alle mit den entsprechenden neuhochdeutschen in Form und Bedeutung nicht ganz übereinstimmenden Wörter enthaltendes Wörterbuch sei. Der Hr. Verf. hat aber seinem Buche kein Glossar beigegeben und motiviert dieses Verfahren in der Vorrede mit folgenden Worten: „Ein glossar ist dem lesebuch deshalb nicht beigegeben, weil dadurch die trägheit des schülers unterstützt und er zum nachschlagen, während er zuhören sollte, leicht verlockt wird. Das nichtwissen eines wortes wird im daher nicht zum tadel gewendet werden, falls er es nicht durch aufmerksame theilnahme am unterrichte bereits wissen kann, oder falls er die form erkennt; übrigens ist durch hinzugefügte noten auch für selbsttätige präparation sorge getragen, die jedoch erst nach einiger einübung strenge zu fordern ist.“ Diese Gründe scheinen dem Ref. wenig Beweiskraft zu haben. Es lässt sich zunächst nicht recht einsehen, warum der Schüler durch das nachschlagen zur Trägheit verleitet werden sollte. Die Frage stellt sich wohl so, ob derselbe anzuhalten sei, sich auf ein bestimmtes Stück, das in der Schule erklärt und übersetzt werden soll, zu hause vorzubereiten. Dieses scheint der Hr. Verf. auch zu fordern, weil er „durch hinzugefügte Notizen“ eine „selbstthätige Präparation“ möglich machen will. Soll sich aber der Schüler selbstthätig vorbereiten, so müssen ihm ausreichende Hilfsmittel dazu dargeboten werden. Dass die Notizen des Hrn. Verf.'s zu diesem Zwecke nicht hinreichen, wird Ref. später durch Mittheilung einer Anzahl von Wörtern und Stellen aus allen Lesestücken, die, obwol ohne Erklärung dem Schüler unverständlich, nicht erklärt sind, beweisen. Ist nun dem Schüler die Möglichkeit einer genauen Vorbereitung genommen, so werden entweder Oberflächlichkeit und Unlust am Gegenstande eintreten, oder er wird sich damit begnügen, die in der Schule gehörte Übersetzung und Erklärung aufzuschreiben und

zu lernen. Wo bleibt dann die Selbstthätigkeit? Ref. konnte sich bis jetzt noch nicht überzeugen, dass man bei der mittelhochdeutschen Lectüre einen andern Weg einzuschlagen habe, als bei der lateinischen und griechischen. So wie er sich zu überzeugen pflegt, ob seine Schüler Wörter und Phrasen aus Cicero oder Virgil im Wörterbuch nachgeschlagen haben, dringt er auch bei der mittelhochdeutschen Lectüre, besonders anfangs, darauf, dass das Wörterbuch fleißig benützt wird. Es muss daher nicht bloß derjenige, der gerade examinirt wird, Rechenschaft über die Benützung des Wörterbuches geben, sondern es wird auch öfter einer oder der andere in der Bank um die Bedeutung eines selteneren oder zum erstenmal vorkommenden Wortes gefragt. Auf diese Weise werden die Schüler zur Selbstthätigkeit gezwungen und erwerben sich bald eine solche Wortkenntnis, dass das Übersetzen ihnen weniger Schwierigkeiten macht. Damit ist aber auch dem Lehrer durchaus nicht die Möglichkeit benommen, sie zum „zuhören“ zu nöthigen, wenn er kürzere oder längere Abschnitte, nachdem sie in der Schule erklärt und übersetzt worden sind, wiederholt. Da sieht er bald, wer aufmerksam hat, wer nicht. Also, zuerst „nachschiagen,“ dann „zuhören.“ Beide Thätigkeiten schliessen einander nicht aus, sondern können, ja müssen miteinander verbunden werden.

Wenn aber der Hr. Verf. das Wörterbuch durch Anmerkungen ersetzen wollte, so hätte er diese in solcher Anzahl geben müssen, dass, wie z. B. in dem Lesebuche von Pütz, eine selbstthätige Vorbereitung, wenn alle Stücke der Reihe nach gelesen würden, denkbar wäre. Allein, abgesehen davon, dass wol nur wenige Schüler ein einmal erklärtes Wort sich so fest einprägen werden, dass dessen Bedeutung ihnen, wenn es wieder vorkommt, sogleich gegenwärtig ist, sind in den, übrigens durchweg trefflichen, Anmerkungen viele Wörter und Redensarten nicht erklärt, die der Schüler unmöglich wissen kann. Dazu kommt, dass Berufungen auf frühere Erklärungen nur sehr selten sich finden. Da nun unmöglich der ganze Lesestoff, ja kaum die Hälfte, innerhalb eines Jahres durchgenommen werden kann, ist für die Schüler, wenigstens zum behufe der häuslichen Vorbereitung, ein großer Theil der Anmerkungen so gut wie nicht vorhanden. Zum beweis, dass der Schüler ohne Wörterbuch nicht im stande ist, sich selbstthätig vorzubereiten, und dass auch die Anmerkungen nicht ausreichend sind, folgt jetzt ein Verzeichnis von solchen Ausdrücken und Phrasen aus allen Lesestücken, die derselbe nicht treffen kann oder die er fehlerhaft übersetzen muss, sowie von solchen, die der Hr. Verf. nicht an der ersten Stelle, wo sie vorkommen, sondern erst später erklärt hat. Es liesse sich die Zahl der Beispiele leicht vermehren, allein Ref. muss sich begnügen, aus der Menge derer, die er gesammelt hat, einige beizubringen.

Nibel. 16. 1 wird der Schüler *sprach aber* nicht durch: entgegnete übersetzen, weil er nicht weiß, dass *aber* als adverb mhd. die Bedeutung wiederum, abermals, dagegen hat.

20, 1. *riech* = mächtig. 22, 4. *snel* = streithaft. 46, 2. *hoh-gemüete* = Hochmuth, Stolz. 49, 1. *mäge* von *māc* = der Verwandte. 49, 2. *wān tragen*. 229, 4. *an allen dingen*. 236, 1. *waellich*. 270, 1. *für* = vor, hervor. Vgl. 273, 3. 885, 4. 274, 2. *harte*. 282, 2. *der schön*. Hier sollte gesagt werden, dass *der* der gen. plur. des pron. rel. ist. 282, 4. Das Wort *muot* bedarf einer genauen Erklärung. 285, 3. *list* = Weisheit, Kunst. Vgl. 405, 4. 288, 4. *sterlich*. 292, 1. *genāde*. 292, 4. *lougen*. Vgl. 411, 3. 297, 2. *lüt* = liget. 326, 4. *gebrast im an etme* = machte er in einem einen Fehler. 328, 1. *voll* = voget. 334, 2. *dester*. 335, 3. *getwerge*, dativ von *daz getwer*. 407, 2. *gāhen*. 431, 2. *lougen*. 432, 2. 4. *widere*. 874, 4. *bīten*. 906, 2. *rāt*. 909, 2. *soum*. 914, 4. *man sehe dem gewinnes* wird erst zu Reinhart 320 erklärt. 921, 2. *dawert*. 932, 3. *gekleit* = geklaget. 932, 4. *gemelt*. 1594, 1. *küsel*. 1594, 3. *schapel*. 1599, 2. *des wil ich wesen gelt*. 1600, 3. *über al*. Woher soll der Schüler wissen, dass dieser Ausdruck heisst: in allem, ganz und gar, sammt und sonders, keinen ausgenommen, alle zusammen? Vgl. 1612, 1. 1683, 1. 1601, 4. *bouc*. 1657, 1. *marc* = Streitross. 1667, 4. *gewilzen*. 1703, 1. *dienen*, hier = mit Dienst vergelten. 1711, 3. *in* = ich ne. 1716, 4. braucht der ganze Vers eine Erklärung. 1720, 1. *swāre*. 1730, 4. wird der Schüler sicher *übermüete* durch übermüthig übersetzen. 1888, 2. *bat* = befaht. 1891, 4. *ringer* = geringer. 1900, 3. *die seswen hant*. 1906, 4. *sēr*. 1909, 4. *wuof*. 1912, 4. *nern*. 1915, 3. *kellen* = ertönen, hallen. 1977, 4. *beschermen*. 1985, 2. *doln* wird erklärt Reinhart v. 270. 1989, 2. *erwagle*. 1994, 2. *erretzen* = locken, reizen, 1998, 1. *erbīlen*. 2077, 2. *den vollen*. 2082, 3. *veige*. Vgl. Gudrun 225, 4. 2091, 3. *elliu diel* = die ganze Welt. 2109, 4. *der hīrāt*. 2119, 1. *erwinden*. vgl. Gudrun, 4, 4. wird erklärt Reinhart 450. 2119, 2. *erbieten* mit *ez*. 2125, 3. *waege*. 2286, 3. *angestlich*.

Gudrun. 12, 1. *nāchgebūre*. 16, 3. *gewerren*. 17, 4. das neutr. plur. *beidū*. 21, 4. *lit* = Glied. 28, 1. *vesten* = festmachen, verloben. 29, 1. *ein wert* = Insel, Land am Wasser. 29, 3. *gemach*. 30, 4. *widerwart*. 32, 4. *geriche* = mache reich. 33, 3. *grīez* = Sand, Strand am Meer. 37, 3. *ūehse* = die Höhlung unter der Schulter. 51, 2. *bī dem lufte kiesen*. 65, 4. *mich betrāget* = mich verdriest. 68, 4. *ketzen* = heiss machen. 119, 2. *gehügen*. 143, 1. *ersmielen* = zu lächeln beginnen. 162, 3. *huobe*. 182, 4. *bescheidenlichen* = deutlich. 210, 2. *herte* = Kampf. 213, 3. *ungeilinge*. 253, 4. *erbelgen*.

Reinhart. 153. *blīnzen* wird erst zu 201 erklärt. 262. *smecken* = riechen. 274. *nāch* = beinahe. 304. dieser Vers braucht eine Erklärung. 460. *ūf hān* = aufheben. 654. *wunder kunde*. 660. *after nōne*. Zu den Versen 660 — 662

*Er ist tālāne after nōne,
wir münche spræchen niht ein wort
unbe der Nibelunge hort.*

erlaubt sich Ref. eine Erklärung vorzuschlagen. J. Grimm übergeht in den Anmerkungen zu seiner Ausgabe diese Stelle mit Stillschweigen, Hr. Prof. Weinhold gibt eine offenbar unrichtige Erklärung (*nóne*, st. f. nona, neunte Stunde. Früh morgens nach 6 Uhr), der Hr. Verf. sagt bloß: *after nóne*, nona hora, von 6 Uhr frühe an gerechnet. Der Grund, warum Reinhart nicht reden darf, wird aus diesen Bemerkungen nicht ersichtlich. Folgende Erklärung dürfte den Sinn dieser Stelle besser treffen. Reinhart ist, um seine Sünden abzubüßen, „münch“ geworden. Die Worte *after nóne* beziehen sich nun nicht so sehr auf eine bestimmte Tageszeit, als vielmehr auf eine Verpflichtung, die Reinhart als „münch“ auf sich genommen hat. Die Regel des heil. Benedict, welche auch die Cisterzienser beobachten, schreibt nämlich nach dem Ausspruch der heil. Schrift: *septies in die laudem dixi tibi*, ein aus sieben Abtheilungen bestehendes tägliches Gebet vor, dessen einzelne Theile Matutina, Prima, Tertia, Sexta, Nona, Vesperae, Completorium heißen. Diese Gebete sollen zu bestimmten Tageszeiten absolviert werden, und zwar die Matutina während der Nacht, die übrigen während des Tages und Abends. Dann heißt es in der Regel weiter: *Omni tempore silentio debent studere monachi, maxime tamen nocturnis horis.* — *Exeuntes a completorio* (d. h. Abends nach dem letzten gemeinschaftlichen Gebete) *nulla sit licentia denuo cuiquam loqui aliquid.* *Quod si inventus fuerit quisquam praevaricari hanc taciturnitatis regulam, graviori vindictae subiaceat.* Nach diesen Andeutungen ist der Sinn unserer Stelle leicht zu errathen. Es ist bereits spät Abends, *after nóne*, und Reinhart ist zum „*silentium*“ verpflichtet.

792. braucht der ganze Vers eine Erklärung. 796. *ungetelle*. 846. *sannele*.

Armer Heinrich. 74. *hübesch* = *hövesch*, hofgemäfs, edel, gebildet. 92. *ez spricht* = es heisst. 103. *bræde* ist erklärt 696 und noch einmal Parz. 466, 30. 123. *widerzaeme*. 149. *verswingen*. 198. *hæren zuo* = dazu gehören. 202. *dër* = daz er, erklärt 741. 309 *alle wege* = auf jede Weise. 351. *tweln*. 416. *unwert* = Geringschätzung, dagegen 426 = Schmach. 527. *benamen*. 759. *wern*. 953. *alles* = gänzlich. 982. *alles* = immerfort. 1005. *weder*. 1383. *warten* = schauen, Acht haben. 1425. *ungenae*.

Parzival. 118, 24. *kapfen*. 120, 2. *gabilót* = Jagdspieß. 121, 5. *toersch* = närrisch. 121, 14. *gezimert* ist erklärt 122, 12. 163, 8. *müzerspärwaere*. 174, 8. *swankel*. 174, 27. *hurte*. 177, 29. *mafsenie* erklärt Trist. II, 442. 460, 25. *saller* = psalterium. 463, 19. *verke*. 464. 20. *barn* = Kind. 469, 11. *rêren* = fallen lassen.

Tristan. I, 120. *trahten*. I, 121. *gebære* = angemessen. II, 88. *von geschichte* = zufällig. II, 91. *anderhalp* = auf der andern Seite. II, 100 und 223 *vetge*. II, 330. *enbesten*. II, 461. *stimer*. II, 501. *gorge*. II. 868. *lather* = Gelächter. III, 97. *umbehanc*.

Barlaam I, 94. *wîsage*. II, 62. *kunte*. Stricker. I, 74. *wîrs*. Fuchs und Krebs. 24. *enbünne*. Spervogel. 3, 1. *tüeje*. Vri-
danc. I, 39. *vergift*. Predigt. 16 *ân unser vrouwen* = aufer.
50. *gesmac* = Geruch. 116. *glast* = Glanz. 157. *wider haben* = auf-
halten. 191. *ungell*. 264. *vêch* = bunt. 304. *hentwe*. 329. *ge-
tirstic*. 440. *ê*. 475. *zaker*. 595. *heilikeit*, hier = Sakrament.

Auf die Correctur hat der Hr. Verf. viel Fleiss verwendet, dennoch
sind einige Druckfehler geblieben. Die Interpunction jedoch lässt, be-
sonders bei einigen Lesestücken, z. B. Tristan, viel zu wünschen. Ref.
bemerkt folgende Fehler: Nibel. 713, 1. *son* für *zen*; S. 86 vor *sine
werde* nicht 331, sondern 328. Gudrun 221 *an der* als ein Wort;
S. 115 ist 56 falsch angeführt. Reinhart 221 *ein raben* statt *einen
rabem*. 387. *âne* statt *ane*. 960. *zum* statt *zem*. Heinrich 481. *er-
wahten* für *erwachten*. 716 fehlt das *l* in *jaemerlichu*. S. 166 bei
gupfe, *st* statt *sw*. S. 169 fehlt *l* neben 472. Tristan I, 366 *schah* statt
schâch. II, 31, *siget* für *sîget* (auch bei Mafsmann); S. 188 zu V. 43
wîpes statt *wîbes*; 189, *panse n.* statt *m.* Stricker III, 12. *schîn*
statt *schîn*. Pred. *wîze* statt *wîze* u. s. w.

Von Interpunctiionsfehlern hat sich Ref. wenigstens zweihundert
aufgezeichnet; er begnügt sich jedoch nur eine Anzahl derselben hier
anzuführen. *Armer Heinrich* fehlen z. B. Beistriche 97, 302 (dafür 304
einer am unrechten Orte), 366, 473, 704, 856, 1326, und wären wün-
schenswerth 23, 29, 62, 254, 395, 441, 751, 754, 823, 824, 938, 1016,
1354, 1467. Tristan fehlen Beistriche I. 48, 166, 341, II. 8, 42, 142,
143, 172, 174, 189, 364, 509, 657, 670, 702, 731, 732, 815, 831, 842,
940, III. 4, 31, 37, 58, 101, 164, 190 und wären wünschenswerth I.
273, II. 3, 60, 164, 212, 240, 327, 385, 412, 422, 469, 538, 555,
563, 576, 583, 641, 755, 808, 818, 837, 840, 846, 951, 1003, III.
103, 139.

Nach dem gesagten glaubt Ref. folgendes Gesammturtheil aufstellen zu
können: der Lesestoff ist mit großer Umsicht und umfassender Sach-
kenntnis so zusammengestellt, dass der Zweck des mittelhochdeutschen
Unterrichtes, Kenntnis der mittelhochdeutschen Literatur, erreicht wer-
den kann, die literarhistorischen Einleitungen sind gründlich gearbeitet
und treffen das rechte Maf, die Grammatik übersteigt zwar die Bedürf-
nisse des Gymnasiums, aber sie kann vom Lehrer brauchbar gemacht
werden. Wenn aber auch dieses Buch eine sehr erwünschte Berei-
cherung der noch etwas dürftigen mittelhochdeutschen Schulliteratur ist,
so bleibt es, nach der Ansicht des Ref., doch zur Einführung in die Gym-
nasien so lange ungeeignet, als der Hr. Verf. sich nicht entschliesst ein
Wörterbuch dazu herauszugeben.

Wilhelm Giesebrecht. Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Zweiter Band. Zweite Lieferung. 8. (XXI u. 299 S. = S. 321—620 des ganzen Bandes.) Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. (M. Bruhn) 1858. — 2 fl. 66 kr. ö. W.

Die beiden Anzeigen¹⁾, in welchen Ref. die früheren Theile des Giesebrecht'schen Werkes besprochen hat, verfolgten einen doppelten Zweck. Sie sollten einerseits die unterscheidenden Merkmale des neuen Unternehmens hervorheben, die überall gleichmäfsig eindringende Erforschung und Sichtung der Quellen, die gewandte Verarbeitung der neueren Untersuchungen, die warme nationale Färbung, welche die Darstellung sittlich verschönert; anderseits sollten sie dazu dienen, die Leser dieser Zeitschrift mit den wesentlichsten Ergebnissen bekannt zu machen, welche in diesem Werke durch eine neue, einsichtige und durchaus unbefangene Betrachtung der ursprünglichsten Zeugnisse für Beurtheilung von Menschen und Zeiten gewonnen worden sind.

Wir hatten hierbei bemerkt, wie der Hr. Verf. in dem ersten Bande, der die Vorgeschichte sowie die Ereignisse unter dem sächsischen Hause bis zu Otto's III. Tode umfasst, die mannigfachsten fremden Untersuchungen sowie eigene, ältere zusammenzufassen, das aus Fälschungen in frühere Darstellungen Aufgenommene auszuschneiden und ein bis dahin nur äufserlich aneinander gereihtes Material gedankenmäfsig zu ordnen hatte. In der ersten Abtheilung des zweiten Bandes war der Stoff dagegen fast durchaus erst von dem Hrn. Vrf. neu zusammenzubringen; denn die Regierung Heinrich's II. war so gut wie unbearbeitet, und seit Stenzel's bahnbrechender Geschichte der fränkischen Kaiser sind die Quellen jener Zeit so vermehrt und umgestaltet worden, dass dem neuen Bearbeiter auch für Konrads II. Regierung nicht allzuvielle Mühe erspart blieb. Unter diesen Umständen entstanden höchst veränderte, fast noch unbekannte Bilder jener beiden Herrscher und ihrer Regierungen; die Zeit Heinrichs II. namentlich wurde erst hier wieder erweckt.

Dasselbe was von Konrad's II. Geschichte, gilt von der Heinrich's III., die das vorliegende Schlussheft des zweiten Bandes behandelt. Hier wie dort hatte der Hr. Verf., um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „den Glanzlichtern,“ welche man bisher über diese Gestalten „so reichlich ausgestreut hatte, einige Schatten hinzufügen zu müssen geglaubt, die aber nur dazu dienen werden, diese grossen Kaiser in ein klareres und weniger blendendes Licht zu stellen.“ Es wird mit recht hier hervorgehoben, wie „der Wendepunct der Dinge, welchen man erst in die Zeit nach Heinrich III. Tode zu verlegen pflegte, schon in die letzten Jahre seiner in ihren Anfängen so glanzvollen Regierung fällt.“ Zwei Vorwürfe sind es insbesondere, welche Hr. G. mit gutem Grunde dem Kaiser macht: dass er nicht, wie ihm doch eindringlich gerathen wurde, den

¹⁾ Vgl. Gymnasialzeitschr. 1856 S. 50 ff., 1857 S. 224 ff.

Deutschen ein geschriebenes Recht, dem Reiche nicht „Kaisergesetze im Geist und Sinn der karolingischen Capitularien“ gab, dann dass er nicht durch Einführung einer festen Erbfolgeordnung, die er im Jahre 1050 ohne Schwierigkeit hätte durchführen können, sowie durch dauernde Einrichtungen zu gunsten der Lehensritterschaft die Zukunft des einheitlichen Reiches sicherte. Die willkürliche Erneuerung der unter seinem Vater beinahe beseitigten Herzogthümer, sowie die Vergabung derselben an fremde und kinderlose konnten nur durch Schöpfung starker Stützen des Kaiserthums in dem niedern Adel ausgeglichen werden. „Es war eine Politik des Misstrauens, in der sich kein neuer, kein gesunder und fruchtbarer Gedanken erkennen lässt,“ die Heinrich verfolgte. Der „persönlichen Thatkraft, der durchgreifenden Thätigkeit, der aufopfernden Hingabe des Kaisers für seinen hohen Beruf“ lässt Hr. G. natürlich volle Gerechtigkeit widerfahren.

Der Hr. Verf. nimmt es als ein besonderes Verdienst seiner Arbeit mit recht in anspruch, dass hier zum ersten Male in einer Reichsgeschichte „der Verbindung des Reiches mit dem Episcopate eine so entscheidende Bedeutung beigelegt worden ist.“ Wir haben bei der Besprechung der ersten Abtheilung dieses Bandes hervorgehoben, wie schon Heinrich II. auf diesem Wege einen ganz außerordentlichen Zuwachs an Macht erhielt. In mindestens eben so hohem Grade findet dasselbe bei seinen Nachfolgern statt. Von tiefeingreifender geistiger Bedeutung aber wurde diese Verbindung der Kaiser mit dem Episcopate durch die lebhafteste Theilnahme, welche der zweite und dritte Heinrich der Reformation der Kirche. durch Herstellung strengerer Kirchenzucht, durch Verbindung mit der Congregation von Cluny, durch Erhebung des gesunkenen Papstthumes fortwährend zuwendeten. Die möglichste Abstellung der Simonie durch Heinrich III., die Erneuerung eines würdevollen Papstthumes durch die drei großen Synoden von 1046 und durch die Einsetzung eines deutschen Papstes Clemens II., die engste Verbindung der von dem Kaiser eingesetzten Päpste mit dem Kaiserthume selbst — Alles das wird gebührend hervorgehoben. Man kann wol sagen, dass die Geschichte von Clemens zweitem Nachfolger, die Zeichnung des Papstes Leo IX., — seiner mächtigen Persönlichkeit, seiner energischen Führung des Kirchenregimentes, daneben seiner fortdauernden deutschen Gesinnung und unermüdlichen Theilnahme für die Reichsinteressen — zu den schönsten Partien des ganzen Buches gehört (S. 424 ff.). Hr. G. hat nun aber auch zum ersten Male darauf aufmerksam gemacht, dass nicht minder wie die Verbindung mit Episcopat und Papstthum, so auch die mit der Congregation von Cluny von dem wesentlichsten Vortheil in der praktischen Politik begleitet war. Nicht als ob irgendwie an einen unedlen und fremdartigen Beweggrund bei der Thätigkeit des Kaisers in religiösen Angelegenheiten zu denken verstattet wäre: es wird von Hrn. G. vielmehr sehr gut hervorgehoben, wie „eine ascetisch-phantastische Richtung“ das ganze Wesen Heinrich's durchdrang (S. 361); dennoch aber ist die

weitere Bemerkung in ihrem wesentlichen Inhalte, wenn auch vielleicht nicht ganz in ihrer schroffen Fassung, richtig, dass „die Kirche der wichtigste Factor in allen politischen Berechnungen des Kaisers wurde; sie, hoffte er, würde die ganze abendländische Welt seinem Scepter unterwerfen“ (S. 424). Und was insbesondere das Verhältniss zu Cluny betrifft, so ist es unzweifelhaft begründet, dass der Kaiser, in der Erkenntnis, wie die Eroberung des zerklüfteten aber an Kriegern überreichen Frankreich schwerlich mit Waffengewalt zu bewerkstelligen sei, dieselbe mit geistigen und geistlichen Waffen zu erreichen hoffte: „Diese friedliche Eroberung Frankreichs anzubahnen, beabsichtigte Heinrich als er sich mit Cluny verband.“ (S. 362.) Ihre ganze Thätigkeit entfaltete denn auch die so außerordentlich mächtige Congregation für die Zwecke des deutschen Königs, der anderseits durch seine Vermählung mit Agnes von Poitiers auch die großen Vassallen der Krone im Süden und im Innern des Landes mit sich verband.

Wie bei Betrachtung dieser Verhältnisse der Geschichte Frankreichs eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden musste, so führten die Verhältnisse des Papst- und Kaiserthums nicht minder zu einer eingehenden Darstellung der Verhältnisse der Normannen in Unteritalien, eine Schilderung, die dem Hrn. Verf. in so anziehender Weise gelungen ist (S. 396 ff.), dass wir derselben das Schicksal weissagen, in gar manche Chrestomathie wandern zu müssen.

Wir haben nur auf einige Ergebnisse der G.'schen Forschungen hinweisen können und würden diese Anzeige hiermit und mit einer erneuerten warmen Empfehlung des Werkes schliessen, wenn uns nicht eine persönliche Rücksicht veranlasste, die Aufmerksamkeit des Lesers für einige Einzelheiten in anspruch zu nehmen. Ref. hält dieselben hier zu besprechen um so weniger für unangemessen, als sie Gegenstände aus der österreichischen Geschichte betreffen.

Da die vorliegende Lieferung und der erste Band der österreichischen Geschichte des Ref., welche bis zu demselben Zeitpunkte reichen, zu gleicher Zeit ausgegeben wurden, so konnte es an einzelnen Meinungsverschiedenheiten nicht wol fehlen; die Übereinstimmung in so manchen Hauptfragen mit einem so trefflichen Forscher, wie der Hr. Verf. ist, gewährte dem Ref. um so freudigere Genugthuung; er will es aber doch versuchen, die wichtigsten Divergenzen hier hervorzuheben und seine Meinung zu begründen.

Es soll hier zunächst von Fragen die rede sein, die so lange zweifelhaft bleiben müssen, als nicht neue Quellen entdeckt worden sind. Hierher gehören aus unserem Kreise die Angabe Brunners und Aventins, dass der Landstrich zwischen Wiener Wald und Leitha an Stephan den Heiligen abgetreten worden sei, eine Nachricht, welche Hr. G. (S. 579) „sehr glaubhaft“ findet, während sie dem Ref. theils weil sonst alle Zeugnisse mangeln, vornehmlich aber aus dem Gange der Colonisation nach Osten, welche diese Gegenden erst später erreichte (Österr. Gesch.

I. Cap. IV, Abschn. 4) durchaus unbegründet erscheint. Ebenso scheint es ihm bedenklich, den Markgrafen Siegfried, welcher 1045 in dem von Ovo abgetretenen Lande bis zur Leitha und March vorkommt, in bestimmtes Verwandtschaftsverhältnis zu Markgraf Adalbert zu setzen. als Sohn, wie Meiller, als Enkel wie Giesebrecht (a. a. O.) vermuthet; dass die Siegfried ertheilten Urkunden sich bereits in der im 12. Jahrhundert angelegten Sammlung der Verleihungsbriefe des Babenbergischen Hauses finden, berechtigt wol mit Meiller nähere Beziehungen desselben zu diesem Hause anzunehmen; welcher Art dieselben waren, lässt sich aber um so weniger angeben, als der von Kaiblinger (Gesch. v. Melk I, 159) erhobene Einwand in voller Kraft bleibt, dass Siegfried's Name sich in dem Babenbergischen Hause sonst gar nicht finde. Eine Auskunft würde sich vielleicht dadurch bieten, dass man annähme, Siegfried gehöre der Familie der Babenberger vom Nordgau an, sei etwa ein Bruder des letzten dieses Zweiges, des Schwabenherzogs Otto von Schweinfurt, also ein Sohn des Markgrafen Heinrich, dessen Mutterbruder Graf Siegfried von Walbeck, der Vater des Geschichtschreibers Thietmar, gewesen ist; unser Siegfried wäre dann nach seinem Grossoheim genannt worden; doch lege ich auch dieser Vermuthung kein gewicht bei.

In der Hauptsache übereinstimmend, in der entscheidenden Wichtigkeit nämlich, welche wir der Absetzung des Herzogs Adalbero für die Bildung einer kärntherischen, der spätern steierischen Markgrafschaft beilegen, weichen unsere Darstellungen doch für mehrere Punkte in bezug auf die Schicksale Kärnthens und seiner Nebenländer von einander ab. Was die letzten Schicksale Adalbero's und seiner Gegner betrifft, so dürfte der Hr. Verf. den Ergebnissen, welche ein reicheres Material dem Ref. (S. 460) geboten hat, wol ohne zweifel beistimmen, sowie er sich auch überzeugen dürfte, dass das Eresburgh der Ann. Hildesheim. a. 1036 nicht Ebersberg (vielmehr Ebelsberg) an der Traun sei, wie er (S. 570) meint, sondern Ebersberg in Oberbaiern, der alte Sitz von Adalbero's Verwandten, dessen reich dotiertes Kloster mit dem von Geisenfeld, wo Adalbero²⁾ begraben wurde (Österr. Gesch. a. a. O. Anm. 8), in enger Verbindung stand (Vgl. chron. Ebersperg. ap. Oefele II, 10). Die Erwähnung Eberhard's von Krain als Markgrafen im J. 1040 scheint aber dem Ref. durchaus nicht genügend, eine Lostrennung dieses Landes nebst Istrien und Friaul schon damals anzunehmen, so viel anziehendes es auch hat, die Neugestaltung auch dieser südlichen Gebiete etwa von dem für die nördlichen Nebenlande Kärnthens entscheidenden Bamberger Reichstag von 1035 zu datieren. Bei dem Einfall des abgesetzten Baiernherzog's Konrad in Kärnthen (1053) hat Ref. die inneren Verhältnisse des Landes, welche den Erfolg Konrad's allein erklärlich machen (Österr. Gesch. I, 461) betonen zu müssen geglaubt, während Hr. G. schwerlich mit recht sich mit einer Darstellung der äusseren Ereignisse begnügte (S. 469).

²⁾ Sein Todestag hat sich nun auch gefunden; es ist der 28. November (1039). Vgl. Martyrologium Frising. ed. Rudhardt in Quellen und Erörterungen (München 1858. VII, 4. 71).

Ähnlich wie mit den Divergenzen in der kärnthnerischen steht es mit denen in der ungarischen Geschichte, für welche der Hr. Verf. für jeden nachkommenden schon in den Annalen von Altaich so schön vorgearbeitet hatte. Mit unrecht aber folgt der Hr. Verf. dieser Quelle auch (S. 408) in der angabe, dass Peter nach seiner Blendung gleich gestorben sei, während Ref., der übereinstimmenden Angabe der Jahrbücher von Prefsburg, Hildesheim, Corvey, Augsburg und Lambert's folgend, nur Blendung, mit Hermann von Reichenau darauffolgende Verhannung, mit Cosmas endlich zweite Vermählung mit der Witwe Břetislav's annahm. — Zweifelhafter war dem Ref. selbst eine zeitlang die Frage, welche ungarische Königs-lanze, ob die Ovo's oder Peter's, Heinrich III. nach Rom gesendet habe. Hr. G. (S. 368, 584) hat sich für die erstere Annahme entschieden; und zwar in folge einer zuerst von Wattenbach (Mon. Germ. Scriptt. VIII, p. 18 u. 6) angedeuteten Combination der Jahrbücher von Lüttich z. J. 1043 und des Arnulf von Mailand (III, 6); doch scheint mir diese Combination nicht gerechtfertigt. Die Jahrbücher von Lüttich bringen, nach meiner Ansicht, einfach die hinlänglich beglaubigte *) Thatsache der Lanzenübergabe von Seiten Peter's (zu Pfingsten 1045) schon jetzt: *lancem insigne regis recepit (sc. Henricus)*. Und wenn Arnulf von einer *lancea Ungorum regi violenter extorta* spricht, so halte ich das, der Wahrheitsliebe des Auctors unbeschadet, um so mehr für einen Irrthum, als derselbe dreißig Jahre nach dem Ereignisse schrieb, auf dasselbe nur gelegentlich und beispielsweise kommt, das wahre Verhältnis aber sich damals schon leicht verwischt haben konnte.

Bedenklicher ist Ref. aber über die Erklärung der Worte des Hermann von Reichenau geworden, welcher z. J. 1044 meldet, Heinrich III. habe die Ungarn auf ihre Bitte *lege Balovartica* beschenkt. Ref. hatte (S. 434 Anm. 1) eine einfache Übertragung des baierischen Gesetzes, wie heftig diese längst ausgesprochene Meinung auch bekämpft worden ist, annehmen zu müssen geglaubt. Die Verwandtschaft vieler Bestimmungen der Stephanischen Gesetzgebung mit der baierischen legte ihm diese Anschauung besonders nahe. Hr. G. glaubt aber (S. 583) in dem Worte *lex* nur den Inbegriff der Landfriedensbestimmungen zu erkennen und das wird zuletzt auch das Richtige sein.

Lässt sich in diesem Falle übrigens die Meinung des Ref. noch vertheidigen, so ist das nicht der fall bei der Erklärung des Friedens von Constanz im October 1043 (Österr. Gesch. S. 484). Denn hier ist, nach der Ansicht des Ref., von Hrn. G. unzweifelhaft dargethan worden (S. 582), dass durchaus kein allgemeiner Reichsfriede zu Constanz verkündet wurde, sondern ein Landfriede für Schwaben, dem bald einer in Trier für Lothringen, dann erst in den andern Provinzen des Reiches folgte, so dass die Friedenseinigungen einen provinciellen Charakter behielten.²⁾

Da wir nun doch einmal Recht und Unrecht dem verehrten und

*) Vgl. Österr. Gesch. I, 434. Vgl. S. 431 Anm. 1, wo nur (Z. 4. v. u.) statt *Lamb. Laub.* zu lesen ist (nämlich *Laubacenses ann. SS. IV*).

befreundeten Hrn. Verf. gegenüber in allerlei Einzelheiten abgewogen haben, so erfordert es die Gerechtigkeit auch weiter, dem freundlichen Leser mitzutheilen, dass in dem besprochenen Buche im anhang (S. 613 ff.) ein Brief abgedruckt ist, den Ref. zuerst veröffentlicht hatte. Diese Thatsache, sowie eine nahe liegende Conjectur in der Edition des Ref., hat Hr. G. angegeben; dagegen ein halbes Dutzend Schnitzer und darunter zwei recht arge in derselben Ausgabe hat er zwar corrigiert, aber anzuführen vergessen.

Wien.

Max Büdinger.

J. M. Ziegler, Wandkarte der Schweiz. (In Verbindung damit stehen: eine Karte des Cantons Zürich für den Schul- und Handgebrauch. Gr. 4., und eine Separatbearbeitung desselben Kärtchens zu Zeichnungsübungen.) Winterthur, J. Wurster u. Comp., 1858. (12 Blätter.) — 12 Franken.

Der rühmlich bekannte Topograph J. M. Ziegler zu Palmgarten bei Winterthur hat seinen mehrfachen, für geographisches Studium und Vaterlandskunde so erspriesslichen Arbeiten, von welchen in dieser Zeitschrift schon mehrmals erwähnung geschah, in der obigen Karte ein Werk folgen lassen, wofür er die Schulen seines Vaterlandes höchlich zu dank verpflichtet hat. Die Karte stellt in ziemlich grossem Mafse ($\frac{1}{200000}$) aufser der Schweiz auch die in den Rahmen fallenden Theile der angrenzenden Länder dar, und ist ein eben so zweckmäfsiges als angenehm in die augen fallendes Erzeugnis. Besonders ist die Ausführung des Terrains (in Schraffen und braun gedruckt) von überraschend günstiger Wirkung. Schon von weitem sind alle gröfseren und kleineren Hauptmassen und Stöcke zu unterscheiden, eben so die Kettenbildungen, die gefurchten Platten des Jura u. s. f. Diese befriedigende Wirkung ist erreicht durch kräftige, wohlmarkierte Zeichnung, die nach Ziegler's bekannter Weise streng weder einem bestimmten Schrafflenoch Beleuchtungsgesetze folgt, aber ein seltenes Talent entfaltet, die wohlverstandene Plastik des Bodens durch eine wohlverständliche Charakteristik deutlich erkennbar zu machen. Damit geht ein feines Gefühl für allgemeines Verhältniss hand in hand, so dass seine Arbeiten, besonders Reductionen in kleinem Mafse, in dieser beziehung Beispiele abgeben können, zu zeigen, was der Landkartenzeichner (nicht der Topograph als Detailkünstler) in bezug auf allgemeinen Terrainausdruck mit erfolg anstreben sollte. Durch das vor allem sich geltend machende Bild der Unebenheiten wird der Schwerpunkt der Karte in den physischen Theil gelegt, dessen Auffassung durch Blandruck der Seen und Gletscher und kräftige, aber nicht übermäfsige Flusslinien wesentlich erleichtert wird. Der politische Theil der Karte ist dem Naturbilde trotz aller Reichhaltigkeit (denn es scheint, dass principiel alle Orte über 500 Einwohner aufgenommen wurden) nicht hinderlich. Die Farbengrenzen der Cantone treten nur im Flachlande merkbar heraus, und sind überhaupt nur schwach angelegt. Die Ortsringelchen sind kräftig (nach Classen) stampiliert, so dass nicht, wie es oft geschieht, die

Schrift, sondern das Zeichen am auffälligsten erscheint. Die Wahl der aufgenommenen Gegenstände konnte bei dem grossen Masse ohne Überladung sehr reichhaltig werden, — nur sehr wenige Stellen weisen dichter gedrängte Beschreibung, — und geht über das unmittelbare Bedürfnis der Schule hinaus, ohne das ihr gehörige wesentlich zu verkümmern, denn die ganze Arbeit liegt klar und einfach dem Auge vor, und lässt die bequemste Orientierung zu. Den meisten ausgezeichneten Berggipfeln sind die Höhenzahlen in P. Fuss beigesetzt. Die gewöhnlichen Zeichen topographischer Karten finden anwendung zur näheren Bezeichnung der Objecte. Manches wäre für die Schule zum theile entbehrlich, es ist aber ein Überfluss, der die Karte zum verschiedensten Hausgebrauche tauglich macht. Im ganzen ist Ziegler's Karte ein so verständig und musterhaft angeordnetes Werk, dass sie an innerer Zweckmässigkeit und plastischer Wirkung als Wandkarte nicht leicht übertroffen werden wird. Auch der Preis (1 Blatt kömmt auf circa 60 kr. Ö. W.) ist mässig. Ein Stück von ihr, [weil trotz dem etwas kleinerem Mafsstabe ($\frac{1}{110000}$) doch nur eine Wiederholung der Hauptkarte] bildet die Schulkarte des Cantons Zürich, durch wohlthuende Deutlichkeit in allen Theilen und durch Gleichheit der Anordnung ein treues Abbild des Originals und ein zweckmässiger Gefährte beim Unterrichte. Es ist mir nicht bekannt, ob auch andere Cantonskarten beabsichtigt sind. man sollte aber glauben, dass der Wunsch darnach rege geworden wäre. Das gleichgrosse nur theilweise (im Terrain aber ganz) ausgeführte Kärtchen behufs anfänglicher Zeichnungs-Übungen schliesst sich, dem Geiste der Anordnung nach, ganz an Ziegler's schon bekannt gewordene geographische Kartennetze an. Für uns Österreicher ist Ziegler's schöne Wandkarte eine Art Aufforderung, in ähnlichem Geiste Wandkarten der österreichischen Kronländer zu stande zu bringen. Der für die Schweiz gewählte Mafsstab eignet sich sehr gut dazu, um ohne Überladung noch etwas mehr als das nöthige zu geben, auch erlaubt er ein Terrainbild, das sich von der Natur nicht zu weit entfernt. Es fehlt weniger an den geistigen und materiellen Erfordernissen, als am ermuthigenden Bewusstsein der eigenen Kraft und am Vertrauen auf eventuelle Unterstützung. Man ergibt sich dem Misträuen auf die Zukunft und einer unfruchtbaren Apathie, wenn einerseits erste Anläufe nicht gleich das Ziel erreichen, oder im andern Falle eine anfängliche kühle Aufnahme sanguinische Hoffnungen herabgestimmt hat. „Aller Anfang ist schwer.“ sagt ein altes Sprichwort, und „das schwerste vom Anfang ist das anfangen“; weifs man aber einmal, was man will, so ist der Entschluss bald reif, und ist gar ein gutes Vorbild da, so gelingt der Nachschritt viel leichter. Es gilt dann nur, die nächste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um die nothwendige Vereinigung von Geisteskraft und Capital zu stande zu bringen, die auf die Erzeugnisse der Wissenschaft und Kunst so wirkt, wie Sonnenschein und Regen auf jene der Erde.

Dritte Abtheilung.

Verordnungen für die österreichischen Gymnasien: Statistik.

Personal- und Schulnotizen.

(Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen u. s. w.) — Se. k. k. Apost. Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 4. December 1858 den provisorischen Director der deutschen k. k. Oberrealschule in Prag, phil. Dr. Wilhelm Kögler, zum wirklichen Director dieser Lehranstalt Allergnädigst zu ernennen geruht.

— Der Gymnasiallehrer zu Leitmeritz, Hr. Karl Tiefstrunk, ist zum Lehrer an der k. k. deutschen Oberrealschule zu Prag ernannt worden.

— Der Lehramtscandidate, Hr. Joseph Berger, ist zum wirklichen Lehrer an der k. k. Unterrealschule in Kremnitz ernannt worden.

— Der Minister für Cultus und Unterricht hat über vorschlag der erzbischöflichen Curie von Mailand den bisherigen Supplenten, Priester Joseph Pozzi, an der k. k. Oberrealschule zu Mailand zum wirklichen Religionslehrer ebendasselbst ernannt.

— Se. k. k. Apost. Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 26. November 1858 den Adjuncten der Sternwarte in Krakau, Dr. Adalbert Kuneš, zum ordentlichen Professor der nautischen Astronomie am höheren nautischen Curse der Handels- und nautischen Akademie in Triest Allergnädigst zu ernennen geruht.

— Se. k. k. Apost. Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 13. November 1858 den außerordentlichen Professor der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte an der Lemberger Universität, Dr. Ferdinand Bischoff, zum ordentlichen Professor dieses Faches daselbst Allergnädigst zu ernennen geruht.

— Se. k. k. Apost. Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 7. December 1858 den Dr. Angelo Pavesi zum außerordentlichen Professor der Chemie an der philosophischen Facultät der Universität in Pavia Allergnädigst zu ernennen geruht.

— Der Accessist der croatisch-slavonischen Statthaltereie, Hr. Joseph Zalezl, ist zum Corrector bei der Schulbücherverlags-Direction in Wien ernannt worden.

— Se. k. k. Apost. Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 27. November 1858 dem Director des katholischen Staatsgymnasiums in Pesth, Johann Sobola, in Anerkennung seiner verdienstvollen

Leistungen das goldene Verdienstkreuz mit der Krone Allerhöchstdigst zu verleihen geruht.

— Se. k. k. Apost. Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 14. December 1858 dem Professor der pathologischen Anatomie an der Wiener Universität, Dr. Karl Rokitský, in Allerhöchster Würdigung seiner vielfältigen und mehrjährigen ausgezeichneten und seltenen Verdienste um die Wissenschaft und die leidende Menschheit den Titel und Charakter eines k. k. Regierungsrathes mit Nachsicht der Taxen huldvollst zu verleihen geruht.

— Dem Prämonstratenser-Ordenspriester, Pfarrer, Schuldistricts-Aufseher und bischöfl. Bezirkvicar, Augustin Sekaušek, zu Humpolitz in Böhmen ist in Anerkennung seines verdienstlichen Wirkens in der Seelsorge und Schule das goldene Verdienstkreuz mit der Krone Allerhöchstdigst verliehen worden.

— Dem k. k. Professor an der Universität zu Prag, Dr. Eberhard Joubák, ist die Allerhöchste Bewilligung zu theile geworden, das ihm von Sr. Hoheit dem ältest regierenden Herzog zu Anhalt verliehene Ritterkreuz 1. Classe des herzogl. Haus-Ordens Albrecht des Bären annehmen und tragen zu dürfen.

— Dem Sectionschef im Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten, Hrn. Karl Freiherrn von Czörnig, ist die Allerhöchste Bewilligung geworden, das ihm verliehene Commandeurkreuz des kön. Schwedischen Wasa-Ordens annehmen und tragen zu dürfen.

— Se. k. k. Apost. Majestät haben den Professor der Moraltheologie an der Laibacher Diöcesan-Lehranstalt und Senior desselben, Dr. Matthias Leben, zum Ehren-Domherrn an der Kathedralkirche zu Laibach Allerhöchstdigst zu ernennen geruht.

— Hr. Andreas Baudrák, Director des evangel. Lyceums zu Eperies, feierte am 5. December 1858 sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum.

(Concurre, Erledigungen, Stiftungsplätze, Stipendien u. s. w.) — An der Krakauer k. k. Jagellonischen Universität ist die Lehrkanzel der Pastoral-Theologie und Homiletik, mit einem Gehalte von 1000 fl. ö. W., zu besetzen. Concurs am 20. und 21. December 1858. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 2. December 1858.)

— An der k. k. Universität zu Pavia ist die Professur des kanonischen Rechts, mit 1300 fl. Gehalt und dem Vorrückungsrechte in 1600 und 1900 fl., zu besetzen. Termin: Binnen 2 Monaten, bei der k. k. lombardischen Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 4. December 1858, Nr. 278.)

— An der Ofner k. k. Oberrealschule ist eine Lehrersstelle mit deutscher Unterrichtssprache für Naturgeschichte mit dem Gehalte jährl. 840 fl. ö. W. nebst dem Vorrückungsrechte in 1050 fl. ö. W. und dem Anspruche auf die normalmäßigen Decennalzulagen, zu besetzen. Termin: 15. Jänner l. J., bei der k. k. Statthalterei-Abtheilung Ofen. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 17. December 1858, Nr. 288.)

— An der 3classigen Unterrealschule zu Waidhofen an der Ybbs mit deutscher Unterrichtssprache ist die technische Lehrersstelle für Chemie, Physik und Arithmetik mit dem jährl. Gehalte von 450 fl. CM., Holzdeputat und 50 fl. CM. für den Sonntagsunterricht, zu besetzen. Termin: 15. Jänner 1859, beim bischöfl. Consistorium in St. Pölten. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 23. December 1858, Nr. 293.)

— Am Ofner k. k. Staatsgymnasium ist eine Lehrersstelle mit deutscher Unterrichtssprache für altclassische Philologie, mit dem Gehalte jährl. 900 fl. CM. und dem Anspruche auf die normalmäßigen Decennalzulagen, zu besetzen. Termin: 31. Jänner 1859, bei der k. k. Statthalterei.

halterei-Abtheilung Ofen. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 23. December 1858, Nr. 293.)

— An der mit dem Studienjahre 18⁵⁹ in's Leben tretenden 1. Classe der k. k. Oberrealschule zu Kaschau sind bis dahin zu besetzen: a) die Lehrerstelle für Chemie als Hauptfach mit Physik, oder Naturgeschichte, oder Arithmetik als Nebenfach; b) eine Lehrerstelle für Arithmetik und Geometrie als Hauptfach und für Maschinenlehre sammt Maschinenzeichnen (Constructionzeichnen) oder Physik als Nebenfach; c) eine Lehrerstelle für deutsche Sprache als Hauptfach und Geographie und Geschichte als Nebenfach, mit allfälliger Verwendbarkeit für den Unterricht in der slawischen Sprache; d) eine Lehrerstelle für das Freihandzeichnen, wo möglich in Verbindung mit Schönschreiben und Kalligraphie. Jährlicher Gehalt für jede dieser Stellen: 630 fl. ö. W.; respect. 840 fl. ö. W., dann das Recht auf die normalmäßigen Decenzulagen. Termin: 20. Februar 1859, bei der k. k. Statthalterei-Abtheilung Kaschau (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 23. December 1858, Nr. 293.)

— Über einen der k. k. Theresianischen Akademie erledigten v. Schellenburg'schen Stiftungsplatz, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 19. December 1858, Nr. 290.

— Über eine an der Piaristen-Haupt- und Unterrealschule auf der Wieden in Wien erledigte Stelle eines Stipendisten, der im Schul- und Zeichnungsunterrichte sich zu verwenden hat, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 19. December 1858, Nr. 290.

(Todesfälle.) — Am 19. November 1858 starb Hr. Del Rosso, Professor der Rechtsphilosophie u. s. w. an der Universität Pisa, einer der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten Italiens.

— Am 23. November 1858 starb zu Pesth Hr. Dr. Jos. Csorba, corresp. Mitglied der ungar. Akademie, Verf. einer Monographie „der Somogy“ u. s. w.

— Am 24. November 1858 starb zu Pitten Se. Hochw. Hr. Ignaz Rilke, reg. later. Chorberr des Stiftes Reichersberg, fürsterzbischöfl. Consistorialrath, emer. Dechant und Schuldistrictsaufseher u. s. w.

— Am 28. November 1858 starb Se. Hochw. Hr. Joseph Chmel, reg. Chorberr des Stiftes St. Florian, Ritter des k. österr. Franz-Joseph-Ordens, k. k. Regierungsrath, Vicedirector des k. Haus-, Hof- und Staats-Archives, wirkli. Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften und vieler anderer gelehrten Gesellschaften u. s. w. (geb. zu Olmütz am 18. März 1798), hochverdient als Geschichtsforscher.

— Am 30. November 1858 starb zu Gießen Hr. Dr. Friedrich Gottlieb Osann, ordentl. Professor der altgriechischen und lateinischen Literatur an der dortigen Universität u. s. w.; (geb. am 22. August 1794 zu Weimar) durch reiches Wissen in den Fächern des classischen Alterthums, sowie durch seine langjährige Wirksamkeit als Lehrer ausgezeichnet.

— Am 1. December 1858 starb zu Wien Sr. Hochw. Hr. Johann Nepomuk Weis, Capitular, Archivar und Administrator der Stiftshäuser der Cistercienser-Abtei Heiligenkreuz (geb. am 25. November 1796 zu Richterhof im Budweiserkreise Böhmens), als Sammler und Herausgeber der Urkunden des genannten Stiftes. 1. Bd. (von 1136—1299) bekannt.

— Am 2. December 1858 starb zu Böhmisch-Leippa Se. Hochw. Hr. P. Celestin Johann Johnne, Augustiner-Ordenspriester, Professor am k. k. Obergymnasium, sowol seiner Talente, als seiner Humanität wegen hochgeschätzt.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Programme österreichischer Gymnasien und Real-
schulen am Schlusse des Schuljahres 18⁵⁷/₅₈.

(Fortsetzung v. 1858. Hft. X. XI. S. 903 ff.)

II. Abhandlungen philologischen und linguistischen Inhaltes.

1. *Fr. Pauly. Quaestiones criticae de Acronis et Porphyronis commentariis Horatianis.* (Progr. des k. k. Altstädter akad. Staatsgymnasiums in Prag für das Schuljahr 1858. XVI S. 4.) — Das Programm enthält gewissermaßen den Vorbericht zu der von dem Hrn. Verf. seit-her begonnenen neuen Ausgabe der Horazischen Scholiasten. Derselbe gibt hier in zwei Cap. eine sorgfältige Erörterung der ihm zu gebote stehenden Hilfsmittel an Hss. und älteren Drucken und sucht durch eine Reihe einzelner Proben namentlich den Werth einer Wolfenbüttler Hs. des Porphyrio vor der verbreiteten Ausgabe von G. Fabricius (1555) zu erweisen. Über die Bedeutung des neuen Unternehmens hat der un-terzeichnete sich schon im vorigen Hefte dieser Zeitschrift (1858. X. XI.) ausgesprochen und kann deshalb jetzt auf die dortige Erörterung ver-weisen. Die Programmanhandlung ist seither auch als besondere Bro-schüre im Buchhandel erschienen (Prag. Bellmann. 8), vermehrt durch ein drittes Cap. über den sogenannten Commentator des Cruquius, worin der Hr. Verf. die von Mützell (Zeitschr. f. Gym. Wesen 1855. S. 850 ff.) verlangte genauere Untersuchung gibt, gewissermaßen als Nachtrag zu seiner Ausgabe des Horaz. Gewünscht hätten wir dabei nur noch eine eingehende Erörterung über das Verhältnis dieser Scholien zu denen des *Acro vulgatus*. Übrigens wollen wir dieses Schriftchen allen Freunden des Horaz bestens empfehlen.

2. *P. Blas. Karas. Zur Apologie des Horaz.* (Programm des k. k. Neustädter Gymnasiums in Prag 1858. S. 3 — 7. 4.) — Einige wohlgemeinte Bemerkungen zur Ehrenrettung des Dichters gegen die Vorwürfe des crassen Epikureismus, der Unsittlichkeit und des Atheis-mus, wobei der Hr. Verf. mit recht namentlich auf Lessing's Rettungen des Hor. hinweist, wenn gleich seine Erklärung von Carm. I. 34 doch noch etwas von der Lessing'schen differiert. Über die *mille puellarum, puerorum mille furores* möchten wir vor allem auf Ph. Buttman's schöne Erörterung aufmerksam machen (Über das Geschichtliche und

die historischen Anspielungen im Horaz, Mythologus Bd. I). Auch ist der Name eines Epikureers dem Hrn. Verf. wol in etwas zu schwarzem Lichte erschienen; sollen wir etw. in einem Manne wie Titus Lucretius einen Ausbund von Sittenlosigkeit und Gemeinheit erblicken? Endlich noch eine Bemerkung: Schreibungen wie 'Szene,' 'Situazion,' 'Fisiologie' u. dgl. hätten wir doch in einer philologischen Abhandlung lieber vermieden gesehen, um so mehr, da der Hr. Verf. daneben 'Lyrik' und 'Cypria' schreibt.

3. *Ad. Weichselmann. Beiträge zur Erklärung des Horaz.* (Carm. Lib. I. 1.) (Programm und Jahresbericht des k. k. Obergymnasiums zu Laibach 1858, S. 3—10. 4.) — Der Hr. Verf. macht in dieser Abhandlung einen sehr energischen Versuch, in beziehung auf Carm. I. 1 die Aufgabe der höheren Kritik 'das, was der Lautner der römischen Lyra gesungen, des unechten Flitters entkleidet, im wahren Prachtgewande als Kunstwerk hinzustellen' zu lösen. Merkwürdig nur, dass derselbe in seinen Ausscheidungen so ganz genau mit der Ausgabe des unterzeichneten zusammentrifft, um so mehr, da die angeführten Verdächtigungsgründe, so weit sie nicht dieser Quelle entnommen werden konnten, auf sehr schwachen Füßen stehen. So hören wir S. 5. dass in Vers 2 auch der unschuldige Hiatus *O et* zu den 'Fehlern' gehöre, 'welche selbst spitzfindige Commentare nicht als Muster hinstellen'; in dem 'ganzen Verse 35 ist keine poetische Ader' u. s. w. Merkwürdig auch, dass selbst andere Citate aus Horaz, wie Carm. III. 1. 41 *quid sit*, 30. 15 *tu mihi Delphica* etc. so ganz genau mit der allein in jener Ausgabe befolgten Schreibung übereinstimmen. Nur das Citat S. 4 aus G. Hermann's Abhandlung *de primo carm. Hor.* versichert Hr. W. nicht aus der genannten Ausgabe S. VI entlehnt zu haben; denn die Versicherung liegt doch implicite der dort zugefügten Anmerkung zu Grunde, worin derselbe Hermann's Schrift als eine von ihm 'übrigens gekannte und theilweise excerpierte' bezeichnet.

Übrigens hat der Hr. Verf. zwischendurch auch eine ästhetische Würdigung des Gedichtes versucht, namentlich als Vorkämpfer der 'ironischen Färbung und humoristischen Tendenz.' Selbst in der Schlussstrophe soll der Dichter eigentlich nur sich selbst ironisieren — da er es ja doch für unmöglich halte, mit Pindar (von dem hier gar nicht die rede ist) zu wetteifern. Nichts desto weniger glaubt Hr. W. in der möglichst einfach und nüchtern gehaltenen Eingangsstrophe (V. 3 — 6) *Sunt quos* etc. ganz im Ernst einen 'Pindarischen Schwung und Pindarische Weltanschauung' zu erblicken. Weiter soll im V. 6 eine 'bittere' Ironie enthalten sein, in V. 25 *bellaque* etc. ein 'düsterer Zug,' obgleich ebendasselbst der Krieg, 'diess furchtbar ernste Gewitter der moralischen Welt,' von einer Seite aufgefasst sei, 'die an Wallenstein's Lager erinnert.' Also doch allerlei Variationen der rein 'humoristischen Tendenz.' Nebenbei wird *arbutus* durch 'Obst-Allee' übersetzt. Zum Schlusse (S. 9) fühlt sich der Hr. Verf. nicht nur 'versucht, diesen viel gefeierten und viel verkannten Horazischen Prolog auch als ein herrliches Gemälde, welches frevelhaft von muthwilligen Pinselzügen bekleckset wurde, zu bewundern,' sondern unser Gedicht selbst direct als einen 'würdigen Gegenstand des Pinsels oder Meißels' den Künstlern der Zukunft zu empfehlen.

Die beigegebene Übersetzung schreitet auf Stelzen einher und ist gerade deshalb unter das Mafs des gewöhnlichen herabgesunken. V. 5 *st*, V. 6 *terrarum dominos*, V. 32 *populo* sind dabei nicht richtig verstanden. Wer über Horaz zu schreiben unternimmt, sollte endlich auch die Namen der bedeutendsten Herausgeber richtig zu schreiben wissen.

in römischen Ursprungen im Horaz, Mythologus Bd. I). Auch ist der Name eines Exkurreurs dem Hrn. Verf. wol in etwas zu schwarz vorgetragen; sollen wir etwa in einem Manne wie Titus Lucretius einen Verbund von Sittenlosigkeit und Gemeinheit erblicken? Statt noch eine Bemerkung: Schreibungen wie 'Szene,' 'Situazion,' 'Karyädische' u. dgl. hätten wir doch in einer philologischen Abhandlung lieber vermieden gesehen, um so mehr, da der Hr. Verf. daneben *Lyria* und *Cypria* schreibt.

3. Ad. Weichselmann. *Beiträge zur Erklärung des Horaz.* (Carm. Lib. I. 1.) (Programm und Jahresbericht des k. k. Obergymnasiums zu Laibach 1858, S. 3—10. 4.) — Der Hr. Verf. macht in dieser Abhandlung einen sehr energischen Versuch, in beziehung auf Carm. I. 1 die Aufgabe der höheren Kritik 'das, was der Lautner der römischen Lyra gesungen, des unechten Flitters entkleidet, im wahren Prachtgewande als Kunstwerk hinzustellen' zu lösen. Merkwürdig nur, dass derselbe in seinen Ausscheidungen so ganz genau mit der Ausgabe des unterzeichneten zusammentrifft, um so mehr, da die angeführten Verdächtigungsgründe, so weit sie nicht dieser Quelle entnommen werden konnten, auf sehr schwachen Füßen stehen. So hören wir S. 5, dass in Vers 2 auch der unschuldige Hiatus *O et* zu den 'Fehlern' gehöre, 'welche selbst spitzfindige Commentare nicht als Muster hinstellen'; in dem 'ganzen Verse 35 ist keine poetische Ader' u. s. w. Merkwürdig auch, dass selbst andere Citate aus Horaz, wie Carm. III. 1. 41 *quid si*, 30. 15 *tu mihi Delphica* etc. so ganz genau mit der allem in jener Ausgabe befolgten Schreibung übereinstimmen. Nur das Citat S. 4 aus G. Hermann's Abhandlung *de primo carm. Hor.* versichert Hr. W. nicht aus der genannten Ausgabe S. VI entlehnt zu haben; denn die Versicherung liegt doch implicite der dort zugefügten Anmerkung zu Grunde, wornü derselbe Hermann's Schrift als eine von ihm 'übrigens gekannte und theilweise excerptirte' bezeichnet.

Übrigens hat der Hr. Verf. zwischendurch auch eine ästhetische Würdigung des Gedichtes versucht, namentlich als Vorkämpfer der 'deutschen Färbung und humoristischen Tendenz.' Selbst in der Schlussstrophe soll der Dichter eigentlich nur sich selbst ironisieren — da er es ja doch für unmöglich halte, mit Pindar (von dem hier gar nicht die Rede ist) zu wetteifern. Nichts desto weniger glaubt Hr. W. in der möglichst einfach und nüchtern gehaltenen Eingangsstrophe (V. 3 — 6) *aud quae* etc. ganz im Ernst einen 'Pindarischen Schwung und Pindarische Weltanschauung' zu erblicken. Weiter soll im V. 6 eine 'bittere Ironie' enthalten sein, in V. 25 *delligne* etc. ein 'düsterer Zug,' obgleich ebendasselbst der Krieg, 'dieses furchtbar ernste Gewitter der moralischen Welt,' von einer Seite aufgefasst sei, 'die an Wallenstein's Lager erinnert.' Also doch allerlei Variationen der rein 'humoristischen Tendenz.' Nebenbei wird *arbutus* durch 'Obst-Allee' übersetzt. Zum Schlusse (S. 9) führt sich der Hr. Verf. nicht nur 'versucht' diesen viel gefeierten und viel bekannten Horatischen Prolog auch als ein herrliches Gemälde, welches 'vollständigt von mathematischen Pinselzügen bekleckset wurde,' zu bewundern, sondern unser Gedicht selbst direct als einen 'würdigen Gegenstand des Pinsels oder Meißels' den Künstlern der Zukunft zu empfehlen.

Die beigegebene Uebersetzung schreitet auf Stellen einher und ist gerade deshalb unter des Maßes des gewöhnlichen herabgesunken. V. 5 *at*, V. 6 *arbutus digne*, V. 32 *papilio* sind dabei nicht richtig verstanden. Wer über Horaz zu schreiben unternimmt, sollte endlich auch die Namen der bedeutendsten Herausgeber richtig zu schreiben wissen.

Der hier gewählte Stoff hätte wol einen ganz passenden Vorwurf für ein Gymnasialprogramm abgeben können; aber dann hätte der Behandlung vor allem ein einfach ernstes Streben nach Klarheit und Wahrheit zu grunde liegen müssen. Eine durch Phrasen umhüllte Schwierigkeit hört deshalb nicht auf, eine Schwierigkeit zu bleiben.

Wien.

G. Linker.

III. Abhandlungen geschichtlichen und geographischen Inhaltes.

1. Die Stellung des Königthums unter Koloman, dem päpstlichen Stuhle und der ungarischen Verfassung gegenüber. (Abhandlung von Dr. Erasmus Schwab im Programm des kathol. Staatsgymnasiums zu Kaschau.) — Bearbeitungen über Einzelfragen der ungarischen Verfassungsgeschichte können im hohen Grade nützlich und erspriesslich sein, denn es ist noch wenig in diesem Gebiete geleistet. Hr. Dr. Schwab hat als Gegenstand seiner Abhandlung eine der interessantesten Partien der ungarischen Verfassungsgeschichte mit grossem Fleisse und sehr sorgsamem Eingehen auf die Quellen jener Zeit bearbeitet. Wir fügen hinzu, dass auch in bezug auf die Methode seiner Untersuchung sich gewiss nur anerkennenswerthes wird sagen lassen. Besonders die systematische Verarbeitung und Zusammenstellung der einzelnen Gesetzesbestimmungen im Decret König Koloman's und ihre Vergleichung mit den Gesetzen Stephan's ist als eine übersichtliche und recht schöne Leistung zu bezeichnen. Wenn wir aber mit der Auffassung des Hrn. Verf.'s in bezug auf die staatsrechtlichen Fragen, die er gleichfalls und in erster Reihe behandelt, uns nicht einverstanden erklären, so hat diess seinen Grund darin, dass der Hr. Verf. vom anfang an nicht denjenigen Weg der Untersuchung eingeschlagen hat, der, wie uns scheint, bei der Dürftigkeit der Quellen allein zu den richtigen Resultaten führen konnte.

Ganz abgesehen von aller Entwicklung des ungarischen Reiches — und von diesen allgemeinen durchaus schwankenden Gesichtspuncten hat sich der Hr. Vf. leiten lassen —, gilt es zunächst eine kritische Prüfung der beiden Hauptquellen über die Gesetzgebung Koloman's, über die Beschlüsse „der Graner Synode und die von Albrich gesammelten Decrete König Koloman's“ anzustellen. Da zeigt sich denn gleich in der Form der Beschlüsse der Graner Synode, dass es lediglich Vorschläge der ungarischen Geistlichen gewesen sind, die dem König gemacht wurden: *in primis interpellandus est rex, ut* etc. lautet die merkwürdige Eingangsformel. Vergleicht man nun die einzelnen Puncte des Kolomanischen Decrets, so findet man, dass in diesem auf jene Beschlüsse rücksicht genommen ist, was sich aus §. 3 des Decrets verglichen mit dem 19. Puncte der Synodalbeschlüsse schon allein schlagend erweist. Ich habe in meiner Ausgabe von Pölitz österreich. Geschichte alle Vergleichungspuncte zusammengestellt. S. 108. Darnach verhält sich die Graner Synode zu dem Decret König Koloman's gerade so wie die Aschheimer Synode in Baiern zu dem Dingolfinger Landtag unter Tassilo II. Es folgt aber daraus, dass sich, noch ganz abgesehen von allem andern urkundlichen Material, die Stellung von Kirche und Staat unter Koloman bis in das einzelste herab verfolgen, und der Gegensatz, den der Hr. Verf. zwar ahnt, aber wegen Mangel an hinreichendem Material nicht deutlich genug hervorheben zu können bedauert, in der that sich schlagend nachweisen lässt.

Indessen kennen wir die Schwierigkeiten des Gegenstandes genug, um einzusehen, dass hier ein letztes Wort erst noch gesprochen werden muss. Allein nach unserer Ansicht wäre es das beste gewesen, wenn sich der Hr. Verf. auf eine kritische Interpretation jener zwei genannten Quellen ausschliesslich beschränkt hätte. Natürlich hätte dann die beständige Zusammenstellung der Graner Synodalbeschlüsse mit kanonischem und des Decrets Koloman's mit deutschem Recht nicht fehlen dürfen.

Dass der Hr. Verf. Endlicher's Monumenta nicht benützte und nach den unbrauchbaren Texten des „Corpus“ arbeitete, könnte ein Vorwurf sein, wenn wir annehmen könnten, dass jenes Werk ihm zugänglich war. Dasser gewusst habe, dass Endlicher's Edition der Gesetze Stephan's I. auf der ältesten Handschrift beruht, spricht er S. 12 aus. Welch ein Unterschied aber sich in dem Text bei den Gesetzen Koloman's herausstellt, mag überflüssiger Weise noch gezeigt sein an dem Beispiel des §. 82, wo der Hr. Verf. der Recension *unam pensam* folgt, während Endlicher *quinquaginta pensas* hat u. s. w.

2. Über die Idee des Karolingischen Kaiserthums. (Abhandlung von Karl Seyfs im Programm des k. k. Gymnasiums zu Znaim.) — Zehn Seiten über die Idee des karolingischen Kaiserthums als dürre und oberflächlicher Auszug aus dem kleinen Handbuch von Phillips und einem Werke Höfler's, mit ein par Stellen von Leo und aus Phillips' Abhandlung „Karl der Grosse im Kreise der Gelehrten“ untermischt, damit glaubt Ref. die den Schulschreibern von Znaim voranstehenden Worte — denn eine Abhandlung kann man dieselben nicht nennen — am besten zu charakterisieren. Von Einzelheiten heben wir nur einiges hervor. So lässt sich der Hr. Verf. von dem bei Phillips öfters vorkommenden Ausdruck „der japhetidische Stamm der Germanen“ verleiten, Karl den Grossen Fürsten des japhetidischen Stammes der Germanen zu nennen. Ausserdem weist er, dass Odoaker ein Turkilinge gewesen sei. Dann erfreut er uns mit der Behauptung, dass jedes Bisthum seinen Vogt hatte, wornach sich bezüglich der römischen Kirche das karolingische Patriarcat gestaltete; wozu Phillips deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte 2. Aufl. S. 51, 139 ff. citirt wird. Auf der erstern steht gar nichts von Vogtei, auf der letztern aber etwas dem Sinne nach ganz verschiedenes. Überhaupt hätte der Hr. Verf. doch wenigstens die neueste vielfach veränderte Auflage von Phillips' Werk benützen können. Da diese ausführlicher ist, so würde er nicht so viele Misverständnisse gemacht haben. Die Citate, die wir so ziemlich alle verglichen haben, sind fast durchaus nur aus den obenangeführten Büchern abgeschrieben, wobei dann Text und Noten nebeneinander gestellt und zusammengeschweift werden. Ja so unbefangen sind die Quellen aus den Anmerkungen der neuern genannten Schriftsteller abgeschrieben, dass z. B. die Stelle aus Gregor II. 38. bei *plattia* im klammern „purpurn“ enthält, wie diess bei Leo S. 100 auch der fall ist. Zum schlusse ist eine Vergleichung der Politik der Karolinger mit der des Hauses Habsburg, der Zustände unter Karl dem Grossen mit unsern gegenwärtigen angestellt. Diess beweist nur, dass der Hr. Verf. die Zeiten und ihren Charakter nicht zu trennen und zu unterscheiden weis. Wenn wir übrigens über dieses Programm uns so weitläufig ausgesprochen haben, so geschah es blofs in dem wol gerechten Umwillen darüber, dass in der österreichischen Programmenliteratur, die überall einen so schönen Aufschwung nimmt, doch noch immer solche Producte mit vorkommen.

3. Der Kampf des letzten Arpaden Andreas III. um seine Herrschaft, namentlich mit dem Hause Anjou, unter besonderer Berücksicht-

tigung Croatiens, Slavoniens, Dalmatiens. 1290—1301. (Abhandlung von Franz Bradaška im Programm des k. k. Gymnasiums zu Agram.) — In der vorliegenden Abhandlung haben wir eine wahrhaft musterhafte Programmarbeit zu begrüßen, die mit außerordentlichem Fleiße durchgeführt worden ist. Wie sehr diess der fall, beweist wol nichts mehr als der Umstand, dass sich der Hr. Verf. auch um noch ungedrucktes Material umgesehen hat und dasselbe mittheilt. Die Stellung Croatiens in dem Streite Andreas III. mit dem vom Papste Bonifaz VIII. erhobenen Karl Robert ist allerdings von den Schriftstellern Ungarns nicht hinreichend hervorgehoben worden. Ganz interessant ist die Stellung, die in diesen Streitigkeiten speciel Agram und der Bischof Michael eingenommen haben. Wir wünschten, dass der Hr. Verf. seine in schöner Weise begonnenen Arbeiten über diese Zeit ausdehnen möchte. An Material muss sich außer dem gedruckten noch manches neue in Ungarn und seinen ehemaligen Nebenländern finden. Möchte der Hr. Verf. Zeit und Gelegenheit finden zu einer ausführlicheren Bearbeitung und Erforschung desselben.

Wien.

Ottokar Lorenz.

Literarische Notizen.

(Fortsetzung von Hft. VIII des Jahrg. 1857. S. 680 ff.)

Zu den deutschen Lesebüchern, mit welchen Ref. die Reihe seiner übersichtlichen Besprechungen wieder aufgenommen hat, kam inzwischen die fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage eines den Lesern dieser Zeitschrift längst bekannten hinzu, nämlich: „*Deutsches Lesebuch*, von R. Auras und G. Gnerlich. 1. Theil. Breslau, F. Hirt, 1858 (XII u. 360. S.),“ dessen wir mit einigen Worten hier erwähnen zu sollen glauben. Sowol über den Plan als über die Anordnung dieser Sammlung war in der Zeitschrift für die österr. Gymnasien bereits wiederholt und ausführlich (Jahrg. 1850, Hft. XII, S. 915—917, Jahrg. 1855, Hft. II, S. 154—155; Jahrg. 1856, Hft. VI, S. 459—460) die rede. Auch in der gegenwärtigen Auflage ist der Plan des ganzen unverändert geblieben, nur einige prosaische Abschnitte und eine Anzahl Gedichte sind mit inhaltreicheren und zweckmäßigeren vertauscht worden, so zwar, dass in jener Abtheilung drei, in dieser achtzehn neue Stücke vorkommen, wobei die Seitenzahl, die, von den XIII u. 272 Seiten der 2. Auflage, in der 3. auf XVI u. 344, in der 4. auf XVI u. 366 gestiegen, nun wieder auf XII u. 360 sich vermindert hat. Auf ein par in unserer Zeitschrift wohlmeinend ausgesprochene Bemerkungen wurde von den Herren Herausgebern freundlich rücksicht genommen; sämtliche Gedichte wurden nämlich in Versform gedruckt, und in der bekannten Curtmann'schen Erzählung (S. 238), die dem Dichter Bürger den Stoff zu seinem „Lied vom braven Manne“ (S. 340) lieferte, der Name des edlen Grafen, „Spolverini,“ beigelegt. Dass constant „Matthison“ (S. XI, Nr. 88 u. S. 302) statt Matthisson geschrieben ist, fällt auf. Im ganzen wird auch diese neue Auflage ihren Zweck aufs beste erfüllen und für Schulbibliotheken einen willkommenen Zuwachs abgeben.

Lehrern des deutschen Sprachfaches ist das kleine, aber inhaltreiche Büchlein: „*Die Kunst des deutschen Uebersetzers aus neueren Sprachen*, von Tycho Mommsen. Leipzig, Ad. Gumprecht, 1858 (67. S.)“ zur Beherzigung zu empfehlen. Es scheint ein wenig veränderter Wiederabdruck des 14. Programmes der Vorschule

und höheren Bürgerschule zu Oldenburg (Oldenburg, Schulze, 1857, 64 S.), deren Rector der Hr. Verf. damals war, der sich in der Literatur durch seine Uebersetzung des Pindar im Versmase des Originals (gr. 8. Leipzig, E. Fleischer, 1846) und seine Ausgabe des Perkins-Shakespeare (Berlin, Reimer 1854) einen geachteten Namen erworben hat. Die vorliegende Schrift hebt hervor, mit welcher Aneignungsfähigkeit der Deutsche alles schöne und treffliche, das er in den Literaturen anderer Nationen findet, sich zu assimilieren und zur Erweiterung und Vertiefung seiner eigenen Production zu verwerthen weiss, wozu das bestreben seiner Uebersetzer aus neueren Sprachen wesentlich beitrug. Die Unterscheidungen, welche der Hr. Vf. in bezug auf die Nachbildung aus fremden Sprachen aufstellt, können als Norm dienen. Er unterscheidet nämlich 1. die *stillose Uebersetzung*, d. h. die ziemlich getreue Nachbildung des fremden Inhaltes „aber entweder ohne die Form der Dichtung oder doch nicht in einer gleichen oder analogen“ (Luther, Eschenburg, Wieland, Gurlitt u. a.); 2. die *Originaldichtung in fremdem Stil*, d. h. „die Darstellung deutschen Inhaltes in fremder, noch nicht eingebürgerter Form“ (Klopstock, Herder, Goethe, Schiller, Platen, Rückert, Chamisso u. a.); 3. die *strenge oder stilhafte Uebersetzung*, d. h. „die möglichst getreue und doch schöne und verständliche Übertragung von Form und Inhalt (Ramler, Voss, Herder, A. W. Schlegel, W. v. Humboldt u. a.). Die relative Uebersetzungsschwierigkeit je nach den verschiedenen Sprachen des Originals wird durch einzelne Beispiele aus dem germanischen und romanischen erläutert, des classischen und orientalischen vorübergehend erwähnt; allein eben sowol jene mit Beispielen belegte Erläuterung, als diese transitorische Erwähnung enthält genug, was dazu anregt, das Geschäft des Uebersetzers nach gebühr zu würdigen. Zum schlusse bemüht sich der Hr. Vf. nicht ohne stichhaltige Gründe darzuthun, dass die Erlernung fremder Sprachen ein wesentliches Moment einer gleichartigen Bildungsanlage, wie in der Erziehung des Menschengeschlechtes einer allgemeinen, so einer besonderen für alle Zweige der höheren Berufswelt sei, somit auch in bezug auf die Gelehrten-Gymnasien volle Berücksichtigung verdiene. Namentlich sind es diese wenigen Seiten (S. 63—67), welche die kleine Schrift dem Bereiche unserer Zeitschrift näher rücken.

Etwas ferner, wenn auch nicht ganz abseit, liegen uns ein par andere Zusendungen, denen zunächst von seite der Schulbibliotheken Aufmerksamkeit geschenkt zu werden verdient. Unter diese gehört vorzugsweise die „*Deutsche Jugendzeitung*, redigiert, verlegt und herausgegeben von Dr. Julin-Fabrizius (Hamburg, J. C. H. Rüter),“ von der ein vollständiger Jahrgang (IV. 1856) und einzelne Nummern als Probe vorliegen. Für die Richtung und die Reinheit des Inhaltes dieser Jugendschrift bietet voraussichtlich der Umstand gewährleistung, dass viele von den regierenden Häuptern und Fürsten Deutschlands derselben ihre Theilnahme als Abonnenten zugewendet haben, denen sich vertrauensvoll eine große Zahl in anderen Kreisen anschloss, um ein Unternehmen zu begünstigen, dessen Aufgabe Bildung des Herzens und Geistes der deutschen Jugend ist. Für belehrende Unterhaltung scheint in dieser Wochenschrift reichlich gesorgt und nichts vernachlässigt zu sein, was vom Gesichtspuncte der Journalistik aus, insoweit selbe pädagogischen Zwecken zu dienen beabsichtigt, einen weiteren Leserkreis anziehen kann. Ref. nimmt daher keinen Anstand, das Unternehmen des Hrn. Drs. J. F. als ein anerkennenswerthes zu bezeichnen, ohne deshalb mit demjenigen, was er im II. Jhrg. dieser Zeitschrift (1851. Hft. XI.

S. 959. 960) über Jugendzeitschriften im allgemeinen gesagt hat, in Widerspruch treten zu wollen.

Ein weiter ausgreifendes journalistisches Unternehmen, das den Bereich unserer Zeitschrift nur insofern berührt, als es namentlich dem Lehrer vielen currenten Stoff zuführt und in mannigfacher Beziehung ihn auf der Woge des Tages trägt, ist die gerngelesene Monatschrift: „Europa, Chronik der gebildeten Welt. Herausgegeben von Dr. F. Gustav Kühne (Leipzig, C. B. Lorck).“ die seit Jahren bereits vielseitigen Anwerth findet und das Redactionstalent ihres auf dem Gebiete der ästhetischen Kritik und der Belletristik wohlbekannten Herausgebers in jedem Hefte beurkundet. Lehrern, welche, abgesehen von dem confessionellen Elemente, worüber sie, schon ihrer Stellung gemäß, im klaren sein sollen, nach allen Weltrichtungen hin auf dem Niveau der Gegenwart sich erhalten wollen, gewähren diese Hefte eben so belehrende Unterhaltung, als vielseitige Anregung. Was diese periodische Lectüre vortheilhaft kennzeichnet, ist die Zeitgemäßheit der Artikel, die sie dem Leser vorführt, und die Frische der Darstellung, in der sie gebracht werden. Für die Jugend selbst passt einzelnes sehr gut, anderes gar nicht: *qui bene distinguit, bene docet*.

Keiner Entschuldigung bedarf es wol, wenn wir anhangsweise zweier Zusendungen erwähnen, welche jedem, der da mit lesen und schreiben sich beschäftigt, ob inner- oder außerhalb der Schule, und in letzterer ob als Lehrer oder lernender, je zuweilen dienend zur Hand sein mögen. Die eine dieser Einsendungen ist die 1. Lieferung von: „Dr. J. Chr. Aug. Heyse's allgemeines verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung der Wörter nebst genauer Angabe ihrer Abstammung und Bildung. 12. Ausgabe. Nach den früheren Bearbeitungen von Dr. K. W. L. Heyse, neu verbessert und sehr bereichert herausgegeben von Dr. C. A. F. Mahn. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung 1859 (XVI u. 144 S.). — Der erste Verfasser und Begründer dieses Fremdwörterbuches, das wol unter allen ähnlichen Werken die meiste Verbreitung gefunden hat, war Dr. J. Chr. Aug. Heyse (geb. am 21. April 1764 zu Nordhausen, gest. als Schuldirektor zu Magdeburg am 27. Juni 1829); schon bei seinen Lebzeiten erreichte das Buch, das ursprünglich zu Oldenburg 1804 erschienen war, in erweitertem Umfange die 6. Aufl. (2 Thle., Hannover 1833). Des Vaters Erbschaft übernahm dessen Sohn, Dr. K. W. L. Heyse, Professor an der Universität zu Berlin; er besserte fortwährend an dem wissenschaftlichen Theile des Buches, — denn für den praktischen war durch die treffliche Anlage von vorneherein gesorgt — und führte dasselbe in stets zunehmender Vervollkommnung und Bereicherung, zugleich aber auch mit kundiger Sichtung und hesonnener Beschränkung, bis zur 11. Auflage, bei deren Besorgung jedoch, ungefähr vom Buchstaben R an, schon der Herausgeber der gegenwärtigen 12. dessen Stelle übernehmen musste, da schon damals die Krankheit an seinem Leben zehrte, die ihn in der letzten Novemberwoche 1855 (s. Ztschrft. f. d. öst. Gymn. VII. Jhrg. 1856, 1. Hft. S. 78) seiner Wirksamkeit vorschnell für immer entriss. Der neue Herausgeber ist daher in den Geist seiner Vorgänger vollkommen eingeweiht und scheint, wie die vorliegende Probe zeigt, auch ganz der Mann dazu, den bisher etwa noch bemerkten Mängeln durch Berücksichtigung der seitherigen Fortschritte, namentlich auf dem Gebiete der vergleichenden Philologie und der etymologischen Wissenschaft, genügend abzuhelpen. Als Nachschlagebuch verdient das ausländig ausgestattete Werk Schul- und Lehrerbibliotheken zur Anschaffung empfohlen zu werden.

Die zweite der erwähnten Zusendungen, nämlich: „Vorlegeblätter zur Erlernung der Kalligraphie und zur Übung in den Geschäftsaufsätzen. Geschrieben und herausgegeben von Jos. Windisch. Wien, Fr. Beck'sche Univ.-Bchhdlg. (1 Bl. Text und 26 Schriftbl. in kl. Quer-Fol.)“ kann allen empfohlen werden, welche nicht gedankenlos Schriftzüge nachmalen lernen, sondern mit der Verbesserung ihrer Handschrift zugleich einige Formen, wie sie im Geschäftsleben häufig vorkommen, sich aneignen und so das mechanische Schreiben zu einem denkenden gestalten wollen. Selbst die Vorlegeblätter 1, 2, 3, 4 u. 7, 8, 9, 10, welche nichts als das Alphabet in den verschiedenen Schriftgattungen enthalten, können, den methodischen Bemerkungen des Hrn. Vfs. gemäß, geistig verwerthet werden; noch leichter, wie natürlich, durch Stellung ähnlicher Aufgaben, die Formulare 11—26. Der Charakter der Schrift selbst als solcher hat eben nichts auffallendes, ein negatives Lob, das nicht allzugerings wiegt. Einfachheit. Deutlichkeit, Nettigkeit und so viel Schmiegsamkeit, um, ohne Einbuße der Consequenz, den Charakter des Schreibers durchblicken zu lassen, — wer möchte sich von unserem Standpunkte aus damit nicht zufrieden stellen? Für den Gymnasiasten sind die Blätter 5 u. 6 besonders willkommen, da sie die griechische Currentschrift enthalten, die er sonst fast nur aus dem Bücherdrucke sich abstrahieren musste.

W i e n.

J. G. Seidl.

(Fortsetzung folgt.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die mittelalterliche Kunst und ihre Literatur im verhältnisse zum Geschichtsunterrichte auf Gymnasien.

„Gehe vom Häuslichen aus, und verbreite dich, so du kannst, über die ganze Welt.“ Diese goldene Lebensregel gibt Goethe den Künstlern auf die Wanderschaft durch das Künstlerleben — wir möchten sie allen denen mit gleicher Wärme empfehlen, denen die Kunst mehr ist, als ein Product der Mode, des Luxus und des Reichthums, nur geeignet, die Sinne zu reizen und nicht zu befriedigen, die Phantasie zu steigern und nicht zugleich zu läutern, den äusseren Menschen zu bilden, ohne den inneren in seiner ganzen Tiefe zu berühren. Männer, welche sich mit der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend beschäftigen, sind gewiss am wenigsten geneigt, von der Kunst eine frivole Anschauung zu haben. Nicht weniger, als Künstler und Kunstfreunde, sind sie von der Wahrheit des Ciceronianischen Satzes überzeugt, „dass es nicht die Augen sind, die sehen, sondern der Geist, der durch die Augen sieht.“ Sie wissen am besten, dass die Bildung der Sinne zur Erziehung des ganzen Menschen ebenso nöthig ist, als die des Verstandes, und dass man erstere nicht dem Zufalle preisgeben, nicht als eine gleichgiltige Sache behandeln kann. Nach dieser Seite hin ist sicher jede Discussion überflüssig. Um so nothwendiger scheint die Betrachtung eines anderen Punctes zu sein, jenes nämlich, der in dem Goethe'schen Satze enthalten ist, und mit dem Gegenstande dieser Betrachtung selbst, der mittelalterlichen Kunst und ihrer jüngsten Literatur in einem innigen Zusammenhange steht.

Der Gymnasiallehrer kann die Kunst des Mittelalters und ihre Literatur nicht mehr ignorieren. Die literarischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Archæologie und Kunstgeschichte des Mittelalters haben es zu einer unzweifelhaften Thatsache erhoben, dass den Kunstwerken des Mittelalters ein großes bedeutsames Kunstprincip innewohnt, an dessen Trägern, den noch

vorhandenen Kunstwerken, man vor fünfzig oder hundert Jahren ungestraft mit Gleichgiltigkeit vorübergehen konnte, die man aber gründlich kennen und verstehen muss. Damals mochte es genügen, im geschichtlichen Unterrichte auf die Zeit des Perikles und Hadrian, auf die Mediceer und Leo X. hinzuweisen, damals mochte es, wenn Zeichenunterricht ertheilt wurde, genügen, die antiken Säulenordnungen, die Ornamente und Büsten aus antiken Kunstsammlungen vorzulegen. Heutzutage geht das nicht mehr an. Neben dem Architrav- und Tempelbau der Perikleischen Zeit hat der Gewölbe- und Münsterbau des Mittelalters seine volle, aus reinen Kunstmotiven hervorgehende Berechtigung. Mantegna und Leonardo da Vinci, Rafael und Michelangelo sind nicht mehr die Restauratoren der antiken Kunst-Traditionen, sondern der letzte Ausdruck einer Culturbewegung, die organisch aus der mittelalterlichen Welt hervorgeht, und ohne diese sich nicht begreifen lässt. Und so wird jetzt neben der antiken Palmette das gothische Maßwerk, neben einem griechischen Vasenbilde eine Composition Albrecht Dürers, neben der Entwicklung der griechischen Säule der mittelalterlichen Pfeiler seine völlig gleichberechtigte Stellung haben.

Es mag einen Geschichtsunterricht geben, welcher das, was man Culturgeschichte (in welche die der Kunst eingereiht wird) nennt, völlig hinauswirft, und sich allein auf politische Geschichte beschränkt. Dieser liegt, als dem Gymnasium jedenfalls fremd, ganz ausserhalb unserer Betrachtung. Aber ein Geschichtsunterricht, der auf Cultur- und Kunstgeschichte rücksicht nimmt, und dabei die Kunstgeschichte nur von dem älteren Standpunkte aus, für welche das Mittelalter des 12., 13., 14. und 15. Jahrhunderts nicht existiert, ist heutzutage geradezu lächerlich. Wer es jetzt noch wagt, der Jugend den antiken Tempelbau für das einzige und eigentliche architektonische Ideal hinzustellen, der bekümmert sich entweder um das nicht, was auf dem Gebiete der Kunstliteratur vorgeht, oder er ist überhaupt gleichgiltig nicht bloß gegen die Fortschritte einer jungen aber sehr thätigen Literatur, sondern auch gegen das, was zur Förderung der Bildung der Jugend gehört. Es hat gegenwärtig keinen Sinn mehr, die Jugend für die Gemälde des Apelles zu begeistern und sie in den Enthusiasmus der Alten für dieselben hineinzuziehen — für Gemälde, von denen keine Spur mehr vorhanden ist — und die Fresken Giotto's und des Campo Santo, Rafael's und Michelangelo's, die noch existieren, und von tausenden und tausenden jährlich aufgesucht und gesehen werden, mit Stillschweigen und Gleichgiltigkeit aufzufassen; es hat keinen Sinn mehr, die Erzählungen der Griechen über die Entstehung ihrer Kunst-Handwerke und Werkzeuge, die sehr naiv und wenig begründet sind, zu wiederholen, und die Entstehung von Kunsthandwerken, die in das Mittelalter hineinreichen, eine

Reihe der glänzendsten Werke hervorgerufen haben, und bis auf den heutigen Tag existieren, nur nebenher oder, wie es gewöhnlich geschieht, gar nicht zu berühren, als die Glasmalerei, den Holzschnitt, den Kupferstich, das Niello, den Holzmosaik u. s. f. — Den thatsächlichen Fortschritten der Kunstwissenschaft gegenüber bleibt gegenwärtig Gymnasiallehrern nichts mehr übrig, als soviel davon in den geschichtlichen Unterricht hineinzuziehen, als es überhaupt für ähnliche Partien der Culturgeschichte thunlich und passend ist.

Den Lehrern selbst kommen gegenwärtig bei der Einführung der Kunstgeschichte des Mittelalters in die betreffenden Partien des Geschichtsunterrichtes mehrere Umstände zu statten, die früher nicht vorhanden waren.

Vorerst ist als solcher die Einführung der historischen Betrachtungsweise in die Behandlung der Kunstgeschichte selbst zu erwähnen. Der Standpunct, der früher eingenommen wurde, gieng mehr von æsthetischem als von historischem Standpuncte aus. Man betrachtete die Kunst nicht als eine allen Völkern angehörende Thätigkeit, sondern man bevorzugte eine Nation, oder man hob einen besonderen Standpunct der Formthätigkeit heraus, und behandelte von diesem Standpuncte aus die ganze Geschichte der Kunst. Betrachtete irgend jemand die Griechen als ein solches vor allen anderen Völkern ausschließlich mit Kunstsinn begnadigtes Volk, so traten alle anderen Völker in den hintergrund, oder wurden nach dem Mafsstabe gemessen, den man aus der Geschichte der griechischen Kunst gewonnen hat. War irgend ein anderer Enthusiast für die Periode des gothischen Stiles, so fand er wieder im entgegengesetzten Sinne die antike Kunst kahl, nüchtern, herzlos, ja sogar verderblich. Alle diese Gesichtspuncte, die vorzugsweise subjectiver Natur sind, treten immer mehr und mehr in den hintergrund. Es bricht sich auf dem Gebiete der æsthetischen Wissenschaften immer mehr die Überzeugung Bahn, dass die Kunst nicht blofs ein Werk der Künstler im engeren Sinne, nicht blofs das Product einzelner Völker, sondern eine Erscheinung im gesammten Völkerleben ist, die eben deswegen überall hervortritt, weil sie in dem Wesen der menschlichen Natur und in Bedürfnissen der Gesellschaft begründet ist, die man zu keiner Zeit entbehren kann. Allerdings stehen nicht alle Völker und nicht alle Menschen gleich hoch auf dem Gebiete der Kunst; nicht alle haben eine gleich harmonische Anlage ihrer geistigen Kräfte, wie sie eben nöthig ist, um in der Kunst das vorzüglichste zu leisten. Aber trotzdem haben alle civilisierten Nationen, jene insbesondere, auf welche sich der Unterricht der Geschichte in Schulen vorzugsweise beschränkt, einen so grofsen Antheil an der Kunstproduction genommen, dass sie, wo man jetzt ihre Leistungen kennt, vor jeder Parteilichkeit, vor jeder

ausschließlichen Liebhaberei für diese oder jene Geschmacksrichtung gesichert sind.

Die neueren Handbücher über Kunstgeschichte setzen jeden gebildeten Lehrer in den stand, das Verhältniß der Kunst und ihrer Denkmale zur Geschichte in ein deutliches Licht zu stellen, die Bedeutung der Kunst in der Culturgeschichte einer bestimmten Periode mit positiven Daten, mit genauer Angabe der Monumente auseinanderzusetzen. Er wird gänzlich darauf verzichten müssen, subjective Anschauungen in der Betrachtung einzelner Perioden, in der Grundanschauung über das Wesen der Kunst einen präponderierenden Einfluss zu gestatten. Auf dem Gebiete der Poesie ist man zu einer historisch-gesunden Anschauung bereits zurückgekehrt. Dort fällt es niemand mehr im historischen Unterrichte ein, Dante mit Homer, Shakespeare mit Sophokles, Plautus und Terenz mit Molière zu messen. Man läßt jedem der großen Dichter sein Recht und seine Stelle, und es kommt dabei keiner von den Dichtern, noch weniger die Poesie selbst, zu kurz. Aber in der bildenden Kunst ist es ganz anders; da ist ein unbefangenes Geschmacksurtheil noch nicht so weit in den Unterricht eingedrungen, als man es nach dem gegenwärtigen Stande der Kunstgeschichte, nach der Kenntnis der Monumente selbst erwarten könnte. Es wird die ganze Kunst des Mittelalters und der neueren Zeit im Verhältniß zu der des classischen Alterthums in untergeordnetem Grade behandelt. Man kann tagtäglich die Erfahrung machen, dass ein Geschichtslehrer in Gymnasien sich ganz gut und richtig selbst über die Kunstterminen der classischen Kunst ausdrückt, während er in die größte Verlegenheit kommt, wenn er sich sachrichtig über ein Werk des Mittelalters ausdrücken soll. Die meisten Lehrbücher über Weltgeschichte sind ebenso vollständig und genau in der Behandlung der Geschichte des classischen Alterthums, als lückenhaft und ungenau in der des Mittelalters. Diese Thatsachen lassen sich theils dadurch erklären, dass die Literatur für die Kunst der Völker des Mittelalters geringer und weniger bekannt ist, als die des Alterthumes, theils dadurch, dass die meisten Lehrer der Geschichte in ihrer Jugend sich mit besonderer Vorliebe mit der Kunst des Alterthums und weniger mit der des Mittelalters beschäftigt haben.

Den Mangel der Bekanntschaft mit der Literatur der Kunst des Mittelalters wollen wir, so weit es die Redaction dieser Zeitschrift gestattet, dadurch abhelfen, dass wir von nun an eine kurze Übersicht der ganzen einschlägigen Literatur in diesem Organe mit vorzüglicher Berücksichtigung der Bedürfnisse der Gymnasiallehrer geben werden.

Über die Vorliebe des Lehrerstandes für die classische Kunst, die, wie mir scheint, eine im allgemeinen feststehende Thatsache ist, wollen wir uns mit aller Offenheit erklären.

Viele Lehrer fürchten, dass durch ein umsichgreifen der Liebe zur Kunst des Mittelalters die antike Kunst und die classischen Studien beeinträchtigt werden. Sie glauben, dass dadurch der Boden, auf dem sie stehen, die classischen Studien, erschüttert, und die ohnehin starke Anzahl von Gegnern derselben vermehrt werde. Wir gestehen, dass wir diese Befürchtungen nicht hegen.

Es ist wahr, es wird von manchen Schriftstellern die Kunst des Mittelalters als Waffe gegen das Alterthum und die humanistischen Studien benützt, wie umgekehrt die Kunst des Alterthums gebraucht wird, um gegen die des Mittelalters zu felde zu ziehen. Wer aber diesen Streit auf diesem Gebiete näher in's Auge fasst, der überzeugt sich leicht, dass es in letzter Reihe weder den einen um die Kunst des Alterthums noch den anderen um die Kunst des Mittelalters zu thun ist, sondern dass sie mit der einen oder mit der anderen Lebensansichten zu vertreten suchen, die neben oder über der Kunst liegen, und das Wesen der Kunst nicht berühren. Um die Kunst selbst ist es diesen Herren in der Regel nicht zu thun, sondern nur um die Herrschaft dieser ihrer Ideen. Uns scheint die Kunst viel zu gut zu sein, als dass sie sich nur zu diesen Zwecken brauchen liesse, und Interessen dienen sollte, mit denen sie am Ende ihr eigenes Selbst, ihre geistige Freiheit verlieren würde. Auch sind solche Gesichtspuncte nicht geeignet, als Führer durch das Gebiet der Kunst in den Gymnasien zu dienen. Wenn man irgend ein Gebiet rein von Bestrebungen streitender Parteien der Gegenwart erhalten muss, so ist es das der Schulen, in denen die Jugend zum Kampfe für das Leben erst herangezogen, in den es aber nicht in den Jahren der Entwicklung hineingezogen werden soll. Ob im Kampfe der Zeit die gothische Architektur, oder die Renaissance, der Pfeilerbau oder der Säulenbau den Sieg davon tragen wird, liegt im Schoosse der Götter und niemand weiss, ob irgend einer ausschliesslich den Sieg behalten soll. Kann es irgend im Interesse der Schulbildung liegen, die unreife, lebensunerfahrene Jugend in Fragen der Art, und alles, was daran hängt und gehängt wird, hineinzuziehen? — Sicher nicht. Bücher über Kunst, Auffassung der Geschichte in dem einen oder dem anderen Sinne, werden die Jugend weder in Erkenntnis der Kunst fördern, noch zur Läuterung ihrer Ideen etwas beitragen. Es liegt aber gar keine innere Nothwendigkeit vor, diesen Streit einer modernen Literatur in die Auffassung der Kunst des Mittelalters oder des Alterthums, wie sie für Schulen nothwendig ist, hineinzulegen.

Künstler, die unbefangen über den Werth der Kunst selbst und ihrer Werke aus verschiedenen Zeitepochen urtheilen, Kunstkenner, welche die Werke der Kunst aus Liebe zu ihr studieren, beurtheilen das Verhältniss der Kunst des Alterthums und des

Mittelalters viel unbefangener, als es Gelehrte, Parteiführer oder Schulmänner thun, die sich eigentlich mit den Kunstwerken nur nebenher beschäftigen und sich in der Regel mehr um das interessieren, was um die Kunstwerke herum liegt, als das, was ihr eigentlichster Inhalt ist. Es gibt nur wenige Künstler und wenige Kunstfreunde, welche in der Beurtheilung der Kunstwerke den Standpunct der Kunst verlassen, und auf die Beurtheilung von Kunstwerken Standpuncte influenzieren lassen, die eigentlich außerhalb der Kunst liegen. Im ganzen und grossen haben Künstler und Kunstfreunde zu allen Zeiten die Kunst um der Kunst wegen gesucht, um der Kunst wegen geehrt.

Dieser unbefangene Standpunct der Kunst des Alterthums gegenüber war auch das ganze Mittelalter hindurch lebendig, dort natürlich am stärksten, wo, wie in Italien und Frankreich und am Rheine, antike Monumente vorhanden waren, dort geringer, wo solche Anregungen mangelten. Die Thatsachen, die, leider noch nicht vollständig gesammelt, eine bisher wenig beleuchtete Seite des mittelalterlichen Lebens in ein helles Licht setzen würden, sind in nicht geringer Anzahl vorhanden, und nicht bloß in Büchern, sondern auch in Monumenten niedergelegt. Dass die Zeit der Ostgothen, Longobarden, Franken die Zeit Karl des Grossen, dass die Mönche, die aus Italien nach Irland und England, später nach Deutschland und der Schweiz wanderten, die antike Kunst und ihre Monumente nicht mit feindlichen Augen betrachtet haben, und nicht anders betrachten konnten, liegt in der Natur der Sache. Woran sollten sich die, welche bauen wollten, anders halten, als an die Überreste der Bautraditionen der Antike? Niemand nimmt es wunder, dass die Säulen- und Pfeilerprofilierung der romanischen Bauperiode aus antiken Motiven hervorgeht, dass die Gewölbeconstruction der frühesten Zeit an die antiken Tonnengewölbe, an die Grabgewölbe der Römerbauten sich anschliesst; niemand, der heute einen römischen Ziegel zur Hand nimmt, ein antikes Mauerwerk betrachtet, wird es befremden, wenn man sich die Künstler des X. und XI. Jahrhunderts als Bewunderer der Antike denkt. Und so wenig man erstaunt ist, im Dante die grösste Verherrlichung Virgils und überhaupt eines antiken Dichters zu finden, die je vorgekommen ist, so wenig ist es zu verwundern, dass antike Geistesheroen auf mittelalterlichen Bilderwerken vorkommen, dass Nicolò Pisano, einer der ersten Bildhauer Italiens, am Ende des XIII. Jahrhunderts einen antiken Sarkophag studiert, dass der geistvolle Gothiker Villars de Honnecourt in sein Album aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts Studien nach der Antike und Natur aufnimmt, dass man am Wechselburger Altar, an den Statuen der Notre-Damekirche und des Domes von Chartres Studien der Antike wahrnimmt. Die ganze byzantische Kunst, in ihrem Ursprunge und in ihrer höchsten Blüte (im 6. Jahrh.),

eine Kunst von griechisch-sprechenden Völkern, fußt mehr noch, als die occidentale auf antiken Traditionen, und ist in ihrem wesentlichen Theile nichts anderes, als das, wozu sie einer der ersten und begeistertsten Vertreter der mittelalterlichen Kunst in Frankreich gemacht hat, ein *style romain dégénéré*. Es wurde allerdings mehr als einmal, nicht bloß in den Zeiten der Kirchenväter, wo Christenthum und Heidenthum im Kampfe waren, und die antiken Statuen und Tempel nicht der Kunst wegen angegriffen wurden, über die Bedeutung der Kunst der Antike auch im Mittelalter gekämpft, am geistvollsten in den Bildern des Fiesole und in den Predigten seines Freundes und Gesinnungsgenossen Savonarola; aber gerade in der florentinischen Kunst hat es sich gezeigt, dass man die Kunst nicht bloß als eine lebendige Predigt betrachten kann — die übrigens, von Fiesole gesprochen, den Reiz der Kunst nicht entbehrt — und dass gerade aus jener Richtung, gegen welche die gemüthstiefen, geistvollen Männer aus dem Kloster S. Marco aufgetreten sind, aus der Richtung Masolino's, Massaccio's, Filippo Lippi's u. s. f., jene Männer hervorgiengen, welche in den Hallen des Vatikan in den vollendetsten Formen die Hoheit der Kirche und die Weisheit des Christenthums vertheidigten, viel deutlicher, weit wirksamer, als es jene vermocht hätten, welche den Künstlern die Schule der Antike verschlossen halten wollten.

Es ist sicher kein Grund vorhanden, aus dem Studium der mittelalterlichen Kunst ein Hemmnis für die richtige Einsicht in die Kunst des Alterthums zu erblicken. Aber es lässt sich nicht läugnen, dass auch von seite der Vertreter der antiken Kunst in unseren Tagen mancher Anlass gegeben worden ist, um Befürchtungen ähnlicher Art als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Die meisten Archäologen sind mehr Kunstgelehrte als Kunstkenner, und begrenzen ihre Studien in einer Weise, dass bei Künstlern und Kunstfreunden sich die Überzeugung festsetzen muss, sie betrachten die Kunst des Alterthums als etwas von dem mittelalterlichen und modernen ganz fernstehendes, zwischen welchen es keine tieferen Berührungspunkte gibt. Und in dieser Beziehung sind die deutschen Archäologen diejenigen, die von weit engherzigeren Grundsätzen ausgehen, als es die französischen, englischen und italienischen thun. Die Art und Weise, wie sie, mit sehr wenigen Ausnahmen, ganz unähnlich Winckelmann und Lessing, antike Kunstdenkmäler erklären, zeigt deutlich, dass sie keinen anderen Leserkreis sich denken, als Philologen und gelehrte Akademiker, und dass ihnen die ganze Kunst des Mittelalters nur sehr oberflächlich bekannt ist. Die antike Kunst als den Kanon für alle Kunst hinstellen, oder sie so behandeln, als ob nur durch sie Rafael verstanden werden könne, ist heutzutage eine Unmöglichkeit. Wer die antike Kunst der Kunst wegen studiert und empfiehlt, der wird sie allein nicht studieren, bei

ihr allein sich nicht beruhigen dürfen, und er wird Dürer und Holbein, Fiesole und Giotto ebenso kennen müssen, wie die Vasenbilder und die Gemälde von Pompeji. Diejenigen, welche mittelalterliche Kunst studieren und nicht ebenso einseitig und blind gegen die Kunst der Antike vorgehen, als es umgekehrt von manchen Freunden der antiken Kunst geschieht, haben ein volles Recht, im Interesse der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens, gegen einen Standpunct zu protestieren, der in seiner Einseitigkeit für die Jugend ebenso schädlich ist, als für den gebildeten, und eine Quelle der Erkenntnis des schönen und wahren verschließt, ohne eine andere gleich mächtig fließende, unseren Lebensbedürfnissen gleich entsprechende zu öffnen.

Die Jugend wird eine unbefangene historische Entwicklung der Kunst als eine Wohlthat aufnehmen, und auf einen Standpunct leicht eingehen, der ihr die Erkenntnis des schönen in seinen verschiedenen Stadien der Entwicklung erschließt. Der Lehrer wird durch ein unbefangenes Eingehen in die Kunstentwicklung und die Kunstformen der Kunst des Mittelalters nicht bloß ein Mittel erhalten, um den Geschichtsunterricht lebendiger machen zu können, sondern er wird Monumente in den Kreis seiner Vorträge hineinziehen können, die ihm und seiner Jugend näher liegen (Kirchen, Grabmonumente, Kupferstiche, Holzschnitte, Siegel u. s. f.), als es in der Regel bei antiken Monumenten der fall ist. Indem er auf das naheliegende vorhandene hinweist, wird er leicht Mittel finden, das fernliegende zu erklären, indem er, um der Goethe'schen Worte sich zu bedienen, vom häuslichen ausgeht, wird er sich, ohne sich in leere Abstractionen zu verlieren, auch über die ganze Welt verbreiten dürfen. Aber, wie es leider oft geschieht, über die Tempel von Theben und auf der Akropolis mit Emphase sprechen, und über die Dome des Mittelalters schweigen, den Laokoon verherrlichen und den Michel Angelo ignorieren, die Liebe der Alten zu Gemälden in schönen Redewendungen auseinanderzusetzen, die aber zeigen, dass die Gemälde am Belvedere dem Sprecher unbekannt sind, heißt die Grundsätze eines gesunden Unterrichtes, die Fundamente eines guten Geschmackes untergraben, und ist ebenso lächerlich, als der Vorschlag von einigen Philologen, welche wollen, in der Schule solle nicht in der Muttersprache, sondern in der lateinischen unterrichtet werden.

W i e n.

R. v. E i t e l b e r g e r.

Der Gebrauch des Suffixes „*nek*“ in der ungarischen Sprache in bezug auf die lateinischen und griechischen Casus.

II. Abschnitt

„*nek*“ in Verbindung mit dem Pronominalsuffix.

(Fortsetzung v. Heft I, S. 43 ff.)

Wenn auch „*nek*“ als locales, prädicatives und dativisches Suffix in die Sphären des lateinischen oder griechischen Nominativs, Dativs, Accusativs hineinreichte, so ist „*nek*“ deshalb noch nicht selbst Nominativ, Dativ, Accusativ; es blieb Richtungssuffix, wurde an den Stamm angehängt, der Casus selbst aber gar nicht ausgedrückt. Bei Prädicat- und Dativ-Bezeichnungen trat die locale Natur des Suffixes mehr in den Hintergrund, und da es vorzugsweise einen grossen Theil des Dativs vollkommen ersetzt, so wurde es auch mit Grund Dativsuffix genannt. Nun gibt es aber im Latein und Griechischen auch einen Dativus possessivus, bei *esse* in der Bedeutung „haben;“ es tritt zu dem Dativ der Begriff des Besitzes hinzu; in diesem Falle reicht „*nek*“ allein nicht mehr aus, in dem Richtungssuffix liegt nichts von einem possessiven Begriffe. Sagen wir z. B. „Az elfáradt koldusnak is nehéz gyalogolni, auch dem müden Bettler fällt es schwer zu Fuss zu gehen,“ so ist *koldusnak* einem Dativ gleich, abhängig von *van nehéz* wem? Sagen wir aber „az elfáradt koldusnak botja is nehéz, dem müden Bettler ist auch sein Stock zu schwer,“ so trat zwar zu *bot* das Pronominalsuffix *bot-ja*, sein Stock, *koldusnak* kommt aber wie früher einem Dativ gleich, abhängig von „*van nehéz, wem?*“ Dass der Stock dem Bettler gehöre, also der possessive Begriff, ist durch das Pronominalsuffix ausgedrückt, und weder dieses noch *nek* darf ausgelassen werden. Dass *koldusnak* auch im Ungarischen trotz des hinzugetretenen Pronominalsuffixes dativisch aufzufassen ist, erhellt daraus, dass, wenn wir statt des Nomens ein Pronomen setzen, auch dieses mit der Dativkraft eintritt. „*neki a kotja nehéz.*“

Stellen wir nun den Satz so: *a koldusnak botja mindennek nehéz*, so ist *koldusnak* offenbar einem Genitiv gleich: des Bettlers Stab ist jedem schwer; denn jetzt hängt es nicht mehr von „*van nehéz*“ sondern bloß von *bot-ja* ab. *nek* drückt aber dabei nicht das Genitivverhältnis aus, denn es kann ganz unbeschadet des Sinnes auch wegfallen: *a koldus botja mindennek nehéz*. Dass man dabei „*koldus*“ nicht etwa als eine Verkürzung ansehen darf, in der das *nek* noch fortwirke, sondern dass es bloßer Stamm ist, erhellt wieder aus der Vertauschung des Substantivs mit einem Pronomen; denn auch dieses tritt dafür als bloßer Stamm ein „*az ő botja mindennek nehéz.*“ Also liegt

der Genitiv vielleicht in dem hinzugetretenen Pronominal-Suffix *bot-ja*? Aber auch dieses kann wegfallen: *a koldusbot minden-
nek* *nehéz*. Der Bettlerstab, Bettelstab, ist jedem schwer, und doch verhalten sich die beiden Worte *koldus* und *bot* in „*koldusbot*“ sprachlich genau so zu einander wie in *koldusnak bot-
ja*. Worin liegt also der Genitiv?

Ehe ich zur Beantwortung dieser Frage gehe, muss ich die Definition des Genitivs voranschicken. Unter Genitiv verstehe ich den Casus, der die innere Zusammengehörigkeit zweier Begriffe ausdrückt, die sich zu einander verhalten wie der Theil zum ganzen, der Besitz zu dem Besitzer, das Werk zu seinem Urheber; derjenige Begriff nun, in dessen Bereich der andere gehört, also das ganze, der Besitzer, der Urheber, tritt in den Genitiv. Die Erklärung jener lateinischen oder griechischen Genitive, die allein stehen ohne ein Nomen, das den Theil, den Besitz, das Werk anzeigt, oder die nach Adjectiven oder Verben stehen, gehört nicht hieher, *nek* mit dem Pronominalsuffix hat damit nichts gemein.

1. Im Ungarischen gibt es zur Bezeichnung des Genitivverhältnisses gar keine specielle Form, wie etwa: *domus patris* das Haus des Vaters; (*atyaé* ist nicht Genitiv, *a ház az atyaé* heisst: das Haus ist das des Vaters, das Suffix *é* vertritt also einen Nominativ.) Die Sprache bedient sich entweder der Richtungssuffixe, die also ein „Wo, woher, wohin,“ ausdrücken, oder der Zusammensetzung. Wenn zwei Worte zusammengesetzt werden, so treten sie dadurch allein in ein bestimmtes Verhältniss zu einander: in das Accusativverhältniss, wie in *emberevő*, *mindenlátó*; die ersten Glieder verhalten sich zu den zweiten wie Accusative, obgleich der Accusativ selbst gar nicht bezeichnet ist; oder sie treten in das Genitiv-Verhältniss, wie in *koldusbot*, *atyahűg*, *istenitélet*, *szobaajtó*. Der Genitiv ist formell daran gar nicht bezeichnet; so ist es auch im Deutschen und in andern Sprachen: der Herr des Hauses, Hausherr; die Thüre des Zimmers, Zimmerthüre. In beiden Fällen steht Haus zu Herr, Zimmer zu Thüre, im Genitivverhältniss; in den compositis ist wie in *koldusbot* kein Genitivzeichen vorhanden

2. Ist die Zusammensetzung nicht wirklich vollzogen, und stehen die beiden Worte getrennt, dann bedürfen sie eines Bindemittels, um die innere Zusammengehörigkeit ersichtlich zu machen; und diess geschieht im Ungarischen durch das Pronominalsuffix der 1., 2., 3. Person (m. d. e. etc.) wie in: *a koldus bot-ja*, *az atya hűg-a*, *isten itélet-e*, *szoba ajta-ja*. Die Composition ist hier nur begonnen, nur angedeutet, jeder der beiden Glieder für sich, getrennt, ist als Stamm einem Nominativ gleich, zu einander aber stehen sie, das erste zu dem zweiten im Genitivverhältnisse, ebenso wie in: *az én itéletem*, *a te hűgod*, *az ő botja*, *a mi szobánk* etc. die persönlichen Pronomina *én* *te* *ő*

mi, allein als Stämme *ego tu is nos* heißen, zu ihrem Substantiv aber im Genitivverhältnisse stehen, wie *eius baculum*. In obiger Verbindung erhalten zwar die persönlichen Pronomina *én, te*, die Bedeutung von „*meus tuus*,“ dass aber auch diese Pronomina im Latein zu ihren Substantiven ein latentes Genitiv-Verhältnis enthalten, zeigt sich in: *meum ipsius iudicium, tuus ipsius filius; tuum hominis simplicis pectus vidimus* Cic. Phil. II. 45. *nostros vidisti flentis ocellos*. Ovid. Her. V. 45.

3. So wie man sagt: koldusbot, und koldusbotja, so sagt man auch die volle Form, a koldusnak botja. az atyának húga; das nek aber bringt hier zum Ausdrucke des Genitivverhältnisses durchaus nichts hinzu; diess liegt ja bereits in der Verknüpfung der beiden Worte, in der durch das Pronominal-Suffix angedeuteten Zusammengehörigkeit der beiden Begriffe; im gegentheile macht nek diese Verknüpfung nur noch loser, indem es den Dativus possessivus, das ist, den Besitzer, dem eine Sache zugehört, noch deutlicher hervortreten lässt. „Dem Bettler sein Stab, dem Vater seine Schwester.“ Es ist das Genitivverhältnis durch eine Dativ-Wendung ausgedrückt.

4. Die genitive Verbindung hört ganz auf, wenn das mit nek suffigierte Wort zu dem Verbum oder Prädicat gehört, z. B. az elfáradt koldusnak botja is nehéz; hier ist koldusnak einem Objects-Dativ gleich, abhängig von „van nehéz.“ *Defatigato mendico baculum (suum) etiam grave est*. Deshalb darf nek nicht wegfallen, und tritt an die Stelle des Nomens ein Pronomen, so kann man nur sagen: nekem botom, neked botod, neki botja nehéz.

5. Anders ist es in dem Satze: a koldusnak botja oder táskája mindennek nehéz; hier hat koldus nur die Beziehung auf bot, táska und kommt nur einem Genitiv gleich. *Mendici pera cuique gravis est*. Tritt an die Stelle des Nomens ein Pronomen, so tritt es nur als Nomen ein: az (én, te,) ő botja mindennek nehéz. Man kann daher auch ohne nek sagen: a koldus botja, táskája; oder wenn die Composition vollzogen wird, auch ohne Pronominal-Suffix, a koldusbot, koldustáska; das heisst, koldus steht zu bot und táska im Genitivverhältnis, ausgedrückt ist diess durch eine Dativ-Wendung, (nek und ein Pronominal-Suffix) nek ist dabei unwesentlich, das Genitivverhältnis erhellt auch ohne nek, deshalb kann es auch ausbleiben; für die Übersetzung aber verschwindet das dativische nek ganz, und es kommt bloß das Genitivverhältnis zum Ausdruck.

6. Dass nek, obgleich es Ersatzmittel für mancherlei Arten des lateinischen Genitivs dient, im Ungarischen nie zu einem Genitivzeichen geworden ist, sondern in Verbindung mit dem Pronominal-Suffix nur Dativ-Kraft hat, den Besitzer bezeichnet, dem etwas angehört, erhellt auch daraus, dass lateinische Genitive, die zu dem Nomen, von dem sie abhängen, nicht in

einem possessiven Verhältnisse stehen, also manche partitive, oder die lateinischen Qualitätsgenitive nicht durch *nek*-e oder *nek* ausgedrückt werden. Z. B. Cic. Att. XIII. 15. *expectabam aliquem meorum* kann nicht heißen *társaimnak valakijét*, sondern: *társaim közül valakit vártam*. *Homo mitis ingenii* nicht *szelid kedélynek embere* sondern *szelid kedélyű ember*. *Patris est educare liberos* nuraz *atyaé, gyermekeit nevelni*; nicht *atyának van*.

7. Da die Composition zweier Substantiva im Ungarischen immer nur so stattfindet, dass dasjenige, das in das Genitivverhältnis tritt, also das Nomen des Besitzes, des Theils, des hervorgebrachten, immer vor das andere Nomen angesetzt wird, zu dem es in das Genitivverhältnis tritt, so kann auch *nek*, wenn die Stellung der zwei Worte eine umgekehrte ist, nie weggelassen werden, weil diese Stellung der Compositionsfähigkeit zuwider ist, und das Substantiv ohne *nek* zusammenhanglos dastände.

8. Mit dem Pronominalsuffix endlich, das an das Nomen des Besitzers, Urhebers oder des ganzen hinzutritt, verhält es sich gerade so, wie mit einem Substantiv, das durch die Zusammensetzung zu einem andern in das Genitivverhältnis tritt. Wirklich ausgedrückt ist diess Genitivverhältnis im Griechischen: *Ἐγώ εἰμι τοῦ τέκνου σου*, *egy fiad vagyok, ich bin dein Blut, ich bin ein Sohn von dir*. *υἱός σου*, *fiam ein Sohn von mir, υἱός μου; szemem őφθαλμός μου*. Es unterscheidet sich diese Zusammensetzung von der frühern (istenitélet.) dadurch, dass hier das Pronominalsuffix hinter das Nomen angefügt wird, so wie das Pronomen im Griechischen auch enklitisch nachgesetzt wird; von der Griechischen dadurch, dass hier das Pronomen im Genitiv enklitisch an den Casus tritt, im Ungarischen aber das casuslose Suffix der 1., 2., 3. Person an den bloßen Stamm angesetzt wird. *fiad* und *szemem* aber bleiben trotz des in ihnen latenten Genitivverhältnisses Nominativen gleich wie *koldusbot*; *υἱός ἐμός, őφθαλμός σός, filius meus, oculus tuus*. So auch *az én szemem, a te fiad*, obgleich *én* und *m* zu dem Nomen *szem* im Genitivverhältnisse stehen; es wird daran weiter suffigiert. *szememnek, szememet*.

Es zeigt also das Pronominalsuffix bloß die 1., 2., 3. Person an, wie etwa die Stämme von *ego tu is*, tritt zu seinem Nomen durch die bloße Zusammensetzung in das Genitivverhältnis, und ist als Pronomen eben nur der Stellvertreter des Nomens, das in Composition, also in das Genitivverhältnis treten soll; sind die beiden Substantiva getrennt (*koldus botja*), so ist die Composition durch den Stellvertreter angedeutet, und das Pronominalsuffix darf nicht wegfallen; treten die beiden Nomina aber wirklich aneinander, (*koldusbot*) so ist der Stellvertreter überflüssig und kann wegfallen.

Aus dem gesagten ergibt sich nun folgendes:

1. Dass *nek* in *nek-e* (so will ich das durch das Pronominalsuffix angedeutete Genitivverhältnis nennen) für die ungarische Sprache immer nur einen possessiven Dativ ausdrückt, nie selbst einen Genitiv bezeichnet; wird es aber Genitiv genannt, diess nur so zu verstehen ist, dass andere Sprachen in diesem Falle einen Genitiv gebrauchen.

2. Dass das Genitivverhältnis nur aus der Zusammensetzung der beiden Nomina sich ergibt, sei diese nun wirklich vollzogen oder nur angedeutet.

3. Dass bei dem Doppelverhältnis von Genitiv und Dativ in *nek-e* für die Übersetzung in Sprachen, die den Genitiv und Dativ formell scheiden, sich drei Fälle ergeben können.

a) *nek* entspricht einem lateinischen Dativ, wenn sein Nomen zu dem Verbum oder Prädicate Dativ ist. (*nek* darf dann im Ungarischen nicht fehlen, und das Substantiv kann durch das Pronomen *nekem neked neki* ersetzt werden.)

b) *nek* entspricht einem lateinischen Genitiv, wenn sein Nomen bloß von einem Substantiv abhängt. (*nek* kann in diesem Falle auch wegfallen, das Substantiv aber durch das Pronomen *én te ő* ersetzt werden.)

c) *nek* entspricht sowol einem lateinischen Dativ als Genitiv, wenn ohne Veränderung des Sinnes sein Nomen sowol auf das Verbum als auf ein Substantiv bezogen werden kann.

4. Dass *nek-e* nur in jene Sphären des lateinischen oder griechischen Genitivs oder Dativs eingreifen kann, wo zwei Begriffe vorhanden sind, die sich zu einander possessiv verhalten können.

I. *nek* in *nek-e* entsprechend einem Dativ.

Nek in *nek-e* entspricht aus der Sphäre des lateinischen Dativs

A. dem *Dativus possessivus*, bei dem Verbum „*lenni* esse,” wenn es „haben” heißt, *mihi est aliquid*; *nek* bezeichnet dabei den Besitzer, dem etwas zukommt, das Pronominalsuffix die innere Zusammengehörigkeit der beiden Begriffe an. *Nek* darf hier nicht wegfallen, für die Übersetzung geht das in *nek-e* enthaltene Genitivverhältnis verloren. *Minden éneknek van nólája. Sua sono cutique nota est. A legszebb buzának is van alja. Mindennek rendelt ideje vagyon. Nincs jégnek gerendája. Kinek pénze van, mindene van (annak aus kinek zu ergänzen). Nyomorult az, kinek nem elég, a mije van (a mije annak van).*

Tritt an die Stelle des Besitznomens ein bloßes Adjectiv, so fehlt auch das Pronominalsuffix. *Sok van annak, ki többet nem kíván.*

Statt des Substantivs mit *nek* kann auch ein Pronomen personale eintreten.

a) Das Pronomen personale tritt bei *lenni* haben, als Dativ (*nekem neked neki mihi tibi sibi ei* etc.) für das Substantiv ein, und so wie das Pronomen die 1., 2. oder 3. Per-

son anzeigt, muss auch an das Besitznomen das Pronominalsuffix der 1., 2. oder 3. Person antreten. Nekem többé vissza nincs utam, neked . . . utad, neki . . . utja. Nekem nagy utaim vannak még szerteszét.

- b) Liegt auf dem Pronomen personale kein besonderer Nachdruck, so kann auch dieses wegfallen, und ist aus dem correspondierenden Suffix an dem Besitznomen leicht zu ergänzen. Dadurch fällt aber die Dativ-Bedeutung des Pronomen personale auf das Pronominalsuffix, und dieses bekommt so scheinbar die Bedeutung von *mihi*, *tibi*, *sibi*, *ei*, *nobis*, *vobis*. Z. B. Hah szolga: még te válaszolni mersz? hiszed hogy nálad nincs hübb emberem? emberem, das allein heißt *ἄνθρωπος μου*, bekommt nun durch das ausgelassene „nekem“ nines emberem die Bedeutung: *ἄνθρωπος ἐμοί ἐστιν*. Ugy van! bevizlek és rejtlek el, hol ösmerős d (*socius tibi*) nincs több mint az ég. Könnyebben zenvedi ember a nyomoruságot, ha társai vannak (*si ei socii sunt*). Vannak szemeik (*sunt eis oculi*) és nem látnak, füleik (*sunt eis aures*) és nem hallanak.

B. Nek in nek-e entspricht dem lat. Dativ der Beziehung auf wen, für wen? (sieh. I. III. 4.) wenn „lenni sein“ die Copula ist zwischen dem Subjecte und dem Prädicate, das nur in Bezug auf das mit nek suffigierte Wort ausgesagt wird. Das in nek-e liegende Genitivverhältnis tritt dabei für die Übersetzung ganz in den Hintergrund. Das Prädicat kann sein:

- a) ein Adjectiv z. B. A majomnak is szép a maga fia. *Simiae cuique filius pulcher est*. Majomnak steht zu fia im Genitivverhältnis, syntaktisch aber gehört es nur zu szép, es kann nur dativisch übersetzt werden. Ganz etwas anderes wäre: *simiae cuiusque filius pulcher est*. So auch: Rosz katona, kinék fegyvere is nehéz. Fáradt lonak farka is nehéz.

Steht aber nek in nek-e in keiner Beziehung zu dem Prädicate, sondern gehört es nur zu dem mit dem Pronominalsuffix versehenen Subjecte, so geht für die Übersetzung die Dativ-Bedeutung des nek ganz verloren, und es entspricht nur einem lateinischen Genitiv, z. B. Csunya leánynak is szép a pénze. *Etiam deformis puellae pecunia pulchra est*. Hier steht leánynak zu pénze gerade so im Genitivverhältnis, wie oben majomnak zu fia; kann aber nicht auch wie dieses auf das Prädicat „van szép“ bezogen werden, sondern bloß auf pénze. Also nicht: *deformi puellae pecunia pulchra est*; es kommt bloß das in nek-e liegende Genitivverhältnis zum Ausdrucke.

Es kann aber die Beziehung des mit nek suffigierten Wortes in nek-e sowol auf das Subject als auf das Prädicat möglich sein, dann kann nek sowol einem Genitiv als einem Dativ entsprechen. Z. B. A fehér lilomnak is fekete az árnyéka,

kann sowol heißen: *Etiam albis liliis est nigra umbra* als: *etiam alborum liliorum umbra est nigra*. So auch: A mester-embernek aranyos a keze. Szemérmes deáknak hiú a táskája. A nagy készüléknek gyakran csekély szokott lenni a vége. A sávos abrosznak szebb a színe mint a visszája.

6) Das Prädicat kann sein ein Substantiv. Es entspricht dann nek in nek-e einem Dativ, wenn es zu dem Prädicate gehört, auf die Frage wem oder für wen? Bor teje a vén embernek. Embernek steht zu teje im Genitivverhältnis; da es aber nicht zu teje allein gehört, sondern zu dem Prädicate „van teje,“ so muss das Genitivverhältnis für die Übersetzung schwinden, und bloß (nek) der Dativ wird ausgedrückt. Man kann nicht construieren: Wein — ist — Milch des Greisen, sondern: Wein — ist Milch — dem Greise. *Vinum lac est seni*, nicht *senis*. Kinek isten barátja, könnyen üdvözl. A báránynak farkas soha sem barátja. *Lupus nunquam ovi est amicus*. *Ἐκείνη ἑταίρα ἦν τῷ βουλομένῳ*. Krüg. 48. 3. 4. Rosz fiú atyja koporsójának egyik szége. Ein schlechter Sohn ist der eine Nagel zu dem Sarge des Vaters. *Μεγάλη τυραννὶς ἀνδρὶ τέκνα κακά*. Krüg.

Gehört aber das mit nek suffigierte Wort in nek-e nur zu dem Prädicats-Substantiv, ist also selbst ein Glied des Prädicates, und nicht das Prädicat nur rücksichtlich desselben dem Subjecte beigelegt, so ist nek auch nur einem Genitiv gleich; das heißt nur das Genitivverhältnis in nek-e wird ausgedrückt, die Dativkraft des nek tritt zurück, z. B. A fölötté való magasztalás és hazugság azon egy fának ágai ist nur zu construieren: *Nimia sui laudatio atque mendacium — sunt — ramis eiusdem arboris*. So auch: a gyermeknek fegyvere a sirás.

Lässt sich aber das mit nek suffigierte Wort sowol bloß auf das Substantiv als auf das ganze Prädicat beziehen, so kann im Latein das Genitivverhältnis in nek-e ebenso wie der Dativ (nek) ausgedrückt werden. A szántás a pénznek az igaz kútfeje. Im Latein könnte in diesem Falle nur der Genitiv: *fons divitiarum* gebraucht werden, aber im Griechischen auch der Dativus *ἡ γῆ ἀνθρώπῳ ἐστὶ χρήματα*. Az utolsó betegnek isten az orvosa. *remedium morbi*, *λύπης ἰατρός ἐστὶν ἀνθρώποις λόγος*. Krüg. 48. 3. 3.

Anmerkung. Es gelten dieselben Verhältnisse, wenn das mit nek suffigierte Wort zu einen, noch mit einem andern Suffix versehenen Worte in das Genitivverhältnis tritt. Z. B. A kinek (cui) mi kedvére vagyon, nincs az terhére. Szép a jó erkölcs, és annak is való, a kinek már a pénz erszényében van (cui in crumena, oder in cuius crumena).

C. Nek in nek-e entspricht dem Dativus des beteiligten Objects, wenn das damit suffigierte Wort, trotz seines

Genitivverhältnisses zu dem Subjecte oder Objecte, auch von dem Verbum abhängig ist. Das Genitivverhältnis in *nek*-e tritt vor der dativischen Beziehung zu dem Verbum für die Übersetzung ganz in den Hintergrund. *Antoniusnak álld egészen utját, ha majd pályát futand. Antonio praeclude viam.* Penelopnak erednek könyei. Egy rókának nem lehet két bőrt húzni. Senkinek a szép nem szakasztja száját. Nem jó volna ha számos tanítvány akadna Kardos úrnak. Zuweilen ist das Genitivverhältnis in *nek*-e für die Construction des Satzes so schwach, dass das Pronominal-Suffix auch ganz wegbleiben kann. *Azon úr atyámnak száz forintjával tartozik,* ist ebenso viel als *száz forinttal.*

Steht das mit *nek* suffigierte Wort in keinem Bezuge zum Verbum, und hängt es bloß von einem Substantiv ab, so kann auch nur das in *nek*-e liegende Genitivverhältnis zum Ausdruck kommen. *Ki oldja meg nehéz sorsának lánczeit. Sortis vim.* Szakadatlan szenvedés az emberiség tiszta érzelmeit kifejleni nem hagyja.

Kann aber das mit *nek* suffigierte Nomen in *nek*-e ebenso auf das Verbum bezogen werden, als auf das mit dem Pronominalsuffix versehene Substantiv allein, so kann *nek* auch ebenso durch einen Genitiv als einen Dativ übersetzt werden. *Kár nyitja bolondnak fülét.* So wie (Tac. Agr. 41.) *Verberare aures alicui sermone* auch heißen könnte: *verberare aures alicuius sermone.*

Wenn an die Stelle des Nomens ein Pronomen tritt, so können hier auch diese drei Fälle möglich sein.

1. Das Pronomen entsprechend einem Dativ z. B. so wie: *Sokáig ébrenlevőnek feje fáj,* kann es heißen: *neki feje fáj, diu vigilantis caput dolet; ei caput dolet.*

Das Pronomen kann aber im Ungarischen auch wegfallen, dann übernimmt das ihm correspondierende Pronominalsuffix dessen Function, und bekommt hiemit Dativ-Bedeutung *mihi, tibi, sibi, ei.* A ki mérsékletesen él, reggel a feje nem fáj; *ei non dolet.*

2. Vertritt das Pronomen ein Substantiv, das nur einem Genitiv gleichkommt, so kann auch das Pronomen nur in dieser Form (als Nomen) eintreten, statt *ki oldja meg nehéz sorsának lánczeit* kann es heißen *az ő nehéz lánczeit.*

Und fällt das Pronomen weg, so kann das ihm correspondierende Pronominalsuffix auch nur Genitiv-Bedeutung haben. *Törd meg a diót, ha belét (eius) megakarod enni.*

3. Soll das Pronomen an die Stelle eines Nomens treten, das im Latein sowol Genitiv als Dativ sein kann, so kann das Pronomen sowol als Stamm *én te ő,* als in der Dativform *nekem, neked, neki* u. s. w. dafür eintreten. *Kár bolondnak nyitja fülét, neki nyitja fülét, nyitja az ő fülét.*

Fällt aber dieses Pronomen aus, dann erhält das Pronominalsuffix ebensowol Genitiv- als Dativ-Bedeutung; zur Übersetzung gelangt nämlich nicht das Pronominalsuffix selbst, son-

dern das daraus zu entnehmende Pronomen, das seinerseits wieder ein Nomen im Genitiv oder Dativ vertritt. Minden madár szól, a mint orra nőtt statt mint a madárnak orra nőtt kann es heißen mint az ő orra, oder mint neki orra nőtt, jeder Vogel singt wie sein (ő-*eius*) Schnabel gewachsen ist, oder wie ihm (neki-*αὐτῷ*) der Schnabel gewachsen ist. Az eb is haragszik, ha az orrát bántják, wenn man ihm (neki-*αὐτῷ*) die Nase verletzt, oder wenn man seine (ő-*eius*) Nase verletzt. A ki kerüli a munkát, nehezen tölti gyomrát, der füllt sich (magának-*sibi*) den Magen schwer oder: der füllt seinen (a maga gyomrát-*suum ventrem*) Magen schwer.

Diese Vorliebe der ungarischen Sprache, den Dativ eines Pronomens durch das Pronominalsuffix, zu dem es im possessiven Verhältnisse steht, vertreten zu lassen, führte einen Schritt weiter, auch reine Objectsdative, die also im Latein zu dem Verbum construiert, und zu dem Subjecte oder Objecte nicht in ein possessives Verhältniß gestellt werden, durch ein Pronominalsuffix an dem Subjecte oder Objecte auszudrücken; das Pronominalsuffix, das doch zu seinem Nomen im Genitivverhältnisse steht, bekommt dadurch Dativ-Bedeutung, die für die Übersetzung auch allein berücksichtigt wird. Oh hagyj enyészni, küldd halálomat, csak ne lássam e szörnyű hadat. Halálom heißt: *ὁ θανάτός μου*, es kann aber der Satz nur construiert werden: küldd nekem a halált, *mitte mihi mortem*. Magamban fogok kívánni könnyebb sorsodat (*precor tibi meliorem sortem*) és korodhoz illő vigabb kedvedet (*tibi vitae vigorem*). Lakjatok vigan, most egyszer méltó tárgyatok (*vobis*) jutott. Nem adhatok meg boldogságodat. (*tibi*). Maradt-e másom életem kívül (*nunc mihi superest aliud quidquam*).

So besonders bei lesznek fio. Látánk nyulat, nem lesz jó szerencsénk, *fortuna nobis non favet* (lesz-fit). Lesznek barátim (*existunt mihi amici*). Urad helyett én jobb urad (*tibi*) lesznek. "Ἄλλοις μὲν χρήματά ἐστι πολλά, ἡμῖν δὲ ξύμμαχοι ἀγαθοί Krüg. 48. 3. 2.

Auch haben Adjectiva ihren Dativ der Beziehung wem? für wen?, für das Latein also auch einen Dativ ohne possessiven Zusammenhang, durch ein Pronominalsuffix ausgedrückt bei sich. Maradj hivem (*mihi fidelis maneat*) és dúsabba teendlek mint álmaidban voltál valaha. Ὁμογενὴς ἐμός Eur. Iph. T. 918.

Aber auch wenn ein Pronomen zu dem Verbum in einer andern Beziehung steht als einer dativischen, liebt es die ungarische Sprache, dasselbe an das Subject oder Object zu suffigieren, während die lateinische Sprache umgekehrt die Beziehungen zu dem Verbum möglichst hervortreten lässt. Munkánk után csekély uzsonna vár. *expectat nos coena*; több levelem érkezett mehrere Briefe an mich (gerichtet) sind angelan

ἀγγελία eine Botschaft an mich Il. 19. 336. Nem hallám eddig egy rossz szavadat. *Ne verbum quidem ullum ex te audiui.*

Wenn nun auf diese Weise im Ungarischen das Pronomen im Hauptsatze seiner Beziehung zum Verbum entrückt und in das Genitivverhältnis getreten ist, so muss auch bei einer Participialconstruction das Subject des Nebensatzes, wenn es sich auf dieses Pronomen bezieht, zu demselben Nomen in das Genitivverhältnis treten, während es im Latein an der Stelle des Pronomens in Bezug zu dem Verbum tritt. Félékeny katonának nem sir az anyja. *Si miles timidus est, ne mater quidem eum deplorat; ne mater quidem timidum militem deplorat.* Die ungarische Construction wäre: *si miles timidus est, ne mater eius quidem lamentatur; ne mater quidem timidi militis lamentatur.* Vigyázó gazdának kegyetlen hirt támad. Alvó oroszlának jajgat a kölyke.

II. *nek* in *nek-e* entsprechend einem lateinischen Genitiv.

Der Genitivus ist, wie bereits erwähnt wurde, der Casus, der die innere Zusammengehörigkeit zweier Begriffe ausdrückt. In einem inneren Zusammenhange aber können zwei Begriffe stehen, wenn sie sich als Theil zum ganzen, Besitz zum Besitzer, Werk zum Urheber, verhalten. Es ergibt sich also ein Genitivus possessivus, partitivus und originis. Aus dem Bereiche des ganzen, Besitzers, Urhebers wird ein Theil herausgehoben; und das Nomen dieses herausgehobenen Theiles, Besitzes, Werkes tritt in bezug zu dem Verbum in den erforderlichen Casus, an dem Nomen des ganzen, Besitzers, Urhebers aber, wird die innere Zusammengehörigkeit durch die Genitivendung ausgedrückt. Im Ungarischen wird nicht nur der latein. Genitivus possessivus, sondern auch der Genitivus partitivus und originis possessivisch durch eine Dativ-Wendung gegeben, *nek* zeigt den Besitzer an, das Nomen des Besitzes aber erhält in dem Pronominalsuffix das Zeichen der possessivischen Zusammengehörigkeit mit dem Besitzer. Das Besitznomen wird aber durch das Pronominalsuffix nicht etwa selbst Genitiv, wie im Latein das Nomen des Besitzers durch die Genitivendung, sondern das Pronominalsuffix tritt zu ihm in das Genitivverhältnis.

1. Der Genitivus possessivus drückt die innere Zusammengehörigkeit zwischen Besitz und Besitzer aus, wie: das Haus des Vaters, *domus patris*; az atyának háza (dem Vater sein Haus). Aber nicht bloß concrete Dinge können Besitz einer Person oder Sache sein, sondern auch abstracte Begriffe, Handlungen, können in das Possessiv-Verhältnis treten, dabei aber ergibt sich wieder ein zweifaches Verhältniß: entweder ist das Besitznomen ein Substantivum verbale mit activer,

oder mit passiver Bedeutung; im ersteren Falle übt die durch den Genitiv bezeichnete Person oder Sache die Handlung aus und der Genitiv wird, wenn man das Verbalsubstantiv in ein Verbum verwandelt, dazu Subject, daher genannt Genitivus subiectivus, im zweiten Falle geht die Handlung auf den Genitiv über, dieser wird, wenn das Substantiv in ein Verbum passivum verwandelt wird, auch Subject, wenn es aber wie oben in ein Verbum activum verwandelt wird, Object der Handlung, daher genannt: Genitivus obiectivus.

Dass im letzten Falle der „possessive“ Begriff des Genitivus sehr zurücktritt, liegt in der Natur der Sache. Es ergeben sich also drei Genitive: 1. der eigentliche Possess. gen., wenn das Besitznomen ein concretes Ding bezeichnet, in Satzform als Subject mit „haben“ aufgelöst: das Haus des Vaters, der Vater hat ein Haus; 2. der Genitivus subiectivus, wenn das Besitznomen ein Substant. verbale mit activem Sinne ist, die Liebe des Vaters, der Vater liebt; 3. der Genitivus obiectivus, wenn das Besitznomen ein Substantivum verbale mit passivem Sinne ist, die Liebe zu dem Vater, der Vater wird geliebt, oder (ich, du) er liebt den Vater.

a) Genitivus possessivus: a gyermeknek fegyvere a sirás.
A fiatalság reményteljes napjai elenyésztek. Valóban nyomorult az, kinek szemei még soha sem sirtak (siehe B. a und b und C.).

Es können auch mehrere Genitive (*nek-e*) einer von dem anderen abhängig werden, wie Hunyady fényes diadalmának napjának ünnepét üljük. Nincs olly szakács, ki minden embernek szája ízén tudjon főzni.

Auch kann ein Nomen zu mehreren in das Genitivverhältnis treten. Némának anyja sem érti szavát. Kinek kinek munkája mutatja mivoltát.

An die Stelle des Substantivs mit *nek* kann auch ein Pronomen personale treten; dieses tritt dann als Stamm *én* te ő etc vor das Besitznomen. Das Genitivverhältnis resultiert aus der durch das Pron. suffix angedeuteten Zusammengehörigkeit der beiden Begriffe. Da das Pronomen personale hier den Besitzer anzeigt, so entspricht es dem lat. Pron. poss. *meus tuus suus (eius)* etc. *ὁ ἐμός, ὁ σός, ὁ αὐτοῦ, meus ipsius, ὁ ἐμαυτοῦ* etc. Szép virág az én világom, az nyit bennem vigeret. Pénz a te istened. Maga orrát (*sum ipsius nasm*) senki sem harapta el.

Das Pron. personale fällt aber auch, wenn kein Nachdruck darauf liegt, oft weg; dann zeigt das ihm entsprechende Pronominalsuffix allein den Besitzer an, und es erhält so die Bedeutung: *meus, tuus, suus*, so wie es oben (A. b. C. 1. 2. 3.) die Bedeutung *mihi tibi sibi ei eius* erhalten hatte. Jedoch wird nicht an jeder Stelle, wo das Suffix possessive Bedeutung hat,

im Latein auch *meus*, *tuus* gesetzt. Siehe Grys. Theor. des lat. Stils S. 63. — Hová hunyt el tündöklő két szemed (*tuus*). A munka dicséri mesterét (*suum opificem*). A ki Istenért békét tűr, nem hullanak könnyei (*eius lacrimae*) porba.

Nur um den Besitzer hervorzuheben, ist *nek* in *nek-e* nöthig, um ein bloßes Genitivverhältnis auszudrücken, ist es nicht nöthig. Der possessive Begriff tritt aber zurück bei Ortsbezeichnungen. In Namen, wie Petőfalva, Mátyusfőldé, Sámsonháza lässt sich zwar noch deutlich das Besitzverhältnis erkennen, ihnen analog sind aber auch Ortsnamen construiert, wo diess nicht mehr der fall ist, wie: Balaton tava, Buda városa. Sajó völgye Mátra hegye (*ἐπὶ Τροίης ἑρὸν προ- λείθρον ἔπερσεν* Od. α, 2.). Ja der Sprachgebrauch geht noch weiter und setzt das Pron. Suffix auch an Postpositionen, die bloß ein locales Verhältniß bezeichnen, wie zu alatt, megett etc., aber ohne dabei eine „possessive“ Zusammengehörigkeit bezeichnen zu wollen, denn es ist dem Sinne nach gleich, ob man sagt: a székek alatt, oder ohne Zusammensetzung: a szék alatt. Es muss aber stehen bleiben, wenn das Nomen nach ihm steht: Csak előtte Istenemnek és nekéd inncs zárva szivem, titkom nem lehet.

Wird aber statt zu dem Substantiv zu einem Pronomen personale ein locales Verhältniß bezeichnet, dann entspricht das Pron. Suffix jenem lateinischen Casus, den die latein. Präposition verlangt: elöttem *ante me*, mögöttem *post me*.

b) Der Genitivus subjectivus. Egynek nyeresége másnak vesztesége. A szentek nem kevésbé érdemlik meg a hitetlenek háliját és bámulatát, mint a hivesek tisztelét. Megbocsáthatlan hibája a nemzeti íróinknak, hogy kényeztetik nemzetünket.

Auch hier kann statt des Substantivs ein Pron. personale eintreten, in der Bedeutung von *meus tuus eius*. Legyen te akarato d, fiat voluntas tua. Und fällt diess Pronomen aus, dann erhält das Pron. Suffix allein diese Bedeutung *meus tuus suus*. Hová hunyt el tündöklő két szemed, hová veszett mosolygásod.

c) Der Genitivus obiectivus. A félénk katona a rendnek botránkozása. Cic. Brut. 3. 12. *perturbatio totius valetudinis corporis, valetudo corporis perturbatur*. Mind jó ott lakni, a hol becsülete van a jámbornak, wo man Achtung vor den guten hat: *boni aestimantur, aestimatio bonorum*. A tudományok szeretete még nála nem ébredett. *Studium scientiae, artium*. A belső nyugodalmokkal nem birhat erőszak, 's külső romlásnak rajtok nincs semmi hatalma. Macht über etwas. A jó kedv legjobb fűszerszáma a nyomoruságnak. Nem maga a boldogság, hanem csak

annak kiérdemlése lehet virága e völgynek. Sok fecske ősznek jele (der Frühling wird angekündigt).

An die Stelle des Substantivs kann auch ein Pronomen personale treten (*én, te, ő*) und erhält hier nicht nur die Bedeutung von *meus, tuus, suus*, sondern auch von *mei tui sui nostri vestri*.

Ezt nézd meg jól, ez a te árulód: das ist dein Verräther. *Lysander imprudens ipse suus fuit accusator* Nep. Lys. 4. 3. *Misit filium non solum sui deprecatores, sed etiam accusatores mei*. Cic. Att. 10. 8.

Ist das Pronomen personale nicht ausgedrückt, so fällt seine Bedeutung auf das Pron. Suffix allein. Ej ej! bizony nagy gondod at viselték, hogy így beköttek. *Curam tui gesserunt*. εὐνοία ἐμῇ, Wohlwollen gegen mich. Xen. Cyr. 3. 1. 28. Boszút Garán fogsz még is állani, mert tolvajod lett őriző helyett, er wurde ein Dieb an dir statt ein Wächter über dich.

2. Der Genitivus originis drückt die innere Zusammengehörigkeit zweier Begriffe aus, die sich zu einander verhalten wie Urheber und hervorgebrachtes, Ursache und Wirkung, Grund und Folge. Er steht auch bei abstracten Substantiven, wie der Gen. subiectivus und obiectivus, unterscheidet sich von diesen aber so, dass das Substantivum verbale in ein Verbum verwandelt den Genitivus subiectivus nur als Subject zu sich nimmt, den Genit. obiectivus im Activ als Subject, im Passiv als Object, den Genitivus originis im Activ als Subject, im Passiv aber als Ablativ (durch, von): Még is van haszna az utazásomnak és szenvedéseimnek, az, hogy most viselni tudom sorsomat. Doch habe ich einen Nutzen von meinen Reisen (die Reisen nützen, durch die Reisen wird genützt). *Itaque haec provincia, Quirites, si et belli utilitatem et pacis dignitatem sustinere vultis, a metu calamitatis est defendenda*. Cicer. Manil. VI. *utilitatem capere ex aliqua re*.

Elrejtett kincsnek semmi haszna. Hasznos munkának nincsen fáradsága. In einer nützlichen Arbeit gibt es keine Ermüdung (Arbeit ermüdet, durch Arbeit wird ermüdet). *Ipsos belli taedium cepit* Liv. VIII. 2. Ekel vor dem Kriege, der Krieg erregt Ekel, durch den Krieg wird Ekel erregt. So auch *taedet me rei alicuius, piget, pudet, poenitet*. Im Ungarischen wird dieser Genitiv daher auch zuweilen durch das Suffix „ból” „woher” ersetzt.

Auch hier können statt der Substantiva persönliche Pronomina eintreten, und erhalten die Bedeutung von *meus tuus suus*. So wie man sagt: A hamis barátunknak haszna kevés, kann man sagen: az ő haszna kevés, der Nutzen aus ihm ist klein.

Wenn das Pronomen personale nicht gesetzt ist, so bekommt das Pron. Suffix allein dessen Function. Maradj közel, még

hasznodat veszem. *Utilitatibus tuis carere* Cic. ad Div. XVI. 3. *utilitas* im pass. Sinne: durch dich wird mir genützt; deiner Gefälligkeit entbehren. Addig kedves a szolgál, mig hasznát vehetik. *Utilitatem cognoscas meam* Terent. Eun. II. 3. 17. Benützbarkeit, Brauchbarkeit.

3. Genitivus partitivus drückt die innere Zusammengehörigkeit zweier Begriffe aus, die sich zu einander verhalten, wie das ganze zu seinem Theile. Es tritt hiebei der possessive Sinn von *nek-e* am meisten zurück, deshalb wird dieser Genitiv im Ungarischen häufig auch durch „ból, közől, között“ ausgedrückt. *nek-e* wird gebraucht:

- a) Bei Comparativen und Superlativen mit dem Suffix „ik.“ Mit *ik* suffigiert heben diese determinierend eine bestimmte Person oder Sache als Theil heraus, zu welchem dann das ganze in eine possessive Beziehung treten kann. Száraz időben tetszik ki a forrásnak jobbjika. Ezen dombok legmagasbikán szép síkság terjed el. Én elhagyám a ősz apát, a kedves régi hont, a hőst, az ifjak legnemesbikét.
- b) Bei den Ordnungszahlwörtern, die durch das Suffix *ik* ebenfalls auf eine bestimmte Person oder Sache hinweisen: Egyik, másik harmadik etc. und első, z. B. ki bántja szolgálmainak egyikét. Uram! rabnőid egyik e, ki olly betegnek látszék, megszökött.
- c) Bei Quantitätssubstantiven, die einen Theil aus dem ganzen herausheben, z. B. *nonnulla pars militum domum discedit*, a katonák egy része elment, z. B. *modius salis*, búzának három vékáját adta el. A bornak iczéje tíz krajczár.

Ist aber das Nomen des Theiles ein Comparativ oder ein Zahlwort, das nicht durch *ik* gleichsam individualisiert wurde, oder der Quantitätsbegriff ein Adjectiv oder Adverbium, so hört auch die ungarische Sprache schon auf, diese partitiven Verhältnisse durch das possessive *nek-e* auszudrücken, es existiert auch logisch zwischen solchen Begriffen keine possessive Beziehbarkeit mehr; zum Ausdrucke solcher partitiven Verhältnisse liegen der Sprache das Suffix *ból* oder die Postpositionen *közől* *között* näher. So auch: *Unus plures ex, de multis*; aber auch: *Is pede saucio relictus longe plurimos hostium occidit* Caes. b. g. IV. 5.

Te leggyöngébb vagy mindenek között. Én leggyöngébb vagyok mindnyájatok között. Jobb kisebb a két gonosz közül. 'S tudd meg, közöttök egy sincs néptelen. Elég pénze van annak, ki többet nem kíván (*satis pecuniae*, nicht pénznek elege).

Anders verhält es sich aber, wenn bei unbestimmten Zahlwörtern als Theilbegriffen zu dem ganzen ein Pronomen possessivum hinzutritt, oder das Nomen des ganzen selbst ein Pronomen personale ist.

1. In dem Satze: *Complures sociorum meorum (tuorum*

eius, or. *obl. suorum*) *res miras animadverterunt*, bezeichnet *complures* den Theilbegriff, *sociorum meorum* das ganze, aus dem ein Theil hervorgehoben wird. Mi szörnyű éj ez! néhány társaink csodálatos dolgot szemléltenek, im Ungarischen wird das unbestimmte Zahlwort sammt dem Substantiv (néhány társ) Theilbegriff, das Pron. Suffix allein tritt in das Genit. Verhältniß, und zeigt allein das ganze an, in dessen Bereich die Theile fallen, wie im Griechischen: *πλείονες ἑταῖροι ἡμῶν*. Im Latein ist die griechische Fügung beschränkt auf das Pron. der dritten Person; zu beachten sind auch die anderen latein. Wendungen: *Galba complura castella eorum expugnavit*. Caes. b. g. 3. 1. Galba eroberte mehrere ihrer festen Plätze. Ő ugy beszét, mint minden tette volt, *unumquodque factum eius*, jede seiner Thaten. Oh bár ég volnék, mikor égbe tekintesz, onnét néznének téged ezer szemeim, *millia oculorum meorum*, χίλιοι ὀφθαλμοί μου. No végre megy egy emberem (*unus aliquis ex meis*), einer von meinen Leuten. Ha emberünk vagy nyujtsad jobbodat (*unus ex nostris, nostrorum*). Cic. Quinct. 26. *Necesse est, iste, qui amicum, socium spoliare conatus est, perfidiosum se et impium esse fateatur*, ἑταῖρόν σου, einen seiner Freunde. Egy fiad vagyok, *υἱός σου filius tuus sum*. Erschöpft das Zahlwort alle Theile des ganzen, so wird es bloß adjectivisch, es hebt keinen Theil mehr heraus: Te újra bünt követsz el, vakmerő, midőn meglátnek minden társaid; *omnes socii tui*. Oda adjam hát ez egy szolgámat is, jó rossz napomban leghűbb társamat, *hunc unicum servum meum*.

Zuweilen aber ergibt sich nur aus dem Sinne, ob das Zahlwort partitiv ist oder nicht, z. B. Te egy csatán három testvéremet, 's vitéz apámat fektetéd a porba heífst sowohl *τοὺς ἐμοὺς τρεῖς ἀδελφούς* als *τρεῖς ἀδελφούς ἐμούς*.

2. *Maior pars nostrum (vestrum, eorum)*. Hier hebt der Theilbegriff *maior pars* einen Theil aus einer Mehrheit von Personen hervor (von, aus, unter uns). De mellyik az, mi a kisebb gonosz, előre mellyikünk (*quis nostrum*) mondhatja meg. Egy-más akadályozásában egyikök sem (*nemo eorum*) érhető czélt. Nincs hát szünet, míg egy közölünk e földet el nem hagyja.

3. *Melior pars mei tui sui eius nostri vestri*. Der Theilbegriff *maior pars* hebt einen Theil an der Person selbst hervor (den bessern Theil an mir, dir, ihm). Mi Brutust nézzük meg hon; főbb része már miénk, egy ostrom még 's egészen birjuk őt. In den beiden letzten Fällen steht das Pron. Suffix auch im Genit. Verhältnisse, wie die lat. Pronomina, aber eine formelle Unterscheidung des partitiven Verhältnisses, wie sie durch *nostri* und *nostrum*, *vestri* und *vestrum* ausgedrückt ist, findet im Ungarischen nicht statt.

So wie ein Substantiv zu einem andern Substantiv in das Genitivverhältniß (*nek-e*) treten konnte, so kann diess auch ein

ganzer Satz. Das Suffixum *nek* kann natürlich an den Satz nicht angehängt werden, aber das Substantiv, dem er untergeordnet ist, erhält wie früher, das Pron. suffix. So wie man sagt: *a halálnak oka*, so heisst es auch: *Nem mindenkör orvos az oka, ha meghal a beteg. Valóban hire van, hogy a tanács holnap királylyá készül tenni Caesart.* Diess ist auch der fall bei Zeitbestimmungen.

1. Wenn bei einem Substantivum der Zeit der Genitiv (analog dem Gen. subj. oder poss.) durch einen Zeitsatz ausgedrückt ist. So wie man sagt: *a szerelemnek napjai, ideje*, so auch: *Volt ideje, midőn te kértél és egy pillanat ezen szemekből, mondád, üdvözt.*

2. Wenn von einer Handlung, einem Zustande (ähnlich dem Genit. partit.) ein Zeitpunkt oder die Zeitdauer angegeben wird. *Ötödik esztendeje a nemeslevél kihirdetésének, azóta vendég nem szelt a kenyérünkől. Négy esztendeje, mióta rágódom tervemen. Öt éve már, hogy álmod nem kívánt. Egy napja már, hogy bolygok e vidéken. Négy holdja mulik immár, mióta férjed fogva van.*

Auch wenn die Abhängigkeit des Genit. Satzes gar nicht mehr ersichtlich, die Zeitbestimmung blofs parenthetisch eingeschaltet ist. *De bizony szomszédom is látta, most esztendeje, a vár falán állani.*

Nek-e, als Ausdruck für die possessive Zusammengehörigkeit zweier Begriffe, hat hier, wo aus dem Nomen des Besitzers ein ganzer Satz, aus dem des Besitzes eine blofse Zeitbestimmung geworden ist, seine äufserste Grenze erreicht; *nek* ist dabei nicht anwendbar, das Pron. Suffix drückt nur die Zusammengehörigkeit der beiden Begriffe aus; aber auch die kann gelöst werden; in: *Ötöd nap már, és ő még nincsen itt* ist jede Spur von *nek-e* verschwunden und wir sind zu dem, unserem Ausgangspuncte, dem blofsen Compositum (*koldusbot, istenitélet*) entgegengesetzten Puncte angelangt.

Während also *nek* als locales, prädicatives, dativisches und genitivisches Suffix in die Sphären des lateinischen Nom., Gen., Dat. und Accus. eingreift, kommt das Pronominalsuffix in *nek-e*, das doch pro nomine, das Nomen des Besitzers vertritt, diesen als 1., 2., 3. Person einfacher und vielfacher Zahl angibt, wie etwa die Stämme der pers. Pronomina *ego tu is*, in seiner syntaktischen Verwerthung gleich dem latein. Pronomen im Genit.: *mei tui sui eius nostri vestri nostrum, vestrum eorum*, im Dat.: *mihi tibi sibi ei nobis vobis iis*, dem possessiven Pronomen im Nominativ: *meus tuus suus (eius) noster, vester (eorum)*.

O f e n.

A. K r i c h e n b a u e r.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Aeschyli, quae supersunt tragoediae. Vol. I. Sect. I. Agamemno. Recensuit adnotationem criticam et exegeticam adiecit Henricus Weil. in facultate litterarum Vesontina professor. Giefsae, J. Ricker, 1858. (XVI u. 156 S.) — 1 fl. 28 kr. ö. W.

Kaum irgend ein Schriftsteller von gleicher Schwierigkeit hat in der jüngsten Zeit so vielfache Bearbeitung in Abhandlungen und Einzelausgaben gefunden als Aeschylus, seit die Hermann'sche Ausgabe dazu angeregt hat. Namentlich aber ist der Agamemnon in der letzten Zeit reichlich bedacht worden, indem, selbst abgesehen von Enger's mehr dem Schulzwecke bestimmter Bearbeitung, nicht weniger als drei Einzelausgaben desselben in nicht gar bedeutenden Zwischenräumen erschienen sind. Und doch kann man nicht sagen, dass die Kritik des Agamemnon dadurch bedeutend gewonnen hätte. Während Schneidewin's geringe Selbständigkeit sich zu nahe an Hermann hielt, verdarb anderseits bei Karsten maßlose Willkür, was seine Kenntniss der Literatur, sein feines Gefühl für ungehöriges und sinnloses, endlich die Unabhängigkeit seines Urtheils, ihn hätte können erreichen lassen. Die vorliegende Ausgabe ist von solchen Extremen frei, meist zeigt sich richtiges Urtheil, Einhaltung eines strengen Maßes, wir sagen meist, denn leider finden wir auch hier hie und da flüchtiges Hinweggehen über Bedenkliches, und Conjecturen da, wo sie besser fehlen würden. Diess sind aber, wie gesagt, vereinzelte Fälle, sie können nicht das vielfache Gute, in dem sie sporadisch eingestreut sind, vergessen machen. Es finden sich einzelne treffliche und unzweifelhafte Besserungen, viele plausible. Der Commentar ist kurz, klar und ausreichend.

In der Vorrede spricht sich der Hr. Verf. aus über die Beschaffenheit des Aeschyleischen Textes, und den daraus sich ergebenden Charakter der Textkritik. Die Grundsätze derselben erläutert er durch Anführung einiger Stellen aus Agamemnon und durch die Behandlung zweier Stellen aus den Eumeniden. V. 687 vermuthet der Hr. Verf. allerdings sehr scharfsinnig, dass die Worte ἀεὶ δ' ἐκείνων aus der Glosse ἀδένεατον zu κερδῶν ἄθικτον hervorgegangen, so dass hiedurch

zwei Verse 683 und 687 entstanden seien. Allein die Verbindung mit dem vorausgehenden und die Constituierung des folgenden ist weniger geeignet, Glauben an die Richtigkeit der ganzen Herstellung zu erwecken. Diess gilt noch in viel höherem Mafse von der zweiten, wo der Hr. Verf. statt 1044 σπονδαὶ δ' ἐς τὸ πᾶν ἔνδαιδες οἴκων einen ganz andern Vers hindichtet σεμναὶ δ' ἔστε καὶ εὐμενίδες θεοί. Wenn auch dieser Vermuthung ein ganz richtiger Grund, nämlich eine Erwähnung in der Inhaltsangabe des Aristophanes, unterliegt, so gehört sie doch dem weiten Reiche des möglichen an, und zwar demjenigen Theile desselben, auf den sich unsere Kriterien des wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen nicht mehr erstrecken.

Wir gehen zum einzelnen über. V. 2 fasst der Hr. Herausg. nach Klausen μῆκος als Acc. der Betheuerung: *per annuae vigiliae longitudinem*. Diess wäre unerhört, wer könnte diess verstehen? πρὸς τοῦ μήκους, καὶ τὸ μῆκος (καὶ μὰ τόδε σκῆπτρον), aber der blofse Accusativ! Wir können allerdings auch mit den Besserungsversuchen anderer nicht einverstanden sein, weder mit Valckenaers μῆχος, noch mit Karstens ἐγκοιμώμενος, und vermuthen vielmehr φρουρᾶς ἑτέρας μῆκος ὃς κοιμώμενος, ich, der ich der Jahreswacht lange Dauer hindurch lagernd etc. — V. 3 στέγης ἄγκυθεν richtig aufgefasst 'oben auf dem Dache.' — V. 7 belassen. — V. 25 λοῦ λοῦ an der Stelle, wo es die Hlschr. hat, was der Hr. Verf. richtig begründet durch das Asyndeton. Wenn derselbe dagegen das allerdings richtige σημαίνω dadurch vertheidigt, dass der Bote aus Freude sich stelle als rede er die Klyt. selbst an, so bringt er dadurch in die Stelle etwas Possierliches, das mafslos und höchst geschmacklos wäre. — V. 57 τῶνδε μετόικων, die Adler selbst, wol mit Recht. — V. 69 οὐθ' ὑποκάων trotzdem οὐτε δακρύων. Die falsche Lescart ist corrigiert, die Erklärung derselben aber belassen. — V. 78 Ἄρης δ' οὐκ ἐν ἀώροις möglich. Richtig glauben wir ist V. 90 τῶν τ' ἀγρονόμων für τῶν τ' οὐρανίων conjiciert. — V. 104—13 die Hermann'sche Leseart mit Ausnahme 111 ὃ δ' ἐξόπιν; wir begreifen nicht, warum ὃ τ' falsch sein soll; vortrefflich dagegen ist V. 119 (Dind. Zähl.) ἐπὶ κυμάδι φέροντα parenthetisch. — V. 134 bezweifelt der Hr. Herausg. στρατωθέν; es sei zu kühn von einem Zügel gebraucht. Dagegen lässt sich einwenden, dass das vorausgehende κνεφάση mindestens ebenso kühn ist. Um jedoch diese Kühnheit nicht zu überschätzen, muss man bedenken, dass ein solcher Ausdruck wie στόμιον, vom Heere gebraucht, nicht ein eigentlicher Tropus ist, es ist vielmehr für den allgemeinen Begriff des einengenden, einzwängenden ein specielles concretes gesetzt; daher das Vergleichswort nicht zum vorausgehenden (κνεφάση) zu passen braucht, und das folgende sich einfach an das hält, was mit στόμιον bezeichnet ist, an den Begriff Heer. — V. 144 σε τερπνὰ τούτοιιν αἰτῶ, 145 φάσματ' ἀθυμῶν, 150 ἀπλοίας nach δεισήμερα keine Ergänzung; die ganze Behandlung der Stelle halten wir für verfehlt.

V. 182 βιαίως, 190 παλιρρόχοις, 244 ἐμέλψεν, 246 παιᾶνα nach Hartung's trefflicher Besserung. 251 nach Bamberger.

V. 272 τί γάρ τὸ ohne Unterscheidung, weil *vulgata interpunctio sermonem praebet simpliciore et vividiore*. Die Folge dieser größern Einfachheit und Lebhaftigkeit (?) ist aber, dass Klyt. eine verkehrte Antwort gibt. Es kann nicht der geringste Zweifel sein, dass zu interpungieren τί γάρ; darauf weist der Nachdruck, mit welchem Klyt. den Fragepunct in ihrer Antwort betont. Die fast neckende Weise, in der Klyt. dem Chore Auskunft verweigert und nur negativ antwortet 273—275—77, nöthigen den Chor einen Umweg einzuschlagen V. 278, und erst auf die verwunderte Frage V. 280 folgt die ausführliche Beschreibung des Vorganges. Alles zeigt, mit welcher außerordentlichen Sorgfalt bis in's kleinste Klytaemnestrens Charakter ausgearbeitet ist.

Zwischen 285—87 nimmt der Hr. Herausg. den Ausfall zweier Verse an und setzt den einen aus Hesych, welche Stelle Dindorf zu 301 zieht; zweifelhaft. — V. 304 μείζον μὴ χαρίζεσθαι: nicht übel, allein wir würden θεσμόν μὴ χατίζεσθαι vorziehen. Nur würden wir mit Karsten unter θεσμόν nicht die Nachricht, sondern den Befehl der Klyt. verstehen.

V. 327—28 φυτάλμιοι παίδων γέροντες. Wir begreifen nicht, was an der hdschrftl. Leseart φυταλμίων παῖδες γερόντων befremdendes ist. Diesem und dem vorausgehenden Verse wird das Schicksal der hilflosen, ihrer Beschützer beraubten erwähnt. Zu ἀνδρῶν denkt man sich die Frauen, zu κασιγνήτων die Schwestern oder jüngern Geschwister; bei φυταλμίων γερόντων ist als Epexegeze des οἱ παῖδες hinzugefügt. Dass γέρον nicht nothwendig Greis, sondern auch bloß den gereiften Mann bezeichnet, beweist Perser 732 Βακτρίων δ' ἔρρει πανώλης δῆμος, οὐδέ τις γέρον. Es stehen also parallel ἀνδρῶν κασιγνήτων φυταλμίων γερόντων (= πατέρων), παῖδες liegt factisch schon mit enthalten in οἱ, ist aber wegen des umschreibenden Ausdrucks φυτ. γεφ. wiederholt.

V. 345 — 47 'Malevola odit sagacitate usa Clyt. omnia indagat, quae victoribus obesse possunt, deorum ob impie facta vindictum, caesorum iram, sinistre addit nova quaedam mala.' Auf solche Weise lässt sich alles erklären. Aber wie man sich das Verhältniß der πρόσκαια κακά zu dem πῆμα τῶν ὀλωλότων denken, wie das letztere das erstere fern halten soll, erfahren wir nicht. Mit der Versicherung, Klytm. wollte so sagen, lassen sich diese Fragen nicht abschneiden. — V. 350 τὴν ὄνησιν richtig.

V. 360 μέγα δουλείας eingeklammert nach Hartung und Enger. Sehr mit Unrecht. Der Grund *nox illa fatalis non solum servituti sed neci Troianos tradidit* ist weder logisch noch kritisch stichhaltig. Wir verweisen den Hrn. Herausg. auf V. 529, 328, 334 und Sept. 254 mit dem folgenden Chorgesange. In der Construction gehört δουλείας γάγγαμον zusammen, davon hängt als Poss. gen. ab ἄτης.

V. 374—75. Der Hr. Herausg. bestreitet die Richtigkeit der Überlieferung: *neque enim posteris impiorum hic locus est neque bellico ardori*. Gewiss ist ἐγγόνους unrichtig, aber deshalb ist nicht auch πέφανται falsch, das vor allem Zweifel gesichert sein sollte durch 369—70 οὐκ ἔφα τις θεοὺς βροτῶν ἀξιοῦσθαι μέλειν. Weiter ist ἀτολμήτων ἄρης gewis kein *bellicus ardor*, sondern einfach ἀτολμήτων τόλμα also ganz richtig, und zu belassen, so wie am ende dieses Chorgesanges γυναικὸς ἀλχμά nicht eine wirkliche Lanze, sondern den einer stürmenden Lanze gleichenden *impetus* des Weibes bezeichnet. Ganz unbegreiflich ist aber das verfahren des Hrn. Herausg. bei seiner Conjectur. Zur Restituierung von Suppl. 757 benützt Dindorf die Hesychische Glosse φυσίφρονες· πεφνυσημένοι τὰς φρένας, μάταιοι, und setzt φυσίφρ. dort in den Text. Damit nun die Bröcklein nicht verderben, benützt der Hr. Herausg. den Rest und schreibt: πεφύσεται δ' οὖς ἀτολμήτω θράσει. Dem οὖς ein πεφνυσῆσθαι zuzuschreiben halten wir für ganz ungr Griechisch. Allein, wie schon oben bemerkt, ist πέφανται ganz richtig, nur wird statt ἐγγόνους zu schreiben sein ἐντόνως 'streng.' — V. 378 μέτρον δὲ βέλτιστον wol richtig. — V. 397 τόνδ' ἐπίστροφον οἶδμα sehr gut. — V. 413—14 die corr. Leseart; den in der Anm. gemachten Verbesserungsvorschlag halten wir für ganz verfehlt. — V. 423 ὀρᾷ nach Prien. — V. 444 εὐθέτους nicht zu billigen. Es ist gewiss von der Todtenasche passend εὐθέτος 'wohl, sicher bewahrt.' — V. 454 ἔμμοροι gut nach Wieseler's ἔμμοιροι. — V. 457 ὁ δημόρατος und dem entsprechend 439 ὁ καὶ ταλαντοῦχος 'haec per parenthesis addit, ipse acumine suo gaudens.' Wenn der Hr. Herausg. nicht zu V. 457 die unnöthige Conjectur gemacht hätte, so wäre er gewiss nie auf den Gedanken gekommen, V. 439 in so unglücklicher Weise zu ändern. Was in aller Welt bewog ihn, Porson's vollkommen befriedigendes δημοκράντου zu verwerfen? Woher weis er, dass der Dichter *acumine suo gaudet*? Diese Art Gründe sind äusserst bedenklich. Warum soll ferner καὶ ταλ. ἐν μάχῃ δ. parenthetisch stehen? Dafür lässt sich gar kein haltbarer Grund denken. Der Hr. Herausg. hätte am besten gethan bei der Emendation Porson's stehen zu bleiben. — V. 489 scheint uns φασφόρων unrichtig. Vielleicht φαάντερον oder φαέστερον? — V. 501—2 'eidem personae, quae superiora pronuntiavit continuari non possunt. Schneidewin haec ab alio choreuta dicta esse suspicatur.' Natürlich, wenn man dem einfachen, natürlichen aus dem wege geht, muss man nach dem unerhörten und unmöglichen greifen. — V. 662 ἦρως τις äusserst matt.

V. 674. Μενέλεων γὰρ οὖν | πρῶτόν τε καὶ μάλιστα προσδέχου μολεῖν unbegreiflich! Menelaus, von dem der Herold nichts weis (V. 671 καὶ νῦν ἐκείνων, εἴ τις ἐστὶν ἐμπνέων, | λέγουσιν ἡμᾶς ὡς ὀλωλότας, τί μή; | ἡμεῖς τ' ἐκείνους ταῦτ' ἔχειν δοξάζομεν.), wird als zunächst (πρῶτον) und sicher (μάλιστα) kommend bezeichnet. Und 679 sagt der Herold ἐλπίς τις αὐτόν πρὸς δόμους ἦξειν πάλιν. Doch wol nach Sparta? Wir vermuthen daher, dass eine Umstellung vorzunehmen ist:

καὶ νῦν ἐκείνων εἴ τις ἐστὶν ἐμπνέων,
 λέγουσιν ἡμᾶς ὥς ὀλωλότας, τί μή;
 ἡμεῖς τ' ἐκείνους ταῦτ' ἔχειν δοξάζομεν.
 εἰ δ' οὖν τις ἀκτὶς ἡλίον νιν ἱστορεῖ
 χλωρόν τε καὶ βλέποντα, μηχαναῖς Διός,
 οὐπω θέλοντος ἐξαναλῶσαι γένος,
 ἐλπίς τις αὐτὸν πρὸς δόμους ἥξειν πάλιν.
 γένοιτο δ' ὥς ἄριστ' Ἀγαμέμνονα μὲν οὖν
 πρῶτόν τε καὶ μάλιστα προσδόκα μολεῖν.
 τοσαῦτ' ἀκούσας ἴσθι τάληθ' ἢ κλύων.

Vgl. Sept. adv. Th. 547 Παρθένοπαῖος. 488 Ἰππομέδοντος. Scheint diess zu gewagt, so kann man schreiben: γένοιτο δ' ὥς ἄριστά γ' Ἀγαμέμνονα μὲν οὖν.

V. 697 mit recht zweifelhaft gelassen. V. 706 ὥς τότε sehr gut. V. 779 προσεβάλετο vortrefflich. V. 793 νυκτὶ τε χαίρουσιν ὁμοιοπρεπεῖς. Leider vermisst man ξυν sehr schwer. V. 806 εὐφρων πνόος vortrefflich. V. 817 müssen wir χρεῖος billigen, nur würden wir es als Neutrum auffassen und schreiben πληρουμένη (med.).

V. 871 eingeklammert. Die Schwierigkeit der Construction liegt einzig in der Parenthese, kann also wahrlich nicht für unüberwindlich gelten. Wir halten den Vers für echt, und sehen in τὴν κάτω γὰρ οὐ λέγω eine Anspielung auf die drei Leben, die die Seele nach der Lehre der Seelenwanderung durchmachen musste. Pind. Ol. II. 124—27 ὅσοι δ' ἐτόλμασαν ἐς τρεῖς ἐκατέρωθι μέλναντες ἀπὸ πάμπαν ἀδίκων ἔχειν ψυχάν, ἔτειλαν Διὸς ὁδὸν παρὰ Κρόνου τύρσιν.

V. 908 δμωαί, τί μέλλεθ', wir hoffen, dass es Druckfehler ist. — Was zu V. 930 (geändert in εἶπον τάδ', ὥς...) und 933 bemerkt wird, ist scharfsinnig, wir wagen aber nicht zu entscheiden ob richtig, d. i. wahr. — V. 943 κρατεῖς μέντοι παρεῖς γ' und 948 γνωματοφθορεῖν gewiss richtig.

V. 983—84. Äußerst schwierige Verse. Im Texte belässt der Hr. Herausg. die corrupte Leseart. In der Anmerkung gibt er einen von Hermanns und anderer Erklärung abweichenden Sinn: *quum exercitus Troiam proficisceretur, nobis iam defloruerat aetas*. Allein was soll die Erwähnung des eigenen (ehemaligen) Alters bei der jetzigen Furcht. Es ist vielmehr offenbar der durch das Ganze, Strophe und Antistrophos, gehende Gedanke folgender: Alles ist glücklich abgelaufen, und doch kann ich eine geheime Unruhe nicht aus meinem Gemüthe verbannen. Wir vermuthen, dass χρόνος als eine unrichtige Ergänzung beigeschrieben wurde, und so in den Text kam. Subject würde dann ξυνεμβολαί:

[πολλῶν] ἐπεὶ προμνησίων ξυνεμβολαὶ
 ψάμμαι [δὴ] παρήβησαν, εὐτ' ἀπ' Ἰλίου.

Vermuthungen, denen ich übrigens nur so weit Sicherheit beimesse, als sie in meinen Gründen wurzeln.

στφ. β wollen wir nur wenig erwähnen. Nach εὐθυπορῶν ver-

muthet der Hr. Herausg. Ausfall von sieben Sylben, und belässt daher *αντιστρ. β ἐπ' εὐλαβεία*. Dagegen scheinen uns 1008 und 1009 leicht herzustellen. Bei Enger's *καὶ πρὸ μὲν τι χρημάτων* (wol besser *μὲν τι*) misfällt *τὶ χρημάτων*. Wir vermuthen: *καὶ τὸ μὲν τι χρημάτων | κτήσεως ὅκνω βαλὼν*.

V. 1041. Was der Hr. Herausg. in der Anm. vermuthet: *τληῖναι δουλίας μάθη βίᾳ* scheint sehr gezwungen und Dindorf's Schreibung jedenfalls die beste. Wir vermuthen, dass die Verse 1060—61 nach 1052 zu stellen sind; dann stellt sich folgende Symmetrie heraus: Ch. 3. Kl. 5. Ch. 2. Kl. 5. Ch. 2. Kl. 5. Ch. 3, allein vielleicht täuschend. Sinn und Zusammenhang rechtfertigen übrigens die Umstellung.

V. 1055 sehr schön emendiert: *οὔτοι θυραΐαν τήνδ' ἐμοὶ σχολὴν πάρα τρίβειν*.

Von V. 1035 wollen wir in die Betrachtung eine jüngst erschienene Breslauer Doctor-Dissertation von F. Rhode, 1858, mit hineinziehen, die sich durch streng philologische Methode auszeichnet.

V. 1052 schwierig. Rh. *ἔσω φρενῶν λαχοῦσα πείθεται*. — V. 1057 *πάρος*. Rh. *πάλαι*, das letztere halten wir für das richtige. — V. 1183 halten wir entschieden für eingeschoben. Er verdirbt die ganze Stelle, und ist nur eine matte Wiederholung von 1178—79, zusammengesetzt aus Remiscenzen, *ἐξ αἰνιγμάτων* 1112 und *εὖ τοῦτο, κάφρένωσας οὐχ ἥμιστά με*, oder Soph. Ant. *κλαίων φρενώσεις ὧν φρενῶν αὐτὸς κενός*. Wie viel kräftiger:

*λαμπρὸς δ' ἔοικεν ἡλίου πρὸς ἀντολὰς
πνέων ἐσάξειν, ὥστε κύματος δίκην
κλύζειν πρὸς αὐγὰς τοῦδε πῆματος πολύ.*

V. 1196 *οὐ μ' εἰδέναι*. Rh. *τό μ' εἰδέναι* und erklärt *testare me esse pseudomantem etc. sed antea, si quidem ab animo tuo ac religione id impetrare potes, tura me pristina scelera in hac domo ac genere commissa non divinando scire sed auditu tantum comperta habere*. ungemein scharfsinnig, allein eine Schwierigkeit liegt darin, dass man *ἐμαρτύρησον* für *μαρτύρησον ταῦτα* nehmen soll. Vielleicht ist statt *λόγῳ* zu schreiben *δοκεῖν*.

V. 1198. Unbegreiflich ist es mir, wie man in diesem Verse konnte einen Sinn finden. Es ist schlechterdings unbegreiflich wie von den Worten Kassandras, mögen sie was immer bedeuten, der Chor anlass nehmen konnte zu fragen, ob ein Eid (*γενναίως παγείς*!?) helfen könne. Wir vermuthen, dass *ὄρκος* sich eingeschlichen hat, und zwar durch eine täuschende Ähnlichkeit mit V. 1568—70 *ἐγὼ δ' οὖν | ἐθέλω δαίμονι τῷ Πλεισθενιδᾶν | ὄρκους θεμένη τάδε μὲν στέργειν* etc. Dass hier mit dem *παιώνιον* kein *ὄρκος* zusammenhängt, ist klar; aber welches ist das Wort, das durch *ὄρκος* verdrängt wurde? Wir glauben *εἰδώς*. Natürlich bleibt dann das handschr. *πῆμα*, dagegen wird *γενναίως* zu ändern sein in *δηναιῶς*, und das ganze so lauten:

*καὶ πῶς ἂν εἰδὼς πῆμα δηναιῶς παγὲν
παιώνιος γένοιτο;*

V. 1207 vermuthen wir ἡ καὶ τέκνων ἐς ἔργον ἦλθεν οὐ χρόνῳ; wo das richtige τον für die zweite Person überliefert ist, την zu ändern. ist unbegreiflich. — V. 1226 ist auszustossen. — V. 1231 τοιάδε τόλμα, wahrscheinlich; ebenso V. 1253 τοῦ γὰρ τελούντος. — V. 1270 ἐποπτεύειν ist der höchste Grad der eleusinischen Weihen. Es fragt sich, ob es nicht auch heissen könnte, zum Eopten machen? Statt μέτα (Herm. μέγα) wäre dann ἰδὼν zu conjicieren, und die Stelle bekäme Licht. — V. 1274 conj. Rh. statt τάλαινα sehr gut ταπεινή. — V. 1299. Die Änderung halten wir für überflüssig. — V. 1313. Wir vermuthen: ἀλλ' εἶμι καὶν θανοῦσι (Karsten) κωκύσεις ἐμὴν | Ἀγαμέμνονός τε μοῖραν, es scheint diess in der that die richtige Stellung der Verse zu sein. — V. 1327—30. Dem Chor zugewiesen. Die Heftigkeit des Affects, die sich in der Interjection ὦ, und in den hyperbolischen Gleichnissen zeigt, macht wahrscheinlicher, dass Kass. diese Worte spricht.

V. 1374. πῶς γὰρ τις: in der Anm. *Invenuste Herm. πᾶς.* Jedenfalls gibt die vom Hrn. Herausgeber beibehaltene Leseart gerade das entgegengesetzte von dem, was man verlangt; denn sie kann nur bedeuten: Wie könnte einer, wenn er dem Feinde übles thut, den Freunden sichern Schutz gewähren? d. h. er kann nicht. Dass das beigebrachte Beispiel aus Menander nichts nützt, erkennt jeder, der die Lehre der Modi in Conditionalsätzen begriffen hat; denn in der rhetorischen Frage bedeutet:

πῶς ἐγένοντο ἄν; = οὐκ ἄν ἐγένοντο und

πῶς φάρεξιεν ἄν; = οὐκ ἄν φάρεξιεν,

dass man sich εἰ μὴ οὕτως ποιήσεις hinzudenken soll, ist eine starke Zumuthung neben dem Particip ἐχθροῖς ἐχθρὰ πορσύνων.

V. 1409—10 δαμόθροός γ' ἄρά | σ' ἀπέδικέ σ' ἀπέταμεν. Die Stellung des zweiten σε unmöglich. Wir glauben, dass man sich bei der handschr. Leseart vollkommen beruhigen kann. — V. 1429 ἄντιτον richtig. — V. 1452 καὶ, 1472 μοι weggelassen; ein arger Mißgriff. — V. 1461 ist zu schreiben ἐριδμάτος 'des gewaltsam bezwungenen' (wie ἀδμής). — V. 1474 am Ende zugefügt γυνή, überaus matt. Wir hatten an μανεῖς ἐπέύχεται gedacht. — V. 1559 hätte Porson's χεῖρε wol können aufgenommen werden.

V. 1595 ἔθρουπ' : *Multi ut Aeschylī narrationem cum Hygini fab. 88 conciliarent, temere scripsere ἔθρουπ', quod a libraritis in ἔθρουπ' mutatum esse non probabile est, neque commode cum ἄσημα contungitur.* Ich dachte ἄσημα führte gerade auf ἔθρουπτε, oder gibt es keine proleptischen Prädicate? Es ist aber wol auch noch καθημένων zu schreiben. Fraglich jedoch kann es bleiben, ob nicht ἄσημα 'Gegenstand des Ekels' zu verstehen.

In dem folgenden Wortwechsel zwischen Aegisthos und dem Chor wollte Hermann durch die Annahme, dass Verse ausgefallen seien, Symmetrie herstellen. Wir glauben, es sind deren zu viel um zwei, und streichen 1620 und 1645 aus leicht begreiflichen Gründen, dann stellt sich folgende Symmetrie heraus: Ch. 5. Aeg. 7. Ch. 3. Aeg. 5. Ch. 3. Aeg. 7. Ch. 5.

Wien.

Alfred Ludwig.

Tirocinium poeticum. Erstes Lesebuch aus lateinischen Dichtern. Für die Quarta von Gymnasien zusammengestellt und mit kurzen Erläuterungen versehen von Johannes Siebelis. 4. verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner, 1858. (VIII u. 95 S.) — 40 kr. ö. W.

Aus dem Teubner'schen Verlage gehen seit mehreren Jahren Classikerausgaben mit deutschen Commentaren hervor, die „ausschließlich von praktischen Schulmännern bearbeitet sind. und demnach vornehmlich das pädagogische Bedürfnis zu befriedigen trachten, ohne jedoch die strengen Anforderungen der Wissenschaft unerfüllt zu lassen.“ Man kann fast durchweg sagen, dass diese Ankündigung erfüllt worden ist. von keinem der an dieser Sammlung theilgenommenen Herausgeber vielleicht besser als von Hrn. Siebelis. Sein Nepos, seine Metamorphosen, sein Phædrus sind Schulausgaben oder will man, um durch ein öfter mißbrauchtes Wort Schœmann's (Vorwort zu Cic. nat. deor. p. IV) nicht irregeführt zu werden, lieber sagen. Schülerausgaben im besten Sinne des Wortes. Bündige Anmerkungen nur an Stellen, wo sie wirklich nothwendig sind, erklären sachliche und grammatische Schwierigkeiten, letztere ohne Anführung bestimmter Grammatiken, und suchen, was gewiss als ein Hauptvorzug hervorzuheben ist, zu einer treffenden geschmackvollen Übersetzung anzuleiten. Dass das vorliegende *Tirocinium* diese Vorzüge theilt, dafür spricht schon der Umstand, dass innerhalb 6 Jahren eine 4. Auflage nöthig geworden ist, und eine nähere Prüfung bestätigt diese Erwartung.

Die Einrichtung des *Tirociniums* dürfen wir als bekannt voraussetzen: das erste Buch enthält einzelne Hexameter und Distichen zur Einübung des daktylischen, das zweite nach 38 einzelnen jambischen Senaren 30 Fabeln des Phædrus zur Einübung des jambischen Mafses, das dritte gröfsere Abschnitte aus Ovid. Die Auswahl ist vollkommen zu billigen; nur in bezug auf das erste Buch möchten wir bezweifeln, ob es gut ist, den Schüler so lange mit ein- und zweizeiligen Sentenzen zu beschäftigen (S. 1—16), sie werden ihn auf die Länge gewiss ermüden; und zum memorieren, worauf der Hr. Verf. S. IV mit recht dringt, dürfte sich in den gröfseren Abschnitten aus Ovid genug finden. Was die Schwierigkeit zusammenhangender Stücke betrifft (S. IV), so glauben wir, dass von den mit glücklichem Tacte ausersehenen Stücken des 3. Buches nicht wenige ebenso leicht verständlich sind, als gar manche der einzelnen Sentenzen. Indessen es sind doch auch hier schon mehrfach etwas längere Stücke gegeben z. B. S. 7, 8, 11, 16, und es steht ja dem Lehrer frei, so viel oder so wenig zu lesen, als ihm gutdünkt. Dem ersten Buche sind S. 1 kurze Andeutungen über den Hexameter, S. 9 über den Pentameter, dem zweiten über den Senar S. 17 vorausgeschickt; wenn die über Hexameter und Pentameter bei der Einrichtung unserer Schulgrammatiken überhaupt nöthig sind, so hätte zur Hephthemimeres die Cæsur des zweiten Fusses im Hexameter erwähnt werden sollen; ebenso dass die ersten Arsen der beiden den Hexameter bildenden Tri-

podien die Hauptlarsen sind. — Von den wenigen Fällen, in denen die Auswahl der Stellen oder ihre Erklärung zu Bedenken und Gegenbemerkungen anlass gibt, wollen wir einige bezeichnen. I, 1, 12: *semper honos nomenque tuum laudesque manebunt* wäre wol besser weggeblieben, jedenfalls ist *laudes* nicht hinreichend erklärt: „eigentlich Lobsprüche d. i. Ruhm,“ sondern es war noch auf die objective Bedeutung des Wortes hinzuweisen. — ib. 18 ist: *sed fugit interea, fugit irreparabile tempus* so alleinstehend nicht verständlich. — I, 3, 5 die Verse Juvenals (14, 47): *Maxima debetur puero reverentia. siquid | turpe paras, ne tu pueri contempseris annos* etc. passen nicht für *pueri*. ib 21 sind die Verse Horazens sat. 1, 1, 35—5 mit bedeutenden Änderungen aufgenommen. Je besser die Stücke des Tirociniums memoriert werden, desto bedenklicher sind Änderungen, welche die ganze Construction betreffen. — I, 4, 15 zu Ov. Trist. 4, 8, 48: *nil ita sublime est supraque pericula tendit, | non sit ut inferius suppositumque deo* wird bemerkt: „tendit h. erhebt sich.“ Uns scheint der Gedanke nicht sowol ein sich erst erheben, als vielmehr ein „erhaben sein“ zu erfordern, wir denken daher an den Gebrauch von *tendere* wie Cæs. b. g. 6, 37, 2 *qui sub vultu tenderent mercatores*; Verg. Aen. 2, 29 *hic saevus tendebat Achilles*. — II, 2 (Phædr. 1, 1), 11 war nicht mit solcher Sicherheit hinzustellen: „equidem ein betonteres ego.“ — II 13, (Phædr. 2, 7), 14: *ille onere dives celsu cervice eminens | clarumque collo tactans tintinnabulum | comes quieto sequitur et placido gradu* ist wol mit Dressler und Raschig *eminet* zu schreiben, da *clarum collo tactans tintinnabulum* dem *onere dives* parallel steht, und so auch erst *quieto sequitur et placido gradu* ein entsprechendes Glied bekommt. — II, 19 (Phædr. 4, 9) 6: *simul rogavit, esset an dulcis liquor | et copiosus* ist *an* in ganz derselben Weise, wie Phædr. 1, 24, 5 *tuum natos suos | interrogavit, an bove esset luttor* mit Voraussicht einer bejahenden Antwort gebraucht. — II, 23 (Phædr. 3, 16) 5: *solitae victum in tenebris quaerere | cavoque ramo capere somnum interdū* ist *somnum capere* nicht „den Schlaf suchen“, was schon zu *interdū* schlecht passt, sondern, wie sonst (vgl. *noctu ambulabat Themistocles, quod somnum capere non posset* Cic. Tusc. 4, 19, 44) = schlafen. — III, 71 (Ov. Fast 1, 193): *vix ego Saturno quemquam regnante videbam | cuius non animo dulcia lucra forent* war das Imperf. *videbam* zu erklären; ebenso III 12, 8 (Ov. Fast 4, 426) *flia... errabat nudo per sua prata pede* das *sua*. — III 12, 62 (Ov. Fast. 4, 500) wegen der angeblichen Verwechslung des Meerungethümes Scylla mit der Tochter des Nisus vgl. Preller Griech. Myth. I, 383. — III, 13, 7 (Met. 1, 9, 5) *nondum caesa suis, peregrinum ut viseret orbem | montibus in liquidus pinus descenderat undas* ist *suis montibus* wol nicht mit *caesa* = *in montibus*, sondern mit *descenderat* zu verbinden; vgl. Met. 8, 644. 3, 13 und Siebelis Bemerkung zu I, 4, 10. — III 20, 21 (Met. 3, 27) *tubet ire ministros | et petere e vivis liban-*

das *fontibus undas* wird erklärt: „verbinde *e vivis fontibus libandas*, das sie schöpfen sollten.“ Hiedurch entsteht eine unnöthige Tautologie zwischen *petere* und *libare*, während anderseits man ein Wort, das die Verwendung des Wassers ausdrückt, nur ungern vermisst. Wozu soll es aber verwendet werden beim Opfer als zur *libatio*? Die Verbindung *undas petere e vivis fontibus* hat nichts ungewöhnliches. — III, 20, 97 (Met. 3. 103): *utpereos dentes, populi incrementa futuri* „ein Zuwachs für sein künftiges Volk.“ *Incrementum* kommt allerdings in dieser Bedeutung vor; aber hier scheint sie nicht zu passen; denn nach dem ganzen Zusammenhang (vgl. 119 = Met. 3, 129: *hos operis comites habuit Sidonius hospes*) denkt der Dichter an die Sidonischen *comites* gar nicht mehr, die drachengesäten Männer allein sind der *futurus populus* Thebens. Es kann also von keinem „Zuwachs“ die rede sein; sondern *incrementum* ist zu fassen, wie in *cara deum suboles, magnum Jovis incrementum* = „Nachkommenschaft,“ und *populi futuri* als Bestimmungsgenitiv, wie III 21, 21 (Fast. 1, 563) *fracti obice montis*. — III 22, 6 (Fast. 2, 3, 88): *tussa recusantes peragunt lacrimosa ministri, | flent tamen et geminos in loca tussa ferunt*, verdiente tamen eine Erklärung. — Ib. 34 (Fast. 2, 416): *quos lupa nutrit | perdere cognata sustinere manus* ist *sustinere* nicht „wagen“ sondern „gewannen es über sich.“ — III 23, 35 fg. (Fast. 4, 843) hätte die Abweichung von der gewöhnlichen Gestalt der Remussage berührt werden sollen; vgl. Preller Röm. Myth. S. 701; ebenso III, 24, 6 (Fast. 3, 184) die *casa Romuli*. — III, 25, 20 (Fast. 2, 510): *convocat hic* (Proculus Julius) *populos, tussaque verba refert* ist der Pluralis *populos* wol nicht dahin zu erklären, dass damals die Römer und Sabiner bereits verbunden waren, worauf in der ganzen Erzählung nicht eine Spur weist, sondern einfach „Masse des Volkes“ „Scharen“ vgl. Fast. 2, 546. — III, 26, 2 (Fast. 2, 688) *vir intustus fortis ad arma tamen*, ist wol anstatt „in Betreff der Waffen“ zu übersetzen „für den (zum) Krieg.“ — III, 31, 4 (Fast. 4, 396): *quas tellus nullo sollicitante dabat* konnte statt auf I, 4, 47 (Trist. 3, 12, 6): *rustica quas nullo terra serente vehit* auf III 13, 15 (Met. 1, 103): *contentique cibus nullo cogente creatis* als noch analoger verwiesen werden.

Wien.

L. Vielhaber.

Magyarische Grammatik von A. M. Riedl. Wien, W. Braumüller, 1858. 8. 356 S. — 2 fl. 80 kr. ö. W.

Während die slavischen Sprachen, Alterthümer und Literaturen schon längst allgemeine Anerkennung und die Theilnahme der gelehrten Welt in anspruch nehmen, wollte es den magyarischen Gelehrten bisher noch nicht gelingen, in ähnlicher Weise den Antheil der gelehrten Mitwelt zu erwecken und mit ihr auf jenen Punct gegenseitigen Einverständnisses zu gelangen, von wo aus eine Mitbetheiligung der Magyaren.

an dem Entwicklungsgang der Weltliteratur auf diesem Gebiete sich anbahnen könnte. Dem Umstande, dass die Magyaren nach ihrer Abstammung der indogermanischen Völkergruppe ferner stehen und daher für Sprach- und Alterthumsforschung jene Berührungspunkte nicht bieten, die sich innerhalb der indogermanischen Völkergruppe ergeben, möchte ich die Schuld nicht ausschliesslich zuschreiben; ich glaube vielmehr, dass daran mehr die magyarische Wissenschaft schuld trägt, die unter dem Niveau der gleichzeitigen europäischen Gelehrsamkeit zurückgeblieben war und derselben keine Hand bot. Diess soll kein Vorwurf sein. Weisen die weitausgebreiteten Stämme der Slaven auf die reichen Schätze der Literatur und gegenwärtig auf ihre ausgezeichneten gelehrten Forscher, die mit denen Deutschlands wetteifern, so weist der kleine Stamm der Magyaren auf eine thatenreiche Geschichte hin. Aber bei dem bezaubernden Reiz, den die wohlklingende Sprache der Magyaren auf den Ausländer so mächtig übt, dass der Deutsche darüber, als hätte er Lethe getrunken, wenn er in's Land kommt, so oft seine Abstammung und Herkunft vergisst, dürfen wir nicht im geringsten zweifeln, dass z. B. die magyarische Sprache, diese reizende Fremde in Europa, die entwickeltste und geistvollste Schwester der Altaivölker, die Aufmerksamkeit der gelehrten und die magyarische Literatur mit der Zeit die der gebildeten auf sich ziehen wird. Grosses Interesse in der gelehrten Welt erregte schon die nach Grimm's Vorbilde angelegte magyarische Mythologie von *Ipolyi*. Mehr und mehr erwecken bereits jetzt die tüchtigen Arbeiten von *Hunfalvy* und *Boller* auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erforschung der magyarischen Sprache die allgemeine Aufmerksamkeit, indem sie mit Forschern des Auslandes wie *Schott*, *Kellgrén*, *Castrén* hand in hand giengen. Auf ihre Vorarbeiten gestützt, aber mit Selbständigkeit, gibt uns *Riedl* hier die erste wissenschaftliche magyarische Grammatik und zwar in deutscher Sprache, ein Werk, das wir denn auch auf das freudigste willkommen heissen!

Die Behandlung der magyarischen Sprache in den bisherigen Grammatiken hatte alle Mängel der Grammatiken anderer Sprachen z. B. auch der deutschen vor Begründung einer historischen Grammatik durch *J. Grimm*, nur dass einerseits die magyarische Grammatik noch viel oberflächlicher behandelt wurde, anderseits als eine von den indogermanischen Idiomen grundverschiedene Sprache sich in dem Zuschnitt nach dem Muster der lateinischen Sprachlehren noch wunderlicher ausnahm. Da dieselbe nämlich auf den durch die ungarische Akademie vor Jahrzehnten bestimmten Grundsätzen beruhend, einerseits den gegenwärtigen Höhepunkt der Sprachwissenschaft, anderseits die Verwandtschaft des Magyarischen mit den übrigen Altaisprachen vollkommen ignorierte, eine historische Betrachtung der sprachlichen Erscheinungen, wie sie sich aus den älteren und ältesten Sprachdenkmalen ergibt, verabsäumte, so war auch die ganze Darstellung der Sprache auf Sand gebaut, einseitig, falsch, oft ganz irrig. Eine systematische Lautlehre fehlte überall, dafür wurden

Regeln aufgestellt mit Ausnahmen und Ausnahmen von Ausnahmen u. s. w. Falsch war die Lehre von den sogenannten Genitivendungen und Possessivsuffixen, die ganze Theorie von der sogenannten bestimmten und unbestimmten Conjugationsform u. s. w.

Riedl gibt nun in der Einleitung einen Überblick über die Ausbreitung der Altaivölker (vom japanischen Meer bis vor Wien und Christiania etc.), über das Verhältniß der magyarischen Sprache zu den verwandten Schwestersprachen, über die magyarischen Sprachdenkmäler älterer Zeit, bespricht die Mundarten und das Verhältniß des magyarischen Sprachsystemes zum arischen, den Einfluss der Nachbarvölker auf das Magyarische u. s. w. Wir sehen schon aus dieser Einleitung, dass hier der Gegenstand in anderer Weise in's Auge gefasst wird als in den ungarischen Grammatiken, die wir bisher erlebt haben. Hunfalvi sagt in seiner Besprechung des Buches Magyar nyelvészeti III, S. 467: „Wenn dem Hrn. Verf. auch nicht gelungen wäre, seine Aufgabe zu lösen, so wäre sein Verdienst schon deshalb unbestreitbar, weil er der erste sich daran gewagt hat.“ Was nun die Lösung der Aufgabe anbelangt, so wird zugestanden werden müssen, dass er die vorhandenen Vorarbeiten redlich benützt und mit Selbständigkeit verarbeitet, ja selbst vielfach vervollständigt hat. — Er theilt das Werk in folgender Weise ein: 1. Lautlehre. 2. Wortbildung. 3. Verhältnissuffixe. 4. Syntax (bis höher 286 S.) Endlich in einen praktischen Theil, Lesestücke u. s. w. (ungefähr 80 S.) — Möge es gestattet sein, bei einer so wichtigen Erscheinung, wie diese erste wissenschaftliche magyarische Grammatik, länger zu verweilen. Es ist diese Grammatik eine That, durch welche das ungarische Schriftstellerthum¹⁾ mit Entschiedenheit heraustritt aus der unfruchtbaren Atmosphäre des nationalen Pathos in die der Wissenschaft, wo Friede herrscht und jede Leidenschaft schweigt. In dieser Hinsicht ist ihr nur Ipolyi's magyarische Mythologie vorangegangen, die freilich dadurch, dass sie in ungarischer Sprache geschrieben ist, für das Ausland nicht so zugänglich ist.

Zur Einleitung. Die anziehende Darstellung, deren Inhalt ich oben in kürze angegeben habe, wird jedermann mit Interesse lesen. Von dem Namen der Magyaren oder Ungern hätten wir freilich eine ausführlichere Besprechung gewünscht. Warum sagt der Hr. Verf. magyarisch, nicht ungrisch? Eine Begründung wäre hier zu erwarten; wo soll uns eine solche werden, wenn hier nicht? Eine Zusammenstellung der ältesten urkundlichen Formen wäre hier wol am platze gewesen, wobei sich vielleicht ergeben hätte, dass der lateinische Name ursprünglich nicht Hungaria, Hungarus (wie letzteres S. 1 angegeben wird), sondern Hungria, Hungrus lautet; wenn nicht, hätte die nachdrücklich

¹⁾ Riedl ist in Ungarn geboren und zählt sich zu den ungrischen Gelehrten, so wie er auch ungrisch schreibt, wenn auch sein Name ein deutscher, seine Muttersprache wahrscheinlich die deutsche ist.

ausgesprochene Behauptung Schlözer's, dass dem so sei, widerlegt werden sollen. S. Cassel scheint anderer Ansicht zu sein²⁾. So ist uns der Hr. Verf. viel zu kurz in der Besprechung der ältesten Sprachdenkmäler „die sogenannte Leichenrede, das älteste magyarische Sprachdenkmal aus dem Ende des XII. Jahrhunderts, das wir mit der Abkürzung *Lr.* anführen werden.“ Diess ist alles, was wir über dieses merkwürdige Sprachdenkmal erfahren. Dass es, obwol erst im XII. Jahrhundert geschrieben, viel älter scheint, wo es am zuverlässigsten abgedruckt ist, wie die *Lr.* selbst beschaffen ist, was der Hr. Verf. davon hält, alles diess wird der wissenschaftlich gebildete Leser der Grammatik zu erfahren wünschen: denn hier haben wir namentlich Leser vor augen, die der ungarischen Literatur noch fremd sind.

1. Lautlehre. Der Hr. Verf. gibt hier die Bezeichnung der Laute, wie sie jetzt gebräuchlich ist, die Gesetze der herkömmlichen Orthographie u. s. w. Hunfalvy hebt a. a. O. unter anderm anerkennend hervor die feine Unterscheidung der drei ungarischen *e*, wie sie der Hr. Verf. gibt: des *e* = *ä*, des *é* mit einem Punct (was wir im deutschen das gebrochene *z* nennen und mit zwei Puncten *ê* bezeichnen) und das *ê* mit zwei Puncten, das dem *ø* nahe verwandt ist. Ich bedauere, dass bei dieser Eintheilung nicht das *ê* für das gebrochene *z* beibehalten blieb, da der deutsche Philologe daran einmal gewöhnt ist. Nicht übereinstimmen können wir mit dem Hrn. Verf. in der Darstellung der consonanten Diphthonge: *c* (*cz*), *cs*, *ds*, *gy*, *ty* §. 14, die er für gleichlautend hält mit den Doppelconsonanten *tsz*, *ts*, *dj*, *lj*. Schon Hunfalvy hat a. a. O. dagegen unseres Erachtens ganz richtig bemerkt, dass z. B. *c* in *ecet*: essich die vorhergehende Sylbe nicht prosodisch lang macht, wie etwa *tsz* in *tet-szik*. Dieser Umstand wäre besonders hervorzuheben gewesen. Bei manchen mittelhochdeutschen Dichtern bilden nicht nur alle Doppelconsonanten, sondern selbst die Aspiraten, ja auch noch *p* und *k* Position: im Magyarischen, wo die Quantität der Sylben noch wie in den alten Sprachen deutlich gefühlt wird, müssten die positionbildenden Consonanten von denen, die nicht positionbildend sind, geschieden werden, wobei bisher noch unerörterte interessante Eigenheiten der Sprache an den tag kommen würden, zumal wenn die Untersuchung auf eine genaue Beobachtung des Sprachgebrauchs: 1. der ältern Dichter, 2. des Volksliedes, 3. der antikisierenden Dichter und 4. der modernen Dichter gegründet würde. Eine solche Untersuchung fehlt uns noch ganz, und es ist hier bei Darstellung der magyarischen Lautlehre fühlbar, dass sie uns fehlt. Wenn man in Grimm's deutscher Grammatik, in Lachmann's Werken u. s. w. sieht, welche Bedeutung für die Lautlehre die Beobachtung des Reimes, der Verskunst hat, so müssen wir bedauern, dass ähnliche Untersuchungen hier nicht gemacht worden sind³⁾. — Im

²⁾ Magyarische Alterthümer S. 145.

³⁾ Umsomehr als gerade in der magyarischen Sprache, wo in Bezug

ganzen hat der Hr. Verf. die lebende Schriftsprache dargestellt mit gelegentlicher Herbeiziehung älterer und mundartlicher Formen. Es mag sein, dass ich, verleitet durch den kühnen Versuch, den der Hr. Verf. mit diesem Werk überhaupt unternommen, vielleicht auf einmal zu viel, vielleicht unmögliches verlange; wäre das ganze jedoch nicht noch lehrreicher, wenn überall die Darstellung der ältesten Lautsysteme und Wortformen kurz vorangeschickt und das organisch-richtige in Mundart und Schriftsprache etwaigen Verirrungen des Sprachgeistes vorangestellt worden wäre? Wenn in einer neuhochdeutschen Grammatik gelegentlich auf ältere Sprachformen und Mundarten, oder wenn in Curtius griech. Grammatik auf verwandte Sprachen hingewiesen wird, so kann man darüber nachlesen, wo die ältere Sprachform, die betreffende Sprache oder Mundart vollständig dargestellt ist: aber so aus dem Zusammenhang gerissene einzelne ältere oder mundartliche Sprachformen lassen uns im hintergrunde ein unklares etwas, die alte Sprache oder Mundart, sehen, das uns nicht befriedigen kann. — Abgesehen von diesen Forderungen ist die nun folgende Darstellung der Lautgesetze (Umwandelbarkeit und Stellung der Wurzel, Vocalharmonie; historische Entwicklung und Bedeutung derselben. Der Accent, sein Einfluss auf den Vocalismus; Entstehung der Längen, Consonantengruppen. Consonantenwechsel) höchst lehrreich und anziehend. Alle diese Erscheinungen werden hier grösstentheils zum erstenmal systematisch dargestellt und zwar, so weit die Wissenschaft reicht, gut und lichtvoll, so, dass damit nicht nur der Wissenschaft an sich gedient, sondern auch der Unterricht im Magyarischen an Gymnasien wesentlich gefördert wird. Ich glaube, dass man, wenn die Forderung gestellt worden wäre, eine madjarische Grammatik zu schreiben, welche gleich Curtius, griechischer Schulgrammatik das rechte Maass einhält zwischen den gesteigerten Anforderungen der durch die Sprachvergleichung neubelebten Wissenschaft und dem, was davon zum Unterrichte zu brauchen ist, dass man in diesem Falle, bei dem gegenwärtigen Stande der Forschungen auf dem Gebiete der Altaisprachen, besseres im ganzen nicht leisten konnte, als was hier geleistet ist.

2. *Wortbildung*. Der Hr. Verf. macht darauf aufmerksam, dass im Madjarischen immer noch an einer ziemlichen Anzahl von Wörtern die substantivische oder verbale Bedeutung unausgesprochen ist (z. B. *ég*: 1. der Himmel oder 2. es brennt; *les*: 1. die Nachstellung, 2. er lauert; *fog*: 1. der Zahn, oder 2. er fängt; *ment*: 1. er vertheidigt, 2. frei), was ein uralter Rest aus dem Zustand der Sprache ist, bevor sie sich mit indogermanischen Elementen vermählte und auf der Stufe der einsylbigen Sprachen stand (z. B. der chinesischen, s. Heyse System der Sprachwissenschaft S. 248 ff.). Eine Zusammenstellung sämtlicher sol-

auf die Beschaffenheit der Vocale in den ältern Sprachproben Unsicherheit herrscht, vielleicht nur auf diesem Wege Licht zu erlangen ist.

cher Wörter wäre hier erwünscht und lehrreich gewesen. Es sind die eigentlich echten Urwörter, die als Zeitwörter z. B. zu denen mit Suffixen erst gebildeten Zeitwörtern, die hier §. 76—94 besprochen sind, sich gewissermaßen so verhalten wie die starken Verba der deutschen Sprache zu den schwachen. Solche Züge, die noch tiefe Einblicke gestatten in die Entstehung sprachlicher Erscheinungen, machen diese geistreich vorgetragenen Capitel (Bildung der Nomina, Bildung der Verba) höchst anziehend, welche wunderbare Durchsichtigkeit hat, um nur ein Beispiel anzuführen, das Wort *magam*: ich selbst, wenn man es auflöst in *mag-am* d. i. mein Kern; *magad*: du selbst oder dein Kern; *magá*: er selbst oder sein Kern u. s. w. (*mag* ist: Kern, Same etc.) *magunk*: wir selbst oder unser Kern; *magatok*: ihr selbst oder euer Kern; *maguk*: sie selbst, ihr Kern⁴⁾. Da wir hier zugleich die Besitzsuffixe, die den indogermanischen Pronomen so auffallend ähnlich sind, vorgeführt haben, setze ich noch die Conjugation des Präsens her, um zu zeigen, wie dieselben Suffixe, die oben an das Nomen angehängt wurden, sich auch an das Verbum anschliessen und dann die Personen bezeichnen, *vár*: 1. die Warte, die Burg, 2. er wartet. Erste Person: *várom*: ich warte (oder meine Burg). Zweite Person: *várod*: du wartest (deine Burg). Dritte Person: *várja*: plur. *várjuk*, *várjatok*, *várják*. Diese Erscheinungen werden jedoch erst ausführlich besprochen in der Abtheilung:

3. Verhältnissuffixe. Dass hier diese Postpositionen nicht mehr auseinandergerissen und zum theil als Declination, zum theil als Verhältnisswörter in die Abschnitte der gewöhnlichen Darstellung der lateinischen Grammatik gezwängt worden sind, können wir nur billigen und konnten es hier auch nicht anders erwarten. Die ausserordentlich complicierte magyarische Conjugation §. 103—116 ist gründlich und lichtvoll dargestellt, obwol ich nicht verhehlen kann, dass ich manches für nicht so feststehend halte als es sich hier stellt. Reichliche Belegstellen, die wir in diesem ganzen Abschnitt fast ganz vermissen, und zwar aus Schriftstellern ältester und späterer Zeit, würden vielleicht manchen Zweifel gehoben, aber auch wol manches anders gestellt haben. So konnte ich an das Futurum conditionalis *and-end* immer nicht recht glauben; es sieht sehr gemacht aus, so wie leider vieles in der heutigen *madjarischen* Sprache gemacht und nicht entstanden ist. Hat in jenen Beispielen, welche die neueren Literatoren veranlasst haben, eine solche Bildung wieder aufzubringen, nicht der Einfluss des lateinischen Gerundium: *amandus*, *scribendus* ähnlich gewallet, wie in der deutschen Uniform der zu schreibende? welche Form jetzt decliniert wird (ein zu schreibender, eines zu schreibenden u. s. w.), obwol sie nichts weiter

⁴⁾ Ich übergehe hier den Unterschied der sich zwischen dem Pronomen und dem Substantiv allmählich dadurch hergestellt hat, dass das Substantiv den Auslaut — *u* oder — *v* bewahrte, indem ihn das Pronomen abwarf (*magvam* *magam*).

ist als der Dativ des Infinitivs. Grimm's Gramm. IV, 105 ff. 60, 64, 113, 1, 1020. Der ungrische Grammatiker Molnár sagt (1610) von diesen Formen sprechend: „*Ungaris quasi gerundium — et si frequentius occurrat in scripturis in sermone tamen quotidiano rarius est.* — Kérendő vagyok: *petiturus vel petendus sum.*“ = Ich bin der zu bittende.

4. *Syntax.* So wie Buttmann, Krüger, Madvig, Curtius behandelt der Hr. Verf. wie billig den syntaktischen Stoff nicht „nach Denkformen,“ sondern „nach Sprachformen“ (Krüger in der Einleitung zur Syntax). In diesem Theile des Werkes ist nun besonders anerkennend hervorzuheben, dass alle die gewählten Beispiele nicht vom Verf. selbst gefertigt, sondern aus den berühmtesten Schriften der ungrischen Literatur sorgfältig ausgewählt sind; der Verfasser ist überall genannt. Mit diesem ist auch in dieser Hinsicht einer mehr wissenschaftlichen Methode und historischer Betrachtung in den madjarischen Sprachbüchern Bahn gebrochen; es wird von nun an nicht mehr gestattet sein, in dieser Hinsicht zu verfahren, wie diess bisher geschehen ist, ja man wird mit der Zeit, besonders im Madjarischen, das Bedürfnis fühlen, noch weiter zu gehen und namentlich unter den Schriftstellern zu unterscheiden zwischen solchen, die mehr eine von volksmässigen Elementen durchdrungene Sprache schreiben und solchen, deren Schriften ein Mosaik sind von sprachwidrigen, willkürlichen, einer fremdländischen Bildung entsprungenen Formen, Latinismen, Germanismen, Slavismen, Gallicismen u. s. w.

Und so sei denn dieses aller Anerkennung würdige Werk allen denjenigen, die madjarischen Sprachunterricht zu ertheilen haben, so wie denen, die durch Selbstunterricht sich diese Sprache aneignen wollen, auf das beste empfohlen. Die ersteren werden es vor der hand nicht entbehren können, ja es würde ihnen zum gerechtesten Vorwurfe gereichen, davon umgang nehmen zu wollen; die letzteren werden zum theil vielleicht den „Leitfaden für den Unterricht in der magyarischen Sprache von A. M. Riedl“ (189 S.), je nach Bedürfnis, ausreichend finden, der gleichzeitig mit der Grammatik erschienen ist. Der Hr. Verf. hat sich über dasjenige, was man davon zu erwarten hat, klar und bündig im Vorworte des Leitfadens ausgesprochen, so, dass ich mich, da das Büchlein überall aufliegt, dabei begnügen darf darauf hinzuweisen.

Die Wichtigkeit, welche 'gründliche philologische und sprachvergleichende Studien' speciel für Österreich haben, wenn seine zahlreichen Volkssprachen die rechte Pflege erhalten sollen, ist vor kurzem bei Gelegenheit der Wiener Philologen-Versammlung von hoher Stelle mit solcher Überzeugungskraft der Wahrheit ausgesprochen, dass wir jenen Worten nichts hinzufügen dürfen (s. in dieser Ztschr. 1858. S. 715. ff.) Aber hinweisen möchten wir darauf, dass in der Grammatik, die uns jetzt beschäftigt hat, im concreten Falle ein sprechendes Zeugnis für die volle Wahrheit jener Aussprüche vorliegt.

Preßburg.

C. J. Schröder.

Zeittafeln der griechischen Geschichte zum Handgebrauche und als Grundlage des Vortrages in höheren Gymnasialclassen mit fortlaufenden Belegen und Auszügen aus den Quellen von Dr. Carl Peter. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. 4. (VIII u. 146 S.) Halle, Waisenhaus-Buchhandlg., 1858. — 1 fl. 60 kr. ö. W.

Die vorliegenden Zeittafeln der griechischen Geschichte verdienen als gutes Hilfsmittel beim Unterricht über griechisches Alterthum in den oberen Classen der Gymnasien alle Empfehlung. Der Hr. Verf. wollte mit diesem Buche eine zweckmäßige Anleitung an die hand geben, mit deren Benutzung die Schüler in den oberen Gymnasialclassen in stand gesetzt würden, die griechische Geschichte gründlich zu studieren. Es mussten daher sowol im ganzen wie im einzelnen über die Quellen zur Orientierung nicht nur die nöthigen Hinweisungen gegeben, sondern auch prägnante Stellen daraus mitgetheilt und zur Bearbeitung geeigneter Partien Stoff und Anleitung geboten werden. Die tabellarische Form schien dem Hrn. Verf. hiezu am zweckmäßigsten, einmal weil sie die Übersicht am meisten erleichtert, und dann auch, weil sie die Freiheit des Lehrers sowol in der Auswahl als in der Begrenzung des Stoffes am wenigsten beeinträchtigt. Jedoch verkannte er nicht, dass bei solch einem historischen Abrisse streng ein bestimmter Faden der Ereignisse festzuhalten sei; daher traf er nicht bloß die Eintheilung in Perioden und schickte allgemeine Übersichten voraus, sondern bei der ganzen Fassung des Textes und selbst in den Anmerkungen wurde dieser Punct nicht aus den augen verloren.

Dem Hrn. Verf., der sich durch seine Zeittafeln der römischen Geschichte ein namhaftes Verdienst um die Beförderung eines gründlichen Studiums der römischen Geschichte auf Gymnasien erworben hat, wird man nicht die Anerkennung versagen können, dass er in der zweiten Auflage der Zeittafeln der griechischen Geschichte seine Aufgabe viel vollständiger gelöst hat als in der früheren, welche im J. 1835 erschienen ist. Die Fassung ist klarer, deutlicher, präciser, manches minder wichtige ist beseitigt, dagegen das beibehaltene häufig ergänzt und berichtet. Es finden sich die Stellen aus den Quellen reichlicher angegeben, und es ist nicht zu verkennen, dass auch die neuesten gelehrten Hilfsmittel für die griechische Geschichte und ihre Chronologie auf das sorgfältigste benützt sind: vorzüglich sind die Werke Clinton's, Grote's, Krüger's, Duncker's bei den schwierigsten chronologischen Fragen zu rath gezogen. Übrigens ist es nur zu loben, dass der Hr. Verf. in den ältesten Zeiten nicht auf die vielen Controversfragen eingegangen ist. Diese würden für das Gymnasium durchaus un zweckmäßig gewesen sein. Es ist bekannt, dass die Chronologie für die ältesten Zeiten bis zur ersten Olympiade durchgängig auf den bloßen, unsichern Combinationen von gelehrten einer späteren Zeit beruht, und dass die ersten Auctoritäten unserer Tage in diesem Zweige der griechischen

Geschichte, Clinton und Grote, in ihren Ansichten ganz auseinander gehen. Es war daher ganz zweckmässig, in betreff dieses Punctes in den Zeittafeln nur anzugeben, was die Tradition der Griechen überlieferte; ob und in welcher Weise beim Unterricht etwa Vermuthungen oder Hinweisungen hinsichtlich einer richtigeren Chronologie mitzutheilen seien, meint der Hr. Verf. lediglich den Lehrern selbst überlassen zu sollen, welche aber dann noch anderer Hilfsmittel bedürfen, als die Zeittafeln darbieten. Nur bei zwei der wichtigsten Daten der ältesten Zeit, bei dem Jahre der Zerstörung Troja's und bei dem Jahre der Lycurgischen Gesetzgebung hätte wol etwas ausführlicher als bei den J. 1184 und 884 S. 12 und 19 geschehen ist, gehandelt werden sollen. Das an den beiden angeführten Stellen mitgetheilte ist nicht ganz ausreichend. Konnte die genauere Behandlung nicht in Noten zum Text ihren Platz finden, so musste sie gleich wie mehrere andere besprochene Fragen in der Einleitung vorkommen, um dem Lehrer auch hier die nöthigen Fingerzeige geben zu können. Die nähere Angabe von der Controversfrage über des Königs Kodrus Todesjahr, das immer ein ziemlich unsicheres bleiben wird, war weniger erforderlich gewesen. Die schwierige Chronologie in bezug auf die Regierung des Königs Krösus, auf die wiederholte Rückkehr des Pisistratus nach Athen, auf die Regierungsdauer mehrerer macedonischen Könige vor Philipp II. und auf das Jahr des Auftretens des letztern Königs im Peloponnes zur Bekämpfung der Spartaner ist zwar nicht unbeachtet geblieben, hätte aber doch eine etwas genauere Berücksichtigung verlangt. Dass die Schlacht bei Ipsus nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, in's Jahr 301 gehört, sondern ein Jahr früher zu setzen ist, und dass ebenso auch für die Schlacht bei Sellasia anstatt 222 das J. 221 bestimmt werden muss, haben die neuesten chronologischen Untersuchungen dargethan und der Hr. Verf. hat daher mit recht diese verbesserten Jahresangaben in die Zeittafeln aufgenommen.

Eine sehr erhebliche Bereicherung hat die zweite Auflage der griechischen Zeittafeln durch eine weitere besondere Abtheilung über Kunst und Literatur, die nicht fehlen durfte, erhalten. Diese Partie des Buches hat Prof. Corssen bearbeitet und dem Text hat er zahlreiche Noten beigefügt, welche von den anderen durch besondere Bezeichnung unterschieden sind. Manche von den Noten aber gehen wol über das Bedürfnis des Gymnasiums hinaus.

W i e n.

Dr. J. A s c h b a c h.

Römische Kriegsalterthümer für höhere Lehranstalten. (VIII u. 31 S.) 40 kr. ö. W. — **Römische Staatsalterthümer für höhere Lehranstalten.** (VIII u. 90 S.) 54 kr. ö. W. — **Römische Privatalterthümer für höhere Lehranstalten und für weitere Kreise.** (X u. 82 S.) 54 kr. ö. W. Bearbeitet von Dr. Kopp. Berlin, Julius Springer, 1858.

Wir haben uns bereits (Ztschr. f. ö. G. 1857, S. 903 ff.) gegen diese Art von Arbeiten aussprechen müssen, und nach den in der röm.

Literaturgeschichte² gelieferten Proben den damals verheissenen Kriegs-, Staats- und Privatalterthümern nicht mit besonderen Erwartungen entgegengesehen. Dass das erste Heftchen das unbedeutendste gewesen, wollen wir den vorliegenden gerne als Lob zugestehen; aber auch diese sind nur Excerpte ohne belebende Darstellung und dürften zu nicht viel mehr als einem „zusammenhanglosen nachschlagen“ ermuntern: daher wir es denn auch billig bezweifeln dürfen, dass die Privatalterthümer, bei deren Bearbeitung der Hr. Verf. den früher festgehaltenen Zielpunct verlassen hat (und warum gerade bei diesen?), die beabsichtigte Theilnahme weiterer Kreise zu erwerben vermögen. Es bieten diese Excerpte um nichts mehr als was ein brauchbares lateinisches Wörterbuch, unsere trefflichen Classikerausgaben der Weidmann'schen Sammlung und eine verständige Exegese des Lehrers während des Unterrichtes geben, und die so gewonnenen Kenntnisse geben dem Schüler wol eine lebendigere Erkenntnis des classischen Alterthums als ein durcharbeiten dieser Schriftchen. Auch dünkt uns, der Schüler habe, wenn er bei seiner Vorbereitung Grammatik und Wörterbuch gehörig gehandhabt, gerade genug gethan, um nun eine frische anregende Exegese des Lehrers erwarten zu dürfen; man muss von dem Privatfleisse nicht auch alles das verlangen wollen, was ein gut geleiteter Unterricht zu gewähren hat.

Diese Ansicht vorausgeschickt, wird man uns gestatten mit der Ausstellung weniger Einzelheiten abzuschliessen, da ja die genannten Arbeiten für unsere Gymnasien von keinem Einfluss sein können; wir erfüllen diese Referentenpflicht nur noch zum Beweise dessen, dass wir nicht a priori abgeurtheilt, sondern auch geprüft haben. So hat es uns gewundert nur einen Modus der Freilassung, die *vindicta*, nirgend aber die durch *census* und *testamentum* erwähnt zu finden; unter dem Capitel von den Centurien ferner, St. A. S. 42, sind wol umständlich die Classen mit ihren Centurien aufgezählt, aber weder hier noch bei Gelegenheit der Comitien die Centurien in die Classen und Tribus vertheilt, was doch allein ein fassliches Bild dieser „timokratischen“ Abstimmungsweise ermöglicht hätte. S. 46 ist nicht gesagt, welcher Magistrat die eigentlich entscheidende *spectio* der Vorzeichen für die Versammlung hatte; es konnten ja mehrere beobachten und widersprechendes sehen. Bei der Bestimmung des Wirkungskreises des römischen Senates ist mit keinem Worte gedacht, wie weit die Auctorität des unverantwortlichen Senates einem für seine Amtshandlungen verantwortlichen Magistrate gegenüber gieng: denn das im vorhergehenden Abschnitte angeführte „*ut ita videretur*“ wird jeder nach der ganzen Fassung der Stelle als eine Höflichkeitsformel betrachten, in der sich „die ruhige sich ihrer Kraft bewusste Hoheit“ ausspricht. Auch über das Recht im Senate zu sprechen, und die gesetzliche Unverletzlichkeit des einmal zugestandenen und ergriffenen Wortes, sowie die natürlichen Folgen dieser eigenthümlichen Bestimmung findet sich keine Andeutung; wenigstens an der gehörigen Stelle haben wir nichts ge-

sunden. Feste, übersichtliche Anordnung eines reichen Materials wäre aber bei solchen Arbeiten gewiss eine nicht zu umgehende Forderung, und das einzig erreichbare Verdienst.

Wien.

Dr. Karl Reichel.

Parallelo-chromatische Tafeln zum Studium der Geologie von Dr. J. R. Lorenz. 10 T. in Fol. Begleitworte 8. (19 S.) Gotha, Justus Perthes, 1858. — 7 fl. 10 kr. ö. W.

Die Alpen wurden in Lehrbüchern der Geologie von jeher mit einer merklichen Zurückhaltung behandelt, als ein Chaos von fremdartigen Erscheinungen, als ein gigantisches Räthsel, dessen völlige Lösung in weiter Ferne zu liegen schien. Diese Scheu vor den Alpen ist nun freilich leicht zu erklären. Konnte Studer's classisches Werk als ein vorläufiger Abschluss der bewunderungswürdigen Arbeiten der Schweizer Geologen betrachtet und benützt werden, so lagen über die östlichen Alpen nur ältere Monographien und nicht wohl zusammenzureimende Reiseskizzen vor, aus denen sich wol mancherlei Vermuthung und Ansicht, aber schlechterdings kein Lehrstoff schöpfen liess. Die systematische und von bleibenden Resultaten gekrönte Erforschung der österreichischen Alpenländer ist zu neuen Datums, als dass sie in einem der jetzt fertigen Lehr- und Sammelwerke genügsam hätte benützt werden können, ganz abgesehen davon, dass die bisher bloß durch Handcolorierung vervielfältigten Karten dieser Länder noch wenig verbreitet sind.

Was nun von den östlichen Alpen galt, das gilt auch mehr oder weniger von den böhmischen und ungarischen Ländern. Neben den trefflichen Werken ausgezeichneten Gelehrten gibt es weite Lücken, welche durch die zusammenhangenden Arbeiten von staatswegen zum theil noch nicht, zum theil nur durch das Rohmateriale von Gebietsbeschreibungen ausgefüllt sind.

Eben deshalb war ein Lehrbuch, welches die geologischen Verhältnisse Österreichs einigermassen genügend berücksichtigt hätte, und eine locale Färbung soll ein geologisches Lehrbuch haben, bisher unmöglich. Auch wird noch eine Reihe von Jahren verstreichen müssen, bevor die monographische Literatur zu einem mehr compacten, für allgemein belehrende Werke leichter assimilierbaren Materiale verwachsen wird. Diese Frist könnte nur dadurch bedeutend abgekürzt werden, dass einer der Gelehrten, die inmitten der Ergebnisse jener eben vollendeten Arbeiten stehen, sich der Aufgabe ein solches Lehrbuch zu verfassen unterzöge, was leider nicht ebenso wahrscheinlich ist als wünschenswerth für den öffentlichen Unterricht.

Die Verfasser von Schulbüchern und die Lehrer an Mittelschulen schöpfen in der Regel ihren Lehrstoff nicht aus den vielen einzelnen Quellen, sondern aus dem breiten leicht zugänglichen Ströme

eines grossen Lehrwerkes. In Ermangelung eines solchen können wir auch kein geologisches Schulbuch besitzen, welches auf den vaterländischen Boden gebührend rücksicht nähme, und müssen es geschehen lassen, dass unsere Knaben von der Schichtenfolge in England und den Versteinerungen des Pariser Grobkalks schwatzen, ohne zu wissen, welcher Formationsgruppe die Berge der Heimat angehören und welche Versteinerungen man vor den Thoren von Wien am häufigsten findet.

Dass aber das Bedürfnis nach einem derartigen Schulbuch in zweiter und nach einem umfassenden Lehrbuch in erster Ordnung sich in Österreich bald wird dringend fühlbar machen, ist unschwer zu weis-sagen, wenn man den Aufschwung verfolgt hat, den der öffentliche Unterricht hier zu lande in den letzten Jahren nahm.

Die „parallelo-chromatischen Tafeln“ als ein Atlas zum elementaren Studium der stratigraphischen Geologie mit besonderer Rücksicht auf Österreich, sind ein Beleg dafür, dass dieses Bedürfnis schon jetzt besteht. Nur erscheint in ungewohnter Folge das Hilfswerk v o r dem Schulbuch ¹⁾.

Der Hr. Verf. fasste vor ungefähr fünf Jahren — als Lehrer am k. k. Gymnasium in Salzburg — den Plan zu dem vorliegenden Atlas, und schritt mit fleissiger Benützung der geringen literarischen Hilfsmittel, welche er an seinem Wohnorte vorfand, nach sehr gründlichem Studium der über die österr. Länder neu erschienenen Abhandlungen sofort an die Ausführung, so dass die wesentlichsten Tafeln als Manuscript bereits vor mehr als drei Jahren vollendet waren.

Der ganze, aus zehn geschmackvollen Farbendrucktafeln bestehende Atlas hat zum zweck, der Jugend bei ihren ersten geologischen Studien anschauliche Bilder der einzelnen Formationen zu bieten, indem er dieselben nicht nur in ihrer verticalen Schichtenfolge, sondern auch in ihrer Oberflächengestaltung darstellt, und durch eine Anzahl der wichtigsten und für die betreffenden Schichten zumeist bezeichnenden Versteinerungen illustriert. Soweit ist diess die Bestimmung eines jeden geologischen Schulatlas. Der vorliegende aber ist ein specifisch österreichischer.

Sechs Tafeln sind der Darstellung der Formationsgruppe gewidmet. Auf jeder ist unter dem, das Hauptfeld einnehmenden Normalprofil — es

¹⁾ Der Leitfaden zum Studium der Geologie von Dr. R. Kner, k. k. Professor u. s. w. Wien, 1851, sollte dem Mangel eines Schulbuches für die österr. Schulen gleich bei der Neugestaltung derselben abhelfen. Vor acht Jahren aber lag die stratigraphische Geologie Österreichs noch in der Wiege, waren die bekannten Thatsachen noch so wenig gesichtet, dass die auf vaterländische Verhältnisse bezüglichen Zeilen und Abbildungen dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht mehr ganz entsprechen; auch war der gelehrte Verfasser bei dem geringen Umfange des lediglich auf die Bedürfnisse der Gymnasien berechneten Büchleins nicht in der lage von Stratigraphie mehr als die allgemeinste Übersicht der Formationsgruppen zu geben.

bedarf kaum der erwähnung, dass damit die Schichtenfolge in England gemeint ist — eine Reihe von naturgetreuen Gebirgsdurchschnitten aus Österreich, zumeist aus den bis 1854 untersuchten Alpengebieten angebracht.

Die zur Seite des Hauptprofils über und unter dem erklärenden Texte gezeichneten und durch Nummern auf die betreffenden Schichten bezogenen Petrefactenbilder sind zum theil den gangbaren deutschen Lehr- und Handbüchern, zum theil Monographien entnommen. Der Wahl dieser Bilder lag die doppelte Absicht zu grunde, dem Anfänger sowol eine Anzahl von Leitversteinerungen als auch die successiven Entwicklungsweisen der Organismen zur Anschauung zu bringen. Mit befriedigung bemerkt der österreichische Geognost in diesen etwa 30—50 Abbildungen umfassenden Tableaux mehrere der wichtigsten und auffallendsten Versteinerungen aus den silurischen Schichten Böhmens, aus der Trias- und Liasformation der Alpen und ihrer östlichen Ausläufer, erkennt, wie der Hr. Verf. in fast allen Fällen, wo eine Wahl möglich war, mit höchst lobenswerther Umsicht die Petrefacten zu den einheimischen Profilen oder umgekehrt gerade jene Profile gewählt hat, die an petrefactenreichen Stellen die Schichten durchschneiden.

Die siebente Tafel gibt nach art der hypothetischen Erddurchschnitte, wie sie in den ersten Jahrzehnten sehr beliebt waren, ein ideales Übersichtsbild der Massengesteinsgruppen in ihrer streng plutonistisch gedachten Beziehung zu den geschichteten Formationen.

Die achte und neunte Tafel sind einer Parallelisierung der einzelnen Formationsglieder gewidmet, „den geologischen Äquivalenten“ *a*) in England, *b*) im südwestlichen Mitteleuropa, *c*) in einzelnen Regionen von Deutschland, *d*) in den westlichen, *e*) in den östlichen Alpen.

Während der Lehrstoff auf den vorhergehenden Tafeln sich ganz im kreise des geologischen Elementarunterrichtes bewegt und trefflich verarbeitet ist, überschreiten die beiden letzteren offenbar diese Grenze. Die vollständige Auffassung der angedeuteten Parallelen würde eine Summe von Kenntnissen erfordern, die in Mittelschulen nicht wohl erreicht werden kann, nicht nur tiefere Kenntnis der Paläontologie, sondern eine ganz durchgebildete Kritik voraussetzen. Der Hr. Verf. hat diese Tafeln gewis nicht für die Schüler, sondern für den Lehrer bestimmt, dem es überlassen bleibt, im Vortrage je nach Bedürfnis davon gebrauch zu machen. — Von einer strengwissenschaftlichen Beurtheilung dieser „Äquivalente“ im einzelnen kann Ref. hier absehen, da ohnediess jeder sachkundige weiß, in welchem Sinne dergleichen allgemein gehaltene graphische Parallelen aufgefasst sein wollen.

Die zehnte oder richtiger erste Tafel enthält nebst dem allgemein erklärenden Texte das Farbenschema auf 25 Feldern. Die Farbengebung ist in diesem Werk eine ganz und gar originelle und muss deshalb ausdrücklich hervorgehoben werden, umsochr als sie eine wesentlich didaktische Bedeutung hat. Wenn Mangel an Ein-

heit in den Ausdrucksmitteln ein Übelstand ist, an dem so manche Wissenschaft leidet, ein anerkannt bedauerlicher Übelstand, wo es sich um das Wort, das Symbol, selbst um Buchstabenbezeichnung handelt, so glaubte man in der Geologie mit den Farben es nicht so genau nehmen zu müssen. Jeder griff in den Farbenkasten nach Belieben, und man war zufrieden, wenn Karten und Profile nicht widerwärtig oder allzu verschwommen ausfielen. Ein berühmter Staatsmann und Freund der Naturwissenschaften soll sich allerdings vor vielen Jahren bei einer Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte gegen den verewigten L. v. Buch über diesen Mangel an Einheit beklagt und zu einer Vereinbarung gemahnt haben; es blieb aber doch beim alten Farbenchaos, einfach darum, weil die Vertheilung der Schichten und Gesteine eine so ungleichförmige und ihre Mannigfaltigkeit eine so große, die Detaillierung der einzelnen Formationsglieder je nach dem Stande der Kenntnisse und dem Maßstabe der Karten eine so verschiedene ist, dass ein Farbenschema für aller Herren Länder ebenso unmöglich war als eine Staatsform. Gewisse conventionelle Farben für einzelne Formationen waren nun freilich in Gebrauch gekommen, doch für die Gliederungen konnte keine Regel aufgestellt werden. Die Chromolithographie aber hat anstatt die Einheit zu fördern ihr nothwendig entgegengewirkt, da man in jedem einzelnen Falle so wenig Platten als nur irgend möglich zu brauchen bemüht sein musste.

Hr. Prof. Lorenz beabsichtigt mit seinen Farben hier etwas ganz anders als das Formationsglied *a* von einem *b* und *c* abzuscheiden; die Farbe soll nicht nur für das Auge trennen, sie soll auch belehren, indem sie die petrographische Beschaffenheit der einzelnen Schichten und überdiess gewisse andere Zustände, z. B. Reichthum an Petrefacten, besondere Minerallagerstätten u. dgl. ausdrückt. Einfache Farben konnten diesem Zwecke nur selten genügen, nur reine Kalksteine, Dolomit oder einzelne Bestandmassen, wie Gyps und Steinsalzlager blieben einfarbig; wo eine auffällige Mengung von Substanzen stattfindet, erscheinen mehrere Farben auf dem Felde. Gewisse Mineralspecies, z. B. Kalk, Gyps, Quarz, Augit und Hornblende, oder Mineralsubstanzen überhaupt, z. B. Magnesia-silicate, Thon, Eisenocker, Bitumen, Kohle werden durch besondere Farben, Strukturverhältnisse durch Chiffren ausgedrückt, z. B. „krystallinisch“ durch Kreuzchen, „schiefrig“ durch Striche in den Farben der betreffenden Gemengtheile des Gesteins, oder „versteinerungsreich“ durch Schnörkel in einem dunkleren Ton derselben Gesteinsfarbe, nichtsdestoweniger aber werden auch gewisse Gesteine wie z. B. Thonschiefer durch constante Farbenbezeichnung angegeben ²⁾).

Auf diese Weise ist es dem Hrn. Verf. gelungen bituminöse Kalksteine, eisenreichen rothen Marmor, Kalkmergel (dicht, schiefrig, kiesel-

²⁾ Die Trappgesteine haben nur eine Farbenzeichnung und werden auf T. VII. durch Nummern unterschieden.

reich...), eischüssige Sandsteine, sandige Mergel und derlei petrographische Nüancen zu bezeichnen, ohne der Klarheit des Farbenbildes eintrag zu thun. Der Schüler wird sie ohne Mühe gleich aus den Profilen ablesen können, vorausgesetzt, dass er sich das Schema genau eingeprägt hat.

Dass diese Einrichtung dem Unterrichte mancherlei Vortheile verspricht, ist nicht zu verkennen — auch versichert der Hr. Verf. in den „Begleitworten,“ dass er damit am Salzburger Gymnasium sehr günstige Resultate erzielt hat; nichtsdestoweniger kann Ref. die Besorgnis nicht ganz unterdrücken, dass manche jugendlichen Schüler durch diesen Farbenmechanismus, wenn damit allzuviel hantiert würde, vom wirklichen erfassen des Lehrstoffes möchten abgezogen werden, während einige andere leichtlich zu dem Geständnisse des Schülers im „Faust“ gedrängt werden dürften.

Eine umsichtige Prüfung des didaktischen Werthes dieses petrographischen Farbenschemas ist Sache der erfahrenen Schulmänner, die das Werk benützen werden. Für diejenigen Leser aber, welche etwa im vorhinein auf die Ausbeutung jener Vortheile verzichten wollten, muss Ref. noch einmal bemerken, dass die Klarheit der Profile und der æsthetische Eindruck sämtlicher Tafeln durch diese Art von Farbenzeichnung nicht im mindesten leidet.

Der Hr. Verf. hat die Aufgabe, die er sich gestellt und in höchst anerkennungswerther Absicht selbst so wesentlich erschwert hat, vortrefflich gelöst, die artistische Anstalt in Gotha aber, der wir so viele schöne Ausgaben verdanken, hat mit diesem Atlas ein Meisterstück von Farbendruck geliefert und sich um den Unterricht in Österreich wahrhaft verdient gemacht.

Die Petrefactenbilder lassen hie und da etwas zu wünschen übrig, und scheinen durch eine Zwischencopie an Naturwahrheit ein wenig verloren zu haben. Doch dergleichen Mängel verschwinden gegenüber den Vorzügen der brillanten Ausstattung.

Unseren Gymnasien, insbesondere aber den Realschulen kann dieser — im Preise sehr mässig gehaltene — Atlas nicht dringend genug empfohlen werden, denn selbst da, wo ein geordneter Unterricht aus den Elementen der Geologie, oder wenn man das andere Wort für dieselbe Sache lieber hört, der Geognosie, zur Zeit noch nicht oder nicht mehr möglich wäre, kann die Vorlage der Tafeln von wenigen Worten des Lehrers begleitet viel gutes stiften. Einem etwaigen Vorurtheil aber, dass dieser Atlas durch seine zumeist den Alpen entnommenen Profile eben nur in den Schulen der Alpenländer seine volle Wirksamkeit äußern könne, glaubt Ref. durch die Erklärung begegnen zu müssen, dass, wo wir in Österreich, ja noch weiter, vom Bodensee bis an's schwarze Meer, von den Karpathen bis zur Adria über das Niveau der jüngsten Ablagerungen hinansteigen, unser Fuß eine Alpine oder den Alpen analoge Formation betritt, wäre der Berg, die Felskuppe auch noch so unscheinbar.

Ref. hat die Realschulen hier besonders hervorgehoben als bedürftig solcher Lehrmittel, weil er der Ansicht ist, dass der mineralogische Unterricht an denselben sich nicht auf eine nothdürftige Mineral- und Gesteinslehre beschränken, sondern auf eine Anleitung zum Studium der Stratigraphie — vor allem der einheimischen — erstrecken müsse. Hat doch der Staat den Mangel an geologischen Kenntnissen der österreichischen Techniker bei seinen Strafsen-, Brücken- und Eisenbahnbauten schon viel zu theuer gebüßt, als dass man nicht alles Ernstes auf eine Besserung schon in der Mittelschule hinwirken sollte.

P e s t h.**C. P e t e r s.**

Das Phantom der Imponderabilien in der Physik. Ein Versuch zu einer neuen Theorie des Magnetismus und der Elektrizität in ihren Beziehungen auf Schall, Licht und Wärme von Ph. Spiller. (56 S.) Posen, Ernst Rehfeld, 1858. — 48 kr. ö. W.

Dass Hr. Spiller den vorhandenen Stoff der Physik vollkommen beherrscht, hat er in seinem Grundriss der Physik, welcher im J. 1857 in 2. Auflage erschienen ist, bewiesen; dass er aber auch durch eigenes Forschen das physikalische Wissen zu erweitern vermag, zeigt sein Phantom der Imponderabilien. Mit dem in dieser Broschüre aufgestellten Principe bin ich ganz einverstanden und, wenn ich in dessen Entwicklung vom Hrn. Verf. abweiche, so will ich damit sein großes Verdienst um die Wissenschaft, welches jeder billige Beurtheiler anerkennen wird, keineswegs schmälern, indem ich wol weiß, dass jede neue Theorie ihre Entwicklungsphasen durchmachen muss, und dass aus einem ehrlichen Kampfe divergenter Ansichten die Wahrheit hervorgeht.

Der Hr. Verf. bringt auf den ersten 24 Seiten schlagende Gründe gegen die Stofftheorie der Wärme, der Elektrizität und des Magnetismus, und schließt aus der innigen Verwandtschaft der Imponderabilien auf die Analogie ihres Wesens. Die auf S. 4 als unmöglich bezeichnete Erklärung der Anziehung ungleichnamiger Elektrizitäten und Magnetpole erklärt dennoch Hr. Spiller auf S. 49 aus der entgegengesetzten Spannungslage der einander zugewendeten Molekel. S. 11 behauptet Hr. Verf., dass sich an den Knotenlinien der Klangfiguren Elektrizität zeige und wiederholt diese Behauptung S. 36, an welcher letzteren Stelle er aus den Schallschwingungen auf die Beschaffenheit der elektrischen Schwingungen schließt. Ich dagegen vermuthete und finde keine Elektrizität an den Knotenlinien. Allerdings tritt mit den Schallschwingungen der Platte Elektrizität auf, welche Erscheinung ich in meiner Vibrationstheorie der Elektrizität zur Feststellung der Form elektrischer Wellen benütze; aber an den Knotenlinien heben sich die gleichen entgegengesetzten Schallwellen, so wie die gleichen entgegengesetzten elektrischen Wellen auf. Wenn vielleicht die Magnetnadel an den Knotenlinien in Bewegung versetzt wird, so ist diess entweder Wirkung der sich

durch die Luft fortpflanzenden Schallwellen, oder Wirkung der Elektrizität in den an den Knotenlinien grenzenden Plattenpartien. S. 17 ist der Schluss: „Weil Wärme, Elektrizität und Magnetismus keine fortschreitenden Bewegungserscheinungen sind, so sind sie Molekularbewegungserscheinungen,“ ebenso wenig streng, wie jener S. 28: „Weil Licht und Elektrizität Molekularbewegungen in den Körpern, durch welche sie gehen, erzeugen, so sind sie selbst dergleichen.“ Eine Pulverexplosion erzeugt auch Molekularbewegungen in der Luft.

Über das Wesen der Wärme habe ich bisher keine Untersuchungen angestellt und stimme dem Hrn. Verf. S. 26 bei, dass es in den Schwingungen der Körpermolekel mit den Gleichgewichtspuncten dieser Molekel besteht. Rücksichtlich der Schwingungsrichtung bin ich der ansicht, dass die Molekel sowol in der Fortpflanzungsrichtung der Wärme als in einer auf diese senkrechten Ebene mit gleicher Stärke in gleichartigen Körpern schwingen, während beim Lichte die Transversalschwingungen die vorherrschenden sind. Seine Definition der Wärmeschwingungen stützt der Hr. Verf. auf die Erscheinungen am Thermophon, indem er S. 27 schreibt: „Weil die Schallschwingungen aus vollständigen viertheiligen Oscillationen der Massentheile bestehen, mögen sie nun transversale oder longitudinale sein; so müssen auch die tonerregenden Wärmebewegungen aus vollständigen Oscillationen bestehen, bei welchen jedes Massentheilchen sich abwechselnd jenseits und diesseits der Gleichgewichtslage befindet.“ Demzufolge könnte man aber ebenso gut schließen: . . . so müssen auch die tonerregenden Bewegungen des discontinuierlich magnetisierten Stabstabs oder eines vom discontinuierlichen Strome durchströmten Eisenstabes (dieser hat auch Magnetpole) aus vollständigen Oscillationen bestehen. Denn so wie am Thermophon die Wärmeschwingungen, ebenso treten am magnetisierten Stabe die magnetischen Schwingungen mit den Schallschwingungen gleichzeitig auf. Der Versuch des Hrn. Verf.'s S. 38, aus dem tönenden Elektromagnetismus die von den Schallschwingungen ganz abweichende Form magnetischer Schwingungen abzuleiten, ist mir unklar.

Auf ebenso unklare Weise lässt Hr. Spiller S. 34 mit Hinweisung auf den Vorgang bei der Thermoelektrizität Wärmeschwingungen in zusammengesetzte Schwingungen eines thermo - elektrischen Stromes übergehen, und S. 36 basiert er das Wesen der Contactelektrizität ohne nähere Erklärung auf gleiche Schwingungen, wie jenes der Thermoelektrizität. Die Entstehung der Schwingungen der Reibungselektrizität berührt der Hr. Verf. gar nicht. Die auf S. 33, 34 gegebene Erklärung der Umwandlung der Wärmeschwingung in elektrische Schwingung kann ich mit S. 28 nicht in Einklang bringen, wo es heißt: „Haben Körper in einem begrenzten Raume verschiedene Temperaturen, so findet mit und ohne unmittelbare Berührung ein Austausch der Schwingungen statt, bis alle gleichartige gleichzeitige Schwingungen machen“ (natürlich Wärmeschwingungen). Auch setzt der Hr. Verf. S. 33 voraus, dass

im offenen Thermo-Elemente keine elektrischen Schwingungen bestehen, welcher Voraussetzung Yelin's Beobachtung widerspricht, bei der ein Wismuthstab, welcher an einem Ende erhitzt wurde, die Magnetnadel so ablenkte, als wenn ein Strom vom warmen zum kalten Ende gieng. Zur Entstehung elektrischer Schwingungen aus Wärmeschwingungen ist weder die Heterogenität noch die Zusammenlöthung der Körper unumgänglich nothwendig, was Nobili erwies, welcher das eine Ende des Multiplicatordrahtes rothglühend machte und bei dessen Berührung mit dem andern Ende einen Ausschlag der Magnetnadel erhielt. Die aufgestellte Definition elektrischer Schwingungen scheint mir überdies einerseits zu compliciert, anderseits unbestimmt. Sie ist zu compliciert, weil nach ihr ein Molekel im Leiter erstens die positive Hauptschwingung jenseits der Gleichgewichtslage, zweitens die positive Nebenschwingung, drittens die negative Hauptschwingung diesseits der Gleichgewichtslage und viertens die negative Nebenschwingung machen müsste, was sich mit dem Streben der Natur nach Einfachheit nicht wohl verträgt. Die Definition scheint mir unbestimmt, weil sie die Schwingungsebene der Molekel nicht angibt. Ist es eine durch die Richtung des Stromes gelegte Ebene? oder ist es die auf der Stromrichtung senkrechte Ebene? Wo ist jenseits, wo diesseits der Gleichgewichtslage? Welcher Causalnexus besteht zwischen dem positiven Strome und zwischen jenseits? welcher zwischen dem negativen Strome und zwischen diesseits? Welche Kraft treibt die Molekel über die Hauptschwingung hinaus? Welche Kraft bewirkt das gleichzeitige Austreten aller Molekel aus der Gleichgewichtslage? oder, wenn dieses gleichzeitig nicht so streng zu nehmen ist, wofür die successive Fortpflanzung der Elektrizität namentlich im unterseeischen Taus spricht, wie ist eine einseitige Störung des molekularen Gleichgewichtes mit Rücksicht auf Cohäsion und Elasticität ohne Verdichtung und Verdünnung möglich? — Für Verdichtungs- und Verdünnungswellen der Elektrizität sprechen alle unsere Elektrizitätsquellen. Bei der Reibungselektrizität tritt nach meinen Versuchen in guten Leitern in der Verdichtungsrichtung $+E$, in der Verdünnungsrichtung $-E$ auf; in schlechten Leitern beschränkt sich die Wirkung der Dichtestörung auf die gestörte Stelle und es tritt in ihnen, je nachdem sie sich besser comprimieren als dehnen lassen oder umgekehrt, bloß die Erscheinung der Verdichtung in $+E$ oder bloß die Erscheinung der Verdünnung in $-E$ auf. Bei dem Contacte und bei der einseitigen Erwärmung werden ebenfalls die Molekel in der einen Richtung verdichtet, in der entgegengesetzten verdünnt; bei der Elektrizität aus mechanischen Ursachen ist diess ohnehin klar; bei der Inductionselektrizität muss die vorhandene Schwingung eine entsprechende werden. Elektrische Schwingungen unterscheiden sich von den longitudinalen Schallschwingungen durch die geringere Schwingungsweite der Molekel, durch die geringere Dichteänderung und durch die sehr kurze Schwingungsdauer. Bei der großen Geschwindigkeit elektrischer Schwin-

gungen ist ihr Bewegungsmoment ungeachtet der kleinen Masse ein grosses. Nach Wiedemann erfahren die Flüssigkeitstheilchen im Kreise der geschlossenen galvanischen Säule eine Bewegung vom positiven zum negativen Pole. Der elektrische Funke durchbohrt Papier, Glas; der Blitz spaltet Bäume auch ohne Brandspuren, er durchbohrt Mauern.

Nach S. 37 wächst die Intensität des Stromes mit der Elongation der Hauptschwingung. Man sollte daher meinen, dass dieser Strom leichter in Licht- und Wärmeschwingungen übergeht, als der quantitativ starke. Woher kommt bei Erweiterung der Elementarfläche die schnellere Ladung und Entladung ohne Beschleunigung des Stromes? Auch finde ich bei der Erklärung der Intensitäts- und Quantitätserscheinungen der Elektrizität keine Analogie mit den Lichtwirkungen. Nur die Annahme, dass die Molekel vorherrschend parallel zur Fortpflanzungsrichtung des Stromes schwingen; dass mit der Grösse ihrer Elongationen die Intensität und mit der Menge der mit einander parallel und gleichmässig schwingenden Molekel die Quantität wächst; dass die Intensität schnellen in gleichen Intervallen wiederholten Stössen, und die Quantität einem gleichmässigen Drucke ähnlich ist: gibt ein einfaches Bild elektrischer Wirkungen und steht mit den Lichtwirkungen im vollkommenen Einklange.

Die Fixierung der elektrischen Schwingung gibt S. 37 den Magnetismus, also ist der Magnetismus eine neue Anordnung der Molekel nach erfolgtem Ausschlage, ein Gleichgewichtszustand der Molekel und keine Schwingung? Weil der Ton des von Elektrizität durchströmten Eisens lediglich von der Intensität des Stromes abhängt, so zeigt diess nach S. 36, 37. dass jedem Strome eine gewisse Hauptschwingung, nicht Schwingungszahl S. 38 zukommt. Der anhaltende Strom härtet den Eisendraht, macht aber nach Dufour das Kupfer spröde. Warum geschieht letzteres? Wenn in dem durch längere Zeit magnetischen weichen Eisen die Molekel nach Aufhören des magnetischen Zustandes in die ursprüngliche Gleichgewichtslage zurückkehren, woher bleibt die Härtung? Wenn beim abreißen des Ankers die magnetische Oscillation einen Rückschlag auf die entgegengesetzte Seite erhält nach S. 40, so müsste sich eine Umkehrung der Magnetpole zeigen.

Das Wesen der Spannungselektrizität soll nach S. 43 auch in fixierten Schwingungen bestehen. Wenn aber zu der vorhandenen ersten elektrischen Schwingung der Molekel eine zweite, dritte u. s. w. Anregung zur gleichartigen Schwingung tritt, so soll nach S. 37 die Elongation der Hauptschwingung oder die Intensität der Elektrizität gesteigert werden, woher also die Fixierung? Das Beispiel der Ladung einer Leidnerflasche mittels eines elektromagnetischen Inductionsstromes gibt keine Erklärung dafür. — Um sich von dem Wesen der Spannungselektrizität und von dem Übergange elektrischer Schwingungen in Licht- und Wärmeschwingungen ein klares Bild zu verschaffen, denke man sich aus dem durchströmten cylindrischen Elektrizitätsleiter ein Stück

abgesondert, indem man senkrecht auf die Axe des geradlinigen Leiters zwei isolierende Schnittebenen legt. Der abgegrenzte Cylinder ist am Ende p positiv, am Ende π negativ elektrisch, wenn die Schwingungsrichtung von π nach p geht. Weil nun alle Molekel des Cylinders gegen die positive Kreisfläche gleichzeitig (der Cylinder ist kurz) schwingen, so erhält diese eine convexe Ausbiegung, während sich die negative Kreisfläche concav gestaltet. Dadurch werden die den Kreis- peripherien näher liegenden Molekel genöthigt gegen die Cylinderaxe oder transversal zu schwingen. Am positiven Cylinderende sind die transversalen Schwingungen fast so stark wie die longitudinalen, oder es sind elektrische Schwingungen mit Wärmeschwingungen vereinigt; am negativen Cylinderende sind die transversalen vorherrschend, oder es sind elektrische mit Lichtschwingungen zugleich. Dass Wärme an der positiven, Licht an der negativen Elektrode ohne Unterschied, mag die Stromquelle eine Volta'sche Säule oder Induction sein, auftritt, behauptet R i e f s *). Sobald also der Strom aus einem besseren in einen schlechteren Leiter übergeht, treten thermische Erscheinungen auf, daher die Erwärmung der Lötstelle, wenn der Strom durch dieselbe vom Antimon zum Wismuth geleitet wird. Aus dem gesagten ist es leicht begreiflich, warum Wärmeerscheinungen früher als Lichterscheinungen am Elektricitätsleiter beobachtet werden, wogegen man bei den von Hrn. Spiller angenommenen Schwingungen der Elektricität fragen müsste, warum im Leiter Lichterscheinungen, deren Substrat der vollkommen elastische sehr leicht bewegliche Aether ist, später entstehen als Wärmeerscheinungen, deren Substrat die Molekel des irdischen Körpers sind.

Beim Magnetismus herrscht nach S. 43 der vollkommen gleiche Zustand mit der Spannungselektricität, folglich sollte der vorgelegte Anker den Magnet auch entladen. Übrigens sehe ich nicht ein, wie man aus der Definition der Spannungselektricität des Hrn. Verf.'s den Indifferenzgürtel eines influenzierten Körpers, die Entstehung der Magnetpole, die Erscheinungen des Diamagnetismus erklären könnte. Die Identität der Spannungselektricität und des Magnetismus will Hr. Spiller S. 44 experimentel erweisen 1. aus der geänderten Tragfähigkeit eines Magnetes, welcher unter dem Einflusse eines geladenen Conductors steht, 2. aus der Anziehung verschiedener Pole einer Magnethadel in den vier Quadranten einer gedrehten Elektrisiermaschinenscheibe. Es soll die Tragfähigkeit z. B. des N durch $+E$ so gut wie durch die Nähe eines andern N verstärkt, durch $-E$ so gut wie durch S geschwächt werden. Allein weder meine Theorie noch meine oberflächlichen Versuche sprechen für diese Behauptung. Der Magnet mit seinem Anker bildet einen geschlossenen Leiter. Steht ein solcher Magnet in der Nähe des geladenen Conductors, so hat er statt der Influenzelek-

*) Pflücker nennt die Anode negative Elektrode, was aus Pogg. Ann. B. 105, S. 79 ersichtlich ist, daher der scheinbare Widerspruch.

tricität einen elektrischen Strom, welcher, wenn er von *S* zum *N* des Magnetes geht, jeden Magnetpol ebenso verstärkt, und wenn der Strom von *N* zum *S* geht, jeden Magnetpol momentan ebenso schwächt, wie der entsprechende Ankermagnetismus im ersten Falle geschwächt, im zweiten Falle verstärkt wird.

Die Behauptung S. 45, dass sich *N* wie $+E$ und *S* wie $-E$ verhalte, ist auch nicht so zu verstehen, als ob sich *N* und $-E$, *S* und $+E$ anziehen würden, indem nach meinen Versuchen jeder Pol eines cylindrischen oder parallelepipedischen Magnetstabes von jeder Elektricität angezogen wird; bei einer magnetischen Nähnadel dagegen wurde nur das stumpfe Ende angezogen, das zugespitzte abgestoßen. Den genannten Versuch S. 44 mit der Magnetnadel in der Nähe der geriebenen Glasscheibe fand ich nicht bestätigt. Die parallelepipedische Magnetnadel wurde in allen vier Quadranten bald mit ihrem *N*, bald mit ihrem *S* zur Scheibe gezogen. Aus der ausgezogenen Spirale des Siegellackes S. 45 könnte man am natürlichsten auf Circulationsschwingungen schließen, allein Dr. Horn fand Heft 12, S. 12 „Wirken der Elektricität in den Organismen“ die vom unelektrischen Körper gezogenen Siegellackfäden auch spiralförmig gedreht, wenngleich bei allen seinen Versuchen von rechts nach links gedreht. Erwärmtes Maschinenpapier wird durch einseitige Reibung leichter elektrisch als kaltes, nicht deshalb, weil die Massentheilchen des ersteren schon geleckert sind, S. 45, 46, sondern weil sie unter einander in größerer natürlicher Spannung stehen als die des letztern; elektrisches Glas, Siegellack wird bei der Erwärmung unelektrisch, weil die natürliche Spannung der Massentheilchen, hiemit die Fähigkeit zu elektrischen Schwingungen mit erhöhter Temperatur abnimmt, und nicht deshalb, weil Wärmeschwingungen die fixierte Lage nicht dulden, S. 46, welche sie bei glühenden Polen oder Leitertheilen wol dulden.

Wenn gleichgerichtete Bewegungen das Bestreben der Anziehung, entgegengesetzt gerichtete das der Abstossung stets zeigen, S. 40, 41, so wäre keine chemische Verbindung, keine Anziehung ungleichnamiger Magnetpole und Elektricitäten. keine gleichgerichteter paralleler elektr. Ströme möglich. Nach S. 48 stoßen sich die in entgegengesetzter Spannungslage befindlichen Molekel bei der Funkenentladung ab und S. 49 ziehen sie sich bei parallelen gleichgerichteten Strömen an.

S. 52 erwähnt der Hr. Verf. die Reflexion des elektrischen Stromes, welche darin besteht, dass ein Theil des directen Stromes als entgegengesetzter Strom zurückgeworfen wird. Warum und wie dieses bei zusammengesetzten Schwingungen geschieht, ist nicht angegeben.

K l a g e n f u r t.

K. R o b i d a.

Dritte Abtheilung.

Verordnungen für die österreichischen Gymnasien; Statistik.

Personal- und Schulnotizen.

(Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen u. s. w.) — Se. k. k. Apost. Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 15. November 1858 den Sectionsrath im Ministerium für Cultus und Unterricht, Anton Krombholz, in den bleibenden Ruhestand zu versetzen und ihm bei diesem Anlasse, in Anerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste um das Volksschulwesen in Österreich, den Titel eines Hofrathes Allergnädigst taxfrei zu verleihen geruht.

— Der Ministerialsecretär im Ministerium für Cultus und Unterricht, Hr. Friedrich v. Strohbach, mittels Allerhöchster Entschliessung vom 15. Jänner l. J., zum Statthaltereirathe und Unterrichtsreferenten in Linz.

— Hr. Johann Mur, Supplent am Gymnasium zu Zara, zum wirklichen Lehrer daselbst.

— Hr. Alois Langer, Gymnasiallehrer zu Eger, zum Gymnasiallehrer zu Leitmeritz.

— Hr. Eduard Kittel, Supplent am k. k. Gymnasium zu Eger, zum wirklichen Lehrer daselbst.

— Hr. Franz Schebek, Supplent am k. k. Gymnasium zu Pisek, zum wirklichen Lehrer daselbst.

— Der Supplent am Tarnower Gymnasium, Hr. Franz Pandura, zum wirklichen Gymnasiallehrer an dieser Lehranstalt.

— Der prov. Director am k. k. Gymnasium zu Essek, Alois Golub, mit Allerhöchster Entschliessung vom 2. Jänner l. J. zum wirklichen Director dieser Lehranstalt.

— Mit Allerhöchster Entschliessung Sr. k. k. Apost. Majestät vom 15. December 1858 die provisorischen Directoren an den lombardischen Staatsgymnasien, Priester Dominik Salducci zu Pavia, Karl Colla zu Cremona, Franz Tagliabue zu Lodi, Anton Monti zu Mantua und Alois Castini zu Bergamo, zu wirklichen Gymnasial-Directoren in ihren gegenwärtigen Bestimmungsorten.

— Der Priester Hr. P. Hermann Pitschmann, über Antrag des Prager fürsterzbischöfl. Consistoriums, zum Religionslehrer an der k. k. deutschen Oberrealschule zu Prag.

— Hr. Anton Dwořzak, akademischer Maler in Leitomischl, zum Lehrer des Freihandzeichnens an der k. k. Oberrealschule in Troppau.

— Hr. Franz Schmied, Präparandenlehrer zu Tyrnau, zum Director der dortigen katholischen Musterhauptschule und vereinigten Lehrerbildungsanstalt.

— Der Weltpriester und Katechet an der Musterhauptschule zu Innsbruck, Hr. Joseph Mösmers, zum Director dieser Lehranstalt.

— Mit Allerhöchster Entschliessung Sr. k. k. Apost. Majestät vom 4. Jänner l. J. der Domherr Augustin Embacher zum Schulen-Oberaufseher der Erz-Diöcese Salzburg, unter gleichzeitiger Enthebung des Domherrn Anton Hutter von diesem Amte.

— Mit Allerhöchster Entschliessung Sr. k. k. Apost. Majestät vom 27. December 1858 der Domherr, Michael Nagy, zum Schulen-Oberaufseher für die Diöcese Lugos.

— Am Conservatorium der Musik in Mailand der überzählige Lehrer, Hr. Bartolomeo Prati, zum Professor des schönen Gesangsvortrages für die weibl. Zöglinge; der prov. Lehrer, Hr. Pasquale Bona, zum Professor des Gesanges für die männlichen Zöglinge; der prov. Lehrer, Hr. Carlo Boniforti und Hr. Giovanni Batt. Croff zu Professoren des Accompagnamento und der Harmonielehre für weibliche Zöglinge, ferner der prov. Lehrer daselbst, Hr. Antonio Sangiovanni, zum Professor des Notenlesens für die männlichen Zöglinge und der überzählige Lehrer, Hr. Davide Dugnani, zum Professor desselben Faches für weibliche Zöglinge.

— Bei der für das laufende Studienjahr vorgenommenen Wahl der akademischen Würdenträger an der k. k. Universität zu Wien sind gewählt worden *a)* bei der theolog. Facultät: zum Decan des k. k. Professoren-Collegiums, Hr. Dr. Joseph Kärle, Weltpriester, k. k. o. ö. Universitätsprofessor u. s. w.; zum Decan des Doctoren-Collegiums, Hr. Dr. Anton Wappler, Weltpriester u. s. w.; als Prodecan des theol. Professoren-Collegiums eingetreten Hr. Dr. Johann Schwetz, Weltpriester, k. k. o. ö. Universitätsprofessor u. s. w.; — *b)* bei der rechts- und staatswissenschaftl. Facultät: zum Decan des k. k. Professoren-Collegiums, Hr. Dr. Ignaz Graßl, k. k. Regierungsrath, k. k. o. ö. Universitätsprofessor u. s. w.; zum Decan des Doctoren-Collegiums, Hr. Dr. Karl Krammer, Hof- und Gerichtsadvocat u. s. w.; als Prodecan des jurist. Professoren-Collegiums eingetreten Hr. Dr. Johann Springer, k. k. Regierungsrath, o. ö. Universitätsprofessor u. s. w.; — *c)* bei der medicinischen Facultät: zum Decan des k. k. Professoren-Collegiums, Hr. Dr. Johann Dlahy, k. k. o. ö. Universitätsprofessor u. s. w.; zum Vicedecan und zum Decan des Doctoren-Collegiums für das Triennium 1860. 1861 und 1862, Hr. Dr. Michael v. Viszanik, Privatdocent der Psychiatrie u. s. w., nachdem Hr. Dr. Alois Aitenberger sein drittes Decanatsjahr begonnen; zum Prodecan des medicin. Professoren-Collegiums, Hr. Dr. Franz Kurzak, k. k. o. ö. Professor u. s. w.; — *d)* bei der philos. Facultät: zum Decan des k. k. Professoren-Collegiums, Hr. Dr. Andreas Ritter von Ettingshausen, k. k. Regierungsrath, o. ö. Universitätsprofessor u. s. w.; zum Decan des Doctoren-Collegiums, Hr. Dr. Sigmund Gschwandner, Professor am k. k. Schotten-Gymnasium u. s. w.; zum Prodecan des philos. Professoren-Collegiums, Hr. Dr. Karl Kreil, k. k. o. ö. Universitätsprofessor u. s. w. — Mit der höchsten akademischen Würde eines Rector Magnificus wurde Se. Hochw. der Hr. Prälat Joh. Baptist Kutschker, Dr. der Theologie, k. k. Hof- und Burgpfarrer, k. k. Ministerialrath u. s. w. Kleidet, und die feierliche Installation am 10. Jänner l. J. vorgenommen.

— Mit Allerhöchster Entschliessung Sr. k. k. Apost. Majestät vom 15. December 1858, der außerordentliche Professor des Kirchenrechtes

an der theologischen Facultät der Wiener Universität, Dr. Vincenz Sebach, zum ordentlichen Professor dieses Faches.

— Mit Allerhöchster Entschliessung Sr. k. k. Apost. Majestät vom 28. December 1858. über Vorschlag des Verwaltungsrathes der ungarischen Akademie der Wissenschaften, der Graf Emil Desewffy zum Präsidenten und der Freiherr Joseph Eötvös zum Vicepräsidenten dieser Akademie.

— Se. Hochwürden, der Professor des kirchenrechtes an der Hochschule zu Wien, Hofcaplan und Studiendirector der höheren Bildungsanstalt zu St. Augustin, Hr. Dr. Joseph Fessler zum Ehrendomherrn an der Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien.

— Mit Allerhöchster Entschliessung Sr. k. k. Apost. Majestät vom 23. December 1858 der Vicedirector der theologischen und philosophischen Studien am Seminar zu Venedig, Federico Maria Zinelli, zum Domherrn an dem dortigen Patriarchalcapitel.

— Dem emerit. Gymnasiallehrer zu Gratz, Benedictiner Ordenspriester Ernest Klampfl, ist, mit Allerhöchster Entschliessung vom 3. Jänner l. J., in Anerkennung seiner vieljährigen und verdienstlichen Leistungen im Gymnasiallehramte, das goldene Verdienstkreuz mit der Krone Allergnädigst verliehen worden.

— Dem Regierungsrathe und Professor an der Wiener Universität, Hrn. Dr. Karl Schrott, ist die allerhöchste Bewilligung zu theil geworden, das Ritterkreuz des päpstlichen St. Gregor-Ordens annehmen und tragen zu dürfen.

— Der Historienmaler und akademische Professor, Hr. Joseph Führich, der Architekt Hr. v. Siccardsburg, der Porträtmaler Hr. Friedrich Ammerling in Wien und der Landschaftsmaler Hr. Albert Zimmermann in Mailand haben die Allerhöchste Bewilligung erhalten, das ihnen verliehene Ritterkreuz 2. Cl. des k. bayrischen St. Michael Verdienstordens annehmen und tragen zu dürfen.

— Der k. k. Secretär-Dolmetsch in Constantinopel, Hr. Ottokar Freiherr v. Schlehta, hat die Allerhöchste Bewilligung erhalten, das ihm verliehene Ritterkreuz des großherzogl. toscanischen St. Joseph-Verdienst-Ordens annehmen und tragen zu dürfen.

— Unser geehrter Mitarbeiter, Hr. Dr. J. Grailich, wurde in der zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs von Bayern am 27. November 1858 abgehaltenen feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu München zum corresp. Mitgliede ernannt.

(Concurse, Erledigungen, Stiftungsplätze, Stipendien u. s. w.) — An der Prager deutschen Oberrealschule ist eine zweite Lehrerstelle für das Freihandzeichnen mit dem Gehalte jährl. 840 fl. ö. W. und dem Vorrückungsrechte in die höheren Gehaltsstufen zu besetzen. Termin: Binnen 6 Wochen. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 30. December 1858, Nr. 298.)

— Am k. k. Staatsgymnasium zu Ofen ist eine Lehrerstelle mit deutscher Unterrichtssprache für altclassische Philologie, mit dem jährl. Gehalte von 900 fl. CM. = 945 fl. ö. W. nebst dem Vorrückungsrechte in 1000 fl. CM. = 1050 fl. ö. W. und dem Anspruche auf die normalmäßigen Decennalzulagen, erledigt. Termin: 31. Jänner l. J., bei der k. k. Statthalterei-Abtheilung in Ofen. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 6. Jänner l. J., Nr. 4.)

— Am k. k. Obergymnasium zu Vinkovce mit deutscher Unterrichtssprache ist eine Supplentenstelle für Südslawisch und Deutsch und die alten Sprachen, mit dem jährl. Gehalte von 441 fl. ö. W. zu besetzen. Termin: 6. Februar l. J., bei der dortigen Gymnasialdirection. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 14. Jänner l. J., Nr. 10.)

— Am Gymnasium der k. k. Theresianischen Akademie in

Wien eine Lehrerstelle für lateinische und griechische Philologie, mit 1050 fl. ö. W. = 1000 fl. CM. Jahresgehalt, dem Vorrückungsrechte in 1200 fl. ö. W., so wie mit dem Anspruche auf die systemisierten Decennalzulagen und 157 fl. 50 kr. ö. W. = 150 fl. CM. Quartiergeld. Termin: 15. Februar l. J., bei der Direction der k. k. Theresianischen Akademie. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 19. Jänner l. J., Nr. 14.)

— Über die erledigte Stelle eines Adjuncten an der Krakauer Sternwarte, mit dem jährl. Gehalte von 750 fl. ö. W. Termin: 15. Februar l. J. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 8. Jänner l. J., Nr. 5.)

— Über ein erledigtes Dr. Anton Bisenz'sches medicinisches Facultätsstipendium pr. 52 fl. 50 kr. ö. W. für zwei österreichische israelitische Doctoranden der Medicin oder Chirurgie, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 18. Jänner l. J., Nr. 13.

— Über ein erledigtes Dalmatinisches Stipendium für Hörer der medicinisch-chirurgischen Fächer im Betrage von 300 fl. CM., s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 20. Jänner l. J., Nr. 15.

(Todesfälle.) — Am 21. November 1858 zu Hartford (Connecticut) Hr. Dr. John L. Comstock, Verfasser sehr beliebter naturwissenschaftlicher Lehrbücher („Natural Philosophy“ u. a.), in hohem Alter.

— Im November 1858 zu Athen Hr. Theodor Manussis (geb. zu Siatistis in Macedonien), seit Gründung der dortigen Universität, Professor der Geschichte an derselben. Er hinterließ der Universität und anderen öffentlichen Unterrichtsanstalten namhafte Legate.

— Am 1. December 1858 zu Wien Hr. Joseph Hinterberger, st. Cassa-Official in Linz, Sohn des verdienstvollen Professors Dr. J. Hinterberger zu Linz, durch selbständige Forschungen auf dem Gebiete der Zoologie, durch seine Wanderungen im Hochgebirge Oberösterreichs u. s. w., so wie als geübter Landschaftsmaler, bekannt, im 34. Lebensjahre.

— Am 13. December 1858 zu Linz der hochwürd. Hr. Domcapitular, Joseph Strigl, Ritter des Franz Joseph-Ordens, Gründer des bischöfl. Schullehrer-Seminars, der Monatschrift „Deutsche Volksschule“, Verfasser der Beschreibung der zweiten österr. Pilgerfahrt nach Palästina 1856, die er selbst mitgemacht u. s. w.

— Am 13. December 1858 zu Pesth der ausgezeichnete ungarische Mime, Hr. Sigmund Szentpétery (geb. am 31. Juli 1798 zu Rohod im Szabolcser Comitat Ungarns).

— Am 16. December 1858 zu London Hr. Dr. Richard Bright (geb. zu Bristol 1789), einer der berühmtesten englischen Ärzte, der sich durch seine Arbeiten über oedematische Leiden und die nach ihm benannte Bright'sche Krankheit einen Weltruf erworben hat.

— Am 16. December 1858 zu Heidelberg Hr. Dr. A. Arneth, Professor am dortigen Lyceum, als Schriftsteller auf dem Gebiete der Mathematik durch werthvolle Werke bekannt.

— Am 22. December 1858 zu Triest der geschätzte Bildhauer Capolino, noch nicht ganz 30 Jahre alt.

— Am 24. December 1858 zu Bonn Hr. Dr. Adolf Buse, a. o. ö. Professor an der kath. theol. Facultät der dortigen Hochschule, im Alter von 40 Jahren.

— Am 24. December 1858 zu Padua der in Italien vortheilhaft bekannte dramatische Dichter und Schauspieler Hr. Franz August Bon, im 71. Lebensjahre.

— Am 29. December 1858 zu Rom, auf einer Berufsreise, der hochw. Abt des reg. Chorherrenstiftes St. Florian im Lande o. d. Enns,

Hr. Theophilus Mayr, k. k. Rath, Mitglied des Prälatenstandes ob der Enns, Oberst-Erbland-Hofcaplan (geb. zu Stockholm am 4. October 1793).

— Am 31. December 1858 zu Marburg (Hessen) Hr. Professor L. Fick (geb. am 18. Mai 1813 zu Erlangen), als Anatom ausgezeichnet.

— Im December 1858 zu Paris Hr. Heinrich Blanchard (geb. zu Bordeaux 1787), der talentvolle Componist vieler populär gewordener Arien, auch als Dramatiker und Kritiker bekannt.

— Im December 1858 in Wales der als eifriger Schulverbesserer und durch seine philologischen Arbeiten („Life of Jul. Cæsar,” „Life of Alexander the Great,” „Geography of Asia” u. v. a.) auch im Auslande bekannte Hr. John Williams (geb. 1792), Erzdechant von Cardigan.

— Im December 1858 zu London Hr. Benjamin Wyon (geb. 1802), der beste Medailleur Englands.

— Im December 1858 zu Goslar am Harz der Ingenieur-Major a. D., Hr. von Papen, der bekannte Chartograph Hannovers, wegen seiner (nicht vollendeten) Höhenkarte von Mitteleuropas von Alex. v. Humboldt ausgezeichnet.

— Ende December v. J. zu Wien Fräulein Emma Wanda v. Arbter (geb. zu Lemberg am 26. October 1813), als Dichterin vortheilhaft bekannt.

— Gegen Ende des v. Jahres Hr. Jean Joseph Marie Lelong, einer der ausgezeichnetsten Dichter Belgiens, auf der Rückkehr von einer zu künstlerischen und wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reise, durch Schiffbruch.

— Gegen Ende des v. J. in England Sir Thomas Isaac Honsley Curteis, K. B., vormals 34 Jahre lang Oberofficier der kön. Leibtrabanten, als Novellist bekannt, im 81. Lebensjahre.

— Am 2. Jänner l. J. zu Kremsmünster der hochw. Hr. P. Gregor Haslberger, Capitular des Benedictinerstiftes Kremsmünster, Director des dortigen k. k. Obergymnasiums und des Convictes, k. k. Schulrath, Professor der Physik am Obergymnasium, Inhaber des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone und der k. bayrischen goldenen Civil-Verdienstmedaille, als Mensch und Lehrer gleich geachtet, im Alter von 51 Jahren.

— Am 5. Jänner l. J. zu Florenz Hr. Cavaliere Andrea Ranzi, Professor an der medicinisch-chirurgischen Klinik alldort.

— Am 7. Jänner l. J. in Wien Hr. Hieronymus Franceschini, k. k. Hottheater-Costüme-Zeichner (geb. in Tirol am 12. Mai 1820), ein Nachkomme des berühmten Historienmalers Marc Anton Cavaliere Fr. (geb. 1648, gest. 1729), als Maler und Verfasser werthvoller Werke im Costüme-Fache bekannt.

— Am 7. Jänner l. J. starb zu Treviso Hr. Bernardino Zambra, Professor der Physik an der k. k. Universität zu Padua, im Alter von 46 Jahren.

— Am 12. Jänner l. J. zu Bautzen der Canonicus Capitularis Senior und Consistorial-Assessor am dortigen Domstifte zu St. Petri, Hr. Dr. Franz Prihonski, früher Präses des wendischen Seminars zu Prag, im 71. Lebensjahre.

— Im Jänner l. J. zu Brüssel Hr. Ritter Schaeyes (geb. 1808 zu Löwen), Director der Alterthümer und der hist. Waffensammlung in Brüssel, als einer der tüchtigsten Archæologen und Geschichtsschreiber Belgiens bekannt.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Über die Übereinstimmung geistiger und leiblicher Tüchtigkeit.

Es ist eine der gewöhnlichsten Annahmen auch sonst einsichtsvoller Pädagogen, dass die Nothwendigkeit, dem Bewegungsbedürfnisse des menschlichen Körpers rechnung tragen zu müssen, zwar erwiesen, aber trotzdem die Opfer an Zeit, die diese Erkenntnis bedingt und welche nur der leiblichen Zucht zufallen, zu bedauern sind, weil sie die ihrer Ansicht nach ohnehin karg zugemessene Schulzeit nicht weiter auszu dehnen erlauben. Solche Schulmänner sind es auch, die selbst die Stunden unbequem, wenn nicht überflüssig finden, die dem regelmässigen Turnunterrichte, in folge der zeitgemässen Aufnahme desselben in den Organisationsentwurf, zugewiesen worden sind, sie gefallen sich in der Behauptung dass die geistig-tüchtigen Schüler in der regel keine Neigung für die Leibesübungen an den tag legen und gegendtheils die unfleißigsten die vorzüglichsten Turnschüler abgeben. Die Ergebnisse meiner 14jährigen Praxis in Hermannstadt bestreiten indes diese Annahme, sie müssten mir eine entschieden gegendtheilige Meinung aufdringen, wäre ich nicht schon durch das Interesse selbst, welches ich als Lehrer diesem wichtigen Zweige der Erziehung widme, und das mich zur ausschließlichen Hingabe an denselben bestimmte, von vornhinein auf den gegensätzlichen Standpunct angewiesen und zu dessen Vertheidigung berufen. Indes über diese Meinungsverschiedenheit streiten, hiesse alle jene eine geregelte Leibeserziehung betreffenden Streitfragen neuerdings aufrühren *). und ich ziehe daher vor, das Ergebnis der letzten drei Jahre, die, ich kann sagen, einen ruhigen Fortschritt in der mir hohen Ortes anvertrauten Anstalt bekunden, hier in Zahlen vorzuführen, und dieselben zuerst entscheiden zu lassen, um daran erst einige weitere Bemerkungen zu knüpfen.

Die Anstalt wurde im Jahre 18⁵⁵/₅₆, von 677, 18⁵⁶/₅₇, von 775, 18⁵⁷/₅₈, von 894 Schülern besucht, davon entfiel und vertheilte sich auf die vier oberen Classen der beiden hiesigen Gymnasien folgende Zahl:

*) Eine ausführliche Darlegung meiner Ansichten über die Einverleibung des gymnastischen Unterrichtes in den Gesamtunterricht ist unter andern in meiner Turnschrift „Die Erziehung zur Volkswohlfahrt.“ Leipzig. 1852, und in einem Aufsatz „Über die Theorie und Praxis im Leibesunterrichte.“ Jahrbücher der Turnkunst, Bd. III. 4. Dresden, 1857, enthalten.

K. k. Staatsgymnasium

18⁸⁸/₈₈

Classe	Classenzeugnisse der Turnschüler			Schülerzahl		
	Vorzug	I	II	Turner	Nichtturner	Zusammen
V	1	7	2	10	14	24
VI	3 (2)	10 (5)	2	15	1	16
VII	1	—	—	1	16	17
VIII	2	3 (2)	—	5	7	12
	7 (2)	20 (7)	4	31	38	69

18⁸⁹/₈₉

Classe	Classenzeugnisse der Turnschüler			Schülerzahl		
	Vorzug	I	II	Turner	Nichtturner	Zusammen
V	—	13 (1)	4	17	13	30
VI	3	6 (3)	1	10	9	19
VII	5 (3)	3 (2)	—	8	7	15
VIII	—	3 (1)	—	3	7	10
	8 (3)	25 (7)	5	38	36	74

18⁹⁰/₉₀

Classe	Classenzeugnisse der Turnschüler			Schülerzahl		
	Vorzug	I	II	Turner	Nichtturner	Zusammen
V	5 (5)	10 (5)	8 (2)	23	3	26
VI	1 (1)	9 (3)	—	10	10	20
VII	1	1	—	2	10	12
VIII	2 (2)	2 (2)	—	4	6	10
	9 (8)	22 (10)	8 (2)	39	29	68

Evang. Gymnasium

18⁹¹/₉₁

Classe	Classenzeugnisse der Turnschüler			Schülerzahl		
	Vorzug	I	II	Turner	Nichtturner	Zusammen
V	—	6 (2)	5 (1)	11	9	20
VI	1 (1)	14 (4)	5 (2)	20	10	30
VII	2 (1)	5	—	7	4	11
VIII	4 (2)	5 (2)	2	11	1	12
	7 (4)	30 (8)	12 (3)	49	24	73

18⁹⁰/₉₇

Classe	Classenzeugnisse der Turnschüler			Schülerzahl		
	Vorzug	I	II	Turner	Nichtturner	Zusammen
V	4 (1)	6 (2)	6 (2)	16	7	23
VI	2 (2)	6 (2)	1	9	5	14
VII	4 (2)	11 (4)	—	15	8	23
VIII	3 (2)	9 (3)	—	12	3	15
	13 (7)	32 (11)	7 (2)	52	23	75

18⁹⁷/₉₉

Classe	Classenzeugnisse der Turnschüler			Schülerzahl		
	Vorzug	I	II	Turner	Nichtturner	Zusammen
V	5 (3)	20 (3)	5 (1)	30	3	33
VI	2 (2)	10 (8)	—	12	2	14
VII	5 (5)	8 (4)	—	13	6	19
VIII	4 (4)	13 (6)	—	17	8	25
	16 (14)	51 (21)	5 (1)	72	19	91

Anmerkung: Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen die gleichzeitige Vorzugsclasse im Turnen, eine zweite Classe darin zu ertheilen halte ich zur Zeit für wirkungslos.

Aus obigen Daten ist mindestens so viel ersichtlich, dass sie nicht zum Nachtheile der Übereinstimmung geistiger und leiblicher Tüchtigkeit ausfallen, wie denn namentlich in diesem Jahre die entschieden tüchtigsten Abiturienten diese Behauptung fast zur Gewissheit erhoben. Wenn gleichwol nebenbei gerade die schwächlichsten, eine geringe oder mindestens leiblich verkümmerte Lebensdauer versprechenden Schüler, oft zu den fleissigsten zählen, so haben meine Beobachtungen in den bei weitem hervorragenden Fällen mir die Thatsache bestätigt, dass die geistige Trägheit mit der leiblichen — wenigstens der dem regelnden Willen unterworfenen — in einer entschiedenen Wechselwirkung steht. Die verliederten Genies, die der Hang nach geistiger Ungebundenheit nicht recht vorwärts brachte, waren fast jederzeit auch unregelmässige Besucher der Turnschule und wenig geneigt, sich den pädagogischen Regeln einer stufenweisen leiblichen Durchbildung zu unterwerfen; wo aber mit der leiblichen Tüchtigkeit sich auch ein ausdauerndes Bestreben verband, hatte ich gemeiniglich die Freude, früher oder später, geistig trägere oder nachlässige Schüler auch noch geistig tüchtig heranwachsen zu sehen. Diejenigen Schüler endlich, deren ausdauernden Fleiss die Schule zu rühmen hatte, blieben, wenn sie einmal dem Leibesunterrichte Geschmack abgewonnen, auch immerdar dessen treueste Stützen.

Freilich muss der Turnlehrer, um zu solchem Ergebnisse zu gelangen, den pädagogischen Zweck der Turnschule, der Geistesschule einen Anlehnungspunct zu gewähren, nicht aus den Augen lassen und

etwa aus Vorliebe oder Wohlgefallen, diesen oder jenen leiblich gutgebildeten und gutbefähigten, aber geistig zurückgebliebenen Jüngling bevorzugen, sondern er muss das Interesse für denselben, dem er sich vermöge seines Unterrichtes nothwendigerweise weder entziehen kann noch darf, nur gerade soweit durchblicken lassen, als es die nächste Aufgabe seines Unterrichtes erfordert. Ob solche pädagogische Absichtlichkeit des Leibesunterrichtes zur Zeit überall durchführbar, selbst wünschenswerth, ist eine Frage, die verschieden gedeutet, allein nimmermehr von dem Hinblick auf den Eintritt einer dereinstigen Verpflichtung zu demselben getrennt werden kann. Und dahin zu wirken scheint mir doch eine Hauptaufgabe der Schulwelt bilden zu müssen, wenn anders der gymnastische Unterricht auf die Dauer einen wirklichen Werth behalten, ja denjenigen gewinnen soll, der ihn über die Bedeutung eines nebensächlichen oder zufälligen Sprach- oder Kunstunterrichtes zu erheben und zu einem vollberechtigten Gliede der Gesamterziehung zu gestalten im Stande ist.

Hermannstadt.

K. Badewitz.

Programme österreichischer Gymnasien und Realschulen am Schlusse des Schuljahres 1857/58.

(Fortsetzung v. 1858. Hft. X. XI. S. 903 ff.)

I. Abhandlungen mathematisch-naturwissenschaftlichen Inhaltes.

8. *Beitrag zur Klimatologie von Preßburg.* (Abhandlg. von Dr. Kornhuber im Progr. der Ober-Realschule zu Preßburg.) — Von dem Hrn. Verf. ist eine Reihe sehr schätzbarer Mittheilungen über die naturhistorischen und meteorologischen Verhältnisse Ungarns bekannt, welche zum theil, insofern sie in den Programmen der Realschule erschienen, auch in dieser Zeitschrift zur Anzeige gekommen sind. Der gegenwärtige Beitrag enthält die Zusammenstellung und Discussion sie-

den täglichen Gang der meteorologischen Verhältnisse in den zwei letzten Jahren darstellen und die durch den Realschüler A. Sandlein gezeichnet wurden.

9. *Sárospatak közép mérséklete (Mittlere Temperatur von Sárospatak)*. (Abhandlg. von Molnár im Progr. des Collegiums H. C. zu Sárospatak.) — Sárospatak liegt unter 48° 12' N. Br., 39° 3' Ö. L., etwa 3 Meilen nördlich von Tokay. An einem Thermometer von Greiner, dessen einzelne Grade in 5 Theile getheilt sind, wurde vom 12. April 1847 bis zum 12. April 1853 beobachtet. Aus den 6jährigen Mitteln ergibt sich:

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni
Sárospatak:	— 3·00	+ 0·31	+ 2·11	+ 8·89	+ 12·61	+ 16·07
(Wien:	— 1·21	+ 0·68	+ 3·91	+ 8·82	+ 13·40	+ 15·77)
	Juli	August	September	October	November	December.
Sárospatak:	+ 16·54	+ 16·27	+ 11·86	+ 8·87	+ 3·88	— 0·54
(Wien:	+ 17·22	+ 16·87	+ 13·29	+ 8·54	+ 3·71	+ 0·46)

Hieraus berechnet sich die mittlere Jahrestemperatur zu 8·34. Die Jahreszeiten zeigen bezüglich der Stetigkeit der Witterung im Winter ziemlich empfindliche doch oft unterbrochene Kälte, große Veränderlichkeit im Frühling, dauernde Hitze im Sommer, beständiges mildes Wetter im Herbst.

Wien.

J. Grailich.

10. *Die Käfer Siebenbürgens*. (Abhandlg. von Karl Fuß im Programm des Gymnasiums A. C. zu Hermannstadt. 1858.) [Fortsetzung der im Schulprogramm für 1857 angefangenen Arbeit.] — Selbst wenn Ref. ein im speciellen bewandter Entomolog wäre (was er nicht ist), würde er sich an diesem Orte ein näheres Eingehen auf die faunistische Arbeit versagen müssen. Über die große Verdienstlichkeit derselben im allgemeinen haben wir uns schon bei der kurzen Anzeige des ersten Theiles ausgesprochen. Der catalogue raisonné der Siebenbürgischen Käfer beendet diessmal die große Familie der Landkäfer, mit denen im vorigen Jahre begonnen wurde. Nur ein Bedenken haben wir, ob es Hrn. F. möglich sein wird, seine Arbeit in der Programm-Form zu einem Abschlusse zu bringen.

11. *Die Ameisen von Tirol*. (Abhandlg. von Vincenz M. Gredler im Programm des k. k. Gymnasiums zu Bozen. 1858.) — Wir sehen aus dem Vorworte, dass der Hr. Verf. einer der eifrigsten Myrmekologen Österreichs und Deutschlands ist und namentlich auch zu den Publicationen des Hrn. Drs. Mayr in Pesth reichliches Material geliefert hat. Im vorliegenden Programm werden in sorgsamster Weise und, wie uns scheint, jetzt nur überhaupt möglicher Vollständigkeit die Tiroler Ameisen aufgezählt, nach der analytischen Methode kenntlich gemacht, und über Aufenthalt und Verbreitung berichtet.

12. *Über die Metamorphosen der Thiere*. (Abhandlg. von J. Nawratil im Programm des k. k. Gymnasiums zu Salzburg 1858.) — Aus dem beschränkten und versteckten, aber dennoch sehr belohnenden Gebiete der vorigen Schrift werden wir durch diese Abhandlung in eines der weitschweifigsten und schwierigsten Capitel der Naturkunde versetzt. Ref. gesteht, dass ihn bei dergleichen Titeln ein gelinder Schrecken zu überkommen pflegt. Das Thema der „Metamorphosen der Thiere“ verlangt, wenn es nur einigermaßen befriedigend behandelt werden soll, einen durch und durch geschulten Bearbeiter, einen Zoologen vom Fach, und jeder, auch der gewandteste Professor der Zoolo-

gie, hat seine Liebe noth damit, die an allen Ecken unfertige, von Jahr zu Jahr mit frappanten Thatfachen bereicherte Lehre von der Entwicklung, Umwandlung und dem Generationswechsel erst sich und dann seinen Schülern faßlich zu machen. Deshalb auch diesmal unser Bedenken gleich beim Lesen der Überschrift; und sie waren nicht ganz am unrechten Orte.

Die Überschrift läßt erwarten, dass uns ein Überblick über diejenigen Zustände und Entwicklungsformen der Thiere geboten werden soll, welche die wissenschaftliche Zoologie speciell mit dem Namen der „Metamorphosen“ belegt hat. Unser Programm fasst den Begriff weiter und versteht darunter die Entwicklung des Thieres im ausgedehntesten Sinne vom Aufbau des Embryo im Ei an bis zur Geschlechtsreife, sammt allen Rückbildungsveränderungen. Auch der Generationswechsel bildet ein Glied oder ist ein besonderer Fall der Metamorphose. Als Einleitung für die Metamorphosenlehre stellt der Hr. Verf. eine Reihe von physiologisch-naturphilosophischen Sätzen hin, wie unsere Zeit sie nicht eben liebt. Ref. glaubt wenigstens nicht, dass es persönliches eingenommen sein gegen die phrasenreiche naturphilosophische Ausdruckweise ist, wenn er Sätze, wie: „Der Nahrungsstoff ist demnach jener Theil der dem Organismus entgegenstehenden Außenwelt, welcher qualitativ durch Thätigkeit der plastischen Organe so umgesetzt werden kann, dass er dem Organismus als Körper homogen wird“ — oder „Die Verhältnisse des Raumes besiegen Organe, deren Function die Locomotion des Organismus willkürlich zu Folge hat“ — keinen Geschmack abgewinnen kann.

Nachdem derartig über den Organismus und über den begrifflichen Umfang namentlich des thierischen Organismus gehandelt, wird eine principielle Feststellung der Metamorphose versucht, als „eines Cyclus von wechselnden Lebenserscheinungen während der Lebensperiode des einzelnen Thieres, hervorgebracht durch Änderungen in den Organensystemen.“ Zu der „einfachen vollkommensten Metamorphose“ der höchsten Thiere, einfache wegen den abgegrenzten, der Beobachtung leicht zugänglichen Veränderungsphasen, soll nun die zusammengesetztere aller übrigen Thiere einen Gegensatz bilden, ein Gegensatz, der sich durch das Erscheinen der chryda dorsalis in dem höheren Tierkreise

nicht wenigen Misverständnissen. Nur eines deren zur Probe; es ist die rede S. 12 von „mikroskopischen Jugendzuständen der Helminthen, die bis zu den Elementarerscheinungen der Thierorganismen herabsinkend vielfach für bewegliche Sporen von Kryptogamen oder für eigene Species dieser und anderer Gattungen gehalten wurden und wol sehr wahrscheinlich noch gehalten werden.“ Das ist ganz aus der Luft gegriffen, wie überhaupt die Darstellung der Helminthenentwicklung nichts weniger als auf der Höhe der Zeit ist.

Beim Übergang von den Molluscen zu den Arthrozoen heisst es: „Dass die Classenformen der nächsten Classen der Arthrozoen auch in Bezug auf ihre Entwicklungsgeschichten und ihre morphischen Änderungszustände einen weit subordinierteren Charakter haben, beweist der für alle solche Fälle giltige Satz, dass jede neue Entwicklungsphase im Thierreiche keineswegs eine stufenweise Erweiterung der vorangegangenen ist, sondern dass dieselben die Disciplinen ihrer Entwicklung von einem der höchsten Form elementar gegenüberstehenden Tiefpunkte ausgehend übt, und so auch einem neuen Entwicklungsprincipe entsprechend in ihren höchsten Formen eine ebenfalls höhere Stufe erreicht.“

Ich habe diesen Satz und namentlich die hier gesperrt gedruckten Zeilen wiederholt durchgelesen und abne wol, was er sagen soll, aber in Worte fassen kann ich es nicht. Den meisten der Leser wird es ähnlich ergehen. Was kann nun der Hr. Verf. mit dieser dunklen Denk- und Schreibweise erreichen?

An der Beendigung des Programmes, das die sonderbare Übersicht der Entwicklungen bis zu den Insecten fortführt, ist der Hr. Verf. durch Krankheit verhindert worden.

Gratz.

Oscar Schmidt.

13. Kursgefasste Darstellung des Entwicklungsganges der Erde, besonders ihrer geschichteten Gebirge. (Abhandlg. v. Dr. Caj. Watzel im Progr. des k. k. Ober-Gymn. zu Böhmisches-Leippa. 1858. 8.) — Man muss jeden Versuch mit Freuden begrüßen, der darauf abzielt, der Jugend eine leichtfassliche Darstellung der Lehren von den geschichteten Gebirgsarten und von der Aufeinanderfolge der organischen Wesen zu geben. Denn es lässt sich geradezu behaupten, dass kein Zweig der beschreibenden Naturwissenschaft in so hohem Grade den studierenden nöthigt, nach jener allgemeinen Übersicht der belebten und leblosen Natur zu streben, welche allein die Gesetzmässigkeit des ganzen abnen lässt. — Der Hr. Verf. hat auf dem engen Raume von 31 Seiten die wichtigsten Sedimentgebilde ihrem Alter nach aufgeführt, und sie in bezug auf ihre Versteinerungen u. s. w. in kurze charakterisiert. Leider sind bei dieser Zusammenstellung offenbar nur ältere Quellen benützt worden. Es geht diess aus nicht wenigen der hier gemachten Angaben, in der Reihenfolge der Formationen z. B. aus der Auffassung der Begriffe „Alluvium“ und „Diluvium“, und aus der untergeordneten Stelle hervor, die den Devonischen Ablagerungen im vergleiche zum Zechsteine angewiesen wird. Es ist irrig, wenn hier das Ohiothier sowohl im Alluvium als auch im Diluvium, im letzten Falle zugleich mit den tertiären Säugthier-Resten des Sevalikgebirges aufgeführt wird. Neuere Untersuchungen haben gezeigt, dass das Dinotherium kein Walross-ähnliches, sondern ein Elefanten-ähnliches Thier gewesen sei. Nicht die oberste, sondern vielmehr eine der tieferen Tertiärschichten wird heutzutage am gewöhnlichsten mit dem Namen „der Grobkalk“ bezeichnet. Es lassen sich gewichtige Einwendungen dagegen machen, wenn S. 9 behauptet wird, dass die Diluvial-Ablagerungen einer „großen und allgemeinen Süßwasser-Überschwemmung“ ihren Ursprung verdanken.

da doch jene Diluvialbildungen, welche in der that Süßwasser-Niederschläge sind, nämlich der Löss, im allgemeinen in bezug auf ihre Verbreitung nach den heutigen Flussgebieten sich richten, — da gerade jene Trümmer-Ablagerungen der Diluvialzeit, welche der Hr. Vf. hier speciell im Auge gehabt zu haben scheint, gewiss keine Süßwasser-Ablagerungen sind, — da endlich eine allgemeine Süßwasser-Überschwemmung für jedermann, der sich nur einigermaßen mit den heutzutage zwischen Verdunstung und Niederschlag bestehenden Beziehungen vertraut gemacht hat, etwas undenkbares ist. Ebenso wenig anklang dürfte bei Fachmännern die Ansicht finden, dass die heutigen Umrisse der Continente durch die vulkanischen Ausbrüche der Tertiärzeit hervorgebracht seien.

Indem Ref. hier so vielerlei Bemängelungen an dieser Schrift macht, ist es seine Absicht keineswegs, einen Versuch tadeln zu wollen, der im verhältnisse zu der Dürftigkeit der Quellen, welche dem Hrn. Verf. wahrscheinlich zu gebote gestanden sind, doch immerhin recht viel lehrreiches bietet. Die Werke, welche in dieser Beziehung richtigere Anschauungen verbreiten könnten, und unter denen Ref. in erster Reihe Lyell's Principien der Geologie nennen möchte, sind zum theile in fremder Sprache geschrieben, zum theile sehr theuer und an unseren Lehranstalten leider noch wenig verbreitet. Ref. wünscht im gegentheile vom herzen, dass der Hr. Verf. die Liebe zu solchen Studien nicht sinken lassen möge, welche aus der ganzen Schrift hervorblickt, sondern dass er vielmehr recht bald gelegenheit finden möge, sich mit solchen neueren Arbeiten vertraut zu machen. Der Hr. Verf. wird zwar dabei bald erfahren, dass die gegen die vorliegende Schrift gemachten Einwendungen sich noch leicht hätten vermehren lassen, es wird sich aber anderseits auch zeigen, dass die Bewunderung, mit welcher in derselben von solchen Studien gesprochen wird, eine vollkommen begründete ist, und dass sie um so mehr Reize bieten, je länger und je aufrichtiger man sich ihnen hingibt.

14. Dr. Rob. Letdenfrost: Das Meer und seine Wunder. (Öffentlich vorgelesen am 9. April 1858, an der Oberrealschule zu Preßburg. Abgedruckt im achten Jahresprogramm dieser Oberrealschule, S. 14—32. 8. 1858.) — Der Hr. Verf. hat von verschiedenen Häfen aus das Meer bereist, und versucht nun hier in blühender Sprache den Eindruck mitzutheilen, welchen der Anblick des Meeres auf ihn gemacht hat. Nach einer allgemeinen Einleitung folgen Bemerkungen über Ebbe und Flut, über Strömungen und zwar namentlich über den Golfstrom, über Temperatur, Farbe und das leuchten, über die Bewohner des Meeres, über Korallenbildungen, und endlich ein allgemein gehaltener Schluss. — Fürwahr ein schönes und reiches Thema hat sich der Hr. Verf. für seinen Vortrag gewählt, schön und reich genug, um auch durch eine einfachere Sprache und ohne Herbeiziehung zweier Gedichte von Goethe und eines dritten von Anast. Grün auf die Zuhörer zu wirken.

Poesie und die exacte Naturwissenschaft sind zwei Richtungen, welche man nicht zugleich verfolgen kann. Die eine verlangt freien Spielraum für die Phantasie, während die andere ganz und gar auf der strengen Wahrheit der zu grunde liegenden Erfahrungen beruht, und so bieten sie beide Genüsse, welche nur, wenn sie getrennt sind, rein und vollkommen sein können. Es ist schön und natürlich, wenn jemand im angesichte einer so großartigen Naturerscheinung, wie es das Meer ist, von Bewunderung hingerissen wird; um aber über die Wesenheit dieser Erscheinung nachdenken zu können, ist es nothwendig, dass jenes Gleichgewicht des Geistes zurückgekehrt sei, ohne welches ein ruhiges Urtheil unmöglich ist. — Der Hr. Verf. schildert S. 22 mit grellen Far-

ben und mit Zuhilfenahme des bekannten Goethe'schen Gedichtes die Schrecken der Windstille, und vergisst dabei ganz und gar zu erwähnen, wie diese Schrecken für alle mit Dampfmaschinen ausgerüsteten Fahrzeuge nicht existieren, und wie außerordentliche Fortschritte seit Gæthe in der physikalischen Kenntniss des Meeres in bezug auf die Vermeidung der Calmen gemacht worden sind. Während also hier die Entdeckungen der neueren Zeit ignoriert werden, damit nicht irgend ein nüchterner Nachsatz den Eindruck schwäche, geräth der Hr. Verf. auf S. 30 in staunen über die Früchte des menschlichen Erfindungsgeistes, und übersieht dafür hier alle Hindernisse, welche die Natur ihrer Ausführung entgegensetzt. „Wie lange,“ heisst es hier, „wird es dauern, so fahren wir von Frankreich nach England, von da nach Nordamerika sicher durch das Meer auf Eisenschienen, unbekümmert um ah' das Leben und Treiben, welches über, neben und unter uns herrscht.“ Solche Darstellungen, die sich mit Vorliebe in Extremen und Superlativen bewegen, schaden einer richtigen Auffassung der Naturerscheinung ebenso sehr, als die Sucht nach Effect in der Malerei der Verbreitung des guten Geschmacks geschadet hat. Die schönste Redeweise könnte sachliche Unrichtigkeiten nicht entschuldigen, wie sie in dieser Schrift vorkommen, z. B. dass die Luft das tropfbarflüssige Element genannt, dass gesagt wird, dass „die Fluth dem Feinschmecker an die Küsten Englands die Austern, an Hamburgs Küsten die Häringe spüle,“ oder dass Korallenthiero im trüben Wasser bauen, während es bekannt ist, dass nur in den klarsten Wässern Korallenriffe vorzukommen pflegen, oder dass die Insel Sitka in die gemässigte Zone versetzt wird, während doch von den besten Kennern der Bewohner des Meeres die „Sitka'sche Provinz“ als ein Theil der borealen Lebenszone angesehen wird u. s. w. Worte sind es nicht, die man in einem naturwissenschaftlichen Aufsätze sucht, sondern Kenntnisse. Hätte der Hr. Verf. in der that den Geist der Schriften Darwin's erfasst, welche hier von ihm citiert werden, so hätte er eines der schönsten Beispiele einer anziehenden Darstellung in einfacher und würdevoller Sprache vor sich gehabt, und hätte sich unmöglich verleiten lassen können, eine so oberflächliche Arbeit zu veröffentlichen.

13. Kleine Beiträge zur Geologie und physikalischen Geographie der Umgebung von Troppau. (Abhandlg. von L. H. Jeittteles im Programme der Troppauer k. k. Ober-Realschule 1858. 16 S. 8.) — Diese Schrift unterscheidet sich von den beiden vorerwähnten sehr wesentlich dadurch, dass der Hr. Verf. sich keineswegs zum ziele gesetzt hat, durch die Mittheilung allgemeiner Erfahrungen oder grosartiger Eindrücke die Jugend zum Studium der Natur anzueifern. Es begnügt sich derselbe im gegentheile damit, in nüchterner Sprache einige kleine Beobachtungen zu bieten, wie sie sich eben in der Nähe seines Wohnortes sammeln liessen, und Ref. ist der Meinung, dass dieses directe hinleiten auf die Betrachtung der Natur eine viel stärkere und nachhaltigere Anregung mit sich bringe, als selbst die gewählteste Rede. Diese „kleinen Beiträge“ zerfallen in drei Abschnitte mit den Überschriften: 1. Die nordischen Geschiebe in der Nähe von Troppau. 2. Quellentemperatur-Messungen in und bei Troppau. 3. Notiz über das Vorkommen vulkanischer Gesteine bei Troppau. Der erste Abschnitt ist der umfangreichste und scheint am meisten geeignet, auch in weiteren Kreisen Interesse zu erregen. Über die ganze norddeutsche Ebene und einen sehr bedeutenden Theil des europäischen Russland's sind nämlich lose Steinmassen ausgestreut, deren ursprüngliche Heimat im westlichen Theile des Ausstreungsgebietes die scandinavische Halbinsel, im östlichen Theile aber Lappland und Finnland sind. Diese losen Massen

erreichen zuweilen eine erstaunliche Grösse, und man ist in neuerer Zeit ziemlich allgemein zu der annahme gelangt, dass sie auf schwimmenden Eismassen zur Zeit der letzten Überfluthung dieser Landstriche an die Stellen gebracht worden seien, an welchen sie sich heute finden. Troppau, etwa unter dem 49. Breitengrade gelegen, ist der südlichste Punct in Europa, von welchem derlei Vorkommnisse bekannt sind, und es ist von Interesse zu sehen, welche Gesteinsarten bis hierher getragen worden sind. Ref. hat zwar nicht selbst gelegenheit gehabt, die verschiedenen Gesteins-Varietäten zu sehen und zu prüfen, welche der Hr. Verf. als in Troppau aufgefunden anführt, und es steht ihm daher kein Urtheil über ihre Bestimmung zu; er möchte sogar an der Richtigkeit einer oder der anderen derselben zweifeln; die zugleich aufgefundenen fossilen Schalthierreste jedoch sind ihm vom Hrn. Verf. freundlichst mitgetheilt worden, und Ref. hat sich von ihrem scandinavischen Ursprunge überzeugt. — Die in der Einleitung gegebene Zusage, dass diese Beiträge in künftigen Programmen ihre Fortsetzung finden sollen, lässt hoffen, dass der Hr. Verf. bei seinen weiteren Untersuchungen die Sechöhe der einzelnen Vorkommnisse nicht unberücksichtigt lassen werde. Der gänzliche Mangel derselben in dieser Schrift ist sogar eine fühlbare Lücke. — Gar nicht weit von Troppau befindet sich die große Wasserscheide, welche die Wässer des schwarzen Meeres von jenen der Ostsee trennt. Es wäre nun sehr verdienstlich, wenn der Hr. Verf. sich die Aufgabe stellen wollte, genau zu ermitteln, bis zu welchem Niveau diese Vorkommnisse hier ansteigen, und ob sie die heutige Wasserscheide übersetzen oder nicht.

Wien.

Prof. Ed. Suess.

16. *Über das Entwerfen geographischer Kartennetze in Verbindung mit dem mathematischen Unterrichte am Ober-Gymnasium.* (Abhandlg. von Vinc. Adam im Programm des k. k. vollständigen Staats-Gymnasiums zu Brünn 1858.) — Ohne zweifel ist die Trigonometrie zu den fruchtbarsten Theilen der Geometrie zu zählen. Sollen aber in ihr beim Unterrichte rasche Erfolge erzielt werden, so muss auch mehr als in irgend einem anderen Zweige der Geometrie die Anwendung mit der Theorie hand in hand gehen, um so dem Schüler ein sugsames Werkzeug zu verschaffen, dessen er sich zu rechter Zeit mit Leichtigkeit bedienen kann. Jede Gattung von Aufgaben, welche hiezu einen beitrug zu liefern im stande ist, müssen wir willkommen heißen, und diess um so mehr, je mehr sie durch Mannigfaltigkeit und augenfällige Brauchbarkeit im Leben oder in der Wissenschaft eigenthümlichen Reiz bietet. Wir können daher nicht anders als lobend hervorheben, dass der Hr. Verf. in der vorliegenden Abhandlung, die wir als recht gelungen bezeichnen müssen, auf die vielen und schönen Methoden hinweist, die zur Construction von Kartennetzen erdacht wurden. Die Auswahl der verschiedenen Netze ist mit Sorgfalt gemacht; die Darstellung zeigt einen gewandten und sachkundigen Lehrer, und ist durchweg klar und verständlich. Vielleicht wäre beim Flamsteed'schen (V) und Bonne'schen (IX) Netze nicht nöthig gewesen, die Integralrechnung zu hilfe zu ziehen, um die Übereinstimmung in dem Verhältnisse des Flächeninhaltes einzelner Theile im Bilde und auf der abgebildeten Kugeloberfläche nachzuweisen. Diese Eigenschaft konnte aus der Natur der betreffenden Netze deutlich gemacht werden.

Bei Mercator's Projection (X und XI) hat sich ein kleines Versehen eingeschlichen, das sich durch die beiden eben angeführten Artikel hindurchwindet, ohne zweifel aber nur aus einer zu flüchtigen Correc-tur der Schrift seinen Ursprung ableitet, in folge deren auch mehrere störende Druckfehler übrig geblieben sind.

17. Die auf elementarem Wege entwickelte Theorie der Maxima und Minima. (Abhandlg. von Gust. Kondor im vierten Programme der städtischen Ober-Realschule in Pesth. 1858.) — Die vorliegende Abhandlung zerfällt in drei Abschnitte; im ersten wird gezeigt, wie das maximum oder minimum eines Ausdruckes y gefunden wird, welches nur eine veränderliche x enthält, und nach dieser höchstens vom zweiten Grade ist. Es geschieht diess auf die bekannte Weise dadurch, dass man den betreffenden Ausdruck nach der variablen auflöst, und nun untersucht, ob es einen Werth von y gebe, der nicht überschritten werden dürfe, ohne dass x aufhörte reel zu sein. Diese Betrachtung führt sehr oft mit Leichtigkeit auf das maximum oder minimum des vorgelegten Ausdruckes. Der zweite Abschnitt gibt Anwendungen dieser Methode auf sehr zahlreiche geometrische Aufgaben. Im dritten Abschnitt endlich wird die Methode auf Functionen von zwei variablen ausgedehnt, wenn sie nach beiden höchstens vom zweiten oder dritten Grade sind. Der Hr. Verf. betrachtet indessen in diesem Abschnitte nur die relativen maxima oder minima und löst auch nur solche Aufgaben auf, die auf derartige maxima führen. Hiedurch wird die Theorie der größten und kleinsten Werthe für Functionen von zwei variablen nicht erschöpft, und der sehr wichtige und allgemeinere Fall, wo die beiden variablen von einander unabhängig sind, bleibt unerledigt. Nicht unerwünscht wäre es auch gewesen, wenn ein einfaches Unterscheidungsmerkmal angegeben wäre, wodurch man leicht erkennt, ob man es mit einem maximum oder mit einem minimum der Function zu thun habe. — Im §. 2 dürfte sich bei der Bemerkung: „... die Function $y = px^2$ hat für jeden möglichen reellen Werth von x weder ein maximum noch ein minimum,“ ein Schreib- oder Druckfehler eingeschlichen haben. Die Anspielung auf die Methode der kleinsten Quadratsummen im §. 5 und andere analoge dürften wol an dieser Stelle unverständlich bleiben. — Im ganzen zeugt der Aufsatz von vielem Fleisse, besonders in der Zusammenstellung der geometrischen Aufgaben.

18. Intorno alla risoluzione delle equazioni numeriche. (Abhandl. von Dr. Fr. Toffoli im Prospetto dell' Imp. Reg. scuola superiore reale e nautica di Venezia 18⁵⁷/₈₈, Anno IV.) — Der Hr. Verf. führt in den vier Abtheilungen dieser Dissertation zuerst die Hauptsätze aus der Theorie der höheren Gleichungen vor über die Grenzen der Wurzeln, über die Zahl der positiven und negativen Wurzeln einer Gleichung u. s. f., ohne aber die Beweise dieser Sätze zu geben. Dann folgt, gleichfalls fast ohne begleitende Begründung, das verfahren zur Auffindung der rationalen und irrationalen Wurzeln einer Gleichung durch successive Approximation und schliesslich die Auflösung der Gleichungen des dritten Grades durch die Cardanische Formel sammt deren Reduction auf die trigonometrische Form.

Der hier behandelte Gegenstand ist an sich zu umfassend für ein einziges Schulprogramm, als dass er vollständig erledigt werden könnte. Abgesehen hiervon ist aber nach unserer ansicht die Form, in welcher hier der Stoff geboten wird, nicht vollkommen zu billigen. Der Hr. Verf. sagt selbst in der Einleitung zu seiner Abhandlung, es sei seine Absicht gewesen, „... di far conoscere alli studiosi i metodi pratici ... che valgono per ottenere la risoluzione delle equazioni ...; e ciò con intendimento d' invogliarli dello studio di quelle teorie, che essi avranno ad intraprendere nelle Università o negl' Istituti Polytecnici.“ So richtig diese Ansicht von dem Zwecke eines solchen Schulprogrammes ist, so wenig glauben wir, dass sie durch einen Aufsatz erfüllt wird, der einen keineswegs leichten mathematischen Gegenstand behandelt, ohne Beweise und Begründung der einzelnen Sätze. Insbesondere wird das verfahren

zur Auffindung der irrationalen Wurzeln zu einer rein mechanischen Arbeit, welche dem Schüler kaum hinreichende Anregung bieten kann. Dass aber die meisten der in der Abhandlung angeführten Sätze für den Schüler wirklich als neu zu betrachten, und folglich ihm nicht ohne Beweis vorzuführen sind, ergibt sich aus der beigefügten distribuzione degl' insegnamenti, wo nur in der letzten Classe unter der Rubrik materie libere einige Partien aus der Theorie der höheren Gleichungen vorkommen.

Das bisher gesagte bezieht sich lediglich auf die Form⁶ des Aufsatzes; derselbe lässt übrigens in einzelnen Partien auf schätzbare mathematische Kenntnisse von seite des Hrn. Verf.'s schliessen, wiewol auch kleine Verstöße nicht fehlen, z. B. S. 6 unter a): „... si chiama limite superiore delle radici positive di una equazione quel numero, che, posto in luogo della incognita, rende il primo membro positivo.“ — Die Methode zur genäherten Bestimmung der irrationalen Wurzeln, welche in der Abhandlung gegeben wird, ist dem Wesen nach die vervollkommnete Newton'sche Methode, so wie sie dem bekannten Horner'schen Verfahren zur Auflösung numerischer Gleichungen zu grunde gelegt ist. Die vorgelegte Gleichung wird wiederholt transformiert, um ihre Wurzeln um bestimmte Beträge zu vermindern, und zugleich eine bequeme schematische Anordnung zur Durchführung dieser Transformation gegeben.

Wien.

Dr. Karl Hornstein.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Literarische Notizen.

(Fortsetzung von Hft. I des Jahrg. 1839. S. 93 ff.)

Ref. geht auch jetzt wieder, wie in früheren ähnlichen Zusammenstellungen von denjenigen Hilfsbüchern, welche dem deutschen Sprachfache zunächst dienen, zu solchen über, welche demselben nur mittelbar Stoff zuführen oder andere Zweige des Unterrichtes in den Mittelschulen zu fördern bestimmt sind. Die beiden früher erwähnten encyclopädischen Schriften bieten hierzu den geeignetsten Übergangspunct. Wie wünschenswerth godiegene Sammelwerke sind, welche den geographischen Unterricht beleben, bedarf keines Beweises, zumal wenn sie für die Vaterlandskunde passendes Materiale liefern. Vorzugsweise diesen Zwecke gewidmet scheinen „Geographische Charakterbilder aus dem österreichischen Kaiserstaate. Aus den besten Reisewerken für die Jugend gesammelt und herausgegeben von Dr. Carl Stein. Wien, A. Pichler's Witwe & Sohn, 1858. (II u. 174 S.)“ — Gegen den Standpunct, auf den der Hr. Herausgeber sich in dem Vorworte stellt, lässt sich nichts einwenden. In 24 Aufsätzen von ungleichem Gehalte ist über Ungarn, die österreichische Alpenwelt im allgemeinen, Böhmen, Österreich, Tirol, Krain, Steiermark, Dalmatien und Venetien so viel des malerischen, für Land und Volk charakteristischen, in jeder Beziehung interessanten, aus frischen, noch weniger ausgebeuteten, Quellen mitgetheilt, dass der Gewinn, den der wissbegierige Leser daraus schöpfen kann, gewiss nicht zu verachten und die Auslage, welche eine Schul- oder Lehrerbibliothek für das kleine Werkchen zu machen hat, nicht zu bedauern sein wird. Principiell jedoch kann Ref. sich weder mit diesem, noch mit manchem ähnlichen Buch, einverstanden erklären. Eine Sammlung dieser Art soll dem jungen Leser, so weit wie möglich, die eigene Anschauung ersetzen, sie soll ihm aber dafür nicht eine fremde geben, nicht eine blaue, grüne, rothe oder wie immer gefärbte Brille, durch die er die Gegenstände nicht sieht, wie sie sind, nicht sieht, wie er sie sehen würde, sondern

wie irgend ein, vielleicht geistreicher, Tourist sie gesehen und wol gar in einer Stimmung oder unter Umständen gesehen hat, welche selbst ihm die Objectivität des Urtheils beeinträchtigten. Ref. verweist in dieser Beziehung auf S. 3—5, S. 70—82, S. 90—98 u. a.; am besten bedacht sind diessfalls die Alpenländer Österreichs, nur wissen wir nicht, was mit dem „Eisenberg bei Vordernberg und Eisenerz“ (S. 132—139) das „baierische Hochland“ zu schaffen hat. Die Auszüge aus den Reiseblättern des zu früh verstorbenen Professors Alois Messmer (s. Ztschr. f. die öst. Gymn. Jhrg. VIII, Hft. 10, S. 811) verdienen Dank, nur wäre eine genauere Schreibung der italienischen Namen (S. 160 Nazaro e Cesso st. Nazaro e Celso, St. Maria in Organe st. Organo, St. Giorgio Raggiore st. Maggiore, S. Giovanni i Valle st. in Valle u. s. w.) zu wünschen, da Correctheit in einem Lesebuche für die Jugend unerlässlich ist. Druckfehler finden sich hin und wieder, wie z. B. S. 8: oestrus columbaccensis st. oestrus; S. 14 Maria Theresia und ihr erlauchter Sohn st. erleuchteter; S. 29, Z. 7 v. u. Tyrolersing st. Tirolersieg; ebend. Z. 2 v. u. Österreich st. Östreich; S. 71 Z. 10 v. o. als ihren st. ihrer u. a. Dass Beethovens „Fidelio“ auf dem Kärnthnerthortheater in Wien zu irgend einer Zeit „zehnmal hintereinander gegeben worden,“ wie diess S. 97 dem Buche: „Menschen und Dinge, aus dem Tagebuche eines deutschen Naturforschers. Stuttgart und Hamburg, 1855“ nachgeschrieben wird, ist Ref. in der that eben so wenig erinnerlich, als überhaupt glaublich.

Neuen Stoff für eine populäre Vaterlandskunde liefert die Fortsetzung des öfter erwähnten Werkes: „Das Vaterlandsbuch,“ das der thätige Verleger, Hr. Otto Spamer in Leipzig, mit wahrhaft staunenswerther Rührigkeit zu fördern bemüht ist. Gegenwärtig liegt uns der Bd. III. in 2 Heften vor; er umfasst „Vaterländische Bilder aus Ungarn und Siebenbürgen, der Woiwodina und dem Banat, Kroatien, Slavonien, der Militärgrenze sowie Dalmatien.“ Von Frdr. Körner. 1. Abthlg. Bilder aus Ungarn (mit 70 Abbildungen im Text und 2 Tondruckbildern); 2. Abthlg. Bilder aus Siebenbürgen u. s. w. (mit 65 Bildern im Text und 3 Tondruckbildern). Abgesehen von einzelnen Unrichtigkeiten, Mafsüberschreitungen und anderen Mängeln, wie sie in jedem derartigen Werke vorkommen, ist das Buch im ganzen genommen recht entsprechend gehalten. Der Hr. Verf., als Professor an der höheren Handelsakademie zu Pesth wirkend, hat dem Lande, in dem er dient, so wie dessen nachbarlicher Umgebung seine vollste Aufmerksamkeit gewidmet und uns in frischen, lebensvollen Bildern wenigstens einen Begriff dessen gegeben, was sich aus einer trockenen geographischen Darstellung nie wird herauslesen lassen. Überhaupt ist dem kostspieligen und weitausgreifenden Unternehmen des Hrn. O. Spamer, schon um des Muthes willen, mit dem er dazu schritt, der beste Fortgang zu wünschen.

Über die Grenzen nicht nur Österreichs, sondern unseres Welttheiles hinaus zielt ein auf nicht weniger als fünf Bände berechnetes Lesebuch, betitelt: „Geographische Bilder u. s. w. Nach neuen und guten Quellen für Lehrende und Lernende, sowie für Freunde der Geographie bearbeitet und gesammelt von J. G. Kutzner. 1. Bd. Europa. Glogau, C. Flemming, 1858 (VIII u. 468 S.).“ — Gegen die Ansichten des Hrn. Herausgebers, der sich zum theile, namentlich was die allgemeinen Übersichten, die Bilder aus Schlesien und die meisten Aufsätze physikalischen Inhaltes betrifft, auch als Verfasser bekennt, lässt sich vom pädagogischen und wissenschaftlichen Standpuncte nichts einwenden. Die Sammlung ist reichhaltig, es ist „auf engem Raume möglichst viel Stoff angehäuft,“ thatsächliches und charakteristisches hat den vorzug vor schönen Worten und schöngestigen Schilderungen, als

Auctoren werden dort, wo die Quelle angegeben ist, competente Namen citirt, auch scheint die Zusammenstellung der einzelnen Aufsätze nicht ohne besonnene Nachhilfe und Überarbeitung gemacht, somit ein bestimmter Plan verfolgt zu sein, was für eine derartige Anthologie immer ein günstiges Vorurtheil erweckt. Jedenfalls liefert das Buch, wie es ist, dem Lehrer reichlichen Lehr-, dem Schüler nützlichen Lesestoff. In Einzelheiten einzugehen verbietet uns der beschränkte Raum, der für eine nur übersichtliche Musterung des neuesten geboten ist. Möge übrigens jedem das ihm zunächst liegende den Maßstab für die Verlässlichkeit der Quellen liefern, welche mitunter benutzt sind. Beispielsweise führen wir einiges aus Nr. 25, S. 256 ff. über Wien an. S. 257 ist wiederholt von einer „Altstadt“ die rede; von einer „Altstadt“ in Wien weiß selbst jetzt, wo „Stadterweiterung“ und „Neu-Wien“ Schlagwörter des Tages sind, noch kein Wiener. — „Die Burg von gewaltigem Umfange besitzt große Schätze an Kunstwerken, Naturalien und Münzen. Zu ihren Gebäuden gehört unter anderen die Universität (?) u. s. w.“ — „Im Kapuzinerkloster ist die kaiserliche Familiengruft, jedoch wird jedesmal das Herz mit (?) silberner Kapsel bei den Augustinern und das Übrige (?) des Körpers im (?) St. Stephan beigesetzt.“ Somit enthielte die Gruft bei den Kapuzinern bloß Kenotaphien: denn wenn das Herz bei den Augustinern und das übrige des Körpers bei St. Stephan beigesetzt wird, was bleibt denn noch für die Familiengruft bei den Kapuzinern übrig? — „Von sonstigen Merkwürdigkeiten Wiens sind noch das mächtige Artilleriegebäude, das kaiserliche Zeughaus (?)...; das Münz- und Antikencabinet... und endlich auch der Prater.“ Sonderbare Zusammenstellung! Am besten bestellt scheinen, wie in den meisten ähnlichen Sammlungen, die Alpenländer, weil bei Schilderung derselben der Objectivität überwiegendes Recht über die Subjectivität flüchtiger Touristen zu theile geworden ist. Auch gegen die Gliederung des ganzen, die das Inhaltsverzeichnis nachweist, ließe sich manches bemerken.

Ein recht populäres Lesebuch ist: „Vater Radetzky. Von Julius Ebersberg. Mit 2 Stahlstichen. Prag, Bellmann, 1858 (III u. 173 S.).“ — Der Hr. Verf., Professor an der k. k. Artillerie-Akademie zu Olmütz, durch mehrere ähnliche, zunächst für militärische Kreise

sie größeren Theils einer eingänglicheren Besprechung unterzogen zu werden verdienten, und eben so wenig vom ästhetischen, als vielmehr vom pädagogischen, erwähnt, und nicht als Lehr- und Hilfsbücher für Schüler, sondern nur als mitunter nicht unpassende Beiträge für Schul- und Lehrerbibliotheken betrachtet werden können.

Als ein Büchlein, aus dem *cum grano salis* auch der ernste Schulmann diess und jenes seinen Schülern als Würze des Unterrichtes im Latein mittheilen mag, lässt sich das Büchlein: *„Flores aenigmatum latinorum*. Von Dr. Wilh. Binder. Stuttgart, J. B. Metzler, 1857 (143 S.)⁹ bezeichnen, das vierhundert lateinische Räthsel und im anhang zweihundert Xenien enthält, unter denen sich viel ergetzliches, nebst einzelem ungehörigen, findet. Übrigens möge auch dem Scherzo rechnung getragen werden, wo es sich darum handelt, dem classischen Studium eifrige Anhänger zu gewinnen. Gegen das *„nec luisse pudet“* wird auch der kälteste Ernst nichts einzuwenden haben, wenn es mit pädagogischem Tacte geschieht. Hierzu liefert das kleine Büchlein reichlichen Stoff.

Vom Hrn. Oberschulrathe Fr. Kohlrausch, dem bekannten Herausgeber der „biblischen Geschichten,“ wird das Werk: „Deutscher Haus- und Schul-Homer. Für die Jugend nach E. Wiedasch's metrischer Übersetzung bearbeitet und herausgegeben von Dr. W. Wiedasch u. s. w. 1. Thl. Ilias (XI u. 240 S.); 2. Thl. Odyssee (237 S.); 3. Thl. Erläuterungen (48 S.). Stuttgart, J. B. Metzler, 1857,“ in einem kurzen Vorworte als Lesebuch theils in den deutschen Stunden der Quinta und Quarta und selbst noch in Tertia, theils in den Geschichtsstunden, als verbindendes Glied zwischen beiden, nebstbei auch für das Progymnasium, die höhere Bürgerschule und selbst die höhere Töchter-schule empfohlen. Hr. Dr. W. Wiedasch, Sohn des bekannten Übersetzers der homerischen Epen, über dessen Verdienst Ref. schon im X. Hefte des Jhrgs. 1855 dieser Zeitschrift (S. 824—826) sich ausgesprochen hat, fasste den gedanken, „in einem möglichst guten deutschen Homer der Jugend gewissermaßen den ihr bis heute noch fehlenden Classiker zu schaffen, einen Classiker aus dem Jugenderalter der Menschheit, für die Jugend, verkürzt nur um der Jugend willen.“ Er legte dieser Bearbeitung die Übersetzung seines Vaters zu grunde; über die Art und Weise, wie er dabei vorgieng, enthält die Vorrede (S. IX u. X) das nähere; so sind nun Ilias und Odyssee, jede auf circa 9000 Verse reducirt, indem von ersterer circa 6000, von letzterer circa 3000 Verse des Originale ausfielen. Überall wo eine Kürzung rathsam oder thunlich erschien, ist diese durch eine, der Sprache und dem Rhythmus der metrischen Partien möglichst sich nähernde Zwischenerzählung in Prosa vermittelt. Beide Theile sind so eingerichtet, dass jeder auch unabhängig von dem anderen gebraucht werden kann. Der kurzgefasste 3. Theil enthält nach verschiedenen Seiten hin die nothwendigsten Erläuterungen zu den beiden ersten Theilen gemeinschaftlich. Als Lesebuch für jüngere Schüler, denen das Original noch nicht zugänglich gemacht werden kann, stellt sich dieser Haus- und Schul-Homer ungefähr neben die bekannten Becker'schen „Erzählungen aus der alten Welt (Thl. 1 u. 2),“ vor denen er jedenfalls den Vorzug hat, dass er Gelegenheit bietet, nebst dem Inhalt auch den dichterischen Hauch und den Schwung des Hexameters in die jugendlichen Seelen hinüberzutragen. Zur Recapitulation für solche Schüler, welche bereits mit dem griechischen Homer bekannt geworden, dürfte er weniger sich eignen, weil man nicht leicht, wenngleich müheloser, aus zweiter Hand wird nehmen mögen, was man zwar mit einiger, doch immer lohnender Mühe aus der ersten haben kann. Was gegen den Gebrauch von Übersetzungen, als solchen, in der Schule zu sagen ist, gälte auch von diesem Buche,

wenn man es irgendwo anders, als nach dem klar ausgesprochenen Sinne des Hrn. Herausgebers benutzen wollte.

Die gleiche Bemerkung trifft auch die übrigen diessmal uns noch vorliegenden Bücher, insofern sie Übersetzungen enthalten. Der Eintheilung folgend, welche T. Mommsen in seiner oben erwähnten Schrift macht, lassen sich dieselben in drei Kategorien sondern, nämlich in die der stillosen Übersetzungen, die der stilhaften und in Originaldichtungen in fremdem Stile.

In die Kategorie der stillosen Übersetzungen, d. h. derjenigen, welche „eine ziemlich getreue Nachbildung des fremden Inhaltes, aber entweder ohne die Form der Dichtung, oder doch nicht in einer gleichen oder analogen“, liefern, fällt vor allen: „Horaz, Satiren und Briefe. In's Deutsche übertragen von Fr. Frölich. Schleswig, Th. van der Smissen, 1856 (VII u. 344 S.)“ Diese Übersetzung ist nicht die Arbeit eines Fachmannes, sondern das Ergebnis der unerwünschten Muße eines Juristen, der, von seinem vieljährigen Berufsgeschäfte, der Rechtsanwaltschaft, ausgeschlossen, zu Horaz zurückkehrte, um Unterhaltung und Erheiterung zu finden. So wuchs ihm das Buch, das uns nun vorliegt, unter der Hand. Nach Wieland's Vorgang ist der Hexameter des Originals, der im Deutschen für die *oratio pedestris* zu spröde und widerspenstig ist, mit dem freien fünffüßigen Iambus vertauscht. Dass der Übersetzer seinen Auctor versteht, ist auf jeder Seite ersichtlich; im allgemeinen: den Geist der Dichtung, im einzelnen: den Sinn der Worte wiederzugeben und die Gedanken möglichst klar darzulegen, schien dem Übersetzer das wesentlichste; dabei ist auch die Worttreue so weit festgehalten, als es angieng, ohne den Ton des ganzen zu alterieren oder dem Deutschen Zwang anzuthun. Auf diese Weise kam eine recht fleißige Dilettanten-Arbeit zu stande, die auch den Leser vom fache nützlich beschäftigen wird, wenn er sich die Mühe nimmt, das Original aus der Übersetzung zu recapitulieren, oder den Werth dieser an jenem zu messen. Ein näheres eingehen muss dem Philologen vorbehalten bleiben. Ausser den angezeigten Druckfehlern fällt hin und wieder noch anderes auf, wie S. 66, Z. 6 v. u. „ein Platz von tausend Fussen“ st. Fufs: S. 111, Z. 9 v. u. und S. 116, Z. 2 v. u. die unrichtige Messung: „Anticyra“ st. Anticyra; S. 112, Z. 3 v. u. „Lybien“ st. Libyen; S. 122, Z. 3 v. u. „gallopiren“ st. galopieren; S. 190, Z. 2 v. o. „Von warm' Verband“ st. Von warmem Verband; S. 198, Z. 10 v. u. „ein Gericht Gemüse als ganzes Tractament vorlieb zu nehmen“ st. mit einem Gericht Gemüse als ganzem Tractament u. s. w.; S. 302, Z. 1 v. u. der Iambus (?): „Noch höher hinaus zu woll'n, so mach' ich zum u. s. w.“ S. 307, Z. 5 v. o. „Und wenn des Orbius sein Gutsverwalter;“ S. 314, Z. 13 v. u. „an der Fechterschule Aemiliens;“ S. 323, Z. 10 v. u. „Verschleudert Geld, will immer oben hinaus“ st. oben aus; S. 325, Z. 3 v. o. „Darf die Medea u. s. w.;“ S. 336, Z. 1 v. o. „So wie ein Copist“ u. dgl. m.

Eine Serie stilloser Übersetzungen ist begonnen in der Sammlung: „Griechische Tragödien in moderner Form. Von Louis Klug. 1. Bdchen: Sophokles' Aias; 2. Bdchen: Sophokles' Antigone. Gotha, H. Scheube, 1857—1858.“ — Hr. Klug will mit seiner Bearbeitung der griechischen Tragiker nicht den „Knaben in der Schule“ dienen, welche ein blosses „Überstreichen der griechischen Farbe des Textes mit der deutschen“ verlangen, um „mit Hilfe dessen sich schneller und geläufiger vorbereiten zu können,“ ein Zweck, den wir von unserem Standpunkte aus geradezu verdammen müssen, sondern er will dem deutschen Volke gelegenheit bieten, auch ohne classische Bildung, in geistigen Besitz dessen zu gelangen, was die alte Griechenzeit

an trefflichem und unerreichbarem auf dem Gebiete der Dramatik aufzuweisen hat. Um diess — nach der Ansicht des Hrn. Übersetzers zu ermöglichen, musste vor allem der antike Trimeter dem fünffüssigen Schillerverse, die kunstvoll gegliederte Chorstrophe dem liederähnlichen Reimsysteme weichen und selbst die stramme Form des Dialoges manches von ihrem strengen Ernst abgeben, um der gefälligen Geschmeidigkeit der modernen Dramensprache näher zu rücken. Dass Hr. Klug dabei mit vielem Geschicke zu Werke gegangen ist und namentlich in den Chören mit grosser Gewandtheit antikes in modernes transponiert hat, ist nicht zu läugnen; allein wahrer Gewinn lässt sich damit doch nicht erzielen, denn auf der modernen Bühne werden sich deshalb diese Schöpfungen einer längst abgeschlossenen Zeit doch nicht einbürgern, und der Leser, der an diesen halbahren Abspiegelungen antiker Meisterwerke geschmack findet, wird gewiss, mit wenig mehr Anstrengung, auch zum Genuss einer ganz wahren sich befähigen können. Zur Vergleichung und mittels dieser zum rechten Hineinleben in das Bewusstsein, dass eine antike Dichtung, in ihrer ursprünglichen Gestalt oder in einer möglichst getreuen Copie derselben, sich ganz erfassen und geniessen lasse, können solche Versuche ganz gut dienen, und in dieser Beziehung mögen sie auch Lehrern und weiter vorgerückten Schülern Interesse gewähren.

Während Übersetzer, wie Hr. Klug, Meisterwerke der altclassischen Literatur in der oben angezeigten Weise dem modernen Geschmacke näher zu rücken versuchen, wird von anderer Seite die stilhafte Übersetzung unermüdlich gefördert. Größeren Antheil daran, als die Erkenntnis eines wirklichen Bedürfnisses, hat wol die Nöthigung der Verleger neuer und neuester Sammlungen griechischer und römischer Classiker, dem Vorwurfe des Nachdruckes oder dem der Unvollständigkeit dadurch sich entziehen, dass sie, um Werke, welche in einer derartigen Sammlung nicht vermisst werden dürfen, ebenfalls vorzuführen, anerkannte Kräfte veranlassen, das schon zehnmal gedroschene Korn nochmals zu dreschen. Besäßen die neuen Übersetzer so viel Resignation, mit einiger Einbusse von Selbständigkeit, von ihren, mitunter trefflichen, Vorgängern dasjenige dankbargeständig zu adoptieren, was sie selbst nicht besser machen können, und sich mit der ganzen Kraft ihrer Leistungsfähigkeit auf das bisher mangelhaft wiedergegebene und auf das zu werfen, wofür die neuere Kritik und Hermeneutik neue Gesichtspunkte gebracht hat, so könnten wir uns der Hoffnung hingeben, auf diesem Wege wirklich weiter vorwärts zu gelangen und nach und nach Übersetzungen zu gewinnen, welche, wenn nicht das vollkommenste, doch das möglichste leisten. Leider ist diess aber nicht der Fall. Jeder Übersetzer will auf selbigen Füßen stehen und bleibt an einzelnen Stellen lieber hinter seinen Vorgängern zurück, um, wenn nicht besser, doch wenigstens anders sich zu fassen, als dieser sich gefasst hat, und so drehen wir uns immer in einem fehlerhaften Kreise, über den am Ende nur wieder einmal ein Übersetzer-Genie hinausspringt, wie J. H. Voss oder A. W. Schlegel. Ref. hat keinen Grund, diese Bemerkungen auf die Übersetzungen zu beziehen, welche ihm von der hier zu erwähnenden Sammlung vorliegen; allein dass auch diese zunächst der oben bemerkten Nöthigung ihr Entstehen verdanken, lässt sich doch kaum bezweifeln.

«Homer's Werke. Deutsch in den Versmaßen (?) der Urschrift von J. J. C. Donner. 1. Thl. Die Ilias. 1. — 12. Gesang (Stuttgart, Hoffmann, 1855) u. s. f.» ist eine Übersetzung, nach Voss und Wiedasch, welche, trotz der Verdienste der genannten, mit Ehren bestehen kann. Hr. Donner rückt seinen Auctor, den er so gut versteht, wie irgend einer selbst in dieser, nicht zu Klug'schen Zwecken begründe-

ten, Sammlung, durch Geschmeidigkeit der Form und Berücksichtigung des deutschen Sprach-Elementes dem Laien wieder näher, als irgend einer seiner Vorgänger. Es ist bekannt, dass er sein Talent hierzu schon durch seine Übersetzung des Sophokles bewährt hat, der es ihm verdankt, den Schauspielern unserer modernen Bühne mundgerecht geworden zu sein.

Fast ähnliches gilt von „Sophokles' Werke, verdeutscht in den Versmaßen der Urschrift und erklärt von Adolph (?) Schöll. 1. Bdchen: König Oedipus (Stuttgart, Hoffmann, 1856).“ — Hr. Schöll stellt sich, in seinem Vorworte, auf einen höheren Standpunkt und will auch den strengen Philologen gerecht werden. Seine Übersetzung rechtfertigt diesen Anlauf: sie strebt Worttreue mit Geschmeidigkeit der Form zu vereinigen, ohne dem ernsten strengen Tone des Originalen etwas zu vergeben. Die Einleitung und die beigefügten Anmerkungen bieten einen willkommenen Behelf auch demjenigen dar, der einer Übersetzung nicht bedarf, um die antike Tragödie zu genießen.

Gleich ernster Tendenz ist: „Sophokles. Übersetzt von Georg Thudichum. 1. Lieferung: König Oedipus. Oedipus in Kolonos. Antigone. Die Trachinierinnen. Aias (Darmstadt, C. W. Leske, 1855).“ — Der Hr. Übersetzer, mit dem wir es zu thun haben, gehört durchaus in eine andere Kategorie, als diejenigen, welche zunächst nur buchhändlerische Unternehmungen begünstigen wollen. Wir müssten eine eingängliche Besprechung seiner Übersetzung der 2. Abthlg. unserer Zeitschrift zuweisen, wenn wir sie gehörig würdigen wollten: denn wenngleich der deutschen Sprache gar oft nicht ihr volles Recht wird, sondern die wort-, ja sylbengetreue Nachbildung des Originalen überwiegt, so tritt doch der Geist des Sophokles überall klar und unversetzt durch fremdartigen Zusatz in einer Weise hervor, welche an dem Genusse der Übersetzung, wenn man sie mit dem Urtexte zusammenhält, nichts verkümmern, sondern vielmehr das Verständnis derselben erleichtert und entsprechend vermittelt. Hr. Th. wollte lieber den griechisch verstehenden Deutschen einen griechischen Sophokles wiedergeben, als den deutsch verstehenden Griechen einen deutschen aufdringen.

Dass sämtliche hier angezeigte Bearbeitungen und Übersetzungen nicht für die Schule passen, bedarf keiner näheren Erörterung; Lehrern bieten sie beachtenswerthe Anknüpfungspunkte für die Vertiefung in ihr Fach dar; für Gymnasialbibliotheken sind sie demnach durchaus kein Ballast.

Zum schlusse möge hier noch zweier Originaldichtungen in fremdem Stile erwähnt sein, welche in den Bereich dieser Zeitschrift nur dadurch hereinfallen, dass sie Stoffe zum vorwurfe haben, welche dem Gedankenkreise der Gymnasialschüler so nahe liegen. — Die eine ist: „Telephos. Eine Tragödie von Friedrich Beck. München, Dr. C. Wolf und Sohn, 1858. (Nr. IV u. 47 S.)“ Den anlass dazu gab dem Hrn. Verf. das Relief einer etruskischen Todtenkiste (R. Rochette Mon. inéd. pl. 67. 2. T. 1.) in verbindung mit der Auslegung desselben von Otto Jahn (Telephos u. Troilos. Ein Brief an F. G. Welcker. Kiel 1841) und Hartung's (Eurip. restit. I, p. 196 ff.) Vermuthungen über den Gang der verlorenen gleichnamigen Tragödie des Euripides, die das dritte Stück einer, im J. 438 v. Chr. (85. Ol.) in Athen aufgeführten Tetralogie bildete. Einige der noch vorhandenen Fragmente dieser Tragödie sind von Hrn. B. an den Stellen, wo es passend schien, in den Text verwebt worden. — Abgesehen von der seltenen Kunstfertigkeit, mit der Hr. Beck nicht bloß die Form und das äußerliche der antiken Tragödie, sondern auch ihren Ton und ihre Haltung sich anzueignen gewusst und damit eine Dichtung geschaffen hat, welche dem „Ion“ von A. Wilh. Schlegel und Apel's „Aitoliern“ und ähnlichen Nachahmungen der Antike würdig sich anschließt, enthält diese auch wirk-

lich Scenen, die ein achtenswerthes selbstschöpferisches Talent bezeugen. Jugendlichen Lesern bietet diese Tragödie anlass zu Parallelen, welche den Unterschied zwischen dem Wesen und der Form der Antike klar herausfühlen lehren.

Der modernen Anschauungsweise näher gerückt ist „Sokrates. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Eckardt. Jena, C. Hochhausen, 1858 (VI u. 168 S.)“, eines der zur Preisbewerbung in München eingelaufenen und von der Beurtheilungscommission zwar nicht zur Aufführung, aber zur Lectüre warm empfohlenen Stücke. Für unsere Kreise hat diese Dichtung eines Österreichers, dessen Talent für ästhetische Kritik schwerer wiegt, als sein poetisches, namentlich dadurch Interesse, dass sie auf streng classischem Boden sich bewegt und dasjenige, was die Schule aus Platon, Xenophon u. a. über Sokrates bringt, zu einem lebensvollen, wenn auch nicht völlig bühnengerechten, doch für den Leser ansprechenden und ihn fesselnden dramatischen Gemälde vereinigt. In der Tendenz hat das Stück viel gemein mit der im Hefte X u. XI des 9. Jahrganges der Zeitschrift für die österr. Gymnasien (S. 848 bis 852) besprochenen Schrift von Ernst v. Lasaulx. Übrigens sind die Standpunkte für ein poetisches Werk und für eine philosophisch-historische Monographie verschieden. Auch dieses Büchlein eines Verf's, der in seinem engeren Vaterlande vielleicht manches erspriessliche leisten könnte, wird von jüngeren Lesern nicht ohne Gewinn gelesen werden.

W i e n.

J. G. Seidl.

Bibliotheca scriptorum classicorum et Graecorum et Latinorum.

Alphabetisches Verzeichnis der Ausgaben, Übersetzungen und Erläuterungsschriften der griechischen und lateinischen Schriftsteller des Alterthums, welche vom Jahre 1700 bis gegen Ende des Jahres 1858 besonders in Deutschland gedruckt worden sind. Herausgegeben von Wilh. Engelmann. Mit einer litterarhistorischen Übersicht. Siebente umgearbeitete und ergänzte Auflage. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1858. XLVI u. 744 S. gr. 8.

Die Engelmann'sche „*Bibliotheca scriptorum classicorum*“ gehörte schon in ihrer sechsten, 1847 erschienenen Auflage zu den verbreitetsten und geschätztesten bibliographischen Hilfsbüchern auf diesem Gebiete; sie war nicht nur jedem Buchhändler unentbehrlich, der irgend mit philologischer Literatur in berührung kommt, und ein nothwendiges Buch auf jeder irgend erheblichen Bibliothek, sondern auch dem Fachmann bei seinen Arbeiten in vielen Fällen das brauchbarste Nachschlagebuch. Das Factum der Verbreitung bestätigt sich vollständig dadurch, dass bereits eine neue Auflage erforderlich gewesen ist; der Vorzug dieser neuen Auflage liegt nicht nur in dem späteren Datum ihrer Erscheinung, demzufolge sie die philologische Literatur, insoweit sie sich unmittelbar auf die Herausgabe, Übersetzung, Erläuterung griechischer und lateinischer Schriftsteller bezieht, bis zur Gegenwart fortführt, sondern namentlich in der um vieles größeren Vollständigkeit, mit welcher die zerstreuten, auf die Erklärung der Schriftsteller und einzelner Stellen bezüglichen Monographien verzeichnet sind. Gerade in diesem mit kleinster Schrift auf das sparsamste (cca. 80 Zeilen auf der Seite gr. 8.) und doch in höchst deutlichem Drucke ausgeführten Verzeichnisse von Monographien liegt ein besonderes Verdienst und der eigentliche Schwerpunkt dieses Werkes.

Die Einrichtung dieses Buches dürfen wir im allgemeinen als bekannt voraussetzen. Es gibt zuerst S. IX—XLVI unter der Überschrift „Litterarhistorische Übersicht“ ein Verzeichnis der griechischen und lateinischen Schriftsteller, geordnet nach den verschiedenen Literaturgattungen und innerhalb jeder einzelnen Literaturgattung noch der Abfolge der

Lebenszeit; zu dem Namen jedes Schriftstellers ist eine kurze Angabe des Geburtsortes und der Lebenszeit gesetzt und dann ein Verzeichnis der Titel der Schriften; durch Verschiedenheit des Druckes und durch beigefügte Zeichen sind die vollständig erhaltenen Schriften von den ganz oder theilweise verlorenen und von den unechten unterschieden. Dieser Abschnitt, der zuerst in der sechsten Auflage hinzugefügt war, ist in der Vorrede zu derselben (S. VII) mit den Worten eingeführt: „Eine nicht unwillkommene Zugabe, hoffe ich, wird die beigefügte literarhistorische Übersicht für die Freunde der altclassischen Litteratur sein, die ein Freund des Herausgebers angefertigt hat.“ Es kann sehr wohl sein, dass dieser über die eigentlich bibliographische Aufgabe des Buches hinausgehende Abschnitt durch seine übersichtliche und compendiöse Einrichtung ein gelegentlich sehr erwünschtes Register ist; nur darf man nicht erwarten in der Anführung oder Nichtanführung der Titel von Schriften eine völlige Consequenz oder eine Entscheidung über Fragen zu finden, welche noch jetzt unentschieden oder nicht zu entscheiden sind.

Das Buch selbst enthält S. 1—374 *Scriptores Graeci*, S. 375—662 *Scriptores Latini*, in alphabetischer Ordnung; bei jedem einzelnen Schriftsteller folgt der Aufzählung der Ausgaben die der Übersetzungen, dann der zur Erläuterung gehörigen Monographien; S. 663—693 Sammlungen von Ausgaben, Übersetzungen u. s. w.; S. 693—744 Nachträge und Berichtigungen. Schon der große Umfang dieser Nachträge lässt erwarten, dass nicht bloß der während des Druckes selbst eingetretene Zuwachs an literarischen Erscheinungen den Stoff dazu dargeboten hat; ein Blick in dieselben zeigt bald, dass der Hr. Herausg. in betreff möglicher Vollständigkeit in Verzeichnung der Monographien erst während des Druckes noch umfassendere und strengere Anforderungen an sich gestellt hat; zahlreiche Einzelschriften aus früheren Jahren finden sich in diesen Nachträgen verzeichnet. Da die Anordnung der Nachträge genau dieselbe ist, wie in dem Hauptverzeichnisse selbst, so wird durch diese Trennung der Gebrauch des Buches nicht erheblich erschwert.

Als eine besonders verdienstliche und schätzbare Seite dieses Buches wurde schon vorher das bei den einzelnen Schriftstellern sich findende Verzeichnis von Monographien bezeichnet. Eine Menge von eindringenden Untersuchungen oder scharfsinnigen Bemerkungen zur Erklärung der Schriftsteller des classischen Alterthums findet sich fortwährend zerstreut in Monographien, welche theils in den gelehrten Zeitschriften, theils als Gelegenheitschriften bei Gymnasien und Universitäten erscheinen. Die letztere Art der Publication ist nur eine halbe Veröffentlichung; denn dergleichen Schriften „*quum multis, quorum nihil referat, promiscue distribuantur, ad alios, quorum plus interest, raro pervenire solent*“ (Schömann Opusc. I. S. V). Es hat daher große Schwierigkeit, selbst auf einem Gebiete, dem man seine specielste Aufmerksamkeit widmet, von allen neu erschienenen Monographien kenntnis zu gewinnen, noch viel mehr auf solchen Gebieten, deren Erforschung man nicht ununterbrochen mit gleicher Aufmerksamkeit gefolgt ist. In dieser Hinsicht hat der unermüdliche, Jahre lang consequent fortgesetzte Sammlerfleiß des Hrn. Herausgebers ein Hilfsmittel hergestellt, für welches man ihm zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet ist. Möglichste Vollständigkeit, Genauigkeit und Correctheit der bibliographischen Bezeichnung, Übersichtlichkeit in der äusseren typographischen Einrichtung zeichnen diese Sammlung in einem Grade aus, dass ihr eine weite Verbreitung zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten sicher ist. Gymnasialbibliotheken sind angelegentlichst auf diese neue Auflage der '*Bibliotheca scriptorum classicorum*' aufmerksam zu machen.

Wenn die Vollständigkeit in der Verzeichnung der Monographien anerkannt wurde, so musste dieses Lob freilich durch den Zusatz 'möglichst' beschränkt werden; denn es ist nicht zu vermeiden, dass selbst der consequentesten Aufmerksamkeit ein oder das andere entgeht; so fehlt z. B. bei Sallust: *G. Linker, de Sallusti Historiarum prooemio*. Marburg, 1851. G. Linker, zu Sallust (in der Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1853. S. 868 ff.), zu Horatius: C. Lachmann, zu Carm. IV, 8 im Philologus I. Die Verhandlungen der Philologenversammlung vom Jahre 1857 (z. B. zu Horatius), die Begrüßungsschriften für die Philologenversammlung 1858 (z. B. zu Horatius, Virgilius, Plato, Aristoteles u. a.) sind noch nicht berücksichtigt, obgleich an denselben Stellen später erschienene Abhandlungen schon verzeichnet sind. — Dass, wie schon der Titel besagt, man nur für die in Deutschland erschienenen Schriften Vollständigkeit der Angaben beanspruchen kann, ist durch die Einrichtungen des außerdeutschen Buchhandels allerdings geboten; aber zu bedauern bleibt es immer, dass in Folge davon gelegentlich auch werthvolle Schriften ungenannt geblieben sind, z. B. *Ruggiero Bonghi, Opere di Platone nuovamente tradotte* (Milano, Fr. Colombo, 1858), welche in ihren beiden ersten Heften zu Protagoras und Euthydemus inhaltsreiche Einleitungen enthalten. Die Denkschriften der französischen Akademie hätten jedenfalls vollständiger excerpiert werden können.

In ähnlicher Weise hat auch das Lob der Correctheit und bibliographischen Genauigkeit in der Angabe der Titel relative Bedeutung und schließt einzelne Versehen nicht aus. So lesen wir S. 102 Trendelenburg's Abhandlung citiert: „Das τὸ ἐπὶ εἶναι, τὸ ἀγαθὸν εἶναι“ u. s. w. statt „Das τὸ ἐν εἶναι“ u. s. w. Böckh's Abhandlung S. 279 konnte unmöglich bezeichnet werden durch: *De similitate, quam Platoni cum Xenophonte exercuisse fertur*. Der Verfasser des Aufsatzes S. 101 „Zur Beurtheilung der Trendelenburgischen *Elementa logices Aristotelicae*“ und der zunächst danach angeführten Abhandlung ist nicht Max Schmidt, sondern K. E. A. Schmidt. Bei Trendelenburg's Abhandlung „Über einige Stellen im 5. Buche der Nikomachischen Ethik“ war nicht nur auf die Monatsberichte der Berl. Akademie, sondern noch mehr auf den 2. Band der „Historischen Beiträge zur Philosophie“ zu verweisen, in welchen der Verfasser jene Bemerkungen ausgeführt wieder aufgenommen hat. Vahlen's Abhandlung „Zur Rhetorik des Aristoteles“, welche richtig S. 102 verzeichnet ist, war nicht nochmals mit falscher Schreibung des Namens 'Vahlen' in den Nachträgen S. 710 anzuführen.

Man sieht leicht, dass diese Bemerkungen sich nur auf wenige einzelne Artikel beziehen, welche der Ref. sogleich beim Erscheinen des Buches mit besonderem Interesse durchging. Wenn sich aber auch wirklich auf allen Gebieten ähnliche kleine Mängel aufzeigen ließen, so kämen sie dennoch nicht in Betracht gegenüber dem Reichthum und der Solidität der uns hier vorliegenden bibliographischen Arbeit, auf deren Erscheinen baldigst hinzuweisen der unterz. für seine Pflicht hielt.

W i e n.

H. B o n i t z.

(Diesem Hefte sind zwei literarische Beilagen beigegeben.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Memoriam

Friderici Augusti Wolfii

philologi

nati die XV m. Februarii a. MDCCCLIX,

quam nunc saeculi vergentis decursus sollemniter reducit, ut pia sanctaque recordatione agamus cum ipsa clarissimi viri virtus hortatur, tum summa quae eius beneficio in Germaniam potissimum nostram bona redundare nondum desierunt. Nam rerum humanarum condicionem aestimantibus tametsi haud facile eadem nobis atque Gaio Sallustio profiteri lubebit, *paucorum egregium virtutem cuncta patrumque militum tamquam una res*

Über Ennius-Fragmente bei Livius.

Wie sehr Ennius, „der Ahnherr der älteren republicanischen Litteratur,” wie Bernhardt ihn nennt, noch lange nachher und selbst unter Augustus in ehren gehalten, und wie fleißig von den patriotischen Römern namentlich seine Annalen gelesen worden, ist hinlänglich bekannt. Schon die häufigen Erwähnungen und Citate, nicht nur bei Grammatikern und Alterthümlern, sondern auch bei Cicero, und besonders die vielen Anklänge und offenbaren Nachahmungen bei Lucrez und Virgil beweisen es zur genüge. Und wenn er auch bei der neuen Dichterschule unter Augustus nicht mehr das Ansehen genoss, welches er früher hatte, so war er doch noch immer nicht antiquiert, am wenigsten bei Männern von alter patriotischer Gesinnung und in der Schule, wo er sogar, was Horaz in den Episteln II, 1, 50 verspottet, als „alter Homerus” galt und geehrt wurde.

Ebenso unbestritten ist es, dass Livius nicht nur „die mythischen Zeiten im Geiste des Ennius halb poetisch auffasst,” sondern auch in manchen Partien der dunkeln Vorzeit geradezu an ihn sich anschliesst. Wie enge dieser Anschluss sei, lässt sich freilich bei den verhältnismässig geringen Überresten des Ennius jetzt nicht mehr genau bestimmen; aber dennoch dürften wir berechtigt sein, mit Niebuhr und andern (cf. Vahlen. *Ennianae poesis reliquiae* p. XXXII) eine directe Nachahmung des Dichters zu statuieren. So urtheilt Vahlen p. XXXVIII, dass die gefühlvollen Verse bei Ennius Ann. I frgm. 72:

Pectora . . . tenet desiderium, simul inter

*Sese sic memorant: „O Romule, Romule die,
Qualem te patriae custodem di genuerunt!*

O pater, o genitor, o sanguen dis oriundum!

Tu produxisti nos intra luminis oras”¹⁾

dem Livius I, 16 mögen vorgeschwebt haben, und p. XLI, dass Livius I, 34 das dem Tarquinius Priscus gewordene omen „*non sine Ennii quadam imitatione narrare videtur.*” Die Stelle lautet: *Ad Ianiculum forte ventum erat; ibi ei carpento sedenti cum uxore aquila suspensis demissa leniter alis pilleum aufert, superque carpentum cum magno clangore volitans rursus velut ministerio divinitus missa capiti apte reponit; inde sublimis abit.* Hierzu bemerkt Vahlen weiter: „*In quibus adeo versus quosdam Clericus ad Liv. l. l. odoratus est, sic fere recipiendos:*”

¹⁾ Ungemein häufig ist, um das nebenbei zu erwähnen, z. B. eben diese Verbindung *exortiri, profundere, efferre* etc. *in luminis oras* bei Lucrez, wie lib. I 22, 170, 179. II 577, 617. V 224, 781 u. s. w.

Jovis ales

*Caelo suspensa demissa est leniter alis:
Aufert ille apicem volitans apteque reponit,
Inde sublimis abit.*

Und jeder wird dem Clericus gern zugestehen, dass in den Worten des Livius an den beiden mit gesperrter Schrift bezeichneten Stellen noch etwas mehr als der daktylische Versfall, der sich ungezwungen heraushört, den Dichter verräth, wenn er es auch für bedenklich hält, auf die übrigen Worte desselben zu rathen.

An einen gleich engen Anschluss glaubte Niebuhr, wenn er in den Worten des Livius II, 10: *Tum Cocles „Tiberine pater, inquit, te sancte precor, haec arma et hunc militem propitio flumine accipias“* das uns von Macrobius erhaltene Fragment des Enn. (bei Vahlen I, 55):

Teque pater Tiberine tuo cum flumine sancto²)

wiederfinden wollte. Und mag auch Vahlen p. XXXII mit recht bestreiten, dass sich dieses Fragment des Enn. auf Horatius Cocles beziehe und mit Liv. II, 10 zusammenfalle, so scheint gleichwol eine Nachahmung des Dichters hier vorzuliegen, da dieser ja dieselbe Wendung in ähnlicher Weise an anderer Stelle wiederholen konnte, etwa so:

*Te sancto, Tiberine pater, precor accipias hunc
Militem et arma [tuo praesenti] flumine..³)*

Obgleich aber, namentlich an letztgenannter Stelle, so nahe auch die Vermuthung liegt, keine Nöthigung vorhanden ist, Worte des Ennius anzunehmen, und obgleich wir deshalb nicht etwa dieselben ohne weiteres für das ausgehen dürfen, was sie sein können, so fragt es sich doch, ob sich nicht noch wirk-

des Tarquinius Superbus und dem Junius Brutus gewordenen Orakels I, 56: *«imperium summum Romae habebit, qui vestrum primus, o iuvenes, osculum matri tulerit,»* die sofort ohne merkliche Änderung in die metrische Form sich wieder fügen, aus der sie, wie es scheint, gelöst sind, so zwar, dass der Anfang den Rhythmus noch deutlich genug verräth:

*Imperium summum Romai vestrum habebit⁴⁾,
O iuvenes, primus quisquis tulit oscula matri.*

Dass die Worte des Livius von einem Dichter herrühren, scheint wol zweifellos. Auch die meines Wissens nur bei Dichtern vorkommende Phrase *oscula ferre* spricht dafür. Ebenso macht es die directe Anführung der Orakelworte von vorneherein glaublich, dass Livius hier wie anderwärts oft erwiesenermaßen, einer Auctorität folge. Zweifeln liesse sich nur noch, ob man nicht etwa alte saturnische Verse darin zu erkennen habe, deren Rhythmus sich die Worte ebenfalls leicht fügen⁵⁾:

*Impérium sūmmum vēstrum | Rómái habébit
Qui primus, ó iuvenes, | tulerit óscula mátri.*

Warum ich mich für erstere Annahme entscheiden zu sollen glaubte, wird im folgenden einleuchten. Gehen wir nämlich nun zurück und achten, ob namentlich directe Anführungen des Livius ungezwungene Anklänge an Verse geben, so erregen zunächst die Worte I, 7 unsere Aufmerksamkeit: *Ibi in turba ictus Remus cecidit. Vulgatio fama est, ludibrio fratris Remum novos transiluisse muros; inde ab irato Romulo, cum verbis quoque increpitans adiecisset: «sic deinde quicumque alius transiliet moenia mea,» interfectum.* Wie wir aus Ennius I, frgm. 58 Vs. 100—1 ersehen, ist mit der *«vulgatio fama»* eben die dieses Dichters gemeint. Darum ist die Vermuthung nahegelegt, dass wir in den directen Worten einen Vers des Ennius zu erkennen haben:

Sic qui transiliēt alius mea moenia cumque⁶⁾.

Diess anzunehmen scheint kaum gewagter, als wenn z. B. Vahlen *«praeunte Ilbergio»* aus den bei Servius zur Aeneis

⁴⁾ Ueber diese Art von *hiatus* und sein Vorkommen bei Ennius vergl. Lachmann Comment. Lucr. p. 99 u. 387. So bei Lucilius: *Pelion Ossa terit, summus premit Ossa Olympus.*

⁵⁾ Ich folge hierin dem Beispiele Ritschl's und den von demselben in verschiedenen Programmen der Universität Bonn aufgestellten Gesetzen über den *saturnius*. Vergl. namentlich a. 1852 *«de columna rostrata,»* wo p. 19 ff. die von Livius VI 29, XL 52 und XLI 28 mitgetheilten Votivinschriften als saturnische Verse restituirt werden.

⁶⁾ Über die selbst dem Horaz nicht fremde Messung *transiliet* vergl. unten Anm. 8. — Man kann auch, um *deinde* nicht zu opfern, *sic* in den vorigen Vers rücken und den vorliegenden mit *Dein qui* etc. beginnen.

III, 384 erhaltenen Worten: „*confricato oleo lentati paratique ad arma*“ dem Ennius folgenden Vers (V. 104) beilegt:

Confricatique oleo lentati et ad arma parati.

Der Unterschied ist nur der, dass Servius angibt: „*in annalibus legitur*,“ Worte, die dem zweifelsüchtigen vielleicht auch nicht genügen, wenigstens auch keine absolute Gewissheit geben, während wir auf die *Annales* des Ennius erst schließen, jedoch, wie es scheint, mit ziemlicher Gewissheit. Der Platz dieses Fragmentes, wenn es ein solches ist, wäre nach V. 101 bei Vahlen, der jenes ersten im III. Buche nach V. 161.

In demselben Capitel geben auch Evander's Worte zu der gleichen Vermuthung anlass durch Wahl des Ausdruckes sowol als rhythmische Folge der Sylben: *Jove nate, Hercules, inquit, salve; te mihi mater, veridica interpret deum, aucturum caelestium numerum cecinit, tibi que aram hic dicatum iri, quam opulentissima olim in terris gens maximam vocet tuoque ritu colat.* Ich unterlasse den Versuch, der letzten Hälfte die rhythmische Form wiederzugeben, welche die erste so unverkennbar bewahrt:

*Salve, nate Iove [Hercule salve]. Te mihi mater
Veridica interpret divom cecinit caelestum
Aucturum numerum⁷).*

Ähnliche Bewandtnis hat es mit den Worten I, 10: „*Jupiter Feretri, inquit, haec tibi victor Romulus rex regia arma fero, templumque his regionibus, quas modo*“ etc., wo schon die Alliteration und das Wortspiel aufmerksam machen muss. Wir wagen es, dem Ennius folgenden Vers zuzuschreiben:

*Juppiter haec Feretri tibi ego rex regia victor
Romulus arma fero.*

Dass aber diese Fragmente so gut wie viele andere (z. B. V. 161 ed. Vahlen, der bei Cicero lautet: *aliquot somnia vera, sed omnia non est necesse*), die man unbedenklich restituirt, mehrfach „*in pedestris magis orationis speciem quam in versus ac metri formam*“ erhalten sind, kann nicht wunder nehmen und thut nichts zur sache, wofern sie sich nur hinlänglich als poetische kundgeben und nicht unwichtige Gründe für Ennius sprechen. Darum fürchte ich nicht, dass die Worte Ritschl's (*prooem. lect. aest. Bonn. 1853*) auf mich anwendung finden: „*In scriptorum libris delitescentes versiculos aucupando constat*

⁷) Für die rhythmischen Bedenken unterliegende Ergänzung des ersten Verses will ich nicht eintreten. Die Folge *salve Jove nate* ist vielmehr schöner und wahrscheinlicher. Auch könnte leicht gestanden haben: *mihi mater Veridica int. div. te caelico-larum Auct. cec. num.* Doch braucht man natürlich wegen der Form *caelestum* nicht ängstlich zu sein. Vergl. Enn. epigr. V. 9. *Sifus endo plagas caelestum ascendere cuiquam est.*

curiosiore quam fructuosiore operam a multis consumptam esse. Qui si non versuum simulacra potius ista quam solida corpora sectati essent, nescio an aliquanto plus laudis meruissent.“ Denn in den oben Anm. 5 angeführten Restitutionsversuchen desselben Meisters bei Worten des nämlichen Auctors, habe ich einen Vorgang, auf den ich mich berufen darf. Kaum kühner, als dort geschehen, verfare ich, wenn ich in den Worten des Romulus bei Liv. I, 10: „*Juppiter tuis, inquit, iussus avibus hic (in Palatio) prima urbi fundamenta ieci. Arcem iam scelere emptam Sabini habent; inde huc armati superata media valle tendunt; at tu, pater deum hominumque, hinc saltem arce hostes, deme terrorem Romanis fugamque foedam siste. Hic ego tibi templum Statori Jovi, quod monumentum sit posteris tua praesenti ope servatam urbem esse, voveo*“ nun ebenfalls aufgelöste und im Ausdruck wenig umgeänderte Hexameter erkenne, etwa so:

*Juppiter hic urbi posui fundamina prima,
Jussus tuis avibus. [nunc] arcem iam scelere emptam
Hostis habet. Inde huc media valli superata
Armati tendunt. Pater at tu hominumque deumque,
Hinc saltem arce hostis, Romanis deme pavorem,
Siste fugam foedam*⁸⁾.

Wie ferner auch nach Vahlen's Urtheil die Frgm. 72 erhaltenen Verse des Enn. dem Livius bei seiner Schilderung vom Eindrücke des Todes des Romulus mögen vorgeschwebt haben, so dürfte sich in den Worten des Proculus Julius, daselbst I, 16 noch ein wirklicher Überrest des Dichters finden: „*abi, nuntia, inquit, Romanis, caelestes ita velle, ut mea Roma caput orbis terrarum sit: proinde rem militarem colant, sciantque et ita posteris tradant, nullas opes humanas armis Romanis resistere posse,*“ obwol ich zugebe, dass diese Stelle von sich selbst nicht auf den Gedanken führen würde. Doch bildet sich leicht:

*Civibus nuntia, abi, caelestis [hoc] ita velle,
Ut mea Roma caput terrarum [iam] siet orbis:
Militiam [bene] proinde colant.*

Noch mehr muss man zweifeln, ob nicht bei den Formeln der Königswahl des Numa (c. 18) Livius vielmehr Bücher der

⁸⁾ Im ersten Verse *posui* statt *tect* zu schreiben, bin ich weniger durch den gleichen Ausdruck bei Virgil Georg. IV 161 als durch die Alliteration veranlasst. Die bei Enn. (z. B. gleich V. 10 u. 11) wie bei Lucr. so häufige Messung *iussus* auch vor einem Consonanten brauche ich wohl ebensowenig erst zu rechtfertigen wie die Formen *hostis* und *valli* (s. diese Zeitschr. 1856, p. 768 ff.). Für *habēt* endlich verweise ich auf folgende Beispiele bei Ennius: VV. 83, 123, 128, 399, 419, 432. Vergl. Anm. 12.

Auguren und Pontifices vor sich hatte, wenn sich gleich der Vers leicht bilden liesse:

*Juppiter hunc Numam si fas est fieri regem*⁹⁾.

Dagegen ist, glaube ich, die Behauptung nicht zu gewagt, dass bei dem Abschlusse des Bündnisses zwischen Rom und Alba vor dem Kampfe der Drillinge (c. 24) Ennius, der diesen Kampf mit seinen Vorbereitungen sicher ausführlich behandelte, wiederum Hauptquelle des Livius ist, dessen directe Anführungen sich ohne Gewalt in den daktylischen Rhythmus fügen: „*iubesne me, rex, cum patre patrato populi Albani foedus ferire*“ gibt durch keine andere als die Veränderung der Wortfolge:

. *iubesne*
Cum patre patrato populi me, rex, Albani
Foedus ferire?

Ebenso die Antwort des Königs „*quod sine fraude mea populi Romani Quiritium fiat, facio*“:

Quod sine fraude mea fiat populi Romani Quiritium
Romani, facio.

Auch die kleinere Formel: „*te, rex, sagmina posco*“ verräth daktylischen Rhythmus, und mit geringen Veränderungen im Ausdruck des Historikers erhalten wir auch noch folgende Verse:

. *facisne*
Tu me praekonem regis populi Romani Quiritium
Romani, vasa et comites?

und aus den Worten der Schwurformel: „*tum ille Diespiter populum Romanum sic ferito, ut ego hunc porcum hic hodie feriam, tantoque magis ferito, quanto magis potes pollesque.*“ *Id ubi dixit, porcum saxo silice percussit:*

. *tum sic*
Romanum populum Diovispiter ille ferito,
Ut feriam hic hodie [silici saxo] hunc ego porcum,
*Tanto tuque magis, quanto pollesque potesque*¹⁰⁾.

Auch die Schilderung des Drillingskampfes selbst scheint es zu bestätigen, dass Livius eine episch-ausführliche Darstellung desselben vor augen hat. Doch hiesse es wol zu weit gehen, wenn man auch da, wo Livius mit eigenen Worten er-

⁹⁾ Wegen *fieri* s. das ausdrückliche Zeugnis in den Anal. Vindob. p. 162 [Vahlen Enn. poes. reliq. Ann. X frgm. XV] und Enn. lib. I, 15 bei Vahl.

¹⁰⁾ Sollte jemand die Form *Diovispiter* zu alt erscheinen, was sie mir aber in dieser dem Numa in den mund gelegten Schwurformel so wenig thut, als Ritschl in der oben erwähnten Restitution der Votivtafel des T. Quinctius (s. Liv. VI, 29), so könnte man *sic Juppiter* schreiben. Über die Auslassung des zweiten *magis*, das sich leicht von selbst versteht, s. z. B. die Erklärer zu Tacit. Ann. I, 57, 68 u. IV, 48.

zählt, einen directen, ganz engen Anschluss voraussetzen möchte ¹¹⁾).

Die darauf folgende Scene mit der Schwester endlich ist, wenn obige Voraussetzung richtig ist, sicherlich demselben Dichter nacherzählt, und hier gewähren uns die, dem erzürnten Bruder in den Mund gelegten directen Worte „*Abi hinc cum immaturo amore ad sponsum, inquit, oblita fratrum mortuorum vivique, oblita patriae; sic eat quaecumque Romana lugebit hostem*“ wieder eher die Berechtigung, an eine Entlehnung zu glauben, zumal die letzten Worte sofort den Vers geben:

Sic quae Romanā lugebit cumque eat hostem ¹²⁾.

Ich schliesse diesen Versuch, Bruchstücke des Ennius bei Livius nachzuweisen, wofür sich vielleicht noch andere und bessere Beispiele auch aus den andern Büchern finden liessen, mit der Bemerkung, dass ich recht gut weis, wie hierbei über das einzelne völlige Gewissheit nicht zu erreichen sei. Widerspruch kann daher nicht ausbleiben. Doch hoffe ich auch, es werde nicht an aller Zustimmung kundiger fehlen. Auch die saturnischen Verse, die Ritschl in grosser Zahl aus Livius glaubt gewinnen zu können, haben heftige Widersacher gefunden (s. Mützell's Ztschr. XI, p. 21), und doch dürfte der allgemeine Grundsatz, dass sich solche in nicht geringer Zahl bei ihm vorfinden, nicht zu bestreiten (s. auch Ribbeck in Jahn's Jahrb. 77, p. 206), und auch der Versuch, dieselben im einzelnen ausfindig zu machen, etwas mehr sein, als ein blosses „geistreiches Flackern.“

Salzburg.

Ed. Gæbel.

¹¹⁾ Hie und da klingt es freilich fast so, u. z. B. die Worte c. 25: „*alter fessum vulnere, fessum cursu trahens corpus victusque fratrum ante se strage victori obicitur hosti*“ fügten sich leicht zu den Versen:

. *alter vulnere fessum,*
Fessum corpus trahens cursu, victusque duorum
Ante oculos stragi, victori se obicit hosti,

wo wegen *obicit* zu vergleichen Lucr. V, 755: *Obiciens caecum rudis ardentibus orbem* u. Enn. Frgm. v. 75.

¹²⁾ Wegen *Romanā* beachte man, dass Ennius selbst zweimal in den erhaltenen Fragmenten die lange Messung eines *a* im Nom. der ersten aufweist, nämlich v. 148 und 484:

Et densis aquilā pennis obnixā volabat.
Multa foro ponti et ageā longa repletur.

Und Corssen's epochemachendes Buch über Aussprache, Vocalismus und Betonung der „lateinischen Sprache.“ Leipzig, 1858, berührt diesen Gegenstand im ausführlichen Zusammenhange in dem Capitel „Kürzung der Vocale“ p. 328—70 und führt für die lange Messung des *a* der ersten in casu recto ausser obigen noch 7 andere Beispiele an, 3 aus Plautus, 1 aus Livius Andronicus und 3 aus den Scipioneninschriften, obwol die 4 letzteren nicht zwingend sind, sobald man die Annahme festhält, dass in den saturnischen Versen Thesen ganz ausfallen konnten, eine Annahme, deren Richtigkeit dem Verf. noch nicht für ausgemacht gilt.

Über das Lesen der deutschen Classiker auf dem Obergymnasium.

Wenn wir in unseren Schulprogrammen Aufgaben zu deutschen Aufsätzen verzeichnet finden, in welchen die Frage gestellt ist: „wie soll der Gymnasiast lesen,“ oder „wie sollen die Classiker auf dem Gymnasium gelesen werden,“ so könnte man glauben, die Beantwortung dieser Frage läge so greifbar nahe, dass auch der Schüler sogleich den richtigen Weg zu entdecken vermöchte. Dennoch aber zeigen unsere Lehrbücher der Pädagogik eine so auffallende Meinungsverschiedenheit in vielen hieher gehörigen Puncten, dass wir uns keineswegs bei den bis jetzt gewonnenen Resultaten beruhigen dürfen. In solchen Dingen kann das letzte Ziel nie im ersten Anlaufe erstürmt werden; dagegen wird durch gemeinsames Streben immerhin ein ganz erfreuliches Resultat erreicht werden können, das einerseits eine grössere Annäherung zu jenem sein, anderseits neue Gesichtspuncte zur Beobachtung und Anstellung von Versuchen gewähren kann. Denn gar manches in der Methodik des deutschen Unterrichtes bewegt sich noch auf dem schwankenden Boden des Versuches; eine erneute Anregung zur Betrachtung und Sichtung des bereits gewonnenen wird daher einiges sicherstellen, anderes als verwerflich beseitigen lassen, und schon in diesem Betracht lohnend erscheinen.

Die Wichtigkeit der Frage ist längst von allen Seiten anerkannt; hat doch Schiller in seinen Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen das einzige Heil für seine verbildete Zeit in einer gehörigen Einwirkung der Kunst auf die Zeitgenossen gesehen, Friedrich Schlegel sogar gemeint, den Mangel an classischen Erzeugnissen seiner Zeit dem Mangel an classischen Lesern zuschreiben zu dürfen. Sind freilich die Zeiten auch andere geworden, steht uns z. B. die ästhetische Erziehung des Menschen nicht höher als die Erreichung der höchsten sittlichen Tüchtigkeit, als die Bildung des Charakters, so werden dennoch auch wir, woferne unsere Bildung eine ganze sein soll, bei unserem entschiedenen Streben auf das Praktische der erziehenden Beihilfe der Kunst um so weniger entrathen können, sollen wir nicht bei einseitiger Geistesentwicklung einer gewissen Verwilderung unaufhaltsam entgegenzueilen. Solche Gefahr abzuwenden, dem Vertrocknen des Herzens sowol, wie dem nichtsnutzigen Lesen unserer Zeit entgegenzutreten, stellt sich Dr. Ludwig Eckardt in einer ansprechenden und gehaltvollen Schrift zur Aufgabe, die mit sittlichem Ernste und wissenschaftlicher Einsicht Anleitung zu einer wahrhaft fruchtbringenden Beschäftigung mit den

classischen Werken besonders unserer Literatur gibt ¹⁾). Ist diese Arbeit auch vorwiegend für weitere Kreise bestimmt, so soll das Brauchbare doch auch der Schule zu Gute kommen; wir erlauben uns daher, unseren Fachgenossen dieses Schriftchen, das uns so mannigfach angeregt hat, auf das wärmste zu empfehlen, wie wir es dem Verfasser schuldig zu sein glauben, im Verlaufe dieses Aufsatzes öfter auf seine Ansichten einzugehen; das Gelingene und Gediogene hervorzuheben wird unserer Aufgabe förderlich sein, und unsere abweichende Meinung möge dann den Fachgenossen zur Entscheidung vorgelegt sein.

Bei der fast verwirrenden Masse von Meinungen über die beste Lösung der aufgestellten Frage, ist eine nach so festen und besonnenen Gesichtspuncten weisende Anleitung, wie sie Rud. v. Raumer's Arbeit über den Unterricht im Deutschen gewährt, von unschätzbarem Werthe. Auf die dort dargelegten Grundsätze wird daher jede wissenschaftliche Erörterung über Fragen des deutschen Unterrichtes zurückzugehen haben, und jene werden um so sicherer das Maß geben, an welchem alle pädagogischen Vorschläge gemessen und geprüft werden müssen, als sie überall das „Zuviel“ mit durchdringender Schärfe erkannt und zurückgewiesen haben. Die Forderung, empfängliche Leser zu erziehen, ist der oberste Grundsatz, den Raumer wie Eckardt zum Ausgangspuncte nehmen, eine Aufgabe, die freilich manchen Übertreibungen gegenüber sehr klein erscheinen mag, die aber bei näherer Prüfung sicherlich alle dem Gymnasium zu Gebote stehenden Mittel vollständig in Anspruch nimmt. Daher wird bei Absteckung dieses Zieles nicht leicht der Einwurf begegnen „was sollen wir mit der dem deutschen Unterrichte zugewiesenen Zeit anfangen,“ vielmehr wird der Einsichtige ängstlich darüber wachen, dass er nicht durch zu vielerlei Vornahmen zu einem flüchtigen Kosten und Nippen an den verschiedensten Dingen gezwungen werde, statt mit dem wichtigsten in der gegebenen Zeit zu Stande zu kommen. Der Mittelschule kommt es unstreitig zu, dem nachwachsenden Geschlechte den Zugang zur neuen classischen Nationalliteratur zu eröffnen, damit nicht die Reichtümer des deutschen Geistes durch müßiges Daliegen nach und nach schwinden. Diese Gefahr liegt nämlich wirklich näher, als wir oft glauben mögen, da unsere Jugend, wenn sie nicht zum tüchtigen Lesen angehalten wird, im glücklichsten Falle (sofern sie also nicht, durch verfehlten literarhistorischen Unterricht mit der „ganzen Literatur“ fertig geworden, naseweis abspricht) ein Goethe'sches Werk z. B. zwar als ein classisches gelten lässt,

¹⁾ Anleitung dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen und sich dauernd anzueignen. Der Schule und dem Hause von Dr. Ludw. Eckhardt, Docenten der Aesthetik etc. an der Hochschule in Bern. Jena, 1857. Hochhausen's Verlag. 8. 140 S.

aber mit einem geheimen Grauen vor der Arbeit eines classischen Genusses bequem zur seichtesten Tageslectüre greift. Als das grösste Hindernis bei der Heranbildung empfänglicher Leser betrachten auch wir den Vortrag der Literaturgeschichte auf Mittelschulen. Eckardt hat in der Einleitung zu seinem oben citirten Buche S. 4 ff. wahrhaft beherzigenswerthe Worte, wie wir auch seinen Beweis, dass ein solches Vorgehen geradezu unsittlich wirke, Punct für Punct unterschreiben. Oder wen hätte der Wahn frühreifer Schüler, mit der Bezeichnung Schiller's als subjectiven, Goethe's als objectiven Dichters etwas gesagt zu haben, nicht schon aufser Fassung gebracht. Und doch ist ein derartiges noch das geringere Übel. Wenn jedoch der abgehende Gymnasiast alle vermeintlichen oder vielleicht auch wirklichen Schwächen eines Schiller'schen oder Goethe'schen Werkes an den Fingern herzählen kann, ohne gar das betreffende Werk gelesen zu haben, oder unserem grössten Dichter nachzuweisen unternimmt, wie er sich in dieser oder jener Lebenslage hätte verhalten sollen, und seine Beweisführung wol gar mit Schlagwörtern des unglücklich verbitterten Börne schmückt, ist er da nicht auf dem kürzesten Wege gemüthlich und sittlich zu verwildern? In der That zeigt gerade diejenige Mittelschule, die mehr als jede andere auf die vollkommenste Harmonie der Methode halten muss, soll die Mannigfaltigkeit der Lehrobjecte nicht in die entgegengesetztesten Bahnen treiben, nicht selten die wunderbarlichsten Contraste. Während nämlich auf der einen Seite alle erdenkliche Mühe aufgewendet wird, zweideutige Charaktere der alten Geschichte, namentlich der griechischen oder römischen Literatur, von allen Flecken reinzuwaschen, gilt es für geistreich und verdienstlich, an unseren Dichterheroen zu zerren und zu mäkeln, damit die Jugend nur ja ihrer Grösse nicht froh werden kann. Darf es aber dann Wunder nehmen, wenn jene, denen die Freude an den besten unserer nationalen Güter geraubt wurde, alles Nationalgefühles bar erscheinen? Fort also mit diesem verderblichen Stoffe an unseren Gymnasien, einem Stoffe, der in gar keinem Falle als wirkliche Nahrung auf die Herzen der Jugend wirken kann. Die Unmöglichkeit eines wahrhaften Erfolges hat Raumer S. 150 ff. mit wenigen Worten nachzuweisen sich begnügt; das geradezu verderbliche durch Beispiele zu erhärten aber aus rücksichtsvoller Schonung unterlassen. Allein die schneidende Wahrheit der Eckardt'schen Beweisführung wird dem gewissenhaften kaum schmerzlich fallen, denn die kürzeste Erfahrung führt den Lehrer von dem im löblichsten Eifer begangenen Irrthume zurück, wenn er sich überzeugt, wie gerade die fleissigsten Schüler nach solchem Vorgange ihm am schicklichen und unschicklichen Orte die eigenen Gedanken, ja die eigenen Worte entgegenbringen.

An die Stelle der sogenannten Literaturgeschichte muss

das Lesen treten, allerdings nur dasjenige Lesen, über dessen Methode eine Verständigung, die mindestens vor den verderblichsten Verstößen sichert, herbeigeführt werden muss. Ohne uns der Hoffnung hinzugeben, überhaupt sogleich allgemeingültiges zu entwickeln — es wird das vielmehr nur ein Austausch der Meinungen und Erfahrungen ermöglichen — müssen wir dennoch bemerken, dass wir bei unserer Besprechung nur Unterrichtsanstalten deutscher Sprache oder höchstens solche im Auge haben, auf denen vermöge der sprachlichen Verhältnisse des Landes die Unterrichtssprache durch alle Classen die deutsche sein kann; denn wieviel grammatische und elementare Vorkenntnisse für das Verständnis deutscher Dichtwerke bei dem Fremden vorausgesetzt werden dürfe, ist von zu vielen besonderen Umständen bedingt, als dass sich eine Norm auch nur annäherungsweise festsetzen ließe. Selbstverständlich kann auch die Lectüre mhd. Musterstücke hier nicht in Betrachtung gezogen werden, weil jene eine Masse sprachlicher Erörterungen nothwendig macht, die allerdings als sprachgeschichtliche Erläuterungen zugleich der neu-hochdeutschen Schriftsprache zu Gute kommen und um so weniger abgewiesen werden dürfen, als wir nicht in den Widerspruch jener verfallen wollen, von denen Raumer (S. 152) treffend sagt, sie seien zwar bereit etwas Geist der altdeutschen Literatur auf dem Gymnasium zu treiben, erklärten dagegen das Declinieren und Conjugieren als eine Beschäftigung, die sich mehr für die Universität eigne. Somit bleiben uns also besonders drei Classen zu berücksichtigen, nach unserer Art zu zählen die fünfte, sechste und achte Classe, welche durch den Entwicklungsgang des jugendlichen Geistes innerlich, durch das Eintreten der mhd. Lectüre in der siebenten Classe auch äußerlich erkennbar in zwei Abtheilungen zerfallen.

Die erste der beiden Abtheilungen hat nun vorwiegend den epischen und lyrischen Theil der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts dem Schüler bekannt zu machen, natürlich in strenger Auswahl solcher Proben, die für dieses Alter angemessen sind, wie sie z. B. das in unseren Lehranstalten eingeführte Lesebuch vorschreibt. Für die Methode dieser Mittheilung ferner werden im wesentlichen Raumer's Ansichten maßgebend bleiben, dass nämlich hauptsächlich das jugendliche Herz für das Große und Schöne empfänglich zu machen und dem keimenden Geschmacke durch gediegene Wahl die gehörige Richtung zu geben sei. Und dieses Ziel würde durch gutes Vorlesen des Lehrers wie durch das Memorieren einzelner Muster im allgemeinen erreichbar sein. Bei der letztgenannten Übung freilich möchten wir immer als Regel festhalten, dass nur so gesagt werden dürfe, wie ein verständiger V o r l e s e r das Kunstwerk mittheilen würde; denn die Erfahrung zeigt, namentlich da, wo ein gutes Theater auf die Phantasie der Jugend hin und wider wirken mag, welche

Vorliebe die Jugend gerade zu schauspielernder Recitation in sich trägt, und wie leicht jene Übung dann zum Spiel herabgewürdigt ihre erziehende Bedeutung einbüßt. Vorlesen ist allerdings schwerer als declamieren, aber die Schule soll überall auf Arbeit dringen und soll keine Declamatoren, wol aber Leser erziehen. Das artig kindliche Declamieren einer Fabel oder einer leichteren poetischen Erzählung soll dem Untergymnasium natürlich unverkümmert bleiben, ja da gehört es recht eigentlich hin, wo die noch schlummernden Kräfte geweckt werden müssen und zur Erregung der Lust stärkere Effecte nöthig sind.

Darf nun der Satz, dass die Schule überall auf Arbeit dringen müsse, durchgeführt werden, und wie uns dünkt, wird die sittliche Einwirkung der Schule wesentlich auf ihm beruhen, so können wir uns eines Bedenkens gegen einen von Raumer gemachten Vorschlag nicht entschlagen. Er meint nämlich (S. 138): „Besondere Stunden, die von Glockenschlag zu Glockenschlag mit diesem Stoffe auszufüllen wären, muss man nicht ansetzen; dasselbe ist vielmehr zu echter Erholung zwischen die anderen strengen Unterrichtsgegenstände einzuschieben, so dass es nur einzelne Viertelstunden in Anspruch nimmt,“ und auf derselben Seite in der Anm.: „Die Gefahr, dass eine solche Befugnis in der Hand träger und gewissenloser Lehrer zum Misbrauch führen könne, wird sich durch das Einschreiten des Rectors beseitigen lassen.“ Die Gefahr eines solchen Vorgehens scheint uns auf einer ganz anderen Seite zu liegen. Abgesehen von den Schwierigkeiten der praktischen Ausführung, die eben, wo sich bedeutende Erfolge erwarten liessen, überwunden werden müssten, würde eine solche Anordnung des Unterrichtes dem Gegenstande selbst jede Bedeutung in den Augen der Schüler nehmen. Wir wissen es ja, wie sich die Schüler sowol als die Familien dem deutschen Unterrichte gegenüber so gerne verhalten: der deutsche Lehrstoff begreife das von selbst verständliche, was eigentlich jeder schon weis, und bei dem gar nicht einzusehen, was noch zu erlernen sein soll. Die Jugend ihrerseits ist nur zu geneigt, überall und immer Erholung zu suchen, alles mögliche, zunächst in einem Athem unsere Classiker, zur Erholung zu lesen und dadurch eben beim Lesen geistesträge zu werden und stufenweise zu verflachen. Dass hingegen durch das Ausfüllen ganzer Unterrichtsstunden mit der Lectüre deutscher Musterstücke nicht „ein fortgehender Fest- und Feiertag den leichtlebenden Menschen durch die ganze Woche hin ausgebreitet sei“ (Thiersch über gel. Schulen 1826. IV. S. 340), dafür wird sich leicht helfen lassen, ohne einerseits der „Verstiegenheit,“ anderseits der Verflachung und Verwässerung schuldig zu werden. Die Götter haben den Schweifs vor die Tugend gesetzt: auch das Verständnis eines Kunstwerkes setzt Arbeit voraus, und zwar wie dieses auf jede Altersstufe verschieden wirkt, eine für jedes Alter passende Arbeit.

Diese zu regeln, ist freilich die Aufgabe — aber auch hier dürften sich bestimmte Gesetze entdecken lassen. So bedeutend nämlich der Eindruck eines gut gelesenen Musterstückes auf die Jugend sein kann, so bestimmt weist die Erfahrung nach, dass die Kunst des Hörens bei dem Alter von 13 bis 16 Jahren wenig ausgebildet ist. Wer ist nicht oft durch die Wahrnehmung überrascht worden, dass gerade derjenige Schüler, der etwas vorgelesen, über das Gelesene selbst keine Auskunft zu geben vermochte, indes die Mitschüler durch die Querfrage erschreckt eifrig das Vorgelesene noch einmal nachlasen, um zu einer etwaigen Antwort besser ausgerüstet zu sein. Dass eine solche Erscheinung theilweise der Unbeholfenheit im Ausdrucke zur Last fallen kann, ist zwar nicht zu leugnen; aber wie, wenn es einem Schüler begegnet, der sonst im Gebrauche des Wortes gar nicht befangen ist — oder wenn überhaupt eine Antwort nach nochmaligem Überlesen der Stelle erfolgt, sind solche Fälle, die sich so oft ergeben, nicht ein Beweis für die wenig ausgebildete Fähigkeit, das geflügelte Wort sogleich zu erfassen? Durch öftere Übung im Hören allein wird jene Fähigkeit aber schwerlich erhöht, um so weniger, als auch die Gefahr zu besorgen steht, die Phantasie oder das Nachdenken der Jugend lasse sich durch etwas nicht verstandenes anziehen und von dem Wege, den der Dichter uns führen will, ablenken um zuletzt in nichtigen Träumen oder Zweifeln verloren zu gehen. Und trotzdem wird eine äußerlich aufmerksame Classe dem Lehrer gegenüber sitzen, der vielleicht tauben Ohren predigt. Ohne Frage muss eine gewisse geistige Arbeit vorher an dem Stücke geübt worden sein, ehe ein verständiges Lesen den letzten Abschluss geben darf, und diese geistige Arbeit des Schülers setze ich als die nothwendige Bedingung vor den eigentlichen Genuss.

Raumer erklärt sich bestimmt gegen das zersetzende Commentieren deutscher Dichtwerke, und jeder, der mit offenem Blicke seine Zuhörer bei einem solchen Versuche betrachtet hat, wird ihm beistimmen. Der Erklärungsweise der alten Classiker, die auf den meisten Gymnasien jetzt herrschend ist, muss alles Lob zugestanden werden — aber unleugbar verkehrt wäre es, dieselbe Methode auf die deutschen Classiker anwenden zu wollen. Bei näherer Prüfung wird der Satz niemandem befremdlich sein. Denn die Erklärung der alten Classiker hat außer der Berücksichtigung des uns fremden Sprachbaues, erstens die Vocabel zum Worte zu vertiefen, d. h. das Verständniss einer uns ferne liegenden sprachlichen Anschauungsweise nach Möglichkeit zu wecken, weil sonst die behandelte Sprache ewig eine todte bleibt, und zweitens oftmals Gedankenkreise und sittliche Grundlagen, die uns ferne liegen, zu erschliessen und nachzuweisen. Beide Aufgaben fallen begreiflicherweise bei den deutschen Classikern weg, ja selbst, wo, wie z. B. in Schiller's Ring des Polykrates, der

zweite Fall eintritt, kann die Erklärung auf dem Gymnasium wenigstens mit einer kurzen Hinweisung auf die griechische Anschauung sich begnügen. Die sprachlichen Erläuterungen können fast ganz wegfallen, selten wird ein mundartlicher Ausdruck oder eine Eigenheit des Schriftstellers einer kurzen Erörterung bedürfen, und was die Schüler etwa in dieser Richtung nicht verstehen, sollen sie fragen. Denn bei jeder überflüssigen sprachlichen Bemerkung wird die Theilnahme ermatten, und eine Fülle solcher Dinge die gähnendste Abspannung erzeugen ²⁾. Darauf jedoch wird strenge zu halten sein, dass der Schüler das Gelesene klar erfasse, dass er z. B. den Gedanken eines Absatzes, mag es Strophe oder eine Reihe von Einzelversen sein, sich vergegenwärtigen, dass er unterscheiden lerne, wo der Dichter den Gedanken unverhüllt, wo er ihn im Bild ausspricht; dass er den Vergleichungspunct erkenne, wo Vergleiche angewendet sind, dass ihm sachliche Schwierigkeiten, und es finden sich deren ja manche, kurz erläutert werden, und zwar überall, wo es angeht, mehr durch Herausfragen, als durch fortlaufendes Commentieren des Lehrers, denn jenes spannt und schärft die Beobachtung; endlich mögen wol Gedichte verwandten Inhaltes zur Vergleichung herbeigezogen werden, ohne Spitzfindigkeiten, am besten wie es die Jugend selbst findet, wie z. B. Arion und Ibykus, der wilde Jäger und der Alpenjäger etc., wenn immer beide Gedichte bekannt sind. Oder es mögen ähnlich gebrauchte Bilder aus dem Gedächtnisse beigebracht, der Gebrauch der Schallwörter, Malerei mit dem Klange, Alliteration, Reime kurz angemerkt werden. Endlich wird, was eine Ballade, ein Lied, ein Sonnett sei, am besten an den Beispielen gelernt werden, da wir eine eigentliche Poetik auch nicht gelten lassen können; sonstige sogenannte ästhetische Bemerkungen, die meist nur die Fassungskraft dieses Alters übersteigen und das Gedächtnis mit unverstandenen Dingen belasten aber

²⁾ Den Vorwurf unnützer und daher tadelnswerther sprachlicher Bemerkungen müssen wir auch einem Buche machen, das sonst für die Lectüre in den obersten Classen dankenswerthes bietet, der Bearbeitung des Wallenstein v. K. G. Helbig. Stuttgart, 1856. Dort ist S. 127 zu V. 163 der erste beste, S. 135 zu V. 40 frommen; volles Herzens S. 155 zu V. 19; hoffend S. 167 zu V. 121; Erzfeind S. 173, V. 112; gescheid und verwünscht S. 179, V. 224; ferner dichterische Ausdrücke wie der Kindheit fabelhafte Tage S. 448, V. 19. Du hast schon dreissig Seelen auf dir liegen S. 456, V. 44 etc. erklärt. Es wäre traurig, wenn der Dichter in der Schule wie im Hause solcher Erklärungen bedürfte, deren sich ein stattliches Verzeichnis zusammenstellen liesse. Rechnet man dazu noch die unfruchtbaren metrischen Bemerkungen, die doch eigentlich, weil sie den Rhythmus griechisch messen, nirgend ganz zutreffen, so schrumpft der exegetische Apparat bedeutend zusammen: und das soll er auch. Wir führen das Buch aber deshalb hier an, weil Beispiele am schnellsten verständigen

strenge auszuschliessen sein. So wird der Boden für die Auffassung eines guten Vortrages des Erklärten geebnet sein, der Vortrag selbst, indem er alles besprochene vor die Seele der Hörer ruft, die Einzelheiten der Erklärung zusammenfügen und beleben, und den schönsten Genuss bieten nach einer Arbeit, die die ganze Classe in Athem gehalten und beschäftigt hat. Derartiges Vorgehen wird kaum Gefahr laufen den Schmetterling zu zerpflücken, aber es wird aus dem behandelten Stücke auch mehr als einen bunten Schmetterling zu machen wissen. Dass jede Kritik für dieses Alter, wie für das Gymnasium überhaupt ausgeschlossen bleibt, versteht sich um so gewisser von selbst, je geneigter das Ohr der Jugend jedem Tadel lauscht, der ein lange verehrtes Bild plötzlich herabzieht, und die schwindelnde Höhe, auf der jenes stehen mag, zum leicht zu übersehenden Hügel ermässigt. So gelangen wir auch auf diesem Wege zu dem Ziele, Verständnis und Freude an dem Schönen und Wahren geweckt, den Genuss des Kunstwerkes überhaupt ermöglicht, und bei vielen Schülern auch wol die Fähigkeit, dem Lehrer ein vorgetragenes Musterstück nachzulesen, gefördert zu haben.

Dass nun aber mit der Verbannung der Literaturgeschichte auch jede Bemerkung über den Dichter und sein Leben abgeschnitten sein solle, wird kein Verständiger denken. Im Gegentheile soll recht viel von unseren grossen Dichtern gesprochen werden, nur in anderer Weise, als diess oft zu geschehen pflegt. Eckardt bezeichnet jene andere Weise in treffender Kürze, wenn er eine biographische Behandlung oder Lebensbilder grosser Dichter verlangt (S. 7) ^{*)}. Zu diesem Zwecke wird sich der Lehrer am besten selbst ein Bild zusammenstellen, denn ein blosses Excerpt aus einer Literaturgeschichte wird kaum für die Jugend dieses Alters recht ansprechend werden. Die Gesichtspuncte, nach dem die Zeichnung entworfen werden kann, gibt Eckardt's Buch S. 28, von denen einige natürlich für unsere Zwecke ausgeschlossen werden müssen, wie z. B. die Beantwortung der Frage: welche Ansicht hatte er von Gott, von der Welt, dem Staate, der Kirche, oder „wie hängt sein Inneres mit seinem Dichten zusammen?“ Nach der ganzen Anleitung aber lassen sich recht fesselnde, das Herz der Jugend bewegende Bilder zusammenstellen, die der Lehrer bei der Besprechung eines Gedichtes von dem Verfasser der Classe vorführen mag. Ist die Darstellung, wie sie sein soll, ansprechend und lebendig, so ist eine Aufzeichnung von Seite der Schüler vielleicht nicht einmal

*) Dazu verweist er auf Schäfer: Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrh. in übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen. Leipzig. Weigel, 1855, ein Buch, auf welches uns vielleicht ein andermal zurückzukommen gestattet ist.

wünschenswerth, es wird dann Gemüth und Gedächtnis mehr in Anspruch genommen werden. Kommt später ein Gedicht desselben Verfassers vor, so wird die früher mitgetheilte Biographie von den Schülern nacherzählt oder durch Fragen wiederholt, und so immer wieder, wobei eine allmähliche Erweiterung des zuerst Gegebenen recht wohl statthaft ist, bis diess Mitgetheilte freies Eigenthum der Classe geworden ist. So ist es ein leichtes, die bedeutendsten Gestalten unserer Literatur der Jugend bekannt und lieb zu machen, Bescheidenheit und Verehrung den Männern gegenüber zu erwecken, die als die besten unseres Volkes glänzen; und da keiner auf Kosten des anderen erhoben zu werden braucht, ein Unrecht gut zu machen, welches gegen manchen aus Unverstand und falscher Sucht zu glänzen begangen worden ist. Da einerseits das beste geboten wird, und dieses wiederum zum vollen Verständnis gebracht werden soll, so ist nicht zu fürchten, dass die Bildung des Geschmacks durch Beseitigung der Kritik verabsäumt werde. Diese wird im reiferen Alter von selbst zur Geltung kommen, und dann auf einer ganz anderen Grundlage fußen, als das verfrühte Absprechen unserer verbildeten Jugend. Nur der befreit sein Urtheil wahrhaft, der sich willig ergeben hat.

Mit diesen Grundzügen dürfte etwa die Aufgabe des deutschen Unterrichtes in der fünften und sechsten Classe abgegrenzt sein, und das ist, wie wir gesehen haben, kein kleines Gebiet, zumal da Leseübungen auch prosaischer Musterstücke und die Besprechung der schriftlichen Arbeiten gut die Hälfte der Zeit in Anspruch nehmen. Etwas verschieden von dem stellt sich freilich die Aufgabe für die oberste Classe der Gymnasien, wo ja auch in den übrigen Lehrgegenständen andere Forderungen ge-

weise Annäherung während der Lectüre an die endliche Lösung aller jener Probleme, mag diese zuletzt durch kurze Beantwortung mancher früher angeregten Bedenken oder durch examinatorische Erörterung mit den Schülern gegeben werden, nicht allein gestattet, sondern geradezu nothwendig erscheinen, soll anders die Classe das griechische Drama mit wirklichem Nutzen gelesen haben. Freilich haben wir hiebei nicht den Fall vorausgesetzt, dass die Lectüre eines Sophokles ganz in grammatischen Erörterungen aufgehen könne; denn wo das nöthig wäre, da würde eben am besten Sophokles gar nicht gelesen. Ähnlich ist aber das Verhältnis bei Horaz. Bei beiden Dichtern kommt von selbst eine Summe von Erörterungen hinzu, die nicht speciel der Antike, sondern überhaupt dem Kunstwerke als solchen angehören, und diese wünschen wir auch für die Lectüre der deutschen Classiker festgestellt und gewährt. Aber auch nur diese, denn eine eigentlich philologische Exegese würde diesem Alter gegenüber nur noch gefährlicher sein, da hier kaum ein bedeutenderes Werk durch den Reiz der Neuheit der Schule über die langweilige Breite eines vollständigen exegetischen Apparates hinüberhelfen würde.

Allerdings wird, wie Raumer behauptet, auch hier das ungestörte Wirken des Kunstwerkes auf die Jugend bei weitem das beste zu thun haben; allein einige Vertiefung wird für den Schüler wie für die Zwecke der Schule erforderlich bleiben. Es werden nämlich bei den meisten Schülern der obersten Classe bereits gewisse fertige Urtheile und Ansichten anzutreffen sein, deren Art aus den Mitteln, die der Jugend meist zu Gebote stehen, leicht zu errathen ist. Diesen gegenüber scheint es uns Pflicht der Schule, entweder geradezu berichtend einzutreten, oder, was auch in sittlicher Hinsicht von großer Bedeutung bleibt, dem jungen Menschen das Bedenkliche nachgesprochener Urtheile dadurch recht klar zu machen, dass man ihm die Wege weist, auf welchen gründliche Ansichten allein zu gewinnen sind. Wenn also die Gestalt eines Schiller'schen Dramas, z. B. etwa des Max im Wallenstein, mit einigen banalen Redensarten abgemacht zu sein scheint, wird die Besprechung im Unterrichte den Schüler darauf zu führen haben, welche Winke des Dichters beachtet und zusammengehalten werden müssen, um auch nur zu dem Glauben, den Dichter verstanden zu haben, geschweige denn denselben meistern zu dürfen, berechtigt zu sein; dass also in dem angeführten Falle die Absicht des Dichters nicht etwa ein Liebesverhältnis in seine Tragödie äußerlich einzuschieben gewesen sein könne, wie so oft nach oberflächlicher Betrachtung behauptet wird, sondern dass Max ganz besonderen Zwecken der dramatischen Oekonomie zu dienen bestimmt und berufen sei. Durch derartiges Vorgehen würde aber zweierlei erreicht: erstens das leichtfertige Urtheil der Jugend in Schran-

ken gehalten, weil die Beschämung, die einer unbegründeten und unbeweisbaren Ansicht folgt, gewöhnlich sehr abschreckend wirkt; zweitens wird die Blasiertheit unserer Jugend einigermaßen abgewehrt, sobald die Überzeugung geweckt ist, dass man mit Schiller noch lange nicht fertig ist, wenn man einige seiner Dramen flüchtig gelesen, oder einige Stücke hat aufführen sehen. Goethe gegenüber ist Bescheidenheit vielleicht häufiger anzutreffen; man scheut sich z. B. weniger einzugestehen, dass man seinen Tasso nicht gehörig verstehe, ja der Schüler wird auf Fragen über dieses Stück die Antwort lieber schuldig bleiben, obwohl er Schiller'sche Werke mit ein par Schlagwörtern abzuthun keinen Augenblick Bedenken tragen mag. Diese Schlagwörter, die wie Miasmen in der Luft umherfahren, sind die größten Hindernisse jeder gründlichen Betrachtung und Vertiefung; diesen Schlagwörtern sind aber gerade diejenigen Meisterstücke zunächst preisgegeben, die durch Chrestomathien und Lesebücher den Schulen zugemittelt worden sind. Daher ist auch Goethe's Iphigenie beispielsweise in jene Schar gerathen, von der ein Schüler etwa sagt: „in dem antiken Körper fühle man den Pulsschlag des deutschen Lebens“ oder Goethe habe in diesem Stücke die Antike übertroffen, und was der Phrasen mehr sein mögen. Ein näheres Eingehen muss natürlich den eiteln Prunk des hohlen Geredes um so mehr aufdecken, als gerade die feine Composition dieses Stückes seine Reize und Geheimnisse nicht jedem läppischen Zugreifen offenbaren mag ⁴⁾. Wir wollen auch bei dieser Altersstufe kein altkluges Aesthetisiren, und im wesentlichen nichts anderes als ein verständiges Lesen wie in den früheren Classen erwecken; nur sind die Objecte jetzt schwieriger, und das Bewusstsein muss nun geweckt werden, wo

Norm gewährt. Ein anderes Verhältniß zeigt sich beim Drama. Ist es nämlich auf der einen Seite unabweisbare Pflicht des Gymnasiums, die Schüler mit den bedeutendsten Dramen Lessing's, Goethe's und Schiller's bekannt zu machen, damit doch Geständnisse der Abiturienten, dass sie z. B. Schiller's Tell, Wallenstein oder Goethe's Iphigenia, Tasso nur dem Titel nach kennen, zu den vereinzelt traurigen Erscheinungen gehören — so ist anderseits der Einwand, dass die Zeit zum Lesen aller dieser Werke auf dem Gymnasium nicht gegeben sei, ein so natürlicher, dass der Fachkenner ihn gar nicht einmal abwartet. Zuvörderst scheiden sich aber aus der Zahl der Meisterwerke mehrere von selbst aus, als über die Zwecke der Schule hinausgehend (ich brauche Goethe's Faust nicht einmal zu nennen), so dass man mit Raumer gerne in dem Ansätze von 10 bis 12 Stücken, die der Lectüre zuzuweisen wären, einverstanden sein wird. Für die Mittheilung dieser hat derselbe nun in dem oft angeführten Buche einen besonderen Modus vorgeschlagen, dass nämlich durch dazu befähigte Mitglieder des Lehrkörpers etwa einmal im Monate in mehreren Stunden hintereinander, die statt ersparter und anderen Unterrichtsgegenständen zugewendeter Lehrstunden des deutschen Unterrichtes angesetzt werden mögen, jedesmal ein Stück, und wo es nöthig ist, mit vorausgeschickter Einleitung vorgelesen werden solle. Ob dieser Modus praktische Ausführung gefunden, und ob er die erwarteten Resultate geliefert habe, wissen wir nicht. Die Sache hat allerdings viel anziehendes, und wird an solchen Ort vielleicht des Versuches werth sein, wo nicht durch ein gutes Theater Gelegenheit geboten ist, jene Stücke in der naturgemäsesten Mittheilung zu genießen. Wir zweifeln z. B. nicht, dass auf Landgymnasien, wofern nur statt ersparter Lehrstunden — denn eine solche Verschiebung ist in den seltensten Fällen möglich, weil nicht immer die drei Sprachen, Latein, Griechisch und Deutsch in einer Hand sein können — wofern nur, meinen wir, schulfreie Nachmittage benützt werden, solche Vorlesungen anregend und erfreulich wirken können. Immer verlangt freilich ein derartiger Versuch die sorgfältigste Erwägung oft ganz localer Eigenthümlichkeiten, da auch mancherlei Gefahren mit einer solchen Übung verbunden sind.

Wir wollen aber die deutschen Lehrstunden unverkürzt zur Lectüre selbst verwendet wissen, und müssen daher selbst einen Plan vorlegen, nach denen uns ein solches Vorgehen zu regeln und einzurichten scheint. Dass dabei nur höchstens zwei bis drei Stücke zur Behandlung in der Schule kommen können, leuchtet ein, allein der deutsche Aufsatz und die Redeübungen geben uns Mittel an die Hand, die durch den Unterricht in der Schule gelehrt Behandlungsweise nun auch sogleich auf einen weiteren Kreis anzuwenden, die Privatlectüre zu regeln und eine

größere wirkliche Belesenheit der Schüler zu erzielen. Dass wir dabei alle verstiegenen Aufgaben, deren Raumer einige abschreckende Beispiele (S. 135) anführt, strengstens ausgeschlossen wissen wollen, brauchen wir nach Hinweisung auf unsere Ansichten, die wir in eben dieser Zeitschrift über „verstiegene“ Aufsatzthematika rückhaltslos ausgesprochen, kaum zu versichern. Aber der Misbrauch und die Übertreibung der Methode macht diese an sich noch nicht verwerflich; es werden sich im Gegentheile dem Besonnenen Aufgaben genug darbieten, welche die jetzmaligen Kräfte der Classe ohne Übertreibung anspannen, und von diesen erwarten wir allerdings erfreuliche Erfolge, besonders wenn im Unterrichte selbst die Wege gewiesen sind, wie eine Untersuchung angestellt werden muss, und die Beobachtung der Schüler zu schärfen, die vornehmste Rücksicht des Lehrers ist. Ein Beispiel wird das Gesagte deutlicher machen. Verf. dieses hat in der obersten Classe, da der Unterricht durch die Bemerkung eines Schülers auf Goethe's Tasso führte, Veranlassung gefunden dieses Drama mit den Schülern durchzugehen. Das Stück wurde zum häuslichen Lesen aufgegeben, und vor Beginn der Lectüre des Stückes in der Schule zur Schärfung des Blickes und der Aufmerksamkeit folgende Gruppierung der Personen aufgestellt:

Tasso — Herzog — Prinzessin — Leonore — Antonio ⁶⁾).

Die wichtigsten Scenen wurden in der Schule von den Schülern mit vertheilten Rollen gelesen, und Stellen, die für die Auffassung der einzelnen Charaktere wichtig schienen, sogleich angemerkt. Das Vorauslesen zu Hause hatte nun die fleissigeren öfter selbst auf Stellen geführt, die ihnen bedeutsam schienen; aufangs kamen wol Tauschungen vor, in der zweiten Hälfte des Stückes jedoch war die Spürkraft auf den rechten Wegen. Nach Beendigung der Lectüre wurde eine Besprechung der angemarkten Stellen auf die nächste Stunde angesetzt, und in dieser das Schlussresultat gezogen: die Charaktere der dargestellten Personen und der Grundgedanke des Stückes aus dem Meinungsaustausche der Schüler entwickelt. Dabei war Leben, eifriges Eingehen auf die gegebenen Winke und sichtliche Freude der Schüler an den scheinbar selbst gewonnenen Resultaten. Sachliche Schwierigkeiten wurden sogleich am betreffenden Orte auf dem kürzesten Wege beseitigt, und so war ein Verständniss erzielt, wie es das Gymnasium überhaupt nur anstreben kann. Dass wir auf diesen Versuch, durch Gruppierung im voraus gewisse Ge-

⁶⁾ Mancher wird vielleicht die Gruppierung Eckardt's vorziehen (S. 99):

	Tasso.	Prinzessin.	Leonore.
Herzog.	Antonio.		

sichtspuncte zu stecken, ohne welche das Auge des ungeübten vor Bäumen den Wald nicht sieht, durch Eckardt's Schrift geführt worden sind, gestehen wir dankbar ein, wie wir aber anderseits weit entfernt sind in dieser Methode das einzige Heil zu suchen. Ja es wird sogar viele Fälle geben, wo ein solches Beginnen an der dichterischen Composition Schwierigkeiten findet, und nicht so klar hervortritt wie bei den durch die griechische Kunst gereiften Dramen Goethe's, Tasso und Iphigenia. Die reichere Composition der meisten Schiller'schen Dramen wird den Blick des Schülers leicht verwirren, wo sich allerdings durch Absonderung einzelner Partieen derselbe Weg einschlagen liesse, so wäre z. B. eine von selbst sich ergebende Zusammenstellung :

Gräfin Terczki, Wallenstein, Max.

Jedoch wird man ängstlich verhüten müssen, dass die Gruppe nicht mehr Witz als Wahrheit enthält. Soviel aber scheint uns festzustehen, dass das Princip, das auf mancherlei Wegen befolgt werden kann, richtig ist: die Jugend zu eigenem Vorschreiten durch stets spannende Aufgaben zu kräftigen und zu ermuthigen; ein Princip, das ja auch mit der Gesamtaufgabe des Gymnasiums überall auf die Weckung und Bildung gewisser Kräfte und Fähigkeiten auszugehen, im innigsten Zusammenhange steht.

Zur Regelung der eigenen Thätigkeit beim Schüler hat ferner die Schrift Eckardt's eine reiche Auswahl von Fragen aufgestellt, durch deren Beobachtung und Beantwortung der Verf. das ganze Gelingen seines Planes bedingt glaubt, und, wie uns scheint, mit vollem Rechte; sind ja auch diese nichts anderes als gewisse Wahrzeichen, durch welche das Suchen und Forschen geleitet werden, die Thätigkeit ihre bestimmten Ziele erhalten soll. Lust und Verständnis des Schülers werden zunehmen, wenn er sich ein bedeutendes Werk durch wiederholtes Lesen, dem durch neue Gesichtspuncte jedesmal neue Reize verliehen werden, nahe gerückt sieht. Goethe's Hermann und Dorothea z. B., ein Gedicht, das keinem Abiturienten fremd geblieben sein soll, wird dem Schüler jedesmal lieber werden, je öfter er zu einem aufmerksamen Lesen desselben angehalten ist. Die vielen Fragen, die nun dabei seinen Geist beschäftigen können, sind aber am besten derart, dass ihre Beantwortung durch aufmerksames Lesen allein möglich ist, und alles Beiwerk der Commentatoren entbehrlich bleibt, wie überhaupt die Herbeiziehung leicht misbrauchter Hilfsmittel so sehr als möglich erschwert werden muss. Denken wir uns z. B. die Aufgabe: „die Ansichten und Äußerungen der im Epos auftretenden Personen über das welterschütternde Ereignis, dessen drohende Schatten auf den Schauplatz der Handlung fallen, sollen gesammelt werden,“ so wird sich daran leicht eine andere Frage knüpfen: wie

fasst der Dichter den deutschen Mittelstand der gewaltigen Bewegung der Zeit gegenüber auf? Eine fernere Aufgabe wird eine Zusammenstellung von Hermann's Mutter und Dorothea veranlassen können, weil Vergleichung und Gegensätze die Feinheiten der meisterhaften Schilderung recht hervortreten lassen, ja auch eine Schilderung der Scene, auf welcher das Epos spielt, wird die Kunst des Dichters erkennen und würdigen lassen. So nämlich denken wir uns überhaupt derlei Fragen, dass der Dichter aus dem Dichter selbst erklärt werde; dadurch wird der Misbrauch exegetischer Schriften und weitläufiger Commentare abgeschnitten, und auch die Verstiegtheit der Aufgaben möglichst hindangehalten. Freilich muss dabei immer die besonnene Prüfung des Lehrers das ihrige thun, denn wo lassen sich Verlosse überhaupt ganz und gar verhüten? So vermeiden wir alle diejenigen Fragen und Aufgaben, die auf ein läppisches Herumbessern an dem Kunstwerke hinauslaufen und die Schüler zu unberufener Kritik verführen. Es ist also nie zu fragen: ist diese oder jene Scene im Drama durchaus nöthig, oder würde sie vielleicht sogar zum Vortheile des Ganzen weggeblieben sein; denn die wissenschaftliche Kritik selbst hat in dieser Beziehung manche frühere Schuld gesühnt, und wird noch manchen billigen Einfall zurücknehmen müssen, um so weniger darf ein unreflexes Urtheil über ewiggiltige Muster heraufbeschworen werden. Wol kann es hin und wieder für das Verständniss von Wichtigkeit sein, zu fragen, welche Zwecke der Dichter in dieser oder jener Scene verfolgt habe, obwohl die Beantwortung eine solche Reife des Urtheils voraussetzt, dass Schüler nur in den seltensten Fällen ohne Hilfe etwas Brauchbares zu Tage fördern werden; eher ist es auch da wieder mit den Fingerzeigen des Lehrers möglich. Immerhin wird also aus der grossen Sammlung derartiger Fragen im Eckardt'schen Buch, trotz der Aufschrift für „Schule und Haus,“ eine sehr gewissenhafte wohlüberdachte Wahl getroffen werden müssen; Fragen also wie z. B. S. 32, Nr. 8. Ist die Idee im Gedichte zu ihrem richtigen und klaren Ausdruck gelangt? Nr. 9. Herrscht eine gewisse auch äusserlich sich darstellende Symmetrie unter den Theilen, Nr. 19. Ist das Versmaass passend gewählt? wird man um so leichter vermeiden, als durch veränderte Fragestellung dasselbe erreicht werden kann, ohne die Entscheidung der unentschiedenen Jugend anzurufen⁶⁾. Auch aus einem fast kleinlichen Forschen nach den

⁶⁾ Derartige Erscheinungen haben uns überhaupt nach der besonnenen Einleitung des Verf.'s sehr überrascht; sie müssen ihm in ihrem Widerspruche unbemerkt geblieben sein, wie ich auch das Taschenspielerstückchen, welches am Schlusse mit der Gruppierung der Dramen Shakespeare's vorgemacht ist, keiner Schule zeigen mochte; denn darin ist nur Witz, kaum ein Körnchen Wahrheit zu finden.

materiellen Grundlagen der Dichtung, wie es durch eine Vergleichung der Anekdoten von den Salzburger Auswanderern mit der Fabel in Goethe's Hermann und Dorothea, oder durch die Untersuchung geschieht, ob der historische Wallenstein wirklich schuldig gewesen sei, können wir uns keinen besonderen Erfolg für das tiefere Verständnis eines Dichtwerkes versprechen; denn einerseits ist z. B. die Fabel in Hermann und Dorothea so einfach und natürlich, dass sie überhaupt jeden Tag in der Wirklichkeit spielen kann, und für die Erfindung eines Dichters keine Aufgabe ist, zu der er eine wirkliche Begebenheit herbeiziehen müsste; die poetische Ausführung ist dagegen so herrlich, dass wir auch nicht ein einziges Mal Veranlassung finden, an die etwa zu Grunde liegende Wirklichkeit zu denken. Die zweite der berührten Fragen hat aber für die Auffassung des Dichters geradezu ihr bedenkliches; denn wenn wir uns nicht mit den Andeutungen des Dichters begnügen, der uns seine Ansicht über die Sache, wie er sie wenigstens aufgefasst haben will, klar genug vorstellt, sondern uns durch Nachprüfung der geschichtlichen Überlieferung ein eigenes Urtheil oder Sympathie und Antipathie auf anderen Wegen als der Dichter uns führt, bilden wollen, so laufen wir Gefahr den rechten Gesichtspunct dem Drama gegenüber zu verlieren, und den Helden des Stückes etwa als einen Märtyrer zu betrachten ⁷⁾). Dass solche Fragen, die wir für die Schule als unstatthaft bezeichnen zu müssen glauben, in dem Buche von Eckardt unter vielen nützlichen und berechtigten vorkommen, mag theilweise der Absicht, auch auf weitere Kreise zu wirken, zuzuschreiben sein; um so mehr ist die Auswahl aus den vorgeschlagenen gerechtfertigt, wie zugleich die als passend erfundenen auch nicht alle bei jedem Kunstwerke erhoben werden sollen.

Sind aber auf diese Weise zwei bis drei Musterstücke in der Schule behandelt worden, und die Privatlectüre auch durch den Aufsatz und die Redeübung geweckt und geleitet worden, so hätte das Gymnasium auf diesem Gebiete seine Aufgabe erfüllt. Die eigentliche Literaturgeschichte haben wir auch für diese Altersstufe ausgeschlossen, möchten aber ohne Überblick über die Entwicklungsgeschichte der einzelnen Dichtgattungen den Abiturienten doch nicht gerne entlassen wissen. Hat nämlich der Octavaner Ilias und Nibelungen kennen gelernt, so wird es

⁷⁾ Wir müssen auch das an dem früher citierten Buche Helbig's aussetzen, dass die Einleitung zum Nachtheile wichtiger dramatischer Punkte, diese Streitfrage des breiten bespricht; nicht als ob historische Nachweise zurückzuweisen wären, soweit sie zum Verständnisse des Textes unumgänglich nothwendig sind — aber es darf auch nicht den Anschein haben, als solle an Schiller's Wallenstein zugleich Geschichte gelehrt werden.

leicht sein, in fasslicher und zugleich anregender Weise an den allen zugänglichen Beispielen das Wesen des Epos nachzuweisen; für das Verständniß des Kunstepos dient Virgil, der den Schülern gleichfalls bekannt geworden ist, und nun auch seine rechte Stelle und sein Verdienst als nationaler Dichter ungeschmälert erhalten kann; für Lyrik und Drama endlich liegen gleichfalls antike wie moderne Muster den Schülern in genügender Anzahl vor Augen, durch welche das Wesen der Gattung erkannt werden mag. So ist zugleich der eigentliche Vortrag einer Poetik, der dem Gymnasium nur von Übel sein könnte, vermieden, ohne dass die Schüler über die Merkmale und Eigenthümlichkeiten der besonderen Erscheinung im Unklaren gelassen sind; und ein geschichtlicher Überblick über die epochemachenden Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten kann nicht leicht den Dünkel eines umfassenden Wissens erzeugen und meidet auch die Klippe, einen Dichter zu Gunsten des anderen herabzusetzen. Im Gegentheile hat die Betrachtung des mühevollen Emporringens unseres Volkes aus schweren Lehrjahren, der Anblick der unverdrossenen Arbeit, mit der es immer von neuem die höchsten Ziele erstrebte, erziehende Kraft und sittlichen Einfluss auf die Herzen der Jugend. So wird zwar das Bewusstsein geweckt, aber der kritische Verstand von Objecten ferne gehalten, die er nur unbarmherzig zerfleischen, nicht aber zu würdigen vermöchte. Die vollendete Bildung, zu der die Universität das ihrige zu leisten hat, wird den Mann mit den nöthigen Mitteln ausgestattet haben, dass er sich nicht durch die scharfe Schneide der Kritik selbst verletze.

Soviel haben wir über die aufgeworfenen Fragen zu sagen; unsere Erfahrungen und Versuche sind rückhaltslos dargelegt, und es wird uns freuen von andern Bestätigung oder Widerlegung unserer Ansichten zu vernehmen; denn auch der Tadel, wofern er nur begründet, muss jedem willkommen sein, dem es um seine Sache ernst ist. Wie wir ohne Scheu Widerspruch gegen erfahrene Männer erhoben haben, so brauchen wir kaum zu versichern, dass wir jede Belehrung dankbar entgegennehmen werden. Möge nur dem behandelten Gegenstande erneute Theilnahme durch unsere Worte zugewendet werden.

W i e n.

Dr. K. Reichel.

Terminologische Reliefkarten.

Da in nächster Zukunft die Herstellung kleiner Reliefkarten von J. Pauliny, Official der Zeichnungsabtheilung des k. k. milit. geogr. Institutes in Wien, von seite des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht kundgemacht werden wird, und die Lehranstalten, an welchen Geographie einen Unterrichtsgegenstand bildet, werden aufgefordert werden, an der Subscription auf diese Unterrichtsmittel sich zu betheiligen, so dürfte es an der zeit sein, vorläufig über dieses Unternehmen einige Andeutungen zu geben, damit über den Zweck der Verwendung und über die Art der Ausführung schon vorläufig klare Begriffe sich bilden können. Diese plastischen oder Reliefkarten werden von zwei Karten (in gleichem Maßstabe mit dem Relief) begleitet sein, wovon die eine die vollständige Karte mit der Schrift und dem Gerippe (Orte, Straßen etc.), die andere nur das Naturbild, nämlich das Terrain und die Gewässer enthalten wird. Eine kurze Beschreibung der Berg- und Thalbildung, welche jene terminologischen Ausdrücke erläutert, zu welchem das Terrain des Reliefs Beispiele bietet, und eine Ankündigung mit der Erklärung des Zweckes werden ebenfalls Beilagen bilden. Der Hauptzweck ist ein dreifacher.

Erstens soll den orographischen Definitionen der Lehrbücher durch die plastischen Beispiele die leichtest verständliche Erklärung zu theil werden, was besonders an jenen Lehranstalten von großem Vortheile sein wird, in deren Umgebung in der Natur auf gar keine Beispiele überhaupt, oder doch auf keine passenden Beispiele hingewiesen werden kann. Man denke sich Orte, wie Szegedin, Ketskemet, Debreczin u. a., wo das Auge rings herum nichts erblickt als die endlos scheinende Ebene, dazu Schüler, die noch keine Gelegenheit gehabt haben, meilenweite Reisen zu machen, um Unebenheiten des Bodens durch Anschauung kennen zu lernen, und den Lehrer in der lage, bei solchen Schülern richtige Vorstellungen über Berg- und Thalbildung durch die Worte der trockenen Definitionen hervorbringen zu sollen, ganz abgesehen davon, dass vielleicht der Lehrer selbst nie in der lage war, das Hochgebirge oder umgekehrt ein Flachland durch selbstsehen kennen zu lernen! Wie wunderlich mögen oft die Bilder aussehen, die sich bei dem zusammentreffen ungünstiger Umstände aus den nackten Worten einer Definition ohne alles bildliche Substrat bei dem Schüler entwickeln und vielleicht nie ihre Berichtigung erhalten! Plastische Beispiele, welche die Begriffe so zu sagen verkörpert vorführen und durch den Totaleindruck nicht bloß das einzelne, sondern auch seinen Zusammenhang mit dem ganzen überblicken lassen, können sich im angezeigten Falle nur nützlich bewähren

und es ist zu hoffen, dass sie von den Lehranstalten mit Befriedigung werden aufgenommen werden.

Zweitens haben die Reliefs die Bestimmung über den Hauptcharakter der zusammengesetzten Terrainformen, z. B. des Hochgebirges, des Mittelgebirges, des Berg-, Hügel- und Flachlandes klare Vorstellungen zu erwecken, insofern die Zusammensetzung der einzelnen Elemente einen verschiedenen Typus zeigt, je nach der absoluten Höhe und je nach den Gesteinsarten, aus welchen die Berge bestehen. Um den letzteren Unterschied, mit anderen Worten den Zusammenhang zwischen Gestein und äußerer Gestalt deutlich zu machen, ist beabsichtigt, den Lehranstalten auf verlangen auch geologisch colorierte Exemplare der Reliefs zu liefern.

Als Beispiele des Hauptcharakters des Hoch- und Alpengebirges sind vorläufig gewählt: 1. die Umgebung der Ortelspitze mit dem Passe des Stilsjerjoches, als Beispiel eines Glätscherstockes; 2. die Umgebung der Lomnitzer Spitze, als Beispiel eines Hochgebirges mit scharf ausgeprägter Rückenbildung und dem Übergange in's Flachland; 3. die Umgebung der Schneekoppe, als Beispiel der Kuppenform; 4. die Umgebung von Adelsberg, als Beispiel der Karstbildung, der Becken mit den verschwindenden Flüssen u. s. w. Diese Reliefs sammt den zugehörigen Karten sind vollendet. Zur fortsetzung werden merkwürdige Passe, das Mittelgebirge, selbst die Ebene mit ihren eigenthümlichen Formen und Bänken, Sandhügeln etc. zu Gegenständen der Reliefs dienen, so dass alle Formen ihren plastischen Commentator haben von der schwachsten Undulation des Bodens bis zum Auftragen in riesigen Gipfeln.

Drittens vermitteln die Reliefs durch den Vergleich mit den Karten das Verständnis der üblichen Terrainzeichnung. So lange die Flachkarten wegen der Bequemlichkeit ihrer Transportabilität gegenüber den, freilich noch vollkommeneren plastischen Karten, ihren Bestand behaupten werden, muss es irgend eine Zeichnungsart geben, mittels welcher die Unebenheiten des Bodens wohlverständlich ausgedrückt werden, und zwar desto vollkommener, je größer der gewählte Maßstab einer Karte ist. Die jetzt übliche Zeichnungsart ist die von dem kgl. sachsischen Major Lehmann erfundene und seit Anfang dieses Jahrhunderts in allgemeine Aufnahme gekommene Manier der Schraffen, deren Strichdicke und enges aneinanderliegen in dem Maße zunimmt, als der Winkel der Neigung des Bodens wächst. Der Hauptgrundsatz derselben lautet: Je steiler, desto dunkler. Sie geht jedoch bei Karten in kleinem Maße, wo die Naturformen gänzlich verschwinden, und nur mehr eine allgemeine Charakteristik des absolut hohen und niedrigen an die Stelle tritt, in den Grundsatz über: Je höher, desto dunkler. In Karten kleinen Maßes, z. B. Erdtheilkarten,

Staatenkarten, auf einem Blatte, gilt nur der letzte Grundsatz, in Karten von kleinen Ländern, die aus vielen Blättern bestehen, in Karten einzelner Gegenden u. s. w. gilt der erste Grundsatz. Ein Vergleich des Reliefs mit der Karte wird dahin führen, das genannte Gesetz deutlich zu erkennen, und soll den Weg ebnen, um aus der Zeichnung die Form richtig sich vorstellen zu können. Ohne die Fähigkeit, aus der Terrainzeichnung die Plastik im Kopfe hinzuzudenken, ist ein erspriefslicher Gebrauch topographischer Karten kaum denkbar, mit dieser Fähigkeit gewähren sie die Vortheile eines Reliefs. Es sollte wenigstens dahin kommen, dass nach irgend einer auf der Karte gezogenen Linie der Umriss der Erhebung nach fallen und steigen entwickelt werden kann, ohne wesentlich von der Wahrheit abzuweichen. Zwischen den Karten und Reliefs sind die Seiten der Karte und das Profil der Reliefkarten geeignete Vergleichsobjecte.

Bei den Reliefs und Karten wurde der Mafsstab von 1 Zoll zu 1000 Wiener Klafter ($\frac{1}{72000}$) gewählt, vorzüglich aus dem Grunde, weil sich nur in diesem Mafse zwei Rücksichten vereinigen liessen, die eine auf Wohlfeilheit des Lehrmittels durch Beschränkung auf eine mässige Gröfse, die andere auf die Erhaltung eines hinreichenden Raumes, um die Erkenntnis des Hauptcharakters eines Gebirges durch die Übersicht eines gröfseren Stückes zu unterstützen. Es wäre entschieden von Vortheil gewesen, wenn statt $\frac{1}{72000}$ lieber der Mafsstab von $\frac{1}{50000}$ oder noch ein gröfserer hätte gewählt, und überdiess der Flächenraum so weit hätte ausgedehnt werden können, dass ein ganzer Gebirgsstock, oder der gröfste Theil desselben innerhalb des Rahmens platz gefunden hätte. Allein damit wäre eine etwa 16malige Vergröfserung des Flächenraumes und ein höherer als sechzehnfacher Preis des Reliefs die folge gewesen, was statt einer weiten Verbreitung sicher zur beschränktesten Betheiligung geführt hätte. Es wurde daher als Mittelstrafse ein Mafsstab gewählt, der das Naturbeispiel in seinen Hauptzügen noch beizubehalten erlaubt, und zugleich so viel davon sehen lässt, um den Charakter der Hauptformstufen im Grofsen wahrzunehmen. Man erwarte daher kein vollkommenes Naturbild bis zum letzten Detail hinab; dieses würde nur im Mafse $\frac{1}{5000}$ vollkommen festgehalten werden können. Es gibt vollkommene Portraite, die jeden Gesichtszug erkennen lassen, und es gibt Zeichnungen mit wenigen Strichen, die ebenfalls die Person hinreichend kennzeichnen, um ein sicheres erkennen derselben zu bewirken. In dem letztern Verhältnisse stehen die besprochenen Reliefs zur Natur. Die Grundformen derselben sind entstanden, indem Hr. Pauliny aus den Orginal-Aufnahms-Mappen des k. k. Gen. Quart. M. Stabes genaue Reductionen machte, in diese die vorhandenen Höhenmessungen eintrug, aus denselben die Iso-

hypsens entwickelte, und dieselben auf Stein zeichnete. Von diesen Gravierungen wurden so viele Abdrücke gemacht, als Schichten vorhanden waren, diese Abdrücke auf Kartenpapier von der gehörigen Dicke ($\frac{6}{10}$ Linien = 50° Höhe) aufgeklebt, die Schichten ausgeschnitten und gehörig übereinander geleimt, dann das so entstandene Schichtenrelief in Gyps abgegossen. Dieses noch alle Stufen zeigende Gyps-Relief wurde mit feinen Messern zum wirklichen Relief vollständig ausgearbeitet, bei beständigem Vergleiche mit den Originalkarten, um keine zwischen den Schichten vorkommende und unausdrückbare Nuancirung des Terrains zu vernachlässigen. War das Relief fertig und approbiert, so kam es zum Metallgusse, und es wurden zwei Stanz en hergestellt, eine Relief- und eine Hohlform. Durch das zusammenpressen beider entstand aus der zwischengelegten Masse (Papier mit Paste) das Convex-Concav-Relief, das nur mehr zu trocknen und auf den Holzrahmen gespannt zu werden brauchte, um durch Colorierung die endliche Vollendung zu erlangen.

Diese Art der Herstellung wurde gewählt, um die Zerbrechlichkeit zu vermeiden, die mit Gypsreliefs selbst bei sorgfältiger Verpackung unter ungünstigen Umständen und bei weiter Versendung immerhin bedenklich bleibt, und, der Leichtigkeit der Handhabung wegen, nicht zu gedenken der schnelleren Erzeugung und der größeren Wohlfeilheit. Sie hat allerdings ihre Nachtheile, insofern die unvollkommen verdrängte Luft verhindert, daß die Masse alle scharfen Kanten und Spitzen vollständig ausfüllt, und auch beim zu schnellen trocknen der im heißen Zustande gepressten Formen die Umrisse durch das zusammenziehen leicht sich ein wenig werfen können, allein gegen eine gleich dauerhafte Ausführung in Zinkguß oder in Kupfer auf galvanoplastischem Wege sprechen die namhaft viel höheren Kosten.

Bezüglich des Gebrauches der Reliefs ist wol klar, dass ungeachtet der unabweisbaren kleinen Unvollkommenheiten, die theils in dem kleinen Maßstabe, theils darin liegen, dass den Verfertiger bei seiner mühevollen Arbeit Autopsie nicht gehörig unterstützen konnte, auch gewisse Objecte z. B. Felswände in den zu grunde liegenden Originalaufnahms-Mappen im ganzen nur ein allgemeines Zeichen des Ausdruckes haben, dennoch die Verwendung derselben zur Erfüllung der drei vorangestellten Zwecke keine Beeinträchtigung erleidet. Gilt es z. B. nur den Begriff von Blatt, Stengel, Blüte u. s. w. überhaupt, so ist es gleichgiltig, ob die als Beispiel dienenden Objecte diese oder jene Nebeneigenschaften an sich tragen, wenn ihre Abbildungen nur der Definition vollkommen entsprechen. Gibt es den Hauptcharakter einer Pflanze, so wird ebenfalls wenig daran liegen, ob in der verkleinerten Zeichnung die Behaarung der Blätter, die Zahl der Rippen und andere feinere Eigenschaften mit jener Wahrheit und Treue widergegeben sind, wie sie der Natur-

selbstdruck in gleicher Gröfse mit dem Originale erkennen lässt. Man wird auch ohne diese Details die Pflanzenbilder sehr gut unterscheiden und jedes zu benennen vermögen. Endlich wird man aus der Zeichnung sich die Plastik der Pflanzen ganz gut vorstellen können, ungeachtet die Zeichnung flach ist, und Blätter und Zweige in allen Distanzen hintereinander vorkommen. Die Anwendung dieser Gleichnisse auf die Reliefs und ihren unbehinderten Gebrauch zu den angegebenen Zwecken wird sich jedermann leicht selbst machen; nur bezüglich des letzten Punktes wäre noch zu erinnern, dass durch die Reliefs eine ideale, conventionelle Zeichnungsmethode erklärt wird, wobei das Verständnis ohne solche Mittel viel schwieriger sich zu bilden vermag, als bei Abbildungen von Naturgegenständen, für welche mehrfältige Analogien vorhanden sind. Ein zweckmäßiger Gebrauch wird den Nutzen der oftberührten mit namhaften Kosten ins Leben gerufenen Reliefs deutlich herausstellen, es übrigigt daher nur den Wunsch auszusprechen, dass dieser zweckmäßige Gebrauch allseitig gemacht werde, und dass Eifer, Einsicht und Zeit sich vereinen mögen, um jene Uebungen zu ermöglichen, ohne welche die Reliefs ein halbtodter Schatz bleiben und jenen Nutzen nicht gewähren würden, den mit ihnen zu schaffen in bester Absicht und Ueberzeugung erstrebt wurde.

Wien.

A. *Steinhauser*.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Homeri Odysseae Epitome, edidit Franziscus Pauly. Pars prior, lib. I—XII. Prag, Tempsky, 1859. — 1 fl.

1. Damit eine Epitome des Homer ihren Zweck vollkommen erfülle, sind nach unserer Ansicht folgende Punkte zu beobachten:

1. Alle notorischen Interpolationen sind zu entfernen.
2. Verse, die sich öfters wiederholen, sind, wo es ohne Störung geschehen kann, wegzulassen.
3. Partien, die weniger Interesse bieten oder von geringerem poetischem Werthe sind, können wegfallen, wo es ohne Unterbrechung des Zusammenhanges geschehen kann.
4. Es darf nichts weggelassen werden, wodurch der Gang der Erzählung unterbrochen wird.
5. Es ist unter allen Umständen zu vermeiden, durch irgend eine unhomerische, wenn auch sonst grammatisch richtige Wendung oder Wortform den unterbrochenen Zusammenhang herzustellen.

Wir glauben damit in kurzem die Grundzüge angedeutet zu haben, die bei einem solchen Unternehmen zu befolgen sind, wenn anders eine Epitome nicht ein Conglomerat von aneinander gereihten Bruchstücken sein soll, sondern ein Auszug des schönsten und originellsten mit strenger Beobachtung des inneren Zusammenhanges: diess unterlassen hiesse einen Schriftsteller verstümmeln. Andererseits halten wir aber auch das für keine Epitome. wenn aus einem Schriftsteller bloß die eine oder die andere anstofs erregende Stelle weggelassen wird: eine solche *editio expurgata* schadet weit mehr als sie nützt; denn sie macht erst recht auf die etwaigen Anstößigkeiten aufmerksam und befördert somit das, was man verhüten wollte. Wir wissen aus eigener Erfahrung, dass viele und namentlich die besseren Schüler neben unseren in den Schulen gebräuchlichen Textausgaben noch eine commentierte (gewöhnlich eine Weidmann'sche oder Teubner'sche) Ausgabe zum behufe der Vorbereitung besitzen, eine Sache, die der Lehrer nicht verbieten, sondern nur wünschen kann, denn dadurch wird ein rascheres Vorgehen ermöglicht und der Gebrauch gedruckter oder geschriebener Übersetzungen be-

schränkt. Nun findet der Schüler in der Schulausgabe *Θόωσα δέ μιν τέκε νύμφη, ἐν σπέσσι γλαφυροῖσι Ποσειδάωνι ἄνακτι* (α 73) und in der commentierten *Ποσειδάωνι μιγεῖσσα*, oder *ἡ δέ σ' ὑποδδείσασα κελήσεται ἥπιον εἶναί* (κ 290) und in der anderen *κελήσεται εὐνηθῆναι*. Die unvermeidlichen Folgen, die ein solches Verfahren haben muss, auch wenn die geänderten Worte nicht noch besonders durch den Druck hervorgehoben wären, brauchen wir nicht weiter auszuführen. Dass es in anderer Weise allerdings möglich ist, Stellen, von denen man Anstoss besorgt, zu entfernen, ohne durch die Beseitigung selbst die besorgte Gefahr zu steigern, wird sich im folgenden zeigen.

Eine Epitome soll es ermöglichen, den Schüler mit dem besten und interessantesten aus einem Schriftsteller bekannt zu machen, und diess ist besonders dann rathsam, wenn der Lectüre desselben eine verhältnismässig geringe Zeit gewidmet werden kann. Man wende hier nicht ein, dass es dem Lehrer immer noch freistehe, die Auswahl nach seinem besten Ermessen zu treffen. Diess wird er allerdings in diesem Falle thun, aber wofür, fragen wir, ist dann eine Epitome nöthig? Dem Lehrer wird es viel erwünschter sein, wenn die vorliegende Ausgabe das beste im Zusammenhange bietet, als wenn er sich genöthigt sieht, wiederum einzelne Partien auszuscheiden und selbst sich der Arbeit unterziehen muss, der ihn der Epitomator hätte überheben sollen.

Wir sind überzeugt, dass die oben aufgestellten Grundsätze vollkommene Billigung finden werden. Die Interpolationen sind zu entfernen, da sie dem Schüler meist irrige Ansichten von der Anschauung des Dichters beibringen, oder nur Wiederholungen sind; was aber nicht Homerisch ist, soll dem Schüler auch nicht als solches geboten werden. Die gröfseren Wiederholungen müssen entfernt werden, da es darauf ankommt dem Schüler so viel wie möglich neues zu bieten, welches ihn immer von neuem fesselt, denn darin liegt gerade der Reiz der epischen Dichtung. Minder interessante Stellen können entfernt werden, wenn der Zusammenhang dabei gewahrt wird, da es des guten genug gibt, ja mehr, als man mit den Schülern des Gymnasiums in der Schule lesen kann. Auch das anstössige soll entfernt werden, aber es darf nicht in auffallender Weise geschehen. Wenn überhaupt vieles ausgestossen wird, so fallen auch solche Auslassungen weniger oder gar nicht auf.

Dazu kommt schliesslich noch die schwierigste Aufgabe, die Constituierung eines guten, den Anforderungen der Wissenschaft genüge leistenden Textes. Dass diess für Homer und speciel für die Odyssee keine leichte Sache ist, bedarf kaum der Erwähnung. Wie viele Zeit erfordert es allein schon, sich mit den bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete der Homerliteratur einigermafsen vertraut zu machen. Es sind aber zu einem solchen Unternehmen auch selbständige Studien erforderlich, die nur auf grund des schon geleisteten gemacht werden

können. Wo diese Bedingungen fehlen, da wäre eine Homerausgabe Vermessenheit, oder es bliebe höchstens übrig, sich an den Text einer anerkannt gediegenen Ausgabe anzuschließen.

Von den erwähnten fünf Bedingungen erfüllt die Ausgabe des Hrn. Pauly nur die vierte, es ist nämlich fast alles darin beibehalten, so dass im ganzen etwa 250 Verse weggefallen sind. Anerkannte Interpolationen finden sich in den zwölf ersten Büchern der Odyssee genug. Wir zählen darin ungefähr 370 interpolierte Verse und etwa 150, von denen es zwar noch nicht mit Gewissheit dargethan ist, dass sie interpoliert sind, die aber offenbar Spuren der Unechtheit an sich tragen. Manchmal verathen sich dieselben schon äußerlich durch die Art und Weise der Anknüpfung, mitunter sind sie aber so geschickt eingeflochten, dass es einige Schwierigkeit macht, sie herauszunehmen, oder ihren Umfang genau zu bestimmen, besonders wo die Interpolation in der Mitte eines Verses beginnt und endet. Auch zeigen Beispiele, dass sie nicht von schlechten Dichtern herrühren; das Kennzeichen aber tragen alle an sich, dass sie ohne Einfluss auf den Gang der Handlung sind. Abgesehen davon, dass sich dem Homer fremde Ansichten in ihnen finden, haben sie auch einen von dem der echten Stellen sehr abweichenden Sprachgebrauch, was sich jedoch auf den ersten Anblick selbst dem geübteren Auge verbergen kann. Hr. P. hat in seiner etwas lakonischen Vorrede einfach erklärt, er habe das, was ihm eingeschoben scheine, nicht weggelassen, sondern in Klammern eingeschlossen beibehalten. Da nun dadurch zugleich ein Urtheil über Echtheit und Unechtheit der einzelnen Stellen gegeben ist, so wird Hr. P. es uns nicht verargen, dass auch dieses in den Bereich der Besprechung gezogen ist. Die wenigsten Interpolationen finden sich in α , β , γ , ε , ζ , η , ι , μ , die meisten in ϑ und λ , namentlich war in letzterem die meiste Gelegenheit zur Interpolation geboten. Wir können im allgemeinen auf Nitzsch Anm. zur Odyssee Bd. 2. „Plan und Gang der Odyssee“ verweisen, worin sich sehr viel schätzbares, namentlich für eine solche Arbeit findet, außerdem auf dessen Sagenpoesie der Griechen. Zu den größeren Interpolationen gehören ϑ 111—119 (Nitzsch Anm. 2. XLVII); es sind daselbst die Namen der jungen Phaeaken aufgezählt, welche die Wettkämpfe veranstalten, denen nachher Alkinoos (246 ff.) merkwürdigerweise jede Übung darin abspricht. Die ganze Interpolation gleicht der ähnlichen Σ 39—49, wo die Nereiden aufgezählt werden. Ferner ϑ 266—369 (Nitzsch XLVIII. Sagenp. S. 130): diese hat Hr. P. nicht deshalb weggelassen, weil sie interpoliert sind, denn er hätte sonst nicht 267—69 beibehalten. Unecht sind ϑ 564—571, vgl. Buttman zu Schol. ν 172, aus welcher Stelle diese Verse sich hierher eingeschlichen haben (Nitzsch Sagenp. S. 155). Außerdem konnten ausfallen ϑ 22—23, 81—82, 258—60; indes gibt es in diesem Buche noch viel verdächtiges, worüber einfügtes bei Nitzsch Anm. Bd. 2. Entschieden unecht sind ζ 42—47, den Beweis wollen wir hier nicht führen, aber nicht lange schuldig

bleiben. § 275--88 werden von den alten Kritikern verworfen, weniger aus sprachlichen Gründen, als weil man sie im Munde der Nausikaa unschicklich fand. Es war Aristarch, der auch 244—45 verwarf und ebenso η 311—316 (Nitzsch Anm. 2. XLVI). Diese Verse können ohne Störung wegfallen, dazu noch η 251—58. Aus λ müssen als unecht ausgeschieden werden 38—43, 52—54, 69—71 (bis jetzt noch nicht angefochten), 157—59, 161—62 (vielleicht 157—162), 301 (vielleicht auch 302—4), 315, 316, 321—25 (Nitzsch Anm.), 330—384, die, wenn sie auch nicht unecht sind, obwol sie viel auffallendes haben, doch den Gang der Erzählung störend unterbrechen und in einer Epitome füglich wegbleiben können. 399—403 (von Aristophanes verworfen) können wegbleiben. 434—43. 454—56 werden zum theile schon von den Alten verworfen, während Hr. P. mit Bäumlein 444—53 für unecht hält, dessen Gründe jedoch wenig überzeugend, sondern rein subjectiver Natur sind. 565—627 sind ebenfalls unecht. Die Beweise dafür bei Nitzsch ließen sich aus dem Sprachgebrauche leicht vermehren. Schon Aristarch erkannte für unecht 568—627, vgl. Schol. λ 568, 570, 577, 593, 601, 602, 616, ὁ μ ὦ σ (565) nur hier für ἐμπης (Lehrs Arist. 159), πρὸς ἐφ η hat nur hier diese Stellung, κατὰ τὸ νηῶν nur hier substantivisch gebraucht. Hr. P. hält auch 602 (576) gegen Schol. zu λ 601, 602 und gegen Schol. A. zu Δ 2, Σ 117 für echt. Zugestanden, dass die Bestrafung der Missethäter in der Unterwelt und das gespenstische Fortleben des Minos, Orion und Herakles von Interesse sind und diese Verse mit zu den bekanntesten der Odyssee gehören, so sind sie demungeachtet zu entfernen, weil sie fremdartige der sonstigen Homerischen Anschauungsweise widersprechende Ansichten enthalten. In μ sind 374—90, 445—46 zu entfernen, ebenso dürften 53, 54, 124—26, 86—88, 250, 332 wegfallen. α 97, 98 hält Hr. P. gegen Schol. zu dieser Stelle und zu Ω 341 für echt. α 260—65 sind vielleicht unecht, wenn aber auch nicht, so können sie jedenfalls wegfallen. β 205—7 sind verdächtig, δ 15, 16 sind mit 17—19 zu verwerfen, 61—63, 247—48 (Nitzsch Sagenp. S. 141), 276. ε 39, 40, 47—49, 106—111, 121—28 sind sämmtlich verdächtig; Hr. P. hat aber nur ε 119—128 weggelassen, weil diese anstofs erregen könnten. In dieser Weise liefse sich noch manches an der vorliegenden Ausgabe ausstellen, doch wir haben uns schon viel zu lange bei den Interpolationen aufgehalten.

Die Wiederholungen hat Hr. P. nicht vermieden; zum be-
weise wollen wir die hauptsächlichsten hier anführen.

α 86 f. = ε 80 f. α 96—102 = ε 44—46. ο 551. E 746—47.
B 167. Δ 74. X 187. α 136—42 = δ 52 ff. η 172 ff. κ 368 ff. ο 135 ff.
ρ 91 ff. α 145—46 = κ 233. ο 134. ω 385. γ 338. φ 270. α 148—
150 = γ 340. φ 271. A 470. I 175. δ 67 f. ε 200. θ 484. ο 142, 501.
ξ 453 f. ρ 98. I 91 f. 221 f. α 169—74 = ξ 187 ff. π 57 ff. κ 325.
ο 264. ω 297 f. α 238—41 = ξ 368 ff. ω 32 f. α 245—51 =

π 122 ff. τ 130 ff. α 265—67 = δ 345 f. ρ 136 f. π 129. ρ 514.
 α 277 f. = β 196 f. α 281—83 = β 215 ff. α 287—92
 = β 218 ff. α 301 f. = γ 199 f. α 331—335 = σ 207 ff. φ 63 ff.
 \circ 100. π 414. θ 458. α 356—59 = φ 350 f. Z 490 ff. λ 352 f.
 α 360—66 = φ 354 ff. τ 602 ff. ψ 364. δ 751. π 450 f. δ 768.
 ρ 360. σ 399, 213. α 370 f. = ι 3 f. α 374—82 = β 139 ff.
 σ 410 f. ν 268 f. α 421—24 = σ 304 ff. γ 396. η 229. ν 17. A 606.
 Ψ 58. β 1—13 = δ 306 ff. ν 125 f. ν 225. B 44, 50—52. θ 24. ω 421.
 A 57. ρ 62 ff. ν 145. β 30—32 = 42 ff. β 55—59 = ρ 534 ff.
 β 91—110 = ν 380 f. ω 128 ff. τ 139 ff. β 228—34 = 160 f. ε 8 ff.
 β 374 ff. = δ 747 ff. β 422—29 = \circ 287 ff. A 481 ff. γ
 19 f. = 327 f. γ 29 f. = ξ 37 f. ε 193. γ 65—67 = ν 279 f.
 Ω 802. γ 71—74 = ι 252 ff. (Hym. 2, 274 ff.) γ 92—101 =
 δ 322 ff. γ 130 f. = ν 316 f. γ 212—15 = π 93 ff. γ 314—
 316 = \circ 11 ff. γ 338—40, 342 = φ 270 ff. η 183 f. γ 395. γ 382—
 384 = K 292 ff. γ 399, 402 f. = η 345 ff. δ 304. γ 457—62 =
 μ 360 ff. A 461 ff. γ 466—68 = κ 364 f. ψ 153, 163. γ 487—94
 = 497. \circ 185 ff. γ 484. ξ 82. Θ 45. X 400. E 366. δ 48—50 = ρ 87 ff.
 K 576. κ 451. δ 240, 242 f. = λ 328. B 488 δ 271, 330. δ 297—
 300 = η 336 ff. δ 333—350 = ρ 124 ff. η 311. ω 376. H 132. α 265 f.
 δ 379—83 = 468—70, 424, 390, 398 f. κ 540. δ 425—31 =
 570 ff. ι 169 f. β 407. θ 50. λ 1. μ 391. ν 70. δ 613—19 = \circ 113 ff.
 δ 625—27 = ρ 167 ff. δ 661 f. = A 103 f. δ 701—706 =
 ε 19 f. ψ 205. P 695 f. δ 724—26 = 814 ff. δ 759 f. = ρ 48 f.
 58. δ 780—85 = θ 51 ff. ε 1 f. = A 1 f. ε 15 f. = 141 f.
 ε 43—49 = Ω 339 ff. ε 88—91 = Σ 425 ff. Ξ 195 f. ε 131
 —38 = η 249 ff. 256 f. ε 110 f. 103 f. ε 157 f. = 83 f. ε 178 f. =
 κ 343 f. 300. ε 184—87 = O 36 ff. ε 179. ε 463—465 = 355, 407,
 298 f. ν 354. ε 478—80 = ρ 440 ff. ξ 119—121 = ν 200 ff. ξ
 207—10 = ξ 57 f. ξ 246. ε 443. μ 336. ξ 230—35 = ψ 157 ff. θ 20,
 19. ξ 313—15 = η 75 ff. ι 533. κ 474. η 115 f. = λ 589 f. η
 253—55 = μ 447 f. ξ 314. η 246. θ 93—97 = 532 ff. 586 f. 26. ν 36,
 156. θ 275 = N 37. θ 434—37 = Σ 344, 346 ff. θ 565—70
 = ν 173 ff. ι 54—56, 58 = Σ 533 f. Θ 66. A 84. Π 779. ι 74—
 79 = κ 134. ε 390. μ 402. λ 10. μ 152. ξ 256. ι 103—5 = 179 f. 62.
 \circ 221. ι 168—70 = 558 ff. 152. κ 185 ff. δ 430 f. ι 177—80 =
 \circ 547 ff. κ 562 ff. ι 562 f. 103 f. ι 556—66 = κ 183 ff. ι 161 f. 168 f.
 178 ff. 62 f. κ 77, 133 f. λ 637. μ 8, 28 f. κ 252—58 = 210 f. 226, 228
 ff. 312. κ 403 f. = 423 f. κ 515—37 = λ 25 ff. κ 540 f. =
 μ 206 f. κ 458—60 = λ 63 ff. λ 6—10 = μ 148 ff. λ 109—115
 = μ 323, 137 ff. ι 534 f. λ 122—37 = ψ 269 ff. λ 165—67 =
 κ 492, 565. λ 481 f. λ 395—403 = 55 f. I 96. λ 171, 406 ff. ω 109 ff.
 λ 467—70 = ω 15 ff. μ 137—52 nur Wiederholungen. μ 162
 —64 = 51, 63 f. μ 268 f. = 273 f. μ 403—6 = ξ 300 ff. μ
 415—19 = ξ 305 ff.

Diess sind die bedeutenderen Wiederholungen, deren Aufzählung vielleicht manchem willkommen sein wird. Was davon entfallen kann, wird eine eingehendere Betrachtung ergeben; wir werden versuchen an den zwölf letzten Büchern zu zeigen, auf welche Weise sich solche Wiederholungen vermeiden lassen. Ausserdem gibt es noch manches, was ohne Störung, ja sogar zum Nutzen der Lectüre wegbleiben könnte.

Es bleibt uns jetzt noch die eingehendere Besprechung der vorliegenden Ausgabe übrig, zunächst dessen, was Hr. P. weggelassen hat, und die Art und Weise, wie diese Ausscheidungen geschehen sind. Hr. P. hatte offenbar das bestreben, so wenig wie möglich auszulassen, und zwar nur solche Stellen, in denen anstößiges vorkommt. Dabei ist er ungemein streng verfahren, denn es sind Stellen ausgeschieden, in denen der unbefangene Leser nichts dergleichen herausfinden kann; wirklich unmoralisches findet sich im ganzen Homer nicht. So ist z. B. *μυγῆναι* sorgfältig vermieden, selbst da, wo zunächst an fleischlichen Verkehr gar nicht gedacht werden kann; ebenso sämtliche Stellen, in denen Jungfrauen die Männer baden, salben und ankleiden. Wenn dergleichen ausgeschieden wird, so ist dabei gewiss der Tact zu beobachten, dass nicht ein einziger Vers oder gar nur ein Theil eines Verses ausfällt, sondern wo möglich einige Verse, wodurch das auffällige der Ausstossung vermieden wird. Dabei begegnet es Hr. P. nicht selten, dass er den unterbrochenen Zusammenhang durch Änderungen, die theils wirklich Homerische Wendungen, theils eigene Erfindung sind, herzustellen genöthigt ist. Unbegreiflich ist es aber, wie Hr. P. auf den unglückseligen Gedanken verfallen konnte, diese Änderungen durch Anwendung gesperrter Schrift recht augenfällig zu machen. Wir lassen es uns gefallen und finden es sogar ganz in der Ordnung, wenn in einer für den Philologen bestimmten Ausgabe wirkliche Textesänderungen auf diese Weise hervorgehoben werden, aber in einer Schulausgabe diess zu thun, ist ganz und gar unpädagogisch, und der Hr. Verf. kann, wenn er etwas darüber nachdenkt, uns unser zwar hartes, aber gewiss gerechtes Urtheil nicht verargen, wenn wir allein schon aus diesem Grunde seine Arbeit als eine für den Schulzweck — und dafür ist sie ja ausschliesslich bestimmt — vollkommen unbrauchbare bezeichnen.

In α fehlen 25 Verse; 73^r ist *ἄνακτι* für *μυγεῖσα* gesetzt; 207—24 sind wegen *αὐτοῖο* (207) und 215, 216 entfernt worden; diese Verse sind nicht im geringsten anstößig, ebensowenig wie 438—442, die auch ausgestossen wurden. Ausserdem fehlen noch 366 und 433. In β fehlt nichts, in γ 7 Verse: 403 *τῷ δ' ἄλοχος δέσποινα λέχος πόρσυνε καὶ εὐνήν* hat wie η 347 als *minus aptum iuvenili aetati* wegfallen müssen, obgleich dieser Vers mehr als mancher andere geeignet ist, einen Blick in die schöne Einfachheit der Sitten des griechischen Heroenalters zu gewähren, wo die fürstliche Gattin in zärtlicher Sorgfalt ihrem Gemahle das Lager eigenhändig bereitet. 464—69

erzählen, dass die schöne Polykaste dem Telemach das Bad zurecht machte, bei einem unverdorbenen Gemüthe kann diess keinen Anstofs erregen. In δ fehlen 4 Verse; 49 wegen τὸς δμῶα λούσαν; dafür musste 50 (49) geändert werden in ἀμφὶ δ' ἐπεὶ χλαῖνας οὐλας βάλον ἡδὲ χιτῶνας. Von einem Herausgeber des Homer dürfte man erwarten, dass seine Änderungen sprachlich richtig seien: ἀμφιβάλλω τι kann nur heißen 'ich ziehe einem anderen etwas an', die Person steht dabei im Accusativ, nur § 342 im Dativ. 'Sich etwas anziehen' kann nur heißen ἀμφιβάλλεσθαι τι (§ 178, ρ 197, σ 108, B 45, Γ 334, A 29, Π 135, K. 333, Hes. op. 543), ebenso ἐννυμαι, ἀμφιέννυμαι, περιέννυμαι, περιβάλλομαι, worüber nächstens mehr. Derselbe Fehler kehrt wieder κ 337. 252 (λόεον) fehlt, dafür ist der folgende geändert in ἀλλ' ὅτε δ' εἴματα ἔσσα; das δ' soll wol δέ, nicht δὴ sein. 305 fehlt, und merkwürdigerweise 387: τὸν δέ τ' ἐμόν φασιν πατέρ' ἔμμεναι ἡδὲ τεκέσθαι; es erinnert diess an die Auslassung von α 207—24. In ε fehlen 18 Verse; Ἡὼς ἐκ λεχέων (1) ist geändert in ἦμος δ' ἡριγένεια φάνη κτλ. 119—28 fehlen; 129 ist geändert ὥς καὶ νῦν ἀγάσθε ἐμοὶ βροτὸν ἄνδρα παρεῖναι, während doch ὥς (ita) erst dann seine richtige Bedeutung erhält, wenn vorher Beispiele angeführt werden, oder doch wenigstens der allgemeine Satz (119—20) stehen bleibt. 154 f. 226 f. fehlen; 264 (249) ist καὶ λούσασα geändert in σιγαλόεντα. 343—45 und 372 mussten ebenfalls weichen; es ist anständiger, wenn Odysseus die Kleider beim schwimmen anebält, als wenn er sie auszieht. 346 (328) ist τῇ δέ in τῇ ῥα geändert. Die Verszahl ist falsch angegeben, wie auch δ 255 und am Schluss von ζ. In ζ fehlen 15 Verse; 128 f. 135 f. 178 ist statt δὲ ῥάκος „εἴματα“ gesetzt, welches ein anständigeres Wort ist. 179 fehlt, ebenso 209. 210 (204) steht statt λούσατέ τ' „λούσεταί δ'“, welches nicht gesperrt gedruckt ist. 212 f. 217—22 fehlen; 223 (209) ist geändert in αὐτίκα αἱ δ' ἀπάνευθεν ἴσαν, εἶπον δ' ἄρα κόρυ. Was sagten sie der Jungfrau? natürlich die Worte, die Odysseus 218—22 zu den Mägden spricht, diese sind aber in der vorliegenden Ausgabe weggelassen. 228 (273) ist das sonst sorgfältig vermiedene μιγῆναι stehen geblieben. In η fehlen 14 Verse; 54—65 (wegen ἐμίγη 61), 66 (54) hätte geschrieben werden sollen Ἀρήτην, τήν τ' nicht Ἀρήτην τήν δ'. 146 fehlt; 247 (235) ist μίσγεται stehen geblieben. 296 ist statt καὶ λούσ' ἐν ποτάμῳ geschrieben ἡ δὲ νύκτ' ἀκὴρ ἄσιον (ι 205). 347 fehlt wie γ 403. In θ fehlt 266—366. 367—69 hätten ebenfalls ausgelassen werden müssen, da sie sonst keinen Sinn haben, auch wenn man ταῦτ' ἄρ' in τόφρα δ' ändert, zudem sind sie interpoliert. 454 f. (352 f.) sind geändert in αὐτὰρ ἐπειδὴ πάντα λοέσσατο καὶ λίπ' ἄλφειν, ἀμφὶ δέ οἱ χλαῖναν καλήν βαλετ' ἡδὲ χιτῶνα. Der erste Vers steht § 227, aber eine Unregelmässigkeit findet sich darin, dass nämlich ἀλείφω und χρίω nur dann gebraucht werden, wenn die Handlung an einer anderen Person vollzogen wird (α 262 steht das Medium, weil die Handlung

von dem Subjecte im eigenen Interesse vollzogen wird), wie δ 252. α 364, 450. τ 505. II 670. Σ 350. Ψ 186. Ω 587; salbt man sich selbst, so steht regelmässig das Medium ζ 96, 220. σ 194. Κ 577. Ξ 171, 175. Im folgenden Verse müsste das circumflectierte οἷ stehen, da es sich auf das Subject zurückbezieht. Nun steht aber der Dativ des rückbezüglichen Fürwortes nie bei den Mediis der Verba des anziehens, weil er schon in dem Medium enthalten und also überflüssig ist; es finden sich nur dabei die Dative ὤμοισιν, ὤμοιιν, χροῖ und ε 231. α 544. ἰξυῖ, und beim Activ nur der persönliche Accusativ ausser ζ 342. — In ι fehlt nichts, in α 37 Verse: 7—12. 296 (290) ist εὐνηθῆναι geändert in ἥπιον εἶναι; diess kann 337 recht gut stehen, aber hier ist es unpassend, da Hermes dem Odysseus ganz genau beschreibt, was geschehen wird. 297—301, 333—347 fehlen; 333 (322) ist geändert ἄορ θεῖς λῆγε χόλοιο, darauf folgt der Vers δόρπον δ' αἰδοίη ταμίη δότω ἔνδον ἐόντων 348 (324) ist geändert ὥς ἔφατ', ἀμφίπολοι δ' ἄρ' ἐνὶ μεγάροισι πένοντο, muss wenigstens heissen ἄρ' ἐνὶ; ausserdem ist der Gegensatz, in den das Imperfect πένοντο u dem Aorist ἔφατο gesetzt ist, unlogisch und unhomerisch. 361—65 fehlen, an deren Stelle ist folgender unmögliche Vers gesetzt worden λούσθην, ἀμφὶ δέ με χλαῖναν βάλον ἥδ' ἑχιῶνα; das ist weder Homerisch noch überhaupt griechisch. Über βάλον ist schon gesprochen, λούσθην soll wahrscheinlich Passivaorist sein, leider ist die Form falsch gebildet, auch gehört λούω nicht zu den Verben, deren Passivaorist mediale Bedeutung hat, wie φοβέω u. a. λούσθην kann nur 3. dual. impf. med. ohne Augment sein, vgl. Lobeck ad Phryn. S. 189, es bliebe somit nur λούμην übrig. Der Passivaorist, der λούσθην heissen müsste (Partic. Perf. λελουμένος E 6), ist nicht nachweisbar. 380 f. 449—51 fehlen; 480 (447) ist geändert Κίρκην δεῖνην θεὸν ἀνδ' ἡεσσαυ (ohne Anwendung gesperrter Schrift). Diese Epitheta nehmen sich hier sonderbar aus. 497—98 fehlen, dadurch wird 499 (464) ganz unpassend. — In λ fehlen 26 Verse; merkwürdigerweise ist 131 συν ἐπιβήτορα κάπρον stehen geblieben. 238—259 fehlen, 262 (239) ist καὶ δ' in ἥ δ' geändert, ebenso 307 (281), abgesehen von dem Accentfehler ist ein ῥα ganz unpassend, und man ist glücklicherweise schon längst davon abgekommen, dass die Partikeln Flickwörter seien, die nicht übersetzt werden. 261, 267 f. 306 fehlen. In μ ist alles stehen geblieben.

Druckfehler finden sich in grosser Zahl, besonders fehlende oder falsche Accente, ausgelassene Spiritus und namentlich unter η viele überflüssige Jota subscripta. Wir haben folgende zu bemerken: α 49. 155, 194, 256. — β 21, 72, 108, 123, 195, 224, 258, 262, 269, 335, 348, 357, 434. — γ 8, 98, 142, 171, 212, 222, 254, 357, 378, 384, 388. — δ 11, 99, 116, 168, 170, 191, 203, 215, 225, 260, 288, 290, 305, 317, 332, 358, 424, 427, 592, 640, 642, 655, 704, 733, 800, 821, 822. — ε 32, 71, 81, 251, 347, 385, 441. — ζ 4, 43, 83, 84, 103,

158, 222, 248. — η 54, 61, 79, 125, 156, 330. — θ 16, 34, 118, 126, 285, 350. — ι 8, 93, 228, 252, 258, 460, 461, 496. — κ 31, 50, 84, 234, 260, 445, 461, 502, 528. — λ 90, 91, 107, 193, 198, 239, 281, 288, 301, 307, 337, 561. — μ 83, 147, 150, 167, 220, 222, 248, 270, 281, 289, 301, 337, 368, 387, 393, 438, also 127 Druckfehler. Davon sind 38 im Druckfehlerverzeichnis verbessert, das heisst doch wahrlich nicht *sedulo curavimus ne textus inquinaretur*; auch sind wir nicht der Ansicht, dass die Schüler einen Vortheil daraus ziehen, selbst die Druckfehler zu finden und auszubessern. Darunter sind ganz bedeutende Druckfehler, wie δ 317, 821. ϵ 32. η 61. θ 126. κ 50. μ 150, 220. — Ungenauigkeiten und Fehler in der Interpunction finden sich in α 7, 63, 123, 131, 145, 155, 225, 319, 347. β 139, 302. γ 73, 74, 167, 218, 304. δ 84, 195. ϵ 118, 321. ζ 85, 154, 179. η 20, 286. θ 96, 183. ι 61, 352, 483. κ 531. λ 596. μ 86, 132. ζ 179 gehört hinter $\gamma\upsilon\nu\eta$ ein Komma, wie es Ameis hat, während hier die gewöhnliche Interpunction befolgt ist, wodurch das Verhältniss der folgenden Accusative zum vorhergehenden Satze aufgehoben ist, ja diese dürfen gar nicht mehr bei dieser Interpunction als epexegetische Accusative gefasst werden. μ 86 ist hinter $\nu\epsilon\omicron\gamma\iota\lambda\eta\varsigma$ mit Dindorf ein Komma gesetzt.

Auch Inconsequenzen in der Schreibweise finden sich nicht selten; so ist $\delta\acute{\alpha}\kappa\rho\nu\chi\acute{\epsilon}\omega\nu$ geschrieben, aber nicht $\kappa\acute{\alpha}\rho\eta\kappa\omicron\mu\acute{o}\omega\nu\tau\epsilon\varsigma$ oder $\epsilon\upsilon\rho\acute{\nu}\kappa\rho\acute{\epsilon}\iota\omega\nu$, so $\epsilon\upsilon\nu\alpha\iota\epsilon\tau\acute{\alpha}\omega\nu$, aber nicht $\acute{\epsilon}\nu\kappa\acute{\iota}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ (Buttm. Spr. II, S. 19) oder $\acute{\epsilon}\nu\varphi\rho\nu\acute{\epsilon}\omega\nu$, $\eta\acute{\epsilon}\lambda\iota\omicron\varsigma$ ist klein geschrieben auch als Personenbezeichnung, μ 353 groß. In dem gleichen Verse λ 171. 372 steht hier $\kappa\eta\rho$, dort $K\eta\rho$, ebenso γ 242. β 352. ϵ 368, auch Dindorf hat sich dieselbe Inconsequenz hier und öfters zu Schulden kommen lassen. Dasselbe ist mit $\eta\acute{\omega}\varsigma$ und $H\acute{\omega}\varsigma$. γ 8 steht $\pi\rho\omicron\upsilon\chi\omicron\nu\tau\omicron$, ζ 134 $\pi\rho\omicron\upsilon\chi\omicron\upsilon\sigma\alpha\varsigma$, κ 84 $\pi\rho\omicron\upsilon\chi\omicron\nu\sigma\iota\nu$, hingegen ι 143 $\pi\rho\omicron\upsilon\varphi\alpha\iota\nu\epsilon\acute{\tau}$, 145 $\pi\rho\omicron\upsilon\varphi\alpha\iota\nu\epsilon$, μ 394 $\pi\rho\omicron\upsilon\varphi\alpha\iota\nu\omicron\nu$. ι 279, 457. κ 184, 185. 186 steht $\tilde{\omicron}\pi\eta$ γ 106. α 329. θ 45, 472 $\tilde{\omicron}\pi\eta$. κ 275 $\pi\tilde{\eta}$. sonst überall $\pi\tilde{\eta}$, wie $\tilde{\eta}$, $\tilde{\alpha}\lambda\lambda\eta$, $\pi\acute{\alpha}\nu\tau\eta$, welche Dindorf immer ohne ι subscriptum schreibt. — $\tilde{\omega}\varsigma$ ist in der Verbindung mit $\kappa\alpha\iota$ oder $\omicron\upsilon\delta\acute{\epsilon}$ immer circumflectiert, so α 6. β 23. ϵ 206, 309, 380. θ 184. κ 285. λ 88, 104, aber δ 481 hat es den Acut und ι 258 keinen Accent. Der Herausgeber schliesst sich der Ansicht Gottfr. Hermann's und Lehrs und einiger alter Grammatiker an, die $\tilde{\omega}\varsigma$ betont wissen wollten, sobald es nicht $\omicron\upsilon\tau\omega\varsigma$, sondern $\acute{\omicron}\mu\tilde{\omega}\varsigma$ bedeute (Schol. A zu \mathcal{A} 116. Γ 159. V zu \mathcal{A} 720). Das $\tilde{\omega}\varsigma$ ist aber trotzdem kein anderes, denn erst die Verbindung mit $\kappa\alpha\iota$ macht es zu $\acute{\omicron}\mu\omega\varsigma$. Es ist deshalb zu oxytonieren oder, wie es Becker in der neuesten Ausgabe der Ilias thut, als Correlativ von $\pi\tilde{\omega}\varsigma$ überall zu circumflectieren. Mehr darüber Heyne und Spitzner zu II. \mathcal{A} 116. Hermann *de emend. rat. gr. gramm.* S. 111 ff. Lehrs *quaest. epic.* 1, 1. Buttm. Spr. II, 355. Anm. 13—14 mit der Note. Bekannt ist die von den besten älteren Grammatikern, darunter von Herodian, aufgestellte Regel, dass $\tilde{\eta}$ διαβε-

βαιωτικός und διαπορητικός immer circumflectiert, ἡ ἐρωτηματικός in der directen Frage circumflectiert, in der indirecten oxytoniert und ἡ διαξευκτικός immer oxytoniert wird. Hr. P. scheint sich im allgemeinen daran gehalten zu haben, doch finden sich auch hier Inconsequenzen, so α 278 in der gegensätzlichen Frage ἡ οὐκ ἄλεις; ebenso ζ 139 ἡ für ἦ. ζ 263 (278) ist entweder ἡ statt ἦ zu schreiben, oder 265 (280) ἡ für ἦ und das ganze als Doppelfrage aufzufassen. θ 29 ist ἡ für ἦ gesetzt, man will diess von οὐκ οἶδ' ὅστις abhängen lassen, welches aber wie das lateinische *nescio quis* nur eine Umschreibung des indefiniten Pronomens ist. ι 254 steht ἡ im zweiten Gliede der Doppelfrage für ἦ. λ 172 steht ἡ für ἦ gegen Schol. A zu Ξ 265, 66. Τ. 17.

Dem Texte liegt die Ausgabe von Dindorf zu grunde. Das beweisen die Versehen, die diese Ausgabe mit der Dindorf'schen gemein hat, vgl. β 352. ε 368. μ 86. β 262. ι 279, 457. κ 184, 185, 186. Doch schließt er sich am meisten der Ameis'schen Recension an, da letztere anerkannt gut ist, so ist diess ein Vorzug der Ausgabe; doch ist nicht selten davon abgewichen. Die Lesearten Bekker's, welche Hr. P. p. IX angibt, stimmen mit denen unserer Bekker'schen Ausgabe (Berl. Nikolai, 1843) oft nicht überein, abgesehen von Druckfehlern, wie γ 299. δ 355. So schreibt Bekker nicht ὥς (β 137), ἀγυῖαι (β 388 u. ö.) ἐς τῆμος (ζ 318), οἷ δ' Ἴλιον (θ 495), welches wenigstens οἷ δ' Ἴλιον geschrieben sein müsste; ferner nicht λελόγχασ' ἰσα (λ 304), μαρνοίμεθα (λ 512). Dann unterscheidet sich diese Ausgabe nicht von der Bekker'schen κ 394 (424) δὲ σπῆεσοι, λ 218. ὅτε κέν τε θάνωσιν.

Die hier folgende Aufzählung der varietas lectionum möge zeigen, welchem Gewährsmann sich Hr. P. jedesmal angeschlossen hat: α 7 αὐτοί, Dd. (Dindorf), Am. (Ameis) αὐτῶν. — α 112 ἰδέ Am., die übrigen καί. — α 166 ἦμιν Am., ἦμιν Bk. (Bekker), F. (Faesi), ἦμιν Dd. Bl. (Bäumlein). — 302 (319) ἀνόπαια Am., die übrigen ἀνοπαῖα; wir werden in kurzem zeigen, dass letzteres die einzig richtige Leseart ist. — 319 (337) ἦ δ' ης Bk. F. Bl., οἶδας Am. Dd. — 409 (428) κέν δ' ἐλδύϊα Dd. Bl., die übrigen κενὰ ἰδυῖα, da hier das Digamma den Hiatus aufhebt. λ 405 (432) schreibt Hr. P. λυγρὰ ἰδυῖα. — β 20. ι 291, 311, 344. κ 116. ὦπλίσσατο mit Dd. Am., während Bk. F. Bl. ὀπλίσσατο schreiben, so nach Aristarch, vgl. Schol. A zu θ 55. H 420. Spitzner zu θ 55. Doch ist gegen die Schreibweise ὦπλίσσατο besonders in einer Schulausgabe nichts einzuwenden. — β 106 ἐπεῖ Bk. F. Dd., ἐπήν Bl. Am., welches die überlieferte Leseart ist, vgl. Bäumlein's *Annot. critica*. — β 119 ἐϋπλουάμιδες Bk. F., die übrigen ἐϋπλυκαμίδες, vgl. Bäuml. *Annot. crit.* — β 137. ὥς Dd. Am., die übrigen ὦς. — β 233 ὦς Bk. Dd., die übrigen ὥς. — β 241. καταπαύετε, Dd. καταρύκετε. — β 262. μοι Dd., die übrigen μιν. Der Dativ bei κλύω ist schlecht begründet und zu verwerfen. Er findet sich zwar in einzelnen Mss., so E 115 (Spitzn. Crusius) ζ 239.

Hom. Epigr. 12, 1; ferner Ω 335 ἐλντες, φ' α' ἐθίγσθαι, aber regelmässig und grammatisch zulässig ist nur der Genitiv, so A 37, 451. K 278. δ 702. K 284. A 43, 457. Π 527. E 121. Ψ 771. γ 385. ζ 328. Π 249. Ω 314. υ 102. ι 536. K 295, dann κίκλυτε μέν (20 mal), κίκλυτε μέν ζ 230. σ 172. — β 411. ἐποί Dd., die übrigen ἐμή. — γ 9. σπλάγγον' ἐπάσαντο alle. Aristarch schrieb σπλάγγονα πάσαντο, vgl. Schol. A zu A 464, so jetzt Bekker in seiner neuen Ausgabe. — γ 62. ἐπεὶ τ' Am., die übrigen ἐπεὶ. — γ 182. ἔτασαν Am., die übrigen ἔτασαν; der Aorist ist sprachlich richtiger. Über die Form Butt. Spr. II, S. 200. Schol. A zu M 56. Spitzner Exc. V. — γ 265. παρὶ θεῶν Am. Bl., vgl. dessen Adm. crit., die übrigen παρὰ θεῶν. — γ 227. εἰπας Bk. F. Am., εἰπες Bl. Dd. — γ 304. Der Aorist πείρας macht die Umstellung der beiden Verse 304, 305 notwendig, vgl. Ameis. — 304, 307 f. sind wahrscheinlich unecht, 303 f. fanden sich schon in einigen alten Ausgaben nicht, 307 f. sind attische Interpolation. Man bedenke, wie großes Gewicht attische Schriftsteller auf die Verdienste Athens um die übrigen Hellenen in der Heroenzeit legten, so z. B. auf das erwirkte Begräbnis der vor Theben gefallenen Helden, auf den Schutz der Herakliden gegen Eurystheus. Dass Aristarch daran keinen Anstoss nahm, lässt uns seine große Vorliebe für Athen begreifen. Übrigens war es in ganz Hellas allgemein gültige Sage, dass Orestes bei Strophios erzogen wurde. — δ 92 (93) οὐ τοι Dd. Am., οὐ τι Bk. F. Bl., Schol. Q. οὐτοι. — δ 90, 120. ε 324, 465 u. o. ελος Dd. Am., εως Bk. F. Bl. — δ 397 (400) ἀμφιβέβηκεν Am., die übrigen ἀμφιβέβηκε. Der Indicativ ist auffallend, obgleich ἦμος sonst nur mit dem Indicativ verbunden wird, die Mss. haben ἀμφιβέβηκε. — δ 462 (465) ἐρεῖνετε Bl. Am., die übrigen ἀγορεύετε, welches unstatthaft ist, vgl. übrigens σ 15. — δ 515 (518) über die Stellung vgl. Neutsch Savign. S. 114. Derselbe befürwortet die Stellung

γένους" nach Aristarch genommen werden könne, oder nach Hesychius ἔρινον für νέφος, darüber mögen andere entscheiden. Der Vergleich mit einer Wolke ist unstreitig passender als der mit einem Feigenbaume oder gar einer Rindshaut, und die Umwandlung des Geschlechts ist deshalb nicht annehmbar, weil das Neutrum nicht den Baum, sondern die Frucht bezeichnet, vgl. auch Nitzsch zu dieser Stelle. — ε 320 (335) ἔξ ἔμμορε Dd. Am., die übrigen ἐξέμμορε, welches besser ist, vgl. ι 163. μ 329 ἐξέφθιτο (auch Pauly), Α 125 ἐξέπράθομεν, ε 39. ἐξήρατο, Σ 290. υ 357. ἐξάπολωλε, Β. 267. ἐξυπανέστη, siehe Nägelsbach zu Il. Α 125. — ζ 156 (160) τοιόνδε ἶδον Am. Die Vulgata τοιοῦτον ἶδον haben Dd. Bl. τοῖον εἶδον Bk. F., letzteres möchte vorzuziehen sein — ζ 164 (168) δ' Am., die übrigen τ', der Angabe des Scholiasten A zu K 167 dürfte Ameis ein zu großes Gewicht beigelegt haben. — ζ 264 (269) ἀποξύνουσιν Am., die übrigen ἀποξύουσιν, welches beizubehalten ist, da nach Homerischer Weise ἔρετμόν auch das noch nicht fertige Ruder, das erst durch das Glätten zum vollständigen Ruder wird, bezeichnen kann, vgl. Buttm. Lexil. II, S. 70, dasselbe ι 326, wo auch Ameis ἀποξύσαι statt ἀποξύναι hat. — η 74 (86) ἐληλάδατ' Am., ἐληλέατ' Dd., die übrigen ἐληλέδατ', darüber Buttm. Spr. I, S. 425 Anm. 13 und die Note. Daneben findet sich auch ἐρηρέδατ' als Variante. — η 95 (107) καιροσσεών Am., die übrigen καιροσέων, vgl. Am. — η 102 (114) πεφύκασι Am., die übrigen πεφύκει; sonst findet sich als 3. plur. πεφύκασιν, η 128. Δ 484, vgl. ε 238, 241 δένδρεα μακρὰ πεφύκει. Das gewichtigste Argument, das Ameis gegen πεφύκει vorbringt, ist die abweichende Stellung. — η 249 (61) ὄγδοάτοιν Dd., die übrigen ὄγδοον, beide Formen kommen vor, hier scheint die letztere am meisten beglaubigt zu sein. — η 260 (272) κέλευθον F. Am., die übrigen κέλευθα. — η 277 (289) δέλετο Am. nach Aristarch, die übrigen δύσετο; letztere Leseart war gewiss die ursprüngliche, die Änderung erfolgte erst, als man den Widerspruch entdeckte. — θ 17. ἄρ' ἐθηήσαντο Am., die übrigen ἄρα θηήσαντο. — θ 198. τόδε Am., die übrigen τόν. — θ 393 (494) δόλον Am., besser als δόλω — θ 394 (495) οἷ' ῥ' Am., die anderen οἷ' vor dem digammierten Ἴλιον. — ι 83. ἰχθυόεντα ἄτάρ Am., besser als ἰχθυόεντ' ἄντάρ. — ι 383. ἐρεισθείς Am., die übrigen ἀερεθείς; letztere ist die bestbeglaubigte und allein passende Leseart, besonders da schon ἐνέρεισαν vorangeht. Übrigens bedeutet ἐρεῖδω nie stützen, sondern anlehnen, ἐρείδεσθαι ἔγχει oder σκῆπτρῳ, heisst sich an die Lanze, an den Stab anlehnen, nicht sich darauf stützen; οὔδεσι ἐρείσθη (H 145. Α 144. M 192) bedeutet nicht er stützte sich auf den Boden, sondern er lehnte sich an, sank auf den Boden, wozu das Causativum οὔδει πελάζειν (zu Boden strecken) ist, ebenso E 309. Α 355. In ἀερεθείς liegt so wenig etwas unpassendes als für die Situation komisches; die Genossen stemmen dem Kyklopen den Pfahl in's Auge, und

während sie unten drehen, hat sich Odysseus emporgehoben und drückt von oben. — z 338 *ἰόντα* Dd. Am., die übrigen *ἰόντα*; im ersteren Falle könnte *ῥόν* auf *ὀφθαλμὸν* oder *ρόχλον* bezogen werden; wird *θερμὸν ἰόντα* zusammengefasst 'so lange er warm war', so fehlt dazu der Gegensatz, wie z. B. A 266, und der Zusatz steht überflüssig. *θερμὸν* auf *αἷμα* zu beziehen, leidet die Diurese nicht, die hier den Hauptabschnitt im Verso macht; *ἰόντα* ist nicht statthaft, weil es von der sonstigen Bedeutung dieses Verbums abweicht. Es bleiben zwei Auswege, 397 und 388 zu verwerfen, oder *θερμὸν ἰόντα* durch Conjectur zu beseitigen. — z 554 *ὃ γὰρ* Am., die übrigen *ἄρα*. — x 394 (424) *δὲ σπῆσαι*, Am. *δ' ἐν σπῆσαι*; *πελάζω* wird immer mit dem bloßen Dativ verbunden, mit *ἐς* und dem Accusativ η 254, μ 448, mit *οὐδάσδε* x 440. — x 395 (425) *ὀτρύνεσθ'*, *ἵνα μοι ἄμα πάντες ἔκησθε* Bk. Dd. F. Bl., *ὀτρύνεσθε ἐποὶ ἄμα πάντες ἔκησθε* Am. aus guten Nos. Hr. P. hat beide Lesarten verschmolzen in *ὀτρύνεσθε, ἐποὶ ἄμα πάντες ἔκησθε*, was nur die billigste Beurtheilung für einen Druckfehler erklären kann. — x 410 (440) *ἀποπλήξας* F. Bl. Am. bezeichnender als *ἀποπλήξας*, — x 497 (582) *κατέκειτο* (o), grammatisch ist das Imperfect nicht zu rechtfertigen; hier wird jeder Erklärungsversuch zur Künstelei. Deshalb schrieb schon Bothe *κατάκειτο* (ai) 1 45 passt das Imperfect wohl, da es sich auf ein gegebenes Factum bezieht. Man könnte gerade dieses Imperfect zum beweis dafür anführen, dass diese Verse nur in 1 echt sind, vgl. Nitzsch. — 1 58 ist statt *ἰών* wahrscheinlich *ἰών* zu lesen. Der Begriff des Kommens liegt nicht in *φθάνω*, wenn noch ein Particip dabei steht, sondern dann hat es temporale Bedeutung und steht adverbial, wie *ἄρχω, παύμαι, διατελέω, κάμνω* u. a., nur wenn es den Accusativ bei sich hat bedeutet es zuvorkommen. *ἔφθης ἰών* kann nur heißen du warst früher,

N 19. Φ 507, es ist wahrscheinlich ἑκαστος zu lesen, so dass γυῖα wie K 390 Acc. der Beziehung ist. — λ 505 (531) ἐξέμεναι Dd. Am., die übrigen ἐξέμεναι; Schol. Harl. ἐμφαντικώτερον δὲ τὸ ἐξέμεναι. — λ 614 (640) εἰρεσίη, die übrigen εἰρεσίη. — μ 77 οὐδ' ἐπιβάλῃ Am. nach Aristarch, die übrigen οὐ καταβάλῃ, welche parataktische Satzverbindung dem Homer fremd ist; aber auch der Gegensatz zwischen ἀναβάλῃ und ἐπιβάλῃ ist bedenklich, oder es müsste vorn nicht οὐδέ, sondern οὐ stehen. — μ 209. ἔπει Am., die übrigen ἔπι, dessen verlängerte Endsylbe anstofs erregte; Zenodot schrieb ἔχει; ἔπω ist in dieser Bedeutung nicht nachweisbar. — μ 243. κνανέη Am., die übrigen κνανέη.

Wir überlassen es dem Leser, sich über den Werth und die Brauchbarkeit dieser Ausgabe aus dem hier angeführten selbst ein Urtheil zu bilden und fügen nur das noch hinzu, dass der Preis dieses Buches viel zu hoch ist (40 kr. C. M.), indem die vollständige Ausgabe der Odyssee von Bäumlein oder Dindorf, welche beide sehr fehlerfrei gedruckt und schön ausgestattet sind, nicht einmal die Höhe dieses Preises erreicht.

II. Während ein Auszug aus den 12 ersten Büchern der Odyssee was den Stoff betrifft keinerlei Schwierigkeiten bietet, indem mit Ausnahme der Interpolationen, einzelner Wiederholungen und einiger weniger interessanten Partien alles beibehalten werden kann, so gestaltet sich für die 12 letzten Bücher die Sache wesentlich anders, auch wenn man weniger scrupulös zu werke gehen wollte. Hier handelt es sich darum, aus dem vorhandenen eine Auswahl zu treffen, bei der mit Beobachtung des Zusammenhanges dasjenige zu entfernen ist, was einerseits zu wenig Interesse bietet, und es gibt dessen genug, anderseits die grösseren Wiederholungen vermieden werden müssen. Die Masse der Wiederholungen im zweiten Theile der Odyssee macht einzelne Bücher fast geradezu, wenigstens für die Schule, unlesbar.

Unter den Interpolationen, die natürlich auch entfernt werden müssen, sind die bedeutenderen ν 320—23 (333—38), 398—401. ξ 162—64, 462—506 (Nitzsch Sagenp. pg. 131) 503—6, 515—17. ο 78—85. π 281—298. ρ 150—65, 475—80, 501—4. τ 130—33, 136—61, 395—466. φ 157—62, 218—24, 310—43. ω 1—204. Es liesse sich die Frage aufwerfen, ob es rathsam sei, mit φ 296. zu schliessen, da hiermit nach Aristophanes und Aristarch die Odyssee schliesst. Obwohl es zugegeben werden muss, dass der Schluss der Odyssee nach Inhalt und Sprache den echten Büchern vielfach nachsteht und deutlich seinen späteren Ursprung verräth, so dürfte doch einiges daraus des besseren Abschlusses wegen beizubehalten sein. Grössere Wiederholungen enthalten so ziemlich alle Bücher mit Ausnahme des 22., worin sich dafür etwas mehr Reminiscenzen aus der Ilias finden, am meisten ρ, τ, dann ο, π. Es betragen dieselben zwischen 40 und 80 Verse in den einzelnen Büchern, abgesehen von den einzelnen Versen die verschiedene Male wiederkehren. Zu den schon angeführten Wiederholungen

haben wir noch folgende nachzutragen: ν 1—3 = λ 333—35. ν 192—104 = 346—48. ν 165—67 = Γ 155. δ 191. κ 37. σ 72. ν 288—290 = δ 796. \circ 418. π 158. ν 337 f. = π 38 f. ν 398 f. = 430 f. ν 428—28 = δ 823. \circ 30—32. ν 396. ν 433 f. = 401. ξ 342. ν 438 = φ 498. ξ 158—161 = φ 155 ff. τ 304 ff. ξ 259—272 = φ 428 ff. ξ 313 f. = μ 426. η 258. ξ 323—35 = τ 288—99 mit Umstellung und Einschaltung von 324 = φ 10. Z 48. \circ 51, 63, 77 = 75, 554, 94. \circ 105—8 = Z 289. 293 ff. \circ 142 f. = α 149 f. π 54 f. \circ 303. \circ 145 f. = 190 f. \circ 148—50 = Ω 284 ff. \circ 535—38 = φ 163 ff. κ 22—24 = φ 40 ff. κ 36—41 = \circ 389. λ 182 ff. ν 337 f. \circ 282. φ 30. ϕ 80. π 53—56 = ε 198. I 218. \circ 142 f. 195 π 71 f. = φ 132 f. Ω 369. π 108—110 = ν 318 f. π 219—21 = δ 531. Ψ 154. τ 35. π 286—90 = τ 5 ff. π 290—94 = τ 11 ff. π 391 f. = φ 161 f. π 413—17 = φ 58. α 332 f. \circ 78. φ 27—30 = N 18. φ 85. Z 370, 497. α 127. π 41. φ 48—51 = 58—60. φ 85—95 = 28, 178 f. ν 249. δ 48 ff. α 136 ff. φ 153—56 = τ 268 f. 304. ν 230 f. ξ 158 f. φ 162—169 = τ 308 ff. \circ 536 ff. δ 620. 625 ff. φ 226—29 = τ 362 ff. φ 419—24 = τ 75 ff. φ 524. 526 f. = 444. τ 271 f. σ 108 f. = φ 197 f. σ 121—23 = ν 199 f. σ 249. 56 = τ 123 ff. σ 330—33 = 390 ff. σ 346—49, 351 f. = ν 284 ff. σ 410—17 = α 381. ν 268 f. ν 322 ff. σ 427 f. = γ 342. 395 f. τ 393 f. = ν 219 f. ϕ 74. τ 421—428 = ϕ 61. H 317 f. 320. ι 161. 168. 170. A 475 ff. τ 433 f. = H . 421 f. τ 577—81 = φ 75 ff. ν 235—37 = φ 199 ff. z 175 f. = 192 f. z 205—7 = ω 502. β 401. ω 548. ν 226. z 256—59 = 273 ff. z 311 f. = 343 f.

Mit strenger Befolgung unserer oben aufgestellten Grundsätze wollen wir nun versuchen, einen Auszug aus der zweiten Hälfte der Odyssee

422. 425—434. 437—458 Ζέφυρος μέγας. 524 οὐδὲ σφ-
βώτη — 533.

XV, 1—10. 14—18. 27—50. 56—62. 64—73. 75—77. 86—134.
140—202. 205—210. 215—220. 292—294. 296—345. 389—419. 465—
498. 502—507. 550 ὧς εἰπὼν ὑπὸ πονοσίῳ — 557.

XVI, 1—21. 41—52. 55—58. 60—70. 82—99. 102. 103. 105—
107. 112—121. 130—156. 159—215. 220—223. 225—230. 233—272.
274—280. 299—313. 321—357. 363—386. 393—410. 415. 417—449
ἡ μὲν ἐπειτ' ἀνέβαιν' ὑπερώϊα σιγαλόεντα. 452—481.

XVII, 1—11. 16. 17. 20—48. 50. 51. 57—60. [61. 65—68. 70.
74—83.] 166—197. 199—201. 204—212. 215—222. 229—248. 251—
339. 342—378. 392—408. 462—474. 481—500. 505—521. 528—564.
566—606.

XVIII, 1—6. 7—58. 60—63. 66—85. 88—113. 117—155. 187—
206. 208. 212. 214. 215. 221—233. 243—271. 274—287. 290—305.
423—428.

XIX, 1—44. 47—64. 65 ἡ δ' Ὀδυσῆ' ἐνέειπε Μελανθῷ
καλλιπάρῃος. σ 322. 323. 326. τ 66—105. 163—167 ἀλλ' ἔκ τοι
ἔρεω. 171 ὃ μ' ἀνείρεαι ἡδὲ μεταλλᾶς — 255. 317—319 335—
394. 471—477 πόσιν. 479 αὐτάρ — 486. 491—494. 508—526. 528.
530—561. 594—600.

XX, 1—4. 56—65. 80—92. 95—123. 147—186. 189—206. 209—
240. 276—346. 387—394.

XXI, 1—9. 11—23. 31—42. 46—59. 61—63. 67—105. 111—156.
163. 167—269. 274. 275. 277—336. 343—349. 354. 359—434.

XXII, 1—22. 26—36. 39—42. 44—77. 79—204. 241—248. 251—
272. 277—298. 302. 303. 307—379. 381—413. 417—432. 446—501.

XXIII, 1—47. 49—99. 103—126. 129—156. 163—217. 225—240
289—299. 344. 347—370.

XXIV, 205—231. 243—289. 297. 298. 302—307. 309—332. 336—
364. 384—402. 408—422. 426—438. 451. 454—468. 489—502. 504—
534. 536. 541—548.

Die vorliegende Anzeige war bereits an den Druckort abgeschickt,
als mir eine Recension desselben Buches von Dr. Th. Hug in Jahn's
Jahrb. 1859, 1. Heft, Abth. I, S. 1—9 zu gesicht kam. Wen es inte-
ressiert, der kann daselbst die hier ausgesprochenen Bedenken größtent-
heils bestätigt finden. Wenn wir im obigen eine bei weitem größere
Anzahl von Mängeln aufgedeckt und nachgewiesen haben, so wird unser
Urtheil gerade dem Dr. Hug's gegenüber als gemäßigt anerkannt werden.

Triest.

J. La Roche.

Jacobi Balde S. J. Carmina lyrica. Editio Franciscus Hipler. Ex officina Theisingiana. Monasterii MCCCCLVI. LII u. 384 S. 16. — 1 fl. 6 kr.

Schon seit lange besitzt man von den prosaischen Schriften der hervorragenden neueren Lateiner Muret, Ruhken u. m. a. gefällige und billige Ausgaben, von mehreren sogar Stereotyp-Ausgaben. Die starke Nachfrage nach denselben und die weite Verbreitung hatte verschiedene Gründe. So lange es noch an recht zweckmäßigen Sammlungen von Aufgaben zum Übersetzen in's Lateinische fehlte, war es ziemlich allgemein brauch bei den Lehrern der latein. Sprache, dass sie, statt selbst Aufgaben zusammenzustellen, oft auch, um bei der Correctur bequemer und sicherer zu fahren, aus Muret, Ruhken, Wytenbach u. a. Abschnitte heraushoben, in's Deutsche übertragen und den Schülern zum Übersetzen dictierten. Wie sehr diese Bequemlichkeitsmethode eingerissen war, mag man am besten aus Hertz's trefflichem Leben Lachmann's ersehen, wo erzählt wird, welch großes Aufsehen es erregt habe, als Lachmann bei seiner ersten Verwendung als Gymnasiallehrer auf einmal Stücke aus Lessing's Laokoon etc. in den oberen Classen zum Übersetzen in's Lateinische gegeben habe, — oder auch aus den jetzt glücklicherweise ziemlich antiquierten Aufgaben-Sammlungen von Zumpt, Ernst Dronke u. a., die fast nur aus modernen Latinisten zusammengestellt sind. Die Schüler, welche im auffinden der ihnen nützlichen (?) Quellen einen seltenen Scharfsinn besitzen, brauchen nicht einmal, wie es Zumpt und Dronke boten, die Quellen namhaft gemacht zu erhalten; sie sind ohnehin nur zu bald darüber im reinen, woher ihr Lehrer das Pensum etc. genommen hat. So hatten sie nichts eiligeres zu thun, als sich die billigen

Zeit anhält. Man geht von der Anschauung aus, dass es, für den anfang insbesondere, viel leichter sei, sich in gewohntem heimischem Ideenkreise zurecht zu finden, als in fremdem; habe man sich einmal an die Darstellung jenes in lateinischen Versen gewöhnt, ja solche lieb gewonnen, so werde eine heilsame Wirkung für die Lectüre insbesondere des Horaz nicht ausbleiben. Daher ist es nichts seltenes, dass man die Gedichte von Balde, Sarbievius, Hosschius, Wallius, selbst von Dan. Heinsius u. a. in den Händen der vorgerückten Schüler findet. Namentlich ist dieses zufolge älterer Traditionen seit den Zeiten der Klosterschulen an westphälischen Gymnasien der fall. Der Lieblingsdichter aber unter allen ist Jacob Balde, den u. a. Herder mit recht so hoch stellte, dem er freudig bekennt „manche süsse Stunde der Mitternacht, ja manche tiefe Furche der inneren Cultur zu verdanken zu haben.“ S. Terpsichore Bd. III, 48 ff. Ähnlich urtheilten A. W. u. Friedr. v. Schlegel, Charakteristiken und Kritiken. 2. Bd. S. 342 ff., Mohnike in der Encyklop. von Ersch und Gruber, Orelli, und wer immer sich näher mit Balde's Werken vertraut gemacht hat. Daher kann es denjenigen, der mit den angedeuteten Verhältnissen bekannt ist, gar nicht wundern, wenn sich das Bedürfnis nach einer correcten handlichen Ausgabe von Balde's lyrischen Gedichten fühlbar gemacht hat; und gewiss alle Freunde des Dichters werden dem Herausgeber wie Verleger dank wissen, dass sie sich zur Besorgung einer solchen entschlossen haben. Man wolle aber nicht glauben, als sei man in Westphalen vielleicht von dem Hauche, der durch Gaume's le Ver rongeant aus Frankreich herübergeweht kam, berührt worden, und hätte sich diese Ausgabe zum zwecke gesetzt, die Lectüre eines alten Classikers zu verdrängen. Im gegentheil, vielleicht nirgend mehr als in Rheinland und Westphalen weifs man es zu schätzen, wie unendlich viel man den altclassischen Studien in ansehung geistiger Tüchtigkeit im kirchlichen wie staatlichen Wirken zu verdanken habe. Wenn es dem Ref. zu sagen verstattet ist, so gedenkt er stets mit Dankbarkeit der Begeisterung, womit an den verschiedenen Gymnasien geistlicher Besetzung, deren Bekanntschaft er als Schüler gemacht, die altclassischen Studien gehegt und gepflegt wurden; er hat nachmals vielfach an rein weltlichen Anstalten nicht die gleiche Begeisterung gefunden.

Der Herausgeber hat seiner Ausgabe eine ausführliche Lebensbeschreibung Balde's, nebst dem als Anhang ein Verzeichnis der Metra und die nöthigsten Anmerkungen in lateinischer Sprache beigegeben; gewiss nur zur Erhöhung ihres Werthes. Der Druck ist correct (nur hie und da die Schreibweise alterthümlend: *omnits*, *foemtna* u. dgl.), sehr gefällig und nett; überhaupt die ganze Ausstattung preiswürdig.

W i e n.

Dr. Anton G o e b e l.

Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. Sendschreiben an Herrn Dr. Heinrich Viehoff, Director der höhern Bürgerschule zu Trier. Von Dr. Joachim Meyer, Professor am Gymnasium zu Nürnberg. Nürnberg, 1858.

Der Hr. Verf. dieser kleinen Schrift beschäftigt sich bereits seit vielen Jahren mit der Kritik des Schiller'schen Textes. Er hat die Quellen und Hülfsmittel, welche die Grundlage dieser Kritik bilden, mit solcher Beharrlichkeit und zugleich mit solchem wohlverdienten Sammlerglück in seinen Besitz gebracht, dass wol schwerlich irgendwo so viele werthvolle gedruckte und zum Theil auch handschriftliche Schilleriana vereinigt sein dürften wie in der Hand des Verfassers. Den Bestrebungen desselben wurde die schönste Anerkennung dadurch zu Theil, dass die Cotta'sche Buchhandlung, die ihn schon seit dem Jahr 1844 bei der Herausgabe der Schiller'schen Werke zu Rathe zog, ihm die kritische Herstellung des Schiller'schen Textes jetzt völlig übertragen hat. Als eine Probe, wie viel trotz aller bisherigen, zum Theil sehr dankenswerthen Bemühungen für diese Herstellung noch zu thun ist, veröffentlicht der Hr. Verf. die vorliegende Schrift. Er theilt zwar nicht die übertriebenen Klagen über die bisherigen Mängel des Textes, ist vielmehr der Ansicht, dass in den Ausgaben der Cotta'schen Officin schon seit längerer Zeit der richtige Weg eingeschlagen worden ist, um den gerügten Übelständen zu begegnen; aber wenn man dies auch zugeben muss, so liefert doch eben die Schrift des Hrn. Verfassers den schlagenden Beweis, wie weit man bisher noch davon entfernt war, auf jenem richtigen Wege bis an das Ziel vorgedrungen zu sein. Die Ansichten, welche der Hr. Verf. im allgemeinen über die Behandlung des Schil-

Nachforschungen mit. Es ist ihm nämlich gelungen, ein schönes Gedicht Schillers aus dem Jahr 1788 zu entdecken, das bisher in allen Ausgaben der Schiller'schen Werke fehlt; und zwar hat er diese Entdeckung nicht etwa in einem bisher verborgen gebliebenen Manuskript gemacht, sondern das bezeichnete Gedicht ist längst gedruckt und war nur bis jetzt nicht als ein Erzeugnis Schillers erkannt worden. Es findet sich in Schillers Thalia, Elftes Heft, S. 95, 96, mit der Überschrift: „Im October 1788.“ Die Art, wie der Hr. Verf. diesen Fund gemacht und zu unbestreitbarer Evidenz erhoben hat (S. 16 fg. seiner Schrift), lässt einen Blick thun in die rastlosen und erfolgreichen Bemühungen desselben. Der größte Theil der Schrift behandelt einzelne Stellen von Schillers Schriften kritisch, indem er theils neue unabweisbare Textberichtigungen gewährt, theils die Bemerkungen anderer Gelehrten zurückweist. Wie billig ist es hier fast ausschließlich die diplomatische Kritik, nicht die Konjekturenkritik, mit Hülfe deren der Hr. Verf. den Schiller'schen Text berichtigt. Denn jeder Kenner dieser Dinge weiß, dass die urkundlichen, zum Theil freilich sehr seltenen Hülfsmittel zur Herstellung des Schiller'schen Textes bei weitem noch nicht erschöpft sind. Für die lyrischen Gedichte konnte der Verf. außer den verschiedenen ersten Drucken und den beiden von Schiller besorgten Gesamtausgaben (A. 1. Thl. 1800; 2. Thl. 1803. II. 1804. 1805.) durch die Güte von Schillers jüngster Tochter Emilie auch die Abschrift benutzen, welche Schiller in der letzten Zeit seines Lebens durch seinen Bedienten Rudolph fertigen ließ und eigenhändig revidierte. Um nur eine Probe zu geben, hebe ich einige der Lesarten heraus, durch welche der Verf. den Text des Gedichtes „das Siegesfest“ theils schon früher, theils in vorliegender Schrift verbessert hat. Str. 5 steht bereits in der oben angeführten Gesamtausgabe der Gedichte vom J. 1805: „Glücklich, wenn der Göttin Treue Rein und keusch das Haus bewahrt.“ Der Verf. stellt aus dem ersten Druck dieses Gedichtes (im Taschenbuch für Damen auf das J. 1804) her: „Göttin.“ Nr. 13 lesen die früheren Ausgaben von Schillers Werken: „Ist der Jammer weggeräumt.“ Der Verf. stellt aus dem ersten Druck und der damit übereinstimmenden Ausgabe von 1805 her: „weggeräumt.“ Nr. 10 hat nach langem Schwanken zwischen: „Weil des Liedes Stimmen schweigen“, und: „Weil des Leidens Stimmen schweigen“, das oben erwähnte Manuscript, dessen Lesart Hoffmeister unrichtig angegeben hatte, für „Liedes“ entschieden, wie schon in dem ersten Druck des Gedichtes und in der Ausg. von 1805 steht. Nun dass das Manuscript nicht: „Weil des Liedes Stimmen schweigen“, liest, sondern: „Wenn des Liedes Stimmen schweigen.“ Dass bisweilen selbst da, wo ein Exemplar mit bessernden Randbemerkungen von Schillers Hand vorliegt, der von Schiller unberührt gelassene gedruckte Text dennoch aufgegeben werden muss, zeigt der Hr. Verf. unter anderem an einem Beispiel aus der Jungfrau von Orléans, wo im I. Aufz. 4. Aufz. gegen das Ende schon die Editio.

princeps (Kalender auf das Jahr 1802, Berlin, S. 40) liest: „Du wirst's durch deiner Feinde tapfres Schwert,“ und Schiller diese Lesart in einem Exemplar, das er selbst für den Druck des Theaters 1804 durchgesehen hat, stehen liest. Dennoch ist dies ein offenkbarer Druckfehler. Es muss heißen: „Freunde.“ So hat dann (nach dem Verf. S. 41) auch Körner geändert, und so steht „seit 1815 mit Recht in dem Text.“ Ich füge dieser Bemerkung des Hrn. Verfassers noch hinzu, dass bereits die Ausgabe: „Die Jungfrau von Orléans. Eine romantische Tragödie von Friedrich Schiller. Berlin, 1802“ (kl. 8., mit deutschen Lettern, ohne Angabe des Verlegers), S. 39 die richtige Lesart hat: „Du wirst's durch deiner Freunde tapfres Schwert.“ Zum Schluss erlaube ich mir noch den Wunsch auszusprechen, es möge diese kleine, aber reichhaltige Schrift die Wirkung haben, dass alle, welche im Besitz von Hülfsmitteln zur Herstellung des Schiller'schen Textes sind, durch Mittheilung derselben den verdienten Hrn. Verf. in dem Unternehmen einer kritischen Jubelausgabe von Schillers Werken unterstützen möchten.

Erlangen.

Rudolf v. Raumer.

Übersicht der jüngsten Literatur auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunstarchaeologie und Kunstgeschichte.

(Erster Artikel.)

Unter den Publicationen, welche über mittelaltarlche Kunst in den jüngsten Jahren in Österreich und über Österreich hervorgegangen sind, nehmen die der k. k. Centralcommission zur Erhaltung der Baudenkmale den ersten Rang ein. Um aber ihre Publicationen nicht, wie es insbesondere im Auslande geschehen ist, mit anderen ähnlichen Publicationen zu verwechseln, wird es passend sein, diese verschiedenen Publicationen

weise zwei: Die „mittelalterlichen Kunstdenkmäler der österr. Monarchie, herausg. von Dr. G. Heider und Prof. R. v. Eitelberger (Stuttgart bei Ebner) und die photographischen Abbildungen der Rüstungen der Ambraser-Sammlung“ herausgegeben von E. Freih. v. Sacken (Wien bei Braumüller). Letztere sind der Illustration eines wichtigen Zweiges der mittelalterlichen Kunst gewidmet, der unserer Betrachtung zunächst ferne liegt; erstere wenden sich an die wichtigsten mittelalterlichen Monumente des österr. Kaiserstaates, ohne eine andere Rücksicht zu nehmen, als die der inneren Bedeutung des Denkmals selbst.

Was nun die Publicationen der k. k. Centralcommission betrifft, so sind diese doppelter Art: die „Mittheilungen“ derselben sind eine illustrierte Monatsschrift, das „Jahrbuch“ hingegen eine größeren Abhandlungen gewidmete literarisch-artistische Unternehmung. Beide erscheinen in der k. k. Staatsdruckerei, und stehen gegenwärtig, auch was Glanz und Zweckmäßigkeit der Ausstattung anbelangt, weit über allen anderen deutschen Unternehmungen ähnlicher Art.

Das Jahrbuch sowol als die Mittheilungen der k. k. Centralcommission haben mit dem Ende des verflossenen Jahres ihren dritten Jahrgang abgeschlossen. Wenn wir nach dieser Periode einen Blick auf das werfen, was in diesen Organen geleistet wurde, und noch mehr, was angeregt wurde, so thun wir es mit dem Behagen und der Freude, die ein Landmann empfindet, wenn er nach einer reichen Ernte seine wohlgefüllten Speicher besieht. Wenn etwas hingegen diese Freude trübt, so ist es die Thatsache, dass der Gymnasiallehrerstand sich sehr wenig an diesen Publicationen betheiligt, viel weniger als man sowol nach der Gelegenheit, die ihm in denselben geboten wird, erwarten könnte, und nach den Anlässen, die sich ihm an vielen Orten von selbst ergeben müssen. Die Mittheilungen wie das Jahrbuch der genannten Commission sind für Aufsätze, welche Monumente des klassischen Alterthums betreffen, ebenso geeignet, als für die des Mittelalters. Die südlichen und östlichen Länder der österreichischen Monarchie sind voll von Denkmälern ähnlicher Art, und wenn auch Gymnasien selten mit ihren Bibliotheken so eingerichtet sind, dass sie hinlänglichen Apparat besitzen, um diese Monumente umfassend und vollständig zu erläutern, so besitzen Gymnasiallehrer sicher soviel gelehrte Bildung und wissenschaftliches Interesse oder sollten sie besitzen, um alte Denkmäler, Inschriften, Urkunden u. s. f. einfach und richtig zu beschreiben, und durch exacte Beschreibung solcher Monumente, und seien diese weiter nichts, als einfache Inschriften, sich ein Verdienst und der Denkmalskunde der Monarchie einen Nutzen zu verschaffen. Dass sich unser Gymnasiallehrerstand — wie ganz anders betheiligte sich der deutsche Lehrerstand an ähnlichen Publicationen! — noch wenig in solcher Weise beschäftigt hat, liegt sicher vorzugsweise darin, dass seine Aufmerksamkeit nicht darauf hingelenkt wurde, und dass er fürchtet, eine

größere Zeit darauf verwenden zu müssen, als es mit seinen Berufspflichten vereinbar ist. Letzteres scheint mir auf einem Mißverständnisse zu beruhen. Studien ähnlicher Art fallen doch größtentheils mit jenen zusammen, die er ja seines Berufes halber machen muss. Es versteht sich doch wol von selbst, dass ein Lehrer, welcher lateinische Classiker z. B. am Fünfkirchner Obergymnasium interpretiert, die römischen Inschriften kennt, die sich an dem Orte seiner Wirksamkeit befinden, und weifs, ob sie veröffentlicht wurden und in welcher Weise, und auch weifs, wenn neue entdeckt werden. Ebenso wird z. B. der Lehrer am Obergymnasium zu Götting oder Udine wissen, wie es mit dem Urkundenschatze im Municipium, im bischoflichen oder Notariats-Archive steht, ob daselbst historisch wichtige Documente, Siegel u. s. f. vorhanden sind. Wie leicht wird es da nicht einem Lehrer, sich Abdrücke von Siegeln und Inschriften, Copien oder unbekannte Urkunden, die sich auf Kunst- und Baugeschichte beziehen, zu sammeln oder sie auch nur vereinzelt einzusenden, ohne weiteren Commentar, als deren genauer Angabe, als der correcten Angabe des Inhaltes, der Gröfse einer Inschrift, dem Orte, wo sie sich jetzt befindet! Es ist sicher nicht zu viel verlangt, wenn man von einem Lehrer der Geschichte an dem Gymnasium einer Provinzialstadt fordert, dass er der treueste und kenntnissreichste Führer in der Geschichte der Stadt und der beste Erklärer der Monumente sei, die sich in ihr befinden. Kann es denn wirklich für ihn eine ernsthafte Mühe sein, wenn er von Zeit zu Zeit Nachrichten oder Berichte an eine Anstalt sendet, die, wie die Centralcommission, ein Staatsinstitut ist, mit all' den Mitteln ausgerüstet, um die kleinen Früchte des Sammel-Efflusses, die früher unbenützt im Pulte liegen bleiben mussten, der wissenschaftlichen und Kunstwelt bekannt zu geben! Sicher nicht. — Und eine solche Thätigkeit wäre der Wissenschaft erspriesslicher, als das Behandeln allgemeiner Fragen auf diesem Gebiete, auf welche Gym-



die rede war, so dachte man an nichts, als an wenige große Monumente in Wien, Prag u. a. O., und hielt Österreich für ebenso arm an solchen Bauten, als die Rheingegenden und Sachsen, Schwaben und Frankenreich. Das alles hat sich geändert, und ist anders geworden. Der Reichthum an solchen Denkmälern, wie sie fort und fort nun aus ihrer Verborgenheit hervortreten, gleich überraschend für das Inland wie für das Ausland, gibt dem Österreicher ein neues Recht, auf die Pflege der Wissenschaften ein besonderes Gewicht zu legen.

Auch auf dem Gebiete der lebendigen praktischen Kunst sind die Resultate nicht zu verkennen. Diese zeigen sich theils in den großen Restaurationen an Monumenten, die, wie am Stephansdom, so an vielen anderen Kirchen der Monarchie vorgenommen werden, theils darin, dass eine Reihe von Neubauten im Stile der Kunst des Mittelalters unternommen oder angebahnt werden, vorzüglich aber in der immer stärker hervortretenden Überzeugung des gebildeten Laien wie des Künstlers, dass die Architektur überhaupt, und alle zu ihr gehörenden ornamentalen Künste, und ganz vorzüglich die kirchliche Architektur an die älteren Baustile sich anlehnen und in diesen ihr Vorbild suchen müssen. Aber auf diesem Gebiete tritt die Klärung der Ideen langsamer ein, als auf theoretischem und rein wissenschaftlichem. Denn da ist nicht bloß mit dem Verstande zu kämpfen, sondern mit dem Gefühle, das auf dem Felde der Kunst Einflüssen ausgesetzt ist, die niemand beherrschen und niemand leiten kann. Und die Durchführung selbst berechtigter Wünsche auf diesem Gebiete hängt von Erfüllung gewisser Vorbedingungen ab, welche ihrer Natur nach langsamer in's Leben treten, als man es in der Regel denkt.

Der dritte, eben ausgegebene Band des Jahrbuches der Centralcommission, redigiert von Dr. G. Heider, bringt folgende Abhandlungen:

a) «Die Entwicklung des Pfeiler- und Gewölbe-Systemes in der kirchlichen Baukunst vom Beginne des Mittelalters bis zum Schlusse des XIII. Jahrhunderts, von A. Essenwein» (mit 79 Holzschnitten). Architekt Essenwein ist auf dem Gebiete der Kunstliteratur ein wohlbekannter Schriftsteller. Er hat vor mehreren Jahren bereits eine schöne Abhandlung über den norddeutschen Backsteinbau herausgegeben, und sich um Österreich, das er gegenwärtig zu seinem bleibenden Aufenthalte gewählt hat, durch Berichte über die mittelalterlichen Baudenkmale Krakaus verdient gemacht. Der Erzherzog-Stathalter von Tirol hat demselben die Restauration des Domes von Trient übertragen. Essenwein ist ein Künstler von entschiedener Überzeugung, der dieselbe durch tiefe Studien der Monumente befestigt hat. Die Abhandlung im Jahrbuche betrifft einen wesentlichen Theil der Architektur, dessen Verständnis für alle unumgänglich nöthig ist, welche von der mittelalterlichen Baukunst gründliche Kenntniss zu besitzen wünschen. Er ist Laien verständlicher und zugänglicher, als ein ähnlicher Aufsatz

in Viollet-a-Duc' „Dictionnaire de l'Architecture française“ (Artikel Construction), an den sich Essenwein theilweise anschliesst, und hat für uns einen besonderen Werth, weil er seine Beispiele bekannten österreichischen oder deutschen Monumenten entnimmt. — Es wäre wünschenswerth, wenn andere wichtige Elemente der Architektur in eben derselben Weise untersucht würden, wie es diesmal mit den Pfeilern und Gewölben der romanischen und gothischen Periode geschehen ist.

β) Die zweite Abhandlung des Jahrbuches ist F. Bock's „Der Schatz der Metropolitankirche zu Gran in Ungarn“ (mit III Tafeln und 18 Holzschnitten). — Caplan F. Bock, Custos des christl. Museums zu Köln, gehört zu den fruchtbarsten und thätigsten Archäologen Deutschlands, der bei seinen Arbeiten nicht so sehr das gelehrte Publikum, als Künstler, Geistliche, Laien überhaupt vor Augen hat und mit seinen Publicationen praktische Zwecke verfolgt. Es ist ihm vorzugsweise um Einführung eines besseren Geschmacks und eines würdigeren Stiles in eine Reihe von Kunstobjecten zu thun, die zu kirchlichen Zwecken dienen, als da sind, Gewänder, Kelche, Monstranzen, Leuchter, Rauchgefässe u. s. f. — Diesem bestreben liegt eine grössere Bedeutung zu grunde, als auf den ersten Blick manchem scheinen mag. Während der Epoche des romanischen, gothischen und Renaissancestiles waren dieselben voll Charakter in der Hauptform, voll Geist im Detail. Eine grosse Anzahl wirklicher Meisterwerke von Kunst hat sich in diesen Werken erhalten und eine wirklich bedeutsame Kunstthätigkeit in die zahlreichen Kunsthandwerker verbreitet, die mit ihnen zu thun haben. In der spätern Zeit hat man auf diese Objecte keinen Werth gelegt, und in unseren Tagen ist der Geschmack, der in ihnen herrscht, so verwildert, und ein Spielzeug der gewöhnlichsten Mode geworden, dass es im höchsten Grade noth that, gegen diese Verwilderung des Geschmacks und künstlerische Entwürdigung der kirchengerathschaften und Gewän-

XII Tafeln. Ein drittes Werk bereitet der Verfasser (mit Unterstützung der österreichischen Regierung) vor, es wird die deutschen Kaisergewänder ausführlich behandeln, und in prachtvoller Weise illustriert werden. Alle diese Werke verfolgen einen Zweck, und behandeln verwandte Gegenstände. — Die Abhandlung in dem Jahrbuche schließt sich diesen Bestrebungen an, und bespricht die Werke der Kleinkunst in dem Dom-Schatze zu Gran. Es wäre zu wünschen, dass der Hr. Verfasser sich einer kürzeren Ausdrucksweise befleißigen möchte; dadurch würden Wiederholungen vermieden, und die Werke selbst mehr gelesen als angesehen werden.

γ) Friedr. Müller *«Die kirchliche Baukunst des romanischen Stiles in Siebenbürgen»* (mit 23 Holzschnitten und 3 Tafeln). — Fr. Müller und der verstorbene Ackner gehören zu den fleißigsten Kunstforschern Siebenbürgens. Müller behandelt in der vorliegenden Abhandlung einen bisher wenig gekannten Gegenstand *«die romanischen Kirchenbauten Siebenbürgens.»* Müller macht darauf aufmerksam, wie ungenügend die früheren Arbeiten von Mókesch, Köváry u. m. a. über diesen Gegenstand sind, und wie irrig die Vorstellung, welche man von dem Charakter derselben hatte. Er datiert die Geschichte der christlichen Kirchenbaukunst in Siebenbürgen erst von dem elften Jahrhundert, und weist nach, wie lange Zeit hindurch im Lande der romanische Baustil üblich war, zu einer Zeit, wo im deutschen Reiche schon der gothische blühte. Diess ist eine Erscheinung, die auch in anderen Kronländern des österreichischen Kaiserstaates vorkommt, und die deutlich auf den Zusammenhang der Cultur der östlichen Provinzen der Monarchie mit Deutschland weist. Unter den mannigfaltigen Bauten ist es nur der Dom von Karlsburg, der in einzelnen Theilen auf fremde Formen, im wesentlichen aber auf deutsche hinweist. Denn wer Capitäl, Fufs und Ornamentierung des Portales, Fig. 11, mit ähnlichen Werken ungarischer, niederösterreichischer und mährischer Bauten vergleicht, der findet einen merkwürdigen Zusammenhang zwischen den Künstlern der bezeichneten Länder im dreizehnten Jahrhundert, zu deren Erklärung weniger die politische Geschichte, als die des Handwerkes und der Kunsttechnik in jenen Zeiten herbeigezogen werden muss. Die Geschichte des Kirchenbaues von Siebenbürgen lichtet sich erst mit der Colonisierung des Landes durch Deutsche. Wie viel Nothbauten vorgenommen wurden, und wie verhältnismässig selten, und theilweise aus militärischen Rücksichten Steinbauten aufgeführt wurden, das erklärt Müller durch eine Reihe trefflicher Beispiele; am ausführlichsten behandelt der Verfasser den Dom von Carlsburg, und an diese Beschreibung des Domes lehnt er eine Reihe meist evangelischer Kirchen romanischen Stiles von geringer Bedeutung.

δ) K. V. Sava *«Die mittelalterlichen Siegel der Abteien und Regularstifte des Erzherzogthums Österreich ob und unter des Enns»* (mit 26 Holzschnitten). — K. v. Sava gilt hier, und mit recht, als der

tüchtigste Kenner mittelalterlicher Siegel. In der Einleitung gibt K. v. Sava Winke über die Geschichte der Siegelkunde und über die Vorstellungen, welche sich auf Siegeln vorfinden. Die Abhandlung selbst, die Forschern in der Geschichte Österreichs sehr willkommen sein wird, beschreibt ausführlich die Siegel von 57 verschiedenen Abteien und Regularstiften des Erzherzogthums. Eine Fortsetzung dieser Abhandlung, insbesondere eine Behandlung der kirchlichen Siegel anderer Kronländer wäre sehr erwünscht.

a) J. E. Wocel „Die Kirche des ehemaligen Cisterzienser Nonnenstiftes Porta Coeli zu Tischnowitz in Mähren“ (mit 4 Tafeln und 28 Holzschnitten). — Mit der Herausgabe der Kirchen von Tischnowitz und Trebitsch tritt Mähren, dessen Baudenkmale bisher fast ganz in den Hintergrund getreten ist, ganz bedeutsam in die Geschichte der Kunst ein. Prof. Wocel behandelt ausführlich die Geschichte und Beschreibung des Nonnenklosters, eines Baues aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, dessen innere Anlage ebenso klar als sein Portale prächtig ist. Die Kirche reiht sich den schönsten Werken der s. g. Übergangsperiode an.

ß) A. Camesina „Glasgemälde aus dem XII. Jahrhunderte im Kreuzgange des Cisterzienserstiftes heil. Kreuz im Wiener Walde“ (mit XXXII Tafeln). Die Glasgemälde von h. Kreuz gehören zu den Schätzen Österreich's, die bisher nur, wie so vieles andere, wenig gewürdigt worden sind. Diese glänzende Publication wird sicher dazu beitragen, sie dem Interesse der Kunstfreunde näher zu rücken; sie wird auch Paläographen und Freunde alter Handschriften sehr willkommen sein, da die in den Glasfenstern vorkommenden Formen sich sehr gut zur Erläuterung der Initialen und sonstiger Ornamente an Handschriften eignen. Die verjüngten Zeichnungen sind durch ein in der photographischen Abtheilung der k. k. Staatsdruckerei entdecktes Verfahren



(Firtos), Kärnthen (Virunum), Steiermark (Stralsengel, Göss), Holzkirchen aus Mähren, Schlesien und Galizien, Niederösterreich (Sieding, Mödling, Wien) u. s. w. Die „Mittheilungen“ gehören gegenwärtig zu den bestredigierten und lehrreichsten Fachjournalen des Kaiserstaates.

Wir bedauern, dass die Monumente der classischen Kunst darin eine so geringe Stelle einnehmen, und dass insbesondere nicht alle neu entdeckten römischen Inschriften darin aufgenommen werden. Wir hoffen, dass die Gymnasiallehrer, unter denen einige, wie Ficker, eine ganz besondere Tüchtigkeit in Erklärung antiker Denkmäler an den Tag gelegt haben, diese von allen Archæologen lebhaft gefühlte Lücke in der nächsten Zeit auszufüllen nicht unterlassen werden. Ganz unbegreiflich ist es, dass Hr. Kandler, der als Conservator Istriens und Mitglied der Akademie eine doppelte Pflicht hat, über neuere Entdeckungen zu berichten, es nicht der Mühe werth gehalten hat, über die neuen Ausgrabungen, welche im verflossenen Jahre zu Pola gemacht wurden, nachricht zu geben.

In den Publicationen der k. k. Centralcommission herrscht Leben und Thätigkeit; sie haben es verstanden, sich bahn zu brechen, und alter Orten ein Publicum zu erwerben. Anders steht es mit der Publication des Wiener Alterthumsvereines. Hier ist offenbar eine Stagnation eingetreten. Wir sind weit entfernt, diese den Statuten selbst und ihnen allein zuschreiben zu wollen, und wissen sehr wohl, wie es diesem Privatvereine in seiner gegenwärtigen Verfassung schwer, wenn nicht fast unmöglich wird, mit der Centralcommission gleichen schritt zu halten. Aber trotzdem, selbst wenn wir nicht der ansicht wären, dass eine Revision der Statuten und der Wirksamkeit des Vereines dringend nöthig ist, hätte mehr geschehen können, als geschehen ist, um den Intentionen und dem Wortlaute der Statuten gerecht zu werden. Die Centralcommission hat mehrere Gebiete unberührt gelassen, deren Besitzergreifung durch den Alterthumsverein ebenso sehr im Interesse des Vereines als dem der Alterthumsfreunde gewesen wäre. Sonst zeichnen sich die Publicationen des Vereines durch erschöpfende Behandlung des Gegenstandes in ganz vorzüglichem Grade aus. In dem letzten Jahre ist keine solche gemacht worden, sondern eine rein artistische. A. v. Camesinà hat den grossen Plan der Stadt Wien vom J. 1547 in vier grossen Blättern chromolithographisch nachgebildet, und diese Copien sind als Vereinspublication den Mitgliedern gegeben worden. Diese ebenso fleissige als treue Rêproduction ist von den Mitgliedern des Vereines in dem Momente, wo die Frage der Erweiterung der Stadt Wien die Augen Aller auf die Form der Stadt gelenkt hat, sicher mit besonderer Genugthuung aufgenommen worden. Die Bedeutung, welche diese Arbeit des unermüdlich thätigen A. v. Camesina für Wien hat, wurde von dem Vice-Präsidenten des Vereines Hrn. J. Feil in einem Vereinsberichte, welcher seinem wesentlichen Inhalte nach in die „Wiener Zeitung“ übergegangen ist, in umfassender Weise auseinandergesetzt, so dass es hier genügt

auf diesen Bericht, der wohl auch vollständig in die Vereinspublicationen, die in der nächsten Zeit erwartet werden, aufgenommen werden wird, einfach hinzuweisen.

Was die „mittelalterlichen Kunstdenkmäler des österr. Kaiserstaates“, herausgegeben von Dr. G. Heider und Prof. R. v. Eitelberger* (Stuttgart bei Ebner) betrifft, so kann von ihnen selbstverständlich nur referierend gesprochen werden. Sie sind von Dr. G. Heider zu einer Zeit (Jahr 1855) angeregt worden, wo weder die k. k. Centralcommission noch sonst jemand irgend welche Publicationen über die Monumente des österr. Kaiserstaates vornahm, und wo es sich darum handelte, gänzlich unbekannte oder wenig gewürdigte Kunstwerke dem gebildeten wie dem artistischen Publicum in einer weise vorzuführen, ~~dem~~ beide Theile befriedigt werden und die Kunstgeschichte von der Art der Behandlung einen wirklichen Nutzen ziehen kann. Aus diesem Grunde wurde auch auf die Ausstattung, die bei Werken über Kunst keine secundäre Sache ist, ein größeres Gewicht gelegt. Da Monumente aus dem Mittelalter mit der Geschichte der einzelnen Kronländer in einer innigen Verbindung stehen, so wurden mehrere Forscher auf dem Gebiete der Geschichte und der Kunst derselben zur Mitwirkung an dem Werke aufgefordert, und Feil, Baron Sacken (für Niederösterreich), Link und Mafamer (für Tirol), Wocel (für Böhmen), Haas (für Steiermark), haben dem Werke werthvolle Beiträge geliefert, denen sich F. Bock mit Bearbeitung einiger Objecte aus der kleineren Plastik angeschlossen hat. Gegenwärtig ist der erste Band (mit 37 Tafeln u. 168 Holzschnitten) dieses Werkes vollständig erschienen, der zweite Band, von dem bis jetzt 6 Lieferungen veröffentlicht wurden, wird im Laufe des Frühsommers vollendet sein. Ich theile in der Anmerkung*) ein ziemlich vollständiges Verzeichnis der Objecte mit, welche in den „mittelalterlichen Kunstdenkmälern“ die sich einer besonderen Unterstützung des Ministeriums des Unterrichtes erfreuen, behandelt worden sind. Die Aufnahmen und Zeichnungen sind von den Architekten J. Hieser, W. Zimm-

nenden Schriften nicht abgeschlossen, welche Beiträge zur Kunstarchäologie und Kunstgeschichte des Mittelalters führen. Die verschiedenen Zeitschriften der Museen und gelehrten Gesellschaften, insbesondere Böhmens, Oberösterreichs, Steiermarks, Tirols, Ungarns, Krakaus u. s. f. liefern von zeit zu zeit Beiträge nicht unerheblicher Art. Leider sind sie uns nicht in einer weise zugänglich, dass wir von ihnen einen entsprechenden Gebrauch in diesem Organe machen können. Am meisten systematisch sind die Stände Steiermarks vorgegangen, die in Hrn. Haas einen eigenen Landesarchäologen bestellt haben, der beauftragt ist, die Monumente des Landes systematisch zu untersuchen und zu beschreiben.

Zu den selbständig hervortretenden Werken der jüngsten Zeit auf diesem Gebiete sind, ausser dem schon erwähnten Sacken'schen Illustrationswerke der Ambraser Sammlung, zu nennen: der „Dom zu Prag“ von Dr. A. Ambros (Prag, André, 1858, S. 373), eine ansprechende, leider in den unumgänglich nöthigen Kunstbeilagen ganz unzureichende Arbeit eines archäologisch gebildeten Aesthetikers und Musikers — und Zingerle's „Fresken von Runkelstein“ (Innsbruck, 1857), herausgegeben von dem Landesmuseum zu Innsbruck. Diese Fresken, welche Gegenstände aus „Tristan und Isolde“ darstellen, haben das Interesse der Freunde altdeutscher Poesie und Kunst in gleich hohem Grade auf sich gezogen. Die Art und Weise, wie Hr. Zingerle seine Aufgabe in der Erklärung der Fresken gelöst hat, hat die Theilnahme gerechtfertigt, welche man an dieser Publication schon vor ihrem Erscheinen im Buchhandel nahm.

Ganz besonders zahlreich sind die Publicationen des lombardisch-venetianischen Königreiches auf diesem Gebiete. Sie müssen eben ihrer grossen Zahl wegen selbständig behandelt werden. Viele unter ihnen, wie die von P. Selvatico, Conte d'Arco, F. Odorici, Cicogna, Lazzari, Annoni u. s. f. verdienen eine besondere Beachtung, theils der Gegenstände wegen, die sie behandeln, theils der wissenschaftlichen Bedeutung halber, die sie an und für sich haben. Aber in einem Lande, wo fast alles, was die Feder führt, sich mit Kunst beschäftigt, ist begreiflich, dass eine Menge unreifer und vollständig ungenügender Producte in die Welt geschickt wird, die nur dazu dienen, das Misstrauen, welches gegen italienische Publicationen in der ganzen Welt herrscht, zu vermehren. Die Leser der Gymnasialzeitschrift werden mit uns einverstanden sein, wenn wir (so weit uns die Bücher zugänglich sind) nur jene Werke hervorheben, die einen wirklichen Werth haben, oder jene, vor denen zu warnen, gerade in der italienischen Literatur nöthig ist, wo man gewohnt ist, mit berühmten Namen offene Schäden der Literatur zu decken.

Wenn wir nun am schlusse unseres Berichtes einige *pia desideria* für die österreichische Literatur auf diesem Felde aussprechen, so geschieht es deswegen, um auf diese selbst, die wir in den vorstehen-

den Zeilen nur referierend und nicht kritisch haben behandeln wollen, das nöthige Streiflicht zu werfen, und die Schattenseiten derselben andeutend zu charakterisieren. Wir wünschen:

erstens, eine engere Verbindung der Geschichtsforschung von Beruf und Fach mit der Kunsthistorie, als es bisher geschehen ist;

zweitens, eine grössere Beachtung der Werke der antiken Kunst des österr. Kaiserstaates, und das nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch deswegen, weil die durch Winckelmann und Lessing begründete Methode der Forschung auf diesem Gebiete ein Vorbild für die Behandlung mittelalterlicher Gegenstände und ein Heilmittel gegen den bei uns in voller Blüthe stehenden Dilettantismus auf mittelalterlichem Gebiete sein würde;

drittens, ein umfassenderes Benützen der literarischen Quellen und die Bearbeitung derselben für Zwecke der Kunsthistorie, — und das besonders mit Rücksicht auf Kirchenväter und historische Quellenschriftsteller;

viertens, eine ununterbrochene Pflege der Hilfswissenschaften, Heraldik und Diplomatik u. s. f. und Vermehrung oder vielmehr Organisation eines Anschauungsunterrichtes an Hochschulen, von dessen Bedeutung wir noch besonders sprechen werden; und

fünftens endlich eine grössere Theilnahme und Benützung der geschaffenen literarischen Organe von Seite der gelehrten Kunsthistoriker und ein vollständiges erfüllen des Programmes, welches sich die bestehenden Alterthumsvereine gestellt haben. Bei Instituten derart handelt es sich darum, ein Scheinleben zu vermeiden, und literarische Passivität zu brechen, besonders auf Gebieten, die, wie Kunstgeschichten, ein über das gelehrte Kunstgeschichtende Interesse für

nehmen, wenn sie nicht bloß durch die Schau anregen und vergnügen, sondern wissenschaftliche Belege liefern, und Illustrationen tiefer liegender Naturgesetze werden wollen.

Längst hat man den wissenschaftlichen Werth guter Abbildungen von Naturgegenständen aller drei Reiche erkannt, und so viele Prachtwerke und mit belehrender Tendenz illustrierte Texte, selbst Schul-Ausgaben mit zahlreichen Xylographien, geben Zeugnis, dass man der Anschauung gleiche Wirkung zumuthet, wie dem geschriebenen Worte. Allein nicht bloß die individuellen Schöpfungen in der Natur, auch der Typus ihrer wechselnden gruppenweisen Verbindungen und ihrer Gesammterscheinung ist als lehrreicher und anregender Bilderstoff benützt worden. Denn das Bild spricht noch lebendiger zum Auge, als das Wort zum Ohre, und hat dabei den Vortheil voraus, alles auf einmal und nebeneinander zu bieten, während das Wort nur nach und nach, mit großem Aufwande, und ohne dieselbe Sicherheit der Erweckung einer richtigen Vorstellung wirken kann. Darin liegt das Gewicht des Unterrichtes und der Belehrung durch Anschauung, das mit der wachsenden Erkenntnis der praktischen Erfolge immer mehr zur reichlichen Ausbeute für Schule und Haus auffordert.

Das Princip der Volksbelehrung durch Anschauung machte den Cyclus italischer Landschaften in den Arcaden des königlichen Hofgartens in München entstehen, und veranlasste die Ausschmückung mehrerer geographischer Lehrbücher mit Landschafts- und Städte-Bildern, mit Abbildungen von Monumenten, von Trachten etc.

Allein nicht bloß die lebende (organische) Natur ist es, welche unser Interesse in anspruch nimmt, auch die todte, starre Natur hat anspruch auf Darstellung im Bilde, denn sie belehrt uns auf andere Weise durch die Gestalt und die Umrisse der großartigen Massen ihres Gepräges, oder durch die Endlosigkeit und Eintönigkeit jener Räume, welchen alle Linien der Bewegung fehlen. Das sehen muss aber mit dem verstehen sich verbinden, um den vollen Nutzen zu gewähren; das verstehen jedoch entwickelt sich nicht sogleich. Die Geologie musste bis zu einem gewissen Höhengrade ausgebildet werden, um den Zusammenhang zwischen der Form und den sie bildenden Gesteinen zu ergründen; die Terrainlehre musste weit vorschreiten, um die tausenderlei Formen unter Gesetze zu bringen, und den Nachweis der ursprünglichen Gestalt und der durch Feuer und Wasser bewirkten Veränderungen klar vor augen zu stellen. Dann erst las man in den Umrissen der Gebirge auch die Geschichte ihrer Entstehung und Ausbildung; man studierte an ihnen die ungeheueren Processe, denen die Erde unterliegen musste, bis sie wurde wie wir sie nun sehen; man erkannte die Richtungen der ungeheueren Fluten an den großartigen Anprallflächen und den Durchfurchungen der Erhebungen, die Zerstörungen des fallenden Wassers an den zahlreichen Erosionen u. s. f., kurz es war dem Auge eine neue

Welt des Verständnisses aufgeschlossen von nicht geringem Umfange. Man sah demnach in den Umrissen nicht bloß den malerischen Reiz der Linien, sondern zugleich die Hieroglyphen der Geschichte der Erde. Es herrschte bei dem gebildeten Beschauer nicht mehr der Genuss des schönen allein vor, sondern es vergesellschaftete sich damit der Drang des Erkennens, des Forschens nach den Ursachen, ein Suchen nach Gesetzen, deren Stempel die Erscheinungen an sich tragen.

Was wunder, wenn nun jene Höhenpunkte, von welchen ein besonders lehrreicher Einblick in die Natur der Gebirge gewonnen wird, eine größere Bedeutung erhielten, und die Wissenschaft sich der sorgfältig gezeichneten Gebirgsansichten und Panoramen zu bedienen begann, um die Formen der Berge zu studieren, und deren auffällige Merkmale mit ihrer geologischen Beschaffenheit zu vergleichen. In allen bedeutenden Lehrbüchern der Geographie finden wir in einem Abschnitte die Parallele zwischen Felsgattung und Außengestalt aufgenommen, und in mehreren (z. B. Berghaus' Grundriss der Geographie) begleitet von Gebirgsansichten und Profilen. Dass ein eindringliches Studium und memorieren der äußerlichen Gestalt der Unebenheiten kein leerer Zeitvertreib sei, sondern vielseitigen Nutzen zu schaffen vermöge, beweist uns unter andern die bekannte Entdeckung des berühmten Reisenden A. v. Humboldt, welcher aus der Ähnlichkeit der Gestalt von Bergen im Ural mit Bergen in Brasilien schloss, dass sie Diamanten bergen könnten, was sich in kürze bestätigte. Genaue Panoramen von geeigneten Aussichtspunkten gewähren solche Bergstudien in höherem Maße, als andere, von tiefen Standpunkten aufgenommene Ansichten von Gebirgsgegenden, weil sie ein weit reichlicheres, mitunter ein sehr mannigfaltiges Materiale liefern, und man in der Regel von hohen Punkten den Zusammenhang und die Vertheilung im Raume weit besser beobachten kann. So z. B. bietet das Panorama des Rutenbergs (Zuch-

sammentreffen zahlreicher Bedingungen zu vielen Schwierigkeiten unterläge. Es gibt jedoch geschickte Zeichner, die ein sehr geübtes Auge haben, und unter diesen ist Hr. Prof. Simony einer der gewandtesten. Überdiess hat er sich eine einfache Methode ersonnen, die er in ein par Vorlesungen in der k. k. geogr. Gesellschaft kundgegeben, wodurch seine Zeichnung einen Grad mathematischer Genauigkeit erreicht, den man nicht viel besser durch pantographische Zeichnungsmaschinen mit Fernröhren und Fadenkreuz erreichen würde. Man kann im eigentlichsten Sinne sagen, S. messe die Natur mit dem Zirkel ab, und trage sie aufs Papier. Man darf sogar kühn es wagen, seine Panorama-Zeichnungen, nach vorheriger genauer Orientierung nach den Hauptweltgegenden, mit Gradtheilen zu versehen, und darnach auf Karten Alignements vorzunehmen. Bei solcher Meisterschaft der Abbildung und durch die bewusste Wahl passender Standpuncte tritt die Landschaftszeichnung aus der bloßen Kunstrichtung in die Sphäre der wissenschaftlichen Tendenz, und bietet die Mittel zu einer systematischen Folge von Charakterbildern der Gebirgsformen, welche, ähnlich im Zwecke mit anderen naturhistorischen Werken, der Landes- und Erdkunde gleich nützlich werden können.

Man hat Compilationen von Charakterbildern, von Landschaften und Bewohnern der weiten Erde nach Dutzenden, vom Bändchen bis zu vielbändigen Werken, mit und ohne Illustrationen, man hat Werke über Gebirgs- und andere Gegenden mit herrlicher Ausschmückung durch alle Mittel der Kunst, alles bloß, um durch Wort und Bild deutliche Vorstellungen und Begriffe von den Haupteigenthümlichkeiten der ausgezeichneten Landstriche aller Erdtheile zu geben. Warum sollte nicht ebenso gut die Structur des Knochengebäudes unserer Erde als rother Faden zu einer Reihe von Illustrationen benützt werden, die gleich anatomischen Tafeln der Organismen, die Gesetze der äusseren Gestaltung unserer Erdrinde durch treffende Beispiele aus der Natur erläutern? Ein solches specielles Werk über die Hauptgebirge des österreichischen Kaiserstaates nach und nach zu stande zu bringen, ist die lang genährte und mit Ausdauer fortwährend in's werk gesetzte Idee des Hrn. Prof.'s Simony. Dieser schönen Idee widmet er mit Aufopferung seine von Berufspflichten freien Stunden; alljährlich werden Alpenreisen unternommen, die Beschwerden von Gletscherfahrten und Ersteigung der höchsten Gipfel nicht gescheut, und jedesmal resultirt eine Fülle interessanter Zeichnungen, die nach und nach eine Anzahl von Cahiers füllen; von ausgezeichneten Aussichtspuncten werden Panoramen oder Hemioramen aufgenommen, alles mit der scrupulösesten Genauigkeit der Umrisse; und so bildet sich durch den Eifer eines Mannes, Stück für Stück vorläufig das Materiale zu wissenschaftlichen Bildern der österreichischen Alpen, das nur der ausreichenden Unterstützung bedürfte, um vervielfältigt einem grossen Kreise, und

auch dem Unterrichte zugänglich und nützlich zu werden. Nur wenige Arbeiten Simony's sind im Stiche oder im Farbendruck ausgeführt worden, und auch von diesen sind einige nicht veröffentlicht. Mehrere darunter hat er eigenhändig radiert und geätzt. Zu jenen, nach Vollendung eines ganzen Cyclus für Lehranstalten zum geographischen Anschauungs-Unterrichte bestimmten Aufnahmen gehören: eine Ansicht der Ötztthaler Ferner; eine Ansicht des Glocknerstockes von Norden (durch einen Umdruck in der Zeitschrift „Faust“ bekannt geworden); eine Ansicht der Erpyramiden bei Botzen; sechs Charakterblätter im Farbendrucke über die Alpen (in Wien ausgeführt auf Kosten der geographischen Anstalt in Gotha, die den Verlag übernommen hat); ein Hemiorama der Umgegend von Linz, ein Hemiorama des mittleren Etschthales mit dem Zuge der Mendel, des M. Roen u. s. w. (vortreffliche Handzeichnungen, deren baldige Veröffentlichung zu wünschen wäre), und zahlreiche Ansichten der ausgezeichnetsten Gletscher und Hochgipfel der Alpenstöcke des Dachsteins, Glockners, Venedigers, Ortels, des Ötztthales u. s. w., ungerechnet die zahlreichen Detailstudien aus allen Höhenzonen der Alpen, welche ein reichhaltiges Materiale zur Veranschaulichung physikalisch-geographischer Verhältnisse darbieten.

Zum drucke vorbereitet liegt eine Monographie über die Seen des Salzkammergutes mit zahlreichen Längen- und Querprofilen der Wasserbecken (nach mehr als 2000 eigenen Tiefmessungen entworfen) und mit einem Cyclus von Ansichten, unter denen ein Tableau des Hallstädter Sees zugleich die Bodengestalt des letzteren veranschaulichen wird.

An Rundsichten rühren ferner von derselben geschickten Hand her: 1. ein Panorama vom Schafberge (Österreichs Rigi), in vier Blättern vom Prof. Simony selbst radiert, später im Farbendrucke durch die k. k. Staatsdruckerei ausgeführt; 2. ein Hemiorama der Dolomiten

augen liegen, mit ihren pittoresken Hochgipfeln und stellenweisen Senkungen. Ich rathe, wenn möglich, einen Vergleich der Zeichnung mit den zusammengefügtten Blättern der Gr. Q. M. Stabskarte von Illyrien vorzunehmen. Es wird dadurch dem Beschauer recht klar werden, welchen Werth eine solche getreue Darstellung einer Gebirgskette für den Geographen hat; sie ergänzt so zu sagen die Bergzeichnung, indem sie den Kamm mit allen Undulationen deutlicher erscheinen lässt, als diese ihn anzudeuten vermag. Insbesondere gerne verweilt der Blick auf dem höchsten Gipfel Krains, dem Triglav (9036 W.-F.), der pyramidal den Kranz der umgebenden Hochgipfel überragt. Ihm folgen gegen W. die Verbindungsgebirge (Blegas) zum Birnbaumerwald (Hochkarst), immer niedriger und ferner, bis der viel nähere Krim, der Mittelpunkt Krains, in den Horizont aufragt und das Bild am hinteren Golove schließt. Man übersieht die weite, ganz ebene Fläche des Laibacher Moors, mit ihren Einbuchtungen, worüber der Text näheres enthält; deutlich erkennt man die Thalweitungen, aus welchen Save und Feistritz herausfliessen, selbst hinter den verdeckenden Vorbergen, und kann die Ebene östlich von Laibach nahe bis zu ihrem Ende verfolgen. Die Umrisse der Gebirge sind nicht schattiert, um keine Linie der Formen entgehen zu machen, nur der Mittelgrund ist mit Schatten und Licht skizziert, und der Vordergrund zur Gewinnung einer vollkommenen Perspective kräftiger ausgezeichnet. Das Gesamtbild ist ein höchst treues Conterfey der Natur, und bewirkt durch die augenfällige Wahrheit der Contouren einen so befriedigenden Eindruck, dass die vollendetste Kunst des Grabstichels ihn kaum erheblich zu steigern im stande wäre, Gerade diese Art der Ausarbeitung ist dem Zwecke der Darstellung sehr zusagend, der durch ein vollkommenes Kunstbild mit Schatten und Licht auf einer Seite verlöre, was auf der anderen gewonnen würde. Der Zweck dieses Bildes ist offenbar die Darstellung einer grossen Partie der südlichen Kalkalpen, die den Beschauer auf dem gewählten Standpunkte von allen Seiten umgeben. Diese mit ihren merkwürdigen schroffen und wechselnden Formen, mit ihren Vorlagerungen jüngerer Entstehung bis zum Niveau des fast horizontalen Beckens herab treten als Hauptgegenstand der übersichtlichen Rundschau auf und obwol gar keines der übrigen Objecte vernachlässigt ist, erfreuen sie sich einer vorzüglich sorgfältigen und deutlichen Ausarbeitung. So sieht das Auge des wissenschaftlich gebildeten Naturforschers; so zeichnet seine kunstgeübte Hand die wohlaufgefassten Formen treu und sicher auf's Papier. Bei derartiger gewissenhafter Genauigkeit können ähnliche Arbeiten nicht schnell vorschreiten und der verschiedene Zustand der Witterung und Luftdurchsichtigkeit trägt hinlänglich bei, die Zahl der verwendeten Stunden zu einer Reihe von Wochen anwachsen zu machen. Für diese Mühen und die damit verbundenen Opfer an Zeit und Geld lohnt fast nur die eigene Überzeugung von der Nützlichkeit solchen Schaffens, die

Befriedigung des inneren Dranges, der nur mit der Vollendung der Arbeit schwindet, um sich einer neuen Aufgabe zuzuwenden, nicht aber die Verwerthung des Productes, das selten mit der hohen Wärme jener Liebe aufgenommen wird, mit der es geschaffen wurde. Freuen wir uns daher, wenn Hr. Prof. Simony, durch die bisherigen in lucrativer Hinsicht geringen Erfolge seiner Arbeiten unbeirrt, den frischen ungebeugten Muth sich bewahrt, in der einmal eingeschlagenen Richtung thätig fortzuwirken und wünschen wir ihm, dass das praktische und nützliche Ziel seiner diessfälligen Arbeiten allseitig erkannt und gewürdigt werden möge.

Wien.

A. Steinhauser.

Gius. Frapporth. *Degli esercizi di estetica analitica prescritti nei ginnasii. Milano, 1858.*

Die neuere Zeit, welche aus naheliegenden Gründen sich mit besonderer Vorliebe der Ausbildung und Verbreitung des analytischen Verfahrens zugewendet hat, regte auch wieder den alten Gedanken einer geregelten Anwendung dieser Methode auf Gegenstände der Aesthetik an und fasste die betreffenden Versuche zunächst unter dem Namen der analytischen Aesthetik zusammen. So wenig nun ein solches Unternehmen in rein speculativer Beziehung, wo es sich um Entwicklung und Systematisierung ästhetischer Principien handelt, auszureichen vermag, so einleuchtend ist anderseits dessen pädagogische Brauchbarkeit, wo es sich von seite des Lehrers darum handelt, die durch wirklich vorgenommene Lectüre gewonnenen Anschauungen des Schülers unter allgemeinere ästhetische Gesichtspuncte zu bringen. So genommen schließt die analytische Aesthetik auch der methodischen auf Gymnasial-

lich das specielle Geschäft des Lehrers, der Hr. Verf. sieht sich in seinem Leitfaden begreiflicher Weise genöthigt, den Weg geradezu umzukehren und *coll' intento di fare ai docenti facoltà di convertirlo all'atto pratico dell' insegnamento nelle deduzioni analitiche raccomandate* (S. 13) — von einer allgemeinen Systematik ausgehend, kurze Charakteristiken voranzuschicken und ihnen die einzelnen Lesestücke, mit literarischen Notizen begleitet, nachfolgen zu lassen. Was nun die allgemeine Classification betrifft, so meidet der Hr. Verf. mit recht eine zu weit gehende Spaltung und Ausführung (S. 11), und Ref. erinnert hiebei an die Warnung, die einst bei gleicher Veranlassung Goethe einem verdienstvollen österreichischen Schulmanne gegenüber ausgesprochen. Ohne den Grundunterschied von Poesie und Prosa anzuerkennen, reducirt der Hr. Verf. die Mannigfaltigkeit der Kunstformen zunächst auf den Gegensatz von Objectivität und Subjectivität, dem psychischen Entwicklungsgange entsprechend, der von der Vorstellung des äusseren zu der des inneren übergeht. Die objective Form umfasst, entsprechend dem Überwiegen des Gedächtnisses, der Phantasie und des Gefühls (*il sentimento*), die Gattungen der Erzählung, Beschreibung und des Dramas, erstere mit den Unterarten der Geschichte, Biographie, der historischen, poetischen, geographischen Beschreibung, des historischen Gemäldes, der Erzählung, des Romans und den *generi non istorici di forma storica* (Fabel und Parabel); die zweite mit jenen des Heldengedichtes, des episch historischen, des heroisch komischen Gedichtes und der poetischen Erzählung, die letzte als Tragödie, sonstige dramatische Form (Komödie, Pastoraldrama und Melodrama) und die *poesia quasi drammatica* (die *bucolici* und die Idylle). Die subjective Form, zu welcher die letztgenannten Arten schon den Übergang anbahnten, zerfällt in die Gattungen des lyrischen Gedichtes und der Elegie, der Epistolographie, des Epigramms und der didaskalischen Poesie, zu welcher die Unterarten der Rede, Satire, des *sermone*, der Abhandlung (*trattato*) und des didaktischen Gedichtes gehören. Die Beziehung auf die Seelenvermögen wird dabei mit der kurzen Bemerkung abgethan, bei dem lyrischen herrsche das Gefühl, bei allen übrigen die Reflexion vor (S. 51). Ohne die Schwierigkeit zu verkennen, die jedem Versuche, nationalhistorisch entstandene Begriffe in logische Schemen zu bringen, entgegenstehen, kann Ref. dennoch weder der Wahl des Eintheilungsgrundes noch der Durchführung desselben beitreten. Wie wenig in erster Beziehung der Gegensatz der Seelenvermögen auslangt, hat man hier, wie anderwärts längst erfahren; wirklich charakteristisch für die Kunstform kann nur das Verhalten des Künstlers seinem Stoffe gegenüber werden, und dann sänke auch der Dualismus von Poesie und Prosa, den freilich niemand mehr in Gebundenheit und Ungebundenheit der Rede sucht, nicht zum bloßen Gewande herab (S. 14), was um so mehr auffällt, als anderwärts die Idylle doch der bloßen dialogischen Form zu Liebe dem Drama zu-

gefühlt wird (S. 50). Eine unmittelbare Folge hiervon ist der mindestens diesseits der Alpen auffallende Umstand, heterogene Unterarten innerhalb derselben Gattung nebeneinander aufgeführt zu finden, wie etwa die poetische Beschreibung neben der Kirchengeschichte, oder die wissenschaftliche Behandlung neben der Satire. Nicht minder sonderbar scheint es, dass bei Einordnung der Fabel in die erzählende Form eine Präponderanz des Gedächtnisses zum vorscheine kommt, eine Unzukömmlichkeit, die sich gleichermassen bei Subsumirung des Romanes, der Comödie und anderwärts einstellt. Wie gliederreich nun auch die Reihen erscheinen, der deutsche Leser wird doch manche Gruppe vermissen, deren Vertretung er gerade in der italienischen Literatur zu erwarten geneigt sein möchte, wie der Travestie, Parodie, Ballade, Romanze, Ode, Hymne u. s. w. — gleichwol wird gerade er einsichtig genug sein, derlei Lücken nicht allzu hoch anzuschlagen. Was die einzelnen Charakterisierungen anbetrifft, so sind sie kurz und ohne ängstliche Pedanterie gehalten und zumeist auch bezeichnend, wenn auch schon hin und wieder manches antiquierte sich geltend macht, wie die Forderung der Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes (S. 36 und 41). Die eingereihten Lesestücke sind beinahe durchweg auch in Deutschland als classisch bekannt, die Wahl zeigt von genauer Sachkenntnis und höchst ehrenwerthem pädagogischem Ernste. Als Belege für letzteren heben wir anerkennend hervor: die Besprechung des Verhältnisses der classischen Lectüre zu der Kirchenhistorie (S. 25), die Abweisung des französischen Romans (S. 33), das Urtheil über die Schicksalstragödie (S. 47), die Ausschließung der Melodramen Metastasio's von der Gymnasiallectüre (S. 49), die Warnung vor zu ausgedehnter Lectüre der Satiriker (S. 67) u. a. m. Das Urtheil über einzelne Producte und Perioden der italienischen Literatur ist bei dem Hrn. Verf. unbefangener

nahme einer langen Reihe von Epigrammen S. 59—64. Deutsche Philologen dürften die Aussprüche des Hrn. Verf.'s über Livius (S. 22), Cicero (S. 56), Virgils Georgica (S. 71), die Kyropädie (S. 30). über die Lectüre des *somnium Scipionis* (S. 31) interessieren. Dass der Hr. Verf. allenthalben auf Parallelen (*confronti*) dringt, ist wol gerechtfertigt, von seinem maßvollen Sinne lässt sich erwarten, dass ihm einerseits der besonders die Jugend blendende Glanz der beliebten Antithesen, sowie anderseits die Schwierigkeit der vollen Auffassung verschiedenartiger Standpunkte wol bekannt sei, und wenn auch die Ausfüllung der Gruppe der historischen und poetischen Beschreibung einzig und allein mit Pestschilderungen (S. 28) von einer etwas zu weitgetriebenen Vorliebe für Vergleichen zeigt, so sind wieder die verständigen Worte S. 66 um so anerkennenswerther: *simili confronti fra scrittori di età e nazioni diverse riescono per lo più parziali, imperfetti e superficiali. i critici assennati si accontentano di riconoscere in questi uomini straordinari una grandezza propria, che costituisce ciascuno sommo nel suo genere per certe doti speciali.* Überblickt man die hier skizzierte ehrenwerthe Tendenz des Werkchens, und das umsichtige, tüchtige Streben, sie zu realisieren, so wird man ihm das Lob einer ansprechenden und würdigen Arbeit nicht vorzuenthalten im Stande sein.

Prág.

Wilhelm Volkmann.

Dritte Abtheilung

Verordnungen für die österreichischen Gymnasien; Statistik.

Personal- und Schulnotizen.

(Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen u. s. w.) — Der Official der Hilfsämter des Ministeriums für Cultus und Unterricht, Hr. Adolf Zahradka, zum Controlor bei der k. k. Schulbücherverlags-Verwaltung für Böhmen und der prov. Rechnungsführer bei der genannten Verlagsverwaltung, Hr. Franz Slavik, zum Material-Rechnungsführer.

— Der Gymnasiallehrer zu Fiume, Hr. Johann Müller, zum Gymnasiallehrer zu Innsbruck.

— Der Gymnasiallehrer zu Salzburg, Hr. Karl Holzinger, mit Allerhöchster Entschliessung vom 25. Jänner l. J. zum Director des Gymnasiums in Görz.

— Der Gymnasiallehrer zu Eger, Hr. Heinrich Klučák, mit Allerhöchster Entschliessung vom 10. Februar l. J. zum Director des Leitmeritzer Gymnasiums.

— Der supplierende Religionslehrer am kathol. Gymnasium zu Teschen, Hr. Adam Dorda, Weltpriester, über Vorschlag des fürstbischöflichen Hofraths, zum Director des Gymnasiums in Teschen.

— Der Privatdocent an der Universität zu Bonn, Hr. Dr. Gottfried Muys, mittels Allerhöchster Entschliessung vom 23. Jänner l. J., zum ordentlichen Professor der allgemeinen Geschichte an der Lemberger Universität.

— Der Vicepräsident an dem *Istituto di scienze ed arti* in Mailand, Hr. Feldmarschall-Lieutenant Camillo Baron Vacani, zum Präsidenten dieses Institutes, das wirkliche Mitglied Hr. Hofrath Peter Gori zum Vicepräsidenten, und der bisherige Vicesecretär Hr. Julius Nobile Curioni in gleicher Eigenschaft auf weitere statutenmäßige Dauer dieser Function bestätigt.

— Dem Professor der Land- und Forstwissenschaftslehre am Steiermärkisch-ständischen Joanneum zu Gratz, Hrn. Dr. Franz Hlubek, ist in Anerkennung seiner vieljährigen verdienstlichen Wirksamkeit im Gebiete der Wissenschaft, des Unterrichtes und des praktischen Lebens, mittels Allerhöchster Entschliessung vom 31. Jänner l. J., der Titel eines kaiserlichen Rathes taxfrei Allergnädigst verliehen worden.

— Dem Professor der Medicin und Chirurgie an der Universität zu Pesth, Hrn. Dr. Johann v. Balassa, wurde der kaiserl. Rathstitel mit Nachsicht der Taxen Allergnädigst verliehen.

— Der Consistorialrath, Dechant, Schuldistricts-Inspector und Pfarrer zu St. Johann in Tirol, Se. Hochw. Hr. Dr. Rupert Mayr, wurde zum Domcapitular an der Salzburger Metropolitankirche ernannt.

— Der dermalige Adjunct der k. k. Hof- und Staatsdruckereidirection, Hr. Karl Adam Kaltenbrunner (als Dichter vorthellhaft bekannt), ist zum Vice-Director dieser Anstalt ernannt worden.

— Dem bekannten vaterländischen Dichter, Hrn. Otto Prectler, Hilfsämter-Director im k. k. Finanzministerium, ist die Allerhöchste Bewilligung zu theile geworden, das Ritterkreuz des herzogl. Sachsen Ernestinischen Hausordens annehmen und tragen zu dürfen.

— Dem akademischen Professor und Historienmaler, Hrn. Karl Wurziinger, ist die Allerhöchste Bewilligung zu theile geworden, das Ritterkreuz 1. Cl. des k. bayrischen St. Michael-Verdienst-Ordens annehmen und tragen zu dürfen.

— Dem bekannten Dichter, Hrn. M. Dr. Ludw. August Frankl, ist die Allerhöchste Bewilligung zu theile geworden, das Ritterkreuz des kön. griechischen Erlöserordens annehmen und tragen zu dürfen.

— Dem Director der k. k. Gemäldegallerie im Belvedere, Hrn. Erasmus Engert, ist mit Allerhöchster Entschliessung vom 19. Februar l. J. der Titel eines kaiserlichen Rathes taxfrei Allergnädigst verliehen worden.

— Hr. Dr. Joseph Weiser, Director der k. k. Oberrealschule auf der Landstrasse in Wien, wurde von der Stadt Kaschau mit dem Diplom eines Ehrenbürgers derselben ausgezeichnet.

— Am 2. Februar feierte zu Budweis Se. Hochwürden Hr. P. Crescenz Fanta, Director der dortigen mit der Hauptschule vereinigten Unterrealschule, em. Rector des Piaristencollegiums und Ehrenbürger von Rakonitz, sein fünfzigjähriges Jubiläum seit Ablegung seiner Ordensprofess.

— Der Rabbinatsschule zu Prefsburg sind die Rechte einer öffentlichen Lehranstalt zuerkannt worden.

(Concurse, Erledigungen, Stiftungsplätze, Stipendien u. s. w.) — Am Leitmeritzer Gymnasium die Lehrerstelle für das Fach der böhmischen Sprache mit aushilfsweiser Verwendung für Geschichte und philosophische Propädeutik, mit dem Gehalte jährl. 735 fl. ö. W. und dem Vorrückungsrecht in 800 fl. ö. W. Termin: Binnen 2 Monaten, bei der böhmischen k. k. Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 26. Jänner l. J., Nr. 20.)

— An der Unterrealschule zu Pancsova eine technische Lehrerstelle mit 525 fl. ö. W., und dem Vorrückungsrecht in 630 fl. ö. W., nebst den anderen systemmäßigen Elementen. Termin: 15. Februar l. J., bei dem k. k. serbisch-banater Landes-General-Commando in Temeswar. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 30. Jänner l. J., Nr. 24.)

— Am k. k. akademischen Gymnasium zu Lemberg vier Lehrerstellen, jede mit dem Gehalte jährl. 945 fl. ö. W. und dem Rechte zur Vorrückung in 1050 fl. ö. W., so wie auf die systemmäßigen Decennalzulagen. Termin: 15. März l. J., bei der k. k. galizischen Statthalterei in Lemberg. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 6. Februar l. J., Nr. 29.)

— Am k. k. zweiten Gymnasium zu Lemberg eine Stelle für classische Philologie und deutsche Sprache, mit dem Gehalte jährl. 950 fl. ö. W. und dem Anspruche auf die Decennalzulagen. Termin: 15. März l. J., bei der k. k. galizischen Statthalterei zu Lemberg. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 8. Februar l. J., Nr. 30.)

— An der k. k. technischen Lehranstalt in Brünn die Lehrkanzel der praktischen Geometrie und des Situationszeichnens, mit dem Jahresgehälter von 1050 fl. ö. W., auf dem Concurswege. Termin: 15. März l. J., bei der k. k. mährischen Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 8. Februar l. J., Nr. 30.)

— Am k. k. Gymnasium zu Salzburg eine Lehrerstelle für die beiden altclassischen Sprachen, mit dem Gehalte von 840 fl., nebst dem Vorrückungsrechte in 945 fl. ö. W. und dem Anspruch auf die normalmäßigen Decennalzulagen. Termin: 5. März l. J., bei der Landesregierung zu Salzburg. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 10. Februar l. J., Nr. 32.)

— Am kath. Staatsgymnasium zu Ungvár mehrere Lehrerstellen für classische Sprachen, dann deutsche Sprache und Geographie und Geschichte, jede mit dem Jahresgehälter von 735 fl. ö. W., dem Vorrückungsrechte in 840 fl. ö. W. und dem Anspruche auf die systemmäßigen Decennalzulagen. Termin: Ende März l. J., bei der k. k. Statthalterei-Abtheilung zu Kaschau. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 10. Februar l. J., Nr. 32.)

— An der selbständigen Districts-Unterrealschule mit deutscher Unterrichtssprache zu Groß-Kirkinda (Woiwodschafft Serbien und Temeswar Banat) die Stelle eines Lehrers in Mathematik und Geometrie bes.

— Über eine namhafte Anzahl erledigter Stipendien, nämlich: 1. zwölf Windhag'sche; 2. ein Goldegg'sches; 3. ein Jos. Mayerhofer'sches; 4. zwei Zoller'sche; 5. ein Guttenstein'sches; 6. drei Frz. Ant. v. Fischer'sche; 7. zwei Heinr. Pyhr'sche; 8. ein Unruh'sches; 9. ein J. B. Troyer v. Aufkirchen'sches; 10. ein Collin'sches; 11. zwei Rosalia Czech'sche; 12. ein Bocries'sches; 13. ein Namieski'sches; 14. ein Steinberg'sches; 15. ein Prandis-Körber'sches; 16. zwei Wenzel'sche; 17. drei Engelhart'sche; 18. zwei Geißler'sche; 19. ein Gerdes'sches; 20. ein Güller'sches; 21. ein Goldberg'sches; 22. ein Haidenburs'sches; 23. ein Lilienburs'sches; 24. ein Maycen'sches; 25. ein Molitor'sches; 26. ein Osburg'sches; 27. zwei Pacher'sche; 28. drei Rosenburs'sche; 29. ein Rosenburs-Hunter'sches; 30. ein Rosenburs-Leitgeber'sches; 31. ein Rosenburs-Pohlhaim'sches; 32. ein Rumpff'sches; 33. ein Sorbait'sches; 34. ein Strohman'sches; 35. ein Stuppan'sches; 36. ein Schneider'sches theologisches; 37. ein Emerich'sches; 38. ein Juschitz'sches medicinisches; 39. drei Schlesisch-Bursa'sche; 40. ein Gottl. Thurner'sches medicin.-chirurgisches; 41. zwei Althan-Ruhland'sche, vier Ferdinandeis'sche, zwei Rechberg'sche und vier Voss'sche Seminar-Musik-Handstipendien, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 28. Jänner l. J., Nr. 22.

— Über einen erledigten gräflich Millesimo'schen Stiftungsplatz von jährl. 945 fl. ö. W., s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 30. Jänner l. J., Nr. 24.

— Über 2 erledigte Joseph Gotthard Ritter von Schwandner'sche Familienstiftungsbeträge von jährl. 472 fl. 50 kr. ö. W., s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 1. Februar l. J., Nr. 25.

— Über ein erledigtes Joseph Zimmermann'sches für Schüler des Innsbrucker Gymnasiums, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 17. Februar l. J., Nr. 38.

— Über 2 erledigte von Leeber'sche Universitäts-Stiftungs-Präbenden jährl. 52 fl. 50 kr. ö. W., s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 19. Februar l. J., Nr. 40.

— Über die Erledigung von 2 Barbara Kreutzer'schen Stiftungsplätzen für arme Studierende, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 20. Februar l. J., Nr. 41.

— Über einen erledigten Freiherr Kirchberg'schen Stiftungsplatz in der k. k. Theresianischen Akademie, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 27. Februar l. J., Nr. 47.

(Todesfälle.) — Am 3. Jänner l. J. zu Szilas-Balhás (Vesprmer Comitát) starb der Veteran der ungarischen Ingenieure, Hr. Caspar Haláss, 72 Jahre alt.

— Am 20. Jänner l. J. zu Kassel Hr. Dr. Christoph Rommel, Staatsrath, Director des Haus- und Staatsarchives und der Landesbibliothek, früher Professor der Geschichte an der Universität zu Marburg, Verfasser der „Geschichte von Hessen“ (bis jetzt 10 Bde.), im 78. Lebensjahre.

— Am 20. Jänner in Berlin Frau Elisabeth v. Arnim, unter dem Namen Bettina bekannt (geb. zu Frankfurt 1785), Schwester des Dichters Clemens Brentano, Gattin des Romantikers Joachim (Achim) v. Arnim (gest. am 21. Jänner 1831).

— Am 21. Jänner l. J. auf seinem Schlosse zu Weidenhof bei Breslau Hr. Graf Bernhard Joseph zu Stolberg (geb. am 30. April 1803), Sohn des Dichters Friedrich Leopold z. St.

— Am 22. Jänner l. J. in England der englische Geschichtsschreiber Hr. Henry Hallam, Verf. der „Geschichte des Mittelalters,“ der „Wiedergeburt der Literatur und der englischen Verfassung,“ im Alter von 81 Jahren.

— Am 24. Jänner l. J. zu Straßburg Hr. Friedrich Schützenberger, Professor der Rechte an der dortigen Universität, Verfasser des Werkes „*Les lois de l'ordre social*.“ im Alter von 60 Jahren.

— Am 24. Jänner l. J. zu Raab Hr. Joh. Hindár, k. k. Comitatsgerichtsrath, in literarischen Kreisen als Novellist und Dramatiker („*Adóslevél*“, „*der Schuldbrief*“) bekannt.

— Am 24. Jänner l. J. zu Florenz die Dichterin Massimina Fantastici-Rosellini, im Alter von 70 Jahren.

— Am 25. Jänner l. J. zu St. Pölten der jub. Oberpostamtscontrolor, Hr. A. J. Mitterbacher, als Unternehmer kostspieliger Kupferwerke, als Förderer der osterr. Journalistik und auch als belletristischer Schriftsteller bekannt, im 78. Lebensjahre.

— Am 28. Jänner Hr. Dr. theol. Karl Adolf Agardh, Bischof im Stifte Carlstadt (Schweden). Mitglied der Schwedischen Akademie und der kün. Akademie der Wissenschaften (geb. zu Schoonen, am 23. Jänner 1785), von 1712—1834 Professor der Botanik und praktischen Oekonomie an der Universität zu Lund, als Theologe, Naturforscher und Statistiker bekannt.

— Am 28. Jänner l. J. zu Newyork der ausgezeichnete amerikanische Historiker Hr. William Hickling Prescott (geb. am 4. Mai 1796 zu Salem im Staate Massachusetts) Verf. der „*Geschichte Ferdinands und Isabella's*“, „*Eroberung Mexico's*“, „*Geschichte der Eroberung Peru's*“, „*Philipp II. v. Spanien*“, „*Geschichte der Regierung Karls V.*“ u. s. w.

— Am 1. Februar l. J. zu Reinbeck (Holstein) Hr. C. F. Wurm, Professor der Geschichte am akadem. Gymnasium zu Hamburg als Schriftsteller und Geschichtsforscher bekannt, im 57. Lebensjahre.

— Am 2. Februar l. J. zu Prag der pension. k. k. Bibliotheks-scriptor Hr. Joseph Adolf Hanslik, als Schriftsteller („*Dambeck's Lesebuch der Aesthetik*.“ 2. Bd. 1822, „*Geschichte und Beschreibung der Prager Universitäts-Bibliothek*.“ 1851, Zeitschrift „*krotos*“ u. a.) rühmlich bekannt im 74. Lebensjahre.

— Am 3. Februar l. J. zu Upsala der Prof. emer. der Astronomie Hr. Joh. Breddmann (geb. in Jemtland 1770), als Lehrer ausgezeichnet.

— Am 6. Februar zu Stuttgart Hr. Eduard Freih. v. Wächter, Staatsrath, Director des geheimen Staats- und Hausarchivs.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Programme österreichischer Gymnasien und Realschulen am Schlusse des Schuljahres 18⁵⁷/₅₈.

(Fortsetzung v. 1859. Hft. I. S. 89 ff.)

II. Abhandlungen philologischen und linguistischen Inhaltes.

4. *De sermonis latini usu quotidiano* (Abhandl. eines ungenannten Verf.'s im Programm des fürsterzbischöflichen Ober-Gymn. zu Tirnau, am Schlusse des Schulj. 18⁵⁷/₅₈. S. 1—11. 4.)

Um die Leser unserer Zeitschrift über den Inhalt der vorliegenden Abhandlung zu orientieren, muss ich mir erlauben etwas weiter auszuholen.

Am Schlusse des Schuljahres 18⁵⁶/₅₇, erschien in dem Programme des fürsterzbischöflichen Gymnasiums zu Tirnau eine Abhandlung des Hrn. Prof. Corn. Hidasz unter dem Titel „*De stilo bene latino.*“ Hr. Prof. Linker, dem die Red. diese Abhandlung zur Anzeige übergeben hatte, referierte über dieselbe in dieser Ztschr. 1858. S. 92 f. in der Art, dass er den Hrn. Verf. im wesentlichen selbst reden liess; durch einige aus der Abhandlung ausgehobene Stellen brachte er den in derselben empfohlenen *stilus bene latinus* zur Anschauung. Indem hiedurch nur die sprachliche Form der Abhandlung der Kritik der Leser anheimgegeben, ihr Inhalt und ihre Tendenz nicht eigentlich berührt war, glaubte ich in dieser Hinsicht jene Anzeige durch einen Zusatz ergänzen zu sollen; denn die Vorschläge des Hrn. Vf.'s über den Umfang, in welchem er die lateinische Sprache an Gymnasien angewendet sehen wollte, und über die Art der Latinität, welche er durch Wort und That empfahl, schienen mir die gesetzlichen Einrichtungen der Gymnasien zu gefährden. Bei der a. h. Sanction der gegenwärtigen Gymnasialeinrichtungen ist ausdrücklich verlangt, dass „der Ausbildung der Schüler in der lateinischen Sprache besondere Sorgfalt gewidmet werden“ solle, jene Vorschläge dagegen betraten eine Bahn der Nachsicht bei Verletzung sprachlicher Gesetze, die mit gewissenhafter Sorgfalt unvereinbar ist; ferner ist es a. h. Anordnung, dass, mit Ausnahme des lombardisch-venetianischen Königreiches, der Gymnasialunterricht „jedenfalls in den höheren Classen vorherrschend (d. h. neben der etwa davon verschiedenen Muttersprache) in deutscher Sprache zu ertheilen“ sei, hingegen bei Verwirklichung der Vorschläge des Hrn. Vf.'s hätte consequenterweise an die Stelle der deutschen Sprache die lateinische treten

müssen. Diese Gesichtspuncte habe ich in jener anhangswaisen Bemerkung S. 93—96 näher bezeichnet, und habe auch jetzt keinen Grund, etwas davon zurückzunehmen. In welcher Weise die Gründe geltend gemacht sind, können die zusammenfassenden Schlussworte bezeichnen: „Ich bin weit entfernt, den ehrenwerthen Eifer zu verkennen oder zu unterschätzen, mit welchem der hochwürdige Hr. Verf. eine ihm werthe Überzeugung vertritt; aber weil der Erfolg seiner Vorschläge wichtige gesetzliche Bestimmungen untergräbt, auf welchen das Gebäude des Gymnasialwesens ruht, darum glaube ich in Achtung vor dem Gesetze gegen dieselben Verwahrung einlegen zu sollen.“

Jene Abhandlung nun *de stilo bene latino* und die Anzeigen derselben haben eine ungewöhnliche Celebrität erlangt. Die Proben der Latinität, welche in der Linker'schen Anzeige aus der Abhandlung ausgehoben waren, hatten die Correspondenten mehrerer deutschen politischen Zeitungen, selbst der A. A. Z., gereizt, ihren Lesern dadurch eine Unterhaltung darzubieten. Es kann der Gymn. Ztschr. weder als Verdienst noch als Schuld angerechnet werden, dass hiedurch eine Schulfrage über den unmittelbaren Kreis der Schule hinaus einem größeren Publikum vorgelegt worden ist; der Anlass dazu liegt nicht in den von der Gymn. Ztschr. selbst gegebenen Bemerkungen, sondern ausschließlich in der Eigenthümlichkeit der von ihr getreu mitgetheilten Stilproben. Nicht lange nachher erschien in Pesth gegen die Verfaßer jener Anzeige, Prof. Linker und mich, eine Broschüre *„De stultitia quorundam, qui se Ciceronianos vocant“* und wurde in zahlreichen Exemplaren unentgeltlich in Ungarn versendet. Welche offenbare Entstellungen der Wahrheit und welche Schimpfwörter jene Flugschrift statt der Gründe anwendet, habe ich in dieser Ztschr. 1858 S. 349—352 dargelegt.

Der Vertheidigung nun der ursprünglichen Abhandlung *„de stilo bene latino“*, welche zu dieser ganzen Discussion den Anlass gegeben hat, ist die vorliegende Abhandlung gewidmet; der ungenannte Verfasser derselben scheint von dem der früheren Abhandlung verschieden zu sein, da er ihn S. 8 als *„commentator noster“* citirt. wiewol er an anderen Stellen (so S. 1 *id, quod „De stilo bene latino“ — scripseramus*, S. 9 *quae enim in commentario nostro de stilo bene latino dicta sunt* etc.) sich mit demselben zu identificiren scheint.

est nicht einfach den Lesern zeige, sondern als groben grammatischen Fehler durch Citate aus Bröder, Zumpt, Schultz, Pütsche u. s. w. erweise — Den dritten Gegner jenes *stilus bene latinus* — und ich muss nach dem ganzen Zusammenhange voraussetzen, dass der Hr. Vf. die von mir 1858. S. 93—96 gegebenen Bemerkungen meint — erwähnt der Hr. Vf. mit übergroßer Höflichkeit. Er macht dabei „*ne dicatur, sententiam latine scriptam in oratione nostra haud reperiri*“ Cicero zum Dolmetsch seiner Ansicht, durch Anwendung einer bekannten Stelle aus der Rede für Murena. „*Nolo,*“ schreibt der Hr. Vf., „*accusator in iudicium potentiam adferat, non vim majorem ulquam, non auctoritatem excellentem, non nimiam gratiam. Ego tuum consilium, vir doctissime, propter singulare animi mei de tuo ingenio iudicium vituperare non audeo, nonnulli in re forsitan conformare et leviter emendare possint*“ etc. Ich muss dem Hrn. Vf., sei auch nur ein kleiner Theil der citierten Stelle im Ernste gemeint, schon für den Ton danken, in welchen hiedurch die Entgegnung gebracht ist, aber muss zugleich alles, was von *potentia, vis maior, auctoritas* etc. gesagt ist, auf das bestimmteste ablehnen. Ich habe keine andere *potentia, vis maior* geltend zu machen, als die der Gründe, keine andere *auctoritas*, als die des Gesetzes, auf das ich mich berufen habe; jene sind nicht bestritten, diese ist nicht zu bestreiten; darum muss ich bei dem verharren, was ich damals nach reiflicher Überlegung der Sache geschrieben habe.

Die eigentliche Abhandlung hat der Hr. Vf. in zwei Abschnitte geschieden. In dem ersten geht er aus von einem lebhaften Preise des Studiums der lateinischen Sprache und der Verdienste, welche sich die Kirche um dasselbe erworben hat. Jener Parænese für die lateinische Sprache möchte man mehr Mäßigung und glücklicher gewählte Beispiele wünschen, damit sie ihren, aus voller Seele zu billigenden Zweck desto sicherer erreiche. Denn wenn die lateinische Sprache hier noch als der einzige und ausschließliche Weg zu aller Bildung erscheint, so zweifelt man, ob man nur eine rhetorische Übertreibung, oder ob man einen späten Nachklang aus einer Zeit höre, in welcher die Überlieferung des classischen Alterthums noch das ausschließliche Ferment der Bildung auf allen wissenschaftlichen Gebieten war. Und wenn das Beispiel des Augustinus angeführt wird, um dadurch zu einem steten Gebrauche der lateinischen Sprache aufzumuntern — „*putasne, Augustinus — haec sua numerosa opera scripsisset, nisi inde a teneris usus sermonis latini et quotidianus fuisset,*“ so muss man über die Kühnheit erstaunen, mit welcher die Pflege der Muttersprache, das war für Augustin die lateinische Sprache, als Beispiel angewendet wird, um die gleiche Pflege einer Sprache, die nicht Muttersprache ist, dadurch zu empfehlen. Doch derlei Dinge sind nur Nebensache. Als den eigentlichen Kern des ersten Abschnittes werden wir den Gedanken bezeichnen müssen, dass jeder Angriff gegen den *usus quotidianus sermonis latini*, wie auch dieser *sermo latinus* beschaffen sein möge, ein Angriff gegen die römisch-katholische Kirche sei. Gegen eine solche Unterstellung, wie dieselbe schon der Vf. der *stultitia* vorzunehmen beliebt hatte, habe ich mich diesem gegenüber in aller Bestimmtheit verwahrt. „Der lateinischen Sprache der Kirche, das versteht sich von selbst, ist ihr Recht unverkümmert anzuerkennen auf ihrem Gebiete. Von dieser ist aber nicht die Rede, und weder das fragliche Programm noch die Aufgabe des Gymnasialunterrichtes gibt einen Anlass, sie auch nur zu erwähnen“ (Gymn. Ztschr. 1858. S. 351). Nichts destoweniger müssen wir jene Verkehrung des eigentlichen Gesichtspunctes hier in den mannigfachsten Variationen wieder finden. Prof. Linker hatte in der incriminierten Anzeige die Latinität des Verfassers des *stilus bene latinus* in einigen Proben gezeigt; dennoch heißt es von ihm, wiewol nicht

eine Sylbe der Anzeige über die Latinität jenes Verfassers hinausgeht. „*non nos, sed magistrum nostrum Ecclesiam, quae nos ubi et docuit, accessit*“ (S. 2). Also weil der Vf. des *utinus bene latine* ein Diener der römisch-katholischen Kirche ist, darum ist jede Hinweisung auf sprachliche Unmöglichkeiten in seinem außerkirchlichen Gebrauche des Latein ein *accessus ecclesiam*, ein muthwilliger Abgriff auf die Kirche? Der thut der Kirche einen schlechten Dienst, der sich zum Sündenbock für seine grammatischen Fehler machen will, und vor allem, er thut ihr ein Unrecht. Die Kirche hat einen Balde und Barbiewski nicht gehindert, sich in die classische Form der Latinität so zu vertiefen, dass sie sich dieselbe zu eigenem Gebrauche aneigneten; die Kirche hat diese Studien nicht nur geduldet, sondern ihr Clerus hat sich solcher Männer stets gerühmt und rühmt sich ihrer mit Recht noch jetzt als treuer und wirkungsreicher Organe. — Doch weiter in der Abhandlung selbst. Da liest man S. 5 ganz allgemein: „*Haec ergo Ecclesia Magistra nostra est; haec usum sermonis latini imperat quotidianum, non semper laicis, quem Cicero fecit, nunquam tamen praeceptis latinitatis odversantem. Huic mandato obtemperantes anne male agimus?*“ oder S. 6: „*Ergo vobis in curandis civitatum externis rationibus corruptio et pene depravato sermone latino, quanta est sermo gallicus, uti licebit, et Ecclesiam ab usu sermonis latini in curandis suis rebus prohibebitis?*“ Man fragt bei diesen Worten erstaunt, wovon der Vf. eigentlich redet und gegen wen er seine Vorwürfe richtet. *Ecclesia imperat usum sermonis latini quotidianum* — aber wem befehlt sie diess, allen ihrem Schosse angehörigen, oder allen, die ihre Stellung im Staate auf wissenschaftliche Studien basieren — oder nur ihrem unmittelbaren Organe, der Geistlichkeit? *Ecclesiam prohibebitis ab usu sermonis latini in curandis suis rebus* — das wird doch heissen, in den Acten der obersten Kirchenregierung, in dem kirchlichen Ritus im Studium der Theologie — wer hat über den Gebrauch des kirchlichen Lateins auf diesem Gebiete, um von einem *prohibere* nicht zu reden, auch nur eine unmaßgebliche Ansicht auszusprechen sich erlaubt, die dem Vf. Anlass zu einer Polemik gäbe? Es handelt sich einzig und allein um Mafz und Art der Latinität im Gymnasialunterricht; dass über diesen die Staatsregierung die endgilt-

schläge zu messen, besteht für jeden, dem das Gedeihen der österreichischen Gymnasien nicht gleichgültig ist, ein Recht und eine Pflicht, und etwas anderes ist nicht geschehen. Die Verrückung des Fragepunctes fällt dem Vf. der vorliegenden Abhandlung um so schwerer zur Last, da der Schluss dieses Abschnittes zeigt, dass sie demselben keineswegs verborgen ist. „*Scriptor noster*“ (d. h. der Verfasser jener Abhandlung über den *stilus bene latinus*) „*gymnasia ut Theologiae πρὸς ὕλην* (sic!) *considerata habere voluit, hinc incommoda via est propositio Magistratibus summis, qui scholas medias constitit civitatis ita adtemperatas habere volunt, ut iuvenes Gymnasia egressi, varias vocationes (sic!) ingredi possint*“ S. 8. Muss ja doch der Vf. selbst anerkennen S. 9: „*His temporibus civitas non obstat quominus Ecclesia, quantum ad fines suos hoc non sufficeret, quod ratione* (d. h. rücksichtlich!) *studii latini sermonis Gymnasia praestant, in paedagogia via sua suppleant et perficiat*“ etc. — Nachdem schon früher (a. a. O.) der Unterschied der Frage nach dem Latein als der Sprache der röm. kath. Kirche in ihrem Gebiete, und nach dem Latein als einer Aufgabe des Gymnasialunterrichtes in voller Klarheit und Bestimmtheit dargelegt war, hätte ich diese erneute Verwirrung vollkommen heterogener Dinge mit Stillschweigen übergehen können; aber die agitierende Form, in welcher die Entstellung des wahren Sachverhaltes zu schweren Vorwürfen gestempelt ist, machte es nothwendig die Fäden dieses täuschenden Gewebes nochmals aufzulösen.

Im zweiten Abschnitte der Abhandlung S. 9–11 gibt der Hr. Vf. eine Erklärung und Entschuldigung der Lässigkeit, welche bei dem *usus quotidianus sermonis latini* in Ungarn eingerissen sei. Die Eile des Sprechens mache nicht immer die volle Überlegung des richtigen Ausdruckes möglich, Begriffe, die erst der reiferen Zeit angehören, fordern auch neue Worte, u. dgl. Gründe, welche bekanntlich weder die eingerissene Umgestaltung der Syntax rechtfertigen, noch rechtfertigen, dass selbst für Begriffe, die zu aller Zeit von gebildeten Völkern gedacht wurden, der antike Sprachschatz durch willkürliche Rückübersetzungen aus modernen Sprachen und zwar bei dem ungarischen Latein aus der deutschen Sprache, verdrängt wird. Gegenüber der Gewissenhaftigkeit, an den Gesetzen der lateinischen Sprache selbst festzuhalten, die der Hr. Vf. schon als *sermo ornatus* bezeichnet, erklärt er „*nos autem putabamus, nos latine scribere et loqui debere prout Musa dedit et gloriam quamdam in hac nostra barbara — ut dictis — facilitate latine proloquendi reperimus. Patere fruamur hac gloria*“ — — „*Patere mediocritatem etiam hunc quam hacce oratione prodidimus, donec summorum institutionis publicae magistratum constitit obediens — eam dictionis elegantiam adipiscamur qua vos eminenter praeditos esse, ex vestra in nos severitate ominari licet*“ — — „*Hedeo ad ea quae dixi: me reprehendit quod usum sermonis latini quotidianum defendo; usum defendo ab usum vero ipsum rei tecum accusabo, si toles.*“ Wer macht sich auf diese letzten Worte nicht gern mit dem Hrn. Vf. einig? Nur würden sie eben nicht ausreichen eine Einigung zu stiften, sondern die Grenzen des *usus* und *abusus* würden der neue Gegenstand des Streites sein. Die Versammlung der Philologen und Schulmänner, welche im vorigen Herbst in Wien stattfand, behandelte in ihrer zweiten pädagogischen Sitzung ausführlich die lateinischen Sprechübungen als einen Theil des Gymnasialunterrichtes. Es nahmen an der Discussion Männer Theil, von denen die gelehrte Welt weiß, dass sie ein gediegenes Latein mit Leichtigkeit zu sprechen, mit Sicherheit zu schreiben in hohem Grade mächtig, und dass sie zugleich Schulmänner von erprobtem Erfolge sind; keiner in der ganzen Versammlung hat den *quotidianus usus sermonis latini* als eine an den

Gymnasialunterricht zulässige Forderung zugestanden, sondern alle haben das Gebiet der Anwendung des Lateinsprechens auf dem Gymnasium in bestimmte engere Grenzen beschränkt. Dieser Versammlung, der man Sachkenntnis und Erfahrung gewiss nicht absprechen kann, würde also der *usus quotidianus sermonis latini* im Gymnasium eben schon ein *abusus* sein.

Der Entschuldigung des Latein in der vorliegenden Abhandlung '*Patere mediocritatem etiam hanc, quam hacce oratione prodidimus*' etc. bedurfte es gewiss nicht erst; ich werde mich wohl hüten, über die Latinität derselben ein Urtheil auszusprechen, ich müsste ja jede Rüge durch Citate der gewöhnlichen Grammatiken und Lexika erst belegen, wenn nicht über mich ebenfalls das Verdammungsurtheil der *arrogantia et temeritas* ergehen sollte. Endlich das '*loqui latine, prout Musa dedit, patere fruamur hac gloria*' — wem sollte es einfallen, dagegen etwas einzuwenden? Macht es jemandem Freude, sich in einem Französisch zu unterhalten, zu dessen Verständnis die Kenntnis der deutschen Sprache erforderlich ist oder in einem Latein, das man ebenfalls nur durch das Medium der deutschen Sprache verstehen kann — wer mochte solche unschuldige Freuden beschränken? Nur eines gilt dabei unbedingt: von dem Gymnasialunterricht solche Sprachvermischung und Sprachverwirrung fern zu halten, gebietet der Ernst der Aufgabe des Gymnasialunterrichtes, gebietet die Ehre der Gymnasien.

Ich glaube diesen letztern Punkt mit allem Nachdrucke betonen zu müssen; denn die Lässigkeit in jenem *usus quotidianus sermonis latini* hat zur Folge, dass selbst amtliche Schriftstücke von Gymnasien in einer babylonischen Sprachverwirrung von Deutsch und Latein abgefasst werden, welche sie zum Gegenstande des Gelächters macht. Sollte man an der Wahrheit dieses Satzes, den ich mit aufrichtigem Bedauern niederschreibe, zweifeln, so lese man ein Maturitätszeugnis, wie z. B. folgendes (übrigens nicht von demselben Gymnasium, von dem das vorliegende Programm ausgegeben ist):

a) *N. N.*, postquam studiorum quae in gymnasio tractari solent, cursum peregit, tentamen, quo se maturum studiis Academicis probaret, publice subiit.

Legibus et institutis scholasticis obtemperavit. In tentamine autem, cui cum b) legitime subiectionis, hos in singulis disciplinis pro-

In mathematica *fere laudabilis; Comprehendit clare, proponit sat fluide, demonstrat fundate.*

In physica *laudabilis; Comprehendit alacriter, proponit discernendo, scientia systematica extensa.*

In historia naturali; virtute testimonii a) Classis V. *E Mineralogia et Botanica valde bonus.* b) Classis VI. *E Zoologia valde bonus.*

In elementis philosophicae institutionis *utriusque semestris valde bonus.*

Itaque, cum videatur *ea omnia* praestitisse, quae ad rite ineunda studia academica leges requirunt, eum *maturum* iudicavimus.

Ejus rei in fidem hancce ei tabulam sigillo gymnasii *N.* munitam dedimus, et nomina nostra ipsi subscripsimus.

In dem vorliegenden Falle gilt gewiss die Entschuldigung nicht, die unser Fürsprecher des *usus quotidianus sermonis latini* S. 10 gütigst darbietet, dass jemand *impetu sermonis actus quidpiam minus correcti proferret*, ebenso wenig ist darin *de rebus et inventis seculi nostri*, noch von Dingen die Rede *quas Romani non noverant*; für diese Begriffe hat jedes gebildete Volk seine Ausdrücke, und es ist nicht nöthig, für die lateinische Sprache, überdiess mit Verhöhnung aller sprachlichen Gesetze, sie durch scheinbar wörtliche Übertragung aus dem Deutschen zu entlehnen. — Solche Documente wandern unter dem Gelächter der Lesenden von Hand zu Hand; mit Schweigen und Verdecken ist der Ehre der Gymnasien in dieser Hinsicht nicht zu helfen. Wenn man solche Früchte des *usus quotidianus sermonis latini* bei den Lehrern sieht, und in einem Schriftstücke, das der Publicität übergeben wird, so wird man nicht allzu begierig sein, die Früchte an den Schülern erst noch kennen zu lernen. Wohl aber wird man es als berechtigt und nothwendig anerkennen, dass das principielle Eindringen und Vordrängen des *usus quotidianus* in den Gymnasialunterricht mindestens insolange bekämpft werde, bis von den Lehrern sichere Beweise des *usus*, und nicht bloß des *abusus* vorliegen.

Wien.

H. Bonitz.

Literarische Notizen.

Centralblatt für die gesamte Unterrichts-Verwaltung in Preussen.

Im Auftrage des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten und unter Benützung der amtlichen Quellen herausgegeben von Stiehl, kgl. G. O. Reg. R. und vortragendem Rathe in dem Ministerium d. g. U. u. M. A. — Januarheft. Berlin, 1859. W. Hertz. 64 S. 8.

Dem Titel entsprechend zeigt schon das vorliegende erste Heft dieser monatlich fortzusetzenden Publicationen die Ausdehnung auf alle Gebiete des Unterrichtes, von den Hochschulen bis zu den Elementarschulen herab. Wir beeilen uns, von dem Inhalte desselben unseren Lesern Notiz zu geben.

Auf S. 1 und 2 ist der Personalstand des preussischen Ministeriums der geistlichen, Unt. und Med. Ang. verzeichnet, nämlich die vortragenden Räte in den vier Abtheilungen, in welche dasselbe gegliedert ist: für die äusseren evangelischen Kirchen-Angelegenheiten, für die katholischen Kirchen-Angelegenheiten, für die Unterrichts-Angelegenheiten, für die Medicinal-Angelegenheiten. S. 3—11 beziehen sich auf die Universitäten; wir erhalten zunächst eine Statistik der Studierenden auf sämtlichen preussischen Universitäten für die Zeit von Ostern 1858 bis Ostern 1859, sodann eine specielle Entscheidung, die Stellung der

- Privatdocenten an den Universitäten betreffend, eine andere (vom 30. Dec. 58) betr. die Immatriculation von Personen, welche das Zeugnis der Universitätsreife nicht besitzen, endlich eine Angabe des gegenwärtigen Personalstandes der wissenschaftlichen Prüfungscommissionen. — Der Abschnitt, welcher den „Gymnasien und Realschulen“ gewidmet ist, S. 11—20, gibt ein Verzeichnis der zu Entlassungsprüfungen berechtigten höheren Bürgerschulen des preuss. Staates, einen Ministerialerlass über die Ferienordnung für höhere Unterrichtsanstalten (6. Nov. 58), eine Entscheidung des kgl. Gerichtshofes zur Entscheidung der Competenz-Conflicte“ betr. das den Lehrern an mehrclassigen Schulen zustehende Strafrecht gegen Schüler. Von besonderem Interesse ist eine statistische Mittheilung über die „Verbesserung der Besoldungen der Gymnasiallehrer.“ Sie betrifft die Veränderungen vom Jahre 1851 bis zum Anfange des Jahres 1858. Im J. 1851 betragen für 118 Gymnasien die Lehrer-Besoldungen 837 679 Thlr., zu Anfange des Jahres 1858 war die Anzahl der Gymnasien um 13 vermehrt, die Besoldungen für die Lehrer an diesen 131 Gymnasien betragen 1 039 711 Thlr. Der hieraus sich ergebende Mehraufwand von 202 032 Thlr. für Besoldung der Gymnasiallehrer am Schlusse jener acht Jahre verglichen mit ihrem Anfange ist nicht ausschließlich, ja kaum zum gröfseren Theil auf Dotation der neuen Gymnasien verwendet, sondern namentlich auch auf Erhöhung der Gehalte an den schon vorher bestandenen Gymnasien. Diess ist daraus ersichtlich, dass in Provinzen, in denen die Zahl der Gymnasien nicht vermehrt ist, der Betrag der Besoldungen eine sehr bedeutende Erhöhung erfahren hat, so in Schlesien von 136 713 Thlr. auf 155 302 Thlr., in Sachsen von 136 067 Thlr. auf 161 694 Thlr. Über die Mittel zu diesen Erhöhungen wird S. 11 folgendes berichtet:

„Den veränderten Zeitverhältnissen und dem Bedürfnis der höheren Unterrichtsanstalten entsprechend, ist im Jahre 1852 von dem Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten eine durchgreifende Verbesserung der Besoldungen der Gymnasiallehrer aufgenommen worden. Hierbei sind zwar im allgemeinen Normal-Besoldungssätze zum Anhaltspunct genommen worden; an solchen Sätzen aber ohne weiteres durchgängig festzuhalten, erschien weder ausführbar, noch zweckmäfsig. Es hat sich vielmehr durch den Erfolg als richtig und den Bedürfnissen entge-

Das vorliegende erste Heft des Centralblattes enthält keinen Prospectus, aus welchem die Aufgabe, die demselben gestellt ist, des Genaueren zu ersehen wäre, ob dasselbe sich auf Veröffentlichung der neuesten Erlässe, Entscheidungen u. dgl. nebst statistischen Nachweisungen beschränken, oder noch anderweitiges in seinen Bereich ziehen wird. Wir erfahren nur, „das Centralblatt erscheint jährlich in zwölf monatlichen Heften. Der Jahrgang kostet 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.“ Wie sich nun auch die genauere Begrenzung der Aufgabe durch die folgenden Hefte zeigen mag, jedenfalls ist in diesen Publicationen ein treffliches Mittel dargeboten, um über die Einrichtung des gesammten preussischen Schulwesens und über seine Entwicklung in allen Beziehungen, den äusseren so gut wie den inneren, genaue und authentisch sichere Kenntniss zu gewinnen. Allen Männern, die an der Leitung des österreichischen Schulwesens in weiteren oder engeren Kreisen theilhaft sind, werden diese Veröffentlichungen gewiss höchst willkommen sein. In Ländern, deren Culturverhältnisse in naher Verwandtschaft stehen, und eben in so weit als sie sich in dieser Beziehung nahe stehen, führt die Einrichtung des Unterrichtes zu wesentlich gleichartigen Fragen und Aufgaben. So wenig es einem Verständigen einfallen kann, die Unterrichtseinrichtungen eines anderen Landes ohne weiteres auf das seine übertragen zu wollen, so wenig wird jemand ohne Noth auf den Vortheil verzichten wollen, der aus den Erfahrungen und den darauf basierten Einrichtungen eines anderen Landes gezogen werden kann. Wir wissen, mit welchem eingehendem Interesse die Neugestaltung des österreichischen Unterrichtswesens seit 1849 von Schulmännern und Schulbehörden in Preussen beobachtet ist; ein nicht geringeres Interesse werden ohne Zweifel die Mittheilungen des Centralblattes auf österreichischer Seite finden.

Die *Pädagogische Revue*, im Jahre 1840 durch Dr. C. Mager begründet, hat in den neunzehn Jahren ihres Bestehens sich einer weiten Verbreitung in der Schulwelt zu erfreuen gehabt und zur Anregung ernststen Nachdenkens über Unterricht und Erziehung, zu Gedankenaustausch und gegenseitiger Verständigung auf diesem Gebiete sehr schätzenswerthe Beiträge gegeben. Die religiösen und philosophischen Grundgedanken, auf denen, ausgesprochen oder nicht ausgesprochen, die von der Redaction vertretenen didaktisch-pädagogischen Überzeugungen beruhten, sind schon unter der Leitung der Zeitschrift durch ihren Begründer (Jahrg. 1840—1849) und dann unter seinen Nachfolgern in der Redaction (1849—1854: Scheibert, Langbein, Kuhr; 1855—1858: Langbein) nicht unverändert geblieben; aber gewisse, sehr achtbare Charakterzüge hielt die Revue bei sonstigen Wandelungen unverbrüchlich fest; einmal, den Unterricht in seiner Bedeutung für die Erziehung als ein wesentliches Moment in der gesammten Culturentwicklung zu betrachten, dann, in Betreff der factischen Schuleinrichtungen und ihrer Veränderungen, über welche ein Theil der Zeitschrift Nachricht gab, den Blick der Leser nicht auf ein Land zu beschränken, sondern alle europäischen Staaten in einer fast gleichmässigen Weise zu berücksichtigen. Die Ausdehnung des Blattes über alle Stufen des Unterrichtes, bis zur Elementarschule herab, ward, nachdem Mager die Redaction aufgegeben hatte, im Ganzen nicht mehr beibehalten, sondern es trat eine Beschränkung auf die Mittelschule (Gymnasien, Realschule, Bürgerschule, Progymnasium) ein. In Folge der letztwilligen Bestimmung des Begründers der Zeitschrift, Dr. C. Mager, der am 10. August 1858 starb, ist mit dem Jahrgange 1858 die „Pädagogische Revue“ geschlossen. An ihrer Stelle lässt Prof. Langbein, der dieselbe seit 1849 erst mit anderen Collegen, dann allein redigierte, nunmehr erscheinen:

Pädagogisches Archiv. Centralorgan für Erziehung und Unterricht in Gymnasien, Realschulen und Progymnasien. Herausgegeben von W. Langbein, Prof. an der Frd. Wilh. Schule in Stettin. Stettin, Verlag v. Th. v. d. Nahmer (jährlich 12 Hefte, von circa 60 Bogen. 8. Preis 5 $\frac{1}{2}$ Thlr.).

Die Absicht dieser Fortsetzung der „Revue“ können wir am kürzesten durch zwei Stellen aus der einleitenden Abhandlung des Redacteurs „Ein Wort zur Einführung und Orientierung“ bezeichnen. Das „Pädagogische Archiv“ zieht Gymnasien und Realschulen gleichmäßig in den Bereich seiner Erörterungen, nicht weil es die mannigfaltigen Unterschiede dieser beiden Kategorien von Anstalten verkännte oder unterschätze, sondern weil es des Gemeinsamen in beiden viel mehr findet als des Verschiedenen. „Gemeinsam ist ihnen die Aufgabe, in ihren Schülern das Verständnis der Gegenwart zu vermitteln, mitzuwirken an der Erziehung, und diese so zu leiten, dass die Zuglinge dereinst auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit stehen, und die Entwicklung unserer staatlichen, kirchlichen und socialen Verhältnisse mit Bewusstsein zu fördern vermögen.“ Und ferner: „Der Inhalt des Archivs, namentlich der Abhandlungen aus dem Gebiete der allgemeinen wie der Schul-Pädagogik, soll immer tief bewuszt machen, wie der Unterricht in unseren Schulen im Dienste der Erziehung stehen müsse.“ Wir dürfen es daher als eine weitere Ausführung des Programms betrachten, dass in der ersten Abhandlung des ersten Hefes ein geachteter pädagogischer Schriftsteller, Dr. h. Ziller, darüber handelt: „Was ist im Sinne von Herbart unter erziehendem Unterrichte zu verstehen?“ — Die äußere Einrichtung des Pädagogischen Archivs ist diese, dass die Hälfte des Raumes Abhandlungen aus dem Gebiete der Pädagogik und Didaktik gewidmet ist, ein Drittel Anzeigen von literarischen Erscheinungen, die irgendwie in das Gebiet der Mittelschulen oder der Erziehung und Didaktik im allgemeinen gehören, und ein Sechstel der „Pädagogischen Zeitung“ (Chronik der Schulen, Programmanschau, Archiv des Schulrechtes, Pädagogische Bibliographie).

Die bis jetzt vorliegenden zwei Hefte des „Pädagogischen Archivs“ zeigen dieselbe besonnene Umsicht der Redaction, welche den Lesern der „Revue“ namentlich aus den vier letzten Jahren des Bachers

Statistik der Lehranstalten des österreichischen Kaiserstaates für die Studienjahre 1851—1857, von G. A. Schimmer, Revidenten der k. k. Direction der admin. Statistik. 1. Abtheilung. Universitäten und andere höhere Lehranstalten (Erschienen als 1. Heft des VII. Jahrganges der „Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik,“ herausg. von der Direction der administrativen Statistik des k. k. Handelsminist.). Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1858. 152 S. gr. 8. (1 fl. 30 kr. CM.). — Das vorliegende Heft vereinigt, den Grundsätzen gemäß, über welche man sich auf der dritten Versammlung des internationalen statistischen Congresses einigte, eine Zusammenfassung der wesentlichen jetzt giltigen organischen Gesetze über höhere Lehranstalten mit einer Sammlung des ziffernmässigen Materiales über den gegenwärtigen Status und Folgerungen aus diesen Ziffern. Die Verbindung dieser beiden Elemente in einer Unterrichtsstatistik wird gewiss bei einem jeden, der von ihr wirklichen Gebrauch machen will, unbedingte Billigung finden; dem Hrn. Vf. des vorliegenden Heftes wird jeder Leser für den grossen Fleiss und die Umsicht in Sammlung und Ordnung des weitschichtigen Materiales zu lebhaftem Danke verpflichtet sein. Über das Mehr oder Minder dessen, was in eine statistische Darstellung aufzunehmen ist, werden sich immer Differenzen der subjectiven Ansicht finden. So würde Ref. manche Zusammenstellung von Zahlen und Berechnung von Procenten bei den Universitäten unbedenklich weggelassen haben, in der Überzeugung, dass sie zu einer die Sache selbst betreffenden Folgerung nicht führen, und daher eher den Blick von dem Wichtigeren ablenken. Dass die Übersicht der organischen gesetzlichen Bestimmungen eine Sammlung dieser Gesetze und Verordnungen selbst nach ihrem Wortlaute ersetze, darf nicht verlangt werden; dem Tacte, mit welchem der Hr. Vf. bestimmte Grenzen eingehalten hat, muss man volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Eines nur wäre zu wünschen, dass überall, wo aus gedruckten Quellen geschöpft ist, diese ausdrücklich citiert wären, wodurch es dem Leser möglich würde, den Wortlaut der betr. Gesetze, Statuten etc. nachzusuchen. Es ist diess z. B. nicht geschehen bei einigen dieser Zeitschrift näher liegenden Gegenständen, z. B. den Lehramtsprüfungen (für welche übrigens die Daten der a. h. Entschliessungen S. 21, Anm. 1 nicht ganz richtig angeführt sind), den Statuten des philologisch-historischen Seminars, des physikalischen Institutes. — Ein zweites, das Gymnasialwesen betreffendes Heft ist, obgleich in der Vorrede nicht angekündigt, mit Zuversicht zu erwarten; auf dessen Inhalt werden wir seiner Zeit genauer eingehen.

H. B.

(Diesem Hefte sind drei literarische Beilagen beigegeben.)

Erste Abtheilung

Abhandlungen.

Vermeintliche Ennius-Fragmente bei Livius.

Der in dieser Zeitschrift (X. S. 180 ff.) von Eduard Goebel angestellte Versuch, Ennius-Fragmente aus Livius' historischen Büchern zu gewinnen, hat in mir nur die Überzeugung befestigt, dass das Bemühen, die spärlichen Reste der Ennianischen Annalen aus dieser Quelle zu bereichern, keinen Erfolg erwarten darf. Wenn ich daher jenen Entdeckungen einige epikritische Bemerkungen nachsende, so thue ich es wesentlich darum, um rechtzeitig abzumahnern, wenn etwa jemand durch die verlockende Aussicht, die G. am Schluss seines Aufsatzes eröffnet, dass sich 'vielleicht noch andere und bessere Beispiele auch aus den anderen Büchern (er hat sich für jetzt auf das erste beschränkt) finden ließen,' sich versucht fühlen möchte, aus fälschlicher Local- auf Fundamentalkritik zu kommen.

diese Spuren dem Zufalle zuzuweisen, als an eine bewusste Herübernahme von Dichterstellen zu glauben. Hat doch Livius, da wo er mit namentlicher Anführung des Ennius das bekannte *praeconium* des Fabius Maximus erwähnt, lieber das metrische Band gelöst, als dass er in seine Rede ein directes Citat aufgenommen hätte. Diese Erwägungen veranlassten mich in den *Quaestiones Ennianaë* p. LXIV die von Theodor Hug unter die Ennianischen Fragmente gesetzten anderthalb Hexameter, welche Livius' Worte ohne jede Änderung oder Umstellung ergaben, dem Historiker allein zu überlassen. Hätte sich G. die dortige Erörterung sorgsamer angesehen, vielleicht hätte er sich von der 'irrigen Bahn,' auf der er sich trotz seiner anders lautenden Hoffnung nach meiner Überzeugung befindet, noch rechtzeitig ablenken lassen. So dürfen auch in der Erzählung von dem *omen*, das dem Tarquinius Priscus geworden (I 34), die daktylischen Anklänge *suspensis demissa leniter alis* und *inde sublimis abit*, gerade darum nicht als Entlehnungen aus Ennius angesehen werden, wenn es auch nicht zu läugnen ist, dass hier dem Historiker Ennius' Darstellung 'vorschwebte.' Und nicht anders sind die Worte des Livius II 10 zu beurtheilen: *Tum Cocles, Tiberine pater, inquit, te sancte precor, haec arma et hunc militem propitio flumine accipias*. Ohne Zweifel hatte auch Ennius den Horatius Cocles bei dem Sturz in die Tiber in ähnlicher Weise beten lassen, aber gewiss nicht in so horribelen Versen, wie sie G. dem Ennius nach jenen Worten des Livius andichtet; vielleicht in epischer Weise mit wörtlicher Wiederholung des Verses: *Teque pater Tiberine tuo cum flumine sancto*, der aus dem 1. Buch der Annalen citiert wird und darum nicht auf Horatius Cocles bezogen werden darf. Dann aber würde, wenn Livius hierfür überhaupt einer Anlehnung bedurft hätte, auch dieser Vers vollkommen ausreichen, um das von ihm dem Horatius in den Mund gelegte Gebet als Ennianische Nachbildung zu betrachten.

Das erste neue Bruchstück Ennianischer Poesie findet G. in dem den Söhnen des Tarquinius Superbus und dem Junius Brutus gewordenen Orakel, welches Livius I 56 berichtet: *ex infimo specu vocem redditam ferunt: 'imperium summum. Romae habebit qui vestrum primus, o iuvenes, osculum matri tulerit.'* Daraus schmiedet er folgendes Paar Hexameter:

Imperium summum Romae vestrum habebit,

O iuvenes, primus quisquis tulit oscula matri.

Dass Livius seine Worte einem Dichter entlehnt habe, scheint ihm zweifellos, und der Anfang, meint er, verrathe noch deutlich den Rhythmus. Allerdings *imperium summum* sind eine Penthemimeris; aber wenn darauf Gewicht zu legen, wie viele Hexameter und Hexameterstücke werden wir dann noch aus

Livius und Cicero bekommen ¹⁾? Auch der Ausdruck *oscula ferre* spreche für dichterischen Ursprung. Poetisch ist der Plural, aber der rührt ja nicht von Livius, sondern von Goebel her. Oder hat G. das Poetische in *ferre* gesucht, so bedurfte es nicht viel Überlegung, um einzusehen, dass schlechterdings kein der Sache mehr angemessener Ausdruck zu finden war. Doch betrachten wir die Verse selbst. Den Hiatus im ersteren sucht G. durch eine ungenaue Note zu schützen. Denn S. 387 des Lachmann'schen Commentars zum Lucrez steht von dieser Gattung des Hiatus nichts; und doch gehört nicht alles, was Hiatus heisst, darum unter denselben Hammer. Bei der anderen Stelle aber desselben Commentars hätte G. nur eine Seite weiter zu lesen brauchen, um sich in Erinnerung zu bringen, dass für den von ihm producierten Hiatus bei Ennius wenigstens sich kein Beispiel findet; das einzige ehemals vorhandene *aëcum agébant* ist durch die ausdrücklich bezeugte Lesart *agitabant* längst beseitigt worden. Die harte trajectio des Genetivs, der bei Livius an seiner Stelle steht, *qui vestrum primus*, lasse ich hier unberührt; wir werden für diese nicht dem Ennius, wol aber Goebel'n beliebte Wortstellung eclatantere Beispiele weiter unten finden. Niemanden aber, der Sinn für Latinität hat, kann es entgehen, dass, wenn Livius schreibt *qui vestrum primus...tulit*, diess treffender und angemessener gesagt ist, als das dem Ennius obtrudirte: *vestrum quisquis tulit*. Livius also, indem er Ennianische Verse in Prosa auflöste, gab sprachlich besseres: eine Bemerkung, die sich bei allen Goebel'schen Enniusversen 'unwillkürlich' aufdrängt und an sich schon wenig Vertrauen zu diesen neuen Producten erweckt. — Doch diesen ersten Reproductionsversuch, von dem der Austof zu allen übrigen ausgegangen, gibt G.

Wer *primus* mit langer Endsylbe beanstandet ²⁾, dem steht ein doppelter Weg offen, entweder *o* zu tilgen, oder die nicht gewagte Umstellung *o iuvenes, primus* zuzulassen. Und um das zweite Hemistich dem Schema vollkommen anzupassen, liegt die von Ennius und anderen gebrauchte Form *tetulerit* nahe. Danach, fürchte ich, werden auch G. die Hexameter bedenklich werden. Denn falls es etwas mehr als bloßer Zufall ist, dass sich die Orakelworte so ganz von selbst in Saturnier fügen, so hat es doch ungleich größere Wahrscheinlichkeit, Livius habe sie aus der alten Überlieferung, die nur Saturnisch sein konnte, direct herübergenommen, als aus Ennianischen Hexametern detorquiert.

Das zweite der neuen Ennius-Fragmente ist aus Livius I 7 genommen: *Vulgatior fama est, ludibrio fratris Remum novos transiluisse muros: inde ab irato Romulo, cum verbis quoque increpitans adiecisset: 'sic deinde quicumque alius transiliet moenia mea,' interfectum.* Allerdings ist mit der *vulgatior fama* diejenige gemeint, welcher auch Ennius — aber gewiss nicht er allein — gefolgt ist. Doch diess reicht für G. hin, die directen Worte des Romulus in hexametrischem Gewande dem Ennius zu vindicieren:

Sic qui transiliēt alius mea moenia cumque.

Auch hier appelliere ich vor allem an den unbefangenen Sinn eines jeden, dem ein wenig Gefühl für Latinität zu Theil geworden: ist nicht des Livius prosaische Rede in ihrer Fassung und Wortstellung um vieles kräftiger und treffender als der pseudo-ennianische Vers? Horaz bemerkte in einer seiner Satiren, dass wenn man des Ennius *postquam Discordia laetra Belli ferratos postes portasque refregit* auflöse und die Worte durch einander stelle, dennoch die *disiecti membra poetae* unverkennbar sein würden. Dort thut es der Historiker dem Dichter zuvor. Und nun wende man sich von diesen modernen Machwerken ab zu den echten Versen des Ennius, und man muss es empfinden, wie sehr von dem wahren Hauch Ennianischer Poesie diese silbenzählende, mühsam zusammenklitternde Arbeit absticht. Dass die Worte *sic deinde* in dieser Verbindung schön und treffend sind, scheint auch G. hinterher aufgefallen zu sein; aber sein Vorschlag, sie beide zu halten, ist verfehlt, wie der ganze Versuch; denn wenn *sic* an das Ende des vorigen, *dein* an den Anfang des folgenden Verses gesetzt wird, so ist ja damit die Wirkung, die in der Verbindung beider Partikeln liegt, geopfert. Ich weiß es wohl, dass bei Lucrez u. A. ähnliche Tmesen wie die hiesige in *quicumque* sich finden, und G. möchte wol diese Gewaltsamkeit mit den bekannten Ennianischen *cere comminuit*

²⁾ Etliche Beispiele dafür, die ich früher in dem *Bellum Punicum* des Naevius zugelassen, hat jüngst Ribbeck beseitigt.

brum; Massili portabant iuvenes ad littora tanae schützen, wie-
wol diese beiden schwerlich in den Annalen ihren Platz hatten.
Aber bemerkenswerth ist es doch, dass während in 600 En-
nianischen Versen eine ähnliche Zerreiſung von *quicumque*, das
überhaupt nicht vorkommt, unerhört ist, sie uns G. zweimal
zum besten gibt. Wenn hiernach nicht viel Zuversicht zu jenem
Verse bleibt, so schwindet auch der letzte Schein durch die Be-
trachtung, dass ja der Gedanke, den Livius in den Worten *sic*
deinde quicumque alius transillet moenia mea ausdrückt, in
den echten Ennianischen Bruchstücken wirklich erhalten ist:

Nec pot homo quisquam faciet impune animatus

Hoc neque tu; nam mi calido dabi sanguine poenas.

So hatte Ennius den Romulus reden lassen bei der Ahndung
des Remus, und wenn Livius hier des Ennius Darstellung vor
Augen hatte, so mag man an diesem Beispiele sehen, wie er
den Dichter benützt. Danach lässt es sich nun beurtheilen,
mit welchem Rechte G. bemerkt, dieser sein Versuch sei kaum
gewagter, als was ich in meiner Sammlung der Fragmente des
Ennius zugelassen. Servius führt Aen. III 384 zu dem Worte
lentandus an: *quidam lentandus nove verbum fictum putant,*
sed in annalibus legitur: 'confricati oleo lentati paratique ad
arma.' Schon Barth hat die Bemerkung gemacht, es möchte
wol Servius des Ennius Annalen bezeichnen, und Ilberg hat
die aus dem Metrum gelösten Worte in einen Hexameter zu-
sammengefügt:

confricati oleo lentati et ad arma parati.

G. ist im Rechte, wenn er behauptet, dass auch hier keine
absolute Gewissheit vorliege: aber wenn er meint, dass zwischen
dieser und seiner Herstellung nur der Unterschied obwalte, dass

der einmal auf Hexameter bei Livius ausgeht, eine ungleich reichere Ausbeute gewähren; nicht zu gedenken des daktylischen Klanges in den Worten *cibo vinoque gravatum*, oder der Worte:

*Carmentae matris quam fatiloquam ante Sibyllae
Italiam adventum gentes fuerant miratae:*

folgendes zusammenhängende Stück der Erzählung: *Hercules ad primam auroram somno excitus cum gregem perlustrasset oculis et partem abesse numero sensisset, pergit ad proximam speluncam, si forte eo vestigia ferrent; quae ubi omnia foras versa vidit nec in partem aliam ferre, confusus atque incertus animi ex loco infesto agere porro armentum occepit*, lässt sich ganz mit den von Goebel angewendeten Mitteln un schwer in folgende Hexameter umsetzen:

*. . . ad primam auroram somno excitus ille
Cum perlustrasset oculis pecudes et abesse
Partem sensisset perrexit proxima ad antra,
Explorans si forte illo vestigia ferrent.
Quae postquam omnia versa foras vidit neque ferre
Indu aliam partem mentei confusus et haerens
Porro agere armentum ex regione infesta occepit:*

von denen ich gerade so viel halte, als von der versificierten Prosa Goebel's, dem ob der Fülle der zu gewinnenden Verse das ganze Unternehmen bedenklich werden möchte; jedenfalls zeigen jene Proben so viel, dass G. den Gesichtspunkt zu eng fasst, wenn er seine Restaurationsversuche auf die directen Worte beschränkt, die Livius seinen Helden in den Mund legt (vgl. S. 185). Dieses Princip der directen Anführung, welches ein wesentliches Fundament der Goebel'schen Betrachtung abgibt, scheint mir überhaupt illusorisch zu sein. Die Erzählung soll Livius in eigener schlichter Prosa führen; dagegen, wenn er den Euander oder Romulus oder Horatius redend einführt, soll er diesen Ennianische Hexameter oder hexameterähnliche Reden in den Mund legen! Dieser Auffassung liegt eine handgreifliche Verwechslung sehr verschiedener Dinge zum Grunde. Freilich wenn Livius ein Orakel, eine Schwur- oder Gebetsformel, ein Bündnis oder eine Inschrift anführt, so legt in der Regel schon die Art, wie er es thut, die Annahme nahe, er überliefere entweder wortgetreu oder mit mäßiger Abweichung die Originaltradition; und da jene Dinge zumeist in Saturnischem numerus abgefasst waren, sind wir in solchen Fällen berechtigt, zu versuchen, ob sich dieser Rhythmus aus den Anführungen des Livius wiedergewinnen lasse. Aber wenn er den Romulus und andere in directer Rede sprechend einführt, zu vermuthen, es seien dort Verse — nicht des Romulus u. s. w., sondern — des Ennius erhalten, ist eine fast unbegreifliche Verwirrung der Anschauung. Darum ist auch Goebel's Berufung auf Ritschl's Vor-

gang ungehörig: wenn Ritschl z. B. die von Livius VI 29 mit den Worten *tabulaque . . . his ferme incisa litteris fuit* angeführte Votivinschrift in Saturnier zurückbringt, so hat diess Grund und Boden, da ja Livius ausdrücklich ein von ihm nur aufgenommenes Schriftstück referiert, womit doch wahrlich nicht auf gleiche Linie zu stellen die Anrede Euanders an Hercules u. ä., die in der gegebenen Fassung so gut wie die übrige Erzählung dem Historiker selbst angehören.

Um zu Euander's Worten zurückzukehren, so scheint sich Gabel, im Eifer Verse zu restituieren, die Frage gar nicht aufgeworfen zu haben, ob denn überhaupt wol in Ennius Annalen diese Sage einen Platz gefunden. Eine bestimmte Spur ist nirgendwo gegeben. Nach der von Dionysius berichteten Sage fällt die Colonie des Euander sechzig Jahre vor den Troischen Krieg; da es nun feststeht, dass Ennius seine Erzählung mit dem Falle Trojas begonnen: *Cum veter occubuit Priamus sub Marte Pelasgo*, so konnte Euander wenigstens da, wo er der Zeitfolge nach hingehörte, bei Ennius seine Stelle nicht haben: er hätte also diese Erzählung, so wie Livius, episodisch bei Erwähnung der von Romulus gestifteten *sacra* ausführen müssen. Die Möglichkeit lässt sich nicht bestreiten, obwol ich gestehe, dass es mir dem Charakter einer Chronik, wie Ennius Annalen waren, nicht zu entsprechen scheint. Jedenfalls ist es ein bodenloses Unternehmen auf Grund etlicher daktylischer Anklänge dem Ennius diese ganze durch keine anderweitige Spur geschützte Erzählung zu vindicieren.

Bei den Worten, die Livius I 10 dem Romulus leiht, *Juppiter Feretri, haec tibi victor Romulus rex regia arma fero*, mache schon, meint G., die Allitteration und das Wortspiel auf Ennianischen Ursprung aufmerksam. Wunderbar frei-

Sic quae Romana lugebit cumque eat hostem,
 dessen Reiz noch durch die elegante Timesis erhöht wird. Wie bequem für Livius, der Ennianische Verse nur aufzulösen brauchte, um eine kräftigere und schönere Wortstellung zu gewinnen; und welch armseliger Verseschmied dieser Ennius, der seine Worte nicht besser zu wählen gewusst, als dass sie nothdürftig dem geforderten Silbenmaße genügten!

Wenn sich Goebel an dieser Stelle auf den aus Cicero gewonnenen Hexameter des Ennius bezieht, so stellt er auch hier nur den großen Abstand in's Licht, der zwischen seinen eigenen Versuchen und dieser Restitution liegt. Cicero sagt: *aliquot somnia vera, inquit Ennius, sed omnia non necessest.* Die Worte, wie sie da stehen, geben keinerlei Vers; da aber Ennius Prosa nicht geschrieben, so hat Cicero die Sentenz, nicht den Vers des Ennius citieren wollen, und es ist Sache der Kritik, den Vers zu restaurieren. Und nun ergibt sich ohne irgend welche Gewaltthat folgender durchaus ansprechender Hexameter:

Somnia vera aliquot: verum omnia noenu necessest.
 Wollte Gott, dass in Goebel's Versuchen nur halb so viel Raison wäre.

Das folgende längere Fragment stützt sich auf zwei allerdings auch in der überlieferten Wortfolge gegebene Hexameterstücke: wenn G. meint, dass diese unzweifelhaft aus Ennius stammten, und dazu berechtigten, ihre Umgebung ebenfalls in daktylischen Rhythmus zu bringen, so behaupte ich im Gegentheil, wenn Ennius sie schrieb und Livius die Ennianische Darstellung benützte, so hätte er den daktylischen Rhythmus eher verwischt als beibehalten: jetzt gehören sie dem Zufalle an, zumal ohne die erst vom Hexameter geforderten Elisionen der daktylische Rhythmus kaum auffällt. Damit schwindet zugleich der einzige Anlass, an dieser Stelle noch weiter nach Hexametern zu suchen. Die Goebel'schen leiden überdiess an manchem Gebrechen; nicht erträglich ist die Wortstellung: *Pater at tu hominumque deum*, zu geschweigen, dass das nachdrückliche *tu* in der Elision gänzlich verschwindet; von *Juppiter* getrennt, wie G. sie gibt, verlieren die Worte *iussus tuis avibus* ihr Gewicht, und Livius weiß auch hier wieder besser als der vermeintliche Ennius, was angemessen ist. Endlich *nunc* vor *arcem iam* ist ein nur zu augenfälliges Flickwort.

An Flickwörtern über das Maße des erträglichen reich ist auch das nächste Fragment, das in keinem Betracht den Vergleich mit Livius aushält. So z. B. im ersten der drei Verse gibt sich *nuntia, abi*, nicht bloß durch die verkehrte Wortstellung, sondern auch durch die jedenfalls nicht elegante Elision als modernes Machwerk zu erkennen; und die oberflächlichste Vergleichung des Goebel'schen: *Militiam [bene] proinde*

colant mit dem Livianischen: *proinde rem militarem colant* zeigt, dass jenes gemacht, dieses das ursprüngliche ist, nicht umgekehrt.

Aus den Worten, die I 18 der Augur bei der Einsetzung Numa's spricht: *Juppiter pater, si est fas hunc Numam Pompilius, cuius ego caput teneo, regem Romae esse, uti tu signa nobis certa adclaras inter eos fines quos feci* gewinnt G. den Hexameter:

Juppiter hunc Numam si fas est fieri regem,
obwol er die Möglichkeit einräumt, dass hier Livius vielmehr Bücher der Auguren und Pontifex vor sich hatte. Allerdings ist es nicht bloß möglich, sondern sogar wahrscheinlich, dass Livius eine Auguralformel überliefert hat, die den uralten Formeln entsprechend, wol auch Saturnisches Maß gehabt hat; wie wenig schwierig es ist, diess herzustellen, mögen folgende regelrechte Saturnier zeigen:

Diéspitèr patèr, si-fàs suút húnce
Numám Pómpiliúm quotus - ego capút ténco
Regém Romae éssè uti tu - signa nóbis cèrta
Adclárásis inter - eós finés quos fécí.

Die noch übrigen Proben Ennianischer Hexameter beziehen sich auf das Bündnis zwischen Rom und Alba vor dem Kampfe der Drillinge (I 24). Es bedarf nicht die hierher gehörigen Verse einer Kritik im einzelnen zu unterziehen; nur auf die unerhörte, von G. sogar zweimal offerierte *traiectio*: *'populique Quirítum | Romani'* will ich im Vorbeigehen aufmerksam machen. Denn dass nicht, wie G. meint, Ennius hier Hauptquelle war, beweisen die Worte des Livius zur Genüge: *foedera alia aliis legibus, ceterum eodem modo omnia sunt. Tum ita factum accipimus, nec ullius retustior foederis memoria est.* Es lag also

mina Albani suumque ius iurandum... peregerunt. Ob wol G. die wiederholte Bezeichnung dieser Formeln als *carmina* beachtet hat, oder sollte er am Ende daraus den Schluss ziehen, es seien *carmina Ennii*? Ich denke, er wird, wenn er die Stelle des Livius wieder ansieht, selbst nicht zweifeln, dass er hier seine Hexameter an unrechter Stelle angesetzt und sie vielleicht nicht ungern gegen folgende Saturnier vertauschen:

*Audí Jovis páter au - dí patér patráte
 Populi Albáni audí tu - pópulus Albánus:
 Ut illa palám prima - póstréma ex illis
 Tabulis ceráve citáta - sine doló maló sunt
 Utique ea híc hodié re - cté sunt intellécta: his
 Legibús populús Románus - nón priór deficiet:
 Priór si deféxit - públicó consílio
 Tum ille Diéspitér populúm Ro - mánum sic feríto
 Ut ego húnce pórcum híc hódie - fériam tántóque
 Magis feríto quánto - mágis potés pollésque.*

Wie wenig es bedurfte, um diesen Complex von Saturniern herzustellen, kann ein Blick auf die Überlieferung des Livius zeigen. Mag sein, dass die Saturnier hier und da einer kleinen Nachbesserung bedürfen: im ganzen hoffe ich, wird auch G., wenn er unbefangen genug ist den Irrthum einzugestehen, zugeben, dass wir es hier nicht mit Ennianischer, wol aber mit uralter italischer Poesie zu thun haben.

Wenn er am Schlusse seines Aufsatzes sich auf 'Widersacher' gefasst macht und sich dabei auf den gegen Ritschl's wohlbegründete Theorie des lateinischen Carmen erhobenen ganz unbefugten Widerspruch bezieht, so bin ich meinerseits zuversichtlich genug zu glauben, dass diessmal das Verhältniss nicht ganz dasselbe sein werde.

Wien.

J. Vahlen.

Über Platon's Lysis.

Es ist eine sehr oft gemachte Erfahrung, dass die Kritiker, wenn sie eine unter dem Namen eines bedeutenden Schriftstellers aus dem Alterthum überlieferte Schrift für unecht erklären, fast regelmäßig zur Erhärtung ihrer Behauptung darauf ausgehen, nachzuweisen, dass die in Frage gestellte Schrift geringen Werth habe. Diese Erscheinung treffen wir ganz besonders auch bei der Kritik Platonischer Dialoge. Ast führt gegen eine ziemliche Anzahl derselben als Hauptbeweis der Unechtheit ihre Gehaltlosigkeit an. Diess Princip darf aber nur mit grosser Behutsamkeit angewandt werden. Man kann wol aus einer Anzahl entschieden echter Dialoge das Charakteristische der Platonischen Darstellung erkennen und jeden Dialog, der jenen Charakterzügen geradezu widerspricht, von vornherein mit einem gewissen Misstrauen ansehen; aber von hier aus ist noch ein weiter Weg bis zur Athetese. Kann denn der Schriftsteller, der eine Reihe bedeutender Schriften geliefert hat, nie, zumal in einer früheren Periode, etwas unbedeutendes geschrieben haben? Es ist gewissermaßen eine ideale, aber eben darum unpraktische Kritik, wenn man als Axiom hinstellt, der Autor könne nur lauter gediegene Werke verfasst haben.

Noch schlimmer aber ist es, wenn der Kritiker so zu sagen mit einer unzerstörbaren Überzeugung von der Unechtheit einer Schrift an die Prüfung derselben herantritt und nun dieselbe um jeden Preis als unbedeutender darzustellen sucht, als sie wirklich ist. So ist es dem Lysis ergangen. Man bleibt nicht dabei stehen, dass der Lysis den Vergleich mit vielen Dialogen nicht aushält, man sucht seine Gefunfugigkeit in greller

Hr. Ch. findet 220 B in den Worten *τοῦτο μὲν δὴ ἀπὴλ-
λακται, μὴ φίλου τινὸς ἔνεκα τὸ φίλον φίλον εἶναι* eine
ungenauere Argumentation, weil es in dem unmittelbar vorange-
gangenen Satze heiße *οὐκοῦν τό γε τῷ ὄντι φίλον οὐ
φίλου τινὸς ἔνεκα φίλον ἐστίν*, und weil man aus 220 E
annehmen müsse, dass von dem *τῷ ὄντι φίλον* die Rede sei;
es sollte also in 220 B nicht *τὸ φίλον*, sondern *τὸ τῷ ὄντι
φίλον* gesagt werden. Aber einige Zeilen früher heißt es ja
ausdrücklich: *ὅσα γάρ φαμεν φίλα εἶναι ἡμῖν ἔνεκα φίλου
τινός, ἑτέρῳ ῥήματι φαινόμεθα λέγοντες αὐτό· φίλον
δὲ τῷ ὄντι κινδυνεύει ἐκεῖνο αὐτὸ εἶναι, εἰς ὃ πᾶσαι αὐταὶ
αἰ λέγόμεναι φιλῖαι τελευτῶσιν*. Hat also Platon nicht gutes
Recht, den Ausdruck *τὸ φίλον* für *τὸ τῷ ὄντι φίλον* zu ge-
brauchen, nachdem er unmittelbar vorher erklärt hat, das Wort
φίλον werde in der gewöhnlichen Sprache misbräuchlich ange-
wandt und solle eigentlich nur für *τὸ τῷ ὄντι φίλον* gebraucht
werden? Und die von Hrn. Ch. angeführte Stelle 220 E wider-
legt den ausgesprochenen Tadel auf's deutlichste; denn es heißt
da mit klaren Worten: *τὸ ἄρα φίλον ἡμῖν ἐκεῖνο, εἰς ὃ
ἐτελεύτα πάντα τᾶλλα, ἃ ἔνεκα ἑτέρου φίλου φίλα ἔφαμεν
εἶναι*, woraus man ersieht, was von der Behauptung zu urthei-
len ist, der Verfasser unseres Dialoges bezeichne sonst überall,
wo er von dem *τῷ ὄντι φίλον* spreche, es auch mit dem Aus-
druck *τῷ ὄντι φίλον*.

Unbegreiflich ist das zweite Argument: „Falsch ist die
Argumentation 220 D f., wo unter anderen auch gesagt wird,
dass das *τῷ ὄντι φίλον φίλον ἀνεφάνη ὃν ἐχθροῦ ἔνεκα*.
Das geht aber aus den Angaben daselbst nicht hervor, und nir-
gend hat der Verfasser bewiesen, dass es, auch wenn das Übel
verschwände, in dem *μήτε ἀγαθὸν μήτε κακόν* kein Übel gäbe“
u. s. w. Nun, wenn das Übel verschwände, dann gäbe es eben
durchaus nirgend ein Übel. Nachdem dargethan worden ist, dass
τὸ φίλον nicht *φίλον* sei *φίλου τινὸς ἔνεκα*, lässt Platon den
Sokrates in folgender Weise argumentieren: *Τὸ ἀγαθόν* ist
φίλον; wir lieben aber *τὸ ἀγαθόν*, weil es ein Heilmittel für
das *κακόν* ist, also weil es sich nützlich erweist. Angenommen
nun, das *κακόν* verschwände vollständig aus der Welt: dann
wäre das *ἀγαθόν* kein Heilmittel mehr für das *κακόν*, weil es
eben kein *κακόν* gäbe, es wäre also unnütz, und demnach würde
es nicht geliebt werden: es wird also *τὸ ἀγαθόν* von uns ge-
liebt (oder *τὸ ἀγαθόν* ist *φίλον*) *διὰ τὸ κακόν*. Nun wurde
aber oben ein doppeltes *φίλον* unterschieden, nämlich *τὸ τῷ
ὄντι φίλον*, *εἰς ὃ ἐτελεύτα πάντα τᾶλλα* und das *φίλον*,
welches *ἔνεκα ἑτέρου φίλου φίλον* ist. Das erstere wird still-
schweigend für identisch mit *τὸ ἀγαθόν*, also beide Begriffe
als sich deckend angenommen: darum wird jetzt statt *τὸ ἀγα-
θόν* substituiert *τὸ φίλον* und statt *τὸ κακόν* wird *τὸ ἐχθρόν*

gesetzt; und so kommt denn der Satz zum Vorschein: τὸ τῷ ὄντι φίλον φίλον ἐστὶν ἐχθροῦ ἐνεκα. — Daran ist gar nichts auszusetzen; höchstens könnte man wünschen, Platon hätte hier statt ἐχθροῦ ἐνεκα gesagt διὰ τὸ ἐχθρόν, wie er früher διὰ τὸ κακόν sagte. Aber diese Verwechslung des διὰ mit ἐνεκα, mit der Hr. Ch. auch unzufrieden zu sein scheint, ist nicht gerade zu rügen. Denn wenn früher behauptet wurde „τὸ ἀγαθόν φίλον ἐστὶ διὰ τὸ κακόν,“ so bezeichnet freilich διὰ τὸ κακόν, was den sprachlichen Ausdruck betrifft, eigentlich den realen Grund „wegen des Vorhandenseins des κακόν:“ aber es ist klar, dass der eigentlich zu Grunde liegende und von Platon auch früher ausgesprochene Gedanke ist „das ἀγαθόν ist φίλον, weil wir mittels desselben das κακόν abwehren können.“ Andererseits wird ja ἐνεκα ebenso gut vom realen Grunde (propter), wie vom Zwecke (causā) gebraucht, also kann ἐχθροῦ ἐνεκα zunächst sprachlich als Bezeichnung des realen Grundes „wegen des Vorhandenseins des ἐχθρόν“ genommen werden: aber darin liegt auch der Gedanke, „weil das ἐχθρόν durch τὸ φίλον abgewehrt wird, darum ist uns τὸ φίλον φίλον.“ Und ἐνεκα hat Platon deshalb statt διὰ hier gewählt, um den Contrast zwischen den gemeiniglich sogenannten φίλα und dem τῷ ὄντι φίλον schärfer hinzustellen; denn jene misbräuchlich sogenannten φίλα sind φίλα für uns ἐτέρου φίλου ἐνεκα: und so wählt denn Platon auch für die Bezeichnung des τῷ ὄντι φίλον dieselbe Proposition.

Mit dieser Auseinandersetzung ist hoffentlich die Behauptung, „übrigens ist die ganze Argumentation, die mit 220 B beginnt, verworren“ widerlegt.

Nicht im geringsten einverstanden kann ich mich mit dem über 220 E. ff. ausgesprochenen Tadel erklären. Namentlich

Verschwinden des Übels sein oder nicht sein würde, ist lächerlich; denn wer weiß das? (diese Frage *τίς γὰρ οἶδεν* wird als Begründung des Einwurfes auch aus dem Sinne des Gegners gesprochen). Aber — erwidere ich — auch jetzt zeigt sich Hunger, Durst u. s. w. bald als nützlich, bald als schädlich: also kann Hunger, Durst u. s. w. seiner Natur nach weder κακόν noch ἀγαθόν sein, also gehören diese zu den μήτε κακά μήτε ἀγαθά. Nehmen wir also einmal an, das κακόν verschwände von der Welt, so werden natürlich Hunger, Durst, kurz alle solche an sich weder gute, noch böse Begierden nicht zu verschwinden brauchen.“ Was ist an dieser Gedankenreihe ungeschickt, was unrichtig? — Doch um sogleich auch das von Hrn. Ch. über 221 B οὐκοῦν ἐὰν ἀπολλύηται κ. τ. λ. und 221 C οὐκ ἂν, εἰ γε τὸ κακὸν αἴτιον ἦν κ. τ. λ. ausgesprochene wegwerfende Urtheil als unbegründet zu erweisen, wollen wir den Gedankengang weiter verfolgen. — Der eine Sache begehrende und anstrebende, fährt S. fort, liebt doch auch das, was er begehrt: demnach würde es auch nach dem (angenommenen) Verschwinden des κακόν mancherlei φίλα geben; diess könnte aber nicht der Fall sein, wenn das φίλον durch das Vorhandensein des κακόν bedingt sein sollte; also waren wir vorher im Irrthume, als wir herausgebracht zu haben glaubten, das gute werde διὰ τὸ κακόν geliebt, vielmehr ergibt sich uns jetzt, dass die Begierde Ursache der Liebe sei und dass τὸ ἐπιθυμοῦν φίλον (in activer Bedeutung) ἐστὶ τούτῳ, οὗ ἐπιθυμεῖ. — Auch hier ist, wie man sieht, nichts zu tadeln. Unbegreiflich ist und bleibt es daher, wie Hr. Ch. fragen kann: „Wie kommt ferner ohne weiteres zur Sprache der Satz 221 B: Οὐκοῦν ἐὰν ἀπολλύηται τὰ κακά, ἃ γε μὴ τυγχάνει ὄντα κακά, τί προσήκει τοῖς κακοῖς συναπόλλυσθαι.“ Dieser Satz kommt hier deshalb zur Sprache, weil er das Mittelglied bildet zwischen der Annahme des Verschwindens des κακόν und zwischen dem Resultat, auf welches hingearbeitet wird, dass nämlich das φίλον nicht durch das Vorhandensein des κακόν bedingt werde. Vollends ganz unbegreiflich ist, was Hr. Ch. zur Begründung seiner Behauptung hinzufügt: „Denn so, wie der Satz hier steht, kann man mit demselben Rechte, als es der Verfasser that, auch das Gegentheil davon sagen. Und warum könnte es nicht ebenfalls heißen: τί προσήκει τοῖς κακοῖς μὴ συναπόλλυσθαι.“ Hier ist offenbar der griechische Text ganz missverstanden worden.

Den über 221 E (S. 794, letzter Absatz) ausgesprochenen Tadel zu widerlegen scheint überflüssig: gehen wir lieber gleich an den nächsten Vorwurf. Hr. Ch. sagt S. 795: „221 E kommt der schulmäßige Satz vor: ἐνδεὲς δὲ γίγνεται οὐκ ἂν τις ἀφαιρῇται. Und gleich darauf wird ohne alle Verbindung als etwas bewiesenes folgendes angeführt: Τοῦ οἰκείου δὴ. ὥς

ἔοικεν, ὅ τε ἔρως καὶ ἡ φιλία καὶ ἡ ἐπιθυμία τυγχάνει οὕσα, ὡς φαίνεται. Das hat aber Platon in den ersten Dialogen namentlich nützend gethan, dass er einen Satz, der etwas neues zur Erörterung einer Frage beibringt, ohne alle Beleuchtung und vorangegangene oder nachfolgende Begründung so hingesezt und statt einer Entwicklung nur dessen Variationen angegeben hätte, wie es an unserer Stelle der Fall ist." Wir wollen über die Wahrheit dieses mit so apodiktischer Gewissheit ausgesprochenen allgemeinen Satzes mit Hrn. Ch. nicht rechten, behaupten aber dafür mit der möglichsten Entschiedenheit, dass der ausgesprochene Tadel unsere Stelle auch nicht im geringsten trifft und dass der Gedankengang und die Schlussreihe ganz fehlerlos ist und durchaus nichts unbewiesenes hingestellt wird. Man muss nur die Bedeutung von *ἐνδεής* gehörig erwägen, welches ja nicht ein beliebiges, gleichgiltiges Nichthaben, sondern das Nichthaben einer Sache, die man haben sollte, möchte, bezeichnet. Sokr. argumentiert also in folgender Weise: Man begehrt doch das, was man nicht hat, was man aber haben sollte oder möchte, dessen man bedürftig ist (ohne dessen Hinzukommen das begehrende Subject mangelhaft, unvollständig ist); also können wir, da wir früher (222 D) gezeigt haben, dass das *φίλον* durch das *ἐπιθυμῶν* bedingt wird, jetzt sagen: Das bedürftige ist dem befreundet, dessen es bedürftig ist. Bedürftig ist man aber dessen, was einem entzogen wird ¹⁾. Was aber einem entzogen wird (während es einem zukommt oder verlangt wird, während es also nicht entzogen werden sollte), das nennen wir *οἰκτόν* (dieser letzte Mittelgedanke ist freilich nicht ausdrücklich ausgesprochen, ist aber mit größter Leichtigkeit zu ergänzen und Pl. hat durch die Auslassung desselben nichts über-

τὸ ἀγαθὸν ἐστὶ φίλον; einen solchen dogmatischen Ton finden wir nirgend in den ersten Platonischen Schriften, zu denen dieser Dialog, wenn er echt wäre, gehören müsste" (S. 795) ²). — Dagegen ist vorerst zu erinnern, dass Hr. Ch. die Ausdrücke gar nicht gehörig abwägt, wenn er diess einen dogmatischen Ton nennt. Sagt nicht S. ausdrücklich: καὶ κινδυνεύει κατὰ τὴν ἀρχαίαν παροιμίαν τὸ καλὸν φίλον εἶναι. Die Worte κατὰ τὴν ἀρχ. παρ. hätten beim Citieren nicht ausgelassen werden sollen; aus ihnen gerade ist ersichtlich, dass wir hier nichts weniger als einen dogmatischen Ton haben. Warum führt aber überhaupt Platon diess Sprichwort an? ist es wirklich ohne irgend einen Werth zur Beleuchtung der Frage? Diess zu beweisen dürfte wol schwer fallen; hingegen ist es ganz leicht darzuthun, dass dasselbe keineswegs müßig, sondern mit der ganzen Argumentation innig verflochten ist. — Am Schlusse des 12. Capitels wird das Resultat der vorgängigen Untersuchung kurz zusammengefasst mit den Worten: Οὕτε ἄρα τὸ ὅμοιον τῷ ὁμοίῳ οὕτε τὸ ἐναντίον τῷ ἐναντίῳ φίλον. Nun will S. den Menexenos zu dem Zugeständnis bringen, dass das μήτε ἀγαθὸν μήτε κακὸν φίλον (in activem Sinne) τοῦ ἀγαθοῦ sei. Der Nachweis dafür besteht aus zwei Theilen; erstens musste bewiesen werden, dass das ἀγαθὸν φίλον (in passivem Sinne) sei, und zweitens, dass das μήτε ἀγαθὸν μήτε κακὸν dasjenige sei, dem das ἀγαθὸν φίλον (im pass. Sinne) sei, oder mit andern Worten, dass das μήτε ἀγ. μήτε κακ. das φίλον (activ) ἀγαθοῦ sei. Um das erste zu beweisen, wird das Sprichwort τὸ καλὸν φίλον als wahr angenommen; denn wenn τὸ καλὸν φίλον ist und anderseits τὸ ἀγαθὸν καλόν ist, so folgt daraus, dass auch τὸ ἀγαθὸν φίλον sei. Der zweite Theil wird folgendermassen erwiesen: Es gibt nur drei Gattungen, τὸ ἀγαθόν, τὸ κακόν, τὸ μήτ' ἀγαθὸν μήτε κακόν. Welcher von diesen Gattungen ist nun das ἀγαθὸν φίλον? Dem ἀγαθόν nicht und ebenso wenig dem κακόν; denn im ersten Falle würde τὸ ὅμοιον τῷ ὁμοίῳ und im zweiten τὸ ἐναντίον τῷ ἐναντίῳ φίλον sein, was früher als unmöglich bezeichnet wurde; also bleibt nur der dritte Fall übrig.

Wo möglich noch auffallender ist das Bedenken, das Hr. Ch. gegen 222 D äussert: „Es lässt sich ferner nicht einsehen, wozu 222 D die Bemerkung steht: τὸ ἀγαθὸν καὶ τὸ οἰκεῖον ἂν ταῦτόν φῶμεν εἶναι, ἄλλο τι ἢ ὁ ἀγαθὸς τῷ ἀγαθῷ μόνον φίλος. Dazu ist in der dortigen Argumentation kein Grund vorhanden; und es stimmt mit dem vorhergehenden nicht

²) Und S. 796: „Was hat aber für einen Werth der bereits früher aus 216 C angeführte Satz und was bringt er neues zur Beleuchtung der Frage? Dient er vielleicht dazu, dass der Verfasser bequemer ἀγαθόν mit καλόν verbinden könnte?“ u. s. w.

überein, wo gesagt wurde, dass das ἀγαθὸν οἰκεῖον ist τῷ ἀγαθῷ, also dass οἰκεῖον eine Eigenschaft des ἀγαθόν ist; und nun wird wieder ohne Grund die Sache und ihre Eigenschaft gleichgesetzt und durch Identificierung der Begriffe ἀγαθόν und οἰκεῖον der Schluss falsch." Es ist kaum möglich, in diesem Einwande die einfache Sache, um die es sich handelt, auch nur wieder zu erkennen. Allerdings ist 222 D οἰκεῖος in anderer Bedeutung genommen als 222 C; aber diess hat ja Pl. geflissentlich und wissentlich gethan! Sokr. war zuletzt zu dem Resultate gelangt, das οἰκεῖον sei φίλον; er will nun aber auch die Unhaltbarkeit dieses letzten Resultates darthun oder gibt sich wenigstens den Anschein. „Das οἰκεῖον," fährt er fort, „ist entweder eins und dasselbe mit dem ὁμοιον, oder es ist von demselben verschieden. Ist das erste der Fall, dann ist der Satz τὸ οἰκεῖον φίλον unrichtig, denn es ist früher dargethan worden, dass das ähnliche dem ähnlichen nicht befreundet sein kann. Will man also bei jenem Resultate bleiben, so muss man das zweite annehmen." Um nun die folgende Argumentation zu verstehen, muss man sich erinnern, dass der Satz τὸ οἰκεῖον φίλον nach des Sokr. Deduction vollständig eigentlich lautet: τὸ οἰκεῖον φίλον τῷ οἰκεῖῳ³). „Nun gibt es," lautet die Deduction weiter, „zwei Möglichkeiten. Da alles einer von den drei Gallungen, dem guten, dem bösen oder dem weder guten noch bösen angehören muss, so kann jede dieser drei Gallungen sich selbst οἰκεῖον sein, oder⁴) es ist das gute allem οἰκεῖον. Nehmen wir das erste an, so erhalten wir die drei Sätze: τὸ ἀγαθὸν οἰκεῖον τῷ ἀγαθῷ, τὸ κακὸν οἰκεῖον τῷ κακῷ, τὸ μὴτ' ἀγαθὸν μῆτε κακὸν οἰκεῖον τῷ μῆτε ἀγαθῷ μῆτε κακῷ, und wenn wir diess in dem Satze τὸ οἰκεῖον φίλον τῷ οἰκεῖῳ substituieren, so erhalten wir das Resultat

So sehen wir denn, dass alle Bedenken, die Hr. Ch. von „ungenauen oder fehlerhaften Argumentationen (Paralogismen im engeren Sinne des Wortes)“ entnommen hat, theilweise auf Missverständnis, theilweise auf nicht vollständig eindringendem Verständnis beruhen. Dabei wird natürlich niemand verkennen, dass sich in unserem Dialoge fast lauter neckende Antithesen, sophistische Verdrehungen und nicht ernst gemeinte Widerlegungen früher gewonnener Resultate finden. Berechtigt uns aber dieser neckende Ton, den Dialog für unecht zu erklären? Wer dieses Tones halber den Lysis verwirft, nun der muss sofort sich entschließen, auch den Parmenides, in welchem wir dasselbe grelle, ungelöste Widersprüche neben einander stellende, früher gewonnene Resultate als falsch aufgebende Verfahren wahrnehmen, dem Platon abzusprechen, und er muss letzteres um so eher thun, weil es die schreiendste Inconsequenz wäre, dasselbe Verfahren im Lysis als unplatonisch zu brandmarken und in einem Dialoge des gereiften Alters für echt platonisch zu erklären. Nicht gleich zu verdammen, was uns seltsam vorkommt, sondern es begreifen zu lernen und es zu erklären, das ziemt der besonnenen Kritik.

Übrigens hat meiner Ansicht nach Steinhart vollkommen recht, wenn er (Einl. z. Lysis S. 230) sagt, der speculative Gehalt unseres Dialogs sei wahrlich nicht zu verachten, und ebenso wird man ihm wol recht geben, wenn er (S. 228 f.) die Lösung in dem Satze, dass das gute allem verwandt, das böse allem fremd ist, findet. Dafür scheinen manche beiläufig eingestreute Andeutungen zu sprechen, die man nicht gehörig beachtet hat. Aus dem Satze *τὰγαθὸν οἰκεῖον παντί, τὸ δὲ κακὸν ἀλλότριον* folgte, wie wir oben sahen, das Resultat *ὁ ἀγαθὸς τῷ ἀγαθῷ μόνον φίλος*. Diess wird zwar von S. als unrichtig bezeichnet; aber wenn man zwischen den Zeilen lesen will, so kann man Platon's Ansicht unschwer erkennen. „*Ἀλλὰ μὲν καὶ τοῦτό γε ὥσ' ὁ μὲν εἶπε εἰσελεῖναι ἡμᾶς αὐτούς*“ lässt er den S. sagen. Und damit vergleiche man, was über dasselbe Thema 214 E gesagt wird und wie es gesagt wird. „*ἔχομεν ἄρ' ἤδη, τίνες εἶσιν οἱ φίλοι· ὁ γὰρ λόγος ἡμῶν σημαίνει, ὅτι οἱ ἂν ὥσιν ἀγαθοί.*“ Darauf erwidert Lysis „*πάνν γε δοκεῖ,*“ und Sokr. sagt nun „*καὶ ἐμοί.*“ Diess ist nicht zufällig, sondern fein berechnet und wird durch das folgende, mit den Worten „*καίτοι δυσχεραίνω τί γε ἐν αὐτῷ. φέρε οἶν, ὧς πρὸς Διός, ἰδῶμεν, τί καὶ ὑποπτεύω*“ eingeleitete Bedenken nicht umgestürzt ⁵⁾.

⁵⁾ Man vergleiche die ähnliche Wendung im Euthyphron 12 E. f. — Euthyphron setzt hier das *εὐσεβές* und *ὁσιον* in die *θεραπεία θεῶν*, eine Erklärung, die gewiss ganz im Sinne Platon's ist. Sokr. erklärt sich damit einverstanden, sagt aber gleich: *ἀλλὰ σμικροῦ τινὸς ἔτι ἐνδεής εἰμι*, und fragt dann, was für eine

Es wäre nun überflüssig auch alle die anderen Gründe, die Hr. Ch. gegen die Echtheit des Lysis vorbringt (nämlich die unplatonsche Gebräuchsweise neuer Gedanken- und Redewendungen, die Stellung der Personen des Dialogs, die Composition des ganzen Dialogs) einzeln zu widerlegen, da sich wirklich unter ihnen auch kein einziges irgendwie erhebliches Bedenken findet; es wird daher genügen einige Punkte hervorzuheben, um die unglaubliche Leichtigkeit zu charakterisieren, mit der Hr. Ch. überall auf Schritt und Tritt Gründe gegen die Echtheit des Lysis herausfindet.

„Unplatonisch ist es ferner und den Platonischen Sokrates ganz verkennend, wenn 218 D auf des Menexenos Angabe: *ὅτι πάντ' ἐπομαι* Sokrates erwidert: *Εἰκότως γε, ἀλλ' ὅδε ἴσως ἀκολουθήσεις, οἶμαι δὲ καὶ ἐγὼ μᾶλλον εἶσομαι ὅτι λέγω*“ (S. 797). — Statt aller Widerlegung genüge es, als Antwort darauf Gorg. 455 A anzuführen, wo Sokr. erklärt: *Φέρε δὴ, ἰδῶμεν τί ποτε καὶ λέγουμεν περὶ τῆς φηγορικῆς· ἐγὼ μὲν γάρ τοι οὐδ' αὐτός πο δύναμαι κατανοῆσαι ὅτι λέγω*.

„Ferner ist die Art, wie der Dialog beginnt, und wie er schließt, unplatonisch. Andere Dialoge schliessen nämlich mit derselben Frage die Untersuchung, mit der sie begonnen haben.... Der Dialog Lysis beginnt aber mit dem Satze: *ἐγὼ δὲ οὕτω πόρρω εἰμι τοῦ πημάτων, ὥστε οὐδ' οὐτινα τρόπον γίγνεται φίλος ἕτερος ἑτέρου οἶδα, ἀλλὰ ταῦτα δὴ αὐτὰ σε βοῦλόμην ἐρεῖσθαι ἅτε ἔμπειρον*; und am Ende wird wieder die Frage umgekehrt, denn 222 D heisst es: *Πάλιν ἄρα, ἣν ὃ ἐγὼ, ὦ παῖδες, οὕς τὸ πρῶτον λόγους ἀπεβαλόμεθα περὶ φιλίας, εἰς τούτους εἰσπεπνύομεν*: und

„Vielleicht könnte man noch ein Bedenken gegen die Echtheit des Dialoges erheben. Dadurch nämlich, dass S. gegen Ende 221 E summarisch über *ἔρως* und *φιλία* und *ἐπιθυμία* in gleicher Weise spricht, müssen wir annehmen, dass über *ἔρως* im vorhergehenden dasselbe hätte gesagt werden können, was über *φιλία* gesagt wurde, denn jener Begriff steht neben diesem so, als ob beide denselben Inhalt hätten. Das hätte aber Platon gewiss nicht gethan, und ich weiß auch kein einziges Beispiel dafür, dass er in einer solchen Recapitulation einen so wichtigen Begriff gesetzt hätte, ohne im vorhergehenden seinen Gehalt auch nur mit einem Worte berührt zu haben“ u. s. w. (S. 799). — Die Berechtigung, die Platon hatte, an dieser ganz ohne Grund getadelten Stelle *ἔρως* als Synonymum von *ἐπιθυμία* neben *φιλία* und *ἐπιθυμία* zu setzen, ist sonnenklar, wenn man nur den einige Zeilen früher (221 B) vorkommenden Satz: *Οἷόν τε οὖν ἔστιν ἐπιθυμοῦντα καὶ ἐρῶντα τούτον οὐ ἐπιθυμεῖ καὶ ἐρᾷ μὴ φιλεῖν; Οὐκ ἔμοιγε δοκεῖ*“ in's Auge fassen will.

Zum Schlusse möge es gestattet sein, um zu zeigen, dass uns für die Echtheit des Lysis nicht bange ist, unsererseits auf zwei ungenaue Ausdrucksweisen, die sich in diesem Dialog finden, aufmerksam zu machen. Wer mit der festen Überzeugung von der Unechtheit des Lysis an die Kritik desselben geht, würde in diesen Stellen neue Argumente gegen die Echtheit desselben zu finden vermeinen: wir glauben, dass hier durch Conjectur geholfen werden muss. — 213 C wird nun allgemein gelesen: *πολλάκις δ' ἐχθρόν εἶναι μὴ ἐχθροῦ ἢ καὶ φίλου, ὅταν ἢ μὴ μισοῦν τις φιλήῃ ἢ καὶ φιλοῦν μισῇ*. Wenn man aber bedenkt, dass *φίλος* und *ἐχθρός* hier in activer Bedeutung (= *μισῶν*) genommen wird und wenn man die unmittelbar vorausgehenden Worte betrachtet (*συμβήσεται ἀναγκαῖον εἶναι ὁμολογεῖν . . . πολλάκις φίλον εἶναι μὴ φίλου, πολλάκις δὲ καὶ ἐχθροῦ, ὅταν ἢ μὴ φιλοῦν τις φιλήῃ ἢ καὶ μισοῦν φιλήῃ*), so ergibt sich die Nothwendigkeit der Änderung: *ὅταν ἢ μὴ μισοῦν τις μισῇ* von selbst; und obendrein wird diess auch noch durch Handschriften ⁶⁾ bestätigt. — In 216 B, wo alle Codd. haben: *ἄρ' οὖν, φήσουσι, τὸ ἐχθρόν τῷ φίλῳ φίλον ἢ τὸ φίλον τῷ ἐχθρῷ*; muss nothwendig nach *τῷ ἐχθρῷ* das Wort *ἐχθρόν* hinzugefügt werden.

Prag.

J. Kvičala.

⁶⁾ Bekker's Mittheilung lautet: *ὅταν μὴ μισοῦν τις μισῇ* Σ n cum γρ BC u et mg Σ .

Anmerkung zu dem vorstehenden Aufsätze.

Als im letzten Hefte des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift S. 793 ff. die Abhandlung des Hrn. Prof. Cholava „Über die Unechtheit des Dialogs Lysis“ zum Abdrucke kam, gedachte ich in einem der nächsten Hefte meine Überzeugung von der Grundlosigkeit oder Unerheblichkeit der in jener Abhandlung gegen den Platonischen Ursprung des Lysis vorgebrachten Einwendungen darzulegen. In der Ausführung meines Vorhabens bis jetzt aufgehalten freue ich mich derselben durch die vorstehende gründliche und überzeugende Erörterung des Gegenstandes überhoben zu sein. Dass einige nur nebenbei von Hrn. Ch. vorgebrachten Einwendungen mit Stillschweigen übergangen sind, wird man bei der eingehenden Behandlung derer, auf welcher Hr. Ch. selbst unverkennbar das eigentliche Gewicht legt, nicht als eine Unvollständigkeit der Beweisführung ansehen können. Nur die Aufzählung der Parallelstellen des Lysis mit dem Symposium, welche Hr. Ch. zum Schlusse seiner Abhandlung gibt, hätte vielleicht mit einem Worte berührt werden können. Wenn gleich nämlich diejenigen Zweifelsgründe, welche Zeller früher (Philos. der Griechen. 1. Aufl. II. 170 Anm.) aus dem allgemeinen Verhältnisse des Lysis zum Symposium abgeleitet hatte, später (Zeitschr. f. AW. 1851 Nr. 31 ff.) von demselben Gelehrten zurückgenommen sind, so könnte doch die bloße Menge der verglichenen Stellen im einzelnen vielleicht bei einem oder dem anderen Leser noch ein Bedenken zurücklassen. Aber diese für den ersten Blick imponierende Menge reducirt sich bedeutend, wenn man diejenigen Stellen ausscheidet, welche zu einer solchen Zusammenstellung kein Recht geben. Z. B. Lys. 221 E *Τυτὶς ἄρα εἰ φίλοι ἐσὶν ἀλλήλοις, φύσει πῃ οὐκ ἐστὶ ἐσθ' ὅμιν αὐτοῖς* soll an Symp. 203 C erinnern, an welcher Stelle nichts weiter zu finden ist, als dass es von Enos heisst: *ἄρα φύσει ἐραστὴς ὢν περὶ τὸ καλόν*. Will man ja mit der Stelle im Lysis durchaus etwas aus dem Symposium vergleichen, nicht in dem

Register angeblicher Parallelstellen, welche Hr. Ch. S. 800 f. aufzählt, so schmelzen dieselben so ziemlich auf jene kleine Zahl zusammen, auf welche schon Zeller a. a. O. bei Behandlung des allgemeinen Verhältnisses zwischen Lysis und Symposion hingewiesen hatte.

Es liegt in der Natur der Sache und ist noch speciel durch den Anlass der vorliegenden Abhandlung begründet, dass es gar nicht unternommen ist, den Platonischen Ursprung des Dialogs Lysis positiv zu erweisen, sondern nur die Einwendungen gegen diese seine Echtheit als unbegründet zurückzuweisen. Dass Lysis eine Schrift Platon's sei, ist einstimmige Überlieferung; es muss also ausreichen, wenn nur, wie es im obigen geschehen ist, die gegen die Überlieferung neuerdings erhobenen Zweifel evident widerlegt werden. Dennoch ist es vielleicht zur Bestärkung der Überzeugung nicht ohne Werth, von der Widerlegung der einzelnen Einwände den Blick noch auf das Ganze zu richten. Man vergleiche alle diejenigen Dialoge Platon's, über welche schon die Überlieferung aus dem Alterthum das Verwerfungsurtheil ausgesprochen hat, oder selbst diejenigen, welche die Kritik unserer Zeit mit allgemeiner oder fast allgemeiner Zustimmung Platon hat geglaubt absprechen zu müssen, und stelle neben diesen den Lysis: dort Schwerfälligkeit oder langweilige Breite des Dialogs, Geistlosigkeit in der Composition des Ganzen, Farblosigkeit oder noch öfter ungeschickt starke Färbung in der Zeichnung der auftretenden Personen. Kann man den Lysis unbefangen und mit Hingebung lesen, ohne in den jenen Mängeln entgegengesetzten Vorzügen eine stets sich erneuernde Befriedigung zu finden? Es ist gewiss ein Unrecht, solche Dialoge Platon's, welche in formeller Hinsicht am glücklichsten gelungen sind, oder solche, die im Gedankeninhalt die reichsten sind, der Art zum Maßstabe Platonischer Weise machen zu wollen, dass man, was dagegen zurücksteht, Platon abspricht — solche Art der Kritik ist auf diesem Gebiete glücklicherweise nun gerichtet —; doch darf man auch gewiss anderseits gegen formale Vorzüge, wie deren der Lysis in reichlichem Maße uns bietet, die Augen nicht verschließen. Wäre der Lysis nicht ein Werk Platon's, sondern etwa eines seiner Schüler, wir müssten nach dieser Probe trefflichen Dialogs, wenn gleich innerhalb eines engen Gedankengebietes, abgerundeter Composition und an feinen Zügen reicher Charakteristik lebhaft bedauern, von dem Verfasser desselben nicht noch andere Werke zu haben, ja von ihm gar nichts zu wissen.

Von den beiden Conjecturen, welche Hr. Dr. Kvičala am Schlusse seiner Abhandlung mittheilt, ist ihm die erstere durch die neueren Ausgaben bereits vorweggenommen; die Züricher Ausgabe und die Hermann'sche haben $\mu\iota\sigma\eta$ mit Recht in den Text aufgenommen; Hrn. K. scheint nur die Bekker'sche oder Stallbaum'sche Ausgabe vorgelegen zu haben. — An der andern von Hrn. K. in Betracht gezogenen Stelle 216 B vermag ich weder den Anlass zu einer Emendation zu sehen, noch die von ihm vorgeschlagene Conjectur als zulässig anzuerkennen. Der Satz, dass Entgegengesetztes einander freund sei, wird in einer ausdrücklich als sophistisch bezeichneten Weise dadurch in Zweifel gezogen, dass als Beispiel für Entgegengesetztes zum Theil auch solche Eigenschaften gesetzt werden, welche den Personen nicht an sich, ohne Rücksicht auf ihr erst in Frage stehendes gegenseitiges Verhältniss, sondern erst durch dieses zukommen. $\Phi\omega\mu\epsilon\nu \acute{\alpha}\rho\alpha \tau\acute{o} \acute{\epsilon}\nu\alpha\nu\tau\iota\lambda\omicron\nu \tau\omega \acute{\epsilon}\nu\alpha\nu\tau\iota\omega \mu\acute{\alpha}\lambda\iota\sigma\tau\alpha \phi\acute{\iota}\lambda\omicron\nu \acute{\epsilon}\iota\nu\alpha\iota$; $\Pi\acute{\alpha}\nu\nu \gamma\epsilon. \acute{\epsilon}\lambda\epsilon\nu, \eta\acute{\nu} \delta' \acute{\epsilon}\gamma\omega \omicron\upsilon\chi \acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\kappa\omicron\tau\omicron\nu, \omega \acute{\mu}\epsilon\nu\acute{\epsilon}\xi\epsilon\nu\epsilon$; $\kappa\alpha\iota \eta\mu\acute{\iota}\nu \epsilon\upsilon\theta\upsilon\varsigma \acute{\alpha}\sigma\mu\epsilon\nu\omicron\iota \acute{\epsilon}\pi\iota\pi\eta\delta\eta\sigma\alpha\nu\tau\alpha\iota \omicron\upsilon\tau\omicron\iota \omicron\acute{\iota} \pi\acute{\alpha}\nu\sigma\omicron\phi\omicron\iota \acute{\alpha}\nu\delta\omicron\epsilon\varsigma, \omicron\acute{\iota} \acute{\alpha}\nu\tau\iota\lambda\omicron\gamma\iota\chi\omicron\acute{\iota}, \kappa\alpha\iota \acute{\epsilon}\rho\eta\sigma\omicron\nu\tau\alpha\iota \epsilon\acute{\iota} \omicron\upsilon\chi \acute{\epsilon}\nu\alpha\nu\tau\iota\omega\tau\alpha\tau\omicron\nu \acute{\epsilon}\chi\theta\omicron\alpha \phi\acute{\iota}\lambda\iota\alpha$; $\omicron\acute{\iota}\varsigma \tau\acute{\iota} \acute{\alpha}\pi\omicron\kappa\omicron\iota\nu\omicron\upsilon\mu\epsilon\theta\alpha$; $\eta \omicron\upsilon\chi \acute{\alpha}\nu\acute{\alpha}\gamma\kappa\eta \acute{\omicron}\mu\omicron\lambda\omicron\gamma\epsilon\acute{\iota}\nu \acute{\omicron}\tau\iota \acute{\alpha}\lambda\eta\theta\eta \lambda\acute{\epsilon}\gamma\omicron\upsilon\sigma\iota\nu$; $\acute{\Lambda}\nu\alpha\gamma\kappa\eta. \acute{\Lambda}\epsilon' \omicron\upsilon\nu, \phi\acute{\eta}\sigma\omicron\nu\sigma\iota, \tau\acute{o} \acute{\epsilon}\chi\theta\omicron\rho\omicron\nu \tau\omega \phi\acute{\iota}\lambda\omega \phi\acute{\iota}\lambda\omicron\nu \eta \tau\acute{\alpha} \phi\acute{\iota}\lambda\omicron\nu \tau\omega \acute{\epsilon}\chi\theta\omicron\rho\omega$;

ὁδοῖσθα, ἐφη. Ἀλλὰ τὸ δίκαιον τῷ ἀδίκῳ, ἢ τὸ σῶφρον τῷ ἀκολαστῳ, ἢ τὸ ἀγαθὸν τῷ κακῷ; Οὐκ ἂν μοι δοκῇ οὕτως ἔχειν. Es handelt sich durchweg um solche Beispiele, welche gegen den Satz τὸ ἐναντίον τῷ ἐναντίῳ φίλον Zweifel zu wecken geeignet sind: es ist nicht glaublich, dass freund sei τὸ ἐχθρὸν τῷ φίλῳ, τὸ φίλον τῷ ἐχθρῷ, τὸ δίκαιον τῷ ἀδίκῳ, τὸ σῶφρον τῷ ἀκολαστῳ, τὸ ἀγαθὸν τῷ κακῷ. Dass das erste dieser Beispiele in zweierlei Formen ausgedrückt ist, kann nach der eigenthümlichen Natur eben dieser Begriffe und nach den früheren Erörterungen über die fragliche Gegenseitigkeit kaum auffallend erscheinen; dass φίλον durchweg das in Frage gestellte Prädikat bleibt, wird selbst durch den folgenden Satz Ἀλλὰ τὸ δίκαιον κτλ. zur Evidenz gebracht. — Da die Texteskritik einzelner Stellen des Lysis einmal berührt ist, so möchte ich bei dieser Gelegenheit auf eine andere Stelle aufmerksam machen, die wahrscheinlich einer kleinen Berichtigung bedarf, 212 G: Ὁ πῶτος οὐκ αὐτῶν ποτέρου φίλος ἐστίν; ὁ φιλῶν τοῦ φιλουμένου, ἐάν τε καὶ ἀντιφίληται ἐάν τε καὶ μισῇται, ἢ ὁ φιλούμενος τοῦ φιλοῦντος. Nur an der zweiten Stelle, vor μισῇται, hat das καὶ eine treffende Bedeutung: 'mag er Gegenliebe oder mag er sogar Hass erfahren,' schwerlich lässt sich eine solche für das erste Glied ohne Zwang herausfinden, und καὶ dürfte wol nur eben aus dem zweiten Gliede auch in das erste eingedrungen sein. Zur Bestätigung dieser Vermuthung kann die Vergleichung des vollkommen entsprechenden Satzes dienen 212 E: Τὸ φιλούμενον ἄρα τῷ φιλοῦντι φίλον ἐστίν, ὥς φαίνεται, εἰ Μενέξενος, ἐάν τε φίλῃ ἐάν τε καὶ μισῇ.

Wien.

H. Bonitz.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Geschichte der römischen Literatur. Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Dr. Eduard Munk. Erster Theil. Geschichte der archaischen Literatur der Römer. Berlin, Ferd. Dümmler, 1858. (X. 352 S. 8.) — 1 fl. 60 kr.

Das vorstehende Buch soll nach des Verfassers Ausdruck 'ein Lesebuch sein, das die Schüler der oberen Classen der Gymnasien mit den HAUPTerscheinungen der classischen Literatur bekannt mache.' Es kam ihm vorzüglich darauf an, den Schülern ein recht lebendiges Bild der literarischen Leistungen der Alten aus ihren Schriften zu geben. Daher mit Weglassung alles gelehrten und literarischen Materials aus den vollständig erhaltenen, wie aus den nur in Bruchstücken vorliegenden Schriften Proben in deutscher Übersetzung mit untergesetztem lateinischen Texte gegeben werden. Bei den Mittheilungen aus der Fragmentenliteratur, worauf ganz besonders dieser erste Band angewiesen war, hat der Verf. vorzüglich Rücksicht genommen auf die von Cicero angeführten Stellen, sowie auf die Urtheile des Horatius über die älteren römischen Dichter. In dieser Weise soll das Buch den Schülern bei der Lectüre in und außer der Schule als Leitfaden dienen, 'der sie über die Stelle, die der zu lesende Autor in der Literatur einnimmt, über seine Bedeutung für die Zeitgenossen und die Nachwelt, über die Veranlassung, den Zweck, die Composition seiner Werke, über die Urtheile der Kunstkenner aus alter und neuer Zeit aufkläre und ihnen über die nicht gelesenen, so wie über die untergegangenen Werke etwas mehr gebe, als bloße Namen und Titel.'

Theoretische Bedenken über das Bedürfnis eines solchen Buches auf unsern Gymnasien könnte der Verf. leicht durch die Thatsache beschwichtigen, dass seine nach ähnlichem Plane gearbeitete Geschichte der griechischen Literatur Eingang in solche Bildungsanstalten gefunden hat. Aber trotzdem möchte der Zweifel nicht unbegründet sein, ob Geschichte der classischen Literaturen dem Kreise der den Gymnasien obliegenden Disciplinen angehöre und dem vorauszusetzenden Standpunkte der Schüler entspreche. Kein verständiger Lehrer wird es

unterlassen seine Schüler vor dem Beginne der Lectüre eines Autors über dessen Leben und Schriften, die Zeit- und Culturverhältnisse, unter denen er schrieb, seine Beziehungen zu Zeitgenossen und Nachfolgern in's Klare zu setzen: und soviel reicht gerade hin, um ein eingehendes Verständnis des betreffenden Schriftstellers zu ermöglichen. Dieser Anforderung aber ist für die Lectüre außer der Schule heutzutage durch die Ausgaben mit deutschen Anmerkungen und Einleitungen ausreichend Genüge geschehen. Dagegen kann der Einblick in die Gesamtentwicklung einer Literatur, aus der eine verhältnismässig nur geringe Zahl von Autoren zumeist ein und derselben Periode den Schülern zur Lectüre vorgelegt wird, durch Mittheilung einzelner aus dem Zusammenhang gerissener Stücke nicht erreicht werden: und Urtheile aus alter wie neuer Zeit über literarische Producte, mit denen genauere Bekanntschaft auf dieser Stufe der Bildung nicht zu erwarten ist, bleiben äusserlich und gewähren höchstens Stoff und Anhalt zu oberflächlichen Raisonnements. Ja wir scheinen aus demselben Gesichtspunkte Schriften wie Cicero's Brutus, Quintilians X. Buch, diejenigen der Horazischen Satiren und Episteln, welche zumeist mit literaturhistorischen Fragen sich beschäftigen, für die Schullectüre nicht die geeignetsten zu sein. Vollends aber ist die archaistische Literatur der Römer, die zum allergrössten Theile uns nur in Bruchstücken vorliegt, ein auch auf diesem Wege der Schule nicht zugänglich zu machendes Gebiet. Für den Lehrer dagegen und den angehenden Philologen ist das in diesem Theile wenigstens von dem Verf. gebotene Material nicht ausreichend, sowie anderseits für den Kreis gebildeter Laien, die aus reiner Liebe zur Sache sich dem classischen Alterthum zuwenden, der Standpunct zu niedrig gegriffen ist.

Der Verf. eröffnet seine Darstellung mit einer Charakteristik der

der Behandlung der Thesen beruhen die in der altlateinischen Metrik wahrnehmbaren Fortschritte (vgl. u. a. Ritschl Rhein. Mus. VII. S. 588). Wenn S. 22 unter denjenigen, welche 'neben Cicero in der gefälligen Darstellung, wiewol ohne ihn zu erreichen, wetteiferten,' auch M. Terentius Varro genannt wird, so ist dabei außer Acht gelassen, dass dieser auf dem Gebiete der Prosa sich in einem bewussten Gegensatz gegen die von Cicero zur Geltung gebrachte Formvollendung befindet: ein Gegensatz des Alterthümlichen und Modischen, für welchen in der Poesie derselben Zeit die Unterschiede Lucrezischer und Catullischer Dichtweise eine Parallele bieten. Der Verfasser hat es sich entgehen lassen, S. 23 dieses Verhältnis der beiden Dichter zu einander in ein helleres Licht zu stellen. Er erwähnt mit keiner Silbe des Alexandrinismus, ohne den die Eigenthümlichkeit des Catullus und der seiner Richtung sich anschließenden Dichter nicht zu begreifen ist; ja unklar bleibt aus demselben Mangel die Stellung der Augusteischen Dichter, über welche der Verf. S. 24 schreibt: 'Die classischen Dichter der Griechen blieben noch immer Muster; die Alexandrinischen Dichter boten die Vermittelung zwischen diesen und der römischen Denkweise, indem sie den Weg zeigten, wie man das Nationale mit der Rücksicht gegen den Herrscher vereine.' Aber die Alexandriner waren ja schon zu einer Zeit von römischen Dichtern übertragen und nachgebildet worden, als jene Rücksicht auf den Herrscher noch nicht zu nehmen war; und die Augusteischen Dichter, Horaz an der Spitze, bezeichnen gerade darum einen Fortschritt über die Zeit des Catullus und seiner Gesinnungsgenossen hinaus, dass sie nicht mehr ebenso ausschliesslich die Alexandrinischen Dichter als Muster gelten lassen. Ganz übersehen ist von dem Verf. der doppelte Gegensatz, in welchem sich Horaz und die Augusteischen Dichter ebenso zu der archaischen Literatur und deren begeisterten Verehrern, wie zu der ausschliesslich alexandrinisierenden Poesie eines Calvus und Catullus befinden. Dieser Mangel an richtiger Auffassung und Darstellung so bedeutsamer Gegensätze tritt auch noch an anderen später zu berührenden Stellen hervor.

Die Literaturgeschichte selbst ist in zwei besonderen Abschnitten behandelt, von welchen der erstere 'die Anfänge der römischen Literatur,' der zweite 'die Römische Kunstdliteratur' umfasst. In jenem gibt der Verf. ungleich mehr als die Überschrift erwarten lässt. Denn er begnügt sich nicht damit, alles dasjenige zu besprechen, was von literarischen oder literaturähnlichen Producten aus den fünf Jahrhunderten vor dem Beginn einer eigentlichen Literatur zu unserer Kunde gekommen, sondern gibt z. B. von Inschriften außer solchen, die wirklich diesem Zeitraum angehören, andere, welche eine bestimmte Datierung einer späteren Periode zuweist und die an ihrer Stelle eingereiht ein unmittelbares Zeugnis der Sprache sowol wie des publicistischen Stiles hätten abgeben können, und verfolgt die Entwicklung der Posse von Atella nicht bloß bis in die Zeit, wo dieses echt volksthümliche Product von Dichterhand

in die Literatur eingeführt wird, sondern weit hinab bis in die späte Kaiserzeit. Da uns von der ursprünglichen Gestalt der gemeinhin improvisierten Volksposse weder ein Exemplar noch ausreichende Data vorliegen, so ist es allerdings berechtigt, für die Charakteristik dieses uralten Productes italischer Laune Züge aus den in Titeln und Bruchstücken deutlicher zu erkennenden Bearbeitungen des Pomponius und Novius zu entnehmen. Aber das ganze aus diesen Resten zu gewinnende Material unter den 'Anfängen der Literatur' auszuschütten, ist nicht ratsam und hat für den Verf. zunächst den augenfälligen Nachtheil gebracht, dass er später, wo es die Charakteristik der beiden Dichter galt, schlechtdrings nichts mehr, was nicht schon vorweg genommen wäre, vorzubringen hatte. Denn die wenigen Bemerkungen, welche S. 233 zu lesen sind, stehen ebenfalls schon unter den 'Anfängen der Literatur' im Zusammenhange. Andererseits ist es eine Inconsequenz des Verf.'s, wenn er die Mimen des Laberius und Syrus in der 'Kunstliteratur' abhandelt. War ja doch auch der Mimus ein uraltes volksthümliches Product, und von seiner ursprünglichen Gestalt unterscheiden sich die Erzeugnisse jener Dichter nicht mehr als von der alten Posse von Atella deren literarische Bearbeitung durch Pomponius und Novius.

Von dem zweiten Abschnitte, der 'Kunstliteratur' enthält dieser erste Band nur die archaische Periode von Andronicus bis Cicero. Aber auch hier greift der Verf. an mehr als einer Stelle über die von ihm gesteckten Grenzen weit hinaus. So wird bei Ennius' Annalen die Geschichte des Epos übersichtlich bis auf die Augusteische Zeit fortgeführt. Was von epischen Gedichten zwischen Ennius und Virgil liegt, wird aufgezählt und nach einer von dem Verf. nicht glücklich gewählten Unterscheidung des *epos palliatum* und *epos togatum* zusammengestellt. Zur ersteren Gattung gehörig werden aufgeführt des Mat-
thias lat. u. griech. Uebersetzung der Ilias. Arctus haben als Uebersetzer des Homer

deren Betrachtung zu unterziehen? Hätte sich der Hr. Verf. statt von dem Unterschiede der Gattungen von dem ungleich wichtigeren Moment Alexandrinischer Nachbildung leiten lassen, so hätte er schwerlich Catullus' Epithalamium von seinen übrigen Dichtungen losgerissen, hätte für Cinna's Smyrna und Varro's Übersetzungen Alexandrinischer Gedichte die ihnen von der historischen Entwicklung angewiesene Stelle beibehalten. Es war nicht zu befürchten, dass 'eine besondere Rubrik nur mit Namen und trockenen Notizen ausgefüllt werde,' sondern es hätte sich ein anschauliches Bild einer bestimmt abgegrenzten und von einem individuellen Motiv durchdrungenen Gruppe von Dichtern ergeben, der gegenüber Lucretius ebenso wie die in dem Stile von Ennius' Chronik abgefassten historischen Epen eines Hostius und Furius ihre gerechte Würdigung finden konnten.

Dasselbe Verfahren hat den Verf. bei der Geschichte des Dramas geleitet: an die Tragödie der archaischen Periode wird eine übersichtliche Darstellung der tragischen Erzeugnisse bis auf Seneca angeschlossen, und die Komödie in ihren verschiedenen Gattungen gleich hier bis auf ihre letzten Ausläufer verfolgt. So begegnen wir denn u. a. hier den Mimen des Laberius und Syrus, die nach dem früher über die Atellana Bemerkten, wie diese in die 'Anfänge der Literatur' gehörten, nach der chronologischen Abfolge aber vielmehr dem Ciceronischen Zeitalter als der bis zu Ciceros Zeit angesetzten archaischen Periode zufielen. Der Verf. opfert auch hier dem Vortheil mehr 'Raum für die bedeutendsten Leistungen der späteren Epochen zu gewinnen' den ungleich gröfseren, dass die Darstellung einen Einblick gewähre in die literarischen Bewegungen einer bestimmten Zeit und erkennen lasse, worin der Schwerpunkt der Thätigkeit einer jeden Epoche liege, welche Gattungen man mit Vorliebe gepflegt hat, welche anderen dagegen zurückgetreten sind. Legte der Verf. darauf kein gröfseres Gewicht, so hätte er überhaupt den historischen Gesichtspunct aufgeben und die Geschichte der Literatur in eine Geschichte der Literaturgattungen auflösen müssen.

Die archaische Literatur selbst wird nach dem Hauptunterschiede der Poesie und Prosa abgehandelt. Innerhalb dieser Abtheilungen verfährt der Verf. theils historisch, theils eidographisch. Den Anfang macht wie billig Andronicus, an ihn schliessen sich in dieser Abfolge Naevius, Ennius, Plautus. Dass Plautus nach Ennius eingereiht wird, ist zwar herkömmlich, aber in doppeltem Betracht unrichtig. Denn chronologisch gebührt dem Plautus der Vorgang, der schon mindestens zwei Decennien Texte für die Bühne geschrieben hat, ehe Ennius nach Rom übersiedelt und seine literarische Laufbahn beginnt (vgl. Ritschl Rhein. Mus. VII S. 603). Und der inneren Entwicklung nach baut Plautus ungleich mehr als Ennius auf den von Naevius gelegten Grundlagen fort. Keine Frage, dass der Schwerpunkt der Naevianischen Productivität in der Palliata liegt, und diese Gattung ausschliesslich hat

in Naevianischem Geiste Plautus weiter gebildet. Für die epische Chronik hat zwar Ennius an Naevius einen Vorläufer gehabt, aber er knüpft darin so wenig bei ihm an, dass er ihn zu nicht geringem Verdruß des Cicero geradezu desavouiert. Und Ennius' Annalen verhalten sich zu Naevius' Punischem Kriege ungefähr wie eine Prätexa zu der allen Bühnensatura.

Mit Plautus bricht der historische Faden wieder ab, und es tritt der Gesichtspunct der Gattungsunterschiede auf. Zunächst die Tragödie mit den Dichtern Pacuvius, Attius und den späteren. Eine besondere Rubrik hätte, wenn einmal das eidographische Moment überwog, neben der *tragedia (crepidata)* die *praetextata* verdient, wie gleich nachher *comedia palliata* und *togata* geschieden werden. Allerdings sind es dort dieselben Dichter, welche beide Gattungen pflegen, hier verschiedene. Sodann die Comödia, und zwar a) die Palliata: Cæcilius, Terentius, Turpilius, Trabea; b) die Togata: Afranius, Titinius, Atta. Warum nun auch hier innerhalb der speciellen Gattungen nicht einmal die chronologische Reihenfolge beibehalten, ist nicht abzusehen. Der Verf. bemerkt zwar, dass wir 'über die Lebensumstände des Vectius Titinius nichts wüssten.' Aber wir wissen doch soviel von ihm, dass er nicht Vectius hieß (vgl. Neukirch *de fabula togata* S. 97, Ritschl Parerga I S. 195) und können aus einem auch vom Verf. gleich darauf angeführten Zeugnis des Varro bei Charisius mit entschiedener Probabilität ebensowol schließen, dass Titinius älter war als Terentius und somit auch als Afranius, wie dass Trabea nicht bloß dem Terenz, sondern auch dem Cæcilius an Alter vorangien (vgl. Ritschl Parerga I S. 194. Mommsen Röm. Gesch. I S. 885 Anm.); c) die Atellana und der Mimus mit ihren Vertretern Pomponius und Novius einerseits, Laberius und Syrus anderseits. Auf das Drama folgt endlich die Satire und ihr Begründer Lucilius. Angereicht

Oskischen Posse, mit welcher, wie es S. 84 heisst, die römische Jugend jenes verband?

Ungleich besser ist dem Verf. die Darstellung der Posse von Atella nach den Bruchstücken der Dichter Pomponius und Novius gelungen, und hierfür konnte er sich auf seine eigenen sorgfältigen Untersuchungen stützen. Treffend ist seine Bemerkung, dass das Oskische Atella im alten Italien die Rolle des griechischen Abdera und des deutschen Schilda gespielt habe. Und von hier aus bedurfte es zu richtiger Erkenntnis des Ursprungs der Atellana nur eines Schrittes, den Munk nicht, wol aber Mommsen gethan hat: die uralte Maskenposse ist lateinisches Eigenthum, zur Atellana wird sie, seit Atella die Scene, der Oskische Bauer die Figuren zur Posse liefert: und nicht anders verhält es sich mit den Fescenninen, die dem Namen, nicht der Sache nach von Fescennium stammten und in dieser Bezeichnung ein Zeugnis abgeben für die von bestimmter Zeit ab datierende Localisierung des uralten lateinischen Wechselgelechtes. Beide haben ursprünglich und noch lange hin mit der Bühne nichts zu thun gehabt; sie waren und blieben das Privilegium der freigeborenen Römer oder Latiner, die sich am heiteren Feste im mimischen Wechselsvers oder in der Maske belustigten. Bühnenstück und damit zugleich literarische Gattung wird die Atellana erst mit der Zeit, wo sie als erheiterndes Nachspiel der Tragödie angehängt wird. Nicht ganz den gleichen Weg durchlief die Satura, die ursprünglich nichts ist, als das von den Gästen am Schluss des Festes unter mimischer Bewegung gesungene monotone Lied, dessen sich im Verlauf umherziehende Sänger bemächtigten, die sich damit zu den Gelagen drängten; und sie sind es, die, seit Rom eine Bühne besaß, von den Brettern herab ihre Lieder dem Publicum zum besten gaben. Sie verschwindet, seitdem sich der Bühne das kunstgerechte Drama bemächtigt hat, und wird erst von Ennius' Hand umgestaltet und der Literatur bleibend einverleibt.

Nach diesen skizzenhaften Andeutungen muss auch das bei Livius Andronicus über die Anfänge und ersten Fortschritte der römischen Bühnenkunst gesagte in wesentlichen Puncten umgestaltet werden.

Über das von Andronicus eingeführte kunstgerechte Drama berichtet der Verf. S. 84: 'Livius hat Tragödien und Komödien geschrieben. Wir kennen von ihm etwa 14 Titel von Tragödien: Achilles, Adonis, Aegisthus, Ajax, Andromeda, Antiopa, die Centauren, das trojanische Pferd, Helene, Hermione, Laodamia, Protesilaus, Tereus, Teucer.' Dazu wird in den 'Verbesserungen' der berichtende Zusatz nachgetragen: 'doch sind sie nicht alle sicher, da der Name Livius häufig mit Lävius, Nävius, Novius verwechselt wird.' Ähnlich ist der Bericht über die Tragödien des Nävius S. 97: 'Wir besitzen etwa 7 Titel von Nävianischen Tragödien: Alcestis, Danae, das trojanische Pferd, Hector, Hesione, Iphigenia, Lycurgus, Protesilaus,' was in den 'Verbesserungen' dahin berichtet wird, dass 'als unbezweifelt sicher nur die Danae und

der Lycurgus zu betrachten sind.' Ja die dort aufgeführte Alcestitis muss S. 93 sogar Belege für die 'sinnige Ausdrucksweise und sprachliche Gewandtheit' des Nāvius hergeben, und erst in den 'Verbesserungen' ist es dem Verf. aufgegangen, dass 'diese Proben jedoch wol dem Lāvius, nicht dem Nāvius angehören.' Diess alles erweckt kein günstiges Vorurtheil für die Sorgfalt des Verfassers; ich will nicht untersuchen, welches ihm gerade in die Hand gefallene Buch es verschuldet hat, dass er bei Nāvius wenigstens beidemal im Text wie in den Verbesserungen das richtige nicht getroffen. Wollte der Verf. nichts weiter als die Titel abschreiben, so hätte er wenigstens wissen müssen, wo er am zuverlässlichsten abschreiben dürfe. Aber wem von seinen Lesern glaubt der Verf. dass mit dieser Nomenclatur von Titeln gedient sei: und welcher Schüler höherer Bildungsanstalten denkt sich etwas dabei, dass Livius oder Nāvius eine Tragödie Hesiona, Hermiona, Tereus, Lycurgus geschrieben? Hier, meine ich, hätte der Verf. dem Publicum, für welches sein Buch bestimmt ist, besser Rechnung getragen, wenn er statt einer Titelliste einige der von Livius und Nāvius eingeführten tragischen Stoffe einer eingehenderen Besprechung unterzogen hätte. Vielleicht hätte sich dabei eine für die römischen Tragiker ebenso wie für ihr Publicum bezeichnende Vorliebe für gewisse Mythen und Stoffe herausgestellt.

Zur Beurtheilung der lateinischen Odyssee des Livius schreibt der Verf. S. 82: 'die Übersetzungsversuche des Livius fanden doch selbst noch in den spätern gebildeten Zeiten eine gewisse Anerkennung. Cicero vergleicht die lateinische Odyssee mit einem Werk des Dädalus (Brut. 18), und wenn auch Horaz den Enthusiasmus der Freunde aller Poesie, die des Livius Verse für schön, correct und den ausgefeiltesten nur wenig nachstehend hielten, nicht theilt, so will er doch nicht des Livius Werke durchaus verwerfen und sie verübeln wissen. Ganz doch, meint er

gehen, dass Cicero mit jener Zusammenstellung nur diess andeuten wollte, dass, wie Dädalus am Anfang aller Kunst, so Livius am Anfang der Literatur stehe, und an beiden nur das Interesse des urältesten haften. Noch viel weniger durfte Ciceros Urtheil, Nāvius' punischer Krieg sei wie eine Statue des Myron, ohne einen erläuternden Zusatz bleiben: Cicero gibt an jener Stelle selbst die charakteristischen Merkmale der Myronischen Kunst an; aber freilich in einer Weise, dass seine Beurtheilung von der sonst aus dem Alterthum stammenden in wesentlichen Punkten absticht. Die bloße Anführung eines solchen Urtheiles bleibt Phrase, und trägt nichts bei zur Veranschaulichung eines für uns verlorenen antiken Literaturwerkes.

Auch die Stelle des Horaz ist durch die Art, wie der Verf. sie referiert, nicht unwesentlich alteriert worden. Horaz sagt nicht, was ihn der Verf. sagen lässt, er wolle die Gedichte des Livius nicht vertilgt wissen, da doch mitunter ein treffend Wort glänze und der eine und andere Vers wohlklingend sei; sondern: 'ich will nicht des Livius Gedichte vertilgt wissen, sie zumal, die mir aus Orbilius' Schule noch frisch im Gedächtnis sind; nur das erregt meinen Verdruss, dass, wenn einmal ein passend Wort (unter vielen unpassenden) hervortaucht oder ein Vers ein wenig concinner gebaut ist, darum sofort das ganze Gedicht angepriesen und in den Himmel erhoben wird.'

Von einem 'richtigen poetischen Tacte,' den Livius bei der Übersetzung des Homer angewendet, kann überall nicht die Rede sein; sie sollte auch nur dem ganz untergeordneten Zwecke dienen, das Verständnis des griechischen Homer beim Schulunterricht zu vermitteln, und diess und nichts mehr ist dem Andronicus, soweit uns die Bruchstücke urtheilen lassen, zur Noth gelungen.

Über die Oekonomie der römischen Tragödie hat der Verf. eigenthümliche Anschauungen, wenn er S. 86 bemerkt, weil es 'an geübten Schauspielern und besonders an solchen gefehlt, die die schwierigen Gesangpartien und Tänze der Chöre auszuführen vermochten, habe man nur den epischen Stoff des griechischen Vorbildes wiedergegeben, das lyrische Element des Chors aber fallen gelassen.' Der Mangel oder richtiger die Modification des griechischen Chors in der römischen Tragödie beruhte viel weniger auf dem Mangel an geeigneten Choreuten, als auf der Einrichtung der römischen Bühne, die keine für die Tänze des Chors bestimmte Orchestra besaß. Aber der Chor fehlte auch nach des Verf.'s Meinung nicht ganz. 'Wenn in römischen Stücken ein Chor auftrat, so war es meist nur eine stumme Schaar von Personen (*grex*), die die Begleitung der Fürsten und Helden bildeten, und in den üppigeren Zeiten oft ein riesenhaftes Schaugepräge boten.' Aber sind denn die Spuren so selten, dass in der römischen Tragödie ein Chor auch wirkliche Chorlieder gesungen? Ist es ja doch überliefert, dass z. B. in der Ino des Livius (die freilich in dem langen Titelverzeichnis Livius-

nischer Tragödien keinen Platz gefunden hat) ein chorus einen Hymnus auf die Diana singt. Und wer anders als ein Chor von Kriegeren singt in des Ennius Iphigenia das bekannte:

Stilo qui nescit uri

Plus nocet Acher u. s. w.

Und manche andere Spuren in den Fragmenten römischer Tragiker zeigen deutlich genug, dass auch sie einen Chor sowol wie Chorlieder gehabt; nur wird hierin die römische Nachbildung dem griechischen Original noch mehr als in den Dialogpartien nachgebinkt haben.

Zum Schluss der Charakteristik des Livius, wo das von ihm im Auftrag des Staates verfasste lyrische Gedichtes gedacht wird, vermisst man ungern eine Erwähnung der ihm vom Staat dafür gewordenen Anerkennung, die ein interessantes Licht wirft auf die öffentliche Stellung der Dichter in dieser ältesten Epoche und ihre Beziehungen zu einander. Vielleicht würde dann auch das bei Atilius erwähnte 'Collegium der Dichter' nicht so außer allem Zusammenhang dastehen.

Ungenau ist die chronologische Bestimmung der Lebenszeit des Nævius: 550, schreibt der Verf., sei er als Verbannter in Utica gestorben; also in demselben Jahre, in welchem (S. 99) Ennius nach Rom kommt, und doch meint der Verf. S. 89 Nævius habe mit bezug 'auf den gräciserenden Ennius in seiner Grabchrift gesagt, dass man nach seinem Tode lateinisch zu sprechen vergessen habe.' Das Todesjahr des Nævius wird von Cicero Brut. 16 allerdings auf 550 angegeben, aber an derselben Stelle steht auch, dass Varro sein Leben noch etliche Jahre weiter hinausgerückt habe. Dass Varro sehr wahrscheinlich Recht gehabt, hat Mommsen bemerkt (Röm. Gesch. I S. 880 Anm.), der mit ungleich größerer Probabilität des Dichters Flucht nach Utica nach 552, sein Lebensende circa 560 ansetzt.

Vgl. es S. 93 mit Bemerkung auf Cicero *de senectute* c. 14 l. 14.

Die Vergleichung des *Bellum Punicum* mit einer Reimchronik des Mittelalters, die übrigens nicht von Mommsen herrührt, wird von dem Verf. S. 93 mit Unrecht abgewiesen; soweit unser Urtheil nach den Fragmenten reicht, bezeichnet sie schlagend den Charakter der Nāvianischen Chronik. Warum Octavius Lampadiō bei seiner Eintheilung des Gedichtes in 7 Bücher 'ziemlich ungeschickt' verfahren sei, gestehe ich nicht zu wissen; mich dünkt, es konnte nicht schwer sein, in einer genau an den Verlauf der Ereignisse sich haltenden Darstellung die passenden Ruhepunkte und Abschnitte aufzufinden. Als Eingangsverse der Chronik theilt der Verf. in Übersetzung mit das von Merula zu seinem Ennius p. 41 aus *Calpurnius de continentia poetarum* citierte Saturnierpaar:

*Qui terras Latias hemones contuserunt
Viros frudesque Poeni, fabor.*

Ist denn M. wirklich noch nicht überzeugt, dass Merula schlechterdings für keines der von ihm allein aus seinen apokryphen Quellen hervorgezogenen Nāvius- oder Enniusfragmente Glauben verdient? Allerdings scheint es so, wenn man auf S. 105 unter den Proben der zuweilen 'in's spielende ausartenden Weise Ennianischer Darstellung' den Vers:

Disperge hostes, distrahe, diduc, divide, differ,

liest, der in meiner Ausgabe unter den mit dem Titel *Versus Paull Merulae perfidia propagati* versehenen S. 185 seinen Platz gefunden hat. In der Art, wie der Verf. die übrigen Bruchstücke des *Bellum Punicum* zusammenstellt, herrscht Willkür, womit auch in einem Buche, wie dieses, nicht gedient ist. Meine Bearbeitung desselben ist ihm entgangen, vielleicht hätte er danach auch die Saturnier an mehr als einer Stelle etwas anders constituiert.

Der Abschnitt über Ennius gibt zu manchen Ausstellungen im Einzelnen Anlass; in Sardinien soll der Dichter im Heere des Torquatus als Centurio gestanden haben, was er ja als Nichtbürger nicht sein konnte. Wenn es S. 100 heisst: 'Die ausgezeichnetsten Männer suchten seinen Umgang', so dürfte das umgekehrte, Ennius suchte den Verkehr mit den Großen Roms, den Zeitverhältnissen wie dem Charakter des Dichters entsprechender sein. — In dem Texte des längeren Fragmentes, worin Ennius nach Stilo's Bemerkung sich selber gezeichnet hatte, ist M. S. 101 mit Unrecht zu einer weder äußerlich noch innerlich begründeten Vulgata zurückgekehrt. — Das Bruchstück: *eo ego ingento* etc. ebenda citiert zwar Gellius *ex memoratissimo libro*, aber es gehört doch wol einer Tragödie an, die von den Alten auch als *liber* gefasst und bezeichnet worden ist. — S. 103 heisst Ennius 'aus echt italischem Blute in Calabrien entsprossen.' Wie passt das zu der Überlieferung, die den Ennius Graecus und Semigraecus nennt? — S. 105 wird als Muster Ennianischer Rede der jambische Senar aufgeführt:

Quicquā quisquā cuiquā quod convēniat negē.

— Das Fragment: *nec quisquam sapientem l. q. s.* bezieht sich wol weniger auf die Philosophie des Ennius, wie der Verf. S. 107 zu glauben scheint, als auf die von ihm zur Geltung gebrachte neue, d. h. griechische Dichtweise. — Von der Philosophie des Ennius sagt der Verf. S. 107 sie sei 'mehr praktische Lebensweisheit' gewesen. Aber im Epicharmus, wie M. S. 129 selbst anerkennt, war wie in dem Prooemium der Annalen die reinste Naturphilosophie enthalten, und keine andere hat Melampus, in der gleichnamigen Tragödie nach Euripides vorgetragen. ~~Das Fragment ist auch vollkommen zu der aufklärerischen Tendenz des Ennius zu passen in anderen Schriften, wie in manchen Resten seiner Tragödien vorkommt.~~ — Eine Tragödie Neoptolemus ist aus den Anführungen bei Cicero, Gellius u. a., in denen immer nur die Person, nicht die Tragödie bezeichnet ist, nicht mit Zuversicht zu schließen. — In der Übersicht über den Inhalt der Annalen nach den mitgetheilten Proben hält sich der Verf. zumeist an die zuverlässigen Citate: die Verbindung der Fragm. *Divi, hoc; Et tum sicut; Injicit*, welche M. S. 115 in das 5. Buch verlegt und auf den Tod des Decius Mus bezieht, kann nicht gebilligt werden, indem das erste aus dem 6., das letzte aus dem 5. Buche citiert wird, und das mittlere zu den *incerta* gehört. Übrigens hat der Verf. den Vers: *Injicit fortitatus, tenet occasus, tuat res*, missverstanden, wenn er übersetzt: 'Also entstürzt er in Wuth; er fällt, doch rettet den Staat er.' Denn Festus, der das Fragment erhalten, bemerkt ausdrücklich, dass hier wie Ann. IV. fr. 1 *occasus pro occasione* nicht für *interitus* gesagt sei; auch ist *res* nicht Accusativ sondern Nominativ. — Ungenau heisst es vom 7. Buch, welches den ersten Punischen Krieg beschrieb, 'die Erzählung war minder ausführlich, weil Nævius schon diesen Krieg behandelt hatte.' Ungleich war es vielmehr, wie man noch jetzt erkennen kann, gehalten, der Verlauf

Die spärlichen Lebensnachrichten über Plautus hat der Verf. S. 130 nach Möglichkeit verwirrt: die von Lessing im Leben des Plautus u. A. misverstandenen, von Ritschl, Parerga I S. 160 aufs bündigste erklärten Worte des Gellius '*quam in operis artificum scentorum pepererat*' hat auch M. wieder irrig gedeutet und durch eigene Zuthaten die Verwirrung noch größer gemacht. — Über die griechischen Muster des Plautus liest man S. 132 'Philemon und Diphilus, die sich durch ihre mehr groteske Komik besser empfahlen als der feine Menander' (womit übrigens die unklare Bemerkung S. 133 zu vergleichen). Der Verf. gehört also zu denen, die, wie Ritschl Parerga I S. 217 schreibt, 'sich noch immer darin gefallen, Plautus und Terentius in der Weise einander gegenüberzustellen, dass für diesen die Nachbildung des Menander charakteristisch wäre, für jenen dagegen gerade die der anderen Hauptdichter der neuen Komödie, des Diphilus und Philemon, nur nicht des Menander, woraus denn allerlei Folgerungen gezogen werden für Individualität und Dichtungsart der römischen Komiker sowohl wie der griechischen' u. s. w. — S. 132 wird dem Horaz sehr mit Unrecht 'beschränkte Zeitansicht' in dem Urtheile über Plautus zugeschoben, es ist dabei übersehen, dass Horaz weniger gegen Plautus und die andern alten Dichter als gegen den einseitig beschränkten Standpunkt ihrer Lobredner zu Felde zieht. — In der ästhetischen Beurtheilung der Plautinischen Komödie bietet der Verf. des unrichtigen oder halbwahren viel. So wenn es S. 133 heißt: „des Plautus Komödien sind Gemälde, die uns das gesellige Leben der Römer seiner Zeit, ihre Sitten, Gewohnheiten, Denkweise, Charaktere vor Augen führen,“ so ist dem nationalen Element in der Plaut. Komödie ein mit der Wahrheit unverträgliches Übergewicht gegeben. Ueberhaupt ist es ein verfehltes Unternehmen, wenn der Verf. 'das echt italische Schauspiel, wie es als Fescennine, Satire, Atellane oder Mimus in den verschiedenen Oertlichkeiten Italiens auftrat', in den Elementen einer Plautinischen Komödie wiederzufinden sucht. Kein Wunder, wenn dann Plautus 'für die mimetische Art des Lustspiels seine Muster nicht bei den Attikern, sondern bei den Sikulern suchen muss, und den alten Kunstkennern das nicht verdiente Lob gespendet wird, dass sie mit Recht den Terenz den halben Menander genannt, von Plautus aber geurtheilt hätten:

Plautus strebt Epicharmus dem Sikuler als Ideal nach,'

Es ist nachgerade oft genug gesagt worden, dass in dem bekannten Verse des Horaz von einem Epicharmischen Vorbilde des Plautus nichts steht; um nichts anderes handelt es sich dort als um eine von alten Kunstrichtern wahrgenommene dem Epicharmus und dem Plautus gemeinsame Eigenthümlichkeit der Dichtweise, die durch *propebare* ausgedrückt ist; worin diese *properatio* bestand, hätte M. auch ohnedies schwerlich eingesehen, da er S. 165 Varro's Ausdruck, wonach dem Plautus die Palme *in sermonibus* gebühre, misversteht, denn *sermōnes* ist nicht die Diction, sondern es sind die Dialoge. (Der Verf. ist übrigens mit sich selbst nicht im Einklange, wenn er dasselbe

Urtheil des Varro S. 194 so referiert, dass 'Cacilius den Preis in den Stoffen, Terenz in den Sittenschilderungen (?), Plautus in dem Conversationstone davortrug.'

Als Probe 'der feineren Satire mit ihrer treffenden Kritik des Lebens, der Thorheiten und Lächerlichkeiten des Lebens', wie sie Plautus in seinen Komödien repräsentiere, wird aus Miles Glor. III, 122-168 die Scene zwischen Periplectomenes (*etc*) und Pleusides (*etc*) in Original und Uebersetzung mitgetheilt. Der Verf. weiss nichts davon, dass weder Periplectomenes noch Pleusides die richtigen Namen sind, und scheint überhaupt nur vom Hörensagen zu wissen 'von der erst in der neuesten Zeit mit Erfolg besonders von Ritschl unternommenen Herculesarbeit, den Plautinischen Text zu reinigen.' Man kann es nicht verlangen, dass der Literaturhistoriker sich auch die Texte der zu handelnden Schriftsteller zurecht mache, aber das kann man verlangen, dass, wer so umfangreiche Proben, wie der Verf., mittheilt, wisse, woher er seine Texte zu nehmen habe. Ausser jener Scene wird aus demselben Miles noch 'als Muster des wahren italischen Mimus' die erste Scene zwischen dem Bramerbas und seinem Schmarotzer in extenso mitgetheilt. Jene Vergleichen mit der Satire und dem Mimus sind gründlich verfehlt; der Verf. scheint vor lauter Bemühen, das Echt-Italische in der Plautinischen Komödie aufzusuchen, gänzlich zu vergessen, wie sehr er sich hier auf vollkommen griechischem Boden befindet. Abgesehen davon möchte ich weder die eine noch die andere der vom Verf. gewählten Scenen als besonders mustergültig für die Plautinische Komik betrachten; mich dünkt, es hätten sich viel treffendere Proben aus dem nicht so kargen Repertoire Plautinischer Komödien finden lassen. Gänzlich verschwendet aber hat der Verf. seine Mühe an der Uebersetzung des Prologs zum Amphitruo, den er als 'Probe von dem echten Humor des Plautus auch in dieser Gattung' zum Besten gibt. Er bemerkt zwar hiezu: 'Sollten auch andere Prologe von solchen, die

Bei der Pacuvianischen Prätexa Paulus lässt sich der Verf. S. 173 auf einige Bemerkungen über den Anfang und das Wesen dieser Gattung ein. Von dem Paulus schreibt er: 'das Stück scheint der erste Versuch gewesen zu sein, einen Stoff aus der Zeitgeschichte zu dramatisieren, denn wenn auch schon von Nāvius ein Stück *Alimonia Romuli et Remi* erwähnt wird, so bewegt sich dieses noch ganz auf mythischem Boden und über den Inhalt der angeblichen Prætextata des Nāvius *Clastidium* ist uns nichts überliefert worden.' Bei letzterem Stück scheint mir die Bedenklichkeit des Verf., der viel anderes, was auch nicht überliefert und weniger als jenes begründet ist, getreulich wiedererzählt, übel angebracht zu sein; ich wüsste auch in der That nicht, was gegen die wohlbegründete Combination Haupt's (*Philologus* I 375), die Grauert (ebend. II 118 f.) nur weiter ausgeführt hat, einzuwenden wäre. Und welcher Gattung gehörte denn des Nāvius *Alimonia Romuli et Remi* an, das M. wie es scheint als Prætexta nicht will gelten lassen? Aber die Prætexta verhält sich ja nicht zur Tragödie, wie Geschichte zum Mythos, sondern wie Nationales zu Griechischem, und wenn die römischen Prätexen überwiegend historische Stoffe behandelten, so hat das seinen Grund lediglich darin, dass die Römer einen Heroenmythos wie die Griechen nicht besaßen. Und Nāvius *Alimonia R. et R.* ist darum trotz des mythischen Stoffes ebenso gut eine *prætexta*, wie des Aeschylus Perser eine *tragedia*. Und hat denn nicht nach Nāvius auch Ennius schon eine Prætexta geschrieben, oder wird M. auch hier entgegenhalten, es sei nicht überliefert, dass in der Ambracia des Ennius die Belagerung der Aetolischen Stadt unter Fulvius, der der Dichter selbst beigewohnt hatte, zur Darstellung gekommen? Für die Form der römischen Nationaltragödie beruft sich der Verf. auf Niebuhrs Bemerkung: 'die Prätexen hatten eine Analogie zur Tragödie, sie stellten die Thaten römischer Könige und Feldherren dar und hiernach versteht es sich von selbst, dass ihnen wenigstens die Einheit der Zeit griechischer Tragödien fehlte, dass sie Historien, wie die Shakespearischen waren.' Diese Niebuhrische Auffassung ist von manchen, wie von Neukirch und Grauert adoptiert und noch weiter ausgeführt worden; mir scheint das wahre Wesen der römischen Prätexa ungleich besser getroffen in dem, was Welcker *Griech. Tragödie* S. 1346 f. schreibt: 'dass Niebuhr bei näherer Prüfung die Prätexen nicht für ein historisches dialogisirtes Gedicht, im Gegensatz der eigentlichen dramatischen Form erklärt haben würde. Die vorliegenden Ueberbleibsel deuten nur auf Nachbildung der griechischen Tragödie in Form und Charakter, nicht auf dramatisierte Epopöen oder Verkettung von großen Begebenheiten'. Nach dieser Auffassung ist die *prætexta* in der Tragödie das, was die *togata* in der Komödie war, in der auch anerkanntermaßen der nationale Stoff genau nach dem Zuschnitt des Menandrischen Lustspiels gestaltet war. Auch von ihr urtheilt der Verf. nicht ganz richtig, wenn er sie S. 64 der Atellane derart gegenüberstellt, dass diese auf dem Lande und in den

kleineren Provinzialstädten, jene in Rom selbst gespielt habe; von der Togata des Titinius beweisen Titel wie *Setina*, *Veliterna*, *Ferentinatis*, *Uluhrana* das Gegentheil.

Ich unterlasse es, die Darstellung der noch übrigen Dichter im einzelnen zu verfolgen; an Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten der mannigfachsten Art fehlt es auch dort nicht, wie wenn S. 285 'die Grammatiker *Arhelams*, *Vestius*, *Philocomus*' als Freunde des Lucilius aufgeführt werden, und ebenda der Dedicationsvers an den Aelius Stilo wiederholt gedruckt wird: *Has res ad te scriptas, Lucr, mitimus, Aelius Stilo*. Ich habe mich, um die Prosa nicht ganz unberührt gelassen zu haben, zum Schlusse noch der Literatur des M. Porcius Cato zu. Von dem Hauptwerke desselben, den *Origines*, die er erst im spätesten Alter nicht bloß 'vollendet', wie der Verf. sagt, sondern auch begonnen hat, begnügt er sich, die bekannte Stelle des Nepos übersetzt mitzutheilen, bei der sich doch niemand, dem es um einen Einblick in die Eigenthümlichkeit dieses Catonischen Werkes zu thun ist, beruhigen kann. Der Verf. hat es verschmäht auf die verschiedenen über Titel und Beschaffenheit des Werkes vorgebrachten Vermuthungen und Combinationen näher einzugehen oder auch nur die von Niebuhr gegebenen vorzüglich beachtenswerthen Winke zu benutzen. In der mitgetheilten Übersetzungsprobe ist der körnige, alterthümliche Stil Catonischer Rede wenig getroffen; unverständlich sind die Worte: *sed idem benefactum loco in quo ponas, nimium interest*, die M. übersetzt: 'Aber es macht einen gar großen Unterschied, an welchem Orte dieselbe Heldenthat verrichtet wird.'

Über die wissenschaftliche Schriftstellerei des Cato werden wir S. 297 belehrt: 'Sein nächster Zweck bei Bearbeitung wissenschaftlicher Gegenstände scheint die Belehrung seines Sohnes Marcus gewesen zu sein, und es bildete das *Enchiridion* oder *Præcepta ad filium* zum Art

sehen, noch H. Keils Untersuchungen über Cato's Schrift vom Landbau, wenn er von derselben jetzt noch schreiben konnte: 'Es sind Aphorismen, indess die Bezeichnung des Werkes bei Servius: *Cato in libris ad filium de agricultura*, auf eine mehr systematische Verarbeitung des Stoffes schliessen lässt' u. s. w. Endlich begegnet man zu nicht geringer Verwunderung auch noch einer pädagogischen Schrift des Cato: *de libertis educandis*. Sie beruht, wie jeder weiss, der sich um diese Dinge bekümmert, auf dem Citat Varro Cato de *libertis educandis*. Vielleicht wird M., wenn er zur Schriftstellerei des Varro gekommen sein wird, wissen, dass es von Varro einen *Logistoricus Catus de libertis educandis* gab.

Das *carmen de moribus*, von dessen Beziehung zu der Encyclopädie der Verf. keine Ahnung zu haben scheint, bezeichnet der Verf. als 'eine Sammlung von Sittensprüchen und Sittenschilderungen in Prosa.' Für ihn also hat von den verschiedenen Versuchen, die aus dem *Carmen* citierten Reste metrisch zu gestalten, auch der zuletzt von Ritschl durchgeführte keine überzeugende Kraft gehabt; mag sein; nur weiss man nicht recht, was sich der Verf. bei *carmen* gedacht habe; auf S. 18 schreibt er: 'Alles was im öffentlichen Leben dem Gedächtnis des Volkes überliefert werden sollte, erhielt als *carmen* eine Art von Rhythmus, der dem Sprachaccent angepasst wurde.' Aber dieses schwache Licht ist dem Verf. auf S. 48 schon wieder völlig erloschen, wo er, wie weiterhin beständig, die *carmina* als bloße 'Formeln' betrachtet und bezeichnet.

Wenn hiernach die Zahl der hier nur an einem Theil des Buches gerügten Versehen und Ungenauigkeiten nicht gering erscheint, so ist diess um so mehr zu bedauern, als die Mehrzahl derselben bei sorgfältigerer Benützung der freilich gerade für die ältere Epoche in letzter Zeit stark angewachsenen Literatur mit Leichtigkeit hätten vermieden werden können.

W i e n.

J. V a h l e n.

Der Ordo Judiciorum und die Judicia extraordinaria der Römer von Dr. Otto Ernst Hartmann, Professor der Rechte in Göttingen. Erster Theil. Über die römische Gerichtsverfassung. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1859. (178. S. 8.) — 1 fl. 60 kr.

Es ist schon einige male in diesen Blättern auf solche juristische Werke aufmerksam gemacht worden, welche durch ihren Inhalt auch ein Interesse von Seiten des philosophischen Publicums beanspruchen können. Ein gleiches verdient das in der Überschrift genannte Werk, um so mehr, als der Titel desselben nicht auf den Inhalt der vorliegenden ersten Hälfte des ersten Theiles schliessen lässt. Der Titel ist gewählt mit Rücksicht auf den Unterschied der *judicia ordinaria* und *extraordinaria*, der für die allmähliche Verdrängung und schliessliche Beseitigung des Formularprocesses von Wichtigkeit ist. Das Buch führt

ihm mit Recht, weil die Feststellung des Begriffes des *ordo iudiciorum* und der principiellen Bedeutung des Unterschiedes der *iudicia extraordinaria* von denselben der Ausgangspunkt und das Ziel der Untersuchungen des Verfassers über die römische Gerichtsverfassung ist. Den Inhalt der ersten Lieferung bildet aber, abgesehen von der Einleitung, welche den Gang der Untersuchungen des Hrn. Verf.'s kurz skizziert, eine Erörterung „über den Einfluss der Religion auf die Zeit der Rechtspflege“, der sich als Anhang einer Restitution des römischen Kalenders auf Grund der aus dem Alterthume erhaltenen kalenderfragmente anschließt. Wie diese Erörterung mit der Hauptaufgabe des Verf.'s zusammenhängt, ist leicht ersichtlich. Indem er gefunden hat, dass der Begriff des *ordo iudiciorum* mit den Sitzungszeiten der Geschworenen zusammenhängt, was bereits eine bisher nicht genügend gewürdigte Definition des Theophilus ausdrücklich besagt, kommt es ihm darauf an, die dieser Auffassung entgegenstehenden Bedenken zu beseitigen und insbesondere nachzuweisen, dass es in Rom selbst besondere Zeiten für die Sitzungen der Geschworenen (*consensus*) gab, deren Stattfinden in den Provinzen eine bekannte Sache ist. Um nun diesen Nachweis, den der zweite Abschnitt liefern wird, führen zu können, war es vor allen Dingen nöthig, die unklaren Vorstellungen zu berichtigen, die in Betreff des Einflusses der Religion auf die Zeit der Rechtspflege gegenwärtig die herrschenden sind, und die, als richtig vorausgesetzt, keinen Raum für besondere Zeiten der Geschworensitzungen lassen würden.

Es ist nun dieser nächste Zweck durch die Untersuchungen des Verfassers in der Weise erreicht, dass man schon jetzt sieht, wie allerdings von Seiten des religiösen Einflusses kein Bedenken der Annahme von Conventen in Rom entgegensteht. Aber, obwol auch dieses Resultat für sich schon das Buch der Aufmerksamkeit der Philologen werth machen würde, so ist es doch dieses nicht allein, weshalb man auf

die principielle Verschiedenheit der drei Systeme der *dies fasti*, der *dies festi*, der *dies religiosi* unumstößlich dargethan hat, was um so wichtiger ist, als man bisher gewohnt war, weit über die wirklichen Berührungen jener Systeme untereinander hinaus, dieselben zu confundieren. Ferner hat er den Einfluss, den jedes dieser Systeme auf die Rechtspflege und die Abhaltung der Comitien seinem Princip nach ausüben konnte und ausgeübt hat, nebst den geschichtlichen Veränderungen dieses Einflusses so genau, als es bei der Beschaffenheit der Quellen irgend möglich war, präcisirt. Endlich hat er die Vertheilung der *dies fasti* und *nefasti* im Kalender, und die in dieser Beziehung erfolgten Veränderungen genau nachzuweisen versucht. Wenn man in dieser letzteren Beziehung auch an der Richtigkeit der Zurückführung der *dies nefasti* auf die eine religiöse Idee der Sühne und Reinigung zweifeln kann, wenn man ferner auch der vom Verfasser aufgestellten Vermuthung über den Grund des Verbots der *comitia* an *dies nefasti* keine Evidenz zuerkennen kann, so ist dagegen die Erklärung der in den Kalendern mit *NP* (*nefastus prior*) und *EN* (*endotercius*) bezeichneten Tage offenbar gelungen. Der Regel der *dies fasti* im engeren Sinne (die nicht zugleich *comitiales* sind), die der Verf. schon seit einigen Jahren gefunden hatte, gereicht es zur Bestätigung, dass auch Th. Mommsen in seiner römischen Chronologie dieselbe erkannt hat. Diese Regel, um deren Auffindung Niebuhr und Huschke sich vergeblich bemüht haben, und die nach ihrer Entdeckung so einfach aussieht, dass man an das Ei des Columbus erinnert wird, besagt, dass im vorcæsarischen Kalender nur die Kalenden, Nonen und die Nachtage der Kalenden, Nonen und Iden *dies fasti* im engeren Sinne sind, wenn sie nicht aus anderen Gründen *N*, *NP* oder *EN* Tage waren. Rücksichtlich der Erklärung der Entstehung der *dies fasti* weicht Hartmann's sich strenger an die Quellen haltende Darstellung erheblich von den Aufstellungen Mommsen's ab, was ausführlich auseinanderzusetzen hier nicht der Ort ist. Nur soviel sei bemerkt, dass die Art, wie der Verf. die Umwandlung der *dies postriduant* zu *fasti* erklärt, auf einer entschieden glücklichen Deutung des Pontificaldecretes vom J. 365 (unmittelbar nach der Schlacht an der Allia) beruht. Auch rücksichtlich der *nundinae* befindet sich Hartmann im Anschluss an die gewöhnliche Auffassung derselben als *nono quoque die* wiederkehrender Markttage im Widerspruche mit Mommsen, der die Hypothese aufgestellt hat, dass die neunten Tage vor den Kalenden in jedem Monate Nundinen geheissen haben, und diejenigen *nundinae* gewesen seien, die durch die *lex Hortensia* vom J. 467 zu *dies fasti* wurden. Aber während Mommsen der *lex Hortensia* nur auf sehr künstliche Weise einen Sinn abgewinnen kann, der sich mit seiner Hypothese verträgt, ist Hartmann's Auseinandersetzung des Inhaltes und der praktischen Bedeutung der *lex Hortensia* in allen wesentlichen Puncten außerordentlich ungezwungen und daher für mich wenigstens evident. Als einen, wenigstens für das, was dem Verf. die Hauptsache

war, nicht wesentlichen Punkt, sehe ich die Annahme eines von staatswegen anerkannten Dienstesnamens der *tribuni plebis* an, von deren Richtigkeit die Gründe des Verf.'s mich nicht überzeugt haben.

Doch genug zur Charakteristik des Inhaltes des Buches. Über die angedeuteten zweifelhaften Punkte, so wie über einige andere, die Zeit betreffend, in der die Kalenden und Nonen *dies fasti* im engeren Sinne wurden, und in der die ältesten *NP* und *EN* Tage entstanden, sowie über die Art, in welcher die *nundinae dies nefasti* geworden waren, was sie keineswegs seit unvordenklichen Zeiten gewesen sein können, wie der Verf. meint, findet sich wol eine andere Gelegenheit, sich ausführlicher auszusprechen. Denn bei der Kürze, die der Zweck dieser Blätter von Recensionen nicht philologischer Werke erheischt, lassen sich die Fragen ihrer verwickelten Beschaffenheit wegen nicht leicht so lösen, wie es erforderlich sein würde. Höchst aner kennenswerth ist an dem Buche auch die gedrungene Klarheit, mit welcher der höchst complicierte Stoff auseinandergelegt, und die Sicherheit, mit der die zu den einzelnen Beweisen führenden Fäden zusammengehalten werden. Auch in dieser — methodischen — Rücksicht empfehlen wir das Buch den Philologen. Wir brauchen uns nicht zu schämen von den Juristen in der Kunst knapper Beweisführung und strenger Abwägung der Beweiskraft einzelner Zeugnisse zu lernen, wie anderseits der Verf. durch sein ganzes Buch und namentlich durch die nach den Grundsätzen philologischer Texteskritik ausgeführte Restitution des Kalenders thatsächlich beweist, dass auch er es seinerseits nicht verschmäht hat, von der Philologie zu lernen. Je offenkundiger die Früchte sind, welche die Wissenschaft, die des römischen Alterthums insbesondere, der Verbindung juristischer und philologischer Kenntnisse verdankt, je mehr wir auch durch dieses Buch von neuem daran erinnert worden sind, desto erklärlicher ist es, den



gart der erste, von dem eine illustrierte Geographie für Schule und Haus (bei Rieger 1856) erschien, ganz in Fußstapfen Morse's (S. in dieser Zeitschrift 1856 S. 782), und nun tritt ein zweites ähnliches, wie die Ankündigung besagt, schon seit vielen Jahren vorbereitetes Unternehmen auf, das in veränderter Ausstattung und für einen etwas höheren Standpunct das gleiche Ziel verfolgt. Ueber das Princip, welches bereits bei Reuschle's Arbeit besprochen wurde, ist keine weitere Auseinandersetzung nöthig; die Wirksamkeit des Anschauungs-Unterrichtes ist anerkannt, es handelt sich sonach mehr um die zweckgemäße Ausführung, zu welcher sich bei dieser Unternehmung mehrere achtbare Kräfte vereinigt haben. Die Karten sind von Th. Schade, die Illustrationen redigiert von Leeder, ausgeführt von Leutemann, der Text eine gemeinschaftliche Arbeit der beiden erstgenannten Herren.

Alle drei Elemente, Karte, Illustrationen und Text müssen grundsätzlich in Harmonie zusammenwirken, wenn bei dem Leser und Beschauer ein richtiges Gesamtbild gestaltet und dem Gedächtnisse nachhaltig eingeprägt werden soll. Die Karte soll den Haupt-Charakter der Landesbeschaffenheit in horizontalen und verticalen Dimensionen versinnlichen, dazu bedarf sie: Richtigkeit der Umrisse, wolverständlichen Ausdruck des Terrains, auch eine verhältnismäßige Größe, damit alle geschilderten Details noch gut erkennbar sind. Bezüglich der Illustrationen kann aus dem weiten Gebiete der Naturscenerien, der Pflanzen und Thierwelt, des Völkerlebens und der Monumente aller Zeiten nur eine Auswahl des allerdenkwürdigsten gegeben werden, um so mehr muss diese Auswahl mit Sorgfalt getroffen und auf eine Weise durchgeführt werden, welche Wahrheit und Deutlichkeit vereinend, auch æsthetischen Anforderungen zu entsprechen vermag. Der Text endlich ergänze und verbinde das, was Karten und Schaubilder noch zu sagen übrig lassen, damit das Licht, das die Bilder nur auf einzelne Puncte fallen lassen, sich über das ganze Land und seine Bewohner verbreite.

Wenn man aus diesen Gesichtspuncten den illustrierten Hand-Atlas betrachtet, so gewahrt man mit Vergnügen, dass es allen Mitarbeitern Ernst gewesen ist, den wolbedachten Plan entsprechend durchzuführen, dass sie dabei viel Geschick zeigen, und im Vereine mit einem die Kosten nicht scheuenden Verleger ein Werk zu schaffen angefangen haben, das einer eindringlichen Beachtung würdig ist.

Der Plan umfasst 25 illustrierte Kartenblätter mit gesonderten Textbogen, wovon 9 den Erdtheilen, 16 den europäischen Staaten angehören. Darunter sind fünf Blätter den deutschen Staaten gewidmet, eines derselben Österreich, außerdem ist den Alpen auch ein Blatt vorbehalten und ein anderes der Schweiz. Somit ist in einem ziemlich gleichmäßigen, nur das Vaterland billig mehr berücksichtigenden Maßstabe der Stoff vertheilt und geordnet. Ein Erdtheil (Süd-Amerika) und drei europäische Staaten, wahre Gegensätze unter sich (England, Rußland

und Italien), sind auf eben so vielen Blättern und Textbogen das Object der ersten Lieferung.

Der begleitende Text besteht aus gedrängten Schilderungen der großen Züge im Landes- und Volkscharakter und steht im Einklange mit anerkannt guten Quellen. Die Begleitworte umfassen die nöthigen Erläuterungen über: I. Lage und Grenzen, II. Grösse, Bevölkerung, Bestandtheile, III. unter der Rubrik Physik des Landes in mehreren, nach Verhältnis wechselnden Abschnitten die Schilderungen der Un ebenheiten nach Ausdehnung und Form, und des hydrographischen Netzes, IV. das Klima, V. die Bewohner des Landes nach Abstammung, Charakter und Ausbildung, VI. die wichtigsten geognostischen Verhältnisse, VII. die Pflanzen und Thierwelt. Ein anziehender Stil, ein gelungenes Zusammenfassen des nöthigsten zeichnet im allgemeinen den Text aus, und lässt kleine Mängel oder Ausschreitungen in den Hintergrund treten. Warum die Verfasser den Abschnitt über den Menschen in die Mitte geschoben haben, wird nicht klar, denn die Abhängigkeit des Menschen von den Naturfactoren pflegt die gewöhnliche Stellung dieses Abschnittes am Schlusse zu begründen. Der Abschnitt VI. setzt jedenfalls Vorkenntnisse voraus, die nicht jeder Leser mitbringen wird und es hätte vielleicht das daraus zur allgemeinen Bildung nöthige Materiale bei der Darstellung des Bodencharakters verwendet werden können. Wer diesen Betrachtungen keinen höheren Werth beilegt, oder keinen Geschmack abgewinnen kann, mag sie überschlagen, sie nehmen nur wenig Raum ein, und werden ob der Wichtigkeit der Zusammensetzung des Bodens für Vegetation und Volksernährung manchen Lesern willkommen sein. Die politische Geographie als Ortsbeschreibung fehlt gänzlich, sie liefs sich ohne Beeinträchtigung des allgemeinen Bildes nicht mehr in den abgemessenen Rahmen fügen. Allein diese principielle Lücke wird dadurch



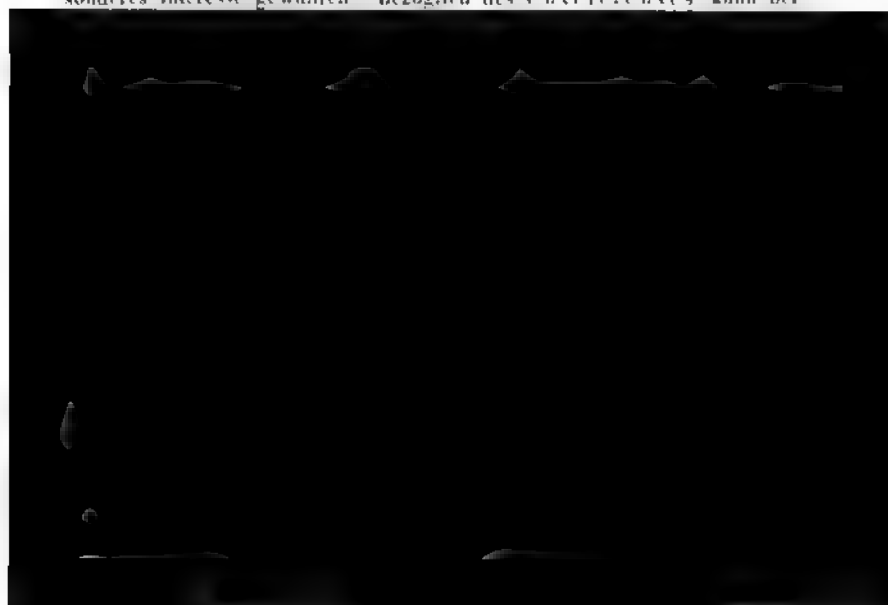
ständigere Bildersuite kann nicht platz greifen, sonst reichte ein Atlas von 25 Blättern für ein Land nicht hin. Ist der Rahmen gegeben, so muss gewählt und abgezogen werden; freilich entscheidet bei gleichem Gewichte die individuelle Meinung oder Vorliebe. Genug, wenn nichts übergangen wurde, was unbestritten in erster Reihe steht. Der Zweck, den man gewöhnlich mit den Sammlungen von Charakterbildern anstrebt, gilt auch für diese Illustrationen; nur sind sie hier die individuellen Charakterbilder, während sich der Text über das Ganze verbreitet.

Nun erübrigen noch zur Besprechung die eigentlichen Mittelpunkte der Blätter, die Karten. Das große Format des Werkes macht, dass sie trotz des kargen Raumes noch in Maßstäben gegeben werden können, wie sie das Quart-Format von Schul-Atlanten gestattet. Daher wenig Detail; allein, weil die Beschreibung sich nirgend in die Einzelheiten der Topographie verliert, so genügen die gegebenen Daten zur Auffindung der im Texte genannten Objecte. Durch Colorierung der Ebenen (nicht der Tiefländer allein), der Wüsten, der Seen und Sümpfe wird das physische Bild unterstützt und lebendiger; um es nicht zu stören, sind die farbigen Linien der Staatsgränzen so zart als möglich gehalten. Die Umrisse der Küsten, Gewässer u. s. w. könnten noch etwas sorgsamer ausgeführt sein, gerade im kleinen Maße muss man sich vor Übertreibungen hüten, die zu falschen Schlüssen über Größe und Gestalt Veranlassung geben können. Zum Ausdrucke der Unebenheiten hat Th. Schade die Manier der schiefen Beleuchtung gewählt, der überhaupt ein gewisser Grad von Verständlichkeit nicht abgesprochen werden kann. Obwol principiel nicht verwerflich, hat sie eine bemessene Anwendungssphäre, in welcher sie am günstigsten wirkt. Sie würde ihr vollkommenes Vorbild in der Beleuchtung der Mondberge haben, wenn in der Zeichnung nicht bloß der Schatten, sondern auch das Licht erschiene, das die eine Bergseite heller erscheinen macht, als ebene Stellen. Dieses Licht fehlt jedoch, und dieser Mangel bereitet nach Umständen dem Verständnisse Schwierigkeiten*). Wird überdiess der Schatten nur wenig modificiert, so tritt eine Monotonie ein, die einer anschaulichen Charakteristik nachtheilig ist. Nicht diese Manier an sich, sondern mehr ihre Ausführung ist Schuld, wenn bei Schade's Arbeit der Detailausdruck minder entspricht, so sehr auch der allgemeinste gewahrt wurde. So z. B. wird die Gebirgsdarstellung von Guiana kaum ein

*) Wie will man z. B. eine Erhebung verständlich ausdrücken, die im NW. steil aufsteigt, und gegen SO. flach abdacht? Die NW. Seite ist die Lichtseite, die SO. Seite die Schattenseite. Nach schiefer Beleuchtung muss also gerade das Gegentheil von dem gezeichnet werden, was nach senkrechter Beleuchtung Gesetz wäre. Chauvin's Vorschlag beschränkt sich auf Karten mit Horizontal-Curven der absoluten Höhe. Auf solchen ist der Fall des Bodens durch die Isohypsen gegeben und die Schattierung bezweckt allein nur die plastische Wirkung.

plastisches Bild erzeugen; auch die Alpen und andere Gebirge lassen durch Eintönigkeit zu dem Schlusse kommen, dass eine Bergzeichnung nicht ausreicht, die nur ein Zeichen für mannigfaltige Gebilde hat. Außerdem spricht die Nettigkeit des Terrainstiches angenehm das Auge an, und steht in technischer Beziehung dem übrigen würdig zur Seite. Einige Uebersichten in der Begrenzung abgerechnet (Südgrenze von Modena, Südgrenze des asiatischen Russlands vom Caspische nach Ost) sind die Karten in politischer Beziehung correct. Auffällig sind stellenweise Gegensätze in der Schreibung der Namen, z. B. Milano, Torino gegenüber von Venedig, Florenz, Neapel etc. Entweder Venezia, Fiorenza, Napoli oder Mailand und Turin. Mittels Abkürzungen ist auf der Karte von Großbritannien eine ziemlich reichhaltige Topographie erzielt, desto mehr fällt auf andern Karten hier und da eine Lücke auf, z. B. Capua, Sinigaglia etc. Bei dem Nichtbestehen einer topographischen Beschreibung fallen solche Mängel nicht sehr ins Gewicht.

Nun noch einige Worte über die Tendenz des Ganzen. Die Hauptbetonung in der Bestimmung des Werkes liegt in den Worten „für Freunde der Erdkunde“, erst im Nachsatze ist der Gebrauch beim Unterricht erwähnt. Unter diesen Freunden der Erdkunde können wol nur Leute von allgemeiner Bildung verstanden werden, die sich in der Geographie mit dem Substrat der Schule nicht begnügen, und eine kurze treffende Darstellung in anderem Geiste wünschen, zu welcher passende Karten den Schauplatz in Erinnerung bringen, und Abbildungen mit Kunstwerth die nothige Ergänzung des Wortes, die Erlangung neuer, die Berichtigung aller Vorstellungen gewähren. Wer solche allgemeine Kenntnisse über Land und Leute in anziehendem Gewande sucht, wird sich durch das gebotene befriedigt finden. Vielen, die mit dem Inhalte des Textes schon bekannt sind, werden die Illustrationen ein besonderes Interesse gewähren. Bezüglich des Unterrichts kann bei



Dritte Abtheilung.

Verordnungen für die österreichischen Gymnasien: Statistik.

Personal- und Schulnotizen.

(Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen u. s. w.) — Der Cathedral-Archidiakon von Fünfkirchen und Sectionsrath im Ministerium für Cultus und Unterricht, Hr. Anton Peitler, ist mit Allerhöchster Entschliessung vom 10. Februar l. J. zum Bischofe von Waitzen Allergnädigst ernannt.

— Eine am Gymnasium der Theresianischen Akademie in Wien erledigte Lehrerstelle dem Gymnasiallehrer zu Troppau, Hrn. Joseph Kleibl

— Der Supplent am k. k. akademischen Gymnasium zu Wien, Hr. Leopold Vielhaber, zum wirklichen Lehrer am Gymnasium zu Salzburg.

— Der Gymnasialsupplent zu Gratz, Hr. Anton Fichna, zum wirklichen Lehrer am Gymnasium zu Cilli.

— Der Gymnasiallehrer an der Theresianischen Akademie zu Wien, Hr. Stephan Wolf, mit Allerhöchster Entschliessung vom 23. März l. J., zum Director des Gymnasiums in Czernowitz.

— Der Katechet und provisorische Director der Haupt- und Unterrealschule zu Köninghof, P. Friedrich Landrock, zum wirklichen Director dieser Schulanstalt.

— Der Supplent an der Unterrealschule zu Tabor, Hr. Emanuel Kregcz, zum wirklichen Lehrer dieser Anstalt.

— Der prov. Lehrer an der Unterrealschule zu Werschetz, Hr. August Nalepa, zum wirklichen Lehrer daselbst.

— Der Professor des theologischen Studiums im bischöfl. Seminar zu Vicenza, Hr. Weltpriester Johann Mattiello, über Vorschlag der Patriarchal-Curie zu Venedig, zum Religionslehrer an der dortigen k. k. Oberrealschule.

— Der Supplent der Religionslehre an der k. k. Handels- und nautischen Akademie in Triest, Hr. Dr. Georg Trani, über Antrag des bischöfl. Ordinariates in Triest, zum wirklichen Religionslehrer an dieser Lehranstalt.

— Der bisherige Custos an der Bibliothek des k. k. polytechnischen Institutes zu Wien, Hr. Anton Martin, zum Bibliothekar, und der dortige Amanuensis, Hr. Karl Joseph Kreuzer, zum Scriptor an dieser Anstalt.

— Der erste Bibliotheks-Official an der Pesther k. k. Universitätsbibliothek, Hr. Joh. Nagy, zum wirklichen Custos an derselben.

— Dem Schulkathe und Gymnasial-Inspector zu Gratz, Hrn. Friedr. Biegler, wurde, mit Allerhöchster Entschliessung vom 23. März l. J., in Anerkennung seiner vieljährigen verdienstlichen Verwendung im Lehramte und seiner ausgezeichneten Leistungen in seinem gegenwärtigen Berufe das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens Allerhöchstdigst verliehen.

— Dem Benedictiner Ordenspriester und Director des Ordensgymnasiums zu Kremsmünster, Hrn. Maurus Stöberer, ist in Anerkennung seiner vieljährigen erspriesslichen Wirksamkeit im Gymnasiallehramte das goldene Verdienstkreuz mit der Krone Allerhöchstdigst verliehen worden.

— Dem ordentl. Professor der Anatomie an der Universität zu Pesth, Hrn. Dr. Martin Csasz, ist, gelegentlich seiner Versetzung in den Ruhestand, als Merkmal der Anerkennung seiner erspriesslichen, treuen und loyalen Dienstleistung, der kaiserliche Rathstitel taxfrei Allerhöchstdigst verliehen worden.

— Dem pens. Professor der Landwirthschaftslehre und Naturgeschichte an der bestandenen philosophischen Lehranstalt in Brünn, Hrn. Franz Diebel, wurde in Anerkennung seiner im Interesse der Landescultur bethätigten erspriesslichen Wirksamkeit Allerhöchstdigst das goldene Verdienstkreuz mit der Krone verliehen.

— Dem wirkl. Mitgliede der k. Akademie der Wissenschaften, Archivar im k. Haus-, Hof- und Staatsarchive, Hrn. Dr. Andreas v. Meiller, ist die Annahme und das Tragen des ihm verliehenen Ritterkreuzes 1. Cl. des großherzogl. hessischen Ludwig-Ordens Allerhöchstdigst gestattet worden.

— Der Professor der Dogmatik am Fünfkirchner Lyceum und Consistorialrath, Hr. Franz Sláby, mit Allerhöchster Entschliessung, zum Theologal-Domherrn am Fünfkirchner Domcapitel.

— Die k. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften hat das bisherige außerordentliche Mitglied Hrn Prof Dr Joh Henr Lower zum ordentlichen und Hrn Adolph Šafařík zum außerordentlichen Mit-

(Concurre, Erledigungen, Stiftungsplätze, Stipendien u. s. w.) — Am Gymnasium zu Eger eine Lehrerstelle für Mathematik und Physik, mit aushilfsweiser Verwendung für das böhmische Sprachfach, mit dem Gehalte von 735 fl. ö. W. und dem Vorrückungsrechte in 840 fl. ö. W. Termin: Binnen 6 Wochen, bei der k. k. böhmischen Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 11. März l. J., Nr. 57.)

— Am k. k. Staatsgymnasium zu Fiume mit deutscher und italienischer Unterrichtssprache 3 Lehrerstellen für die altclassische Philologie und für deutsche Sprache, und ebenso viele an dem k. k. Staatsgymnasium zu Essek und Warasdin mit deutscher und illyrisch-croatischer Unterrichtssprache, und zwar am letzteren eine, am ersteren zwei Stellen für die gedachten Lehrfächer, jede derselben, zu Fiume mit dem Gehalte jährl. 840 fl. ö. W., zu Essek und Warasdin mit jährl. 735 fl. ö. W., dem Vorrückungsrechte in die höheren Gehaltsstufen und dem Anspruche auf die systemmäßigen Decennalzulagen. Termin: 10. Mai l. J., bei der k. k. croat. slav. Statthalterei in Agram. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 22. März l. J., Nr. 66.)

— Eine Lehrerstelle für lateinische und griechische Sprache am k. k. Staatsgymnasium zu Skalitz mit dem Gehalte jährl. 735 fl. ö. W., dem Vorrückungsrechte in 840 fl. ö. W. und dem Anspruche auf die systemisierten Decennalzulagen. Termin: 15. Mai l. J., bei der k. k. Statthalterei-Abtheilung zu Prefsburg. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 22. März l. J., Nr. 66.)

— Am k. k. Gymnasium zu Eger die Stelle eines Directors mit dem Gehalte jährl. 840 fl. ö. W. und einer Gehaltszulage jährl. 315 fl. ö. W. Termin: Binnen 6 Wochen, bei der k. k. Statthalterei in Prag. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. vom 25. März l. J., Nr. 69.)

— Am Wiener akademischen Gymnasium eine Lehrerstelle *extra statum* für den altclassischen Sprachunterricht, mit dem jährl. Gehalte von 1050 fl., eventuel 945 fl. ö. W., dann dem systemmäßigen Quartiergelde von 126 fl. ö. W. und dem Anspruche auf die Decennalzulagen. Termin: 1. Mai l. J., an die Direction des akadem. Gymnasiums. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 25. März l. J., Nr. 69.)

— An der im k. k. Theresianischen Waisenhaus zu Hermannstadt zu eröffnenden röm. kath. Lehrerbildungsanstalt mit deutscher Unterrichtssprache die 1. Präparandenlehrerstelle mit dem jährl. Gehalte von 840 fl. ö. W., nebst Pensionsfähigkeit und Naturalquartier. Termin: 31. Mai l. J., bei dem röm. kath. Ordinariate von Siebenbürgen zu Karlsburg. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 29. März l. J., Nr. 70.)

— An der Oberrealschule zu Linz das Lehramt der Naturgeschichte, womit der Unterricht in der deutschen Sprache am Untergymnasium verbunden ist, mit dem jährl. Gehalte von 630 fl. ö. W. und dem Vorrückungsrechte in die höheren Gehaltsstufen. Termin: 24. März l. J., bei der k. k. o. ö. Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. v. 12. März l. J., Nr. 58 und v. 29. März l. J., Nr. 71.)

— Am ungarischen National-Museum in Pesth 3 provis. Adjunctenstellen mit dem Jahresgehalte von 600 fl. ö. W., unentgeltlicher Unterkunft und Holzdeputat. Termin: Ende April l. J., bei der Direction des Nat. Mus. in Pesth. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 1. April l. J., Nr. 74.)

— Die Mechanikersstelle an der Krakauer Universität, mit Freiwohnung und einem Jahresgehalt von 300 fl. ö. W. Termin: Ende April l. J., bei dem k. k. akadem. Senate in Krakau. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 2. April l. J., Nr. 75.)

— An der k. k. chirurg. Lehranstalt zu Innsbruck die Lehrkanzel der theor. und prakt. Chirurgie mit dem jährl. Gehalte von 945 fl.

ö. W. und einer Primarwundarztstelle mit 157 fl. 50 kr. ö. W. Termin: Ende April l. J., bei der k. k. Statthalterei f. Tirol und Vorarlberg. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 3. April l. J., Nr. 76.)

— An der k. k. Oberrealschule in Olmütz die Directoratsstelle mit jährl. 1165 fl. ö. W., und eine Lehrerstelle für Mathematik als Haupt- und Naturgeschichte als Nebenfach mit dem Gehalte jährl. 630 fl., eventual 840 fl. ö. W., beide mit dem Anspruch auf die gesetzlichen Decennalszulagen. Termin: 15. Mai l. J., bei der k. k. mähr. Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 3. April l. J., Nr. 76.)

— An der k. k. technischen Lehranstalt zu Brünn eine Assistentenstelle für darstellende Geometrie und das dazu gehörige Zeichnen, mit Remuneration jährl. 315 fl. ö. W. Termin: 15. Mai l. J., an die k. k. Statthalterei in Brünn. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 6. April l. J., Nr. 78.)

— Am k. k. Gymnasium zu Troppau eine Lehrerstelle für Latein und Griechisch mit dem Jahresgehalte von 840 fl., dem Vorrückungsrechte in 945 fl. ö. W. und dem Ansprüche auf die systemmäßigen Decennalszulagen. Termin: Ende Mai l. J., bei der k. k. schles. Landesregierung. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 6. April l. J., Nr. 78.)

— An der st. st. Realschule zu Gratz 2 Assistentenstellen, eine für geometrisches Zeichnen, die andere für Freihandzeichnen, jede mit der jährl. Remuneration von 315 fl. ö. W. Termin: 15. Mai l. J., bei dem steierm. ständ. Ausschusse. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 12. April l. J., Nr. 83.)

— Am k. k. Obergymnasium zu Czernowitz (Bukowina), 5 Lehrerstellen, und zwar 2 für den philologischen, 2 für den mathematisch-naturwissenschaftlichen und eine für den historisch-geographischen Unterricht, jede mit dem jährl. Gehalte von 945 fl. ö. W., sammt den systemmäßigen Gehaltszulagen. Termin: 15. Mai l. J., beim Bukowinaer k. k. Landespräsidium. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 12. April l. J., Nr. 83.)

— Über die Erledigung zweier Freiherr v. Rothschild'schen Stipendien (Jahresstipendium von 100 fl. und Reisestipendium von 500 fl.)

— Am 4. März l. J. zu Altenburg der geheime Finanz- und Regierungsrath Hr. Frdr. Wagner, durch seine werthvollen handschriftlichen Sammlungen für die Geschichte seines Vaterlandes, auch in weiteren Kreisen geschätzt.

— Am 5. März l. J. in Montmartre der vortheilhaft bekannte französische Marine- und Landschaftsmaler, Hr. Frz. Joseph Dupressoir (geb. zu Paris am 3. April 1806).

— Am 7. März l. J. zu Rom der Hochw. Monsigr. Anton Flir (geb. zu Landeck im Oberinntale Tyrols am 7. October 1805). Rector und deutscher Prediger an der Kirche *dell' anima*. Auditor *Rotae* von Österreich, früher Professor der Aesthetik zu Innsbruck (Verfasser von „Bilder aus den Kriegszeiten Tyrols. Innsbruck, 1846.“ „Die Manharter. Ebend. 1852“ u. m. a.), um Kirche, Kunst und Wissenschaft verdient.

— Am 8. März l. J. zu Innsbruck Hr. Dr. Franz Joseph Mauer mann, h. Rath, o. ö. Professor der theor. und prakt. Chirurgie, der gerichtlichen Medicin u. s. w. an der dortigen Hochschule, em. Rector Magnificus dieser letzteren, im 71. Jahre seines Lebens.

— In der Nacht auf den 18. März l. J. zu München der quiesc. Professor der Bildhauerkunst an der Akademie der bildenden Künste, Hr. Konrad Eberhard (geb. zu Hindelang im Allgau), im hohen Alter von 91 Jahren.

— Am 16. März l. J. zu Freiburg im Breisgau der russische Staatsrath und Schriftsteller, Hr. v. Freitag, früher Professor der alten Literatur in Odessa und Petersburg, wo er zugleich Conservator der Alterthümer war.

— Am 20. März l. J. zu München der Historienmaler, Hr. Joseph Anton Fischer, im 45. Lebensjahre.

— Am 26. März l. J. zu Greifswalde der Senior der dortigen Universität, Hr. Dr. Salomo Tillberg, über 50 Jahre in seinem akademischen Lehrerberufe rastlos thätig, im 82. Lebensjahre.

— In Piemont im März l. J. der Senior der piemontesischen Gelehrten, Hr. Cavaliere Giacinto Carena, beständiger Secretär der Turiner Akademie, Verfasser mehrerer naturhistorischer Arbeiten u. s. w., im 80. Altersjahre.

— Am 2. April l. J. zu Potsdam der k. Generalmajor und Historiograph der pr. Armee, Hr. Kurd Wolfgang v. Schöning.

— Im April l. J. der Hochw. Hr. P. Johann Černý, Pfarrer zu Miletin, durch seine astronomischen Kenntnisse auch in wissenschaftlichen Kreisen vortheilhaft bekannt, im 71. Lebensjahre.

— Im April l. J. in Auteuil bei Paris der bekannte Musiker und Compositeur von Tanzmusiken Hr. Musard, im 67. Lebensjahre.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Programme österreichischer Gymnasien und Realschulen am Schlusse des Schuljahres 18⁸⁷/₈₈.

(Fortsetzung v. 1859. Bd. II. S. 159 ff.)

I Abhandlungen mathematisch-naturwissenschaftlichen Inhaltes.

19. *Magnetismus. Fortsetzung und Schluss der Vibrationstheorie der Elektricität* (Abhandl. des Prof. Robida im Programm des Ober-gymnasiums zu Klagenfurt.) — Der Verfasser findet den Grund aller magnetischen Erscheinungen in der Elektricität der Luft und der Erde und beginnt daher seine Abhandlung mit der Untersuchung der Quellen und Beschaffenheit der Lustelektricität. Als erstere erkennt er den elektrischen Gegensatz zwischen Sauerstoff und Stickstoff; die vorwaltende Menge des letzteren macht, dass die Luft immer positive Elektricität zeigt. Da die Erde negativ elektrisch ist, so wird bis auf eine gewisse Höhe über der Erdoberfläche die Lustelektricität gebunden und erst in höheren Schichten kann freie positive Elektricität in größerer Spannung auftreten. Am Aequator soll die Intensität der Elektricität der untersten Schichten am geringsten, und in den hohen Breiten am stärksten sein.

magnetischer Wellen sind die Theilchen der des Magnetismus fähigen Körper.“ Im Eisen, um welches ein elektrischer Strom in einer isolierten Drahtspirale kreist, wird ein entgegengesetzter Strom induciert; die Totalelektricität der Erde, die gleichzeitig und nach Umständen mit dem inducierenden Strome gleichgerichtet durch den Stab geht, wird sammt dem induzierten Strome am Stabende reflectiert und bildet nun mit den directen elektrischen Wellen combinirte stehende Circulationswellen, darum entsteht und vergeht Elektromagnetismus nicht momentan. Es werden Versuche beschrieben, welche den Beweis für diesen Satz liefern sollen. Aus der Natur der stehenden Wellen wird gefolgert, dass der Streichmagnet von seinem Magnetismus beim magnetisieren nichts verliert, dass Eisen durch elektrische Ströme zäher wird, warum Temperaturerhöhung das Magnetischwerden begünstigt, während sie vorhandenen Magnetismus schwächt. Parallele gleichgerichtete magnetische Wellen ziehen einander an, entgegengesetzt gerichtete stoßen sich ab. Dagegen ziehen sich magnetische und elektrische Wellen an, wenn sie parallel und entgegengesetzt gerichtet sind, während sie sich im entgegengesetzten Falle abstoßen. Da an den Grenzflächen eines Magnets die magnetischen Wellen reflectiert und darum durch Interferenz geschwächt werden, so fallen die Pole nicht genau an die Enden. — Den nächsten Gegenstand bildet die Ableitung der Wechselwirkung zwischen Elektricität und Magnetismus aus diesen Ansichten. So wird z. B. der Örstedt'sche Versuch in folgender Weise erklärt: „Elektrische und magnetische einander entgegengesetzt gerichtete Wellen ziehen sich an. Z. B. der elektrische Strom geht von Süden nach Norden und östlich vom Strome steht die Declinationsnadel mit ihrer Axe in der Horizontalebene der Stromrichtung. Somit muss sich die Nadel so stellen, dass die magnetische, an der Westseite der Nadel niedersteigende Welle dem Strome parallel und entgegengesetzt gerichtet liegt, was dann der Fall ist, wenn sich die Nadel vertical mit dem Nord nach unten aufstellt. Dabei wird der Nord der Magnetnadel zur linken der im Strome schwimmenden Person scheinbar abgestoßen. Geht der elektrische Strom von Osten nach Westen senkrecht auf die Ebene des magnetischen Meridianes im Sinne der magnetischen Wellen um die Nadel, so bleibt der Nord der Nadel südlich vom Strom senkrecht auf der Stromebene, aber nicht nördlich, wenn nicht die Stromrichtung mit der Mittellinie der Magnetnadel in dieselbe Ebene fällt.“ Die magneto-elektrische Induction wird nun nach der bekannten Erklärungsform, jedoch unter Annahme der stehenden magnetischen Wellen, besprochen. Diamagnetismus ist Induction elektrischer Wellen durch magnetische. Diess wird durch eine Anzahl von Versuchen dargethan. Die Stellung der Magnetnadel, die Intensität des Erdmagnetismus, die Variation der Componenten desselben werden aus der Beschaffenheit der Totalelektricität abgeleitet. — Ref. glaubte es dem geehrten Hrn. Verf. schuldig zu sein, diese kurze Darstellung der Besprechung voranzuschicken. Denn die vorliegende Arbeit wird jedem Leser Achtung vor dem ausdauernden Streben des Hrn. Verf.'s einflößen, selbst wenn sie nur wenige in der Sache selbst überzeugen dürfte. Die Hauptschwierigkeit liegt in der Definition der elektrischen Wellen, worauf schon in der Besprechung des ersten Theiles im vorigen Jahre aufmerksam gemacht wurde. Bei einem großen Theile der Einleitung, wo die Verhältnisse der Erdelektricitäten dargelegt werden, wird der Leser gänzlich im Zweifel gelassen, was erwiesene Thatsache und was Ansicht des Hrn. Verf.'s ist; es sollte diess gerade in einem Capitel sorgfältig geschieden werden, wo die älteren Beobachtungen fast durchwegs unbrauchbar sind, und vielleicht eben erst jetzt die Zeit für genauere und zuverlässigere Untersuchungen gekommen ist. Es ist darum auch gar noch nicht möglich näher zu bestimmen, inwiefern der Hr. Verf. mit der Natur

im Einklange steht. So lange die elektrische Welle nicht vorwurfsfrei dargestellt ist, kann natürlich die magnetische Circulationswelle auch nicht Anspruch auf unbedingte Anerkennung machen, so scharfsinnig auch die Einführung von stehenden Wellen ist, die in der That den Unterschied zwischen Elektrizität und Magnetismus recht prägnant darstellen. Die Entstehung bleibender Magnete, so wie der natürlichen, ist gleichwol nach dieser Vorstellungswaise nicht gut erklärbar. Wie nothwendig aber Vorsicht ist in allen Dingen, welche die Erdverhältnisse im grofsen betreffen, und wie man mit dem Erklären nicht rückhaltend genug sein kann, beweist z. B. die Stelle, wo der Hr. Verf. die scheinbare Anomalie im Gange der Declinationsnadel in St. Helena, dem Cap der guten Hoffnung und Singapur, welche Humboldt im vierten Bande des Kosmos anführt, aus localen Ursachen abzuleiten versucht. Humboldt, der größte Kenner der Physik der Erde, hütet sich dieser Thatsache gegenüber eine Vermuthung auszusprechen, obschon er im ersten Bande, sowie Arago frühzeitig im *Annuaire des longitudes* die Erwartung geäufsert, „dass es irgendetwo in der Gegend des magnetischen Aequators eine Zone ohne alle stündliche Variation geben dürfte.“ Nun hat Sabine durch die mehrjährige Discussion der Beobachtungen auf beiden Hemisphären das merkwürdige Gesetz entdeckt, dass sich Variationen von zwei Perioden, deren eine der Sonnentag, der andere das Sonnenjahr ist, decken, durch deren Coexistenz jene Anomalie vollkommen aufgeklärt und von allen localen (klimatischen) Verhältnissen befreit dargestellt wird (Sabine, *Rectifications and additions to the translation of Humboldts Cosmos*. 497 ff.). Die Zusammenstellung am Schlusse, wo die Ansichten des Hrn. Verf.'s über die Variation der Totalelektricität und des Erdmagnetismus verglichen werden, verlieren abgesehen von der Nichtübereinstimmung der Intensitäten dadurch an Werth, dass die Ableitung der Elektricitätsvariationen ohne feste und thatsächliche Grundlage in der Luft schweben. Dieser Vorwurf trifft allerdings den gegenwärtigen Stand der Beobachtungen, und es ist nicht des Verfassers Schuld, dass er diesen Theil der Meteorologie noch in einem so primitiven Zustande angetroffen, so gewagt es auch immer war, auf denselben irgend eine Theorie zu bauen.

Wien.

J. Grailich.

standtheile eines Kometen, der Koma, des Schweifes und des Kernes. Bei Erwähnung der bedeutenden und oft in kurzer Zeit vor sich gehenden Änderungen in der Koma findet sich manches, was nicht ganz gerechtfertigt scheint; z. B. S. 6 heisst es: „Forse l'eccessivo sviluppo che si osserva sulle atmosfere delle comete debbesi attribuire alla straordinaria forza elastica dei vapori onde sono composte, sulla quale non avrebbe sufficiente impero l'attrazione d'un centro poco compatto.“ Es ist wol als erwiesen anzusehen, dass die Koma keine unserer Atmosphäre ähnlich expansive Masse sein kann. S. 7 wird der Kern selbst eine „accumulazione di vapori“ genannt, was noch weniger zugeben ist.

Die bekannte Argumentation Babinet's, die im Sommer 1857 als milde Trösterin ihre Runde durch alle Tagesblätter machte, und den Beweis der grossen Feinheit und Durchsichtigkeit der Kometenmaterie herstellen sollte, enthält sehr viel schwankendes, und es bleibt immer gewagt, sich hierin auf Babinet, als auf eine Autorität, zu berufen. Der Mangel von Phasen ist auch ohne Voraussetzung einer so außerordentlichen Feinheit der Kometenmaterie zu erklären. Er scheint nämlich darauf hinzuweisen, dass die Kometen aus sehr kleinen, discreten, in grossen Entfernungen von einander befindlichen festen Körperchen bestehen. Diese werden, einzeln genommen, allerdings Phasen zeigen müssen (und vielleicht steht die scheinbare Contraction, die man an einigen Kometen in der Nähe ihres Perihels bemerkt hat, damit im Zusammenhange), aber von einer Phase des ganzen Kernes oder des ganzen Kometennebels kann natürlich keine Rede sein.

21. Über das Copernicanische System. (Abhandl. von Prof. Andr. May im Jahresbericht des k. k. Staats-Gymn. in Rzeszow 1858.) — Die vorliegende Abhandlung ist in vier Abschnitte getheilt, deren erster eine kurze Geschichte der Astronomie bis auf die Zeit des Copernicus und die Erklärung der vorzüglichsten Bewegungen der Planeten mit Zugrundelegung des Copernicanischen Systemes enthält. Die folgenden drei Abschnitte geben die Begründung dieses Systemes durch den Nachweis des Stattfindens einer progressiven und rotatorischen Bewegung der Erde, ferner eine gedrängte Auseinandersetzung der Keppler'schen Gesetze und der allgemeinen Gravitation. Die Schrift ist mit vielem Fleisse bearbeitet, und sehr verständlich abgefasst, was wir um so mehr anerkennen müssen, als die deutsche Sprache, wie hin und wieder deutlich zu bemerken, nicht die Muttersprache des Hrn. Verf.'s ist. In der ganzen Abhandlung ist das historische Moment in den Vordergrund gestellt, und gerade dieser Umstand gibt der Schrift, als Lectüre für die Gymnasialschüler in's Auge gefasst, besonderen Werth. Sie bietet eine übersichtliche Zusammenstellung dessen, was aus den Elementen der Astronomie beim Unterrichte nur vereinzelt gegeben werden kann.

Mit einigen Einzelheiten können wir uns indessen nicht einverstanden erklären. So wird über die Theorie der Epicykel, diese schöne und denkwürdige Hinterlassenschaft der Alexandrinischen Schule, wol zu strenge Gericht gehalten. Der Hr. Verf. sagt z. B. S. 10: „Bei dem Monde, . . . wurde . . . die Verwirrung so gross, dass von keinem Schlichten und Ordnen . . . bei der alten Hypothese (der Epicykel) die Rede sein konnte.“ Doch herrschte dieses System mit dem ganzen ihm angehängten Flickwerk mehr als 14 Jahrhunderte.“ — Und später heisst es wieder: „Was war also der Grund, dass dieses Flickwerk so lange bestanden hat?“ — Wir dürfen nie vergessen, dass das Erkennen einer grossen Anzahl einfacher periodischer Bewegungen, aus denen sich das fast unübersehbare Gewirre, welches uns der Lauf der Planeten bietet, zusammensetzt, nur nach Überwinden unermesslicher Schwierigkeiten

rnöglich war. Uml gerade dieses Zerlegen der Planetenbewegung in ihre einfachen Componenten war eine höchst werthvolle Vorarbeit für die große Reformationsepoche der Astronomie. Übrigens gebrauchen wir das Princip der Epicykeltheorie noch heutzutage bei allen complicierten periodischen Naturerscheinungen, die wir nicht vollständig zu erklären im stande sind. Der tägliche und jährliche Gang der Temperatur, des Barometerstandes, der magnetischen Declination u. s. w. wird noch immer durch eine analoge Methode übersichtlich dargestellt. Und selbst die Astronomie kann sich gegenwärtig des Gebrauches der Epicykel nicht ganz entschlagen; die Art, wie der Lichtwechsel der sogenannten veränderlichen Sterne, wie die Planetenstörungen in Reihenformen ausgedrückt werden, sind augenfällige Beweise dafür; nur dient im letzten Falle, wo die Erklärung der Erscheinung eigentlich vollständig gegeben ist, diese Methode bloß als interimistisches Hülfsmittel, um den Mangel einer vollkommenen Berechnungsmethode der Störungen zu ersetzen.

S. 20 dürfte bezüglich der Abnahme der Schwere von den Polen gegen den Äquator hin manches dem Schüler weniger leicht verständlich sein. Einige Zeilen hätten diesem Mangel leicht abhelfen können. Dasselbe gilt von der Erklärung des Foucault'schen Pendelversuches, wo die Erscheinung eigentlich nur für den Pol und den Äquator erklärt, für mittlere geographische Breiten aber bloß eine flüchtige Andeutung gegeben wird. Gerade dieser Beweis für die Rotation der Erde wäre mit besonderer Liebe zu pflegen gewesen, da er sich noch immer in vielen Lehrbüchern nicht oder nur mangelhaft vorfindet.

Wien.

Dr. Karl Hornstein.

II. Abhandlungen philologischen und linguistischen Inhaltes.

(Fortsetzung von 1859, Heft III, S. 254 ff.)

5. *De fato quale apud Homerum et Virgilium perhibetur.* (Abhandlung im siebenten Jahresberichte über das k. k. katholische Gymnasium zu Ofen von Dr. J. Hauler.) — Vorliegende Abhandlung ruht auf folgendem Schlusse: Wäre das Fatum eine über Zeus und den Göttern stehende oder ihnen auch nur coordinierte Macht, so wäre

die von ihm gebrachten Belege ganz unbeweisend, denn wie seine Definition des Fatums lautet, müssen doch wol Od. ζ 413 τοῦσδε μοῖρ' ἐδάμασσε θεῶν καὶ σχέτλια ἔργα die σχέτλια ἔργα der Freier durch den *certus rerum ordo* bedingt sein. Ebenso wenig folgt aus der Ἄτη, den Διὸς Αἰταί, den Ἑρινῶς und den Strafen eines Tityos Tantalos Sisypchos etwas anderes, als dass die Griechen meinten, Vergehen müssten am Verbrecher gestraft werden, selbst dann, wenn nicht er, sondern eine ihn drängende höhere Macht, der eigentliche Urheber derselben ist. Vgl. Nägelsbach a. a. O. 273. Man braucht sich bloß an Agamemnon, der, obgleich er sein Vergehen gegen Achilles den Göttern in die Schuhe schiebt (Il. β 374, τ 86 f.) doch dem Achilles Busse zahlt, oder an Pandaros zu erinnern, vgl. hierüber Nägelsbach a. a. O. 295. Ganz anders eingehend ist diese Frage von Nägelsbach a. a. O. im 6. Abschnitte, besonders S. 285 f. behandelt. — 3. Aber selbst angenommen, diese zwei Sätze seien richtig, so ist der daraus gezogene Schluss noch nicht im mindesten gesichert, wenn nur eine Stelle ihm widerspricht; bewegen wir uns ja doch auf einem Gebiete, das zu den bestrittensten aller Zeiten gehört, in Fragen, deren Beantwortung einer Zeit, wie der Platon's, die mit ganz anderem Bewusstsein über sie, mit ganz anderer Schärfe des Denkens an sie herangiang, nicht gelang. Wäre es denn etwas wunderbares, wenn die Religion der Homerischen Helden zwar das eine Mal die Götter, die sie in den Kreis menschlichen Treibens hineinzieht, für das höchste erklärte, an anderen Stellen aber über diese liebenden, hassenden, zürnenden, täuschenden, kämpfenden Götter irgend etwas festes, was es auch sei, setzte? Zwar Il. π 433 fg. liesse sich, wenn schon nicht auf dem dem Hrn. Verf. beliebten Wege, S. 7, so doch im Falle der Noth dadurch entfernen, dass gesagt würde, Zeus wolle eben seine früheren Bestimmungen über Sarpedon ändern, und so gieng es noch bei einigen anderen; aber dass die τέλαντα Il. θ 69, ζ 210 bedeuten sollen, dass „nach vielen Wechselln der Ausgang so ungewiss scheine, dass er beim endlichen plötzlichen Eintritt wie Sinken und Steigen von Wagschalen wirkt“ wird weder Welckern noch Hrn. H. jemand glauben, eine Erklärung, die nach Nägelsbachs trefflicher Entwicklung (a. a. O. 121) nicht mehr hätte geäußert werden sollen. Die Erklärung ferner, dass an den ziemlich zahlreichen Stellen, in denen μοῖρα und ein Gott durch καὶ verbunden sind, z. B. Il. σ 119 ἀλλὰ ἔ μοῖρ' ἐδάμασσε καὶ ἀργαλέος χόλος Ἥρης „ne, quid his μοῖρα vel αἰσῶν vocabulis intellectum vellet, haestitares, illis quae dicuntur epezegetici poeta utebatur verbis“ (S. 8) wird wol von Hrn. H. zuletzt aufgestellt sein, besonders da Nägelsbach 123 schon vor zwanzig Jahren erinnert hat, dass man nothwendig Stellen, wie Od. λ 61 ἄσέ με δαίμονος αἷσα καὶ ἀθέσφατος οἶνος damit vergleichen müsse. Dass endlich Od. γ 236 f. ἀλλ' ἦτοι θάνατον μὲν ὁμοῖον οὐδὲ θεοί περ | καὶ φίλῳ, ἀνδρὶ δύνανται ἀλαλκέμεν, ὅπποτε κεν δῇ | μοῖρ' ὀλοή καθέλῃσι τανηλεγέος θανάτοιο nicht heissen könne; „sed ei ipsos deos rerum semel constitutarum ratum ordinem non facile egredi neque cum cum ludibrio irritum reddere debere“ (S. 7) zeigt außer Hrn. H.'s vorsichtiger aber der Bestimmtheit der griechischen Worte geradezu widersprechender Wendung der Umstand, dass man μοῖρα τανηλεγέος θανάτοιο als Bestimmungsgenitiv nehmen müsste, wobei für μοῖρα eine wesentlich andere Bedeutung vorauszusetzen wäre, als an Stellen, wo von μοῖρα θεῶν, δαίμονος αἷσα, μοῖρ' ἐστὶ δαμῆναι u. ä. die Rede ist, und dass man keine einzige Stelle findet, an der μοῖρα alleinstehend „Tod“ bedeutet; denn selbst Od. λ 561, ω 28 zeigen schon die Verba τεῖν δ' ἐπὶ μοῖραν ἔθηκεν und σοὶ πρῶτα παρὰ στήθεσσι ἔμελλεν μοῖρ' ὀλοή, dass unter μοῖρα ein weit allgemeinerer Begriff als „Tod“ zu denken ist. Ferner wollen wir noch an das erinnern, was Nägelsbach a. a. O. 123 fg. über ὑπέρομον und ὑπὲρ αἷσαν sagt, eine Dar-

legung, die uns durch Welcker, auf den sich Hr. H. beruft, nicht im mindesten erschüttert scheint, und dass uns nach Hrn. H. Darlegung ganz unverständlich wird, wie Iris den Poseidon zum Gehorsam gegen Zeus durch Berufung auf die *Ἐρινός*, die dem Älteren zur Seite stehen, bewegen kann. — 4. Hr. H. hat das Fatum definiert als *certus rerum ordo ex lois deorumque consilio constitutus*.² Da haben wir doch den vollständigsten Homerischen Götterstaat, Zeus ist höchstens der *crato inter pares*, der aber über die von der Gesamtheit bestimmten Satzungen eben so wenig als ein anderer ohne Schaden hinausgehen kann S. 7; noch S. 8 lesen wir *lois deorumque est illas sortes destinare* und so noch öfters. Dass nun so ganz stillschweigend das *deorumque* eliminiert und mit einem Male der Satz hingestellt wird: *vigebat adhuc, inherescedat menti poetas alla unus Dei sapientia*,³ ist doch eine gar zu stark auf die Vergesslichkeit der Leser rechnende Erschleichung. — Wir können demnach weder die Resultate des Hrn. H. noch die Wege, auf denen er zu ihnen kommt, anerkennen, sondern glauben noch immer, dass durch die Nägelsbach'sche Entwicklung die Frage abgethan ist. Was den 1. und 2. Abschnitt der Abhandlung, die Stellensammlung und Zusammenordnung betrifft, so bieten sie nichts neues nach Nägelsbach (dessen 'Homerische Theologie' der Hr. Vf. immer als ein Werk Döderlein's citirt) und Welcker. — Zum Schlusse ein par Proben von des Hrn. Verf. eigenthümlich geauchter, unklarer, hie und da geradezu unrichtiger Ausdrucksweise. Die Abhandlung beginnt: *Varia diversaque hominum doctorum de hac re sententia multum abest, quin superaddere dissentito cum animo debeamus, quin ad curam hominis veri studiosi pertinere credamus, cum religione etiam etiamque earum conditionem investigare et percensere*.² *Tribus quidem nominibus substantivis Homerica carmina utuntur ad significandam eum fat: sunt Moira, Aia, Kaxulōdiz. Eundem „dividendi“ sensum exhibent Moira et Aia vel quod in eundem finem spectat, attribuendi* S. 1. — *Sed apud Homerum iam utramque earum etiam personae vices usurpasse et pristinam illam partis vel portionis significationem mutavisse in cuiusdam numinis arcant, quod Latini Fatum appellavere homines docti et habebant et dicebant*.² S. 1. — *Homerus Iovem finxisse apparet Sarpedonis patrem, qualem deret*

Gedankenkreis Platons vertieft hat. Frei von jeder unbestimmten Willkür allgemeiner Rederei über den Gegenstand spricht der Verf. nur aus, was er durch ausdrücklich angeführte Worte Platons belegt; die Art der Verwendung dieser Belegstellen zeigt, dass sie im wesentlichen ein Ergebnis der eignen Studien des Verfassers, nicht einfach aus andern Darstellungen herübergenommen sind. An einer Stelle, bei der Frage, warum in dem höchsten menschlichen Gute nach Platonischer Überzeugung dem Wissen auch *ἡδονή* innerhalb gewisser Grenzen beigemischt sei, verlässt der Hr. Verf. jenen Weg des strengen Anschlusses an die für diese Frage entscheidenden Belegstellen und lässt sich auf eine, allerdings von sonstigen Platonischen Gedanken ausgehende Combination ein (S. 60); wollte man auch von anderen Bedenken absehen, welche sich gegen die hier entwickelte Combination erheben, so musste doch der Umstand dem Hrn. Verf. seine Motivierung bedenklich machen, dass an denjenigen Stellen des Philebus, an welchen Platon dieselbe hätte bezeichnen müssen, sofern sie wirklich seine Überzeugung ausdrückt, nicht eine Spur davon zu finden ist (vgl. Zeller, Phil. der Griechen. 2. Aufl. II. S. 559 Anm. 2). — Der enge und nothwendige Zusammenhang, in welchem nach Platon's Überzeugung das sittliche Handeln mit dem sittlichen Wissen steht, ist durch den Satz *'scire et facere idem esse Plato statuit'* so bezeichnet, dass nur aus der Bekanntschaft mit den betreffenden Platonischen Stellen, nicht aus diesen Worten des Verf.'s die richtige Auffassung gewonnen werden kann. — Der lateinische Ausdruck des Verfassers gibt nur sehr selten zu einer Bemerkung Anlass (z. B. *quod enim si esset* etc. S. 61 statt *quid si esset* oder *id enim si esset*), im ganzen zeigt sich eine leichte Handhabung der lateinischen Sprache ohne Verstöße gegen die Correctheit. — So erfreulich nach diesem allen die vorliegende Abhandlung ist, wenn man sie ausschliesslich als ein Zeugnis von den ernsten und gewissenhaften Studien des Verfassers betrachtet, so lassen sich doch Bedenken gegen dieselbe nicht zurückhalten, sobald man in Betracht zieht, dass sie durch den Druck publiciert ist; denn hiedurch ist der Anspruch begründet, dass die Untersuchung des behandelten Gegenstandes in irgend einer Hinsicht gegenüber dem bisher darin geleisteten gefördert sei. Wer mit dem Umfange und der mannigfachen Complication der hier behandelten Frage bekannt ist, wird schon erwarten, dass dieser Forderung auf dem beschränkten Raum der Abhandlung (13 S. 8.) nicht wohl genügt werden kann, um so weniger, da der Vf. einen mit dieser Frage nur mittelbar im Zusammenhang stehenden Gegenstand, die Platonische Gliederung des Tugendbegriffes, in gleicher Ausführlichkeit in den Bereich seiner Darstellung gezogen hat. Es ist auch nicht schwer, auf Punkte hinzuweisen, die in der Untersuchung nicht übergangen werden durften. Z. B. an die aus dem Platonischen Gorgias angeführten Beweise über den Unterschied von *ἡδύ* und *ἀγαθόν* wird unmittelbar (S. 55) der Auszug aus der im Philebus enthaltenen ausführlichen Abhandlung über Wesen und Arten der *ἡδονή* angeschlossen; hierbei durfte die Frage nicht umgangen werden, ob der Begriff von *ἡδονή*, wie er im Gorgias als Grundlage des dort geführten Beweises vorausgesetzt werden muss, mit dem im Philebus angenommenen identisch sei, und, wenn diess nachweisbar nicht der Fall ist, welches Verhältnis unter ihnen bestehe. Die Bedeutung, welche im Philebus der Abschnitt über die obersten Kategorien des Seienden, *πέντας, ἄπειρον, μικτόν, αἰτία*, zu den vorausgegangenen methodischen Erörterungen einerseits, zu der Darstellung der *ἡδονή* anderseits in Platons Sinne habe, liess sich nicht mit Stillschweigen übergehen oder leicht hin abthun, da diess auf diejenige Form der Entscheidung über das höchste Gut *»ἐν τῷ ἀνθρώπῳ καὶ τῷ παντί,«* wie sie im Philebus gegeben ist, einen wesentlichen Einfluss hat. Solcher Fragen liessen sich leicht noch mehr

bezeichnen, über welche man in einer Abhandlung über Platons Lehre vom höchsten Gute nothwendig eingehende Untersuchung oder bündige Erklärung finden muss, wenn dieselbe den Werth einer wissenschaftlich fordernden Monographie beanspruchen soll. Die ausführliche und sorgfältige Abhandlung Wehrmann's über denselben Gegenstand, „*Th. Wehrmann, Platons de summo bono doctrina, Berlin, 1843, 138 S. 8.*“ ist offenbar dem Verf. nicht bekannt gewesen; sie würde jedenfalls des Verf.'s Blick vornehmlich auf diejenigen Punkte gerichtet haben, die noch nicht mit Sicherheit erledigt sind.

Während bei Platon die zusammenhängende systematische Darstellung seiner Lehre über das höchste Gut darin eine eigenthümliche Schwierigkeit hat, dass der Gegenstand in mehrere Dialoge zerstreut ist, in deren jedem der Gesichtspunct der Frage und die Form der Behandlung eine andere, vielleicht nicht einmal die Grundlagen, auf denen die Entscheidung ruht, ganz die gleichen sind, hat man bei Aristoteles mit dieser Schwierigkeit nicht zu kämpfen. Der Stoff liegt bereits systematisch geordnet vor, und die Eigentümlichkeit der Terminologie und des sonstigen sprachlichen Ausdrucks, welche für die erste Bekanntschaft mit Aristoteles eine Schwierigkeit bildet, wird bei weiterer Beschäftigung mit seinen Schriften eher zu einer Erleichterung. Der Verf. der zweiten Abhandlung gibt in einem durchweg streng an die Worte des Aristoteles selbst sich haltenden, klar und präcis gefassten Auszuge aus der Nikamachischen Ethik die Lehre des Aristoteles über das höchste Gut; zu den Stellen aus des Aristoteles eigener Schrift über die Ethik sind die aus den Schriften der aristotelischen Schule über denselben Gegenstand, Eth. Eudem. und Mor. M., in der Regel hinzugenommen und wo ein Anlass sich bot, ist das entsprechende aus der Politik, der Metaphysik u. a. mit verwendet. Bei einer Stelle, an welcher der Verf., was zu billigen ist, seine Zweifel über die ethische Bedeutung von *σοφία* und *φρόνησις* ausspricht (S. 76), ist zu bedauern, dass er die neueste Erörterung dieses Gegenstandes in Trendelenburg's historischen Beiträgen zur Philosophie Bd. II. S. 373 ff. nicht gekannt zu haben scheint; er würde sich sonst näher darüber erklärt haben, ob ihm hiermit die Frage gelöst scheine. — Die Genauigkeit, mit welcher der Verf. bei aller Kürze des Auszuges die wesentlichen Punkte vollständig aufzählt, verdient man, da nur so der Inhalt der ersten Abhandlung

lateinische Ausdruck schließt sich manchmal zu bequem an den griechischen des Originalen an (z. B. in *politico bellicisque rebus gerendis* u. dgl.), während es nicht so fern lag, ihn auch in dieser Hinsicht rein lateinisch zu halten. — Was schließlich die zahlreichen in diesen beiden Abhandlungen angeführten griechischen Stellen betrifft, so ersieht man bald, dass die Verf. wol mit der Ungeübtheit eines Setzers mögen zu kämpfen gehabt haben, für den griechischer Satz eine große Seltenheit ist; der Versehen namentlich in den Lesezeichen, *gravis* für *acutus*, Verwechslung der *spiritus* u. dgl. haben denn auch ziemlich viele der von den Verf. gewiss auf die Correctheit gewendeten Mühe Trotz geboten.

8. *Rorae Platonicae*. (Abhandl. des suppl. Lehrers Joseph L. M. Kraska im Programm des Untergymn. zu Bochnia. S. 3—13. 4.) — Im Prooemium S. 3, 4 rühmt der Hr. Vf., anknüpfend an den Lehrplan der österreichischen Gymnasien, welcher den Platon in die Lectüre der obersten Classen aufgenommen hat, den Werth und die Bedeutung, den das Studium Platons als eines '*humanum Evangelii prooemium*' habe. Ob der Hr. Vf. wohl gethan habe, zur Grundlage für den Beweis dieser Bedeutung Platons die Worte im Phædon zu nehmen 61 D: *ἀλλὰ μὴ καὶ ἔξ ἀνοητοῦ περὶ αὐτῶν λέγω*, darf billig bezweifelt werden; welche Gewalt der Hr. Vf. jenen Worten anthun muss, um sie für seinen Zweck werthvoll zu machen, müssen wir unseren Lesern überlassen, in jenem '*Prooemium*' selbst nachzusehen. — Die Abhandlung selbst zeigt durch die weiteren Überschriften '*Pars prima. Platonis de ideis doctrina. Specimen primum. De idearum natura et ortu*,' dass sie nur der erste Abschnitt des ersten Theiles von einem umfassenden Werke ist. In dem vorliegenden specimen handelt das erste Capitel S. 6—10 *de idearum natura*. Platons Lehre von dem Wesen der Ideen ließe sich präciser fassen, die Beziehung dieser Lehre auf frühere Philosophie könnte selbst auf diesem beschränkten Raum vollständiger angegeben sein — nicht einmal die Eleaten sind erwähnt, obgleich der Hr. Vf. aus dem Platonischen Parmenides mehrere Stellen citiert —, die Citate von Schriften über den Gegenstand sind eigenthümlich darin, dass von den für die Einsicht in die Platonische Lehre bedeutendsten und allgemein anerkannten Schriften keine erwähnt ist: doch darf man an diesem Theile noch anerkennen, dass des geradezu Falschen wenig darin enthalten ist. Das zweite Capitel S. 11—13 ist überschrieben '*de idearum ortu*.' Der Hr. Vf. lässt die bekannten Aristotelischen Stellen über *μέγα καὶ μικρόν* als *ὅλην* und *ἐν* als *τὸ τί ἦν εἶναι* der Platonischen Ideen abdrucken, und macht sie zum Gegenstand einer Erörterung auf den noch folgenden anderthalb Seiten. Dieser einzelne Theil des Aristotelischen Berichtes über die Platonische Lehre lässt sich von der übrigen Umgestaltung, welche die Platonische Ideenlehre durch Übersetzung in die Aristotelische Terminologie erfahren hat, gar nicht lostrennen und abgesondert behandeln. Bereits vor zwanzig Jahren hat Zeller diesen Gegenstand *„Die Darstellung der Platonischen Philosophie bei Aristoteles“* (Platonische Studien S. 197—300) mit so entscheidender Gründlichkeit behandelt, dass alle späteren diese Fragen berührenden Werke nur geringe Modificationen zu Zeller's fest begründeten Ergebnissen haben darbieten können. Dem Hrn. Vf. sind diese Untersuchungen, so wie alles, was sich an dieselben weiter angeschlossen hat, offenbar unbekannt; die anderthalb Seiten, welche er darüber geschrieben, zeigen, selbst abgesehen von unglaublichen Verkehrtheiten (z. B. *materia quaedam, ex qua quae in ideis inest omnia repetenda est*), das eine sicher, dass dem Hrn. Vf. nicht klar geworden ist, worin eigentlich die Bedeutung und die Schwierigkeit jener Aristotelischen Angaben liegt. — Man darf hiernach wol den Wunsch aussprechen, dass

der Hr. Vt. die Fortsetzung dieser *'Herae Platonicae'* nicht in Gymnasialprogrammen publicieren möchte. Er kündigt das Erscheinen solcher Fortsetzungen mit folgenden Worten an: *'Quid igitur de idem Plato ipse docuerit explanaturi, primo hoc specimine de idearum natura et ortu nuctoris placita comprehendemus, quod si hominibus doctis itidemque benevolis placuerit, tum prompto animo plura in lucem prodeunda curabimus'*. Man wolle ja nicht glauben, dass ein so grober Fehler gegen die Grammatik etwa vereinzelt stehe; man kann *ut* 'so dass' mit Indicativ lesen *'Ita ut, si quis recte interrogandi artem exerceat, omnes doctrinas ex hominibus elicere poterit'* S. 10; in der indirecten Rede liebt der Hr. Vt. folgende Form: *'Negue quidquam, quod sensibus percipimus, omnibus numeris absolutum esse docet: omnia esse tantum manca et imperfecta, nec quidquam omnino id esse, quod ex sua ipsius natura esse debere; quae enim velut pulchra aut sancta aut iusta haberi, etiam contrarii multum in se continere; quippe quum quae pulchra vident, quodam modo etiam turpia apparere; quae iusta, eodem etiam iniusta; quare unumquodque id, quod se illud esse credere, non magis esse quam non esse u. dgl. m.* — Die citirten griechischen Stellen sind manchmal vom Setzer bis zu einer die Conjecturalkritik herausfordernden Unkenntlichkeit entstellt.

H. Bonitz.

9. *Das deutsche Kirchenlied in Siebenbürgen.* (Abhdlg. von Fr. Traug. Schuster im Progr. des evang. Gymn. A. C. zu Mediasch S. 5—45.) — Der erste Theil dieser Abhandlung, im Programme des verfloßenen Jahres veröffentlicht, ward von uns in dieser Zeitschrift 1858, S. 419 f. angezeigt. Ganz in derselben Weise, wie dort die Hermannstädter, werden in der vorliegenden Fortsetzung die Kronstädter Gesangbücher, ihr Inhalt und ihre Richtung besprochen, woran sich dann eine Untersuchung dessen schließt, was Siebenbürgen auf dem Gebiete des deutschen Kirchenliedes selbständig geleistet hat, und was allerdings ziemlich unbedeutend erscheint. Im Anhang gibt Hr. Sch. eine bibliographische Beschreibung der Kronstädter evangelischen Gesangbücher von 1676 (älteres hat sich sonderbarerweise keines erhalten), 1731, 1739, 1751, 1805 und eines kais. bürgerl. sohn. lichen von

leicht eine größere Anzahl derselben hier und da zu wünschen. Zur Darstellung der Eigenthümlichkeiten des slavischen Verbs eignet sich das tschechische ganz besonders, denn (wenigstens so weit unsere Kenntnisse reicht) ist die Entwicklung derselben da am weitesten gediehen, freilich zum Theil mit Hilfe sehr unorganischer Formen, z. B. *nosím*. Überhaupt wäre eine mehr historische Bearbeitung dieses Theiles der tschechischen (oder sagen wir lieber slavischen) Syntax wünschenswerth. Denn so viel ist ja klar, dass diese alles sich erst allmählich bildete. So lange die slavischen Sprachen ihr eigenes Futur hatten (vgl. Šafařík im *Asopis českého Múzea* 1847, XXI. S. 167), wird die Eigenthümlichkeit der finitiven Zeitwörter nicht ausgesprochen sich gezeigt haben. Es ist merkwürdig, wie unter andern die Form *bégasialo, stracím* so ganz an die griechischen *Deixiderative* *παύσασθαι, ἀπολείπειν* etc. anknüpft. Man erkennt auf den ersten Blick die vollständige Identität der slavischen und griechischen Bildung. Es werden darum damals auch Composita, wie *ponesu pŕijdu* etc. Präsenabedeutung gehabt haben; denn dass es unmöglich sei, bei diesen Verben ein Präsens zu denken, werden uns die tschechischen Grammatiker nicht weis machen. Wir können es daher auch nicht billigen, wenn der Hr. Verf. S. 7 sagt: 'Bemerkenswerth ist es, dass der Böhme sein finitives Futurum auch als ein Präsens historicum überaus häufig zu gebrauchen pflegt' etc, *přestanu* in dem darauf angeführten Beispiele mag immerhin Futurbedeutung haben, es ist und bleibt formel doch Präsens, und nur weil das Präsens eine ganz farblose Form ist und überhaupt gar keine Zeit, sondern nur die Dauer bezeichnet, kann es die Vergangenheit als *Präs. hist.* (nebenbei gesagt eine *contradictio in adiecto*) oder das Futur im Slavischen bezeichnen. Die letztere Verrichtung des Präsens ist bekanntlich auch im Gothischen ganz gewöhnlich Joh. 12, 28: 'gam than stibna us himiga: jah haubida jah aftra haubja' würden wir übersetzen: 'i pfis! hlaz x nebes fha: i vnesel sem ho i zase vnesu.' Wo das griechische ist *καὶ ἐδέξατο καὶ καὶ ἔτι δεξάμενος*. Das Präsens also an und für sich drückt weder Vergangenheit noch Zukunft aus, das eine so wie das andere muss im Gedanken ersetzt werden. Wir können uns also nur wundern, wenn der Hr. Verf. diesen an und für sich ganz natürlichen Gebrauch aus einer Verwechslung mit dem alten Aorist erklärt, oder vielmehr bei dieser, wie er sagt, 'bekannten' Erklärung sich beruhigt. So scheint auch bei dem Hrn. Verf. in Bezug auf die Formen *nesu* und *nosím* etc. die scharfe (und allerdings uralte) Trennung im Gebrauch die falsche Ansicht zu erhalten, als sei *nosím* besonders und absichtlich zu diesem Zwecke gebildet, und zwar von neu abgeleitet; während es doch unzweifelhaft ist, dass *nosím* von einem Nomen, etwa *nos* (*νόνος*), abgeleitet ist, und eben dadurch nur, dass ihm eine abstracte Vorstellung zu Grunde liegt, den Begriff des *inhärierenden* (was man in der tschechischen Grammatik sehr ungenau mit *iterativ* bezeichnet) erhält. Ähnliches wird sich auch im Griechischen nachweisen lassen.

Was uns noch mit einigem Bedenken erfüllt, sind gewisse Combinationen, die offenbar nur auf theoretischem Wege entstanden sind, damit der sprachliche Ausdruck dem Gedanken gerecht werde, z. B. *byl bych býval nosím* u. a. Wir bilden uns nicht ein, das Tschechische so zu verstehen, wie der Hr. Verf., aber aus Umgang und Lectüre wissen wir doch so viel, dass dergleichen das praktische Bedürfnis (und diesem accommodiert sich doch immer die Sprache) weit übersteigt, und auch in der Theorie hat nur das Wirkliche ein Recht berücksichtigt zu werden.

Wien.

Alfred Ludwig.

11. *Šelma rodné Hory a Hory Volkanin.* (Schullektüre des Lesestückes von Hja Wolkaniin. Abhdl. vom Gymn. Lehrer J. Vinohorský im Progr. des Gymn. zu Königgrätz. S. 2—8.) — Diese Schrift, bei Gelegenheit der Lectüre und Erklärung des betreffenden Lesestückes in der Schule entstanden, enthält eine etwas pedantische aesthetische Analyse des Gedichtes Hja Wolkaniin von Čelakovský. Es ist dieses Gedicht, wie bekannt, das letzte in Čelakovský's „Nachhall russischer Volkspoesie“ und überdies eines der schönsten darin. Man kann über Werth und aesthetische Berechtigung solcher Nachahmungen von Volksliedern, wohl zu unterscheiden von der Behandlung volksthümlicher Stoffe in volksthümlicher Form, verschiedener Ansicht sein, man kann solche Nachahmungen wol ganz verwerfen: immer wird man zugeben, dass Čelakovský die Klippen, an denen ein weniger bedeutender Dichter hätte scheitern müssen, glücklich zu umschiffen, und dass er nicht nur die Manier und das Auserhebe des russischen Volksliedes nachzuahmen, sondern sich auch in den Geist desselben einzuleben wusste. Eine solche Untersuchung über die aesthetische Bedeutung des „Nachhalls“ liegt aber dem Hrn. Verf. dieser Schrift ebenso ferne, als eine Erörterung über das Verhältnis dieser Volksliedernachahmungen zu Čelakovský's übrigen Bildungs- und Entwicklungsgange, und endlich über die Stellung derselben in der neuböhmischen Literatur. Auch auf eine Beleuchtung des Verhältnisses zwischen der russischen Volkspoesie und diesen Nachdichtungen lässt sich der Hr. Verf. nicht, oder doch nur ganz oberflächlich ein, und findet namentlich im Hja russische Färbung fast bloß, weil darin von einem tscherkessischen Sattel und von gewissen klingenden Rubeln die Rede ist, auch einige im russischen Volksliede übliche, stehende Formeln gebraucht werden, hält sich also bloß an das allerAuserlichste. Ebenso wenig endlich hielt Hr. Verf. es der Mühe werth Čelakovský's Quelle für das besprochene Gedicht nachzugehen.

12. *Rodná země Čestmír a Vlastav.* (Analyse des Gedichtes Čestmír und Vlastav. Abhdlg. von Karl Kunz im Progr. des Gymn. zu Troppau. S. 43—53.) — So wie die vorangegangene verdankt auch diese Abhandlung der Schullektüre ihren Ursprung. Hr. K. bespricht zuerst das in diesem Gedichte besungene Factum mit oberfläch-

des Hrn. Verf.'s an diesem Orte natürlich nicht folgen; es genügt die Sorgfalt, mit welcher die betreffenden Quellen in umfangsreichster Weise benutzt und so die dunkeln Schicksale jenes Gutes aufgeheilt sind, mit gebührendem Lobe hervorzuheben. Mit der etwas willkürlichen Lesung der Inschrift des Oujezder Taufbeckens jedoch können wir uns nicht einverstanden erklären, obwol wir ohne eigene Anschauung auch keine andere Deutung vorzuschlagen wagen. — Leider müssen wir die Bemerkung hinzufügen, dass auch in diesem Jahre, was wir schon früher erwähnten, in den Schulnachrichten der Grundsatz beobachtet ward, jene drei Schüler, welche aus der „Armenstudentenstiftung“ mit 8, 7 und 5 Gulden theilhaft wurden, mit vollem Vor- und Zunamen aufzuführen.

14. *O božanstvih ognja pri starih Slovanih.* (Über die Feuergottheiten der alten Slaven. Abhdlg. von Davorin Terstenjak in dem Festprogramme des k. k. Gymn. zu Marburg 1858. S. 79—91.) — Vor allen Mythologien hat die slavische das Schicksal, fast am meisten vernachlässigt zu sein; noch immer ist sie eine wahre Fabellehre und der Tummelplatz der zügellosesten Phantastereien. Das beste, was für dieselbe geschehen ist, haben außer Grimm und Šafařík die Russen gethan, bei welchen man auch auf Bekanntmachung von Volksüberlieferungen den meisten Eifer und gründliche Kenntnisse verwandte. Und bevor die Sagen und Märchen, die Lieder und Bräuche der verschiedenen Slavenstämme uns nicht in möglichster Vollständigkeit vorliegen, ist bei der Magerkeit älterer Quellen an eine Darstellung der allgemein slavischen Mythologie nicht zu denken. Jedesfalls scheint Hr. T. nach dem, was er auf diesem Gebiete bisher geleistet hat, zum Reformator der slavischen Götterlehre nicht bestimmt; es fehlen ihm zum Mythologen so gut wie alle Eigenschaften: Tact und Vorsicht, deren man hier mehr als sonst wo bedarf, Scharfsinn und Kritik, gründliche Kenntnis fremder Religionssysteme, ja sogar der einheimischen slavischen Quellen und der Literatur; er scheint vielmehr geeignet, diese ganze Wissenschaft nur noch mehr in Verwirrung zu bringen. Auch die Abhandlung, welche wir zunächst zu besprechen haben, zeigt diess wieder deutlich; wäre darin nicht alles mit solchem Ernste und Applomb vorgebracht, wir wären verleitet zu glauben, Hr. T. habe es bloß auf eine ziemlich gelungene Satire über die in der neueren Mythologie gebräuchliche Methode abgesehen.

Vor allem hat Hr. T. in seiner Abhandlung über die Feuergottheiten übersehen, dass zwischen diesen und den verschiedenen Gestaltungen des Sonnengottes ein bedeutender Unterschied besteht; daher behandelt er unzweifelhafte Sonnengottheiten, wie den Svaroh, den ja selbst die Quellen dem Hephaistos gleichstellen und über welchen man Šafařík's schöne Untersuchung nachlesen muss, u. a. als Feuergötter; ja er subsumiert sogar die Sonne unter das Feuer und theilt dieses in Elementar-, Sonnen- und Herdfeuer, welche alle drei den alten heidnischen Slaven diverse Feuergottheiten geliefert hätten! Uns wundert nur, dass Hr. T. bei solchen Grundsätzen nicht noch bedeutend mehr slavische Gottheiten dem Feuer zu vindicieren vermochte, als es ihm ohnediess schon gelang; denn mit nur geringer Mühe kann man den meisten mythischen Wesen eine Seite abgewinnen, durch welche sie in irgend einer Beziehung zur Sonne oder, mit Hrn. T. zu sprechen, zum Feuer stehen. Und was gilt Hrn. T. nicht schon alles als Feuergott! Außer den unzweifelhaften Sonnengottheiten, bei denen man doch wenigstens bei mangelhafter Kenntnis und falscher Grundansicht an Feuergottheiten denken kann, sind alle anderen höchst problematisch. Da ist der dunkle Ilammon, der ein Feuergott sein soll, weil die krainerischen Hirten, wenn sie Feuer anmachen, ein Lied mit refrainartig

widerholten *Hom, hom, hom* singen; da ist weiter der unklare *Maynal* oder *Hemal*, wie die Quellen ihn nennen, oder *Ainal*, wie ihn Hr. T. umgestaltet, um ihn zu *Sansc. anala* stellen zu können; und so die ganze Reihe durch. Dabei sind wahrhaft haarsträubende Etymologien der eigentliche Glanzpunct der ganzen Untersuchung. Mit unverständlichem und unverdaulichem Sanscritwurzeln wird ein solcher Mißbrauch getrieben, dass der ruhige und harmlose Leser sich schwer einer leisen Gänsehaut zu erwehren vermag; wir wollen als Beispiel nur anführen, wie sich Hr. T. die fabelhafte *Klimba*, eine Erdichtung *Hájek's*, die unser Mythologe natürlich als Feuergottheit in Beschlag nimmt, zu erklären sucht. Man höre: *Klimba* ist so viel als *Klibna*, von *klibam* demolior; *klibam* ist aber gleich sansc. *çarv*, denn *r* und *l* wechseln bekanntlich, *ç = k*, *v = b*, man hat also *klib*, metathesiert *klibl*! Das ist aber noch nicht das Ärgste; auch der bekannte *Püsterich*, an dessen Göttlichkeit man billich zweifeln mag, und dessen Name, wie man weiß, aus sehr junger Zeit stammt, soll ein Feuergott sein und in uralten Zeiten slav. *Bystric*, *Bystrib* geheissen haben; denn *Zwinger* erzählt ja, dass man zu seiner Zeit dieses Figürchen einmal zur Probe mit Wasser gefüllt, verstopft und über Feuer geseht habe, worauf eine laute Explosion erfolgt und reichlich Dampf ausgeströmt sei, was alles sehr für einen Feuergott passt; zudem bildet sich Hr. T. ein, das Adj. *bystry*, im slav. bekannterweise zur Bildung von Fluss- und ähnlichen Namen sehr häufig verwandt, auch eine treffliche Bezeichnung des Feuers und dem sansc. *viçra* entsprechend sei! So viel bedenkliches nun Hr. T. auch vorbringt, er hält sich mit Beweisen nicht auf; er gibt nicht mythologische Untersuchungen, sondern stellt bloß eine Reihe von abenteuerlichen Dogmen hin, für die er hoffentlich eine gläubige Gemeinde vergeblich suchen wird, obwohl es ein leidiger Erfahrungssatz ist, dass es nichts so abgeschmacktes gibt, was nicht noch seine Anhänger fände. Welcher Art die Kritik des Hrn. V. sei, wird man schon aus dem oben gesagten abnehmen können; in der That gelten ihm auch *Hájek* und *Guagnini* und *Dietmar* und *Widekind* ganz gleich viel. Bei allen diesen Mängeln findet man doch einzelne brauchbare Körnchen in Hrn. T.'s Schrift, dort nämlich, wo der Hr. Verf. Volksbräuche aus seiner Heimat anführt; es ist zu bedauern, dass er sich nicht dabei die Sammlung solcher Überlieferungen, für welche er ein

Der Hr. Verf. verweist hier auf Zieman und zeigt durch Anführung passender Stellen aus dessen methodischem Leitfaden für Lehrer, wie hier vorzugehen wäre. Darauf folgt nun das Verständnis und die Übung im Orientieren oder in Bestimmung der Weltgegenden, und zwar nach der Methode, wie sie Diesterweg in seiner mathematischen Geographie oder populären Himmelskunde niedergelegt hat. Die Einführung der Schüler in das Verständnis der Landkarten bildet den Schluss der geographischen Vorschule. „So kommt man,“ bemerkt hier der Hr. Verf., „in einigen Monaten mit der geographischen Vorschule zu Ende, und sollte dieser Lehrgang auch das ganze erste Semester in Anspruch nehmen, bei zahlreichen Classen wird diess leicht eintreten, so ist nichts verloren, sondern unendlich viel gewonnen, wenn nur alles, was vorgenommen, sicher haftet.“

„Mit dem zweiten Halbjahre,“ fährt der Hr. Verf. fort, „erweitert sich der Gesichtskreis der in der gegebenen Art tüchtig vorbereiteten Schüler, es beginnt der Unterricht in der Geographie des speciellen Vaterlandes oder der Provinz, in welcher die Schule liegt,“ und hier wieder mit einem Kreise in der Provinz, in welchem die Schule liegt, worauf dann zunächst die Nachbarkreise und so nach und nach alle Kreise des Landes durchgenommen werden. Dieser Lehrgang bildet die Aufgabe für das zweite Semester der ersten Classe.

„In der zweiten und ebenso in den folgenden Classen soll nun der geographische Unterricht dem eigentlich historischen Unterrichte, der jetzt beginnt, zur Seite oder vielmehr einige Schritte vorangehen.“

„Auch hier dürfte es nun,“ meint der Hr. Verf., „gerathen erscheinen den Schülern zuerst einen Überblick über das Ganze der Erde, namentlich die Vertheilung der festen und flüssigen Masse oder des Landes und des Wassers auf der Oberfläche, so wie über die Gestalt der großen Ländermassen zu verschaffen,“ mit anderen Worten, die nach dem Org. Entw. für die erste Classe bestimmte Aufgabe zu lösen erscheint gerathen, und wie der Hr. Verf. in der Anm. S. 21 noch hinzufügt, nothwendig.

Nach einigen kurzen Bemerkungen über dasjenige, was aus der mathematischen Geographie vor dem Beginn des historischen Unterrichtes hervorzuheben sei, bespricht der Hr. Verf. in einigen allgemeinen Umrissen die Vertheilung des geographischen Unterrichtes im Anschlusse an den historischen Unterricht in der 2., 3. und 4. Classe, und gelangt so zum Schlusse seiner Abhandlung, worin er hervorhebt, dass die Bestimmung des Organ. Entw., wonach die Behandlung der populären Astronomie und mathematischen Geographie dem naturwissenschaftlichen Unterrichte in der 4. Classe zugewiesen ist¹⁾, ganz gerechtfertigt er-

¹⁾ Vgl. des Hrn. Verf.'s Ansichten über die Modificationsvorschläge S. 5. „So manches nun auch der Verfasser auf der einen Seite an diesen Abänderungsvorschlägen auszusetzen hätte, und insbesondere den Vorschlag zur gänzlichen Ausmerzung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes aus dem Untergymnasium unmöglich mit dem nun einmal nicht zu beseitigenden Einflusse der Naturwissenschaften auf alle Verhältnisse des Lebens und mit dem Standpunkte der allgemeinen Bildung unserer Zeit verträglich finden kann, und sich in Verbindung wol mit der großen Mehrzahl der Lehrer unserer Gymnasien in dieser Hinsicht an die von vielen sachkundigen Mitarbeitern und vom gelehrten Herausgeber der österreichischen Gymnasialzeitschrift vertretene Ansicht anschließen muss; so sehr muss er auf der anderen Seite seine Freude über die im Vorschlag gebrachte neue Organisation des geographischen Unterrichtes an unseren Gymnasien aussprechen, weil er von einer

scheint, nur wünscht der Hr. Verf. statt der Bezeichnung *physische Geographie* die Benennung *mathematische Geographie*.

Diese praktischen Andeutungen umfassen somit außer den methodischen Winken auch einen Vorschlag zur Modification des durch den Org. Entw. §. 38 für die erste Classe festgesetzten Pensums. Dessen Vorschlag will hier Ref. einer kurzen Prüfung unterziehen.

Der Hr. Verf. will die im §. 38 des Org. Entw. aufgestellte Forderung nicht aufheben; er hält dieselbe ebenfalls für nothwendig; aber für den Beginn des geographischen Unterrichtes in der ersten Classe stellt er eine andere Forderung auf, nämlich: die geographische Vorschule und die Kunde des Heimalthronlandes; erst wenn diese Forderung erfüllt ist, dann solle die im §. 38 des Org. Entw. aufgestellte Forderung gelöst werden.

Zur Unterstützung seiner Ansichten beruft sich der Hr. Verf. zuerst (S. 9) auf die Erfahrung: „Man mache doch einmal den Versuch selbst auf höheren Stufen des Unterrichtes und frage selbst solche Eminenten in der Geographie um eine Erklärung der allergewöhnlichsten geographischen Grundbegriffe: Fluss, Strom, Stromgebiet; Teich, See, Untiefe; Berg, Gebirge, Ringgebirge, Gebirgskessel, Gebirgspass, Ebene, Hochland, Tiefland, Abdachung u. dgl.; lasse sich das Oben und Unten im Laufe von Flüssen (besonders von solchen, die von Süden nach Norden fließen) auf der hängenden Wandkarte zeigen und man wird gewiss oft merkwürdige Antworten zu hören bekommen.“

Dieser Bericht enthält zwei scharf von einander zu trennende Facta. Das eine Factum besteht darin, dass die Schüler sich auf der Karte nicht zurecht finden, indem, wie der Hr. Verf. behauptet, sie oft nicht zu unterscheiden wissen, was Ober-, Mittellauf eines Flusses sei etc. — Dass es mitunter Schüler gibt, welche in ihrer Zerstreuung und Gedankenlosigkeit über Gegenstände, die ihnen wohl bekannt sein sollen, merkwürdige Antworten geben, weiß jeder aus Erfahrung; dass aber Eminenten in der Geographie oder überhaupt aufmerksame Schüler ihre Unwissenheit in solcher Weise manifestieren sollten, dass dieser der Gesamteindruck der geographischen Kenntnisse bei den Schülern sein sollte, — eine Bestätigung dieser Behauptung müssen wir vorderhand abwarten. „Unerlässlich nothwendig,“ sagt der Org. Entw. S. 153, zur Ertheilung des ersten geographischen Unterrichtes, „ist der Gebrauch

historischen Lesestücken das Nachsehen auf der Karte als eine Störung ansehen; allein der Lehrer darf in diesem Kampfe nie ermüden, die Mittel, diese Bequemlichkeit zu beseitigen, hängen an der Wand. — Wir geben endlich zu, dass bei allen diesen Bemühungen der Lehrer von einem oder dem anderen Schüler, der aber in der Trägheit und Zerstreuung eminent ist, vielleicht noch immer eine merkwürdige Antwort zu hören bekommt, gibt es ja solche Eminente in allen Fächern — aber gewiss kann der Lehrer auch diesem Elend ein Ende machen.

Anders verhält es sich mit dem zweiten Factum, wenn der Hr. Verf. uns erzählt, dass Schüler selbst auf höheren Stufen, wenn sie um eine Erklärung der allergewöhnlichsten geographischen Grundbegriffe, wie Fluss, Strom, Stromgebiet etc. gefragt werden, oft merkwürdige Antworten geben.

Dem aufmerksamen Beobachter kann nämlich die Wahrnehmung nicht entgangen sein, dass die Schüler, wenn sie eine mündliche Erklärung der Begriffe von Fluss, Strom, Stromgebiet geben sollen, in dem, was logische Schärfe, präzise Fassung betrifft, noch vieles zu wünschen übrig lassen. Dabei wird er bemerken, dass in den Erklärungen von Seite der Schüler eine große Mannigfaltigkeit hervortritt, die bedingt ist theils durch die Eigenthümlichkeit der Individuen selbst, je nach dem Grade nämlich ihrer geistigen Entwicklung, der erworbenen Sprachfertigkeit, theils durch die verschiedenen Unterrichtsstufen selbst — vorausgesetzt, dass man nicht schon a priori die Schüler zum Hersagen der Erklärungen abgerichtet hat. Allein diese Erscheinungen dürfen uns nicht überraschen; sie sind ja natürliche Folgen der Lehrmethode selbst. Bleiben wir bei diesem Punkte etwas stehen. Es scheint uns zur Beurtheilung der fraglichen Sache nicht unbedeutend die Beachtung dessen, was man erklärt, wem man erklärt und wozu man erklärt.

Wären die Begriffe, die wir in der Geographie zu erklären haben, Abstracta und die Schule verlangte dieselben, dann müssten vollkommen entsprechende Erklärungen, Definitionen gegeben und diese in die Köpfe der Kinder durch allerlei Mittel eingetrichtert werden. Allein die Vorbegriffe der Geographie sind Concreta. „Es ist nothwendig,“ sagt der Hr. Verf. mit Beneke (S. 8), „dass die Zeichen (die Wörter) wirklich durch das Bezeichnete ergänzt werden, damit sich die Unterrichtsgegenstände nicht bloß von Seiten des Gedächtnisses (für jene ersteren), sondern auch von Seite der Einbildungskraft (für dieses) einprägen.“ Worin muss also die Erklärung bestehen? Gewiss nicht darin, dass der Lehrer ex cathedra eine Erklärung hersagt, und die Schüler zum Nachsagen derselben abrichtet, sondern darin, dass der Lehrer die Schüler an das Object (sei es Natur oder Bild) heranführt, damit sie zuerst sehen. Haben die Schüler das Object angeschaut, dann beginnt die Erklärung selbst. Eine Reihe zweckmäßig gestellter Fragen muss die Schüler dahin führen, dass sie die wesentlichen Merkmale des Objectes hervorheben; denn an diesen Merkmalen müssen sie das Object selbst erkennen, an diesen es von anderen Objecten unterscheiden. Und wenn dieses Object angeschaut, erkannt ist, dann erhält es einen Namen, ein Zeichen, es ist begriffen. Und wo bleibt die Erklärung? Welche? Die des Lehrers ist vollzogen. Der Schüler bedarf ihrer nicht mehr. Was folgt also hieraus? Es handelt sich bei Erklärung der geographischen Vorbegriffe für die Schüler nicht um die Erklärung als solche, sondern darum, dass die Schüler mittelst der Erklärung mit dem Begriffe Fluss, Strom, Stromgebiet eine richtige Vorstellung gewinnen. Die Erklärung hört mit dem Momente auf, wo die Schüler die richtige Vorstellung gewonnen haben, und der nächste Zweck für das Gymnasium besteht nicht darin, dass die Schüler eine vollkommen entsprechende Erklärung des

Begriffe geben; denn wie sollen sie das? wer kann ihnen das zumuthen? Von dem Anschauen, Erkennen und Benennen eines Objectes bis zu jenem Nomenale, wo der entwickelte reife Verstand dem Begriff eine vollkommen entsprechende Erklärung an die Seite setzt, mit einem Worte, zwischen der Zeit, wo das Kind an der Hand des Lehrers einen Gegenstand erkennen und benennen lernt, bis zu jener Zeit, wo dem selbständigen Jünglinge die strenge Wissenschaft eine Definition reicht, — ist ein langer Weg, der dem Gymnasialschüler mit einer vorzeitigen Verabreichung einer Definition nicht erapart werden kann. Er muss diesen Weg durchmachen, wofür man ihn zur Aufnahme einer Definition befähigen will. Worin besteht also der nächste Zweck des Gymnasiums? In der richtigen und fertigen Anwendung der Begriffe selbst; der Schüler muss bei seinen geographischen Studien mit diesen Begriffen richtig und schnell zu operieren wissen. Fragt man den Schüler um eine Erklärung der Begriffe, so muss man sich mit dem begnügen, was er zur Antwort gibt, es ist diess der erste Schritt seiner Selbständigkeit, aber diese Erklärung kann nie den wahren Maßstab abgeben zur richtigen Beurtheilung der geographischen Kenntnisse, wie wir diess gleich in einem Beispiele zeigen wollen.

Wir geben gerne zu, dass die Frage z. B. was ist ein Stromgebiet? fast jeden Schüler in Verlegenheit setzen wird; aber diese Verlegenheit ist noch kein Kriterium zur endgültigen Entscheidung über die Sache selbst. Wir haben hier nämlich kein Recht, eine solche Frage zu stellen und dem Schüler Verlegenheiten zu bereiten. Wol aber ist es uns gestattet einen Zweifel zu erheben, ob die Vorstellung des Begriffes Stromgebiet bei dem Schüler eine richtige sei, wir können, wir müssen uns die Überzeugung verschaffen, ob die Vorstellung richtig ist. Zu dem Ende fordern wir den Schüler auf, er möge auf einer Flusskarte von Schauenburg das Stromgebiet des Ebro etc. mit der Kreide begrenzen; das wird der Schüler auszuführen im Stande sein, vorausgesetzt, dass er angeleitet war, nicht eine Erklärung auswendig zu lernen und herzusagen, sondern die Sache selbst angeschaut, selbst gebildet und sich darin geübt hat. In diesem Falle wird er auch eine mündliche Erklärung abgeben, wol nicht auf die Frage, was ist ein Stromgebiet, sondern auf Fragen, die an die wesentlichen Merkmale selbst anknüpfen, etwa was heißt ein oberes Stromgebiet? Dass, dass das Gebiet

unteren Stufen alles Unterrichtes ebenso viel auf das wie, als auf das was gelehrt wird, ankommt.“ — „Und den Ausgangspunct,“ bemerkt der Hr. Verf. an einer anderen Stelle S. 9. „bezeichnet wie für jeden anderen so auch für diesen Unterrichtsgegenstand der oberste Grundsatz der Pädagogik: „vom Nahen zum Entfernteren“ oder „vom Bekannten zum Unbekannten“ (daher der Vorschlag für den Beginn des geographischen Unterrichtes mit der Kunde des Heimatsortes).

Der Hr. Verf. schildert die traurigen Folgen, die aus einer Nichtbeachtung dieser Grundsätze im Unterrichte nothwendig eintreten müssen. „Mögen dann,“ so schließt er, „die Schüler auch noch so viel von den gewöhnlichen Leitfäden oder Lehrbüchern der Geographie auswendig lernen — es ist fast alles eitel Dunst und Schein, ein leeres Gerede und eine arge Täuschung, wenn man damit sonderlich viel gewonnen zu haben meint.“ „Man mache doch einmal,“ führt der Hr. Verf. als Beweis an, „den Versuch selbst auf höheren Stufen des Unterrichtes und frage selbst solche Eminenten“ etc.

Wir haben uns erlaubt gegen diesen Beweisgrund bloß einige individuelle Bedenken zu erheben, weil wir von unserem kleinen Wirkungskreise aus mit der entscheidenden Erklärung unmöglich auftreten können: ja die Facta sind so, oder sie sind es nicht. Hier kann nur eine umfassende Untersuchung den wahren Thatbestand eruieren.

Ungleich schwieriger scheint die Untersuchung des zweiten Grundes. Die Richtigkeit des vom Hrn. Verf. angeführten Grundsatzes kann von niemand angefochten, folglich auch die traurigen Folgen, die aus einer Nichtbeachtung dieses Grundsatzes im Unterrichte eintreten müssen, nicht geläugnet werden. Und doch wäre es kaum glaublich, dass im Org. Entw., dem der Hr. Verf. indirect die Schuld der mangelhaften Ergebnisse des geographischen Unterrichtes zur Last legt, ein so unzweifelhafter Grundsatz der Didaktik übersehen sein sollte. Das Räthsel löst sich, sobald wir es aufgeben, den Gymnasialunterricht in der Geographie wie vollkommen isoliert zu betrachten, und uns vielmehr erinnern, dass das Gymnasium als Mittelschule den Grund und Boden, auf dem es weiter bauen soll, in der Hauptschule hat. Alles, was der Hr. Verf. in seinem Modificationsvorschlage für den geographischen Unterricht empfiehlt, findet sich als Forderung in der Hauptschule vor. Dafür sprechen folgende Facta:

1. H. M. E. 23, März 1855, Z. 18788 ²⁾. §. 9. „Es gehört ferner zur Aufgabe der vierclassigen Hauptschule, ihren Schülern die unentbehrlichen und wissenwerthesten Kenntnisse aus der Natur- und Vaterlandskunde beizubringen. Diess hat jedoch nicht in besonderen Lehrstunden, sondern durch die Erläuterung des bezüglichen Stoffes in den vorgeschriebenen Lesebüchern bei dem Leseunterrichte durch gelegentliche Erzählungen, so wie durch die Veranschaulichung von Gegenständen und durch die Hinweisung auf die Erscheinungen der Natur zu geschehen.“

2. Die zum Gebrauche in der Hauptschule vorgeschriebenen Lesebücher enthalten einen reichhaltigen Stoff aus dem geographischen Gebiete. Vgl. Fibel, erstes Sprach- und Lesebuch, zweites Sprach- und Lesebuch, Lesebuch für die 4. Classe der Hauptschulen.

Eine andere Frage ist freilich die, ob bei diesem Unterrichte jene Grundlage geschaffen wird, welche der Hr. Verf. für den späteren Aufbau des geographischen Unterrichtes, wie er im Gymnasium beginnt, für nothwendig erachtet, speciel ob der geographische Unterricht in der Hauptschule den geographischen Anschauungsunterricht behandle, die

²⁾ Wir verdanken diese Notiz der Güte des k. k. Schulraths M. Becker.

sogenannte Vorschule die Kunde des Heimatsortes und Heimatkronlandes, hierauf lässt sich folgendes sagen:

Der oben citierte h. M. E. verlangt bei den Schülern die Kenntnis der Vaterlandskunde, diese begreift wol auch die Kunde des Heimatkronlandes. Diese Kenntnis setzt die Bekanntschaft mit gewissen Vorbegriffen, also die Bekanntschaft mit einer Vorschule voraus.

Die pädagogischen Grundsätze, die der Hr. Verf. seinen Andeutungen zu Grunde gelegt, sind heutzutage in Österreich wohl bekannt²⁾, da der Volkunterricht auf diesen basiert. Der sprechendste Beweis von der richtigen Würdigung derselben liegt im „österreichischen Schulboten“, und der Zufall wollte es so haben, dass diese Zeitschrift ein Thema, dem verwandt, das der Hr. Verf. uns in seiner Abhandlung vorlegt, in Nr. 29, 32, 35, 36, 1868, unter dem Titel „Über die Kenntnis der Heimat und die Heimatskunde mit besonderer Rücksicht auf Ungarn,“ in eingehender Weise behandelt.

Über einen Punkt können wir dem Hrn. Verf. keine bestimmte Antwort geben. Der Hr. Verf. citiert S. 10 seiner Abhandlung die bekannte Stelle von Ziemann: „Am Bache lerne das Kind den Begriff von Fluss, Strom, Stromgebiet“ etc. und fügt in einer Anmerkung S. 11 bei: „Der Verfasser erinnert sich mit erhebender Freude an die Stunden, welche er in früheren Jahren, wo er Lehrer in niederen Schulen war, mit seinen Schülern in der Umgebung von Kronstadt, die so reich an allen möglichen Typen für geographische Begriffe, im Freien zubrachte, um ihnen auf der Spitze des Kapellenberges oder hangenden Steins oder Gesprengherges mit der klaren Quelle, den Bächen und Teichen an seinem Fusse und seiner in der Imagination statt mit „Ährenwegen“ mit Meereswegen bedeckten schönen Thalläche die wichtigsten geographischen Grundbegriffe, das Orientieren und die Erscheinungen und Veränderungen an und über dem Horizonte klar zu machen oder das im Schulzimmer Gelernte in Gottes freier Natur zu wiederholen und aufzufrischen.“ Wer möchte hier nicht wünschen, seine Kinder einer so liebreichen und verständigen Hand anzuvertrauen! Ob nun die Lehrer in der Hauptschule bei dem geographischen Anschauungsunterrichte überall so zu Werke gehen, darüber haben wir keine Kenntnis; dass sie so vorgehen konnten und sollten, darüber gibt schon die Fibel ganz bestimmte Anhaltspunkte, vgl. Instruction für die Lehrer.

Puncte geführt werde. — Ist es nun nicht möglich diesen allgemeinen Überblick über die ganze Erdoberfläche in der ersten Classe zu geben, so muss in der zweiten Classe in den ersten Wochen noch keine Geschichte, sondern nur reine Geographie zur Behandlung kommen. In dieser Zeit werden also auch die für die Geschichte angewiesenen Stunden für die Geographie verwendet."

So sicher und entschieden der Hr. Verf. in der Entwicklung seiner beachtenswerthen Ideen vorwärts gegangen, so unsicher und rathlos erscheint er uns bei der Angabe der Zeit. Hier fühlte vielleicht der Hr. Verf. zum erstenmale die Schwierigkeit und Gefahr in der Aufstellung seines Modificationsvorschlages, und begann zu unterhandeln mit den Lehrkräften („erfahrenen und geübten," — und? —) und mit der Zeit. Das geht nicht an.

Wir haben aus dieser Abhandlung nur einen Punct hervorgehoben, weil er uns zum Behufe weiterer Discussion wichtig schien. Der Aufsatz selbst, den der Hr. Verf. mit so vieler Hingebung für die Sache geschrieben, der zugleich so schöne Beweise seiner Belesenheit auf pädagogischem und didaktischem Gebiete liefert, bleibt, um unser Urtheil hier kurz zusammenzufassen, ein schätzens- und lobenswerther Beitrag zur Lösung der allgemein gestellten Frage, wie soll der geographische Unterricht beginnen; aber dieses ist nach unserer Ansicht nicht identisch mit der durch das Gesetz gestellten Forderung für das Gymnasium. Daher unsere Bedenken gleich gegen den ersten Grund, die uns auch jetzt, wo wir die Feder weglegen sollen, nicht verlassen wollen.

Sollte das Bild, das der Hr. Verf. von dem Zustande der Kenntnisse selbst bei Eminenten in der Geographie hier entworfen, nicht mit zu düstern Farben gezeichnet sein? Sollten wir uns in der Annahme irren, der Hr. Verf. habe bei Behandlung dieser allgemein gestellten Frage, wie hat der geographische Unterricht zu beginnen, vielleicht von einzeln vorkommenden Erscheinungen ausgehend recht lebendig die traurigen Folgen sich vor die Seele gestellt, die nothwendig bei einem Unterrichte eintreten müssen, der mit den pädagogischen und didaktischen Grundsätzen im Widerspruche steht?

Wir ehren jene Offenheit und Wahrheit, mit der hier die Gebrechen aufgedeckt werden. aber dass an der Anstalt des Hrn. Verf.'s solche Gebrechen nicht vorkommen können, dafür bürgt uns des Hrn. Verf.'s Interesse für die gute Sache, dafür bürgt uns des Hrn. Verf.'s Stellung und Einfluss, dafür bürgt uns endlich die Umgebung von Kronstadt, die so reich an allen möglichen Typen für geographische Begriffe ist."

W i e n.

J. Ptaschnik.

IV. Abhandlungen philosophischen Inhaltes.

1. *Einiges über das Gedächtnis*. (Abhdl. im Programm des Benedictiner-Obergymnasiums zu Ödenburg. 1858. S. 3—13.) — Unter der bescheidenen Überschrift bietet uns die vorliegende Abhandlung eine Reihe von Bemerkungen über Begriff und Arten des Gedächtnisses, über dessen Verhältnis zu den anderen Seelenzuständen und die Mittel seiner Vervollkommenung. Das Gedächtnis wird als die staunenswerthe Fähigkeit definiert, gehabte Vorstellungen zu behalten und willkürlich in sich zu erneuern. Als solches gehört nun das Gedächtnis zu dem Bereiche des Erkenntnisvermögens, unter dem freilich kein abgetrennter Bestandtheil der Seele, sondern nur eine eigenthümliche Äußerungsweise der einen und ungetheilten Seelenkraft zu verstehen ist. Die Isolierung des Gedächtnisses vom Verstande ist nur eine Abstraction und beruht deshalb, wo sie uns in der Wirklichkeit entgegentritt, auf einer unnatür-

Neben Einseitigkeit der Geistesbildung. Insofern nun setzt das Gedächtnis eine gewisse Selbstthätigkeit des denkenden Geistes voraus, und wenn gleich auch unverständene Worte dem Gedächtnis anvertraut werden können, so ist das des verständigen Menschen unwürdig. Die Thätigkeit des Gedächtnisses ist also keine passive, mechanische, sondern sie hat das innerlich Errungene zum Eigenthum der Seele zu machen (S. 3 u. 4). Steht der Hr. Verf. nun auch mit dieser Ansicht auf dem Boden der älteren dynamischen Theorie der Seelenvermögen, so verathen doch einzelne Bemerkungen seine Bekanntschaft mit der neueren exacten Psychologie (S. 4). Die Darstellung ist ruhig und würdig gehalten, hätte aber durch größere Präcision des Ausdruckes in der Aneinanderreihung nicht selten gewonnen, da Sätze, wie: „die tabellarische Methode gebraucht der Statistiker in seiner ganzen Ausdehnung“ (S. 12) doch wol nicht stehen geblieben wären. Das Einflechten entsprechender Beispiele ist gewiss zweckdienlich und alles Lobes werth, aber die Ausführung derselben zu umfangreichen Episoden, wie die Detaillirung der öffentlichen Productionen Base's (S. 5 u. 6) oder gar die bunt zusammengewürfelte Aufzählung von Festversen (S. 10 u. 11) kaum zu billigen. Bei letzterer Gelegenheit fällt die Schreibweise „Reduz“ ebenso auf, wie S. 14 das wiederholt festgehaltene „Philosophie.“

2. *Dr. Dominik Buxwald. Leben, Wissenschaft, Schule.* (Abhül. im Programm des k. k. Gymn. zu Gratz. 1858. S. 1—16.) — Der etwas weitaus gegriffene Titel lässt kaum den eigentlichen Hauptinhalt errathen: eine Bekämpfung des alten formalistischen Sprachunterrichtes auf Grundlage der Schulgrammatik. Die Polemik des Hrn. Verf.'s gegen diesen so oft und häufig angegriffenen Standpunct geht zunächst von der Unmöglichkeit der Fixirung einer Sprache durch die Grammatik aus, hebt sodann die Unverträglichkeit des der Sprache innewohnenden Selbstzweckes mit der Herabdrückung derselben zum bloßen Mittel für humanistische Bildung hervor und endigt mit dem Nachweise der Subjectivität des größten Theiles des bisherigen „grammatischen“ Wissens (S. 7 u. 8). Sind nun auch weder die Gründe selbst, noch deren Entwicklung geradezu neu, so gebührt doch der Darstellung des Hrn. Verf.'s die Anerkennung einer gewissen Frische und Lebendigkeit, da ihre

ren lässt, und kann so wenig festgehalten werden, als die Erhebung des Verstandes zum Hauptbegriffe der Ethik (S. 1). Wo es sich um derlei tiefgehende Betrachtungen handelt, ist eine gewisse Höhe des Standpunctes und eine umfassende Kenntniss der Einzelheiten unumgänglich nothwendig; jene lässt sich nicht durch aphoristische Bemerkungen, diese nicht durch wenig charakterisierende Citate ersetzen. Dass nun der Hr. Verf. auf die Erzeugung jenes Gefühles nicht unmittelbar einwirken, sondern es durch feste und klare Anschauungen begründen will, ist in der That ganz verständig, wenn wir auch den weiten Weg, von dem S. 3 als Ausgangs- und Anhaltspunct für alle Pädagogik aufgestellten Principe bis zu dem geheimnisvollen Heiligthume des Wahrheitsgefühles und Gewissens nicht auseinandergesetzt, sondern durch die kurze Bemerkung, dass „das Gefühl durch die Anschauung erregt werde,“ mehr abgefertigt als erklärt finden (S. 3, vgl. auch das über den Unterricht in der Geographie Gesagte S. 4). Erfreulich hingegen wird es, zu sehen, wie der Hr. Verf. sichtlich an Bestimmtheit des einzelnen und Anordnung des ganzen gewinnt, je mehr er sich seinem eigentlichen Thema nähert, und wir schenken ihm vollends unser ganzes Interesse, wenn er von seinen eigenen Erfahrungen zu sprechen beginnt (S. 7). Möge es dem Hrn. Verf. gefallen, seinen allgemeinen Betrachtungen etwas mehr Mafs und Genauigkeit anzulegen; der Kraft der Überzeugung, die aus der zweiten Hälfte seiner Abhandlung spricht, wird niemand seine Anerkennung versagen.

3. Sach. Stellung der Mathematik zu den Naturwissenschaften und zur Philosophie. (Abhdl. im Progr. des k. k. Militärgrenz-Obergymn. zu Zengg. Triest, 1858. S. 3—7.) — Der kurze Inhalt des klar und wacker geschriebenen Aufsatzes besteht darin, den Nutzen der Mathematik zum Frommen der Jugend, zur weiteren Verständigung und zur Vermeidung falscher Ansichten dadurch ersichtlich zu machen, dass einerseits die Identität der reinen Mathematik mit dem allgemeinen Theile der Naturwissenschaft (S. 4), anderseits die „natürliche und zweckmäßige Vereinbarung“ derselben mit der Philosophie nachzuweisen versucht wird. Ref. gesteht, weder der einen noch der anderen Behauptung beistimmen zu können. Die reine Mathematik hat den Begriff der Gröfse und der verschiedenen Beziehungen der Gröfsen unter sich zu bearbeiten. den Grundbegriff dessen hingegen, was der Hr. Verf. den allgemeinen Theil der Naturwissenschaft nennt, bildet der Begriff der Materie und die mit diesem unmittelbar zusammenhängenden Begriffe: diese beiden Begriffsgruppen geben solange verschiedene Principien ab, als Raum und Materie unterschieden werden, — eine Unterscheidung, die sich nicht so leicht wegemonstrieren oder vielmehr wegläugnen lässt, als der Hr. Verf. bezüglich des Inhaltes und der Form zu können vermeint (S. 4). Bezüglich des Verhältnisses der Mathematik zur Philosophie geht der Hr. Verf. von der Bekämpfung des rein speculativen Charakters der Philosophie aus, als auf der irrthümlichen Gegensatzung von Sinn und Verstand beruhend, und kommt sodann zu dem etwas dürftigen Resultate, dass der innige Zusammenhang der Mathematik mit der Philosophie in dem grofsen und wichtigen Einflusse der streng mathematischen Beweisführung auf die Deduction von Wahrheiten aus anderen Wahrheiten bestehe. Allein was den einen Punct betrifft, so liegt dem Begriffe der Speculation keineswegs die rohe von dem Hrn. Verf. mit Recht bekämpfte Fassung nothwendig zu Grunde, was den anderen, so ist der methodische Einfluss der Mathematik auf die Philosophie wol der auffälligste, aber keineswegs der einzige und auch nur der bedeutendste. Der bündigen Darstellungsweise des Hrn. Verf.'s haben wir gleich Eingangs unsere Anerkennung gezollt.

4. Purgstaller. Psychologische Ährenlese. (Achstes Programm des kathol. Obergymn. zu Temesvár, 1858. S. 3—18.) — Ref. kann bezüglich dieser Fortsetzung der, wie es scheint, umfangreichen Arbeit des geehrten Hrn. Verf.'s auf das bei früheren Gelegenheiten in diesen Blättern ausgesprochene Urtheil zurückweisen. Die würdige, besonnene Haltung des ganzen, so wie die ansprechende Detailhering mancher einzelnen Punctes wirken auch in diesem Abschnitte wohlthuend auf den Leser und können dieser Wirkung gewiss sein. Der Hr. Verf. be- tritt mit seiner Theorie der sinnlichen Gefühle und Triebe eines der schwierigsten Gebiete der physiologischen Psychologie, und ist nun auch Ref., wie er anderwärts ausführlich gezeigt hat, keineswegs der Ansicht, dass sich die neueren Erfahrungen der alten Teleologie, die seit Aristoteles diese Partie fast ausschliessend beherrscht, günstig erwiesen haben, so muss er doch gestehen, dass diese Auffassungsweise bei dem Stand- puncte des Hrn. Verf.'s consequent, und somit in dieser Beziehung be- rechtigt erscheint. „In allen selbständigen Wesen geht der tiefste Zug ihrer Natur nach Selbsterhaltung, und somit ist die Seele genöthigt, die Vorgänge sowol ihres eigenen Leibes, als auch der Aussenwelt sich auf eine ihrer Selbständigkeit zusagende oder widerwärtige Weise dar- zustellen“ (S. 4), woraus die Ausschliessung der gleichgiltigen Gefühle als selbstverständlich abgeleitet wird. Diesen Grundzügen der allge- meinen Theorie folgt eine gut gearbeitete Parallele der Anschauung und des sinnlichen Gefühls, wie der Hr. Verf. die beiden gewöhnlich als Empfindung und Gefühl minder zweckmässig bezeichneten Prozesse der Nervenenergie benennt. Die kurze Erwähnung einer dabei aufgefallenen Ungenauigkeit dürfte hier am Platze sein. „Der Inhalt der Anschauung drängt sich dem wahrnehmenden Geiste mit Nothwendigkeit und Allge- meinigiltigkeit auf, d. h. unser Geist ist nicht berechtigt, das von ihm unabhängig Daseiende nach Belieben aufzufassen, sondern wir sind ge- nöthigt, die wirklich vorhandenen Aufsendinge uns so vorzustellen wie sie uns erscheinen, sonst würde unsere Vorstellung der Wirklichkeit nicht entsprechen, also keine Wahrnehmung, kein Vernehmen des Wah- ren sein“ (S. 7). Richtig ist hierin jedenfalls, dass in der Anschauung als solcher und im Gegensatze zu dem Phantasiebilde die Anerkennung eines von uns unabhängigen enthalten ist; die Frage aber, inwiefern unsere Vorstellung der Wirklichkeit d. h. dem auf sich selbst gerichteten Pro-

Theil der allgemeinen Bildung, als die Grundlage und die Vorschule der übrigen Wissenschaften gilt" (S. 5). Nachdem nun die Philosophie als „ein aus der Vernunft oder durch Erfassung der inneren Gründe erlangtes Wissen" erklärt worden, folgt die kurze Angabe der Gegenstände der Philosophie, als welche die materielle Welt, der Mensch selbst und Gott als Ursprung und Urheber beider aufgezählt werden (S. 10). Der letzte Punct regt die Frage an, ob dem Studium der Philosophie etwa geringere Bedeutung beizulegen sei, „seitdem der Mensch durch das Christenthum in den Vollbesitz der Wahrheit geführt ist und durch den Glauben mit voller Zuversicht das erkennt, was die bloße Vernunft ihm nur wie im Nebel und stückweise . . . zu zeigen vermag" (S. 12). Diese Frage zu beantworten weist der Hr. Verf. auf den Werth und Nutzen einer Mehrheit von Wegen zu derselben Wahrheit, auf den der philosophischen Speculation vom Glauben übrig gelassenen freien Raum, auf die propädeutische Stellung der philosophischen Wissenschaft dem Glauben gegenüber, so wie endlich auf die Dienste hin, welche erstere letzterem in polemischer Beziehung leistet und stets geleistet hat (S. 12—15). Das Resultat geht demgemäfs dahin, dass der Philosophie unter den menschlichen Wissenschaften der erste Rang, der positiven Theologie aber gegenüber die Stellung einer Vorläuferin, Gefährtin und Dienerin zukomme (S. 16). Daran schließt sich die Bestimmung des Verhältnisses der Philosophie zu den anderen Wissenschaften, insbesondere der Mathematik und Naturwissenschaft (wo manchen Leser das Urtheil des Philosophen von Verulam über die Berechtigung der Metaphysik interessieren dürfte S. 18), bei welcher Gelegenheit auch die in neuerer Zeit so oft ventilirte Frage über die praktische Bedeutung der Logik in einer umsichtigen und entsprechenden Weise zur Besprechung gelangt. Der Einfluss philosophischer Studien „auf das Leben" bildet den letzten Punct und wird der Hauptsache nach dahin erledigt, dass „wiewol nicht zu verkennen sei, dass vorzugsweise von der Offenbarung die Sicherheit der höchsten Güter der Menschheit erwartet werden müsse und könne, doch mit Zuversicht behauptet werden könne, dass eine gesunde und kräftige Philosophie für das religiöse, sociale und Privatleben von höchster Wichtigkeit sein werde" (S. 29). wobei die Durchführung dieses Gedankens dem Verf. Gelegenheit zu manchen ebenso treffenden, als beherzigungswerthen Bemerkungen über einzelne, aber nicht vereinzelte Erscheinungen unsere Zeit gewährt (s. insbes. S. 32). Wünschte Ref. auch in mancher Partie, wie insbesondere in die Angabe der Gegenstände der Philosophie ein tieferes Eingehen, so muss er doch dem Hrn. Verf. das Lob einer richtigen Einsicht in die Hauptpuncte, einer guten Umsicht über den weiten Stoff, und einer vorzüglichen Literaturkenntnis zuerkennen. Ref. gehört durchaus nicht zu den nun wol schon immer seltener gewordenen Verächtern der mittelalterlichen Scholastik, und stimmt dem Verf. gerne bei: dass die Fortschritte der Wissenschaften im XVII. Jahrhundert oft genug auf Rechnung früherer Jahrhunderte hervorgehoben worden seien (S. 20) — möchte aber gleichwol den Hrn. Verf. vor Überschätzungen der naturwissenschaftlichen Thätigkeit des „objectiven Mittelalters" (S. 34), wie sie in den Citaten Carriere's und Ventura's enthalten sind, um so mehr warnen, als die Mäfsigung des Hrn. Verf.'s und seine seltene Bekanntschaft mit den Schriften der Scholastiker sich mit einer solchen Übertreibung nicht verträgt (vgl. hierzu das treffliche Schriftchen: Snell, Newton und die mechanische Naturwissenschaft. Leipzig, 1858).

6. *Bonatelli. Dell' esperimento in Psicologia. (Ottavo programma nell' i. r. ginnasio-liceale di Brescia. 1858. p. 3—16.)* — Während die antike Psychologie empirische und speculative Principien keines-

wegen scharf trennte, bildete zur Zeit der Abfassung der ersten psychologischen Lehrbücher die Frage, ob die Psychologie auf Erfahrung oder reinem Denken beruhe, oder wie man sich damals auszudrücken pflegte, ob sie Physik oder Metaphysik sei, den Gegenstand des lebhaftesten Streites. Wolf's Eintheilung der Psychologie in empirische und rationale gieng aus diesem Streite wie ein Compromiss hervor. Man weiß, wie wenig die neuere deutsche Philosophie sich mit dieser Scheidung zufrieden stellte, und wie sie die Frage, ob sich die Anerkennung einer solchen Heterogenität der Principien mit der Festhaltung der wissenschaftlichen Einheit vertrage, wiederholt hervorhob. Nachdem eine Reihe von Versuchen speculativer Deduction nicht zur allgemeinen Befriedigung ausgefallen war, entschied sich die Mehrzahl der neuesten Bearbeitungen für eine rein empirische Begründung. Es ist nun interessant zu sehen, wie die nichtdeutsche Philosophie, bei welcher der Gegensatz von Erfahrung und Speculation im allgemeinen weit minder schroff ausgebildet ist, die Wolf'sche Eintheilung erträglichler fand, als die von dem Kant'schen Dualismus ausgegangene deutsche. Schon ein Blick auf das Motto des vorliegenden Schriftchens zeigt uns, wie wenig Anstofs das Ausland an einer *partie experimentale de la philosophie* nimmt, und der Verlauf der Abhandlung selbst gibt, wiewol der Hr. Verf. mit der deutschen, insbesondere der Herbart'schen Philosophie in wiederholt ausgesprochener Berührung steht, zu ähnlichen Betrachtungen Gelegenheit. Nachdem der Hr. Verf. Campanella's und Rosmini's erwähnt, jenes als eines Supplementes zu Baco, dieses als Bekämpfers der Wolf'schen Dichotomie, bezeichnet er seinen eigenen Standpunct als gleich weit entfernt von den beiden Extremen der materialistischen Empirie und der idealistischen Speculation mit den Worten: *la scienza psicologica aver due parti e due uffici: la prima è di raccogliere e ordinare ut possibile il massimo numero di dati sperimentali, non contentandosi di osservarli alla grossa e di ustrarne precipitamente della generalità; la seconda è di tentare la spiegazione dei fatti per mezzo d'un principio supremo e salire, mediante la necessità dialettica del pensare, del fenomeno alla sostanza e alla causa reale* (S. 4). Auf diese Auffassungsweise sich stützend, geht der Hr. Verf. zu seinem specullen Thema über mit der Frage, ob die Psychologie, wenn sie

Raum- und Zeitvorstellung aber u. s. w. überstiegen bereits die Grenzen der Erfahrung und seien der speculativen Psychologie vorbehalten. Ähnlich wird bezüglich der praktischen Thätigkeiten gezeigt, dass erstlich betreffs des Tones der Empfindung bei all den gut detaillierten Schwierigkeiten doch dem Experiment ein reiches Feld schon offen stehe, bei den Gefühlen des wahren, schönen und guten das Experiment zwar beschränkt, aber nicht unmöglich und unfruchtbar und jedenfalls minder gefährlich, als eine falsche Speculation oder vager Mysticismus sei, und dass endlich der Affect, die Leidenschaft und vollends die Selbstbestimmung des Wollens der künstlichen Erfahrung noch minder zugänglich seien, welche letztere hier leicht zu den ärgsten Täuschungen zu führen im Stande wäre (S. 11—13). Den naheliegenden Einwurf, dass die Reflexion des Experimentes selbst wieder ein Phänomen der Erfahrung sei, weist der Hr. Verf. damit zurück, dass die Reflexion (der innere Sinn) vom Erkenntnisvermögen überhaupt nicht dem Wesen, sondern nur dem Gegenstande nach verschieden sei, und dass die unendliche Kette der einander übergeordneten Reflexionen nichts weiter an sich habe, als dass das letzte Glied derselben in die *misteri della vita diretta* verlaufe. Der Schluss der Abhandlung bringt den Hrn. Verf. dahin, sich mit zwei interessanten Puncten der neueren deutschen Psychologie auseinanderzusetzen: einerseits mit Herbart's Benützung der Mathematik zu Zwecken der Psychologie, welcher er vorwirft, dass sie in Verbindung mit der Ausschließung des Experimentes die Ursache der einseitigen Hervorhebung der vorstellenden Thätigkeit geworden sei (S. 14), anderseits mit Fechner's Versuch über das psychische Maß, in welchem er mit Recht eine seinem Thema ganz nahestehende Untersuchung erblickt; ja es gewinnt beinahe den Anschein, als sei aus derlei Betrachtungen der Impuls zu der vorliegenden Arbeit hervorgegangen.

Ref. glaubt durch diese ausführlichere Inhaltsangabe der weiteren Beurtheilung überhoben zu sein. Die glückliche Wahl des Stoffes, die zumeist richtige, wenn auch nicht immer genügend gründliche Behandlung des Details, die ruhige Darstellung, die freilich bisweilen durch die beliebte Fragenform etwas monoton wird, so wie das wackere Streben des Hrn. Verf.'s, seine Landsleute mit einzelnen Sätzen der deutschen Philosophie bekannt zu machen, sichern dem Hrn. Verf. die Billigung jedes Unbefangenen und lassen eine Fortsetzung ähnlicher Arbeiten wünschenswerth erscheinen.

7. *Hubeny. Sprachliches über den Modus.* (Jahresbericht über das Braunauer öffentl. kathol. Stifts-Gymn. 1858. S. 3—14.) — Die ältere Richtung der Sprachphilosophie erblickte in den sprachlichen Formen nur eine gewissermaßen abgeschwächte Manifestation der logischen Gesetze und es ist bekannt, welche eine gewaltige Grundlage jene Zeit an der Kant'schen Kategorientafel gefunden zu haben glaubte. Die neuere Richtung hat sich selbst bis zum Extrem auf einen ausschließlich psychologischen Standpunkt versetzt; ihr sind die sprachlichen Formen nur Objectivierungen individuell psychischer Vorgänge, nur Manifestationen des subjectiven Geistes, und eben darum nichts irgendwann Fertiges und Vollendetes. Der Hr. Verf. schließt sich selbstverständlich entschieden der letzteren Ansicht an, und nachdem er in gedrängter Weise die Unmöglichkeit nachgewiesen, bei einer rein logischen Erfassung der Modi die Spracherscheinungen zu erklären (S. 3 u. 4), unternimmt er es, die Mannigfaltigkeit der Modalität aus der Verschiedenheit der psychologischen Beziehungen zwischen der Subjects- und Prädicatsvorstellung abzuleiten (S. 5). In dieser Beziehung treten ihm zunächst das Schwanken vor der Verschmelzung: die Überlegung und die Verschmelzung selbst, und bei letzterer wieder die Grade der

Insinnlichkeit, deren geringsten er als „Abhängigkeitserklärung“ bezeichnet, aneinander. Bei jedem dieser Verhältnisse wird nun weiter dem Zwecke des psychischen Vorganges nach die Befriedigung des Verstandesinteresses von dem des Willensinteresses unterschieden und dieses wieder entweder als bloßes Interesse an der Handlung bei mangelnder Möglichkeit der Realisierung oder als bestimmte Erwartung der Verwirklichung der Handlung (?) aufgefasst. Die Anwendung dieser allgemeinen Classification der Verknüpfungsformen auf die Modi der classischen Sprachen bildet sodann den weiteren Inhalt der Abhandlung, die in diesem Theile durch manche kühne und willkürliche Behauptung bei Fachmännern einigen Aufstofs erregen dürfte. Könnte man nun auch dem Hrn. Verf. den Vorwurf machen, eine Controverse aufgenommen zu haben, die bereits allgemein als antiquiert betrachtet wird, so kann doch andererseits demselben, der übrigens die vorliegende Arbeit selbst nur als eine skizzenhafte Vorstudie bezeichnet (S. 14), das Bestreben zur Rechtfertigung dienen, sich in seinem Lehrerberufe recht zu orientieren, der ohne ein lebendiges Eindringen in jene fein nūancierten Verhältnisse des Vorstellungslebens, die den Modi zu Grunde liegen, nur auf äußerliche, jeder tieferen Charakteristik entbehrende Normen beschränkt bliebe. Einzelne Beispiele sind recht glücklich gewählt, und den Stoff hat der Hr. Verf. sich im ganzen rein und säuberlich zurecht gelegt, wenn auch die Kürze bisweilen an Abgerissenheit und Dunkelheit grenzt.

R. G. A. Lindner. *Über die Bedingungen und Grenzen des Schönen*. (Abhdl. im Progr. des k. k. Gymnas. zu Cilli. 1858. 8. 3—18.) — Die Aesthetik der letztvergangenen Zeit hatte einen so hohen Flug genommen, dass Untersuchungen über die psychologischen Bedingungen des Schönen an den elementaren Verhältnissen selbst angestellt, als eine längst überwundene Trivialität erschienen. Es ist nun das unlängbare Verdienst der neueren formalistischen Richtung, diesen Eigendünkel bereits um ein merkliches herabgesetzt und derlei psychologische Detailstudien, wenn auch nur mehr angeregt, als zu genügenden Resultaten gebracht zu haben. Insofern zeigt die Wahl des Stoffes von dem richtigen Verständnisse des Hrn. Verf.'s, dessen Bemühungen um Psychologie Ref. bereits bei einer früheren Gelegenheit seine Anerkennung ausgesprochen hat.

(S. 3), und diess scheint der Hr. Verf. denn doch zu meinen, wenn er die Idee eine Regel und Formel bei der Auffassung und für die Auffassung nennt (S. 10), dann bleibt uns jener Dualismus von Ideen- und Körperwelt unbegreiflich, dessen der Hr. Verf. so häufig erwähnt. Ja dieser Dualismus, dessen Glieder nach S. 3 in keinem feindlichen Verhältnis einander gegenüberstehen sollen, wird S. 15 besonders fühlbar, wo dem einzelnen Gegenstande eine gewisse Eigenthümlichkeit der Idee gegenüber beigelegt wird, gemäß der er sich ihr „keineswegs sklavisch unterwirft,“ sondern über ihre allgemeinen Bestimmungen hinausgeht, und es ist nicht wohl einzusehen, wie der Hr. Verf. mit derlei Sätzen die „Auffassung des Schönen von Seite der Identitätsphilosophie erklären“ will, da gerade sie bekanntermassen eine der dunkelsten Stellen der genannten Auffassung treffen. Hiermit steht nun weiter im Zusammenhange, dass der Hr. Verf. das Naturschöne nicht an sich in seiner formellen Eigenthümlichkeit, sondern nur unter der Kategorie des Kunstschönen zu erfassen vermag: „die Rose, die vor mir duftet, ist nur ein Repräsentant ihrer Gattung, die allgemeine Idee der Rose ist in ihr verkörpert“ u. s. w. (S. 10). Derlei Nachgiebigkeit gegen fremdartige Standpunkte thut mancher gut gearbeiteten psychologischen Erörterung, z. B. der Unterscheidung des Schönen vom Nützlichen, Lustbringenden und Angenehmen (S. 4—6) und der ansprechenden Detaillierung S. 13—16, namhaften Eintrag. Ref. erkennt diese Vorzüge gerne an und bemerkt nur noch schliesslich, dass, wenn wirklich in der Malerei die Gestalt eine höhere Bedeutung hat, als die Farbe, es dem Titel der Abhandlung keineswegs entspricht, die Muskelempfindungen des die Gestalt auffassenden Auges gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen. Dass in den berühmten Formeln der Kritik der Urtheilskraft der objective Charakter des Schönen „mit Deutlichkeit hervorgehoben“ sei, dürfte wol auch etwas befremdend klingen.

Prag.

Wilhelm Volkmann.

Literarische Notizen.

Edda - Sagen. Erzählt von Dr. Gustav Schoene. Göttingen, Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung, 1858. 12. X u. 206 S. — Der Zweck, den sich der Hr. Vf. des vorliegenden Buches gesetzt hat, macht eine wissenschaftliche Besprechung desselben von vornherein unmöglich. Hr. S. will nämlich die Sagen der Edden der Jugend zugänglich machen. Dieser Zweck ist vollkommen erreicht: die Erzählung und Bearbeitung, natürlich in Prosa und zumeist auf die ältere Edda sich stützend, ist leicht und gefällig, und auf das anregende des Stoffes brauchen wir nicht erst aufmerksam zu machen. Doch können wir nicht umhin, hier einiges Bedenken über die Behandlung der Eigennamen zu äussern. Hr. Sch. hat nämlich die Namen jener Personen, welche auch in der deutschen Sage auftreten, mit den deutschen Namen vertauscht, die übrigen aber dem deutschen Munde gerechter gemacht oder geradezu übersetzt. Hatten wir diess Verfahren schon in dem ersten Falle für nicht ganz statthaft, dass z. B. für Sigurd Sigfrid, statt Thórr Donner gebraucht wird; so scheint es im zweiten Falle noch viel bedenklicher: auch müssen wir vorerst noch zweifeln, ob damit für das Verständnis besonderes gewonnen sei, wenn man Drum anstatt Thrymr und Raeschwelg für Hræsvelgr sagt, und ob Hyge oder Swarter der hochdeutschen Zunge gemäßer seien als Hugi und Surtr. Zudem sind einige dieser Übertragungen nicht ganz gelungen und z. B. gleich der zuletzt angeführte Surtr doch vielmehr als = Svertr, Schwärzer, denn als = Svartr, Schwarzer zu fassen. Diess Verfahren des Hrn. Sch. hat aber

seinen Grund in der Ansicht desselben von der Heimath jener Gedichte, welche Ansicht uns gleichfalls nicht ganz unbedenklich scheint; er erklärt jene Mythen und Sagen nämlich sammt und sonders für ursprünglich deutsches Eigenthum, das der Norden sich angeeignet hätte. Aber selbst in Sagen, wo eine solche Übernahme noch am wahrscheinlichsten ist, wie in denen von Sigfrid, hat der Norden so viel eigenthümliches bewahrt oder hinzugegeben, dass man ihre dortige Fassung als eine ganz selbständige ansehen und achten muss.

Wien.

J. Feisalib.

Præcepta Latina. In usum scholarum. Vienne. Typis congregationis Neohumanitatis. 103 S. 8.

Diese auch als selbständig ankündigenden præcepta gehen ihrem wesentlichen Inhalte nach zurück auf des Emmanuel Alvarez o societate Jesu de institutione grammatica libri tres, welche zuerst Dillingen 1574 gedruckt wurden. In der Vorrede schreibt Alvarez: 'Etenim cum patribus nostris illud in primis propositum sit, atque ob oculos perpetuo versetur, ut qui societati Jesu, eiusdem Dei Opt. Max. beneficio, nomen dedimus, non solum in his, quae propria ipsius sunt instituti, verum etiam in rebus quae minimi videntur esse momenti, concordissime vivamus; visum est ab aliquo nostrum grammaticam artem scribendam esse, quae ubique terrarum, quoad eius fieri posset, nostri uterentur. Quod onus cum mihi esset impositum, id equidem non meo humeris, solo enim quamvis imbecillis, sed sanctae obedientiae viribus fretus, libenter suscepi.' Alvarez Buch, das auf dem Studium der alten Grammatiker beruht, trägt den Stempel der Unmündigkeit in grammatischen Dingen, die nicht dem Verfasser, sondern der Zeit, in welcher er schrieb, auf Rechnung zu setzen ist. Wir wissen es heute, dass der Werth der alten Grammatiker nicht in den von ihnen aufgestellten Regeln, sondern in den überlieferten sprachlichen Thatsachen liegt. Verdienstlich an des Alvarez echter Grammatik ist indessen die durch fleißige Lectüre gewonnene reiche Sammlung von Belegen aus classischen Autoren, die überall mehr werth sind, als die vorangestellten præcepta. Seit jener ersten Ausgabe ist das Buch oftmals in einer für den speciellen Schulgebrauch zurechtgemachten Form von Neuem wieder aufgelegt worden. Mir sind außer einem Abdruck des vollständigen Alvarez (Vienne 1585) zwei der zurechtgemachten

Comparativo utimur cum Ablativo, quando vel duo diversi generis comparantur; ut: *Luce clartiora sunt tua consilia*; vel cum duo eiusdem aut diversi generis comparantur; ut: *Quacvis dies acerbior priore. Virtus pretiosior auro*. — S. 16. Utimur Reciproco Suus, cum res possessa in possessionem transit; ut: *Ulciscuntur eum mores sui. Hunc cives civitate sua eiecerunt*. Alvarez S. 382: 'Utumur praeterea reciproco Suus, cum res possessa in possessorem transit: und das zweite der Ciceronischen Beispiele: *Hunc sui cives e civitate eiecerunt*. — S. 18 **Sub** Accusativum postulat, cum ponitur loco *Circiter, per, paulo ante*; vel cum *Tempus* significat: *Sub vesperum* etc. Diess rührt von einem grammaticus her, der nicht wußte, was denique bedeutet. Denn Alvarez schreibt S. 386 verständlich: *Sub fere accusandi casum postulat pro circiter, per, paulo ante, denique cum tempus adsignificat*. — S. 24 *Etst, tametsi, quamquam* in principio statim sententiae Indicativum postulant; ut: *Etst vereor iudices* etc. Alibi etiam Subiunctivum admittunt; ut: *Quamquam receptum sit, fieri notum*. Die Unterscheidung, dass die genannten Partikeln im Anfang der Sätze und Perioden den Indicativ, an anderen Stellen des Satzes auch den Coniunctiv bei sich haben, rührt von Alvarez her, aber er hat dem Leser wenigstens das Alibi klar gemacht, indem er das Exempel vollständig referiert: *Cædi vero discentes, quamquam receptum sit et Chrysippus non improbet, minime velim*. — Dem Abschnitt *Quod* causalis S. 25 sind einige in dieser Form nicht dem Alvarez angehörige Zusätze angehängt: *Notus est hic scopulus a prima pueritia Quod et ut confudentium. Quod idem significat, ac Quia, et ut plurimum de re gesta, seu praeterita usurpatur*; ut: *Gaudeo, quod veneris*. Ich fürchte, dass mit dieser Vorsichtsmaßregel dem Schüler glücklich über den scopulus hinweggeholfen sei, zumal S. 53 dieser nämlichen præcepta zu lesen ist: *Post huiusmodi Verba evitandus est familiaris alioquin Germanismus, quo, ut in vernaculo, Subiunctivo cum Coniunctione Quod utuntur*; ut: *Gaudeo, quod veneris; pro te venisse*. — Eine zweite nota über quod S. 25 lautet: *Quando Quod causam non affert, Subiunctivum petit*; ut: *Spargunt, quod hostes caesi sint*. Nisi verbi futuri temporis sit: tum enim Indicativo utendum; ut: *Spero, quod ad me ventus, vel venturus sis*. Womit zu mehrerer Sicherheit zu vergleichen ist, was auf S. 53 die Nota I bringt. — Über ut heißt es S. 25 weiter: *Ut adhibendum post Tot, tantus, talis . . . Item post Verba Petendi, iubendi, timendi*. Hiernach wird der Schüler stutzen, wenn er auf S. 54 liest: *Evitandus item error alter, quo Infinitivum adhibent post Verba . . . Imperandi* ut: *Mando . . . excepto Iubeo*. — Die folgende Hauptregel S. 25 gibt einen Beitrag zu der nachdrücklich empfohlenen Eleganz des Stiles: *Cum, quando ad tempus refertur, Indicativum petit, nisi Verbum sit in Praeterito Imperf., Plusquamperf., vel in Futuro; tum enim eleganter est Coniunctivus*. — S. 29: Haec item Verba *Admones, commoneo, commonesco*, Genitivum habent cum Accusativo. *Listus. Qui admonerent cum Romanis foederis. Grammaticos sui officii admonere*. Das zweite Beispiel hätte der grammaticus auf sich anwenden sollen, als er das erste so verunstaltete, dass es weder zur Regel passt, noch überhaupt lateinisch ist. Bei Alvarez lautet es S. 308: *Qui admonerent eum foederis Romani; in der Edition von 1738: eum Romani foederis*. — S. 31 steht unter den abweichend von der 'vernacula' zu construierenden Verbis: *Inspirare alicui amicos*: die Edition v. 1738: *Inspirare alicui animos*. — S. 34: *Intelligendi Verba, ut Intelligo, cognosco, accipio, agnosco, conficito, disco*, Praepositionem *Ex* recipiunt. Cic. *Ea certissima putabo, quae ex te cognovero*. Maxime, quae ex Praepositione *Ex* componuntur; ut: *Ex urbe expelli, eici, exterminari*. Eine schmäbliche Verunstaltung einer bei Alvarez wenig-

stems verständlich lautenden Regel S. 322: intelligendi verba praepositionem Ex recipiunt: quae interdum imitantur nonnulla ex iis quae modo commemoravimus — . Ex iis, quae modo commemoravimus, maxime quae e praepositione Ex componuntur, ut Expello... praepositionem ipsam repetunt.

Allen Glauben übersteigt, was S. 35 zu lesen ist: Verbum Passivum est, quod syllaba *OR* finitum, Activum sit, *R* litera dejecta (Alvares: abiecta); ut: *Amor, amo*. Verbum Passivum Ablativum cum Praepositione *A* vel *Ab*, postulat post se, qui ex Nominativo Verbi Activi sit. Cic. *Liber tuus etc. lectus a me est, et legitur diligenter*. Das *At* des Originals hat dem Herausg. auch noch an anderen Stellen einen Streich gespielt, vgl. S. 37: Nominativus Verbi subsequens sit Nominativus Verbi *Videor*. Das Ciceronische Beispiel lautet bei Alvarez S. 323: *Liber tuus & lectus est, & legitur a me diligenter, & custoditur diligentissime*. — Auf derselben Seite liest man weiter unten: Verbum Neutrum est, quod *OR*, vel *O*, literis finitum, ex se Passivum Personale non gignit. Nec enim dicitur *Stor*, aut *servior*, a *Sto*, *servio*. Der Schüler wird sich vergeblich nach einem Paradigma eines Verbum neutrum auf *or* umsehen, und vielleicht noch mehr in Verlegenheit gerathen, wenn er in der gleich folgenden Regel liest: Omne Verbum Neutrum, praesertim *Substantivum*, utrinque Nominativum habere potest. In der Edit. v. 1738 wie in der von Kaliwoda heisst es: Verbum Neutrum est, quod *um* vel *o* literis finitum, ex se Passivum Personale non gignit. Nec enim dicitur *stor* u. s. w. Was Alvarez gewollt, sehe man auf S. 126 seiner Institutio: Neutrum est quod *m*, vel *o*, literis finitum ex se passivum personale non gignit, ut *Sum*, *Sto*, *Servio*, neque enim dicitur *Stor* aut *Servior*. — S. 37 Valet hoc, (t)si verbum *Videor* iteretur: *Videor mihi videri sapiens*. Saepius autem repetero, nec *lali-* num, et putidum est; ut: *Mihi visum est, Petro visum fuisse, tibi visum esse Andreas punctus fuisse*. Das ist nicht bloß putidum, sondern auch pudendum. — S. 38 *Infinitum* *Esse, antecedente Verbo* Licet, *Dandi, vel Accusandi Casum postulat*. Cicero: *Licuit esse otioso The-mistocli... Cum ceteris vero Verbis, Dativum regentibus, sere Accusativum habet*. Cic. *Expedit bonos esse nobis. Licet tibi mihi otiosum esse*: letzteres Beispiel der aufgestellten Regel entgegen: *Libet tibi d. ält.*

dem casum postulat. Ter. Quid me futurum censes? Et cum dativo... Constructio haec figurata est, deest enim praepositio *De*, quae tamen raro adhibetur... Verbum *Facio* eodem modo usurpatur a doctis...

hac Figurata est et Elliptica; deest enim Praepositio *De* vel *Ex*. Quasi dicas: Quid de me fiet? Quid hoc puero futurum? Quid hoc homine facias? App. II *Exulo* et *Litico*, praetermisimus; quod ea nondum cum Ablativo Personae agentis legerimus. Verbum *Facio* eodem modo usurpatur a Doctis. *Quid hoc homine faciat?*

S. 43 werden die Verba Communia mit passiver Construction aufgezählt: Talia sunt: *Dimettor*, *depopulo*, *experior*, *meditor*, *dignor*, *horreo* etc. Quae olim fere Activa fuere. Die ält. Ausg. hortor. — S. 44 *Praestolor*, *adulor*, *medicor* vel Dativo vel Accusativo junguntur. *Quem* vel *qui praestolare, Parmeno?* Die ält. Ausg. cui. — S. 46 *Multorum vltam a L. Scylla deprecatus est*. D. ält. Ausg. Sylla. — Als Beispiel des Soloecismus per genera Verborum wird S. 58 angeführt: *Mox reddeam*; pro: *redibo*. Alvarez S. 408: *Mox reddam pro redibo*; ponitur enim activum pro neutro. — S. 59 wird für die Enallage per tempora der ganz unverständliche Satz angeführt: *Unum ostende, vicisti*; pro *vinces*. Alvarez S. 410: Cic. in Verr. *Unum ostende in tabulis aut tuis aut patris tui emptum esse, vicisti*. — Nachdem wir S. 59 belehrt sind: Est enim Figura, nova loquendi ratio, a trito et vulgari sermone remota: quae fere ratione aliqua nititur, bietet uns S. 60 folgende nähere Auskunft über die ratio: Nec tamen putes pro arbitrio *Casus*, *Tempora* etc. sine Soloecismo immutari posse; sed tum demum, cum haec mutatio *ratione aliqua nititur*, nempe vel Regula, vel Figura alia. — Das ganze Capitel de figurata Constructione ist reich an kindlichen Auffassungen und Erklärungen grammatischer Dinge. Erwähnt sei noch der Schluss des Abschnittes über die Inornatae orationis vitia S. 66: 'Et si verbi prioris ultimae syllabae sint primae sequentis, ut: *O fortunam natam, me Consule, Romam!*' Die Verunstaltung dieses landläufigen Exempels hat Alvarez nicht verschuldet, bei dem es S. 427 zu lesen ist, wie es jeder Schulknabe gelernt hat.

Die unverantwortliche Nachlässigkeit, mit welcher der neueste Herausg. zu Werke gegangen ist, wird nun wol Niemand in Schutz nehmen wollen. Es gehörte auch nicht viel mehr als zwei Augen und ein wenig Interesse an der Sache dazu, um, wenn man einmal glaubt den Schülern die Regeln der lateinischen Grammatik noch heute in einer vor dreihundert Jahren aufgesetzten Fassung tradieren zu müssen, dieselben in einer mindestens verständlichen und ihres Urhebers würdigen Form herzustellen. Ja es wäre nicht einmal schwierig gewesen auf Grundlage der Alvarezischen Institutio und ohne deren wesentlichen Charakter zu alterieren, zweckdienlichere und den modernen Anforderungen näher kommende praecepta latina für den Schulgebrauch zu entwerfen. Das starre Festhalten an der einmal hergebrachten Form auch in Dingen dieser Art steht im Zusammenhang mit andern ähnlichen Erscheinungen und kann nur in dieser Verbindung gebührend beurtheilt werden. Interessant aber ist es, wenn man in Zeiten der Reorganisationen einmal dem Uralten in wenigstens gewollter voller Integrität von Ohngefähr begegnet.

W i e n.

J. V a h l e n.

(Diesem Hefte sind fünf literarische Beilagen beigegeben.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Weitere Erörterungen über das Wesen der Aspiraten, in Bezug auf die Abhandlung des Hrn. Prof. Brücke über die Aspiraten des Altgriechischen und des Sanskrit ¹⁾.

In seiner Schrift: Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute (Wien 1856) hatte Hr. Prof. E. Brücke die Aspiraten des Altgriechischen und des Sanskrit für die Reibungsgeräusche der entsprechenden Verschlusslaute (Tenues und Mediae) erklärt. Diese Ansicht, nicht, wie das wol bisweilen geschieht, auf's Gerathewol ausgesprochen, sondern das Ergebnis einer eingehenden Untersuchung, musste um so schwerer in's Gewicht fallen, als ihr Urheber einer der feinsten Kenner der Physiologie der Sprachlaute und zugleich mit einer sehr umfassenden Kenntnis des hier einschlägigen linguistischen Materials ausgerüstet war. Nun weiß aber jeder, der den Gang der

zu unterwerfen. Das Ergebnis dieser Prüfung hat er im Zusammenhang mit einigen anderen belangreichen Fragen im fünften Heft des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift niedergelegt. Dies Ergebnis war, dass die altgriechischen und die sanskritischen Aspiraten keineswegs bloße Reibungsgeräusche, dass sie vielmehr Verschlusslaute mit einem unentwickelten Nachhall waren, wie dies schon in der Schrift über die Aspiration und die Lautverschiebung zu erweisen versucht worden ist.

Es konnte mir nur erwünscht sein, dass ein so scharf beobachtender Naturforscher wie Hr. Prof. Brücke die Ergebnisse meiner Untersuchung einer erneuten strengen Prüfung unterwarf, und ich spreche es mit ganz besonderer Freude aus, dass mir nach der Abhandlung Brücke's über die Aspiraten des Altgriechischen und des Sanskrit (im IX. Heft des Jahrgangs 1858 dieser Zeitschrift) die wesentlichste Differenz unserer Ansichten beseitigt zu sein scheint. Der wesentlichste Punkt für die sprachgeschichtliche Forschung ist nämlich der, dass die Aspiraten keine bloßen Reibungsgeräusche waren, sondern Verschlusslaute mit einem Nachhall. In dieser Beziehung spricht sich Hr. Prof. Brücke in der angeführten Abhandlung, was die griechischen Aspiraten betrifft, S. 696, so aus: „Wenn ich auf das bisherige und auf Hrn. v. Raumers Werk zurückblicke, so scheint mir folgendes daraus hervorzugehen: 1. Es existieren triftige Gründe dafür, dass die griechischen Aspiraten φ , θ , χ wenigstens da, wo sie aus den entsprechenden Tenues hervorgegangen waren, ursprünglich als Verschlusslaute mit angehängtem Reibungsgeräusch derselben Articulationsstelle (v. Raumers unentwickelter Nachhall, unentwickelter Spirans) gesprochen wurden, und es ist Hrn. v. Raumers Verdienst, diese Gründe nicht nur aus den Grammatikern, sondern auch mit Hilfe der Paläographie und der vergleichenden Sprachforschung an's Licht gezogen zu haben. 2. Es existierte aber auch schon zur classischen Zeit und selbst noch früher die Aussprache der Aspiraten als einfacher Reibungsgeräusche, und zwar $\varphi = f^1$; $\theta = s^4$; $\chi = \chi$ meiner Bezeichnung. 3. Die zeitliche und räumliche Ausbreitung dieser beiden Aussprachen lässt sich nicht mehr mit Sicherheit abgrenzen.“ In Bezug auf die Aspiraten des Sanskrit aber erklärt Brücke, dass er der Ansicht beistimme, welche ich in meiner letzten Abhandlung ²⁾ über dieselben dargelegt habe. Danach erkennt Brücke also auch die Sanskritaspiration als Verschlusslaute mit einem nachfolgenden Reibungsgeräusche an. Wer sich der Folgerungen erinnert, die gerade aus dem stummmlautenden Bestandtheil der Aspiraten für die geschichtliche Entwicklung der in-

²⁾ Zeitschr. für die österr. Gymn. 1858, Heft V., S. 366 ff.

dogermanischen Konsonanten gezogen worden sind, der wird einsehen, dass der wesentlichste Punkt der ganzen Frage hiemit als erledigt betrachtet werden kann. Denn dass neben jener den wirklichen Aspiraten zukommenden Aussprache auch im Altgriechischen schon in manchen Fällen eine andere Aussprache vorgekommen sein mag, will ich durchaus nicht in Abrede stellen und habe es auch schon in der von Hrn. Prof. Brücke (S. 69s) citirten Stelle meiner Schrift über die Aspiration und die Lautverschiebung (S. 14) angedeutet. Wenn es sich um die Aussprache des Allgriechischen handelt, so bleibt natürlich Untersuchungen, wie sie Hr. Prof. Brücke hierüber anstellt, ihr ungeschmälerter Werth. Für die vergleichende Sprachforschung dagegen kommt diese Frage erst in zweiter Linie in Betracht.

Ein wirklicher und nicht unbedeutender Differenzpunkt zwischen Hrn. Prof. Brücke und mir ist nur noch die verschiedene Auffassung des Reibungsgeräusches, das dem stummmlautenden Bestandtheil der Aspiration folgt. Abgesehen von der wirklich in der Sache liegenden Differenz bin ich hier von meinem verehrten Herrn Mitarbeiter ziemlich stark missverstanden worden. Ich darf mich aber nicht darüber beschweren. Denn ich muss Hrn. Prof. Brücke vollkommen Recht geben, wenn er verlangt, dass ich diesen Punkt in meiner neuesten Abhandlung in Beziehung zu den neueren physiologischen Untersuchungen über die Artikulationstellen hätte setzen sollen. An der Sache selbst hätte sich zwar dadurch nichts geändert. Aber ich wäre dann doch dem Verdacht entgangen, als wollte ich ganzen Völkern die Hervorbringung unmöglicher Laute zumuthen.

Ich glaube, am kürzesten und einfachsten zum Ziel zu kommen, wenn ich gleich an die Auseinandersetzung der Sache

Stelle vernehmbar wird. Ein solcher klar artikulierter Laut entsteht aber nur, wenn die Organe sich wirklich in die feste Stellung begeben, die zur Erzeugung dieses Lautes erforderlich ist, und in dieser Stellung, sei es auch noch so kurze Zeit, verharren. Natürlich dürfen sie nicht, wie dies bei den Taubstummen der Fall ist, länger in dieser Stellung verharren als nöthig ist. Immer aber werden die einzelnen Stellungen der Organe in solcher Weise auf einander folgen, dass jede ihren bestimmten Zeitmoment füllt. Selbst wo zwischen den einzelnen artikulirten Lauten verbindende Übergangsstellungen stattfinden, wird man doch immer den Moment bezeichnen können, in welchem die Organe die Stellung einnehmen, die zur Hervorbringung dieses bestimmten Lautes nothwendig ist. Will man den Gegensatz zu diesen festumgrenzten Stellungen kennen lernen, wie sie zur Hervorbringung streng artikulirter Laute erforderlich sind, so braucht man nur die Lautwerkzeuge an verschiedenen Artikulationsstellen zugleich bis auf eine gewisse Entfernung einander anzunähern und durch den so gebildeten Kanal hindurchzuhauchen. Die *vox clandestina* kann dann z. B. Geräusche bilden, von denen sich nicht sagen lässt, ob sie den dentalen oder labialen Reibungsgeräuschen angehören. Ja bei einiger Übung kann man sogar ein gutturales und ein labiales Geräusch zugleich hervorbringen. Sobald aber die Organe an einer der verschiedenen Artikulationsstellen sich zur Hervorbringung eines bestimmten, klar artikulirten Reibungsgeräusches formiren, verstummen mit dem Beginn dieses artikulirten Reibungsgeräusches die Nebengeräusche der anderen Artikulationsstellen. Mit anderen Worten: Wenn sich an der einen Artikulationsstelle die Lautwerkzeuge in solchem Mafse nähern, dass der hindurchstreichende Luftstrom ein klar artikulirtes Reibungsgeräusch hervorbringt, wird dieser Luftstrom an eben dieser Stelle in so weit abgefangen, dass der weiterströmende Wind nicht im Stande ist an einer mehr nach vorn liegenden Artikulationsstelle ein zweites Reibungsgeräusch zu erzeugen, wenigstens kein klar artikulirtes. Während sich jenes durch eine weitere Öffnung der Lautwerkzeuge hervorgebrachte, der Artikulationsstelle nach dentale, aber unklare Reibungsgeräusch mit einem eben so unklaren labialen Reibungsgeräusch für den Hörenden gleichzeitig hervorbringen lässt, schließen klares dentales *s* [*s*¹ Brückes] und klares labiales *f* [*f*² Brückes] einander aus. Sie können nur nacheinander, nicht aber gleichzeitig hervorgebracht werden.

Dies alles ist nicht etwa gesagt, um die Lehre von den Artikulationsstellen, die gerade Brücke so fein entwickelt hat, unsicher zu machen. Der Zweck dieser Darlegung ist vielmehr zu zeigen, dass aufser den klar bestimmten Reibungsgeräuschen eine zweite Klasse von minder klaren Reibungsgeräuschen mög-

Nach ist. Da sich bei dieser zweiten Klasse der Luftstrom an denselben Organen bricht wie bei der ersten, so würde, der Konstruktion nach, jedem klaren Reibungsgeräusch ein unklares entsprechen. Das heisst: So weit es den menschlichen Sprachwerkzeugen möglich ist, können sich das untere und das obere Organ entweder bis zur Bildung einer engen Ritze annähern und dadurch ein klares Reibungsgeräusch erzeugen; oder sie können sich so entfernt bleiben, dass nur ein unklares Reibungsgeräusch derselben Artikulationsstelle entsteht. Je weiter die Organe von einander entfernt sind, um so unentschiedener ist das Reibungsgeräusch, bis es zuletzt bei völliger Öffnung der Organe in den reinen Spiritus asper übergeht. So kann man durch immer weiteres Öffnen der Organe von jedem bestimmten Reibungsgeräusch in den reinen Spiritus asper übergehen, sowol von *s* oder *f* aus als von *ch* [*χ*² Brückes]. Ebenso kann man umgekehrt durch immer grössere Annäherung an einer bestimmten Artikulationsstelle vom reinen Spiritus asper zu dem klaren Reibungsgeräusch dieser Artikulationsstelle gelangen. Je mehr sich in dieser Weise das bestimmte Reibungsgeräusch dem Spiritus asper nähert, mit anderen Worten: Je weiter die Organe auseinandertreten, um so undeutlicher wird der Einfluss der bestimmten Artikulationsstelle auf das Reibungsgeräusch, bis er zuletzt im reinen Spiritus asper, insofern es einen solchen gibt, ganz verloren geht *).

Wenden wir nun das bisher Entwickelte auf die Bildung der Aspiraten an. Wir wollen ausgehen von den Lauten, die uns allen bekannt sind. Die Versuche stellen wir mit *vox clandestina* (leiser Sprache) an, weil der Hinzutritt der Stimme die feinere Unterscheidung des Lautgeräusches stört. Wir machen unsern ersten Versuch in der Reihe der Telautc. Steigert man

auf das höchste gesteigerten *t* die Lautwerkzeuge nicht in die Lage, die zur Erzeugung unseres *fs* erforderlich ist, und unterlässt man andererseits auch die oben beschriebene rasche und weite Öffnung der Organe, so bricht sich der nach Erzeugung des *t* hervorschießende Athem an den weiter nach vorn gelegenen Organen, ohne dass diese Organe eine solche Stellung einzunehmen brauchen, welche zur Erzeugung eines klaren Reibungsgeräusches nöthig ist. Es entsteht auf diese Weise eine ganze Reihe rasch auf einander folgender Reibungsgeräusche. Denn der nach dem *t* hervorschießende Luftstrom bricht sich zunächst hart vor der Öffnung des *t*, dann an dem ganzen Bogen bis zur Schneide der oberen Vorderzähne; ja möglicherweise dann auch noch an den nicht weit genug geöffneten Lippen.

Das Gewöhnlichste wird nun sein, dass der nach dem gesteigerten Verschlusslaut nachstürzende Luftstrom sich an den Organen bricht, die zunächst vor der Öffnung des Verschlusslautes liegen, so dass also den Gutturalen ein gutturales, den Dentalen (den Telauten) ein dentales, den Labialen ein labiales unklares Reibungsgeräusch folgt. Es liegt dies im Mechanismus der Lautwerkzeuge, vermöge dessen dieselben nach Hervorbringung eines Verschlusslautes regelmässig in der Gegend, die zunächst vor der geöffneten Stelle liegt, am nächsten beisammen sind, während sie sich mehr nach vorn immer weiter öffnen.

Ich habe im Jahre 1837 in meiner Schrift über die Aspiration und die Lautverschiebung durch Schlüsse, die ich aus der Kombinirung der altgriechischen Grammatiker und der Lautentwicklung der indogermanischen Sprachen zog, für die altgriechischen Aspiraten den Lautwerth gefunden, dass sie Stumm-laute (Verschlusslaute) gewesen seien mit einer nachtönenden unentwickelten Spirans (Reibungsgeräusch) derselben Lautreihe. Achtzehn Jahre später werden Bestimmungen der indischen Grammatiker über die Hervorbringung der Sanskritaspiraten mitgetheilt^{*)}, die ganz genau übereinstimmen mit meiner durch Schlüsse gefundenen Definition der altgriechischen Aspiraten. Ich denke, dies Zusammentreffen wird auch den Zweifelsüchtigsten überzeugen, dass es sich hier nicht um willkürliche Phantasien, sondern um streng erweisbare und streng erwiesene Thatsachen handelt.

Auch die Definition der indischen Grammatiker sagt ausdrücklich, dass wir die Asperate nicht als einen Doppelkonsonanten aussprechen dürfen, sondern so, dass wir damit beginnen, die Tenuis auszusprechen, aber sie, statt sie scharf abzubrechen mit dem entsprechenden Wind hervorkommen lassen. Also auch

^{*)} Max Müller, *The languages of the seat of war in the east*, London 1855. p. XXXII.

die indischen Grammatiker wissen von Reibungsgeräuschen, die keine klaren und bestimmt artikulirten Laute sind. Denn wären sie dies, so würden sie zusammen mit dem vorangehenden Verschlusslaut den entschiedensten Doppelkonsonanten bilden, was sie nach der ausdrücklichen Bestimmung der indischen Grammatiker nicht thun. Hr. Prof. Brücke meint zwar ⁵⁾: „— wenn man bedenkt, wie viel Deutsche es gibt, die unser Zett für einen einfachen Konsonanten halten, und wenn man bedenkt, wie unmittelbar bei Einheit der Artikulationsstelle das Explosivgeräusch des Verschlusslautes in das Reibungsgeräusch übergeht, so kann man es wol für möglich halten, dass die alten Inder diese Laute als einfache betrachteten.“ Ich bin überzeugt, jeder Kenner der indischen Grammatik und gewiss Hr. Brücke selbst, der sich so einlässlich mit dem feingegliederten Lautsystem des Sanskrit beschäftigt hat, wird eine so rohe Auffassung entschiedener Doppelkonsonanten von Seite der indischen Grammatiker für vollständig unmöglich erklären. Kein Deutscher, der auch nur den zehnten Theil der Aufmerksamkeit auf seine Sprachlaute gewendet hat, welche die indischen Grammatiker den sanskritischen widmen, wird Zett für einen einfachen Laut halten. Es gibt aber noch ein anderes ganz unwidersprechliches Argument, dass die sanskritischen Aspiraten keine Doppelkonsonanten waren. Wären sie dies nämlich gewesen, so würden sie in der indischen Metrik Position machen. Da sie dies nicht thun, so folgt, dass sie keine Doppelkonsonanten waren. Überdies kommen manche von den Doppelkonsonanten, die wir durch eine solche Auffassung der Aspiraten erhalten würden, im Sanskrit wirklich vor, die indischen Grammatiker unterscheiden sie aber streng von den Aspiraten und erkennen sie ganz richtig als Doppelkonsonanten.

werden wir auch auf diesem Wege mit Nothwendigkeit zu der Schlussfolgerung geführt, dass dies Reibungsgeräusch kein zu einem selbständigen klaren Laut entwickeltes war. Es galt deshalb nicht als ein besonderer Laut, der mit dem vorangehenden Verschlusslaut einen Doppelkonsonanten und somit Position gebildet hätte.

Wenden wir das oben Dargelegte auf die alten Aspiraten an, so erkennen wir auch, wie nahe sich der reine Hauch, der nach einigen Sanskritgrammatikern dem Verschlusslaut der Aspirata folgen soll, und das unklare Reibungsgeräusch, welches andere verlangen, einander standen. Sie gehen dermaßen ineinander über, dass auch feinhörende Beobachter in manchen Fällen streiten werden, ob der Öffnung des Verschlusslautes der reine Hauch oder der leiseste Anfang eines unklaren Reibungsgeräusches folge.

Für die Sanskritaspiraten lag mir im J. 1837 nur ein sehr unvollständiges Material vor. Die wichtigste Angabe, an welche ich mich zu halten hatte, war die eines der größten deutschen Kenner des Sanskrit, nämlich Bopp's, gestützt auf die Aussage eines der gründlichsten englischen Sanskritaner, nämlich Colebrooke's. Diese Angabe lautet: „Ein jeder Aspirate wird wie sein Nicht-Aspirirter mit beigefügtem, deutlich vernehmbarem **h** ausgesprochen. Man darf also nicht etwa क (k^o) wie ein deutsches *ch*, प (p^o) nicht wie *f*, oder थ (t^o) wie ein englisches *th* aussprechen; sondern nach Colebrooke wird क (k^o) wie *kh* in *inkhorn*, प (p^o) wie *ph* in *haphazard*, und थ (t^o) wie *th* in *nuthook* gelesen. Ebenso verhält es sich mit den übrigen Aspiraten“ ¹⁾. Das sieht man wol, diese Angabe steht weit ab von der obigen Max Müllers, wenn man die letztere (übrigens gegen ihre ausdrückliche Verwahrung) so auffasst, dass थ (t^o) wie unser *z* (= *t/s*) zu sprechen wäre. Dagegen rücken sich beide Angaben ganz nahe, wenn man das Reibungsgeräusch als ein unklares fasst. Ein weiterer Umstand, der uns verbietet, die alten Sanskritaspiraten als zusammengesetzt aus dem Verschlusslaut mit dem klar artikulirten Reibungsgeräusch derselben Reihe zu denken, ist der: Wäre dies der Fall, so würde *a^o* in *s*, *bh* in *f* (*f*¹ oder *f*² Brückes) oder *v* übergehen, nach Abfall des Verschlusslautes. Es liegen aber deutliche Beispiele vor, dass sowol *a^o* als *b^o* des ältesten, vedischen Sanskrits im epischen Sanskrit in ह (h), d. h. weiches *ch* (entsprechend dem harten in *wache*, *h*² Brückes) übergegangen sind ²⁾. Auch dies erklärt sich sehr einfach, wenn wir uns den unentwickelten

¹⁾ Franz Bopp, *Krit. Gramm. der Sanskrita-Sprache*. Berlin 1834, S. 23.

²⁾ Die Aspiration und die Lautverschiebung 1837. S. 77 ff.

Nachhall des Verschlusslautes in ältester Zeit dem reinen Hauch noch möglichst nahe denken. Denn obwol es einerseits natürlich ist, dass dieser Hauch sich an den Organen bricht, die unmittelbar vor dem geöffneten Verschluss liegen, so ist doch andererseits der reine Hauch keinem Reibungsgeräusche so nahe verwandt als dem gutturalen. Dass übrigens hieraus nicht folgt, dass die sanskritischen $a^o = a + \chi^2$, $b^o = b + \chi^2$ waren, ist schon 1837 ausdrücklich gesagt worden ⁹⁾.

Dass es außer den bestimmten Reibungsgeräuschen, die durch ein, wenn auch noch so kurzes Verharren der Lautwerkzeuge in geringer Entfernung erzeugt werden, auch minder bestimmte gibt, ist oben dargelegt; dass diese unbestimmten Reibungsgeräusche den Nachhall der Verschlusslaute bei den altgriechischen und sanskritischen Aspiraten bildeten, ist dann ferner erwiesen worden. Es fragt sich nun weiter, ob wir ein Recht haben, diesen unbestimmten Nachhall als ein „unentwickeltes“ Reibungsgeräusch zu bezeichnen. Hr. Prof. Brücke erklärt sich mit der grössten Entschiedenheit dagegen. „Ein Reibungsgeräusch existirt oder es existirt nicht,“ sagt er. „Wenn es existirt, kann es mehr oder weniger intensiv sein, es kann kürzere oder längere Zeit dauern, es kann an der einen oder der anderen Artikulationsstelle erzeugt werden: aber es kann nicht unentwickelt sein wie ein Organismus, erst Embryo, dann Thier oder Pflanze“ ¹⁰⁾. Hier findet ein Missverständnis Statt, das sich, glaube ich, heben lässt, weil es blofs daher rührt, dass mein verehrter Herr Mitarbeiter sich nur auf den Standpunkt des Physiologen gestellt hat, der den vorliegenden Laut beobachtet, nicht aber auf den des Sprachhistorikers, der diesen Laut im Übergang zu anderen Lauten auffasst. Ich will die Sache

gung eines klaren */s* nöthig ist, und erzeugt so den Doppelkonsonanten *t + /s*. Jeder Folgende ist der Meinung, den Laut, welchen er gehört hat, zu reproduciren, weil der Unterschied zwischen seiner Aussprache und der seines Vorgängers nur ein geringer ist. Dieser Vorgang kann sich in sehr kurzer Zeit vollziehen, oder er kann eine Reihe von Jahrhunderten füllen. Unter allen Umständen aber ist nicht abzusehen, warum man nicht sagen soll, das erst noch unentwickelte Reibungsgeräusch sei zu einem bestimmten entwickelt worden.

Zum Schluss will ich nur noch dem Missverständnis vorbeugen, als sollten alle Lautübergänge in der angegebenen Weise aufgefasst werden. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine Abhandlungen über das Deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm S. 23 — 31 und über die sprachgeschichtliche Umwandlung und die naturgeschichtliche Bestimmung der Laute, Zeitschrift 1858, V. S. 358—364 ¹¹⁾. Indem ich meinem verehrten Hrn. Mitarbeiter, Prof. Dr. Brücke, schliesslich noch einmal meinen Dank ausspreche für seine eingehende Kritik meiner Ansichten, möchte ich ihn bitten, den angeführten Erörterungen seine erspriessliche Theilnahme zuzuwenden. Gewiss wird er sich dann überzeugen, dass mein Bestreben gerade dahin geht, die unklaren Vorstellungen von einer in der Luft schwebenden Entwicklung der Sprache zu beseitigen und in die wirklichen Vorgänge der Sprachumwandlung, sowol die physiologischen, als die historischen, einzudringen.

Erlangen.

Rudolf v. Raumer.

¹¹⁾ Vgl. auch Frommanns deutsche Mundarten 1857, S. 390 ff.

Über die Bedeutung von *κουρίδιος* im Homer.

Das Adjectiv *κουρίδιος* kommt bei Homer in folgenden Verbindungen vor: *κουριδίη ἄλοχος* *A* 114 von Klytaemnestra, *H* 392, *N* 626 von Helena als Gemahlin des Menelaos, *A* 243 von der Gattin des Iphidamas, *ξ* 243 von der angeblichen Gattin des Odysseus in Kreta, *ο* 356 von Antikleia, der Gemahlin des Laertes. *T* 295 οὐδὲ μὲν οὐδὲ μ' ἔασκες, ὅτ' ἄνδρ' ἐμόν σπῆνς Ἀχιλλεύς ἐκτείνεν, πέρσεν δὲ πόλιν θείοιο Μῦνητος, κλαίειν, ἀλλὰ μ' ἔφασκες Ἀχιλλῆος θείοιο κουριδίην ἄλοχον θήσειν. *ν* 45 γυναῖκες κουρίδιαι von den Frauen der Phaeaken. *κουρίδιος πόσις* *λ* 430, *ω* 200 von Agamemnon als Gatten der Klytaemnestra, *E* 414 von Diomedes als Gatten der Aigialeia, *ψ* 150 von Odysseus. *κουρίδιος ἀνὴρ* *τ* 266, *ω* 196 von Odysseus. *ο* 22 κείνου βούλεται οἶκον δφέλλειν, ὅς κεν ὀπυίῃ, παίδων δὲ προτέρων καὶ κουριδίοιο φίλοιο οὐκέτι μέμνηται τεθνηότος, hier heisst Odysseus *κουρίδιος* im Gegensatze zu Eurymachos, dem Penelope voraussichtlich ihre Hand reichen werde. *τ* 580, *φ* 78 νοσφισαμένη τόδε δῶμα κουρίδιον, vom Palaste des Odysseus, den Penelope verlassen will, um dem als Gattin zu folgen, der den Bogen am leichtesten spannt. *κουρίδιον λέχος* nennt Here *O* 40 ihr und des Zeus Ehebett.

Um die Bedeutung von *κουρίδιος* zu ermitteln, ist es unumgänglich nothwendig, zuvor diejenige der verschiedenen Substantive genau festzustellen, bei welchen sich dieses Adjectiv als Epitheton findet, so besonders die von *ἄλοχος*, *πόσις* und ihrer Synonyma.

attributiv. Wie *άνήρ* im Gegensatze zu *θεός* steht (*A* 403, *B* 813, *E* 839, *Ξ* 291, *Π* 716, *P* 73, *α* 338, *ε* 119, *λ* 222 u. o.) so auch *γυνή* zu *θεά*, *κ* 228, 255 *ἢ θεὸς ἢ γυνή*, *λ* 244, *Ω* 58. Zur Bezeichnung des schwächeren Geschlechtes, als Schimpfwort unkriegerischer Männer, findet es sich *Θ* 163 *γυναικὸς ἄρ' ἀντὶ τέτυξο*, vgl. *Ἀχαιῖδες οὐκέτ' Ἀχαιοί* *B* 235, *H* 96, wie andererseits auch *άνήρ* praegnant gebraucht wird zur Hervorhebung der Tapferkeit *E* 529, *O* 561, 661 *ὦ φίλοι, ἄνδρες ἔστε*. Wie *άνήρ* den Ehemann, so bezeichnet *γυνή* die Ehefrau *Δ* 162, *Z* 160, 460, 516, *I* 394, *P* 36, *ξ* 181, *η* 68, *ι* 199, *λ* 236 *μ* 42, *ξ* 211, *π* 441, *ψ* 100, und *ξ* 184 *ὁμοφρονέοντες οἶκον ἔχοντες άνήρ ἢ δὲ γυνή*; doch kann es auch die Nebenfrau bezeichnen, wie z. B. *Ω* 497.

Ἄκοιτις, eigentlich die Lagergenossin, wird nur von der rechtmäßigen Gattin gebraucht: *Z* 374, *I* 397, 399 an letzterer Stelle neben *ἄλοχος μνηστή*; *Ξ* 268, 353 *Σ*, 87, *Ω* 537 *α* 39, *γ* 268, *η* 66, *κ* 7, *λ* 266, *ν* 42, *σ* 144, *φ* 316, 325, *ω* 193, 459. Im Gegensatze zu *παλλακίς* steht es *I* 450 *ὅς μοι παλλακίδος περιχώσατο καλλικόμοιο, τὴν αὐτὸς φιλέεσκεν, ἀτιμάζεσκε δ' ἄκοιτιν*. Scheinbar spricht dagegen, dass Helena *ἄκοιτις* des Paris genannt wird *Γ* 447, 138, *Z* 350; aber Helena ist kein Keksweib, sondern rechtmäßige Gemahlin des Paris, nur war dieser im unrechtmäßigen Besitze derselben dem Menelaos gegenüber. So nennt auch Helena den Hektor ihren Schwager *Z* 344, 355 *Ω* 762, 769, ebenso die anderen Söhne des Priamos, diesen ihren Schwiegervater *Γ* 172, *Ω* 770, die Hekabe ihre Schwiegermutter *Ω* 770, den Paris ihren Gatten *Ω* 763, und von Agamemnon sagt sie *Γ* 180 *δαήρ αὐτ' ἐμὸς ἔσκε κυνώπιος, εἴ ποτ' ἔην γε*. Das Masculinum dazu ist *ἀκοίτης* und wird nur vom Manne in Rücksicht auf seine rechtmäßige Gattin gebraucht *O* 91, *ε* 120, *φ* 28.

Παράκοιτις hat dieselbe Bedeutung wie *ἄκοιτις* und findet sich *Γ* 53, *Δ* 60, *I* 590, *Ξ* 346, *Σ* 184, 365, *Φ* 479, *Ω* 60, *γ* 381, 451, *δ* 228, *λ* 298, 305, *ο* 26, *φ* 158, *ψ* 92. Es wird *λ* 580 von der Leto gebraucht (doch ist die Stelle interpoliert), die auch an einer anderen Stelle *ἄλοχος* des Zeus genannt wird. Das Masculinum *παρακοίτης* *Z* 430, *Θ* 156 wird ebenso gebraucht wie *ἀκοίτης*.

Δάμαρ heisst die Gattin, in so ferne sie nicht mehr *παρθένος ἀδμής* ist *Γ* 122, *Ξ* 503, *δ* 126, *ν* 290, *ω* 125.

Ἄλοχος bezeichnet ebenfalls die rechtmäßige Gattin. Es steht im Gegensatz zu *παλλακίς* *ξ* 200 *πολλοὶ δὲ καὶ ἄλλοι υἱέες ἐν μεγάρῳ ἡμὲν τράφεν ἡδ' ἐγένοντο, γυνήσιοι ἔξ ἁλόχων, ἐμὲ δ' ὠνητὴ τέκε μήτηρ, παλλακίς*, die Variante *ἁλόχων* verdient keine Berücksichtigung. Eben so wird *δούλη* *Γ* 409 in derselben Bedeutung wie *παλλακίς* diesem gegenübergestellt. Helena heisst *Z* 337 die *ἄλοχος* des Paris, ebenso Leto

die des Zeus Φ 499 ἀργαλέον δὲ πληκτίζεσθ' ἀλόχοισι Διὸς *νοῦρεληγερέταο*: dieser Plural ist keineswegs so aufzufassen, als ob es neben Here und Leto noch andere rechtmässige Gattinnen des Zeus gegeben habe, sondern er steht allgemein und verleiht dem Gedanken etwas sentenzartiges, vgl. Kr. Di. §. 44, 3, A 6. Eine Abweichung aber ist es, dass Briseis ἄλοχος des Achilleus genannt wird, I 336, 340, denn das war sie nicht und diesem widerspricht auch die oben angeführte Stelle T 297. Dieser Bezeichnung für die Ehefrau gegenüber steht πόσις, wie nur der Mann einer rechtmässigen Gattin genannt wird. Nach der Sitte des von Homer geschilderten Zeitalters hatte es nur auf die Stellung der Frau und der Kinder Einfluss, ob diese ebenbürtig oder eine Nebenfrau war; deshalb finden wir auch keinen Ausdruck für den Mann in Beziehung auf die nicht ebenbürtige Frau, nur dass er nicht ihr ἀκοίτης, παρακοίτης oder πόσις genannt wird, da ihr Verhältnis blofs ein natürliches, kein rechtliches war. Der Ausdruck μνηστὴ ἄλοχος bezeichniet die Gattin, insoferne der Mann der Sitte gemäfs mit Geschenken bei deren Eltern um sie geworben hat; so heifst weder Helena noch Briseis, sondern Klytaemnestra, Andromache und andere A 242, Z 246, I 339, 556, α 36, λ 176.

Das Adjectiv θαλερός (blühend, jugendfrisch) bei diesen Ausdrücken bezieht sich auf die in der Jugend von beiden Gatten eingegangene Verbindung: deshalb θαλερός γάμος ζ 86 und υ 74 κούρης αἰτήσουσα τέλος θαλεροῦ γάμοιο, wo das Wort κούρης bedeutungsvoll ist. So findet sich θαλερὴ παράκοιτις Γ 53 (Helena die des Menelaos), θαλερὸς παρακοίτης Z 430, Θ 156, θαλερός πόσις Θ 190, zu vergleichen ist auch θαλεροὶ αἵηοι. Auch das Beiwort ἐφθιμος scheint sich auf die in der Kraft der Jugend geschlossene Ehe zu beziehen, anders Dind. Gloss.

κουριδίας τὰς ἐκ παρθενίας γεγαμημένας. Der Paraphrast zu *A 114 τῆς ἐκ παρθενίας συναφθείσης μοι. E 414 τὸν ἐκ παρθενίας ἄνδρα γεγαμηκότα. H 392 κόρην γαμετήν. A 247 γαμετῆς παρθένου. N 626 τὴν ἐκ παρθενίας μου γυναῖκα. T 298 σύνευνον καὶ γαμετήν. O 40 ἡ κοίτη ἡ παρθενική.* *κουρίδιος* bezieht sich also nicht auf den Mann, sondern nur auf die Frau, insofern sie ihn als Jungfrau geheiratet hat, früher noch mit keinem vermählt war. Deshalb ist Helena nur die *κουριδίη* des Menelaos, nicht des Paris, und Penelope nur die des Odysseus, nicht eines der Freier, den sie etwa heiraten würde. *κουρίδιος ἀνὴρ* oder *πόσις* ist der Mann einer *κουριδίη ἄλοχος*, auch wenn er früher schon einmal verheiratet gewesen wäre, wofür wir jedoch aus Homer kein Beispiel anführen können. Bei Herodot I, 135. V, 18. VI, 138 bedeutet *κουρίδιος* rechtmässig im Gegensatze zu *παλλακίς*.

Dass Aristarch *κουρίδιος* in diesem Sinne fasste, sehen wir aus Schol. *A* zu *H 392, N 626* und *Q* zu *λ 430*. Trotzdem sind die neueren Erklärer davon abgewichen; es müssen also wol gegründete Bedenken dieser Annahme entgegenstehen; diese glaubt man in *T 297, O 40, τ 580* gefunden zu haben. Buttman Lexilogus I S. 32 ff. (und nach ihm Nägelsbach und Crusius zu *A 114*) fasst *κουρίδιος* „ohne Rücksicht auf die Etymologie“ für „rechtmässig“, bewogen durch *T 298*, wo Briseis sagt, Patroklos habe ihr versprochen, sie zur *κουριδίη ἄλοχος* des Achilleus zu machen, während sie bisher nur die Slavinn und Beischläferin desselben war. Dass Briseis auch an zwei anderen Stellen *ἄλοχος* des Achilleus genannt wird, ist schon oben bemerkt worden; diess darf aber nicht als Beweis gelten, dass *ἄλοχος* auch die Nebenfrau bezeichnen kann, sondern es ist eben eine Abweichung vom Homerischen Sprachgebrauche, wie es deren ja viele gibt. Der Begriff des rechtmässigen liegt schon in *ἄλοχος*, und *κουρίδιος* wäre ein überflüssiger Beisatz. Aber ein gröfseres Bedenken bietet diese Stelle, dass nämlich Briseis schon einmal verheiratet war, also nach der oben aufgestellten Behauptung gar nicht *κουριδίη* genannt werden darf. Diess müssen wir auch festhalten und nicht etwa *κουριδίη* in Beziehung auf Achilleus fassen, der bisher noch unverheiratet, also *κοῦρος* war. Dass Helena *ἄλοχος* des Paris und nur *κουριδίη ἄλοχος* des Menelaos ist, dass Penelope unter *κουρίδιος πόσις* nur den Odysseus versteht, dass nur Agamemnon *κουρίδιος πόσις* der Klytaemnestra genannt wird, nicht aber Aigisthos, der sie doch in aller Form geheiratet hat (*α 36, γ 272*), das sind Gründe, die gewichtiger sind als eine einzige Stelle, die von allen anderen abweicht. Dass *κουρίδιος* nicht jugendlich bedeuten kann, hat Buttman nachgewiesen: es sprechen dagegen *ο 356, τ 580, φ 78, O 40*, und auch Agamemnon und Odysseus können auf das Praedicat jugendlich keinen Anspruch

mehr machen. Richtig ist ebenfalls die Bemerkung von Buttmann, dass „der Begriff der Ehe in *κουρίδιος* der wesentliche sei“; dass aber *ἀνὴρ* und *γυνή* erst dadurch den Begriff Ehemann und Ehefrau erhalten, steht mit einer großen Anzahl von Stellen im Widerspruch. Ein dritter Erklärungsversuch ist der von Döderlein Gloss. 762 „von *κουρίζειν* (im rüstigen Alter stehen) aber mit Bezug auf den Stand, nicht auf das Alter ist gebildet *κουρίδιος* fürstlich,“ aber auch diese Auffassung wird sich als unhaltbar herausstellen.

Sieht man von der einen Stelle *T* 298 ab, so lässt sich *κουρίδιος* überall in der Bedeutung „in der Jugend vermählt“ zwanglos erklären, und dass es Aristarch so auffasste, muss uns um so mehr an dieser Erklärung festhalten lassen. So steht *ο* 22 *κουρίδιος πόσις* als erster Gatte der Frau dem späteren gegenüber; ebenso nennt Penelope den Odysseus in schmerzlicher Erinnerung an die schönen Tage ihrer Ehe den Gemahl ihrer Jugend. So wird das Verbrechen des Gattenmordes bei Klytaemnestra dadurch noch schändlicher, dass es der Gemahl ihrer Jugend war, den sie tödtete und Menelaos kann den Verlust der Helena um so weniger verschmerzen, als es die *κουρίδην ἄλοχος*, die Gattin ist, die er in der Blüte ihrer Jugend gehehlicht hatte, welche Paris ihm entführte. Auch der alte Laertes verzehrt sich deshalb in Gram, weil die Gemahlin seiner Jugend ihm vorausgegangen ist und ihn im freudlosen Alter allein zurücklässt. So bezeichnet das Beiwort *κουρίδιος* an allen Stellen die große Werthschätzung der Gattin, die man als *κούρη* in ihrer herrlichsten Jugendblüte geliebt und gehehlicht hat. So schwört Here bei ihrem *λέχος κουρίδιον*, bei dem Ehebett, das sie als *κουρίδην ἄλοχος* des Zeus seit ihrer Jugend mit diesem getheilt hat, und bezeichnet noch besonders, dass das Bett dabei unman-

von *κοῦρίδιος* T 298 für eine Abweichung zu halten, und die Erklärung „in der Jugend vermählt“, die auch die Aristarchische ist, bis jetzt für die einzig berechtigte und begründete ansehen müssen, da die anderen Erklärungsversuche sich noch weniger durchführen lassen, und die Etymologie des Wortes dabei unberücksichtigt geblieben ist. In dieser Bedeutung ist dann auch *κοῦρίδιος* ein sehr passendes Epitheton zur Bezeichnung des innigen auf Liebe und Achtung gegründeten Verhältnisses zweier Gatten, die seit ihrer Jugend Lust und Leid im Leben theilten und sich auch in späteren Tagen noch gerne an die Zeit erinnerten, wo sie in der schönsten Fülle und Kraft ihrer Jugend ihr Schicksal vereinten.

Triest.

J. La Roche.

Über die Übung im Lateinsprechen am Gymnasium.

Als bei der Philologenversammlung in Wien die Frage über Zweck und Methode lateinischer Sprechübungen am Gymnasium verhandelt wurde, waren es neben anderen vornehmlich folgende zwei Punkte, über welche sich eine lebhaftere Discussion entspann, ohne zu einem entschiedenen Abschlusse gebracht zu werden. Der erste dieser Punkte betraf die auf den unteren Stufen des Gymnasiums zur Anwendung empfohlene Methode lateinischer Katechese, der zweite den Nutzen derartiger Sprechübungen für den lateinischen Aufsatz. Es ist nun erfreulich zu sehen, dass diese zwei Punkte in zwei ausführlichen Aufsätzen eine eingehende Betrachtung gefunden haben, und zwar von Männern, denen eine langjährige Erfahrung in diesem Gebiete des Unterrichts zu Gebote steht. Hr. Prof. Schmalfeld nämlich entwickelt im Novemberheft 1858 der Mützell'schen Zeitschrift S. 873 seine im Schulleben erprobte Methode lateinischer Katechese des näheren, und Hr. Oberlehrer Flöck bespricht den Einfluss lateinischer Sprechübungen auf den lateinischen Aufsatz im Programme des k. Gymnasiums zu Coblenz 1858 in einer längeren lateinischen Abhandlung unter dem Titel: „*Qua ratione in gymnasiis discipuli superiorum classium ad latine scribendum instituendi videantur. Pars I. De liberis scriptionibus.*“

Herrn Prof. Schmalfelds Erörterung nun führt nach unserem Dafürhalten auf folgende Ergebnisse.

1. In den zwei untersten Classen (Sexta und Quinta, d. h. unserer ersten und zweiten Classe) kann eine lateinische Katechese, das heisst eine Besprechung des Lehrers mit den Schülern in lateinischen Fragen und Antworten, in der Regel noch nicht stattfinden; auf dieser Stufe gilt es, durch passende Vorübungen die später eintretende lateinische Katechese möglich und fruchtbringend zu machen. Diese Vorübungen bestehen vornämlich in festem Memorieren einer verhältnismässigen Menge von Vocabeln und Phrasen und deren sicherer grammatischer Ver-

wendung, so dass rasche und präzise mündliche Übersetzung kleinerer Sätze aus dem Lateinischen und in das Lateinische, Verwandlung dieser Sätze in andere Form und ähnliches zu einer gewissen Fertigkeit gebracht werden. — Wir stimmen dieser Ansicht vollkommen bei und bemerken nur noch aus eigener Erfahrung, dass es uns besonders wichtig scheint, Gedächtnis und Ohr der Schüler gleich von allem Anfange an lateinischen Ausdruck zu gewöhnen. Der Lehrer spreche öfter lateinische Sätze vor und lasse sie deutsch übersetzen, und umgekehrt; es ist nicht gut, dass die mündlichen Übersetzungsübungen fast ausschließlich auf das Übungsbuch beschränkt werden; dadurch wird wol das Auge des Schülers geschärft, das Ohr indessen und mit ihm das Gedächtnis zum Nachtheil lebendiger Sprachaneignung vernachlässigt. „Der Buchstabe tötet,“ dies wahre Wort findet seine Bestätigung wie anderwärts so auch in jener Methode des classischen Sprachunterrichtes, nach welcher fast nur gelesen und geschrieben und beinahe nie gesprochen wird. Es fehlt die Lebendigkeit und mit ihr, wie es bei der Jugend nur zu natürlich ist, Lust und Liebe zu dem trocken behandelten Gegenstande. Der Knabe muss nach und nach dahin gebracht werden, ohne weiteres Hilfsmittel als das seines Gedächtnisses und Verstandes unmittelbar etwas leisten zu können; denn nur mit dem Bewusstsein dieses Könnens wächst die Lust für weiteres Lernen. Welcher freudige Wettstreit kann z. B. unter den Schülern erzielt werden, wenn der Lehrer, nachdem er eine Partie der Grammatik mit den betreffenden Beispielen im Übungsbuche durchgearbeitet hat, die Bücher einfach beiseite legen lässt, und nun mündlich in mannigfachen Sätzen, deren Worte und Phrasen den Knaben natürlich bekannt sein müssen, die betref-

treclavit? Utrum vicisse legimus? u. s. w. mit folgender Katechese über Cæsars bellum civile: *Italicum belli rationem expono.* — *Quae res tanta inciderat, qua Pompeius prohiberetur, quominus auxilium Domitio ferret?* u. s. f. —) — Wir sind nun freilich im allgemeinen einverstanden, dass die Katechese zuerst mit kleineren Abschnitten und in kurzen Fragen und Antworten beginnen müsse, aber glauben trotzdem, dass auch schon in Quarta die Wiedererzählung z. B. einer vita Cornels von den Schülern, ohne dass sie dieselbe Wort für Wort zu memorieren brauchen, wohl zu erreichen sei. Und dazu dürften folgende Mittel beitragen: erstens kann der Lehrer den betreffenden Lehrstoff in den grammatischen Stunden als Material zu schriftlichen Arbeiten mit Nutzen verwenden, und zweitens kann er den erklärten Abschnitt recht wohl mündlich in das Lateinische zurückübersetzen lassen, wobei er natürlich nicht versäumen wird, durch veränderte Form der Sätze z. B. der directen Rede in die indirecte u. s. w., die Aufmerksamkeit und Selbstthätigkeit der Schüler wach zu halten. Nach solchen Vorübungen ist ein Wiedergeben selbst längerer Lesestücke, von dazwischen gestreuten Fragen des Lehrers bei vorkommenden passenden Fällen unterbrochen, nicht so schwer zu erzielen.

3. Ist durch diese Übungen in lateinischer Katechese die Fertigkeit im mündlichen Ausdrucke genugsam vorbereitet, so kann auf den oberen Stufen, in Secunda und Prima, also in unserer sechsten, siebenten und achten Classe, die Reproduction prosaischer und poetischer Lesestücke, letzterer natürlich ohne metrische Form, dem Hauptinhalte nach im Zusammenhange erzielt, ja selbst mit lateinischen Disputationen der Versuch gemacht werden. Ein entsprechendes Mittel ferner zur Anleitung in freien lateinischen Aufsätzen findet sich in vorgehender lateinischer Katechese, in welcher insbesondere die Disposition des zu bearbeitenden Themas besprochen werden kann. Diese Katechese wird um so fruchtbringender sein, je mehr sie sich auf ein zur Nachahmung passendes classisches Muster stützen kann, z. B. wenn bei einem Thema, das Ähnlichkeit mit der Rede Cicero's de imperio Cn. Pompei hat auf die Inventio und Partitio dieses Vorbildes hingewiesen wird.

Wir haben über diese Anwendung lateinischer Katechese auf den oberen Stufen des Gymnasiums nichts hinzuzufügen, da die dabei befolgte Methode im allgemeinen vollkommen mit dem übereinstimmt, was bei der erwähnten Philologenversammlung als durch Erfahrung erprobt anerkannt wurde; wir gehen daher zur Besprechung des zweiten Punctes über, den Herr Oberlehrer Flöck in der oben genannten Abhandlung beleuchtet hat, nämlich zum Nutzen lateinischer Sprechübungen für den lateinischen Aufsatz.

Nachdem der geehrte Hr. Verf. im ersten Theile seiner Abhandlung über die Wichtigkeit des lateinischen Aufsatzes für die *gesamte* Gymnasialbildung im allgemeinen, und über die in

mehreren Philologenversammlungen mit großer Majorität als heilsam erkannte Beibehaltung des freien lateinischen Aufsatzes im besondern sich geäußert hat, gelangt er zu der Frage, wie es komme, dass gerade in dem letzterwähnten der Erfolg häufig selbst den bescheidensten Erwartungen nicht entspreche. Der Grund dieser betrübenden Erscheinung wird vornämlich darin gefunden, dass die Schüler früher anfangen, lateinisch zu schreiben, als sie gelernt haben lateinisch denken. Eine methodische Anleitung zum lateinisch denken sei daher vor allem nöthig; diese Anleitung könne aber weder ausschließlich in Übersetzungsübungen aus der Muttersprache ins Latein gefunden werden, weil dieser Weg zu schwierig und jedenfalls unendlich lang sei, noch allein in der Lesung der Classiker, weil dieselbe die Selbstthätigkeit der Schüler im lateinischen Ausdrucke zu wenig fördere. Es sei daher ein drittes nothwendig, das im Vereine mit den beiden genannten Übungen den gewünschten Erfolg erzielen könne: lateinische Sprechübungen. Hierauf geht der Hr. Verf. auf die methodische Anleitung zu solchen Übungen ein, für welche er auf den unteren Stufen die Gewöhnung des Ohres an lateinischen Ausdruck, Memorieren, mündliches Übersetzen u. s. w., als Grundlage empfiehlt, für die mittleren Stufen lateinische Wiederholung des Inhaltes der lateinischen Lesestücke, nach und nach lateinische Besprechung über deren Composition u. s. w. kurz, sich im wesentlichen zu denselben Ansichten bekennt, die Hr. Prof. Schmalfeld in seinem Aufsätze ausspricht, und die auch bei der Erörterung dieses Gegenstandes in der Philologenversammlung allgemeine Zustimmung fanden. Ein besonderes Interesse aber bieten in Hrn. Flöck's Abhandlung die Beispiele zu derlei Übungen, deren Themata größtentheils Cicero entnommen sind,

bei der unmittelbaren Wechselwirkung vom sprechen und schreiben und umgekehrt der Vorthail nur auf Seite des Schreibens sein? Freilich *«vere etiam illud dicitur, perverse dicere homines perverse dicendo facillime consequi»* — somit auch *«perverse scribere perverse dicendo*, wofür wir in unserem lieben deutschen Vaterlande nicht weit um Beispiele uns umzusehen brauchen, da ganz gewiss in jenen Gauen, in welchen unser edles Deutsch in Haus und Schule mündlich am meisten mishandelt wird, auch schriftlich die Folgen solcher Mishandlung am meisten zu Tage liegen. Sollte dagegen das gut reden nicht auch zum gut schreiben behülflich sein? Eines ist gewiss; das Sprechen kommt vor dem Schreiben, und jede gesunde Methode, auch im lateinischen Sprachunterrichte, geht erst von den mündlichen Übungen zu den schriftlichen über. Was von allem Anfange bei der ersten Grundlage als richtig erkannt wurde, kann für die spätere Entwicklung nicht in das Gegentheil umschlagen, in so fern überhaupt die anderweitigen Bedingungen für eine zweckmäßige Leitung solcher Übungen vorhanden sind. Diese Bedingungen sind vor allem, dass die Schüler wirklich an classischen Mustern correctes Latein, wenn auch in beschränktem Umfange, nachsprechen lernen, ferner dass der Lehrer selbst im Stande sei, diese Uebungen in correctem Latein zu leiten, und zugleich die Mühe sich nicht verdriessen lasse, die derlei keineswegs leichte Übungen in höherem Grade erheischen, als selbst die Correcturen der schriftlichen Arbeiten. Sind diese Bedingungen vorhanden und werden sie genau eingehalten, namentlich in gewissenhafter Beobachtung der Correctheit von Seite des Lehrers, dann ist ein günstiger Erfolg gewiss zu erwarten, auch in Bezug auf den freien lateinischen Aufsatz. Dieser ist durch die Grundsätze des Organ. Entw. von den obersten Stufen unserer Gymnasien keineswegs ausgeschlossen, und es haben sich für dessen theilweise Anwendung an demselben schon mehrere gewichtige Stimmen in diesen Blättern ausgesprochen. Und diess dürfte wol unbestritten zugegeben werden: wenn durch Übersetzung deutscher, namentlich classischen modernen Schriftstellern entnommener Abschnitte ins Latein der Sinn für den Unterschied beider Sprachen ungemein geschärft und durch das nothwendige Ringen nach adäquatem Ausdrucke die Geistesthätigkeit der Schüler bedeutend in Anspruch genommen wird, so gewinnt die Leichtigkeit und Frische der Darstellung nicht in eben dem Masse als die Genauigkeit. Deshalb mag von Zeit zu Zeit ein freier lateinischer Aufsatz über ein zu solchem Zwecke passendes Thema die strengen Übersetzungsübungen vortheilhaft ablösen, um in den jugendlichen Gemüthern jene Lebendigkeit zu hegen und zu pflegen, die auch auf diesem Gebiete durch die Freude an selbstständigem Schaffen, mag es immerhin dem Inhalt und der Form nach beschränkt sein, dauernde Früchte für das Leben bringt.

Pavia.

Franz Hochegger.

Über Ansbert's Bericht vom Kreuzzuge des Kaisers
Friderich I.¹⁾

Unter den schönen Funden, mit welchen ein freundliches Geschick Dobrowsky's unermüdliche Thätigkeit und strenge Wahrheitsforschung gelohnt hat, nimmt die Entdeckung des Ansbert leicht eine der ersten Stellen ein. Es fand sich dieser merkwürdige Autor in der gleichzeitigen Handschrift, wahrscheinlich dem Autographen, der Chronik des Abtes Gerlach von Mühlhausen, der vornehmsten Quelle für die böhmische Geschichte von 1140—1198. Die ausgerissenen Stücke des Manuscripts ließen sich aus einer zuverlässigen Abschrift ergänzen²⁾.

Die eigentliche Arbeit Gerlach's beginnt zwar erst im J. 1167; doch dankt man seinem Fleiße allein die Erhaltung der Materialien des Domherrn Vincentius von Prag über die Zeit von 1140—1167; denn man hat allen Grund, mit Palacky (Würdigung S. 76) anzunehmen, dass Vincentius „nur einige lose Theile seiner Chronik aufgesetzt hatte als er starb,“ und dass diese Gerlach zusammengefügt habe. Er war gewissenhaft genug, die Lücken, welche sich zwischen den einzelnen Stücken fanden, unausgefüllt zu lassen.

In ähnlicher Weise hat er denn auch in seiner Chronik den Weg eines wahrheitsliebenden Berichterstatters nie verlassen. Nicht selten sagt er geradezu: ich weiß nicht, wie oder warum oder in welcher Absicht es geschah (p. 88, 89, 92, 102) oder: ich kann nicht behaupten, ob das wirklich der Fall war, weil ich mich nicht erinnere (S. 89). Schon sein Pietätsverhältnis zu dem frommen Abte Gottschalk von Selau muss eine günstige

schlimmeres Wort hat, als (p. 136): „was er sonst gethan, bedurfte keiner Aufzeichnung; nur schone ihn Gott und er ruhe in Frieden.“

Es schien angemessen, dieser Persönlichkeit näher zu treten, um über die Zuverlässigkeit der Überlieferung Ansbert's jeden Zweifel zu heben. Es zeigt sich dieselbe so sicher, wie die ebenfalls den dritten Kreuzzug behandelnden von dem Passauer Domherrn Tageno oder Tegno herrührenden Berichtes in der Chronik von Reichersberg ³⁾, der bis auf Ansbert's Entdeckung die genaueste bekannte Quelle war; die Zuverlässigkeit in der Tradition dieses Berichtes lässt sich überdiess noch dadurch erhärten, dass sich derselbe in etwas abweichender, meist abgekürzter Form, anderwärts ⁴⁾ getrennt erhalten hat; der Verfasser der Reichersberger Chronik hat nur, um den Charakter der eigenen Erzählung nicht zu verwischen, das „wir“ Tageno's in ein „sie“ oder „unsere Pilger“ verwandelt ⁵⁾.

Nun ergibt schon eine oberflächliche Betrachtung, dass zwischen den späteren Theilen in Tageno's Bericht und der Erzählung Ansbert's eine auffallende wörtliche Übereinstimmung herrscht. Eine eingehende Prüfung Tageno's scheint hiernach zunächst geboten.

Der Bericht desselben zerfällt, wie man sogleich sieht, in zwei Theile. Der erste reicht bis zum Bezuge der Winterquartiere in Griechenland, der zweite beginnt mit dem Aufbruche aus denselben und endet mit der Ankunft in Antiochien; denn die zunächst folgende Notiz über den Tod des Bischofs Dietpold von Passau, der erst nach Tageno starb, kann natürlich nicht von diesem herrühren; dazu sagt die Reichersberger Chronik ausdrücklich, Tageno habe bis zu dem bezeichneten Zeitpunkte geschrieben ⁶⁾.

Der erste Theil enthält die eigentliche Geschichte des Zuges nach und in Griechenland in einem Briefe Dietpold's von Passau an Herzog Leopold VI. von Österreich, einem Briefe, der aus Tagebuchnotizen entstanden ist und von Tageno im Auftrage seines Herrn verfasst sein mag. Wie weit die wenigen Notizen über den Aufbruch, die in verschiedener Form in unseren beiden Recensionen Tageno's vorliegen, auf diesen zurückzuführen seien, darüber wage ich um so weniger ein Urtheil, als einerseits die erwähnte Notiz über den Tod Dietpold's am

³⁾ *Ed. Gewold (Monacht 1611). p. 261 sqq.*

⁴⁾ *Freheri scriptt. rerum Germanicarum ed. Struve I 407—416.*

⁵⁾ An einigen Stellen verräth sich noch die ursprüngliche Form: *in adventu nostro relictis tentoriis* (p. 272); *victoriam dedit nobis* (p. 279).

⁶⁾ *Usque dum exercitus Christianorum venit Antiochiam sequenti anno in 11 kal. Jul. diligenter conscribens exempla eorum nobis remisit. Chron. Reichersb. ed. Gewold p. 286.*

Schlüsse unzweifelhaft von fremder Hand herrührt, anderseits die doppelte Erwähnung dieses Bischofs in dem Eingange der Freher'schen Recension darauf hinweist, dass dieser Eingang flüchtig und zwar von einer Person geschrieben ist, welche Dietpold's besonders lebhaft gedachte.

Mag nun dieser Eingang von Tageno herrühren oder nicht, der Brief Dietpold's, welcher das wesentliche des ersten Theiles ist, wurde noch im J. 1189 nach Deutschland abgesendet und fand Aufnahme in die Reichersberger Chronik, in welcher man hinter demselben Ereignisse dieses Jahres aus der Nähe eintrug.

Dieser erste Theil zeigt aber nicht nur keine Übereinstimmung mit Ansbert, sondern bis zu dem Tage, an welchem der Kaiser mit dem größten Theile des Heeres nach Adrianopel aufbrach, dem 5. November, weichen auch die Marschstage ein par Male von einander ab; wir kommen später darauf zurück.

Und auch der zweite Theil weicht anfangs durchaus von Ansbert's Erzählung ab. Tageno schreibt seine Tagebuchnotizen wieder seit dem 15. Januar, an welchem Tage die Schar des Bischofs von Passau, in der er sich befand, von Philippopolis aufbrach, um sich mit dem Heere des Kaisers zu vereinigen. „Inzwischen rückten," sagt Ansbert (S. 68), „die Scharen unserer Gefährten aus Philippopolis." „Am 1. März," sagt Tageno weiter, „zog der Herzog von Schwaben aus Adrianopel mit seiner Schar und der Kaiser mit seinem Heere am folgenden Tage." Ansbert dagegen (a. a. O.) berichtet als Theilnehmer von einem inzwischen unternommenen Zuge des Herzogs von Schwaben, der sich auf Arkadiopolis richtete, „das wir von Kriegern und Lebensmitteln verlassen fanden, wo aber doch etliche von den Unserigen Wein und Korn fanden, was sie ihren Freunden (*ad suos*) brachten." Er erzählt dann in aller Breite und mit

domini) hinübergefahren, „seine übrigen Genossen, alle Schwaben und Baiern,“ aber am Charfreitage und Ostersonnabend gefolgt; Ansbert gibt denn auch aufrichtig genug die Erklärung, warum man die Überfahrt am Ostersonntag aussetzte: „es traten anhaltende Regengüsse ein und deshalb machte das Heer aus der Noth eine Tugend und ruhte im Lobe des Herrn.“ Er theilt dabei die fromme Deutung eines Ritters für diese Regengüsse mit, durch welche Gott die venetianische Flotte habe nöthigen wollen, den Pilgern einen Markt für ihre Bedürfnisse zu eröffnen, und erzählt von einer ehrerbietigen Gesandtschaft der Pisaner an den Kaiser. Die vier folgenden Überfahrtstage des Heeres fasst nun Ansbert zusammen, während Tageno den Übergang des Bischofs von Passau, bei dem er selbst sich befand, und des Herzogs von Meran heraushebt. Für den Übergang des Kaisers, der Mittwoch den 28. März am Schlusse stattfand, gibt Ansbert allein eine detaillirtere Beschreibung.

Das Ereignis des Überganges ist nun aber auch nach einer anderen Seite für die Kritik dieses Schriftstellers von Belang. Mit Recht vermuthete nämlich Wilken⁷⁾, dem bei dieser Bemerkung Ansbert noch nicht bekannt war, es müsse sich bei Tageno sowol als in der Chronik von S. Pantaleon zu Köln⁸⁾ ein Fehler eingeschlichen haben, da beide⁹⁾ den Übergang sieben Tage dauern liessen, während „nach den eigenen genauen Angaben des Tageno nur sechs Tage dazu erfordert wurden.“ Da aber nach Ansbert der Übergang bereits am Gründonnerstage begann und diese Angabe von der Chronik noch besonders bestätigt wird, so zeigt sich, dass jene Rechnung doch richtig ist, und Tageno über die Einzelheiten bei dem Übergange des Herzogs von Schwaben nur unvollständig berichtet. Es erklärt sich nun auch das Misverständniss der Chronik von S. Pantaleon, welche die erst nach Ankunft des Pilgerheeres auf asiatischem Boden eintretende Überfahrt des Kaisers auf einen achten Tag setzt, während sie nach Ansbert's ausdrücklicher Angabe noch am Mittwoch stattfand. Andererseits leuchtet auch ein, dass mit demselben Rechte, mit welchem Tageno und die Chronik von sieben Tagen sprechen, innerhalb deren der Übergang bewerkstelligt worden sei, Ansbert, indem er die Ruhe am Ostersonntag in Betracht zieht, sagen kann, der Übergang habe an sechs Tagen (*in sex diebus*) stattgefunden, und der Bericht bei Arnold

⁷⁾ Gesch. der Kreuzzüge IV, 104 Anm. 7.

⁸⁾ *Böhmer, Fontes III, 465.*

⁹⁾ *Septem diebus traducti sumus per brachium D. Georgii. Tageno ap. Freher 411. In cena domini et per continuos septem dies dux Sueviae cum omni multitudine transiit. . Chr. S. Pantal. Nicetas (Is. Angelos II, 6 p. 539 ed. J. Bekker) sagt auf alle Fälle ungenau, der Übergang habe οὐχ ἡμέραις πλείοσι τῶν τετρατάων gedauert.*

von Lübeck (III, 32), der nur das Hauptheer im Auge hat, spricht sogar nur von drei Tagen.

Gleich nach vollzogenem Übergange beginnen die Ähnlichkeiten in der Darstellung Ansbert's (S. 80) und Tageno's (S. 271 bei Gewold). Am ersten Tage dem 29. März, berichten beide, habe man die Wagen zurückgelassen und mit Saumthieren den Weg angetreten, wobei Ansbert bemerkt, dass man Troja zur Linken liess; dann habe man nach diesem drei, nach Tageno zwei Tage einen beschwerlichen Weg gehabt, den Ansbert noch als einen bergigen bezeichnet, und an dessen Ende man nach demselben Schriftsteller in der Osteroctav nach Spigast (Pegae, wie Wilken erweist) gekommen sei. Tageno berichtet nur, Mannschaft und Pferde hätten sich am dritten Tage in einem fruchtbaren Thale erholt. Hierauf erzählt Ansbert, dass man am Sonntag (1. April) des Marktbedürfnisses wegen geruht, dann am 2. April (statt *II non. April.* ist sicher *IV non. Apr.* zu lesen, wie sich aus dem bisherigen, so wie aus dem nächsten Datum *III non. April.* ergibt) den grossen Fluss Aveloica nicht ohne Schwierigkeit überschritten, dabei einen Ritter und einen Knappen mit ellichen Pferden und Eseln im Strome verloren habe. Tageno lässt, ohne von dem Rasttage zu sprechen, den Zug am 2. April über den Fluss Diga, am folgenden Tage über den bei ihm Anelonica genannten Fluss setzen und berichtet nur im allgemeinen, dass man einiges verloren und einen beschwerlichen Weg gehabt habe.

In dieser Art dauert das Verhältniss beider Schriftsteller fort, so lange man sich auf griechischem Boden befindet. Hier und da zeigt sich in einzelnen Wendungen und gelegentlichen Bemerkungen Übereinstimmung, wie sich denn beide z. B. bei Hierapolis erinnerten, dass hier der Apostel Philipp den Martyr-



weiter marschiert. Offenbar glaube, wenn nicht der ursprüngliche Erzähler, so doch der überarbeitende Schriftsteller, dass der Strauß nicht eben zur Ehre der Deutschen abgelaufen sei.

Von demselben Ereignisse haben wir aber auch einen griechischen Bericht ¹¹⁾, welcher die Angabe der Chronik bestätigt, dass Friderich nicht durch Philadelphia marschierte (*οὐτε παρ-ἤλθε διὰ τῆς πόλεως*), dann aber hinzufügt, die Einwohner hätten Freundschaft geheuchelt, seien beim Abzuge des deutschen Heeres nachgestürmt, hätten einen Theil desselben räuberisch (*κατὰ ληστείαν*) angegriffen. „Da ihnen aber ihr Vorhaben nicht von statten gieng, sie vielmehr erkannten, dass sie auf ehernen Statuen oder unbezwingliche Giganten losgiengen (*ἀνδράσι χαλκήρεσιν ἢ γίγασιν ἀκαταβλήτοις προσεγγίζοντας*), so verkehrten sie den Angriff in Flucht.“

Ein voreiliger Kritiker würde hier vermuthen, dass die Kölner Chronik oder der Grieche im Irrthume sein müssen, indem sie beide von derselben Sache zu berichten scheinen; in allem wesentlichen haben aber vielmehr beide Recht, und Ansbert (S. 84, 85) gibt die Lösung. Durch Stichelreden einiger übermüthiger Einwohner kam es zwischen diesen und etlichen Deutschen, die sich in die Stadt begeben hatten, zu einem Zwiste, welcher mit Beraubung der letzteren und ihrer Einsperrung während einer Nacht endete. Auf eine Botschaft des Kaisers entschuldigte der Dux von Philadelphia das geschehene, versprach Genugthuung, erbat und erhielt Schonung für die Stadt. Während der Verhandlungen hatten die Böhmen und Regensburger an einem Thore der Stadt einen vortheilhaften Kampf eröffnet, wurden aber nunmehr zurückgerufen. Als man dann am 22. April abzog, griffen Bürger von Philadelphia in thörichten Streifereien (*stultis excursionibus*) die letzten des deutschen Heeres an, aber ohne ihnen oder sich Schaden zu thun (*absque nostri tamen et ipsorum damno*).

Man sieht, wie genau und vortrefflich Ansbert unterrichtet ist. Vor dem Austritte aus dem griechischen Reiche findet sich bei ihm (S. 84, 85) noch ein kurzer, ganz verständiger Excurs über die Unterschiede zwischen der griechischen und römischen Kirche, eine Aufzeichnung, die an dieser Stelle ganz den Eindruck einer Tagebuchnotiz macht.

Von dem 27. April an, dem Tage, da man türkisches Gebiet betrat, bis zum Morgen des 10. Juni, da man auf der Ebene von Seleucia lagerte oder bis zu den Worten *in campis Seleucie castra metatus fuit* (bei Ansbert S. 105, bei Tageno S. 413 ed. Freher, S. 283 ed. Gewold) findet nun aber eine Übereinstimmung zwischen beiden statt, welche nur die Wahl zwischen der Annahme einer Benutzung des einen Schriftstellers durch den

¹¹⁾ *Nicetas l. l. p. 539.*

ändern oder einer beiden zu Grunde liegenden Quelle lässt. Auch hier führt genauere Betrachtung zum Ziele.

Die vorliegende Partie scheidet sich für die Kritik in zwei Abschnitte, deren zweiter bis zum Schlusse reichender mit dem am 14. Mai stattfindenden größeren Treffen gegen die Türken beginnt (von den Worten: *sequenti die id est II idus Mai.* bei Ansbert S. 91—103, bei Tageno in der Gewold'schen Ausgabe S. 274—283, in der Freher'schen S. 413—416). Dieser letztere Abschnitt stimmt nämlich meist von Wort zu Wort bei unsern beiden Schriftstellern. Doch sind die Abweichungen nicht ohne Bedeutung.

Gegen den Schluss hin werden auch diese Abweichungen immer seltener; doch findet man hier einmal eine, wie mich dünkt, bemerkenswerthe Verschiedenheit. Ansbert nämlich sagt (S. 104), auch den hartherzigsten habe es rühren müssen, wenn er Bischöfe, die trefflichsten Ritter (*episcopos, milites electissimos*) in Sänften von Pferden (*in grabbatis equorum*) habe tragen sehn. Tageno (S. 283 bei Gewold, bei Freher fehlt der ganze Satz) lässt das Wort Ritter (*milites*) weg, wodurch der ganze Ausdruck seinen Sinn verliert, da doch eben der Gegensatz gegen die Streitbarkeit der Bischöfe das Mitleid erwecken soll. Etwas früher, bei dem Austritte aus türkischem in armenisches Gebiet, klagt Ansbert, er könne gar nicht sagen, „welche Bedrängungen und Verfolgungen Tag und Nacht ohne Unterlass“ das Heer ausgestanden habe. Bei Tageno (sowol in der Gewold'schen Ausgabe S. 281 als in der Freher'schen S. 415) findet sich nach „Verfolgungen“ noch eingeschoben „Hunger und Durst, Treulosigkeit und Trug, Lärmen und Anfälle,“ was an sich schon den Überarbeiter verräth, hier aber um so mehr, als bei beiden Schriftstellern kurz vorher Kaiser Friedrich in seiner Antwort an den

die sich bei anderen unabhängigen Schriftstellern erhalten haben, vergebens eine Mittheilung über die Gröfse der Stadt, von der in dem anonymen Berichte bei Urstisius (I, 562) die Rede ist, vergebens eine Notiz wie bei Otto v. S. Blasien¹³⁾ über die sofort nach der Einnahme vorgenommene Einschließung der Burg, vergebens eine Hindeutung auf die bei Arnold von Lübeck¹³⁾ berichtete Anhäufung von Leichen der Feinde, welche sogar den Zugang zur Stadt sperrte. — In Bezug auf den vorhergehenden Kampf ist noch zu bemerken, dass bei Darstellung desselben Ansbert den Kaiser die Seinen zum Streite mit den Worten führen lässt: „Vorwärts (*quid moror?*) Christus regiert, Christus siegt, Christus ist unser Führer (*imperat*),“ was der Situation sowol, als den sonstigen Rufen der Kreuzfahrer gleich angemessen ist. Tageno lässt ihn eine fromme Rede halten. — Die vorhergehenden Ereignisse von 14. Mai dagegen finden sich bei Tageno nur in einem Auszuge aus dem bei Ansbert vorliegenden Berichte. Es geht das aus einem Umstande deutlich genug hervor: Ansbert erzählt nämlich (S. 91), während der Schlacht habe ein gewisser frommer Laie, Namens Ludwig, Einen (*quidam*) in schneeweissem Kleide auf weißem Pferde, den er für S. Georg hielt, während Andere sagten, es sei ein Engel, dem Kreuzheere zu Hilfe kommen und mit seiner Lanze auf die Türkenhaufen losschlagen sehen. Diese Nachricht wird von dem Ungenannten bei Urstisius bestätigt (S. 561): S. Georg schritt dem Heere beistehend vor der Schar Ludwigs von Helfenstein einher, wie dieser selbst vor Kaiser und Heer eidlich bekräftigte. In der Chronik von S. Pantaleon wird ähnliches aber nur im allgemeinen von einigen Bevorzugten erzählt (S. 467). Bei Tageno in der volleren Fassung der Gewold'schen Ausgabe sind Ansbert's Worte mit Auslassung von Ludwig's Namen, des Kleides und Pferdes seiner Erscheinung und seiner Behauptung, dass es S. Georg gewesen sei, beibehalten. Weiterhin ist die Nachricht, dass der Herzog von Schwaben und das Fußvolk die Flüchtigen verfolgt hätten, bei Tageno ausgelassen.

Die beiden Anekdoten, welche darauf folgen und ebenfalls bei Tageno fehlen, könnten wol auch nachträglich angefügt sein¹⁴⁾. Weiterhin gibt bei dem Berichte von der Noth des Heeres am 15. Mai Ansbert sehr erwünschtes Detail; ob aber dieses in Tageno's Bericht, der auch ohne dasselbe verständlich bleibt, eingeschoben ist, oder umgekehrt bei Tageno zusammengezogen, wage ich nicht zu entscheiden.

Denn es wäre natürlich sehr verkehrt, in Tageno nur einen Excerptor erkennen zu wollen. Gleich die eben erwähnte Notiz über

¹³⁾ Böhmer, *Fontes III*, 615.

¹³⁾ III, 34 übers. von Laurent, S. 141.

¹⁴⁾ In dem Texte Ansbert's S. 91 Z. 17 v. u. ist übrigens nach Tageno *bene C electos* und Z. 15 v. u. *copiosa* statt *gloriosas* zu lesen.

die Erscheinung des Herrn von Helfenstein zeigt, wie er eben zu denen gehörte, welche in derselben einen Engel vermutheten. Genug wenn wir uns überzeugt haben, dass von den späteren Theilen seines Berichtes nicht wenig auf einem Auszuge aus Ansbert oder dem bei Ansbert vorliegenden beruht. Wenden wir uns nunmehr zu dem ersten Theile der Nachrichten aus dem Türkenlande, welcher die Ereignisse vom 28. April bis zum 14. Mai umfasst.

Auch hier ist Ansbert's Darstellung eingehender und von seinen Zusätzen lassen sich mehrere anderweitig belegen. Der eine betrifft den ruhmvollen Tod des Minnesängers Friderich von Hausen am 6. Mai, von welchem Tage Tageno's Bericht nichts bietet. Dass dieser Ritter bei tapferer Verfolgung der Türken umkam, und dass er — *utpote speciale solatium exercitus* nach Ansbert's Worten — tief betrauert wurde, sagt auch die Chronik von S. Pantaleon; nur werden in dieser Quelle die Kämpfe mehrerer Tage auf einen, den 10. Mai, zusammengezogen¹⁶); der von Ansbert gegebene Tag wird von dem Anonymus bei Urstisius (S. 561) bestätigt¹⁶). Weiter meldet Ansbert zum 3. Mai, dass der Herzog von Schwaben durch einen Steinwurf verwundet worden sei, was die Chronik von S. Pantaleon — auch dieses unter dem 10. Mai — derart, dass ihm durch einen Schleuderwurf zwei Zähne ausgeschlagen seien, bestätigt. Wenn Ansbert ferner (S. 90) erzählt, zu Pfingsten hätten nur die reicheren Pferdefleisch erhalten, die anderen, zu welchen der Verfasser gehört zu haben scheint¹⁷), hätten Rind- und Rossleder kochen müssen, so berichtet der Ungenannte bei Urstisius aus derselben Zeit: „ich habe mit anderen Pferdefleisch gegessen,“ und ähnliches findet sich bei Arnold von Lübeck (III, 83). Bei

sprechungen derselben ganz überflüssig ein u. s. f. An einer andern Stelle, bei den Ereignissen vom 3. Mai, stimmt seine Darstellung anfangs wörtlich mit der Tageno's, verlässt dieselbe aber später, um Detail der Kämpfe zu geben; die Nachricht Tageno's, dass man mehr als tausend Pferde durch die schwere Bergpassage verloren habe, sowie dessen Mahnung, diesen furchtbaren Tag nie zu vergessen, findet sich nicht bei unserem Autor. Anderseits fehlen bei Tageno ganz die Ereignisse vom 6. und 8. Mai.

Die bisherigen Ausführungen werden genügen, um darzutun, dass an verschiedenen Stellen beide Schriftsteller gegenseitig von einander abhängen. Nun ist aber Tageno nach der Chronik von Reichersberg noch vor dem Tode Dietpold's von Passau, der am 13. November eintrat, in Tripolis gestorben und schon deshalb ist an eine spätere überarbeitende Vergleichung nicht zu denken. Ferner aber schließt, wie wir schon oben bemerkten, die Verwandtschaft beider Schriften mit der Notiz, dass man am 10. Juni in der Ebene von Seleucia lagerte. Schon die Nachricht von dem Tode des Kaisers, der nach Tische (*post prandium* nach dem Ungenannten bei Urstisius) oder gegen Abend (*circa vesperam* nach Tageno) an demselben Tage eintrat, wird von beiden ganz selbständig gegeben.

Dieses eigenthümliche Verhältniß gewinnt nun, wie mir scheint, durch folgende Umstände Klarheit: Ansbert berichtet weiter, das Heer habe sich in Tarsus, Kurka bei Tageno, getheilt, die einen haben sich nach Tripolis begeben, die anderen seien dem Herzog von Schwaben nach Antiochien gefolgt. Fortan erzählt Ansbert nicht mehr als Theilnehmer, sondern nur noch in der dritten Person, und es läßt sich nicht einmal sicher erkennen, ob er selbst bis Akko kam, obwol eine Äußerung darauf hinzudeuten scheint¹⁸⁾. Auf alle Fälle darf man ihn zu denen zählen, die nach Tripolis führen.

Da ist denn einmal auffallend, die beiden letzten Marschnotizen aus Tageno, der, wie wir oben (S. 374) gesehen haben, mit der Ankunft in Antiochien schloss, wörtlich aufgenommen zu sehen, indem, wie soeben bemerkt wurde, der Autor als Nichttheilnehmer spricht: *XIII (tandem) Kal. Jul. venerunt ad portam S. Symeonis, XI Kal. Jul. venerunt Antiochiam*. Dann aber hebt Ansbert aus der Zahl der mit Dietpold gestorbenen Domherrn und Cleriker nur „Tegno und seine Genossen zu Tripolis“ namentlich hervor: Tageno's Notizen hat er also noch nach der Trennung in Tarsus benützt. Möglicherweise ist er der Überbringer derselben nach Deutschland gewesen.

¹⁸⁾ *Crederet posset, qui tantae mortalitati* (wie sie in dem Heere vor Akko stattfand) *interfuit, quod finem tunc accepissent res humanae*. Freilich erklärt sich, wenn man ihn als Augenzeuge betrachtet, die spätere Äußerung *omnes una lex necessitatis stravit* schwer oder nur als Hyperbel.

Nach allem scheint mir nur ein Ausweg zu bleiben, und zwar in der Annahme, dass Ansbert und Tegenö vom Anfange des Zuges in Kleinasien an sich ihre Aufzeichnungen mittheilten, dass dieselben, seit man auf türkisches Gebiet kam, in nähere Verbindung traten, und dass Ansbert, dessen gewandte Feder sich in seinem ganzen Werke hinlänglich bekundet, als die ursprüngliche Quelle vom 16. Mai bis zur Ankunft in Seleucia zu betrachten ist.

Hier angelangt, suchen wir unserem Autor von einer andern Seite näher zu treten, indem wir ihn mit dem ungenannten Schriftsteller vergleichen, dessen „Pilgergeschichte“ bisher als Hauptquelle für den Kreuzzug des Kaisers Friderich betrachtet worden ist¹⁹⁾.

Ehe Ansbert bekannt worden war, hat sich über die Glaubwürdigkeit dieses Werkes kaum viel mehr sagen lassen, als was Basnage in der Vorrede zur Edition wirklich gesagt hat: vor allem, der Autor war nicht Theilnehmer am Kreuzzuge, wie er denn immer von „unsern Pilgern“ und in der dritten Person spricht. Dass er ein Zeitgenosse war, hätte Basnage bestimmter behaupten können. Er meint nur: Viele versichern es (*asserunt multi*), und hat übersehen, dass in der Vorrede von den Kreuzfahrern als solchen die Rede ist, die in „unseren Zeiten“ (*nostris temporibus*) so vieles erlitten. Ohne weiteres aber darf man Basnage in der Bemerkung beistimmen, dass man hier nicht nur einen Historiker, sondern einen Dichter vor sich habe, der in seiner Vorrede selbst befürchtet, den Vorwurf aus Persius' Prologe hören zu müssen: er habe auf dem Parnassus geträumt; der mit mancherlei Versen seine Erzählung gelegentlich durchflochten hat.

und erdichtetes eingefügt zu haben ²¹⁾). In der That zeigt eine Prüfung bald, dass das nicht unrichtig ist — wenigstens nicht im Sinne des Mittelalters, das die Einfügung zierlicher Reden, angeblich nach classischem Muster, keinem Geschichtschreiber verargte.

Allein kehren wir zu der Vergleichung mit Ansbert zurück. Die Veranlassung des Zuges und seine Vorbereitung in Deutschland zeigen sich sofort so verschieden, dass an eine Verwandtschaft beider Quellen nicht zu denken ist. Da ich aber die in diesem Theil der Pilgergeschichte mitgetheilten Nachrichten nicht näher geprüft habe, so will ich mich über denselben jedes Urtheils enthalten. Einigen Werth dürfte er immer beanspruchen. Von dem Momente des Auszuges aus Regensburg bis zum Schlusse aber ist die Pilgergeschichte, wie man bald sieht, nur ein Auszug aus Ansbert oder vielleicht auch eine Bearbeitung desselben, da in der Pilgergeschichte manche Anekdoten ausgelassen sind, die der trotz seiner Aussage wesentlich auf Unterhaltung ausgehende Verfasser kaum verschmäht haben würde, wenn er sie gekannt hätte.

Dass nun aber Ansbert Quelle und die Pilgergeschichte Überarbeitung ist, geht aus folgender Betrachtung hervor.

Es kommt hierbei zunächst der Theil der Ansbert'schen Erzählung in Betracht, von welchem wir oben im allgemeinen bemerkten, dass er keine Verwandtschaft mit Tageno oder vielmehr mit Dietpold's Briefe zeige und in Bezug auf die Marsch-tage sogar zuweilen abweiche. So sagt Dietpold, man sei am 23. Juli nach Nissa gekommen und von den serbischen Fürsten empfangen worden, während Ansbert (S. 31) genauer angibt, dass man drei Tage und darüber dort verweilte und die serbischen Fürsten am 27. Juli von dem Kaiser empfangen wurden. Dietpold setzt die Ankunft in Stralitz auf den 11. August, Ansbert (S. 39) auf den 13., bemerkt aber, es sei der vierzehnte Tag seit dem Auszuge aus Nissa gewesen; entweder ist bei ihm die Zahl III vor *id. Aug.* ausgefallen — wobei man bedenken mag, dass der Aufbruch aus Nissa nach Tageno am 30. Juli erfolgte — oder er befand sich bei der letzten Abtheilung des Heeres. Bei einer anderen Abweichung tritt Ansbert's Genauigkeit wieder in helles Licht. Während nämlich Tageno kurzweg sagt, man sei am 25. August nach Philippopel gekommen, berichtet Ansbert (S. 41) am 24. August sei man vor dieser Stadt angelangt, aber erst am 26. eingerückt. Die Chronik von S. Pantaleon gibt die Lösung: der Kaiser hielt die Verödung der Stadt anfangs für bedenklich, verbot den Eintritt und verstattete denselben erst in Folge einer Überschwemmung im Lager.

²¹⁾ *Nudam eliciens veritatem nullum annectam flogmentum vel inseram fabulosum.*

²²⁾ *Bömer, Fontes III, 462, 463.*

So wenig also wie gegen den spätern ist gegen die Zuverlässigkeit dieses frühern Theiles der Ansbert'schen Erzählung ein begründeter Zweifel möglich. Wie sehr stechen aber gegen die genauen chronologischen Daten in seiner Darstellung die allgemeinen, solcher Daten fast durchaus entbehrenden Nachrichten der Pilgergeschichte ab!

Überblicken wir nunmehr in einer übersichtlichen Vergleichung die Anfänge der hieher gehörigen Erzählungen beider Quellen. Die Verbrennung von Mauthausen, *in ripa Danubii situm*, wie Beide sagen, eines *vici* bei Ansbert (21), aus welchem ein *oppidum* wird, hierauf das Lager auf dem *viereckt* sind, mit verschönernden Umschreibungen der Pilgergeschichte, beiden gemeinsam. Der trockene aber höchst werthvolle Katalog der Theilnehmer, welchen Ansbert hierauf gibt, fehlt natürlich der auf bloße Unterhaltung berechneten Erzählung, welche alsbald zu den disciplinaren Bestimmungen übergeht, die der Kaiser für den Zug erließ: *consilio principum*, sagt Ansbert (15) mit einem technischen Ausdrucke, *ex consultationibus principum et virorum prudentum* hat die Pilgergeschichte: es sind nach Ansbert (26) Gesetze für Richter, *qui transgressores legitime punirent*; die Pilgergeschichte (506) amplificiert, es seien Gesetze: *quibus secundum differentiam emergentium casuum transgressorum enormitas animadversione debita puniretur*. Diese Gesetze selbst fügte Ansbert „zur Kenntnis und Erbauung der Nachkommen“ seinem Werke ein. Leider ist uns bei Gerlach nur der Eingang derselben erhalten und somit eine Vergleichung mit der Lagerordnung des Feldzugs gegen Mailand von 1158 abgeschnitten, welche Ragewin²²⁾ uns aufbewahrt hat. Wenn nun schon Gerlach es unnütz fand, diese Gesetze zu wiederholen, so kann man

Baume entdeckte, den er an demselben aufhängen liefs. Beide Erzählungen setzt nun die Pilgergeschichte (S. 507) mit Fortlassung der Zahlen gleich in den Anfang des Zuges durch Bulgarien, noch vor der Ankunft in Nissa am 23. Juli. Eine hübsche andere Waffenthat von einem kranken Ritter, der bei einem feindlichen Angriffe von der Tragbahre springt, einen Feind tödtet, die Anderen in die Flucht schlägt, sich dann wieder auf sein Bett legt, erzählt Ansbert (S. 38) im Zusammenhange mit einem Berichte von dem Grafen von Sayn, welcher die Vorhut der kaiserlichen Schaar commandierte. Die Pilgergeschichte (S. 508) lässt das weg und schiebt das Histörchen vom kranken Ritter vorher ein, indem sie es mit einem *inter hos bellerum tumultus* zu den Kämpfen setzt, welche Dietpold zum 30. Juli bei dem ersten Engpasse berichtet, und hiebei lässt der Autor den kranken Ritter, wie er vom Lager aufspringt, noch den Panzer anlegen, (*protinus lorica indutus*), was der Situation am wenigsten entspricht.

Als ein Beispiel für alle mag die Art gelten, in welcher die Pilgergeschichte die bei Ansbert geschilderten Ereignisse vom 7. December 1189 bis zum 14. Februar 1190 abkürzt und durch einander wirft: statt detaillierter Ausführung diene ein Register, in welchem ich die einzelnen Absätze im Abdrucke der Pilgergeschichte durch Buchstaben bezeichnen:

Ansbert:

Pilgergeschichte:

S. 59 — 60 *Interea dum — trecentos ex eis iugulaverunt.*

S. 60 *In regione Gradhica — praeda vastaverunt*

S. 60 unten bis S. 63 oben *Praeterea huc Fridericus — efferebunt indignatio.*

S. 63 *Dum haec aguntur, kalopetrus — placentia rescripsit.*

S. 63 *Ipsis diebus* — S. 64 unten
S. 65 oben — *subsannatione dimittebant.*

S. 65 unten bis S. 66 unten.

S. 66 unten bis S. 68 oben.

S. 68 *Interim agmina sectorum nostrorum — promoventes versus Adrianopolim.*

S. 68 *Dux Sueviae quarta profectio — S. 69 suis equis retentis.*

S. 69 *Post eum conflictum* bis zum Friedensschlusse auf S. 70.

S. 514 g, h oder von *Sic tempore effluente — trecentos peremit.*

S. 514 f. *regionem Gradits — incendio vastaverunt.*

Fehlt.

S. 514 i: *Interea Kalopetrus — placens pro tempore dedit responsum.*

Fehlt.

S. 514 b, c. (*Vetut alter Phinees* straft der Kaiser bei Beiden).

S. 514 k, 515 oben, aber mit Auslassung der bei Ansbert erzählten serbischen Botschaft.

Fehlt.

S. 514 h. *Deinde universus exercitus — adiit Adrianopolim* (sehr abgekürzt).

S. 513 unten, 514 oben. Sehr abgekürzt, mit Hinzufügung einer gefangenen cumanischen Kämpferin.

Fehlt.

Der Friedensschluss selbst wird in der Pilgergeschichte nur in einem ungenügenden Auszuge mitgetheilt.

Gegen das Ende hin wird die Darstellung der Pilgergeschichte immer verwaschener und redseliger; sicher sind z. B. aus Ansberts *alii nobiles* (S. 104), welche dem ertrinkenden Kaiser zu spät zu Hilfe kamen, die beiden Ritter geworden, von denen der Eine ihn zeitig erreicht, aber, von den Fluthen hingelassen, selbst nicht erretten kann, der Andere zu Pferde ihn zu spät ergreift.

Das Gesagte wird genügen, um das Verhältniß der Pilgergeschichte zu Ansbert außer Zweifel zu setzen. Immerhin bleiben aber noch einige Thatsachen und Geschichtchen, welche jener Quelle eigenthümlich angehören.

Was die Erzählungen angeht, die der Autor eingestreut hat, wie die oben erwähnte von der cumanischen Amazone, von dem Ulmer Bürger, der seinen Bruder heldenmüthig rächt (S. 516), von dem Reiterstückchen des Grafen von Doraberg (517), so haben diese immer etwas Charakteristisches und wir sind dem Manne, der sie aufbewahrt hat, dafür Dank schuldig; die einzelnen Thatsachen, die er sonst mehr als Ansbert hat, scheinen mir aber bedenklich, wenn sich auch die eine und andere belegen lässt²⁴). Die Zerstörung von Branditza durch das deutsche Heer, welches zu diesem Ende auf seinem Marsche umgekehrt sei, (S. 507), eine Thatsache, welche die Pilgergeschichte allein berichtet, erscheint z. B. geradezu unglaublich. Die Lebensmittelpreise, welche sich hier (S. 511 ff.) finden, beruhen vielleicht auf glaubwürdiger Tradition. An der einen und anderen Stelle bietet sich auch Gelegenheit den Text Ansberts aus der Pilgergeschichte zu verbessern, z. B. S. 516, wo eine Burg Ypomenon genannt wird, deren Namen bei Ansbert S. 81 ausgefallen zu sein scheint.

hältnisse, über die Beziehungen namentlich zwischen König Richard I. von England und Herzog Leopold VI. von Österreich hat er, dessen Zuverlässigkeit die vorstehenden Untersuchungen hinlänglich darthun, uns sehr schätzenswerthe Nachrichten erhalten, auf die ich bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen werde.

Wie das Werk vorliegt, macht es durchaus den Eindruck des Unfertigen. Der Autor lässt in der Einleitung nur einen Bericht von der Einnahme Jerusalems im Jahre 1187 erwarten, er will wie Otto von Freising nicht eine Geschichte, sondern eine beweinswerthe Tragödie schreiben und bezieht sich auf den getreuen Bericht derer, welche jenen traurigen Ereignissen beizwohnten (*veridica relatione eorum, qui huic captivitati interfuerunt*). Zu diesem Ende theilt er vier Briefe mit, von denen zwei in Palästina geschrieben sind, die beiden anderen vom Papste und seinem Legaten zum Zwecke eines Kreuzzuges herühren. Dann schildert er die Bewegung, die für den dritten Kreuzzug in Deutschland entstand, hierauf kommt er auf diesen selbst und nach dem Ende desselben bringt er anderweitige Nachrichten. Man muss annehmen, dass der Autor von Anfang dieser Bewegungen an sorgfältig notierte, was in seinen Gesichtskreis fiel, abschrieb, was ihm von wichtigen Briefen unter die Hände kam, auch für den früheren Theil eine Einleitung aufsetzte, dass er aber an aller Ausarbeitung verhindert wurde und seine Arbeit dem Verfasser der Pilgergeschichte sowol, als dem Abte Gerlach zukamen. Mit anderen Worten: es liegt uns in Ansbert eine ganz ähnliche Sammlung von Materialien vor, wie bei Vincentius von Prag, von welchem in der Einleitung dieses Aufsatzes die Rede war.

Wien.

Max Büdinger.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Griechisch-deutsches Schulwörterbuch zu Homer, Herodot, Äschylos, Sophokles, Euripides, Thukydides, Xenophon, Platon, Lysias, Isokrates, Demosthenes, Plutarch, Arrian, Lukian, Theokrit, Bion, Moschos und dem neuen Testamente, soweit sie in Schulen gelesen werden, von Dr. Gustav Eduard Benseler. (gr. 8. IV u. 820 S.) Leipzig, B. G. Teubner, 1859. — 2 Thaler.

Grammatik und Wörterbuch sind das unentbehrliche Rüstzeug eines jeden Schülers. Wenn nun diese Hilfsmittel in Beziehung auf Inhalt und methodische Behandlung allen gerechten Forderungen entsprechen, wenn zugleich durch geschickte Auswahl und knappe Darstellung für einen mäßigen Umfang und dadurch für einen billigen Preis gesorgt ist, so dass diese Bücher von jedem Schüler leicht erworben werden können, so wird man diess gewiss als eine wesentliche Förderung des Unterrichtes anerkennen müssen. Insbesondere sind zweckmässig eingerichtete und dabei billige Wörterbücher noch immer eine seltene Erscheinung. Daher hat auch der Gedanke, welchen Ingersky in seinem lateinisch-

es übernommen, ein leicht zu handhabendes und zugleich wolfeiles Schulwörterbuch zu liefern. Dieses Wörterbuch, so spricht sich der Hr. Verf. in der Vorrede aus, soll dem Schüler dieselben Dienste, wie ein grösseres Lexikon, leisten. Es soll ihm also das griechische Wort in allen den verschiedenen deutschen Bedeutungen, die es in dem Umfange der Schullectüre zulässt, vorführen und hier selbst in einzelnen Fällen eine grössere Fülle nicht scheuen, um aus den gegebenen Bedeutungen das einer bestimmten Stelle entsprechende deutsche Wort sich selbst auszuwählen. Es sollten ferner auch die technischen Ausdrücke im Cultus, Staats-, Kriegs- und Rechtswesen der Griechen eine genügende Definition und in möglichster Kürze eine hinlängliche Beleuchtung finden, wie in gleicher Weise diejenigen Eigennamen, welche nicht in der Stelle selbst schon ihre Erklärung haben, sondern durch Anspielungen oder durch die Art ihrer Erwähnung oder durch ihre Form eine nähere Besprechung erfordern. Ebenso ist überall die Prosodie, wo sie zweifelhaft sein kann, angegeben und, was die Etymologie anbetrifft, das Sichere beigebracht, zweifelhaftes weggelassen worden. Nicht minder sind auch die Dialekte und Flexionsformen, soweit sie in den Bereich der Schullectüre fallen, gewissenhaft berücksichtigt, wobei, wie auch sonst überhaupt, die Texte der Teubner'schen und Weidmann'schen Sammlung zu Grunde gelegt wurden. Endlich sollte noch eine fortdauernde Vergleichung mit dem Lateinischen stattfinden, theils weil dieselbe für die Zwecke der Gymnasien erspriesslich erschien, insbesondere aber auch, weil dieses Lexikon dem Schüler zugleich für seine Übersetzungen aus dem Griechischen in's Lateinische, wie sie an vielen Schulen als nützliche Übungen beliebt sind, ein brauchbares Hilfsmittel liefern sollte. Alles dieses liess sich aber nur dann bewirken, wenn die Zahl der Artikel vermindert wurde. Demnach wurden bloß diejenigen Wörter aufgenommen, welche in den an den Gymnasien gelesenen Schriftstellern vorkommen, nämlich in Homer, Herodot, Äschylos, Sophokles, Euripides, Thukydides, Xenophon, Platon, Lysias, Isokrates, Plutarch, Arrian, Lukian, in den Bukolikern, endlich im neuen Testamente. Da aber von diesen Schriftstellern meist nur ausgewählte Schriften, ja einige Autoren selbst nur vereinzelt und ausnahmsweise an den Schulen gelesen werden, so schien es zweckmässig die Autoren und ihre Schriften in zwei Classen zu theilen, von welchen die eine diejenigen Wörter umfasst, welche in den allgemein gelesenen Schriften vorkommen, während die andere diejenigen Wörter enthält, die in den nur ausnahmsweise und vereinzelt gelesenen Werken sich vorfinden. Die Wörter der ersten Classe sind mit fetter Schrift gedruckt und ausführlich behandelt, die der letzteren sind mit kleinerer Schrift gedruckt und bloß durch einfache Angabe ihrer Bedeutung erklärt, auch sind sie bisweilen der Raumersparnis wegen um einige Stellen vor oder hinter dem ihnen alphabetisch zukommenden Platz gesetzt worden und nun da zu suchen. Behandelt sind demnach die Wörter aus Homers Ilias und

Odyssee, aus Herodot, Aeschylos' Agamemnon (die anderen Tragödien unter Classe II), Sophokles, Euripides' Medea, Bakchen, Iphigenia auf Tauris (die anderen Tragödien unter Classe II), Thukydides, Xenophons Anabasis, Kyropädie, Memorabilien (die Hellenika unter Classe II), Platons Apologie, Kriton, Gorgias, Protagoras, Phædon, Symposion, Euthyphron, Laches, Menexenos (die anderen Dialoge mit Ausschluss von Timæus und *regl. τόμος* unter Cl. II'), Lysias (nach Rauchensteins Auswahl, wie sie dessen Ausgabe in der Weidmann'schen Sammlung enthält), Isokrates' an Demonikem, Panegyricus, Arcopagiticus, Demosthenes' or. 1—6, 8, 9, 18 (16, 18, 19—24. 54, 57 unter Cl. II), Plutarchs Biographien theils unter Cl. I, theils unter Cl. II (mit Ausschluss der Biogr. von Thes., Rom., Num., Publ., Cam., Çor., Tit., Ant., Demetr., Artax., Galba, Otho), Arrians Anabasis, Lukians Götter- und Todtengespräche, Nigrius, Gallus, Ikaromenippus (die meisten anderen Schriften unter Cl. II), endlich die Bukoliker und das neue Testament (mit Ausnahme der Offenbarung Johannis) unter Cl. II.

Je bedeutungsvoller ein solches Unternehmen für die Schule ist, desto mehr wird es gerechtfertigt sein, wenn wir hier nicht mit einigen Worten, sondern in einer eingehenden Recension unser Urtheil über dasselbe abgeben; und zwar dürfte es zweckmässig erscheinen, zuerst über die Einrichtung des Lexikons, welche wir als die Hauptsache betrachten, zu sprechen und dann erst Einzelheiten zu berühren, auf welche wir weniger Gewicht legen, da ja das Horazische: *„Vernum operi longa fas est obrepere somnum“* niemand wol so sehr für sich in Anspruch nehmen kann, als der Verfasser eines Wörterbuches. — Was nun zuerst die Auswahl anbetrifft, so wird man dem Hrn Verf. gerne zustehen, dass sie mit Erfahrung und richtigem Takte gemacht worden ist. Im Einzelnen könnte man bemerken, dass Platons Symposion sich

diese Schriften bilden ein so untrennbares Ganze, dass es gerathener erscheint, sie entweder in ihrer Ganzheit oder gar nicht aufzunehmen, abgesehen davon, dass die von dem Hrn. Verf. getroffene Beschränkung für den Umfang des Buches von gar keinem Werthe ist. Ursprünglich muss auch Hesiod in der Auswahl mitbegriffen gewesen sein, da in den ersten Bogen öfters Wörter und Bedeutungen vorkommen, die sich nur in diesem Schriftsteller vorfinden, z. B. *ἀδάητος* Theog. 655. *ἄζω* Op. 585, Scut. 397, *αλόλλομαι* sich färben Scut. 399 u. dgl., worüber man doch in dem Vorworte eine Andeutung voraussetzen könnte.

Ferner wird man es gewiss nicht misbilligen können, wenn die aufgenommenen Wörter in zwei Classen getheilt werden und danach eine mehr oder minder ausführliche Behandlung erfahren; nur dürfte man es schwerlich entsprechend finden, wenn die Behandlung der Wörter der zweiten Classe eine so dürftige ist, dass eben nichts als eine Bedeutung gegeben wird; denn es lässt sich nicht absehen, wie mit einem solchen Hilfsmittel eine tüchtige Vorbereitung für die Schullectüre einzelner Autoren oder eine gründliche Privatlectüre erzielt werden soll. In dieser Beziehung nun hält das vorliegende Wörterbuch nicht das richtige Mafs ein, wie der erste Blick, welchen man in dasselbe wirft, zur Genüge darthun kann. Was die verschiedenen Bedeutungen, die eigenthümlichen Formen, die Etymologie der Wörter der zweiten Classe anbelangt, so ist hier öfters nicht einmal das Nothwendigste beigebracht, wofür wir im Folgenden zahlreiche Belege liefern werden. Auch kann Ref. es durchaus nicht billigen, wenn der Raumersparnis wegen die Wörter aus ihrer alphabetischen Ordnung verrückt werden; denn es heisst doch dem Schüler etwas zu viel zumuthen, wenn er, um ein Wort zu finden, gleich mehrere Artikel durchlesen soll. Der Schüler hat, besonders ehe er noch mit dem Lexikon sich recht vertraut gemacht hat, nicht jene Geübtheit, um schnell einige Zeilen zu durchfliegen und *νέροθι* unter *νεοχμός*, *ναύπορος* unter *ναυσόπορος*, *ἄβροσύνη* unter *ἄβρότης*, *ταμερός* unter *τακτικός* u. dgl. aufzufinden. Durch eine solche Anordnung wird dem Schüler jedenfalls der Gebrauch des Buches erschwert; dem fleissigen Schüler wird eine unnöthige Last auferlegt, der faule wird davon Anlass nehmen, die Ausrede zu gebrauchen, dass er diess oder jenes Wort nicht aufgefunden habe, ohne dass doch der Lehrer in einem solchen Falle ernstlich einzuschreiten Gelegenheit hat. Indem nun der Hr. Verf. die Wörter der zweiten Classe da, wo ein Raum sich darbietet, an die Artikel, worin Wörter der ersten Classe behandelt werden, anschliesst, bedient er sich häufig der Deutlichkeit wegen der Ausdrücke: „und so, dazu, ähnlich, dagegen,“ welche nicht selten unpassend gebraucht der Zusammenstellung einen barocken Anstrich geben, z. B. S. 313 *ἑκάθερος* (Ähnl. *ἑκάτορος*, ὁ Tempeldiener);“ welche Ähnlichkeit besteht zwischen diesen beiden Wörtern? S. 2 *ἀγαθοεργοί* (Ähnl. *ἀγαθοειδής* gut scheinend),^r S. 4 *ἄγμός*, ὁ Bruch (Ähnl. *ἄγμα*);“ aber *ἄγμα* heisst doch wol „Bruch-

stück² Plut. Philop. 6, S. 735 *ταίλαρος* (Ahnl. *ταλαρίωνος*, δ);² aber *ταλαρίωνος* heisst doch wol „Körbchen“ Theocr. 15, 112, S. 708 *τάριον* (Daz. *τάριος*, ἡ Lab);² soll damit eine Etymologie von *τάριον* angedeutet sein, so ist diese doch nichts weniger als sicher. Bensley griech. Wurzellex. II, 245 sagt wol: „Hiezu (zu *τάριον*) *τάριος*, ἡ Lab; doch ist mir der begriffliche Zusammenhang nicht klar;“ aber das ist so gut als keine Etymologie. Ob denn wol nicht der Schol. zu Theocr. 7, 16, der auf *ταρά* hinweist, Recht hat? S. 19 *ἀνίσταται*, ἡ (Und so, ἡ *ἀνίσταται* die Näherin),² S. 517 wird an das Ende des Artikels δ, ἡ, τό folgenden angeschlossen: (Dag. *δα* wehe!)² u. dgl.

Dass bei dieser Abtheilung in Classen die Wörter mitunter in eine unrichtige Classe gesetzt worden sind, wollen wir nicht besonders betonen, wie wenn z. B. *ἀδελφόν*, *νάδος*, *νησίον* in die erste Classe gestellt werden, während sie doch, da sie nur bei Theocr. 13, 41, N. T. Marc. 14, 3 Jo. 12, 3, Act. ap. 27, 16 vorkommen, in die zweite Classe gehören, oder wenn *πενήγος*, das sich doch bei Herod. 4, 103 findet, in die zweite Classe versetzt wird, u. dgl.; auffallend aber bleibt es, dass in dieser zweiten Classe eine so ungemein große Menge von Wörtern, die nach der im Vorworte angegebenen Auswahl hätten aufgenommen werden sollen, ganz unberücksichtigt geblieben ist, während von den Wörtern der ersten Classe nur hie und da einige übersehen sind. Wir wollen, um hiefür Belege zu liefern, nur einige Seiten des Buches durchmustern, wobei wir, um das Verhältnis der in beiden Classen fehlenden Wörter zu bezeichnen, die Wörter der ersten Classe durch den Druck hervorheben lassen. So fehlen S. 1—19 folgende Wörter: *ἀβέβηλος* (Plut. Brut. 29), *ἀβροθήτος* (Plut. Arat. 2), *ἀβουκόλητος* (Aesch. Suppl. 929)¹, *ἀβουλίω* (Plat. Rep. IV, 437, c), *ἀβούλητος* (Plut. Cic. 41, Phoc. 2, Lyc. 5), *ἀβεσθής* (Eur. Suppl. 1125), *ἀγαθοπύριος* (N. T. 1 Petr. 2, 14), *ἀγέτωρ* (Aesch. Prom. 270, Luc. El. 1130).

(N. T. Matth. 12, 18), *αἰσθητός* (ib. 3, 10), *αἰσχρολογία* (ib. Coloss. 3, 8), *αἰτίωμα* (ib. Act. ap. 25, 7), *ἀκαιρέομαι* (ib. Phil. 4, 10), *ἀκαριαῖος* (Luc. Hist. conscr. 7), *ἀκαρπία* (Aesch. Eum. 801), *ἀπατανάλυπτος* (N. T. 1 Cor. 11, 5), *ἄκεντρος* (Plut. Rep. VIII, 552, c), *ἄκερως* (id. Polit. 265, b), *ἀκέραιος* (ibid. 265 c), *ἄκροστης* (Xen. Cyr. 1, 6, 15), *ἀκροτικός* (Plut. Polit. 281, b). Unter dem Buchstaben *N*, Seite 503—509 fehlen folgende Wörter: *Ναῖς* (Eu. Hel. 187, Theocr. 8, 93), *ναίω* (Od. 9, 222), *νακτός* (Plut. C. Gracch. 7), *νηοσιπέρετος* (Hdt. 1, 189 u. ö.), *νηκονής* (Soph. Ai. 820), *νεῖρα* (Eur. Rhea. 793), *νεῖρος* (Aesch. Ag. 1447), *νεκραγωγέω* (Luc. Char. 2), *νεκροδοχεῖον* (ibid. 22), *νεκροστολέω* (ibid. 24), *νεόκοτος* (Aesch. Sept. 804, Pers. 256), *νεοκράς* (id. Cho. 344), *νεολαία* (Aesch., Eur., Luc.), *νεόπολις* (Aesch. Eum. 690), *νεοττεύω* (Luc. Ver. Hist. 1, 31), *νεοφυής* (Plut. Aem. P. 5), *νηπιάζω* (N. T. 1 Cor. 14, 20). Weit größer ist die Zahl von Bedeutungen und Formen dieser Wörterklasse, über welche wir in diesem Wörterbuche vergeblich Auskunft suchen, wofür wir in aller Kürze nur einige Beispiele anführen wollen. So fehlt bei *ἀγανακτέω* die Bemerkung über das Med. Luc. Somn. 4, *ἄγναθεν* hat auch die Bedeutung: „in und auf die Arme“ Aesch. Eum. 83, *ἀγράφματος* die Bedeutung: „ungeschrieben“ Plat. Polit. 295, a, *ἀδελφός* und — *φῆ* die Bedeutung: „Vetter, Base“ N. T.; *ἀδίακριτος* bedeutet auch „unparteilich“ N. T. Jac. 3, 17, *αἰανής* „ewig“ Aesch. Eum. 861 (wie im adv. — *ὡς* ibid. 664); von *αἰσέω* erscheint im N. T. ein ao. *αἰλάμην*, ein fem. *αἰσία* hat Eur. Ion 421, ein pf. *λέλαμπα* id. Andr. 1026, Tro. 1305; neben dem pl. *νανάγια* und *νανύλοχα* erscheint auch ein sing. Plut. Pomp. 23, Them. 9; neben *νανόπορος* findet sich ein *νανόπος* Eur. Tro. 877; *νεόδημος* hat auch die Bedeutung: „frisch getödtet“ Eur. Rhes. 887; *νομεύω* findet sich im Med. mit der Bedeutung: „weiden (von Herden)“ Pl. Polit. 295, e; einen Aorist *ἐπλήχθη* hat Eur. Tro. 183 u. dgl. mehr.

Weiterhin kann Ref. es durchaus nicht billigen, dass der Hr. Verf. bei der Angabe der einzelnen Formen und Bedeutungen eines Wortes nie die Schriftsteller, bei welchen sich diese Einzelheiten vorfinden, namhaft gemacht hat. Hr. Benseler kann sich vielleicht in dieser Hinsicht auf den Vorgang Ingerslev's berufen, der allerdings eine vollständige Angabe der Schriftsteller, bei welchen jedes einzelne Wort sich findet, für unnöthig erachtet; aber Ingerslev bemerkt doch in der Vorrede (S. IX): „Dagegen halte ich es für sehr wichtig, dass Wörter oder Bedeutungen, die bei den mustergiltigen und classischen prosaischen Schriftstellern sich finden, von denjenigen sorgfältig geschieden werden, die eine in stilistischer Beziehung weniger gute Autorität für sich haben.“ Demgemäss hat er durch ein beigeseztes: „Spät., Vorclass., Poet.“ dafür gesorgt, dass der Schüler doch nicht völlig rathlos bleibe, während Hr. Benseler solche nähere Bestimmungen entweder überhaupt nicht oder nur sehr vereinzelt und auch da nie in consequenter Weise

gebraucht hat, wie diess besonders aus der Besprechung der Einzelheiten am Schlusse der Recension erhellen wird. Ubrigens haben sich ganz tüchtige Schulmänner (ich verweise nur auf diese Zeitschrift Jahrgang 1853, S. 714) mit dieser Ansicht Ingerslev's nicht einverstanden erklärt und ihm dringend empfohlen, bei einer nochmaligen Bearbeitung die Citate wenigstens nicht durchweg zu unterlassen. An ein griechisch-deutsches Schulwörterbuch muss man nun ein solches Ansinnen um so mehr stellen, je mehr die eigenthümliche Entwicklung der griechischen Sprache solche nähere Bestimmungen dringend nothwendig macht. Der Schüler muss einerseits an grösseren Artikeln seines Wörterbuches sehen können, wie an die epische Sprache die dichterische Sprache der folgenden Zeit sich anschliesst, wie aus derselben Urquelle die ionische Prosa sich entwickelt und im Anschluss an dieselbe in strenger Abgeschlossenheit die attische Prosa entsteht, wie endlich durch die Vermischung aller Sprachkreise die buntscheckige Prosa der späteren Zeit sich bildet. Andererseits muss das Wörterbuch ihm Aufschluss darüber geben, welcher Sprachperiode die einzelnen Wörter, Bedeutungen, Formen und Redensarten angehören, damit ihm die einzelnen Sprachperioden in klaren, bestimmten Bildern entgegentreten; geschieht diess nicht, so wird der Schüler bei dem Gebrauche seines Lexikons ganz irrige Anschauungen in sich aufnehmen. Man könnte freilich einwenden, dass ja einzelnes aus diesem Gebiete in der Grammatik behandelt wird und der Schüler daselbst Auskunft finden kann. Aber man wird hiedurch mit den besten Schulgrammatiken in Collision kommen, welche sich auf das Nothwendigste beschränken, das Andere dem Wörterbuche zuweisen wollen, in welcher Beziehung es genügen wird auf Bäumlein's Schulgrammatik Vorrede S. V, Madvig's Syntax Vorrede S. XVI zu verweisen. Wichtiger wäre der Einwurf, dass bei Erfüllung dieser Anforderung der Umfang des Buches bedeutend vergrössert werden müsste; aber

S. 500 „*εἶς* und *εἷς*“ (während doch das prä. *εἷς* bloß Od. 18, 179 und bei Sp., wie im N. T., vorkommt); S. 510 „*εἷς*, ἡ ἄνθ. *εἷς*“ (aber *εἷς* lässt sich ebenfalls nur aus dem N. T. nachweisen); so lesen wir S. 11 *εἷς* 2., auch 3. (bei Hom. erscheint es allerdings als adi. v. 3 Endungen, und ebenso bei Tr. in Nachahmung des Hom. Gebrauches; sonst ist es adi. v. 2 Endungen; ebendasselbe wird die Prosodie mit — — — angegeben, während doch bei att. Dichtern auch die eigentliche Messung — — — — vorkommt), S. 19 „*εἷς*, es, ἡ“ (so findet sich das Wort allerdings bei Hdt. 2, 7, 106; sonst ist es fem.), S. 518 „*εἷς*, ion. *εἷς*“ (aber *εἷς* findet sich nur Od. 17, 196; in Hdt. ist längst diese Form getilgt, Bredow de dial. Her. S. 100), S. 504 „*εἷς*, ἡ, ion. *εἷς*, gen. att. *εἷς*, ep. und poet. *εἷς*, verk. *εἷς*, Trag. *εἷς*“ (vielmehr: gen. att. *εἷς*, ep. *εἷς* ¹⁾, ion. *εἷς*, dor. *εἷς* Trag.), „acc. *εἷς*, ep. und ion. *εἷς*, *εἷς*“ (vielmehr: ep. *εἷς*, ion. *εἷς*), „pl. *εἷς*, ion. auch *εἷς*, Trag. *εἷς*“ (vielmehr: *εἷς*, ion. *εἷς*, dor. *εἷς* Tr., bei Sp. auch *εἷς* Plut.), „gen. *εἷς*, ion. u. altatt. *εἷς* und *εἷς*, Trag. *εἷς*“ (vielmehr: ep. *εἷς* ²⁾, ion. u. att. *εἷς*, dor. *εἷς* Tr.), „dat. *εἷς*, ep. u. ion. *εἷς*, *εἷς*, *εἷς*“ (vielmehr: dat. ion. *εἷς*, ep. *εἷς*, *εἷς*, att. *εἷς*), „acc. *εἷς*, ep. u. ion. *εἷς*, *εἷς*“ (richtiger: acc. ep. *εἷς*, ion. *εἷς*, att. *εἷς*), „gen. und dat. auch *εἷς*, *εἷς*“ (richtiger: gen. und dat. ep. auch *εἷς* (v)); S. 3 heißt es: „*εἷς* . . . außer aor. I pass. *εἷς* auch aor. II pass. *εἷς* (aber Eur. I T. 932 ist schon längst *εἷς* hergestellt, und so kommt *εἷς* nur bei Plut. und anderen Sp. vor), S. 419 heißt es „*εἷς*, fut. *εἷς*“ (so hat allerdings Theocr. 23, 34 und N. T.; aber das eig. att. fut. ist *εἷς* Eur. Cycl. 490 oder *εἷς* Dem. 21, 90, 37, 48), S. 439 „*εἷς*, con. ep. *εἷς*, verstärkte Form im part. *εἷς*, fut. *εἷς* . . ., so. 2 *εἷς*, ep. und att. *εἷς* . . ., aor. I. pass. pl. dor. und ep. *εἷς*, so. 2. med. *εἷς* mit pass. Bedeutung“ (hier wäre zu erinnern, dass die Erklärung von *εἷς* als part. präs. von einer Nebenform *εἷς* durch nichts gerechtfertigt ist, ferner dass das ep. fut. *εἷς* und *εἷς* H. 6, 409; 13, 481, das pl. *εἷς* (*εἷς* Plut.) nicht berücksichtigt ist, dass der so. *εἷς* als ep. und att. bezeichnet wird, während doch

¹⁾ Denn bei den Tr. ist jetzt allgemein *εἷς* hergestellt, vgl. Hermann zu Aesch. Sept. 62. Kirchhoff zu Eur. Med. 390: nur Soph. Fr. 690 (Nauck. 690 Dindorf) findet sich allerdings noch der gen. *εἷς*; es ist aber kein Zweifel, dass hier ebenfalls *εἷς* hergestellt ist. Über den Gebrauch bei Hdt. s. Bredow S. 200 ff.

²⁾ Der gen. *εἷς* bei Att. ist jetzt ebenfalls hergestellt: Ier. An. 7, 3, 12 haben die besten Handschriften ABC nach Dindorf (Oxford Ausgabe von 1853) *εἷς*; Eur. I T. 1485 hat Boissonade *εἷς* hergestellt hat Schenke Lys. Or. 13, 15 *εἷς* Form *εἷς*.

S. 509 „*νίξω* und *νίπτω*“ (während doch das präs. *νίπτω* bloß Od. 18, 179 und bei Sp., wie im N. T., vorkommt); S. 510 „*νίκη*, ἡ ähnl. *νίκος τό*“ (aber *νίκος* lässt sich ebenfalls nur aus dem N. T. nachweisen); so lesen wir S. 11 *ἀθάνατος* 2., auch 3. (bei Hom. erscheint es allerdings als adi. v. 3 Endungen, und ebenso bei Tr. in Nachahmung des Hom. Gebrauches; sonst ist es adi. v. 2 Endungen; ebendasselbst wird die Prosodie mit — ∪ ∪ ∪ angegeben, während doch bei att. Dichtern auch die eigentliche Messung ∪ ∪ ∪ ∪ vorkommt), S. 19 „*ἄκατος*, ου, ὅ“ (so findet sich das Wort allerdings bei Hdt. 2, 7, 186; sonst ist es fem.), S. 518 „*ὀδός*, ion. *οὐδός*“ (aber *οὐδός* findet sich nur Od. 17, 196; in Hdt. ist längst diese Form getilgt, Bredow de dial. Her. S. 166), S. 504 „*ναῦς*, ἡ, ion. *νηῦς*, gen. alt. *ναώς*, ep. und poet. *νηός*, verk. *ναός*, Trag. *ναός*“ (vielmehr: gen. alt. *ναώς*, ep. *νηός* ¹⁾), ion. *ναός*, dor. *ναός* Trag.), „acc. *ναῦν*, ep. und ion. *νηα*, *νάα*“ (vielmehr: ep. *νηα*, ion. *νάα*), „pl. *νηες*, ion. auch *νάες*, Trag. *ναές*“ (vielmehr: *νηες*, ion. *νάες*, dor. *ναές* Tr., bei Sp. auch *ναῦς* Plut.), „gen. *ναῶν*, ion. u. altatt. *νηῶν* und *ναῶν*, Trag. *ναῶν*“ (vielmehr: ep. *νηῶν* ²⁾), ion. u. att. *ναῶν*, dor. *ναῶν* Tr.), „dat. *ναυσί*, ep. u. ion. *νηυσί*, *νήεσσι*, *νάεσσι*“ (vielmehr: dat. ion. *νηυσί*, ep. *νήεσσι*, *νάεσσι*, att. *ναυσί*), „acc. *ναῦς*, ep. u. ion. *νηας*, *νάας*“ (richtiger: acc. ep. *νηας*, ion. *νάας*, att. *ναῦς*), „gen. und dat. auch *ναῦφι*, *ναῦφιν*“ (richtiger: gen. und dat. ep. auch *ναῦφι(ν)*); S. 3 heisst es: „*ἀγγέλλω* . . . aufser aor. I pass. *ἡγγέλθην* auch aor. II pass. *ἡγγέλην* (aber Eur. I. T. 932 ist schon längst *ἡγγέλθης* hergestellt, und so kommt *ἡγγέλην* nur bei Plut. und anderen Sp. vor), S. 419 heisst es „*κλαίω*, fut. *κλάβσω*“ (so hat allerdings Theocr. 23, 34 und N. T.; aber das eig. att. fut. ist *κλάβσομαι* Eur. Cycl. 490 oder *κλαήσω* Dem. 21, 99, 37, 48), S. 439 „*κτείνω*, coni. ep. *κτείνωμι*, verstärkte Form im part. *κτανέων*, fut. *κτανῶ* . . ., ao. 2 *ἐκτᾶνον*, ep. und att. *ἐκτᾶν* . . ., aor. 1. pass. pl. dor. und ep. *ἐκτᾶθεν*, ao. 2. med. *ἐκτάμην* mit pass. Bedeutung“ (hier wäre zu erinnern, dass die Erklärung von *κτανέων* als part. präs. von einer Nebenform *κτανέω* durch nichts gerechtfertigt ist, ferner dass das ep. fut. *κτανέω* und *κτανέομαι* Il. 6, 409; 14, 481, das pf. *ἐκτονα* (*ἐκτόνηκα* Plut.) nicht berücksichtigt ist, dass der ao. *ἐκταν* als ep. und att. bezeichnet wird, während doch

¹⁾ Denn bei den Tr. ist jetzt allgemein *ναός* hergestellt, vgl. Hermann zu Aesch. Sept. 62, Kirchhoff zu Eur. Med. 520; nur Soph. Fr. 690 (Nauck, 699 Dindorf) findet sich allerdings noch der gen. *νηός*; es ist aber kein Zweifel, dass hier ebenfalls *ναός* herzustellen ist. Über den Gebrauch bei Hdt. s. Bredow S. 260 ff.

²⁾ Der gen. *νηῶν* bei Att. ist jetzt ebenfalls beseitigt; Xen. An. 7, 5, 12 haben die besten Handschriften ABC nach Dindorf (Oxforder Ausgabe von 1855) *ναῶν*; Eur. I. T. 1485 hat Boissonade *ναῶν* hergestellt, und ebenso hat Scheibe Lys. Or. 13, 15 die Form *νηῶν* verworfen.

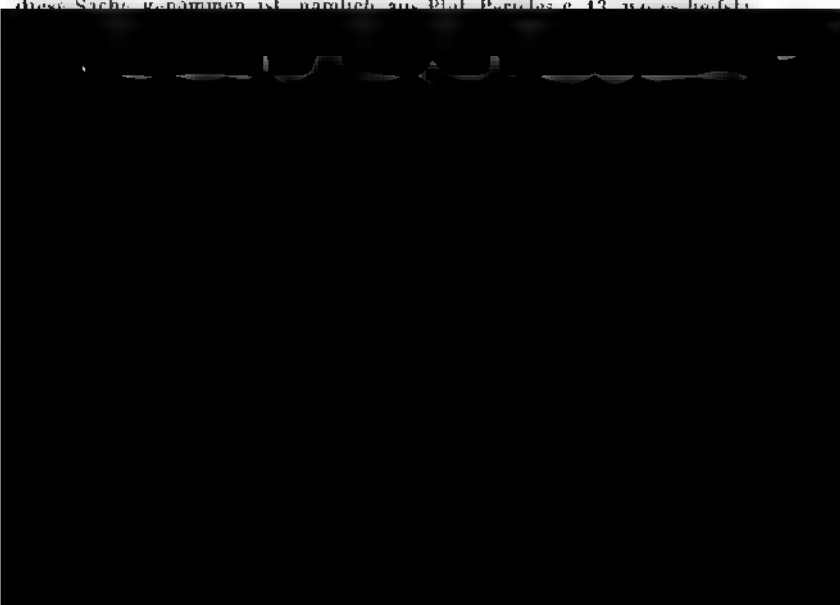
dieser Form sich nur die Trag. im Anschlusse an den Homer. Sprachgebrauch bedienen, dass der so. 2. med. als ep. und poet. bezeichnet werden sollte, endlich dass über den Gebrauch von (ἀπο)θνήσκειν als pass. dieses Verbums etwas hätte bemerkt werden sollen. Wenn übrigens Hr. Benseler in diesem Artikel folgendes bemerkt: „Im Aor. getödtet haben, soviel an ihm lag, tödten haben wollen, und so auch θανάσκειν, man war darauf aus mich zu tödten, die Handlung hatte begonnen, kam aber nicht zur Vollendung,“ so muss man sich sehr verwundern, wie diese eben nicht besonders stilisierte Bemerkung in ein Lexikon kommen konnte) u. dgl. mehr. Wir wollen hier noch mit einigen Worten darauf hinweisen, wie sehr Hr. Benseler der Deutlichkeit und Übersichtlichkeit dadurch Eintrag gethan hat, dass er mehrere Artikel in einen zusammenzuziehen versuchte. Wenn z. B. S. 504 *παρατίθω* und *παραθίω* zusammengestellt werden, so muss der Schüler nothwendig glauben, dass die folgenden Bemerkungen sich gemeinschaftlich auf beide Verba beziehen; er muss also auch ein med. *παρατίθωμαι*, ein intr. gebrauchtes *παραθίωμαι* annehmen, was in Wirklichkeit nicht vorhanden ist, wenn S. 508 *τίω* spinnen und *τίω* häufen (die übrigens ganz verschiedene Wurzeln haben, vgl. *mere*, althochd. *nahan* und *vāsen*), zusammengestellt werden, so muss der Schüler die gleich darauf erwähnten Tempora auf beide Verba gleichmäfsig beziehen, was durchaus nicht richtig wäre. Oft wird durch eine solche Zusammenziehung nicht einmal eine kleine Raumersparnis erreicht, da der Hr. Verf. bei den einzelnen Unterabtheilungen der Bedeutungen diejenigen Stichwörter, auf welche sich dieselben beziehen, wiederholen muss. Man vergleiche in dieser Hinsicht die Artikel *νιψός* und *νιψέτος*, *παραβάτης* *πατότης* und *πατέλλος*, *νοπή* *νόμωμα* und *νομός* (wobei übrigens *νομός* Il. 20, 249 unpassend als „Austheilung, Verbreitung“ erklärt wird), *εὐλαβέωμαι*, *εὐλαβέω* und *εὐλαβίζω* u. s. w., welches Hr.

In Beziehung auf die Prosodie wäre es wol zweckmäßiger gewesen, bloß die langen und mittelzeitigen Sylben zu bezeichnen, indem es sich von selbst versteht, dass diejenige Sylbe, welche keine Bezeichnung trägt, als kurz zu nehmen ist. Auch hier kann man eine strenge Consequenz in dem Verfahren des Hrn. Verf.'s nicht anerkennen; denn wenn z. B. bei ἀβροκόμης bemerkt wird [ᾶ], warum geschieht nicht dasselbe bei ἀβρόπλοτος? wenn in ἀγκύλος α mit dem Zeichen der Kürze versehen wird, warum bleibt ἀγκύλη ohne alles Zeichen? wenn νεανισύομαι, νεανισκεύομαι geschrieben wird, warum finden wir denn bei νεανίσουμα keine Bezeichnung? u. dgl. mehr. Nicht selten ist auch jede Angabe unterlassen, z. B. bei ἀγνιάτης, ἀστέος, ἀσφύλη, Ἀσύμη u. s. w., oder es findet sich eine verschiedenfache Angabe, wie ἄγγειον neben ἄγγειον, νεκρομαρτυρίον neben νεκρομάρτυριον u. dgl.

Wir kommen nun, indem wir uns an das Vorwort des Hrn. Verf.'s halten, zu dem Grundsätze, den er in Bezug auf die Behandlung der Etymologie aufgestellt hat. Er lautet: „über die Etymologie solle das Sichere beigebracht, Zweifelhafte aber weggelassen werden.“ Und wer würde wol den Satz, so wie er ausgesprochen ist, nicht billigen? Aber bei näherer Besichtigung verhält sich die Sache ganz anders; denn der Hr. Verf. scheint unter dem Zweifelhafte alles dasjenige zu begreifen, was die vergleichende Sprachforschung auf diesem Gebiete an's Licht gefördert hat. Wann werden denn die Philologen aufhören, sich gegen diese Forschungen zu verschanzen und alles, was von dieser Seite kommt, als Contrebande zu betrachten? Allerdings waren die Schriften dieses Gebietes nicht gar so leicht zugänglich; wir hoffen aber, dass nach Werken, wie „die Grundzüge der griechischen Etymologie von Georg Curtius. Erster Theil. Leipzig, 1858“ dieses Vorurtheil schwinden und diese so wichtige Richtung eines allgemein belebenden Einflusses sich erfreuen wird. So werden wir, um nur ein Beispiel anzuführen, der gezwungenen und nichtssagenden Erklärungen des ἱερός ἰχθύς II. 16, 407 (heiliger Fisch) und des ἱερὸν τέλος φυλάκων II. 10, 56 (geweihte Wächterschar) entbehren können (vgl. Zeitschrift für vgl. Sprachf. Band III, S. 154, vgl. Band II, S. 274 und Curtius Grundzüge S. 368). Aber nicht bloß die Resultate der neuere Sprachforschung auf diesem Gebiete bleiben hier unberücksichtigt, sondern es werden auch solche Etymologien nicht erwähnt, die längst in alle Lexika übergegangen sind, z. B. ἀγύρτης (ἀγείρω; ἄγυρις), ζέφυρος (ζέφος), ζῆλος (ζέω), ζητέω (δίζημαι), ζύμη und ζωρός (ζέω) u. dgl. Dagegen finden wir ganz verkehrte Etymologien berücksichtigt, wie αἰζηός (ζέω), ἀκασκῆτος (καίω), νεαλής (ἀλής) u. dgl. Wir wollen es ferner nicht tadeln, dass Hr. Benseler der Kürze wegen oft bloß einen Theilungstrich gebraucht hat, statt das Stammwort besonders anzugeben; aber es ist diess mitunter an unrichtigem Orte und durchaus nicht consequent gebraucht worden. Wenn z. B. ἀ-βακέω geschrieben wird, so wird der Schüler nicht wissen, dass dieses Wort von ἄβαξ und dieses

wieder von *βέζω* herzuweisen ist, oder wenn *ἀγένητος* (*γίγνομαι*)* bemerkt wird, warum lesen wir auf derselben Seite *ἄ-βλητος*, *ἄβροχος** u. dgl. mehr. Ebenso hat der Hr. Verf. von dem in allen Wörterbüchern mit Recht gebrauchten Mittel die etymologischen Beziehungen der Wörter zu einander durch ein: „von, davon“ zu vermitteln, nur einen seltenen und da nicht consequenten Gebrauch gemacht, wie denn auch sonst manche Unrichtigkeiten vorkommen, z. B. *ἄρα*, dav. *ἀρά*,* welches doch vielmehr von *ἄρα* herzuweisen ist u. dgl.

Was die Eigennamen und die technischen Ausdrücke anbetrifft, so scheint der Hr. Verf. hier ebenfalls nicht consequent verfahren zu sein. Gleich in den ersten Blättern fehlt eine bedeutende Zahl von Eigennamen, während andere berührt und oft mit sehr weitläufigen Bemerkungen versehen sind. So fehlen: *Ἀβελ* (*Ἀβελος*), *Ἀβαντις*, *Ἀβαντις*, *Ἀβδηρα*, *Ἀγαμέμνων*, *Ναυδάμιον*, *Νίπτιον*, *Νίσιος* u. dgl., während doch *Ἀγνόςιον*, *Ἀνδρας*, *Ἀχιλλεύς*, *Ναύκλις*, *Νίος* *εἰς*, *Νίστα*, *Ὀδυσσεύς*, *Τάχα* u. dgl. aufgenommen und dazu so breite Bemerkungen gegeben werden, dass man öfters eher ein Reallexikon als ein Schulwörterbuch vor sich zu haben glaubt. Dasselbe gilt von den technischen Ausdrücken, nur dass hier die Erklärungen gar oft noch breiter gegeben sind und alles richtige Maß übersteigen. Hiefür nur ein einziges Beispiel. Bei *ταῶς* wird folgendes bemerkt: „Der Pfau, der, als er durch Damon in Athen mehr aufkam, allgemeine Bewunderung fand und Neugierige von Lakedaïmon und Thessalien herbeiführte. Er wurde daher Frauen als Preis für unerlaubten Umgang geboten.“ Selbst wenn letztere Bemerkung gegründet wäre, würde sich doch jedermann scheuen, sie in ein Schullexikon aufzunehmen, abgesehen davon, dass alle diese Bemerkungen überhaupt nicht in ein Sprachlexikon gehören; nun wird aber jedermann gleich erkennen, woraus diese Sache genommen ist, nämlich aus *Plot. Pericles* c. 12, wo es heißt:



einer schwerfälligen und unklaren Form gegeben; z. B. *ἀγαθοεργοί* bei den Spartanern die Ältesten vom Ritterstande, aus welchem sie alljährlich zu Fünfen austraten² (vgl. Hermann's Staatsalterthümer §. 29 und Müller's Dorier II, S. 237) oder *ῥοδοδάμνης*, ó Name der Heloten in Sparta einige Zeit nach ihrer Freilassung² (vgl. Hermann §. 47, Müller II, S. 40), oder *Τειρεσίας* ein berühmter Seher in Theben, der zwar 9 Menschenalter zu leben hatte, aber doch schon vor dem troischen Kriege gestorben war, jedoch in Böotien ein Heiligthum mit einer Orakelstätte besaß² u. dgl. mehr.

Was endlich die beigegebenen lateinischen Bedeutungen anbetrifft, so glaubt Ref., dass hiemit kaum irgend ein Nutzen geschaffen ist. Wenn wirklich zur Übung an Gymnasien griechische Autoren in's Lateinische übersetzt werden sollen, so wird man sich hiebei auf Xenophon, Herodot und verständig ausgewählte Stellen von Platon und Demosthenes beschränken müssen; sollte man aber daran gehen, auch Homer und Sophokles also übersetzen zu lassen, so wird man ohne Zweifel gar bald erfahren, welch ärmliche Resultate ein solcher Versuch liefert. Und auch Übersetzungen des Xenophon, Herodot und ausgewählter Stücke aus Platon und Demosthenes würde Ref. nur dann empfehlen, wenn diese Autoren bereits gehörig interpretiert und eine genaue, treffende deutsche Übersetzung gegeben ist; diese müsste das Medium bilden, durch welches der Schüler zu einer lateinischen Übersetzung vorschreiten könnte. So meine ich denn, dass die Beigabe lateinischer Bedeutungen, die ohnehin keine umfangreiche sein kann, keineswegs den Nutzen darbietet, welchen der Hr. Verf. ihr zuschreibt, besonders wenn, wie in dem vorliegenden Wörterbuche, uns Übersetzungen begegnen, welche, indem sie bloß das griechische Wort buchstäblich durch ein lateinisches wiedergeben wollen, von dem Schüler bei seinen Arbeiten nicht verwendet werden könnten. Wer wird in einer Übersetzung des Homer *ἄαπτος* durch *intactilis* (Lucr. 1, 438), *ἄβλητος* durch *tactus non tactus*, *αἰολομήτης* durch *mitram varie coloratam gestans*, *ὁαριστής* durch *collocutor* (Tertull. adv. Prax. 5, August Conf. 9, 6), *ὁαριστής* durch *confabulatio* (Symm. ep. 9, 84. Tertull. ad uxor. 2, 3, Hieron. ep. 198, n. 19) u. dgl. wiedergeben wollen? Hätte der Hr. Verf. diese lateinischen Wortdeutungen ganz beseitigt, bei der Erklärung von Eigennamen und technischen Ausdrücken sich auf das Nothwendigste beschränkt, endlich, was bei einem Lexikon nicht gleichgiltig ist, sich der allgemein gebräuchlichen Abkürzungen, wie: etw., dh., m., übh., P., M., DM. u. dgl. bedient, so hätte er Raum für das, was wir als fehlend bezeichnet, und zugleich für eine bessere Anordnung der einzelnen Artikel gewonnen und so das Buch zu einem wirklich brauchbaren Schulbuche geschaffen.

Es erübrigt noch, nachdem wir die Einrichtung des Buches besprochen, eine Anzahl einzelner Artikel zu prüfen und die Bedenken, die uns hiebei aufstossen, in aller Kürze mitzutheilen. So

bemerken wir gleich bei dem ersten Artikel, dass die Erklärung des sogenannten *α πρῶ* uns nicht befriedigen kann. Denn wenn der Hr. Verf. sagt: „*α πρῶ*, urspr. = *ἀν*, also zunächst *άν*, wie es vor Vocalen meist heißt, verneint oder schwächt den Begriff des Wortes, vor welchem es steht,“ so tritt uns doch nicht bestimmt entgegen, dass *άν* die ursprüngliche Form ist; ferner wäre es zweckmäßig gewesen, statt des „meist“ lieber mit einigen Worten die Sache zu erklären; endlich ist die Bemerkung, dass *άν* den Begriff des mit ihm zusammengesetzten Wortes schwächt, wol durch kein Beispiel zu belegen; vielmehr hebt es entweder den Begriff auf oder setzt sein Gegentheil. — *ἀάατος* Od. 21, 91; 22, 5 wird erklärt: „nicht zu bestehend, allzuschwer,“ welches gewiss nicht in den Zusammenhang passt. Das Richtige geben schon die alten Erklärer: „unschädlich, keinen Schaden bringend;“ nur muss die Stelle Od. 21, 91 richtig gedeutet werden. Antinoos will sagen: „lasset den Freiern den Bogen als den Gegenstand eines Wettkampfes zurück, der euch nicht Schaden bringen wird; denn ich meine, dass man nicht so leicht diesen Bogen spannen wird. So sprach er; aber im Herzen hoffte er anders.“ Demgemäß ist nach *πρωτήρεσσιν* zu interpungieren. Wenn dann Odysseus 22, 5, wo *ἀάατος* mit Döderlein Hom. Gloss. n. 255 als Prädicat zu fassen ist, sagt: „der Wettkampf ist wirklich ohne Schaden vollendet,“ so will er damit ironisch bedeuten: dieser Wettkampf hat wirklich, wie du Antinoos sagtest, nicht Schaden gebracht; deine Vorhersagung hat sich erfüllt. — *άάω*, poet. verlängert aus *άω*.“ Wodurch lässt sich dieses erweisen? — *άβίωτος* 2. nicht zu leben, unerträglich.“ Letztere Bedeutung passt nur, wenn *βίος* (*vita non vitalis*) hinzugesetzt wird. — Bei *άβληηχος* hätte wol noch *νόσος* Plut. Per. 38 „schleichende Krankheit“ erwähnt werden sollen. — *άβροτος* 3.* aber das fem. findet sich bloß Il.

σοϛ 2. mit übler, d. h. unverständlicher Sprache, welsch;² im Gegentheile: mit gar keiner Sprache, da den Hellenen die fremde Sprache nicht als menschlicher Laut, sondern eher als das Zwitschern einer Schwalbe klang, vgl. die Bemerkungen Schneidewin's zu Soph. Tr. 1066, Aesch. Ag. 1009, Schol. Ar. Av. 1680, Soph. Ai. 1242, Hdt. 2, 57. — αἴγνοια . . . Soph. Trach. 419 ἦν ὑπ' αἰγνοίας ὁρᾷς die du mit (verstellter) Unkenntnis ansiehst, die du in Unbekanntheit hüllst.² Wer die Anmerkungen Schneidewin's, Hermann's und Wunder's gelesen hat, wird zugeben müssen, dass sich die Stelle in der überlieferten Form nicht halten lässt, und sie als corrupt anerkennen; übrigens passt die Bemerkung: „die du in U. hüllst“ nur auf eine Conjectur, wie: ὑπ' αἰγνοίας στεγνύεις (συνέπεις). — αἴγρεός und αἰγρεντής Fangeroberer (?), Fänger, Beiname des Bakchos nicht nur (?), sondern auch des Apollo, weil dieser den Python getödtet.“ — αἰγίλος Harnisch von Ziegenfell, im Bes. das mit Nacht, Donner und Blitz schreckende metallene Schild des Zeus.² Richtiger wäre es wol, zwei Bedeutungen zu unterscheiden: 1. Sturm, Sturmwind Aesch. Cho. 586; daran sich schließend: Sturm-schild. — 2. Ziegenfell, Brustharnisch von Ziegenleder. — αἰδής 2. 1. abscheulich, d. h. was man sich anzusehen scheut. (Auch 2. ungesehen, unbekannt.)² Die erstere Bedeutung, welche Ribbeck Philologus IX, S. 58 für die Homerischen Stellen empfohlen hat, erweist sich als unhaltbar, wenn man an πῦρ αἰδήςλον Il. 2, 455 denkt; denn ein „abscheuliches Feuer“ wird wol hier kaum passen; was die zweite Bedeutung anbetrifft, so kann sie sich nur auf Hes. Opp. 754 beziehen, worüber ich am Eingange der Recension gesprochen habe. — Bei αἰμασάα lesen wir: „dann übh. ein Damm oder eine meist regellos aufgeschichtete Mauer, gew. mit Gestrüpp bewachsen.“ Wir wollen nicht leugnen, dass diese Bedeutung sich an einigen Stellen findet, aber die bei Hdt. sehr gewöhnliche Bedeutung ist: eine aus Steinen oder Backsteinen regelmässig aufgeführte Mauer, vgl. 1, 180, 191, 2, 138, 6, 134. — αἰμορραγής 2. von Blut fließend, φλέψ (durch einen Druckfehler steht: φλόξ) Blutader.² Könnte wol αἰμ. φλέψ Blutader heißen? Und ist nicht vielmehr αἰμ. Soph. Phil. 825 Prädicat, mit παρόρρωγες zu verbinden? — αἰπύς 6) von Zuständen, in die man jählings geräth, jäh, mühevoll.² Die letztere Bedeutung wäre wol an α) „hoch, steil“ anzuschließen gewesen; mit „jäh“ steht sie in keinem begrifflichen Zusammenhange. — αἰστος 2.² Unbemerkt blieb die Form αἶστος Aesch. Eum. 565. — ἀκήν adv. eig. acc. von ΑΚΗ, still, ruhig.² Aber das subst. ἀκή findet sich ja Mosch. 2, 18. — ζᾱ-, untrennbare Partikel, wie δια-, bes. mit adi. zusammengesetzt zur Verstärkung (Acol. auch für δια).² Aber es ist bereits längst anerkannt, dass ζα-, δια-, δια- identisch sind mit δια (vgl. διαδέξις, διάδηλος u. dgl.), worüber Zeitschrift für vgl. Spr. Bd. VII, S. 138, 293. — ζᾱ-κτος 2. zornblind (?), grimmig.“ — ζεῦγμα . . . das Zusammengespernte, dah. ζ. τοῦ λιμένου der gesperrte Eingang

d. H.² Richtiger wol: die Sperr d. H. Thuc. 7, 59, 60. — ἐξέγ-
 ρυει... Im Bea. α) von Schiffen: sie ausbessern, kalfatern, d. h. Bän-
 der, verbindende oder zusammenhaltende Balken (ξύματα) einziehen.²
 Diese Bedeutung hat es nur Thuc. 1, 29 und zwar durch den Zusam-
 menhang der Stelle: ἐξέκλυντες τὰς πάλαιας (παύς) ὥστε πλωίμους
 εἶναι. — ἐξηλώσεις 2.;² vielmehr 3. und 2. Eur. Andr. 5 Med. 1037.
 — ἐξάσσει... Einen beim Gürtel ergreifen und abführen war bei den
 Persern das Symbol der Verurtheilung zum Tode.² Vielmehr nur das
 beim Gürtel ergreifen, vgl. Xen. An. 1, 6, 10, Diod. 17, 30, Nicolaus
 Damasc. p. 533 Vales. — ἐξωστῆς... er war am Panser mit gol-
 denen Schnallen oder Spangen befestigt.² Waren diese Spangen immer
 von Gold? — ἥ.² Über die seit Bekker bei Homer recipierte Schreib-
 weise: ἥ...ῆ, ῆ...ῆς (Lehrs Quaest. ep. S. 50—62) ist nichts be-
 merkt. — ἑτάτος, poet. auch ῥήτος;² vielmehr ῥήτος, dor. ῥαίος
 Trag. — ἑρπυρίαιδες 2. zum Erbrechen geneigt.² So findet sich
 das Wort allerdings Plut. mor. p. 669; aber die Bedeutung, welche
 hier angedeutet sein sollte, ist: „Erbrechen erregend“ ἄλως Pyrrh. 13.
 — ἐρίξω; Med. sich waschen, sich abwaschen, abs. o. τί...;
 auch τί τι, sich etwas in Betreff von etw., d. h. also von etw. ab-
 waschen.² Diese Bemerkung ist, zumal da noch darauf die Worte
 folgen: „und zwar, τινός aus etwas, aber ἐν ποταμῷ mit Flusswasser,²
 rein unverständlich. — ἑός (auch ὅ betont)..., dual. τῷ, meist auch
 im Fem., gen. und dat. ep. τοῖς, nom. pl. auch τοί, ταί st. οί, αἱ,
 gen. ep. τῶν, dor. τᾶν, dat. ep. u. poet. τοῖσι, ταῖσι, ῥῆσι, ῥῆς u. s. w.²
 Ref. meint, nicht weiter auseinanderzusetzen zu müssen, wie unklar und
 theilweise fehlerhaft diese Bemerkungen sind. — ἑός, ῆ... Genossin,
 vorzügl. Weibchen² (?). — ἑόας, ῆ trauliche Unterhaltung...,
 aber πολέμων des Krieges Verkehr, d. i. Gebrauch.² Es genügt auf Dö-

ἄγκυλος st. ἄγκύλος, ἄγναμπος st. ἄγναμπος, S. 6 ἀγρωστής st. ἀγρώστης, S. 8 ἄδαγμος st. ἄδαγμός, S. 11 ἄζυμαι st. ἄζομαι, ἄζω st. ἄζω, S. 13 αἰθαλιόω st. -λόω, S. 19 ἄκεστος st. ἀκεστός, ἄκεστρα st. ἀκέστρα, ἀκηδήστως st. -έστως, S. 315 Ζῆν st. Ζήν, S. 316 ζύμη st. ζύμη, Ζωδιακός st. Ζωδ., S. 503 ναιχί st. ναίχι, S. 504 ναυμαχ-
σεῖω st. -χησεῖω, S. 507 ἐφ' ἵππον st. ἐφ' ἵππων, νεόπλῦτος st. -πλῦτος, S. 735 ταλαίρινος st. ταλάρινος, ταμίης [ι] st. τ. [ι], S. 736 νόμος st. νομός, S. 737 τὰριχήναι st. τὰριχ. u. dgl. — Der Preis ist billig.

Innsbruck.

Dr. Karl Schenkl.

Dr. L. G. Blanc's Handbuch des Wissenswürdigsten
aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner von
Dr. A. Diesterweg. Siebente Aufl. 3 Bände. (792. 776. 722 S.)
Braunschweig, A. Schwetschke & Sohn, 1856. — 7 fl. 30 kr. & W.

Der Titel des obigen Werkes „Handbuch des Wissenswürdigsten“ könnte zur Meinung verleiten, es sei kein vollständiges Ganze beabsichtigt worden, sondern nur das Interessanteste herausgehoben, so dass etwa im astronomischen und physikalischen Theile und auch in anderen Partien des Werkes schwierigere und mehr untergeordnete Gegenstände ausgeschieden oder vernachlässigt erschienen; allein sowol der ursprüngliche Verfasser, Hr. Dr. Blanc als der Fortsetzer Hr. Dr. Diesterweg haben den Begriff des Wissenswürdigsten so weit ausgedehnt, dass nicht nur Lücken im Plane kaum bemerkbar sind, sondern weit mehr Erweiterungen stattfanden, wo es das Interesse der Leser den Autoren zu fordern schien. Der Titel führt auch den Zusatz: „Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, so wie zum Selbstunterricht.“ Bezüglich der Schule kann wol nur eine Verwendung als Hilfsbuch gemeint sein, weil weder Form noch Umfang den gewöhnlichen Bedürfnissen des Unterrichtes entsprechen dürften. Die Form nicht, weil sie häufig zum Lesebuche in Quantität und Qualität sich hinneigt, insofern sie einerseits in der Ordnung des Materials des allgemeinen Theiles (welcher der wichtigste) durch gelegenheitlich sich bietende Überschreitungen die gewohnte Systematik vermissen lässt, anderseits (am rechten Orte) Schilderungen eingeschaltet wurden, wie sie die vielen Sammlungen von Charakterbildern der Erde und ihrer Bewohner zu enthalten pflegen. Der Umfang (mehr als 140 Bogen) ist sehr bedeutend und es wird wenige Schulen geben, in welchen Geographie, alle Curse zusammen genommen, in solcher Ausdehnung vorgetragen wird. Allein wenn auch dieses, seinem Hauptzwecke, die Ansprüche gebildeter Personen zu befriedigen, ganz entsprechende Werk weniger einen Leitfaden für den Schüler abgibt, so kann es desungeachtet als Handbuch für Lehrer dienen, welchen bei schmalem Einkommen grössere wissenschaftliche Werke nicht erreichbar sind; denn der Preis ist im Verhältnisse zur Illustrirung und zum Umfange mässig. Der Inhalt gewährt für urtheilsreife Leser eine nützliche und zureichende Fülle von Belchrung. Er umfasst eine ziemlich ausführliche Erdbeschreibung und Völkerschilde-
rung im eigentlichen Sinne des Wortes, vorzugsweise sehr belebte und treue Gemälde der Hauptstädte, hält sich absichtlich von aller trockenen Statistik möglichst fern, und greift, wo es nöthig ist, in die Physik, Geologie, Meteorologie etc. so weit hinüber, dass alles Zurückgehen

auf die Lehrbücher dieser Wissenschaften entbehrlich wird. Die Verbindung mit Geschichte gehört, mit Rücksicht auf den Hauptzweck, ebenfalls zu den Vorzügen des Werkes, nur macht sich in dieser Beziehung eine große Ungleichheit der Behandlung bemerkbar, indem bald nur magere Notizen, bald umfangreiche Auszüge erscheinen (z. B. bei der römischen Geschichte). Durch Einbeziehung der Literatur wurde auch versucht der Culturgeschichte Genüge zu leisten. Insbesondere muss betont werden, dass der Verfasser überall bestrebt war, den neuesten Zustand unseres Wissens wiederzugeben, was ihm so gelungen ist, dass nur wenige Stellen entdeckt werden, wo mittlerweile eingetretene Veränderungen Berichtigungen nöthig machen. Auch hat er die Absicht gehabt, von religiösen und politischen Parteilansichten sich ferne zu halten und dem Grundsatz der gerechten Beurtheilung von Land und Leuten zu huldigen. Das beweisen viele heikliche Stellen des Werkes, und wenn auch einzelne Leser von ihrem Standpunkte diesen oder jenen Ausdruck oder Satz anstößig finden werden, so bleibt doch dem Ganzen das Lob der Mäßigung. Theilweise verletzende Stellen sind manchmal gewisse Gemeinplätze, wo das Anbringen ständiger Bemerkungen so gewöhnlich geworden ist, dass auch der Vorurtheilsfreie dem Herkommen opfern zu sollen glaubt. So z. B. muss sich der Katholicismus öfters gefallen lassen, als wissenschaftsfeindlich und intolerant verschrien zu werden, während der Muhamedismus, der es wirklich in hohem Grade ist, besser durchkommt. In Beziehung auf gewisse Partien des Werkes, wo noch Hypothesen das Gebäude bilden, oder kritische Untersuchungen noch keinen Abschluss gefunden haben, zeigt sich eine etwas zu große Sicherheit und Bestimmtheit des Vortrages, und trotz aller eingestreuten mildernden Bemerkungen merkt man doch deutlich, welcher Seite der Verfasser sich zuneigt. Diese Behandlungsweise entspricht dem Schulzwecke sicher nicht. Die Schule ist der Boden für die ausgemachten Thatsachen und unanfechtbaren Resultate; alle unerledigten Streitfragen sollten von ihr ferne gehalten werden. Selbst der gereifte Mann gewinnt wenig dabei, und hat selten Bildung genug, um den Schiedsrichter nach seiner Überzeugung zu machen, zumal, wenn nur die Gründe des Angriffes aber nicht der Vertheidigung vorgebracht werden. Ein späteres Durchgehen des Werkes wird Folger für diese Ansicht liefern. Das obeliskisch gedruckte, nette und schön illustrierte

gogenden; 18. Magnetismus; 19. Längenmaße; 20. Dichtigkeit; 21. Globen und Landkarten. *C*) die Erde im besonderen: 22. Luft; 23. Barometer; 24. Thermometer; 25. Hygrometer; 26. Endiometer; 27. Luftpumpe; 28. Luftballon; 29. Luftwärme; 30. Bodentemperatur; 31. Winde; 32. Feuchtigkeit, Niederschläge; 33. Elektrizität; 34. Druck der Luft; 35. Licht und Lichtphänomene; 36. Klima; 37. Wasser; 38. Meere; 39. Bewegung des Meeres; 40. Küsten; 41. Meeresproducte; 42. Eintheilung; 43. Gewässer des Festlandes; 44. Mineralquellen; 45. Flüsse; 46. Hauptströme; 47. Seen. *D*) das feste Land: 48. Oberfläche; 49. Ebenen; 50. Wüsten etc.; 51. Berge und Thäler; 52. Gebirgsvegetation, Gletscher; 53. Gebirgsarten; 54. Erdrinde; 55. Veränderungen; 56. Vulkane; 57. Erdbeben; 58. Bildung der Erdrinde; 59. Höhlen; 60. Bergbau; 61. Wichtigste Stoffe; 62. Producte des Mineralreiches; 63. Vegetation und Producte des Pflanzenreiches; 64. Thiere; 65. der Mensch; 66. Krankheiten der Menschen (Medicinische Geographie); 67. Religion; 68. Verfassungen; 69. Entdeckungen (chronologische Übersicht); 70. Eintheilung der Erdoberfläche. Aus diesem Inhalte der §§. kann man bereits entnehmen, was aus verwandten Wissenschaften herübergezogen wird, und wie das Materiale einerseits geordnet ist, anderseits zusammengehöriges auseinander liegt (z. B. 23 und 34, 24 und 29, 25 und 32). Es würde vielleicht gut gewesen sein, manche §§. mit Collectiv-Überschriften zu versehen, z. B. Beobachtungsinstrumente. Vergessen ist fast nichts, es sind sogar Abschnitte vorhanden (z. B. 65), die kaum in irgend einem früheren Lehrbuche zu finden sein werden. Was man auch an dem Zusammenhange ausstellen möchte, wird weit überboten durch die klare verständliche Darstellung und die sorgfältige Benützung guter Quellen. Dr. Diesterweg's Feder hat sich in dieser Hinsicht schon oft bewährt und in diesem Theile viel gebessert und hinzugehan. Der kosmische Theil ist besonders gut durchgeführt, weniger wage ich dasselbe von allen Illustrationen zu behaupten, zu welchen ich im Texte die Anleitungen vermisste, die unvermeidlichen Überschwenglichkeiten der Darstellungen auszugleichen. Gerade weil das Buch zum Selbstunterrichte bestimmt ist, sollte auf Erweckung ganz klarer Begriffe hingearbeitet werden; es ist aber zu besorgen, dass durch so oberflächliche und übertriebene Zeichnungen falsche Vorstellungen erregt werden, denen vorgebeugt werden soll. Freilich ist ein platzraubendes und vertheuerndes Auskunftsmittel darin gelegen, dass man mehrere Zeichnungen liefert, eine das Ganze umfassende, mit den nothwendigen Übertreibungen der Maßstäbe, und eine nur einen bestimmten Theil enthaltende, aber der Wahrheit möglichst angenäherte. So z. B. ist die Figur 18 (den Mondlauf darstellend) meiner Ansicht nach nicht entsprechend und auch der Text dazu nicht fehlerfrei und vollständig. Legt man einiges Gewicht auf eine klare Vorstellung von der beiläufigen Linie, welche der Mond auf seinem Laufe einhält — und warum sollte man das nicht? — so darf man nicht von Epicykeln sprechen, weil er diese Linie erst in einer viel größeren Entfernung von der Erde beschreiben würde, sondern man muss die Schlangenlinie erklären, die aus der eigenen Bewegung in seiner Bahn und dem unfreiwilligen, viel schnelleren Mitreißen durch die Erde resultiert, so dass seine wahre Bahn der Bahn der Erde gleichkommt \pm der eigenen Bewegung, je nachdem diese mit der Bahn der Erde zusammentrifft oder ihr entgegengesetzt ist. Bode, Gräfe u. a. haben den Weg betreten, wie aus der Zeichnung eine deutliche Vorstellung erhalten wird, sie haben ein Stück der Erdbahn genommen, die Mondbahn im richtigen Verhältnisse der Entfernungen angefügt und für bestimmte Zeiträume wiederholt, dann durch die Verbindung der Standpunkte die Mondlinie entstehen lassen. Das ist der natürliche, sicher zum Ziele führende Weg, der aber so selten betreten

wird. Die Figur 18 stellt wol, abgesehen von vielleicht 60facher Überhöhung, die Schlangenlinie dar (im Widerspruche mit dem Text, der Epicykeln besagt), aber als ununterbrochene, wieder in sich zurückkehrende Linie, was offenbar den falschen Begriff erweckt, als wiederhole sich diese Linie regelmäßig, während sie beim Anlangen an dem Ausgangspunkte mit diesem erst in einer längeren Reihe von Jahren zusammentrifft. Ein denkender Leser, der den synodischen Umlauf von $29\frac{1}{2}$ Tagen mit dem Erdjahre vergleicht, muss darauf kommen, dass der Mond nicht genau 12mal, wie die Zeichnung sehen lässt, sondern beiläufig $12\frac{1}{2}$ mal um die Erde laufen müsse, dass die Zeichnung daher diese außer Acht lasse. Allein es gibt wenige Leser, die so tief eingehen, die nachdenken und untersuchen, die meisten begnügen sich mit dem, was sie finden, und deshalb sollte größere Aufmerksamkeit auf Wahrheit und Klarheit genommen werden. Unrichtige Vorstellungen haften so gut wie richtige, warum nicht gleich die richtigen zu erwecken suchen, um das lästige spätere Verlernen falscher Auffassungen zu ersparen? Man vergehe die Weitläufigkeit, mit der ich einen scheinbar so geringfügigen Umstand erörtert habe; ich wollte nur darthun, was auf Kleinigkeiten ankommt, und wie sehr man bei allen für Belehrung bestimmten Arbeiten stets des Grundsatzes eingedenk sein sollte: Für den Unterricht ist nur das Beste gut genug! — In der S. 77 gegebenen Tabelle ist die Länge der österreichischen Meile zu klein, nämlich mit 23364', statt mit 23474', angegeben. — Im Abschnitte 20 ist von den perspectivischen Projectionen der Erdoberfläche die Rede, aber nicht von den gewöhnlichen der Landkarten selbst, doch kann dieser Mangel entschuldigt werden, weil ein näheres Eingehen leicht mehr Raum gekostet hätte, als man diesem Außenposten der mathematischen Geographie widmen wollte. — Der Temperatur ist, entsprechend der Wichtigkeit, viel Raum gewidmet. Es ist gut, dass der Verfasser bei Anführung des hypothetischen Centralfeuers sich der einleitenden Worte bedient: „Geht das (die Zunahme der Erdwärme) so fort,“ aber es fehlt das Geändnis, das wir nicht wissen, ob es so fort geht, dass also die darauf gebauten Voraussetzungen keine sichere Stütze haben, und die Hoffnung auf ein dereinstiges „Heizen der Zimmer durch das innere Erdfeuer“ zu den Gruithuis'schen Phantasien gehört.

Im Abschnitte 34 über das Licht geht sich nur zum Theile



ist der Ausdruck *Lagune* (S. 210) so erklärt, dass der erst zu unterrichtende Leser nicht klug daraus werden wird. Wol kann das leichtverständliche Synonym *Strandsee* aus dem Gesagten abgeleitet werden, obwol die Einmündung eines Flusses kein unumgängliches Erfordernis ist; aber das gewählte Beispiel, der Po, macht irre, da vor der Mündung des Po keine Lagunen liegen. Der Leser, welcher (wie es immer sein sollte) mit dem Atlas daneben, Geographie treibt, sieht nur ein sumpfiges Delta, während die vom Meere getrennten Wassersammlungen nördlich und südlich davon liegen. Eine Mahnung, welche Wirkung die kleinsten Wörtchen haben können, wenn sie am unrechten Orte stehen. Die orographische Terminologie lässt theilweise an Ordnung und fester Begrenzung der Begriffe ebenfalls gar manches zu wünschen übrig, so dass man nicht sagen kann, sie sei hier besser als anderswo. Keine systematische Gliederung nach den verschiedenen Haupt- und Nebencharakteren, keine strenge Rücksicht auf Einheit, Mehrheit, Vielheit der Objecte u. s. f. So kommt es, dass Joch, Rücken und Kamm, an einer anderen Stelle Gebirgsknoten und Gebirgsstock als identisch hingestellt werden, und überhaupt sich eine Gesetzlosigkeit zeigt, die nur hinter dem gewöhnlichen Zustande dieser Abschnitte in geogr. Lehrbüchern versteckt werden kann, aber endlich einem regelmäßigen Gebäude weichen sollte. S. 229 wird die Ausdehnung des Tieflandes der Erde angegeben, ohne dass vorher gesagt worden wäre, wie weit dasselbe reiche, denn die Verhältniszahlen wechseln mit der angenommenen absoluten Grenze. Wird dieselbe wie gewöhnlich zu 500' angenommen, so sind die aus Roon's Angaben gezogenen Proportionalgrößen viel zu groß, weil, um die Roon'schen Zahlen wahr zu machen, die Grenze des Tieflandes fast über das Doppelte hinaufgeschraubt werden muss.

Zur anschaulichen Erklärung der Gletscherbildungen hätten andere Illustrationen gewählt werden sollen, die gebrauchten sind vom naturhistorischen Standpunkte roh und unwahr, vom künstlerischen Standpunkte wollen wir nicht sprechen. Überhaupt wäre gut, wenn Verfasser und Verleger bei Illustrationen etwas wähliger wären und sich nicht mit den zunächst sich darbietenden Klatschen begnügen möchten. An Producten wie Fig. 62 ist Mühe und Zeit verschwendet.

Der Abschnitt 57 (Erdrinde und deren Bildung) ist mit einer Art Vorliebe behandelt; er füllt 40 Seiten und weiset ebenso viele Holzschnitte auf. Es ist klar, dass in einem so ausführlichen Werke eine Andeutung über *Geogonie* nicht fehlen durfte, und dass sie, wenn sie einmal beschlossen war, nicht mit wenigen Worten abgethan werden konnte; nur möchte ich glauben, dass, vom Standpunkte der Schule betrachtet, hier leicht zu viel geboten werden kann, mehr als überhaupt verdaulich ist, und dass mit großer Umsicht dabei zu Werke gegangen werden muss. Viele der sogenannten „Resultate“ der Forschungen in diesem Gebiete sind Schlüsse, die noch strenge Beweise erfordern, oder gar noch Meinungen. Eine Theorie hat die andere abgelöst, nun hat man es mit einer Fusion versucht, allein es will noch immer nicht allseits passen und je mehr eine Hypothese sich festigen will, desto mehr bedarf sie Hilfhypothesen zu Stützen. Besser sich an die tatsächlichen Erscheinungen halten und alle mehr oder weniger idealen Processe der Geogonie als vorläufig noch nicht spruchreif bei Seite lassen. Mag die Universität die Ansichten der Gelehrten über eine unschwerlich einmal klar werdende Vergangenheit oder gar über eine unberechenbare Zukunft als Stoff aufnehmen, die Schule, dünkte ich, sollte alle Ausschreitungen in ein Gebiet, wo es noch so viele Wenn und Aber gibt, vermeiden. Allein Hr. Dr. Diesterweg hat nicht bloß Schüler, sondern auch Erwachsene und Lehrer im Auge gehabt. In dieser Beziehung

scheint mir das Gebotene zu wenig, denn wo noch streitiges Terrain vorhanden, muss Freund und Feind gleichmäÙig gewürdigt werden, es muss dem Lehrer möglich sein, sich zwischen Angriff und Vertheidigung ein Urtheil bilden zu können, und dazu schickt sich besser ein eigenes Werk, als ein geographischer Abschnitt. — Am Schlusse des Absatzes 57 kommen auch ein paar Sätze über die Veränderungen der Erdoberfläche seit der Schöpfung des Menschen vor. Diese sind verhältnismäÙig zu dem Vorangehenden sehr dürftig abgethan, und doch ist es nicht die zuerst entstandene Urform, sondern die durch die nachfolgenden Ereignisse vielfach veränderte Urform, die wir an dem Gepräge erblicken. Die Wirkungen großer strömender so wie fallender Wasserfluthen sind es, welche die Gebirge so gestaltet haben, wie wir sie nun sehen. Das ist das Gebiet der Terrainlehre, die uns näher liegt und sichereren Boden hat als die Riesenprocesses der Vorwelt, und die noch näher mit der Erdbeschreibung verwandt ist, als die Geognosie, die aber in geogr. Lehrbüchern noch immer vernachlässigt wird, obgleich nur sie die Mutter einer stichhaltigen orographischen Terminologie sein kann. Hiemit wird dem Verfasser kein Vorwurf der zu großen Kürze gemacht, es ist nur auf ein Misverhältnis hingewiesen, und es wollte gesagt werden, dass man bei gleicher Berechtigung das eine nicht lassen soll, wenn man das andere thut.

Die Rücksicht auf ein größeres wissbegieriges Publicum ist Ursache, dass auch einschlägige technische und andere Gegenstände Abschnitte erhalten haben, die im allgemeinen desto willkommener sein werden, je seltener sie bisher in Erdbeschreibungen Platz gefunden haben; so z. B. schliessen sich dem Abschnitte über Geologie §§. über Bergbau und Producte desselben an (später gelegentlich der englischen Marine, ein Absatz über Schiffbau). — Die Metalle bilden den Übergang zur Vegetation, welcher eine verdiente Würdigung zu Theil wird. Dasselbe gilt von der Thiergeographie, welche ausführlicher behandelt erscheint, als in ähnlichen Werken.

Im Abschnitte 64 tritt der Mensch auf. Der Verfasser stellt Humboldt's Ausspruch über die Einheit des Menschengeschlechtes voran, führt jedoch später die vermeintlich berechtigte Meinung über an, die

knüpfungspunct zu einer Zusammenstellung der Krankheitsregionen gefunden werden?

Dem zu kurzen Abschnitte über Religionen (66), worin alle Vertheilungsdaten fehlen, folgt ein längerer über Verfassungen, dem die übrigen Begriffe der politischen Geographie angefügt sind. Man erwarte hier nicht mehr als die gewöhnlichen Definitionen, die höchstens damit noch zu ergänzen wären, dass jede Freiheit beschränkende Grenzen haben müsse, da die absolute Freiheit nichts anderes ist, als die vollkommenste Gesetzlosigkeit, und dass daher das Mehr und Weniger der staatsbürgerlichen Freiheit in dem Grade einerseits der verfassungsmässigen freiwilligen (d. i. mit Theilnahme an der Legislation verbundenen), anderseits der gezwungenen Unterordnung unter die Gesetze bestehe. In dem Satze: „Nach der Bevölkerung und Oberfläche wird die Grösse eines Staates bestimmt,“ dürfte der Ausdruck Grundkraft richtiger Anwendung finden, ein Wort, das in der Statistik bereits vielfach für dieses Verhältniss im Gebrauche ist.

Bei dem chronologischen Verzeichnisse der Entdeckungen wäre zur gleichzeitigen Localübersicht gut gewesen, in einer schmalen Columne den Erdtheil oder die Total-Umsegelung durch Abbreviaturen anzugeben, um das Aufsuchen nach diesem Gesichtspuncte zu erleichtern. Am Schlusse (Abschnitt 69) werden über die Vertheilung von Wasser und Land die indispensablen üblichen Bemerkungen gemacht, endlich wird auf die Ursache derselben, glücklicherweise nur kurz eingegangen. Es wäre Platzverschwendung gewesen, auf Elie de Beaumont's Pentagon einzugehen, einen Auswuchs seiner Hebungstheorie, der längst gewichtige Gegner gefunden hat. Es war eine mehr als kühne Idee die Erde als Krystall gebildet anzunehmen und dabei eine geometrische Körpergestalt zu Grunde zu legen, die unter den Krystallformen nicht vorkommt!

Den Rest des ersten Bandes bildet die Specialgeographie von West-Europa (bis zum Rhein und den West-Alpen), der zweite Band enthält die übrigen europäischen Länder, der dritte Band die anderen Erdtheile. Jedem Erdtheile geht eine Einleitung voran, in welchem Grösse und Bevölkerung, Landschaftscharakter, Einwohner, Religion, Staaten, zuletzt die natürlichen (und klimatischen) Verhältnisse zur Sprache kommen, und zwar in jenem Masse, das die folgenden speciellen Schilderungen nicht als Wiederholungen erscheinen lässt. Allerdings liesse sich noch eine Anschauungsweise denken, die in nützlichen Zusammen- und Gegenüberstellungen eigenthümliches Licht zu verbreiten im Stande ist, damit der Leser nicht erst durch Auszüge sich einen gewünschten Überblick der Verhältnisse verschaffen muss. Schade, dass die leidige Rücksicht auf Wohlfeilheit die zu solchen Zwecken sehr dienlichen kartographischen Illustrationen auf ein Minimum beschränkt, oder in den meisten Fällen gar ausschliesst. Ein Beispiel möge das Gesagte erläutern. Der Verfasser spricht in ein paar Zeilen von der absoluten und durchschnittlichen Bevölkerung von Europa, ohne auf die Extreme, geschweige auf die sehr ungleiche örtliche Vertheilung einzugehen. Da aber ein solcher Gesichtspunct von grossem Interesse und lehrreich wäre, so hätten ein paar Worte mehr nicht geschadet; noch umfangreicher aber würde eine beigegebene Karte gewirkt haben, auf welcher entweder durch Farben- oder Schraffentöne die wechselnden Quantitäten der Bevölkerung ersichtlich geworden wären. Eine in Dänemark jüngst aufgetauchte Idee, die Volkszahlen als absolute Höhen zu betrachten und sonach aus ihnen eine Art Schichtenkarte oder ein Relief der Bevölkerung zu entwerfen, gewährt ebenfalls ein sehr brauchbares Mittel zur Versinnlichung dieser wichtigen Zahlenverhältnisse, die, durch Raumgrössen ausgedrückt, viel verständlicher zum Auge sprechen.

Dadurch wird auch jene Trockenheit vermieden, die bei der Gewinnung derselben Resultate aus Zahlentabellen unvermeidlich ist. Wenigstens von den Erdtheilen sollte eine Suite passender physischer und statistischer Vergleichungskarten angestrebt werden, sie wären gewiss von gleichem Nutzen, wo nicht von noch höherem Werthe als die Bilder der antediluvianischen Thiere u. a., und wenn ein Lehrbuch oder für das minder wohlhabende Publikum bestimmtes geographisches Buch aus Rücksichten auf möglichst geringen Preis sich solcher Beilagen nicht erfreuen kann, so sollten doch die Verfasser (wie es im vorliegenden Werke öfters geschieht) am geeigneten Orte auf solche belehrende Anschauungsmittel, die bereits bestehen, hinweisen, damit diese oft wenig verbreiteten Behelfe den Lehranstalten wie den Privaten zur Kenntnis und zu Nutzen kommen.

Die Special-Geographie der europäischen Staaten wird in geographischer Ordnung vorgetragen; 1) die Staaten der pyrenäischen Halbinsel (73 S.), 2) Frankreich (98 S.), 3) das britische Reich (96 S.), 4) die Niederlande mit Belgien (49 S.), 5) die Schweiz (85 S., also sehr wol bedacht). Im II. Bande folgen 6) die skandinavischen Reiche (82 S.), 7) Deutschland mit ganz Preussen und Österreich (267 S. und zwar im allgemeinen 74 S., Preussen 52 S., Österreich 77 S., die übrigen Staaten 84 S.), 8) Italien (69 S.), 9) Griechenland und Türkei (29 S.) endlich 10) das Russische Reich in allen drei Erdtheilen (104 S.). Der Gang der Einleitungen gliedert sich nach der Masse und dem Interesse des Stoffes, so dass nur wenige Überschriften ständig sind. Den einleitenden Übersichten folgt die Topographie, meistens nach den politischen Hauptabtheilungen; den Schluss macht ein Abriss der Geschichte und Literatur. Es kann im allgemeinen dem Werke zum Lobe nachgesagt werden, dass diese größte Abtheilung des Werkes, dem offenbaren Hauptzwecke (dem Gebildeten zu genügen) gemäß, durch die Reichhaltigkeit des Materials, durch den belebten Stil, durch ein sichtbares Bestreben bei Urtheilen über Nationalcharakter und Sitten billig und gerecht zu sein, und in der Geschichte parteilos zu referieren, vorthellhaft sich auszeichnet. Auch hat ein aufmerksames Durchgehen mehrerer Partien mir die Überzeugung verschafft, dass auch die Richtigkeit der Daten sich in der Regel bis zur Neuzeit erprobe und nur wenige veraltete Angaben vorkommen. Ein vorzuziehendes, wenn auch kein Schönes, ist das

Einfluss üben werden. Die allgemeine orographische Schilderung Böhmens ist unklar, man kann aber auch sagen, sie ist eine schwierige Aufgabe, die bei beabsichtigter großer Kürze kaum zu lösen ist. Von den nördlichen Gebirgen Böhmens und Mährens ist auf einer vollen Seite das Nothwendigste gesagt, und man erkennt, dass dem Verfasser bessere Karten dabei vorgeschwebt haben. (Die Karpathen sind bei Ungarn behandelt.) Der Verfasser entschlägt sich der geognostischen Schilderung der Alpen und thut sehr recht daran; mit wenig Worten wäre sie eine Unmöglichkeit, und bei vielem Aufwande würde der Nachtheil einer zweckwidrigen Ausdehnung und einer so sehr vermiedenen Trockenheit eintreten. Gut wäre, wenn mit Rücksicht auf jene Leser, welche durch den Inhalt angeregt, weitere Aufschlüsse suchen, Citate von Specialwerken und Karten unter dem Texte angebracht wären, z. B. würde hier eine Erinnerung an Bach's geognostische Karte von Deutschland am Platze sein. Eine geologische Karte mit Durchschnitten ist ein reichhaltiges Lesebuch und macht weitläufige Texte entbehrlich.

Bei den Flüssen ist häufig wenig mehr als das Geäder geschildert, und doch gewähren sie so viele Anhaltspunkte mit ihren verschiedenen Eigenschaften der Wasser-, Gefälls-, Ufer-Beschaffenheit u. s. f. Nur bei wenigen Strömen ist darauf Rücksicht genommen, jedoch soll das nicht einen Vorwurf-bilden, denn man darf nicht vergessen, dass eine Beschreibung der ganzen Erde vorliegt und keine Vaterlandskunde. Überdies finden sich nachträgliche Details bei der Vornahme der einzelnen Kronländer. In den Abschnitten: „Producte und ihre Benützung, Fabriken und Handel, Einwohner, Sprache, Religion“ ist der geringe Antheil Österreichs so innig verbunden mit dem Übrigen, dass eine Sammlung des Zusammengehörigen unbequem würde. Der Abschnitt: „Allgemeines“ berührt Österreich nur mittelbar, in dem folgenden „Geschichte, Literatur und Kunst“ (er füllt 43 Seiten) vermisst der Österreicher ungerne eine Andeutung der Babenberger, sie erscheinen jedoch später auf S. 303. Der Zerstörung Magdeburg's ist in alter Weise erwähnt; es scheinen die aufklärenden Forschungen der Neuzeit, welche die Übertreibungen der Gegner auf den wahren Werth zurückführen, dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein. Über den Werth in historischer Beziehung steht mir kein Urtheil zu, und ich will bloß hinzufügen, dass die Darstellung einen gemäßigten Geist verräth, der festen Vorsatzes parteilos die Begebenheiten zu schildern, und keinerlei Thatsachen durch Epitheta absichtlich zu beschönigen oder tiefer zu schattieren versucht.

Nachdem über die österreichischen Länder schon vieles bei dem allgemeinen Überblick Deutschlands vorgekommen, und bei jedem Kronlande abermal eine kurze Schilderung der physischen und Bevölkerungsverhältnisse vorangeschickt wird, so konnte die Einleitung zur Monarchiebeschreibung desto kürzer ausfallen. Dieselbe erstreckt sich in der Hauptsache auf Masse, Gewichte, Münzen, Verfassung, Orden, Nationalreichtum, Finanzen, Verwaltung, Militärmacht und einen kurzen Überblick des Entstehens und Anwachsens. Bei Erwähnung der neuen Münzen ist die Gleichstellung mit dem Zollvereinsgelde und die Centesimaltheilung der Gulden neuer österreichischer Währung nicht erwähnt worden. Durch einen Schreibfehler sind vermuthlich aus Tschakisten Tscherkessen geworden. Die zu große Kürze des Schlussartikels lässt viele Lücken über Zuwachs und Abfall, z. B. rücksichtlich Mantua, Westgalizien etc. und ignoriert die Schwankungen des Besitzes während der Napoleonischen Kriegsepoche.

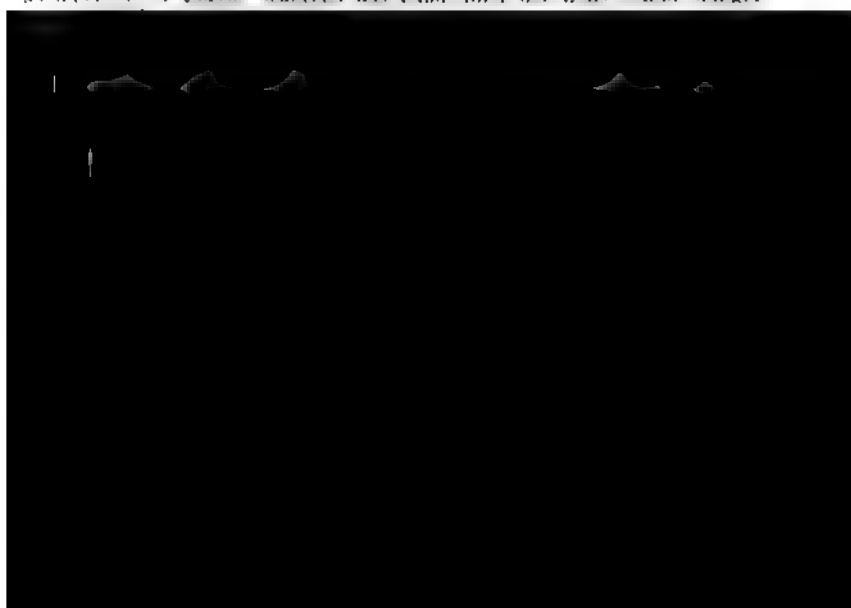
Der Einheitsstaat Österreich kennt keine ethnographischen Gruppen der Kronländer; der politische Gesichtspunct ist mit Bundes- und Nicht-Bundesländern abgethan, ein Bedürfnis zu einer weiteren Gruppierung nach historischen Reminiscenzen scheint nicht vorhanden.

plastisch sich entwickelndes Bild der Situation. Die Beschreibung Wiens ist eine schwächere Leistung. Es fehlt die Angabe der Charakterzüge der Lage und Vertheilung im Raume. Ein angefügter guter Plan würde diesen Mangel ergänzen, würde durch die Umrisse zeigen, dass Wien zum Theile auf den Abhängen der Hügel liegt, die vom Kahlenberge auslaufen, zum Theile auf dem Abhange des Wienerberges (des Hügels im Süden), zum Theile auf Donauinseln, die sein Gebiet auf 2 Q.-M. erweitern; er würde durch die Regel- oder Unregelmäßigkeit der Straßen und Gassen zeigen, wo alle Stadttheile, wo neuere zu suchen sind, wo noch unbebauter Raum u. s. f. Ein Theil dieser Angaben ist wol da, aber nicht vereinigt, um sich die ganze Situation beiläufig vorstellen zu können. Der Verfasser schildert zuerst die Stadt, dann die Vorstädte. Es laufen dabei mancherlei Verstöße unter, von welchen nur wenige des Erwähnens werth sind, die meisten aber dem Verabsäumen einer strengeren Ordnung des Stoffes zuzuschreiben sind. Denn sowohl am Anfange als am Ende kommen allgemeine Bemerkungen vor und die große Kürze erlaubt an vielen Orten keine aufklärenden Zusätze. Zum Beweise mögen hier einige Bemerkungen folgen, wie sie successiv veranlasst werden. Die bereits angedeutete Erweiterung der innern Stadt ist vorläufig mit dem Abbruche des Rothenthurm-, Stuben- und Kärthnerthores begonnen worden. Der Kohlmarkt ist kein Platz, sondern eine Gasse, dafür fehlt der Hohemarkt mit seinem Monumente. Die Plätzchen (Franciskanerplatz, Universitätsplatz, Minoritenplatz etc.) gehören in eine Monographie und sind mit Recht übergangen. Der innere Burgplatz heißt seit der Aufstellung des Monumentes Franzensplatz. Unter den ausgezeichneten Gebäuden wird auch das Ballhaus genannt, von dem nicht mehr gesagt werden kann, als dass es seinem Zwecke (zu Ballspielübungen) entspricht, das aber sonst außen und innen ein schmuckloses mesquines Bauwerk ist. Bei Erwähnung des vormaligen k. k. Zeughauses steht durch einen Druckfehler Dammgasse statt Renngasse. Die Bildergalerie des Fürsten Liechtenstein hätte bei dem Stadtpalais nicht erwähnt werden sollen und ist ganz richtig S. 311 bei der Vorstadt Rossau aufgezählt. Die Kirchen der Akatholiken (mit Ausnahme einer einzigen alle in der inneren Stadt gelegen), hätten vielleicht in statistischer Rücksicht bestimmt erwähnt werden können. Die Universität mit ihren zugehörigen Instituten ist nun in einem sehr zerstreuten Zustande, welchem größtentheils erst der projectierte Neubau hinter der Votivkirche abhelfen wird. Die gleichzeitige Erwähnung aller Nebenanstalten erweckt aber bei dem Unkundigen den Glauben an eine Concentration in einem Locale. Die Mittel- und Volksschulen sind der Kürze zum Opfer gebracht, doch scheinen sie einer Gesamterwähnung nicht unwerth.

Der Brigittenkirchentag ist eine Reminiscenz. Mit der immer mehr zunehmenden Verbauung seiner Area haben diese plebejischen Organe seit Jahren ihr Ende gefunden. — Wie oft wird noch in geographischen Büchern zu lesen sein, dass die Karlskirche Wiens nach dem Muster der Peterskirche Roms erbaut wurde! Wo nicht mehr Ähnlichkeit ist, als dass beide Kuppeln haben, da ist der Ausdruck „Muster“ nicht am rechten Platze. Beide Gebäude sind übrigens durch so viele Abbildungen bekannt, dass es Wunder nimmt, in einem neueren Buche eine Wiederholung eines alten Gemeinplatzes zu finden. Es gäbe noch Gegenstände, die im Buche nicht berührt sind, z. B. Lehranstalten (Realschulen, Gymnasien, Volksschulen, natürlich nur der Zahl nach, Humanitätsanstalten (Taubstummen-, Blinden-Institut, Versorgungshäuser u. s. w.) allein die Stadt Wien fasst bereits 7 Seiten, und es ist nicht nur nicht zu fordern, dass in einem Werke, das die Erde umfasst, noch mehr aufgenommen werde, als schon geschah, sondern es muss eher eine weise Oekonomie empfohlen werden, die gleich der Photographie bei Reduc-

tionen wirkt, indem sie das Wichtige, Große festhält und das Unwichtige, Kleine verschwinden lässt. Aus demselben Grunde kann man die $1\frac{1}{2}$ Seiten Topographie für den Rest von Niederösterreich vergleichungsweise nicht zu gering finden, obwohl da und dort eine Ortsangabe mangelt, die der Landeskundige beim Abwägen gegen aufgenommene als aufnahmewürdig erachten möchte. Wo Penzing, Hietzing, meint er, Platz finden, die keine Merkwürdigkeit in sich haben, als Sommerfrischen der Städter zu sein, könnten mit mehr Recht berühmte Abteien, als Heiligenkreuz, Gottweih, Lilienfeld, Zwettel stehen, oder Orte von anderer Wichtigkeit, z. B. Mariabrunn, wo die k. k. Forstlehranstalt, eine der wenigen der Monarchie, Krems mit der nachbarlichen Ruine Dürrenstein, Tübs mit dem großen Armenhause u. s. w. Wenden wir uns lieber zu dem Gegebenen, um die Richtigkeit der Angaben zu prüfen. Beim Leopoldsberge würde es besser so heißen: er erhebt sich steil über der Donau, sein südlicher Fuß ist mit Reben bepflanzt, sein Rücken bewaldet. Das angegebene Detail ist unpassend, denn der Wald senkt sich im NO. bis zur Straße, im SW. aber, S. und Ost ist der Berg wegen seiner Steilheit kahl, daher sein alter Name, den er nun an den Nachbar abgegeben hat, obgleich er der eigentliche Kahlenberg und jener der Namensurpator ist. Der Verfasser führt den Volksnamen Klosterneuburg in alter Zeit an („der rinnende Zapfen“). Solche Bemerkungen haben ihr Gutes; sie erregen Aufmerksamkeit und prägen durch den Beinamen den Eigennamen desto besser im Gedächtnisse ein. Gute Gelegenheit auch das „reisenden Metzens“ (Melk) und „klingenden Pfennigs“ (Gottweih) zu gedenken. Zum Schlusse muss noch gerügt werden, dass der Markt Melk als Stadt angeführt wird.

2) *Land ob der Enns.* Bei der Schilderung der Landesbeschaffenheit ist der Haueruck (Wald) übergangen mit seinem westlichen Nachbar, dem Kobermauserwalde. An der Donau ähnliche Übergriffe des Urgebirges wie in Niederösterreich. Außer dem Dachstein hätte wenigstens der höchste Gipfel des mittleren Alpen-Gebirgsstockes noch Nennung verdient, eben so die Voralpen im Allgemeinen und der Traunstein als bekannteste Warte des Landes insbesondere. In hydrographischer Hinsicht ist ein unterscheidendes Merkmal des Landes ob der Enns die Menge schiffbarer Flüsse während das Land unter der Enns ihren Mangel



Markte Struden (Strum) ist der zunehmend gefahrlosere Strudel, $\frac{1}{2}$ Stunde weiter bei St. Nicola war der Wirbel, erzeugt durch die Felseninsel mit der Ruine Hausstein, verschwunden durch das Hinwegsprengen des Hindernisses. — Die Welserheide hätte in die Schilderung der natürlichen Beschaffenheit des Landes besser gepasst, als der Stadt zur Merkwürdigkeit zu dienen. Für diese ist der Tod des grossen Habsburgers, des ritterlichen Maximilian I., eine würdigere Reminiscenz. — Motte statt Moln ist höchst wahrscheinlich nur ein Druckfehler. Da in dieser Geographie auf monumentale Bauten verdienstermassen Gewicht gelegt und nie ein ausgezeichneter Dom oder ein anderes berühmtes Gebäude übergangen wird, so wundert man sich, dass bei der Nennung des Stiftes St. Florian der Prachtbau dieser Abtei nicht erwähnt ist, eines der wenigen vollendeten Schaustücke dieser Art. An Orten vermisst man im (Gegensatz zu Niederösterreich) die grossen Stifte Schlögl, Lambach und Reichersberg, ein österreichischer Patriot würde auch Ebelsberg haben wollen.

3) *Herzogthum Salzburg*. Das erste Kronland, bei welchem von relativer Bevölkerung und einem Verhältnis der Kopffzahl zur Area des Culturlandes die Rede ist. — Nur bis zum Weinschabelkopf (bei der Arlscharte) bildet die aus aneinanderstossenden Massen gebildete Kette der Tauern die Gränze gegen Kärnthen. Die Hochgebirge sind einfach aber richtig skizzirt. Die ganze Einleitung gibt zu keiner wesentlichen Bemerkung Anlass, am auffallendsten bleibt, dass über die Bewohner ausser den statistischen Ziffern nichts gesagt wird. In der Topographie ist zu rügen: das Glockenspiel befindet sich nicht auf einem Thurne der Domkirche, sondern des Statthaltereigebäudes, und wird wohl nur aus Pietät für die Vorzeiten citirt, denn als musikalisch-mechanisches Kunstwerk betrachtet, ist es ein erbärmliches Ding. Das Schloss Mirabell liegt in Salzburg selbst, nicht in der Nähe, und ist zur Wohnung dem Fürsterzbischofe zugewiesen. Vielleicht wollte der Verfasser Klesheim nennen. In der Topographie wird Lofer vermisst, nicht für sich merkwürdig, aber durch seine Umgebung, die Klammern in den Steinbergen, Schwarzenbachklamm, Säusenbachklamm. Das Lungau ist durch keinen Ort vertreten, durch keinen Fluss (Mur) und durch keinen Berg (Hafner-spitz).

4) *Herzogthum Steiermark*. So ziemlich zufrieden, wie mit der kurzen Skizze der Salzburger Gebirge, kann man mit der orographischen Darstellung der Steiermark leider nicht sein. Hier gibt es mehr als Lücken, und der einzige sichtbare Zusammenhang, der dadurch erzwungen wird, dass der Verfasser so originell wie widernatürlich alle Gebirge, selbst die Karawanken nicht ausgenommen, am Dachstein ausgehen lässt, ist unzulässig. Hier fehlt offenbar die Abstraction der Anschauung guter Karten, sonst wäre der interessante Urgebirgsbogen vom Wechsel bis zum Bacher nicht verkannt worden, der von Mur und Drau in tiefen Einschnitten durchbrochen in der Koralpe seinen Culminationspunct hat, durch den Oberdachsattel mit den östlichen Stöcken der Mittelalpen zusammenhängt und im Norden bis zum Liesingthale von einer zweiten Kette krystallinischer Schieferberge begleitet wird. Darüber nördlich und südlich lagern sich die Ketten und Stöcke der Kalkalpen, im Innern des Bogens aber zieht, sprungweise sich aufgipfelnd (Schöckel) eine Parallele über die Zuflüsse der Raab hinweg. Der Rest des Innern ist sehr fruchtbares Hügelland mit sporadischen vulkanischen Gebilden (um Gleichenberg) oder Ebene an der Mur und Drau. So meine ich, wäre die Plastik des steirischen Bodens entsprechender skizzirt worden, bin aber weit entfernt, damit eine Normalbrille aufzustellen, durch die jedermann das Land betrachten soll. Ein Übersehen ist die Nennung des Grintouz, der nicht mehr in Steiermark liegt, während der wahre

Gränzstock, die Rinka ungenannt bleibt. Unter den Flüssen wäre wenigstens noch die Mürz zu nennen gewesen, weil sie mit der Mur die lange Thalfurche bildet, die als natürliche Strasse zum Semmeringattel führt.

Bei Gratz hätten die Vorstädte im allgemeinen erwähnt werden sollen, denn sie sind viel bedeutender als der kleine Kern am Fusse des Schlossberges. Die Lage von Gratz erhält dadurch erhöhte Bedeutung, dass sie nahe der Mitte des vorerwähnten Gebirgsbogens liegt. An Orten könnte noch Fürstenfeld, wegen seiner grossen Tabakfabrik gewünscht werden, köstlich wegen seines Reichthums an Steinkohlen, deren leichteren Vertrieb ein Bahnflügel unterstützt.

5) *Das Herzogthum Kärnten*. Die einfachere Gestaltung der Bodenverhältnisse verursacht hier eine geringere Abweichung der Beschreibung von der Wirklichkeit. Invollkommen bleibt die Darstellung dennoch, denn es fehlt die Erwähnung der flacheren Stellen im Inneren, dann der Doppelwand der Karawanken, die eine innere und äussere Reihe bilden, auch einiger wichtigen Pässe. Bei den Villacher Alpen sollte statt Erzlager, Bleierzlager stehen, denn dieses Metall ist das Kärnten vorzugsweise eigenthümliche. Bei Aufzählung der Seen würde die Bemerkung nicht überflüssig gewesen sein, dass sie ausser dem angegebenen Unterschiede von den Seen des Salzkammergutes (und der Lombardie) noch jenen zeigen, dass sie in Längenthälern (von W nach O) liegen, während jene von N nach S gestreckt sind. Möll, Lavant und Gail sind Flüssen niederen Ranges, ihre Übergehung fällt un schwer in die Wag schale. Dass die Einwohner zum dritten Theile Wenden sind, und welchen Theil diese bewohnen, sucht man vergeblich.

St. Andrä und Wolfsberg werden angeführt, ohne zugleich anzugeben, weshalb, nämlich ersteres wegen der nun nach Marburg wandernden Lavanter Bischofsitzes, letzteres wegen seiner Eisenwerke. Mit St. Andrä concurrirt bezüglich die Aufnahme das Stift St. Paul (das wiederauferstandene St. Blasien des Schwarzwaldes). Auch das weltbekannte H. Blut wird mancher Tourist ungern vermissen.

6) *Das Herzogthum Krain*. Die Beschreibung dieses merkwürdigen Landes ist mit wenigen aber geistreichen und wahren Zügen ausgeführt und liest sich deshalb sehr angenehm; die Ausdrücke könnten kaum treffender gewählt werden. Dennoch muss man sich gestehen, dieser

ist, wie das Notenlernen in der Musik, das Buchstabiren der Karten [so möchte ich die nöthigen Übungen an den Wandkarten nennen] aber zum richtigen Lesen nicht bloß von Schul- sondern auch topographischen Karten und zum Verstehen des Gelesenen gelangt der Schüler erst durch die Beihilfe des gesprochenen oder geschriebenen Wortes. Der Text des Lehrbuches soll den Commentar abgeben, und das um so mehr, wenn es dahin kommen soll, dass der Beschauer die Karte so schnell auffasst, wie der geübte Musiker die Noten, d. h. nicht Zug für Zug, sondern im Überblick der ganzen Figur. Aus diesem Gesichtspunkte kann ich die bei Krain gewählte brillante Form eines sonst vortrefflichen Croquis nicht für ausreichend halten. Allein nicht bloß die Schilderung der Unebenheiten, auch die der Cultur des Bodens ist lückenhaft. Man erfährt aus dem ganzen Abschnitte, nichts über den Weinbau von Krain, nichts über die charakteristische Waldlosigkeit des Karstgebietes, nichts über die Nationalität der Deutschen und Slaven u. so manche andere Verhältnisse über die man Aufschlüsse begehrt.

Es würde höchst ermüdend werden, wollte ich eine genaue Durchgehung aller übrigen Kronländer in der bisher eingehaltenen Weise fortsetzen; es ergibt sich kein anderes Endresultat, als sich dem bisher Besprochenen entnehmen lässt, ein geringeres Verdienst der eigentlichen Beschreibung des Landes, ein größeres des topographischen Theiles, im Detail weit mehr kleinere Gebrechen als größere Fehler, beide im Ganzen seltener als sonst, viele sehr unbedeutend; eine genaue Bekanntschaft mit dem neuesten Zustande, daher sehr wenige Antiquitäten, kluges Vermeiden religiösen oder politischen Anstosses, Festhalten des Einheitsstaates durch ununterbrochene Schilderung des Ganzen, das sind die wenigen Schatten und vielen Lichtseiten desjenigen Theiles, der uns Österreicher nahe angeht. Mit sehr wenigen stellenweisen Ausnahmen kann man auch über die Beschreibung der übrigen europäischen Länder ein günstiges Urtheil fällen, einzelne Partien zeichnen sich überdies besonders aus, und es gibt keine, die zum Ganzen nicht passte und als misslungen bezeichnet werden müsste.

Der dritte Band enthält die Geographie von Asien (239 S.) Australien (35 S.), Afrika (116 S.) Amerika (237 S.) in genügender und zweckdienlicher Ausführung. Wichtige Länder sind natürlich reichlicher bedacht, z. B. Ostindien mit 81 S., Ägypten mit 24 S., die n. a. Freistaaten mit 65 S., Westindien mit 20 S. Brasilien mit 18 S. Den Schluss macht eine Beschreibung der Südpolarländer (8 S.), eine sehr gute Skizze jener nackten trostlosen Einöden; zugleich eine kurze Geschichte der dahin gerichteten Entdeckungsreisen. Mit lobenswerther Vorsicht wird gegen die voreilige Annahme eines antarktischen Continents protestiert, so dass man wünschen möchte, es wäre in der allgemeinen Einleitung bei ähnlicher Unsicherheit der Prämissen dieselbe zurückhaltende Skeptik beobachtet worden.

Ich scheide von der vorliegenden Arbeit mit der Hoffnung, dass das Maß des inneren Werthes und der Eignung des Werkes für Belehrung und Unterhaltung gebildeter Personen das günstige Schicksal herbeiführen werden, dass eine abermal verbesserte und wie nun bis zur jüngsten Gegenwart correcte achte Auflage nicht lange auf sich wird warten lassen. Der tüchtige Grundstoff verdient sorgfältigen Ausbau, zu diesem weiß der Verleger tüchtige Kräfte zu gewinnen, unter welchen Hr. Dr. Diesterweg eine der erprobtesten ist, die nur den Selbstrückhalt einer überlegten Mäßigung vor dem zu Viel bedarf, um im rechten Brennpunkte heilbringend zu wirken.

W i e n.

A. Steinhauser.

Dritte Abtheilung.

Verordnungen für die österreichischen Gymnasien; Statistik.


Personal- und Schulnotizen.

(Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen u. s. w.) — Der Ministerialconcipist im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht, Hr. Joseph Jirešek, mit a. h. Entschliessung vom 16. April, zum Ministerialsecretär in demselben Ministerium.

— Der Supplemt am k. k. Gymnasium zu Linz, Hr. Ferdinand Bargezi, zum wirklichen Gymnasiallehrer.

— Der ehemalige Vicepräfect des Staatsgymnasiums Sant' Alessandro in Mailand, Weltpriester Hr. Johann Restani, zum wirklichen Lehrer am Staatsgymnasium zu Lodi.

— Der Gymnasiallehrer und prov. Universitätsbibliothekar, Hr. Dr. Ignaz Vincenz Zingerle, zu Innsbruck, mit a. h. Entschliessung v. 14. April, zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache u. Literatur an der Innsbrucker Universität.



dem Jahresgehalte von 1050 fl. ö. W., dem Vorrückungsrechte in 1260 fl. ö. W., dem Anspruch auf die systemisirten Decennalzulagen zu 210 fl. ö. W. und einem jährl. Quartiergeelde v. 157 fl. 50 kr. ö. W. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 20. April, Nr. 90.)

— An der k. k. Normalhaupt- und Unterrealschule bei St. Anna in Wien die Directorsstelle mit dem Gehalte von 1100 fl. CM. — 1155 fl. ö. W. und einem Quartiergeelde von jährl. 150 fl. CM. — 157 fl. 50 kr. ö. W. Termin: 14. Mai, bei dem Fürsterzbischöflichen Consistorium. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 22. April, Nr. 92.)

— An der neuerrichteten vollständigen Unterrealschule zu Tarnopol, 2 Lehrerstellen, die eine für deutsche Sprache, Geographie und Geschichte, dann Naturgeschichte, die andere für Mathematik. Geometrie, Physik und Zeichnen (zunächst geometrisches), jede mit 630 fl. ö. W. Jahresgehalt und dem Vorrückungsrecht in 840 fl. und 1050 fl. ö. W. Termin: Ende Mai bei der k. k. Statthalterei in Lemberg. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 23. April, Nr. 93.)

— An dem k. k. Gymnasium in Tarnow und Rzeszow je zwei, zusammen vier, Lehrerstellen für Latein. u. Griechisch, jede derselben mit dem Jahresgehalte von 735 fl., nebst dem Vorrückungsrechte in 840 fl. ö. W. Termin: Ende Mai, bei der k. k. Landesregierung Krakau. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 29. April, Nr. 97.)

— Über einen an der k. k. Theresianischen Akademie erledigten Battaszeker Stiftungsplatz s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 3. Mai l. J., Nr. 100.

(Todesfälle.) — Am 5. April zu Wien Se. Hochwürden Hr. P. Heinrich Biehl, pens. k. k. Caplan, Piaristen-Ordenspriester, ehemals Professor der deutschen Redekunst an der Wiener-Neustädter Akademie, 50 Jahre alt.

— Am 16. April zu Cannes der bekannte Staatsmann u. Schriftsteller Alexis v. Tocqueville, im Alter von 53 Jahren.

— Am 21. April zu Erlangen Hr. Karl Friedrich v. Nägelsbach, Professor der Philologie an der dortigen Hochschule, 53 Jahre alt, an dem die classische Philologie einen ihrer begeistertsten, gediegensten Vertreter verliert. (Nekrolog, A. A. Z. 10. Mai. Beilage.)

— Am 21. April zu München Hr. S. Otto Sendtner, Professor an der dortigen Universität und Conservator des Herbariums, im 46. Lebensjahre.

— Am 23. April fand zu Brünn das Begräbnis des Hrn. Emanuel Herbek, k. k. Gymnasialdirectors, corresp. Mitgliedes der k. k. geol. Reichsanstalt, Mitgliedes der k. k. Ackerbaugesellschaft u. s. w., statt.

— Am 24. April zu Wien Hr. Rudolf Swoboda, Mitglied der Akademie der bildenden Künste in Wien, Besitzer der großen goldenen Preismedaille der Akademie in Venedig, als tüchtiger Landschaftsmaler bekannt, im 40. Lebensjahre.

— Im April in Mailand der bekannte Philologe Antonio Madini, 58 Jahre alt.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Polnische Grammatik für Untergymnasien und Unterrealschulen.

Die k. k. Statthalterei in Galizien hat in der Lemberger Zeitung 1859 Nr. 32, 10. Februar nachstehende Bekanntmachung erlassen, durch welche auf Abfassung der besten polnischen Schulgrammatik für Untergymnasien und Unterrealschulen ein Preis gesetzt wird:

„Die galizischen Landstände haben auf dem Landtage im Jahre 1845 für die Abfassung der besten polnischen Grammatik zum Gebrauche der Volksschulen eine Prämie von 500 fl. ausgesetzt und diese Widmung hat die Allerhöchste Genehmigung erhalten. Zu demselben Zwecke hat Herr Ritter von Kriegshaber einen Betrag von 100 Stück Ducaten bestimmt.

Nachdem jedoch inzwischen für den grammatischen Unterricht an den polnischen Volksschulen von Galizien, Schlesien und der Bukowina durch die in denselben eingeführten, im kaiserlichen Schulbücherverlage herausgegebenen polnischen Sprach- und Lesebücher hinlänglich fürgesorgt wurde, ist die Veranlassung entfallen, welche die galizischen Landstände zu jener Widmung vermocht hat. Dagegen ist die Herstellung einer polnischen Sprachlehre für Untergymnasien und Unterrealschulen noch immer ein fühlbares Bedürfnis, indem keines der vorhandenen polnischen Sprachlehrbücher als vollkommen entsprechend bezeichnet wer-

Erhärtung der syntaktischen Regeln durch Beispiele aus polnischen bewährten Schriftstellern, und zwar mit jedesmaliger Anführung der Quelle, und endlich eine gewissenhafte und sachgemäße Benützung der auf dem Gebiete der vergleichenden slavischen Philologie errungenen Resultate zur Pflicht gemacht werde.

Als Ziel des grammatischen Unterrichtes in der polnischen Sprache an Untergymnasien und Unterrealschulen ist zu betrachten, dass Schüler, deren Muttersprache die polnische ist, dahin gebracht werden, sie nicht nur geläufig und rein zu sprechen, sondern auch mit Sicherheit und fehlerfrei zu schreiben.

Die Grammatik, welche hierzu benutzt werden soll, muss die Lautlehre im Abrisse, die Formen- und Wortbildungslehre, die Syntax und eine bündige Darstellung der Verslehre enthalten. Zur Vergleichung bei der Darstellung der syntaktischen Regeln ist die deutsche und lateinische Sprache zu benutzen; Übereinstimmung und Verschiedenheit ist jedoch nur anzudeuten, indem die weitere Ausführung dem Lehrer überlassen bleibt.

Die Grammatik ist in polnischer Sprache zu verfassen und hat den Umfang von zwanzig Druckbogen in keinem Falle zu übersteigen.

Schulmänner und Sprachforscher werden hiermit aufgefordert, sich an der Lösung der hier gestellten Aufgabe zu betheiligen. Die Preiselaborate sind in einer gut lesbaren Abschrift bis 31. Mai 1860 an die k. k. Statthalterei für Galizien einzusenden. In dem Elaborate ist in einem versiegelten Umschlage die vollständige Adresse des Verfassers beizuschließen und beide sind mit demselben Motto zu versehen.

Die Prüfung der eingelangten Elaborate wird durch eine von der k. k. Statthalterei für Galizien, im Einverständnisse mit dem Ausschusse der galiz. Landstände einzusetzende Commission vorgenommen werden.

Der Ausspruch, ob das als das beste anerkannte Elaborat für die Zwecke des Unterrichtes an Untergymnasien und Unterrealschulen brauchbar sei, oder mindestens leicht brauchbar gemacht werden könnte, wovon selbstverständlich die Zuerkennung des Preises gleichfalls abhängen wird, bleibt dem h. k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht vorbehalten.

Das preisgekrönte Elaborat bleibt Eigenthum des Verfassers. — Doch ist das h. k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht bereit, dasselbe gegen ein seinerzeit zu bestimmendes Honorar in den Schulbücher-verlag aufzunehmen.

Welches in Gemäßheit des h. k. k. Unterrichts-Ministerialerlasses vom 25. v. M. Z. 17219 zur allgemeinen Kenntniss gebracht wird.²

Mit Beziehung hierauf hat ein gründlicher Kenner des Faches in einer Beilage zu Nr. 71 derselben Lemberger Zeitung einen ausführlichen Plan zu einer solchen Grammatik dargelegt. Dem Wunsche des geehrten Herrn Verfassers, diesen Plan durch Abdruck in der Gymnasialzeitschrift weitere Verbreitung zu verschaffen, gibt die Redaction, obwohl es gegen die Sitte dieser Zeitschrift ist bereits Gedrucktes aufzunehmen, insofern gern Folge, als sie hofft, dass sich an die umfassende Darlegung des Planes eingehende Discussionen über die nothwendigen Grenzen einer solchen Schulgrammatik anschließen werden.

Plan einer Schulgrammatik der polnischen Sprache für Untergymnasien und Unterrealschulen.

In Nr. 32 der Lemberger Zeitung vom 10. Februar 1859 ist im Auftrage der höchsten Unterrichtsbehörde eine Preisausschreibung zur Erzielung einer den Anforderungen der Wissenschaft nach deren ge-

gegenwärtigem Standpunkte und den Bedürfnissen des Unterrichtes vollkommen entsprechenden Schulgrammatik der polnischen Sprache verlaublich worden. Es ist daselbst erfreulich zu sehen, wie die Repräsentanz des Laudes, Private und die Regierung gleichmäßig bemüht sind, die edelsten Interessen des Landes zu pflegen und zu fördern.

Der Verfasser dieser Zeilen glaubt auch seinerseits der guten Sache einen Dienst zu erweisen, indem er seine Gedanken über die Erfordernisse einer solchen, bei uns längst ersuchten Grammatik der Öffentlichkeit übergibt. Die im nachstehenden niedergelegten Ansichten standen bei ihm fest, längst bevor die erwähnte Preisausschreibung erschien. Dieselben machen durchaus keinen Anspruch darauf, maßgebend zu sein; sie sind nichts weiter als eine Privatmeinung, welche im Laufe der Zeit durch Studien und eigene Beobachtung erworben, bei dem gegenwärtigen Anlasse dazu beitragen soll, um das Nachdenken anzuregen, und die Ausführung des Unternehmens zu fördern. Sollte dies den gegenwärtig vor die Öffentlichkeit tretenden Zeilen auch nur theilweise gelingen, so wird ihr Zweck hiemit vollständig erreicht sein. Jede Berichtigung will der Verfasser als einen Gewinn für die gute Sache ansehen, und sich denselben als eines auf dem Felde der Wissenschaft gemeinsam errungenen Gutes freuen.

Was ihn zunächst zur Veröffentlichung trieb, war die, wie es ihm schien, nicht zu verkennende Übereinstimmung der in der Preisausschreibung aufgestellten und im folgenden näher entwickelten Grundsätze. Nach wiederholtem Lesen glaubte Schreiber dieses in der gegenwärtigen Abhandlung durchgehends dieselben Grundsätze nur weiter ausgeführt und bestimmter formuliert zu finden. Möglich, dass die Forderungen hier und da zu hoch gespannt erscheinen werden. Darüber will der Verfasser mit niemanden rechten; doch glaubt er jedenfalls das Ziel bezeichnet zu haben, welchem zugestrebt werden muss, wenn die Grammatik der polnischen Sprache nicht hinter den Anforderungen der Philologie nach deren gegenwärtigem Standpunkte zurückbleiben soll.

I. Einrichtung des Werkes im Allgemeinen.

Der Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Oesterreich bestimmt S. 122 ff. den Zweck des grammatischen Unter-



schen Systemes gefordert werde. Wohl ist es nothwendig auch die durch Becker's Arbeiten zu Tage geförderten positiven Resultate der Sprachwissenschaft, insofern dieselben gesichert und durch die spätere Entwicklung der letzteren nicht widerlegt oder gar verurtheilt erscheinen, gehörig zu berücksichtigen, und sie in einer neuen sprachwissenschaftlichen Arbeit als ein untergeordnetes Moment aufzunehmen; ein Leitfaden nach diesem Zuschnitte aber würde sich gegenwärtig, wo die Fortschritte der historischen Sprachforschung bereits eine so allgemeine Anerkennung gefunden haben, kaum mehr als gerechtfertigt oder haltbar darstellen, und im vorliegenden Falle um so weniger, da gerade „der Leitfaden für den ersten Unterricht im Deutschen“ von Becker als Lehrmittel an Gymnasien bekanntlich nicht mehr gebraucht werden darf. Noch weniger wäre aber die Herstellung eines methodischen Sprach- und Elementarbuches angezeigt, wodurch nicht bloß der ursprünglichen Absicht der gegenwärtigen Preisausschreibung nicht entsprochen, sondern der Unterrichtsmethode des jeweiligen Lehrers in der Schule eine unnöthige und oft schädliche Beschränkung auferlegt würde, ohne vielleicht die Erreichung des Lehrzieles in dem gewünschten Maße zu sichern.

Das Lehrbuch einer Grammatik der Muttersprache im Untergymnasium und in der Unterrealschule soll nicht den Zweck haben, als Leitfaden bei dem Unterrichte zu dienen, den dieser Schritt für Schritt zu verfolgen und dessen successive, allenfalls mechanische Aneignung lediglich er zu überwachen hätte. Dasselbe hat vielmehr ein Hilfs- und Nachschlagebuch zu sein, auf welches der Lehrer bei der Besprechung und Correctur der Aufsätze, bei der grammatischen Erklärung der Lestücke zurückzukommen und hinzuweisen Möglichkeit und Gelegenheit habe, und woraus er allenfalls nur jene Partien zu einer besonderen schulmäßigen Behandlung wähle, die vermöge ihrer Natur, vermöge eines fehlerhaften Sprachgebrauches oder der speciellen Beziehung der darin behandelten Sprachgesetze zu denen anderer am Gymnasium behandelten Sprachen einer besonderen Begründung, Befestigung oder Erläuterung bedürfen würden. Es wäre sonach darin das wissenschaftliche Materiale in einer systematischen Anordnung aufbewahrt, dessen Verwerthung und Einverleibung in den lebendigen Gang des Unterrichtes der Einsicht und der Geschicklichkeit des Lehrers überlassen. Diese Grammatik zerfiel daher zunächst in vier Theile oder Hauptstücke, welche nach einander

die Elementar- oder Lautlehre,

die Flexionslehre,

die Wortbildungslehre,

die Syntax,

zu behandeln hätten, denen sich ein Anhang

über die Orthographie

und mit Beziehung auf die Forderung des Organisationsentwurfes für Gymnasien S. 125 ein weiterer Anhang

über die Metrik oder die Verslehre

anschlösse.

Pädagogisch-didaktischen Rücksichten würde aber in mehrfacher sonstiger Beziehung Rechnung zu tragen sein.

Vorerst wird das Buch, obschon keinen bestimmten methodischen Gang einhaltend, deanooh so eingerichtet sein müssen, um in verschiedenen Abtheilungen des Unterrichtes gleichzeitig und mit gleichem Vortheile benützt werden zu können und daher eine angemessene Sichtung und Scheidung des Unterrichtsmateriales zu ermöglichen. Schon der Umstand, dass es an Gymnasien und an Realschulen zugleich in Gebrauch kommen soll, somit an zwei Kategorien von Lehranstalten, die, wo sie auch bezüglich des von ihnen angestrebten Zieles zusammenfallen, dennoch in der Wahl und der Anwendung der Mittel häufig auseinander-

gehen, dient als Fingerzeig, dass der Lehrstoff eine Gliederung erhalten müsse, welche dem Lehrer die Auswahl erleichtere. Außerdem wird das Lehrbuch innerhalb einer und derselben Kategorie von Lehranstalten auf verschiedenen Stufen benützt werden. Wenn es sich beim Anfangsunterrichte vor allem darum handelt, die Schüler mit dem Elementaren und Uumgänglichen aller Theile der Sprachlehre übersichtlich bekannt zu machen, so kann bei vorgeschrittenem Unterrichte nur eine tiefere Einführung derselben in die Sache, die Bekanntmachung mit dem jene allgemeine Umrisse ausfüllenden und belebenden Detail und mit den Besonderheiten des Sprachgebrauches ihnen ein bildendes Interesse abgewinnen, während der Schüler der oberen Classen, dem jene Grammatik ebenfalls nicht überflüssig werden sollte, wenigstens in den Anmerkungen unter dem bereits zweifach gegliederten Texte eine sachgemäße, seiner Entwicklungsstufe angepasste phonetische, historische, comparative oder allenfalls logische Begründung der in demselben aufgestellten Sprachgesetze mit Recht erwarten und suchen möchte. Die „Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik“ von Friedrich Bauer, Nördlingen 1857, die „neuhochdeutsche Schulgrammatik“ von Hoffmann, Clausthal 1854, die „griechische Grammatik“ von Curtius, Prag 1852 u. s. halten sämtlich diesen Gedanken fest, und ist dessen zweckgemäße Durchführung für didaktischen Gebrauch jederzeit sehr ersprießlich. Die angedeutete Gliederung, welche übrigens mehr als drei Stufen nicht im Auge zu haben braucht, wäre jedoch auch typographisch durch den Druck ersichtlich zu machen.

Ferner muss das in Rede stehende Lehrbuch jede unnöthige Ostentation eines gelehrten Apparates, jede Polemik und alle logischen Subtilitäten und Distinctionen oder Deductionen sorgfältig vermeiden und sich durchgehends einer schlichten, einfachen und leichtfasslichen Rede-weise sowohl in den Begriffsbestimmungen, als auch in der sonstigen Darlegung des Sprachmateriales und der Entwicklung der Sprachgesetze befleißigen. Dasselbe darf keinen Augenblick vergessen, dass es für die Schule bestimmt, nebstbei auf Unterrichtsstufen in Gebrauch kommen wird, wo es sich vor allem um die Aneignung des Materiales und um die unmittelbare Anschauung der Gesetzmäßigkeit der Sprache, nicht aber um philosophische Schürfe der Begriffsbestimmung handelt, für

wissenschaft hat zumal in Deutschland in neuerer Zeit Kategorien zur Geltung gebracht, die ehemals entweder gar nicht oder doch nur in einem beschränkteren Mafse und in untergeordneter Weise angewendet wurden. Dergleichen sind neben den auch sonst üblichen Unterscheidungen der Wurzel, des Stammes und des Thema (pierwiaszek, źródłosłów, temat) die des An-, In- und Auslautes (głoska wstępna, środkująca, końcowa lub zakończenie), des Ab- und Umlautes, der Lautsteigerung, Lautassimilation u. dgl., welche nunmehr in der hier beabsichtigten Grammatik zur Anwendung kommen müssen. Die polnischen Grammatiker haben sich dieser Unterscheidungen noch nicht so weit bemächtigt, um die hierauf bezügliche Terminologie als eine feststehende betrachten zu können, und wo deren Bildung versucht worden ist, können die Resultate noch nicht durchgehends als sachgemäß und sprachrichtig zugleich bezeichnet werden. Hierher gehören unter anderen die Bezeichnungen rdzeń, wygłos, przegłos, przegub u. dgl., welche dem Genius der Sprache zufolge etwas ganz verschiedenes von dem bezeichnen, was sie ausdrücken sollen, oder aber eine der deutschen Sprache nachgebildete, mit dem Geiste der polnischen wenigstens in dem hier gemeinten Sinne im Widerspruche stehende Zusammensetzung aufweisen, welche durchaus durch andere Bildungen oder selbst Fügungen, wenn auch mit Aufopferung der in diesem Falle nur der deutschen Sprache eigenthümlichen Kürze ersetzt werden müsste. Der Verfasser hätte hier die allerdings schwierige Aufgabe, eine in mehreren Beziehungen noch nicht vorhandene, mit dem Geiste der polnischen Sprache im Einklange stehende Terminologie neu zu schaffen, dieselbe aber, wo sie bereits durch den Gebrauch befestigt ist, beizubehalten.

II. Elementar- oder Lautlehre.

Schon Linde hat, wie die Einleitung in sein großes Wörterbuch beweist, die Wichtigkeit der Lautlehre für die Etymologie der polnischen Sprache erkannt und die Grundsätze hierüber in einer besonderen Adhandlung hinterlassen. In der Grammatik hat sie unter den polnischen Bearbeitern dieser Wissenschaft zuerst Mroziński „Pierwsze zasady grammatyki języka polskiego. Warszawa 1822.“ entschieden zur Geltung gebracht. Die von ihm entwickelte Theorie erfreut sich noch heutzutage der Anerkennung von Seiten der Sprachforscher und enthält des Trefflichen genug, um auch noch bei neu aufzunehmenden grammatischen Arbeiten gebührend berücksichtigt und nach Umständen benützt zu werden.

Gleichwohl haben seitdem die von Linde und Mroziński aufgestellten Ansichten über die Physiologie der Laute durch verschiedene nachträgliche Arbeiten auf diesem Gebiete und speciell durch Purkinje's „Badania w przedmiocie fizyologii mowy ludzkiej“ Kwartalnik naukowy 1836., ferner durch E. Brücke's Abhandlungen „über die Lautbildung und das natürliche System der Sprachlaute“ in den Sitzungsberichten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1849, und über die „Physiologie und Systematik der Sprachlaute“ in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien Jahrgang 1856, Heft VII. und VIII. wesentliche Berichtigungen erfahren, welche hinfert nicht ignoriert werden dürfen. Außerdem haben die beiden genannten polnischen Sprachforscher ihre Aufmerksamkeit überwiegend der Natur und dem Wandel der Consonanten zugewendet, ohne das eben so wichtige System des Vocalismus einer gründlichen, allseitigen Erörterung zu unterziehen. Der Verfasser einer polnischen Grammatik wird gegenwärtig auch diesem Theile der Lautlehre sein Recht müssen wiederfahren lassen, da hierin so vielfache Elemente und Mittel der Formen- und Wortbildung liegen.

Unter den vorhandenen Handbüchern über polnische Grammatik findet sich kaum eines, welches nicht eine mehr oder weniger gedrängte oder umfangreiche Abhandlung über die Laute enthielte. Doch entspricht keines den Anforderungen, die an eine Lautlehre nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft gestellt werden müssen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Beleuchtung jedes einzelnen von denselben einzugehen, mag aber jedenfalls auf die Hauptpunkte hingewiesen werden, in denen eine Abweichung von dem bisherigen Gebrauche wünschenswerth erscheint.

Abgesehen von der untergeordneten Stellung, welche auch von den Nachfolgern Mrozinski's der Vocallehre größtentheils angewiesen wird, so hat sich beinahe noch nirgends bei den polnischen Grammatikern die Lautlehre jene selbstständige Stellung errungen, in Folge deren man eine klare Übersicht der phonetischen Gesetze der Sprache als solcher unabhängig von dem jeweiligen Bedürfnisse der Flexionen oder der Wortbildung gewinnen konnte. Die Lautlehre soll nicht zeigen, welche Lautveränderungen in dem einen oder anderen Falle stattfinden; ihre Aufgabe besteht vielmehr in der Nachweisung der Natur und der Beziehung der einzelnen Laute zu einander, ihrer Verwandtschaftsverhältnisse und der Gesetze ihres Wandels im Allgemeinen, um sich auf diese in der Flexions- und Wortbildungslehre in Fällen, wo sie Anwendung finden, einfach nur beziehen zu können. Es versteht sich übrigens von selbst, dass in dem hier in Rede stehenden Lehrbuche der Bestimmung desselben gemäß bei der Darlegung der Lautgesetze die wissenschaftliche Erörterung über die physiologischen Bedingungen der Lauterzeugung ferngehalten oder doch auf das Allernothwendigste beschränkt, und wo sich eine Andeutung in dieser Richtung als unabweisbar herausstellen sollte, dieselbe in die unter dem Texte befindlichen Anmerkungen verwiesen werden muss. Weit zweckmäßiger erscheint zu diesem Behufe die Zusammenstellung und Anordnung des empirisch vorhandenen Sprachmaterials, ohngefähr in der Weise, die in Miklosich's „Vergleichender Lautlehre“ Wien 1852 befolgt ist, und welche allein dem Werke eine entsprechende objective Begründung zu geben im Stande ist.

Die Unklarheit über die Bedeutung der Lautlehre in der Sprachwissenschaft, der Mangel eines festen Principa, hat die meisten polnischen Grammatiker bis jetzt auch zu keiner geordneten, leicht überschaulichen,

A. Vocale.

Ausgehend von den Vocalen a, i, u, die nach Brücke in Übereinstimmung mit der Physiologie als die Grundpfeiler des Vocalsystemes in allen indo-europäischen und semitischen Sprachen angesehen werden müssen, wird die Lautlehre zunächst die Beziehung der abgeleiteten Vocale e, o, y, ę, ą zu denselben darzulegen haben, um daraus die den Lautgesetzen des Vocalismus im Slavischen und näher in der polnischen Sprache zu Grunde liegenden drei Vocalreihen zu bilden.

Bekanntlich entsteht in der A-Classe, wenn von den im Neu-Polnischen nicht mehr deutlich zu Vorschein kommenden Halbvocalen vorläufig abgesehen wird, dadurch, dass sich a in e (im Polnischen häufig durch das ursprünglichere jo ersetzt) und o zerschlägt, die Vocalreihe e, (jo) o, a, wobei e als der leichteste Vocal vorangeht, o und a als Steigerungen gelten (z. B. *wiercieć, wrócić, wracać*). In der I-Classe steigert sich i im Stamminlaute zu je und organisch zu ja (*wisieć, wieszać, zawias* oder *widzieć, odwieźć, zwiady*) im Stammauslaute zu oj und aj, wo wie so häufig statt j die andere Spirans w eintritt (*pić, poić, napawać*). Bei liquiden Verbalstämmen findet ein dem deutschen Ablaute vergleichbarer Wechsel von I- und A-Lauten statt (*brać, bierze, wybór, wybierać*). Die Reihe der U-Classe endlich wird durch y, u, ow, aw gebildet (Schleicher, *Formenlehre der kirchenslavischen Sprache*, Bonn 1852. S. 60—79). Es hat keine Schwierigkeiten, die vorstehenden Vocalreihen mit angemessenen Beispielen zu belegen. Für einen polnischen Grammatiker erwächst hier aber noch die Aufgabe, die eigenthümliche Natur der Vocale é und ó zu erklären, welche häufig nur eine organische Steigerung der Vocale e und o zu i (y) und u andeuten, nicht selten jedoch ebenfalls einen Wechsel der Vocalreihen darzustellen scheinen. Ebenso verlangt die zweigestaltige Wesenheit des y eine nähere Erörterung. Von polnischen Grammatikern bis jetzt etymologisch in der Regel dem i gleichgestellt, dürfte es grundsätzlich der U-Reihe wiederzugeben und dessen zeitweiliger Gebrauch statt des i nach den Sibilanten, so wie des letzteren nach k und g statt y als eine der Sprache eigenthümliche Ausnahme zu behandeln sein.

Die Vocale ę und ą sind Trübungen der reinen Vocale durch den Nasenton und ist ihre Entstehung in den slavischen Sprachen aus der Verbindung der letzteren mit den nasalen Mitlautern m und n nachgewiesen. In Folge dessen können sie namentlich im Polnischen allen Vocalreihen angehören und vorkommenden Falles, wenn sie vor einen anderen Vocal unmittelbar zu stehen kommen, in ihre Bestandtheile zerlegt werden (z. B. *imię, imienia; kląć, zaklinać* n. s. f.). Jederzeit gilt aber ą als die Steigerung von ę.

Smith hat in seiner „Grammatik der polnischen Sprache“ Berlin 1845. ę und ą den Diphthongen beigezählt, im Widerspruche mit anderen polnischen Grammatikern, welche das Dasein von Doppellauten in der polnischen Sprache in Abrede stellen. Indessen scheint es hierbei nur auf den Begriff anzukommen, den man mit einem Doppellaute verbindet. Versteht man darunter die wirkliche Verschmelzung zweier Laute in einen einzigen, so mögen auch ę und ą als Diphthonge gelten, zumal m und n physiologisch nicht geradezu als Consonanten, sondern vielmehr als Halbvocale betrachtet werden, nicht aber wenn hiesu die Verschmelzung zweier Vocale unbedingt gehören soll. Mit gleichem Rechte werden jedoch die postjotierten Vocale den Diphthongen beigezählt, da sie als Steigerungen der einfachen Laute phonetisch nicht füglich als deren mechanische Auflösungen in je zwei von einander getrennte Bestandtheile anzusehen sein dürften und übrigens j, dessen physiologische Entstehung von jener der eigentlichen Consonanten oder Verschlusslaute sich wesentlich unterscheidet, als eine consonantische

Abschwächung des reinen I-Vocales gelten muss. Das Letztere ist übrigens auch auf w in dessen Verhältnisse zu u anwendbar, wonach die Lautsteigerungen ow und aw, nebst den bei Schleicher S. 73 erwähnten Auflösungen der Vocale in Vocale und Spiranten näher zu beleuchten wären.

Schließlich wird es auch nothwendig sein, nach Miklosich's Vorgänge auf die altslavischen Vocale *А* (polnisch *l* oder *ł*) *Ѣ* (polnisch *e*) ferner *Ѥ* und *ѥ*; endlich *Ѧ* (polnisch *je* oder *ja*, wol auch *ej* und *aj*) zurückzukommen. Der Grund hievon liegt darin, weil es so viele namentlich liquide Wortstämme im Polnischen gibt, welche sonst keinen Vocal zu haben scheinen und einen solchen erst in Folge einer Lautsteigerung erhalten (z. B. *ml*, *miel*) und weil auch sonst der Grundsatz des Slavischen, dass kein Wort auf einen Consonanten auslautet, im Polnischen nicht veranschaulicht werden könnte. Sehr häufig erhält hierin auch das sogenannte euphonische *e* seine Erklärung. Was das *Ѧ* anbetrifft, so erklärt es als Steigerung des *i* erst den in der Reihe des letzteren stattfindenden Lautwechsel und vermöge der ihm anhaftenden Präjotierung den erweichenden Einfluss des seine Stelle oft einnehmenden *je*, *je*, *ja* auf die vorhergehenden Consonanten.

B. Consonanten.

Die Behandlung des Consonantensystemes dürfte weniger Anstände bieten, da dieselbe schon in dem erwähnten Werke Mroziński's „*Pierwsze zasady etc.*“ eine treffliche Vorarbeit findet und die physiologischen Berichtigungen, welche spätere wissenschaftliche Forschungen begründen, sich an geeigneten Stellen leicht anbringen lassen. Die Unterscheidung der Verschlusslaute, der Reibungsgewäusche, der Zitterlaute und der Resonanten nach Brücke wird jedenfalls mehr Klarheit und Präcision in die bisher üblichen Classificationsabtheilungen und die daraus resultirenden Lautgesetze bringen.

So wie in dem Systeme der Vocale werden auch hier vor allem die Gesetze des Lautwandels eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen. Wegen der wunderbaren Symmetrie des Consonantensystems wird sich deren Anordnung leicht vollziehen lassen, obwol hier der gleichzeitigen Berücksichtigung des Einflusses der übrigen Consonanten eines Wortes, je nachdem diese einer und derselben oder einer verschiedenen Articulation angehören, zu berücksichtigen ist.

angehender Consonanten durch die Schrift zu veranschaulichen, näher zu erörtern sein.

Daran reihen sich die Betrachtungen über die Bedeutung desselben j, so wie des anderen Spiranten w in Fällen, wo im An- oder im Inlaute der Hiatus vermieden werden soll. Der Verfasser wird sich hierbei die Ausführungen Schleicher's (Formenlehre der kirchenslavischen Sprache S. 86.—89) gegenwärtig halten, um die Einschaltungen von Consonanten nicht dort als einen unorganischen Nothbehelf der Sprache erscheinen zu lassen, wo sie eine tiefere phonetische Begründung haben.

Endlich ist der von Schleicher (a. a. O. S. 89) sogenannte Umlaut oder die Verwandlung nicht palataler Vocale (a, o, y, u, ę) in palatale (e, i, ę) in Folge der Einwirkung eines rein für sich oder als Erweichung von Consonanten auftretenden j zu erörtern. Hierbei wird es von Wichtigkeit sein, hervorzuheben, wie in der polnischen Sprache im Gegensatze zu den anderen Slavinen das „jo“ nicht nothwendig in e übergehe, während umgekehrt das letztere dennoch regelmäßig eine erweichende Kraft auf den vorangehenden Consonanten ausübe.

Unter den Gesetzen des Auslautes wäre anmerkungsweise das Verschwinden der denselben im Altslavischen ausnahmslos bildenden Vocale zu erwähnen, wodurch in vielen Fällen die auf diese Weise enthielten Consonanten allenfalls mit einer dem früheren i entsprechenden und sich zu demselben zeitweise vocalisierenden Erweichung als der scheinbare oder wirkliche Auslaut polnischer Worte hervortreten.

Bemerkungen über die Ausstossung und Abwerfung der Vocale und Consonanten, so wie über die zeitweise Versetzung der letzteren dürften diesen Abschnitt beschliessen.

III. Flexionslehre.

In dem 1857 im Verlage des galizischen Studienfondes als einleitender Anhang zu dem ersten Theile des polnischen Lesebuches für Obergymnasien in Lemberg erschienenen „Przegląd form gramatycznych języka staropolskiego“ sind alle wichtigeren Resultate der slavischen Sprachwissenschaft in ihrer Anwendung auf die polnische Sprache benützt worden. Eine Schulgrammatik dieser Sprache, welche nunmehr im Untergymnasium in Gebrauch kommen soll, darf dieselben um so weniger ignorieren, als sie auf den Sprachunterricht in den oberen Classen vorzubereiten hat. Bei einer zweckmäßigen Einrichtung des Buches könnte die erwähnte Zugabe des polnischen Lesebuches mit der Zeit sogar entbehrlich gemacht werden.

Im vorliegenden Falle ist um so mehr Grund vorhanden, rücksichtlich der Anordnung der Flexionslehre und der darin festzuhaltenden Grundsätze auf den genannten „Przegląd form gramatycznych“ zu verweisen, als darin die Ausführung der letzteren zugleich schon praktisch dargethan ist und die geschichtliche Entwicklung der neueren polnischen Sprache in verhältnismässig nur wenigen Fällen ein Abgehen von dem dort befolgten System nothwendig oder räthlich erscheinen lassen dürfte. Nachstehend folgt nur eine nähere Beleuchtung der Gesichtspunkte, welche die Grundlage der Darstellung der in Rede stehenden altpolnischen Flexionslehre bilden und ohne selbstverständlich der besseren wissenschaftlichen Einsicht im Einzelnen ungebührliche Schranken zu setzen, dennoch im Ganzen auch bei der Auseinandersetzung der neupolnischen maßgebend bleiben müssen.

A. Declinationslehre.

In der Lehre über die Declination der Nomina muss mit dem hergebrachten Brauche, das dreifache Geschlecht derselben als Einthei-

hingsgrund anzunehmen, ein für alle Mal gebrochen werden. Es lässt sich kein Princip auffinden, welches dieses beinahe in allen älteren und theilweise auch in neueren häufig nachgeahmte Verfahren auch nur halbwegs rechtfertigen würde. Offenbar zusammengehörige Nominalstämme und Flexionsarten, wie die der männlichen und sächlichen Hauptwörter, werden auseinandergerissen und unter besonderen, einander gleichsam ausschließenden Rubriken aufgeführt, dagegen Stämme, wie die weiblichen auf *a* und die auf einen weichen Consonanten, obwohl ihrem Charakter und ihrer Flexionsweise nach verschieden, lediglich wegen der Gleichheit des Geschlechtes in ein Fach zusammengeworfen. Ebenso werden die auf *e* ausgehenden Stämme nothdürftig und ohne eine gründliche Erklärung ihrer Flexion in der Rubrik der sächlichen Declination untergebracht.

Ein solches Verfahren steht weder mit dem Ernste der Wissenschaft, noch auch mit dem gegenwärtigen Stande der Sprachforschung im Einklange.

Schwieber hat es mit einigem Nachdrucke hervorgehoben, dass in einer Declinationslehre für die slavischen Sprachen, ebenso wie in den verwandten eigentlich mehr von einer Eintheilung der Nominalstämme, als der Declinationen die Rede sein könne, da die Casussuffixe als der lautliche Ausdruck bestimmter Beziehungen überall dieselben sein müssen, wie eben jene Beziehungen die nämlichen seien. Mit dieser Ansicht steht offenbar die Annahme einer vocalischen und ursprünglich consonantischen Declination im erwähnten „Przegląd etc.“ nicht im Widerspruche, da sie lediglich auf der Verschiedenheit des Stammasauslautes beruht und von den hier und da noch sichtbaren Spuren nur der consonantischen Declination eigenthümlicher Suffixe vorläufig absieht. Es wird hiebei, wie es in einem Lehrbuche ziemt, auch die Entscheidung der wissenschaftlichen Frage nach der Natur der Casusendungen, ob sie nämlich durchgehends auf wirkliche Suffixe zurückzuführen oder mit Bopp zum wenigsten in der vocalischen Declination bloß als mannigfache Modificationen des vocalischen Auslautes ohne eigentliche Anfügung neuer Endsylben anzusehen seien, vermieden. Dadurch ist nun weder den späteren Resultaten wissenschaftlicher Forschung vorgegriffen worden, noch aber auch der Symmetrie und der Gründlichkeit der Dar-

Halbvocal zeigen. Nicht nur der Vorgang namhafter Autoritäten wie Miklosich's spricht für diese Abweichung und die Analogie der griechischen und lateinischen Sprache, deren Grammatiker (z. B. Curtius) hier deutlich den Unterschied einer A- und O-Declination festhalten, sondern auch die Verschiedenheit in der Reihe der Casusendungen, die wenn von Flexionen die Rede ist, am Ende denn doch auch berücksichtigt werden muss.

Inwiefern Substantive wie „pani“ der I-Declination mit Recht gezählt werden dürfen, bleibt an dieser Stelle eine offene Frage.

An die Lehre von der Declination der Substantive schließt sich die Lehre von den Geschlechtsunterschieden derselben an. Vor der Declinationslehre, wie dies häufig geschieht, dürfte über dieselben füglich darum nicht gehandelt werden, weil sie so häufig durch den Auslaut begründet werden, dessen Arten erst die Declinationslehre auseinander setzt.

Am durchgreifendsten ist in den slavischen Sprachen der Unterschied zwischen nominaler und pronominaler Declination. Da die Declination der polnischen Adjective in ihrer gegenwärtigen Gestalt meistens aus beiden Declinationen zusammengesetzt ist, so stellt sich darnach die Nothwendigkeit dar, die Lehre von der Flexion des Pronomen vor jener des Adjectivs abzuhandeln. Den Beschluss würde die Lehre von den Zahlwörtern machen, da bei diesen alle Arten der Declination in Anwendung kommen.

B. Conjugationslehre.

Mroziński hat in dem bereits erwähnten Werkchen „Pierwsze zasady etc.“ eine sechsfache Conjugation des polnischen Zeitwortes unterschieden. Als Eintheilungsgrund wurde der Ausgang des Infinitivs und der dritten Person der Einzahl in der gegenwärtigen Zeit angenommen. Die späteren polnischen Grammatiker sind in Bezug auf die Anzahl und Anordnung der Paradigmen dem Beispiele Mroziński's entweder gefolgt oder sind von demselben theilweise abgewichen; sie haben jedoch fast durchgehends das Princip der Eintheilung, welches jedenfalls äußerlich und willkürlich ist, entweder so wie es von ihm überliefert ward, beibehalten oder gegen ein anderes gleichartiges, somit ebenso willkürliches vertauscht.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass eine Conjugationslehre, die auf einer wissenschaftlichen objectiven Grundlage ruhen soll, ihre Unterscheidungen, ebenso wie die Declinationslehre auf die phonetischen Gesetze der Sprache zurückführen muss. Die Beziehungen zwischen Wortstamm und Suffix, consequent durchgeführt, sind der allein haltbare Ausgangspunkt eines gründlichen Conjugationssystems. Dasselbe muss auf eine grundsätzliche Classification der Verbalstämme basiert werden und zugleich die Art, wie die Suffixe mit denselben verbunden werden, berücksichtigen. Miklosich (Formenlehre der altslavischen Sprache S. 35 u. ff. und vergleichende Formenlehre der slavischen Sprache. Wien 1856 S. 496), sodann Schleicher (a. a. O.), endlich Smith (Grammatik der polnischen Sprache. Berlin 1845) geben hier, jeder in seiner, doch in den Grundprincipien übereinstimmenden Weise ein Beispiel, wie in diesem Theile der Grammatik einer slavischen, beziehungsweise der polnischen Sprache verfahren werden soll.

Der in Lemberg 1857 erschienene „Przegląd form gramatycznych języka staropolskiego“ hält in Übereinstimmung mit den von den eben genannten Gelehrten aufgestellten Grundsätzen den Unterschied zwischen der bindevocalischen und bindevocallosen polnischen Conjugation fest. Da von der letzteren die polnische Sprache nur wenige Überreste in być, dać, jeść, wiedzieć u. dgl. aufweist, so kann bei der Classifica-

tion der Verbalstämme vorwiegend nur auf die bindevocalische Conjugation zurückgehen werden, ohne dass deshalb die principielle Gültigkeit des Verfahrens auch rücksichtlich der anderen Verba aufgegeben würde. Unter dieser Voraussetzung ergibt sich zunächst die Unterscheidung der Verbalstämme in zwei Hauptabtheilungen, in die primitiven oder wurzelhaften und in die abgeleiteten oder thematischen, von denen die ersteren wiederum einen vocalischen, geschlossenen oder flüssigen, die letzteren aber nur einen vocalischen oder nasilirten Auslaut haben und hienach die weitere Eintheilung in Classen bestimmen. Die Abweichung von der namentlich durch Schleicher in Aufnahme gebrachten Anordnung, wornach die durch die Sylbe *na* erweiterten, so wie die mittelst einer Erweichung des consonantischen Wurzelauslautes die Präsenstformen bildenden Verbalstämme nicht in die erste, sondern mit Smith in die zweite Hauptabtheilung eingereiht wurden, rechtfertigt sich theils durch die Natur der Sache, theils durch andere parallele Erscheinungen in der polnischen Sprache. Was man nämlich von der erwähnten Sylbe *na*, die stellenweise als ein consonantischer Nasenton hervortritt, auch halten mag, so viel ist indessen gewiss, dass der Bindevocal und die Flexionssuffixe erst an dieselbe herantreten und eine Conjugation erzeugen, welche den Wurzelstämmen mit einem nasalen Auslaut eigenthümlich ist. Da es nebstdem Verbalstämme dieser Kategorie gibt, welche auch eine ältere Conjugationsform ohne diese Zusatzsylbe aufweisen, so scheint es ausgemacht zu sein, dass man es wie bei der Sylbe *vo* in gewissen griechischen Verben mit einer Erweiterung des Verbalstammes zu thun habe, nach deren Hinzutritt erst das zu conjugierende Thema in dieser Form als vollendet anzusehen ist. Hiernach würden diese Verba allerdings erst der zweiten Hauptabtheilung beizuzählen sein. Die zweitgenannten Verbalstämme reihen sich schon deshalb naturgemäß denen der zweiten Abtheilung an, weil sie gleich den anderen, welche das *a* des Thema im ganzen Präsens nicht verlieren, dasselbe in dem Infinitiv der Gegenwart und in der vergangenen Zeit aufweisen, überdies viele Verbalstämme dieser Classe selbst im Präsens bald mit *a*, bald mit dessen Weglassung conjugiert werden. Endlich findet diese Conjugationsform in der verwandten der Zeitwörter auf *owa*, die unterschieden der zweiten Hauptabtheilung angehören, eine Analogie

konane i niedokonane), ferner der Frequentativa (częstotliwie) Iterativa, Inchoativa u. s. f. Obwol von großem Belange und schon bei der Unterscheidung der Vocalstämme, so wie bei der näheren Bestimmung der Zeiten nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, gehört dennoch die nähere Erörterung über die Gesetze ihrer Bildung in den folgenden Abschnitt über die Wortbildungslehre, so wie die Lehre über den Gebrauch der so entstehenden Modificationen desselben Verbalstammes in die Syntax.

Noch weniger berechtigt, als die Lehre von den eben berührten Verbalbildungen, erscheint in dieser Partie die Lehre von dem Gebrauche der Zeiten und Arten. Schon die Erwähnung derselben enthält die Andeutung, dass sie eigentlich in die Syntax gehöre, und würde diese Bemerkung hier sogar überflüssig erscheinen, wenn nicht renommierte polnische Grammatiker sich eine Vermengung beider Gebiete in der bemerkten Weise hätten zu Schulden kommen lassen.

Die Bildung der zusammengesetzten Formen, welche jedenfalls von der Flexionslehre nicht ausgeschlossen bleiben darf, führt ebenfalls sehr leicht auf das Gebiet der Syntax hinüber und es muss dem Tacte und der Einsicht des Verfassers überlassen bleiben auch hier, so wie in der Partikellehre die richtigen Grenzen einzuhalten.

IV. Wortbildungslehre.

Dieser Theil der polnischen Grammatik hat bisher bei denjenigen Schriftstellern, welche sich mit deren Bearbeitung speciell beschäftigt haben, beinahe nirgends eine selbständige und ausreichende Berücksichtigung gefunden. Was sich hierüber in ihren Werken findet, ist größtentheils zerstreut neben anderen Partien der Grammatik nur beiläufig behandelt ohne consequente Durchführung irgend welcher wissenschaftlichen Grundsätze, so wie ohne Darlegung der hierin geltenden phonetischen und etymologischen Gesetze. Linde hat zwar in der bereits erwähnten Einleitung zu seinem großen Wörterbuche im allgemeinen die Grundsätze angegeben, nach denen diesfalls bei der Betrachtung der Gesetze der Wortbildung in der polnischen Sprache vorzugehen wäre; seine Ideen haben jedoch seit der Zeit nur wenig Fortentwicklung unter den polnischen Grammatikern gefunden. Wenn nun gegenwärtig auch diesem Gegenstande die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werden soll, so ist es vor allem nöthig sich dasjenige zu vergegenwärtigen, was hierin in Bezug auf Methode und Form in anderen Sprachen, namentlich aber in der vergleichenden Sprachwissenschaft auf dem Gebiete der slavischen Mundarten geleistet worden ist, hierbei jedoch zugleich das von den polnischen Grammatikern und Lexikologen aufgeschichtete Materiale zu sichten und zu verwerthen.

Systematisch geht eigentlich die Wortbildungslehre der Flexionslehre voran, indem sie sich zunächst auf das Lautsystem einer jeden Sprache stützt und die Flexionslehre in gewisser Hinsicht als eine Abart derselben, die zur Syntax in einer näheren Beziehung steht, angesehen werden kann. Wichtige Gründe sprechen jedoch dafür, sie zumal in einem Schulbuche der Flexionslehre erst folgen zu lassen. Vorerst gewährt diese letztere schon an sich ein reiches Materiale für die Wortbildungslehre und ist gewissermaßen eine Vorschule derselben, indem sie eben durch Hinzufügung von Suffixen an die Wurzeln und Stämme der Worte oder durch sonstige Änderungen an ihren Auslauten die Möglichkeit zeigt, auf diesem Wege verschiedene Vorstellungen oder Nuancen auszudrücken. Dieses Geschäft vollzieht aber eben die Wortbildung in einem höheren Sinne. Indessen geht dies in der eigentlichen Flexion viel einfacher und nach bestimmten, einer strengen systematischen Anordnung fähigen Gesetzen vor sich, während die Gesetze der Wortbildung nicht nur schwieriger und verwickelter, sondern auch in Folge

des Sprachgebrauchs und der Sprachentwicklung mannigfachen, wenn auch häufig nur scheinbaren Abweichungen und Ausnahmen unterworfen sind, welche namentlich beim Elementarunterrichte nicht vollständig erschöpft werden können und mehr nur als Ansatz zu etwaigen späteren Studien auf dieser Stufe ihre Berücksichtigung finden müssen. Wenn ferner die Wortbildungslehre Veranlassung findet, ihre Gesetze in deren Anwendung auf die Bildung der einzelnen Redetheile oder die Ableitung derselben von einander, z. B. der Nomina von den Verbalwurzeln und umgekehrt, zu zeigen, so ist der Vortheil unverkennbar, der in einem Schulbuche daraus entspringt, wenn früher der ganze Reichthum der Flexionen der betreffenden Hauptredetheile und die darauf sich gründenden Unterschiede derselben, so wie ihre grammatische Bedeutung dem Schüler bekannt geworden sind. Zudem würde es in einem Lehrbuche der polnischen Grammatik schwer halten, von der Bildung der verschiedenen Classen von Zeitwörtern, die von einer und derselben Wurzel stammend in Folge der veränderten Bildung abweichende Bedeutungen haben, gründlich zu sprechen, wenn nicht die Lehre von deren Conjugation, die sich häufig nach der Bedeutung richtet, vorausgesetzt werden könnte. Die im Vorstehenden entwickelten Rücksichten sind sicherlich auch der Grund, dass in den meisten, insbesondere deutschen Schulgrammatiken die Wortbildungslehre die hier geforderte Stelle einnimmt.

Die Tendenz der Wortbildungslehre ist zunächst darauf gerichtet, die Worte, aus denen eine gegebene Sprache besteht, auf deren Wurzeln, d. h. jene Bestandtheile, welche inmitten der mannigfaltigen durch Wortbildung und Flexion hervorgerufenen Veränderungen als Träger der denselben durchziehenden Grundvorstellungen unverändert sich erhalten, zurückzuführen, und die Entstehung der Wörterfamilien aus denselben nachzuweisen. Sonach dürfte es in einer Grammatik vor allem angezeigt sein, über die Beschaffenheit oder Verschiedenheit der Wurzeln in der polnischen Sprache zunächst vom phonetischen Standpuncte aus das Nöthige voranzuschicken. Dobrowsky (*Institutiones linguae slavicae*) hat eine förmliche Classification der slavischen Wurzeln vorgenommen. Abgesehen von der Weitläufigkeit des Dobrowsky'schen Werkes, die in einem Schulbuche weder angestrebt werden, noch auch zulässig erscheinen kann, dürfte für aller Verständlichkeit das dort gebotene reichhaltige

verwickelt, als dies beim Schulunterrichte wünschenswerth ist oder sonst bei anderen z. B. germanischen Sprachen eintritt. Doch ist es bei dem vorliegenden Anlasse, wo eine tiefer greifende Feststellung der Hauptpunkte der Lautlehre verlangt wird, zu erwarten, dass auch die Schwierigkeiten des Abschnittes über die innere Wortbildung leichter werden überwunden werden. Die gehörigen Ortes bereits besprochenen Vocalreihen werden auch in diesem Theile des Werkes den erforderlichen Anhaltspunct bieten, um die hier einschlägigen Wörterfamilien nach bestimmten Kategorien in Gruppen zu bringen und an ihnen die Gesetze der Sprache zu zeigen.

Die äussere Wortbildung zerfällt in jene durch Ableitung und in die durch Zusammensetzung.

Wie überhaupt, und in diesem Theile des Werkes insbesondere, wird es auch hier auf den Tact und die Einsicht des Verfassers zumeist ankommen, wie viel von dem lexikalischen Stoffe in den Bereich des grammatischen Unterrichtes an dieser Stelle gezogen werden solle, um dem Schüler das Verständniss der Grundgesetze, nach denen die Sprache bei ihren Bildungen verfährt, zu öffnen. Es braucht wol kaum erinnert zu werden, dass der ganze Reichthum der Wurzeln und Ableitungen am wenigsten in einer Schulgrammatik dargelegt und erschöpft werden könne. Andererseits ist es aber eben so gewiss, dass die wichtigsten, die HAUPTERSCHEINUNGEN hier ihre Erklärungen finden müssen.

Das eben gesagte findet auch auf die in slavischen Sprachen so mannigfaltigen Ableitungssylben seine Anwendung. Ist es auch unmöglich sie alle zu umfassen, so werden doch diejenigen, die entweder von sprachwissenschaftlicher Wichtigkeit sind oder doch im täglichen Sprachgebrauche häufig wiederkehren, eine besondere Beachtung verdienen. Um mit der Nominalbildung zu beginnen, so dürften beispielsweise die in Schleicher's kirchenslavischer Formenlehre S. 174 u. s. f. erwähnten Suffixe (ciel — dŕo — rz — ień — j — ja — ie — ow — ień — n (ny) — ik — nik — ctwo u. s. f.) keineswegs übergangen werden, eben so wenig andere (wie anin — ota u. dgl.), die in verschiedenen Grammatiken ganz besonders als solche angeführt werden, die zur Bildung abgeleiteter Nomina mit einer bestimmten Nuancierung der Gedanken dienen. Dass es sich hier nicht bloß um Nachweisung solcher secundären Bildungen, sondern wesentlich auch um die Darlegung der Gesetze bei der Nominalbildung überhaupt, unter welche auch die Bildung der Adjectiva, Pronomina und Numeralia fällt, handelt, versteht sich nach dem Bisherigen von selbst.

Die mannigfaltigen Formen der Ableitung der Verben werden eine besonders reiche Ausbeute für die Wortbildungslehre liefern. Wenn schon die Ableitung der Nomina von Verben einen interessanten Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung darbietet, so ist die Ableitung der Verben von Verben und von den Nominibus eine nicht minder reichhaltige Fundgrube der Wortbildung, welche übrigens die Grundlage der eben so wichtigen Unterschiede der perfectiven und imperfectiven, der frequentativen, inchoativen u. a. Verben bildet. Bei der Reichhaltigkeit des Gegenstandes ist es nicht einmal im Allgemeinen recht thöulich die Hauptgesichtspunkte zur Behandlung desselben hier anzugeben, ohne in dessen weiträumige Auseinandersetzung selbst zu übergehen; ein Verfahren, welches um so entbehrlicher ist, als derselbe seit jeher — freilich meistentheils in dem Capitel über die Flexionslehre — ganz besonders die Aufmerksamkeit der polnischen Grammatiker auf sich gezogen hat und in ihren diesfälligen Werken ein nicht unergiebiges Materiale zu diesem Behufe sich aufgesammelt findet. Jedoch mag hier erwähnt werden, dass Smith's bereits genannte „Grammatik der polnischen Sprache“

(Berlin 1845) S. 86—124 auch in dieser Beziehung einen vielfach beachtenswerthen und nachahmungswürdigen Vorgang beobachtet.

Die Betrachtung der verschiedenen Verbalbildungen führt von selbst auf die Wortbildung durch Zusammensetzung, da viele insbesondere perfective Verba erst auf diesem Wege, nämlich durch Zusammensetzung mit Partikeln, gewonnen werden.

Die Zusammensetzung mit Partikeln ist auch diejenige, die in der polnischen Sprache beinahe die wichtigste Rolle spielt. Es muss die Aufgabe der Grammatik sein die derselben entsprechenden Zusammensetzungen sowol mit Partikeln, als auch mit anderen Redetheilen, deren Gebrauch, und die der Sprache hierbei eigenthümlichen Gesetze nachzuweisen und zwar um so mehr, als diese Quelle der Wortbildung noch in fortwährender Thätigkeit begriffen ist und durch Aufserachtlaffung der Eigenthümlichkeiten der Sprache sehr leicht dem Geiste derselben widerstrebende Bildungen entstehen können.

V. Syntax.

In keinem Theile der Grammatik ist der Gegensatz zwischen der Anschauungsweise Becker's und der hergebrachten der früheren Grammatiker schärfer hervorgetreten, als gerade in der Syntax, und trennt theilweise noch immer die Arbeiten auf dem Gebiete dieser Wissenschaft in zwei Gruppen von mehr oder weniger verschiedenem Charakter. Während die frühere Behandlungsweise, so ziemlich den Gang der Flexionslehre einhaltend, den Gebrauch der verschiedenen Redetheile und der Beugungsformen derselben in einem Satze zu lehren unternahm, fasste die Becker'sche Schule die logischen Verhältnisse in einem Satze in's Auge und suchte daraus die Grundsätze nicht nur des Satzbaues, sondern auch der darin sich geltend machenden Wortfügung abzuleiten und zu erklären.

Es ist bekannt, welch' grossen Einfluss die Theorie Becker's auf die grammatische Literatur Deutschlands ihrer Zeit hatte. Nicht nur erschien eine ansehnliche Anzahl in dieser Richtung verfasster gelehrter Arbeiten, sondern sie fand selbst in den Schulen als sogenannte Sprachdenklehre Eingang. Auch in Grammatiken über altclassische Sprachen wurden die von Becker geltend gemachten Kategorien zur Anwendung

den Idiomem besteht, dabei sehr häufig in den Hintergrund gerückt wird. Die daraus sich ergebenden Betrachtungen haben viele Grammatiker, insbesondere jene, welche die classischen Sprachen bearbeiteten, veranlasst von den Überspanntheiten der Becker'schen Schule zurückzukommen und theilweise zu der älteren Behandlungsweise der Syntax zurückzukehren.

Wenn aber die Zeit und die Erfahrung Extreme und Verstiengheiten widerlegt und niederwirft, so gilt die Verurtheilung keineswegs dem gesunden Kerne einer wissenschaftlichen Richtung, welche durch die Erkenntnis eines wahren Bedürfnisses hervorgerufen, demselben auch wirklich genügt. Die mannigfaltigen Beziehungen des prädicativen, attributiven und objectiven Satzverhältnisses, der beiordnenden und der unterordnenden Verbindung mit den Verhältnissen der copulativen, disjunctiven, adversativen und causalen Beiordnung, so wie den verschiedenen Verhältnissen der Unterordnung in einem zusammengesetzten Satze, woran sich die der Satzverkürzung anlehnen, haben sich ungeachtet der mannigfachen Einwendungen gegen Becker's System dennoch in so weiten Kreisen Anerkennung zu verschaffen vermocht, dass gegenwärtig keine Grammatik mehr dieselben ganz unbeachtet lassen darf. Am wenigsten könnte dies in einer Grammatik der Muttersprache geschehen, deren Aufgabe es ist, nicht bloß den richtigen Gebrauch einer Sprache zu lehren, sondern auch die Gesetze der sprachlichen Mittheilung in ihrer Allgemeingültigkeit der Vorstellung des Schülers nahe zu legen. Überdies haben, wie gleich anfangs erwähnt wurde, die bezüglichlichen Bestimmungen des Gymnasial- und Realschulplanes, die hier maßgebend sind, diese Grundverhältnisse des Satzbaues sichtlich im Auge.

Nur dürfte vor allem in einem Schulbuche die strenge logische Construction der Begriffe, wie sie in den Becker'schen Schriften und sonstigen Arbeiten dieser Richtung beliebt wird, zu unterbleiben haben und auch die damit so häufig in Verbindung stehende Zerreißung grammatisch zusammengehöriger Formen vermieden werden. Wenn z. B. bei Becker (Ausführliche deutsche Grammatik II. Band, 2. Ausgabe, Frankfurt am Main 1843.) die Lehre vom Genitiv theils unter dem attributiven (§. 230), theils aber unter dem objectiven Satzverhältnisse (§. 241) behandelt wird, so ist hier offenbar die naturgemäße Zusammengehörigkeit der auf dieselbe grammatische Form bezüglichlichen Grundsätze einem Systeme geopfert worden, welches einer historisch gegebenen Sprache eigentlich fremd ist. Es ist einleuchtend, dass durch eine solche Trennung die Übersicht überhaupt und einem Schüler insbesondere sehr erschwert wird, vor allem aber dann, wenn die begriffliche Seite der Satzverhältnisse in den Vordergrund geschoben und fortwährend betont wird. Dem Zwecke des Unterrichtes dürfte es weit mehr entsprechen, die gegebenen grammatischen Formen als ein Material zu behandeln, dessen natürliche Gruppierung grundsätzlich zu erhalten und in dieser Gruppierung auf die höheren, ihr Verhältnis zum Organismus der Sprache ausdrückenden Kategorien zu beziehen wäre. Man bliebe hiedurch dem didaktischen Grundsatzes getreuer, von der Betrachtung des gegebenen Stoffes durch dessen Analyse zum begreifenden Verständnisse fortzugehen.

Im Nachstehenden soll der Versuch gemacht werden, einen Vorschlag zu einer Anordnung der Syntax zu machen, wodurch allen bis jetzt gestellten Anforderungen genügt werden könnte.

Es scheint vor allem die Haupteintheilung derselben in die Syntax

A. des einfachen und

B. des zusammengesetzten

Satzes, wie sie der Becker'schen Schule eigen ist, festgehalten und dieser ganze Abschnitt

C. mit der Lehre von der Wortfolge

beschlossen werden zu müssen. Diese Eintheilung bietet nicht nur dem

Verständnisse keine Schwierigkeiten, sondern sie ist auch so natürlich, dass sie auch sonst in jenen Grammatiken, die dem Becker'schen Systeme fremd waren, zu Grunde lag. Um hier bei den Lehrbüchern der polnischen Sprache zu bleiben, so genügt es vor allem auf Muczkowski's Grammatik (2. Ausgabe, Krakau 1836) zu verweisen, wo ausdrücklich zwischen der „Syntax“ im engeren Sinne (składnia S. 182), worunter die Lehre von der Wortfolge (składnia szyku S. 248) in einem besonderen Capitel zur Sprache kommt, und der Satzlehre (d. h. der Syntax des zusammengesetzten Satzes) unterschieden wird. Es würde sich daher im vorliegenden Falle zunächst handeln um einen Anschluss an das Hergebrachte, welches nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft und den Bedürfnissen des Schulunterrichtes zu gestalten, zu ordnen und zu verarbeiten wäre.

Zu A. Der Lehre vom einfachen Satze hätte eine Abhandlung über den Satz und die Satzverhältnisse überhaupt voranzugehen. Darin würde sich nach einer bündigen Darlegung der verschiedenen Arten der Sätze, insbesondere mit der Entwicklung des Satzes nach den verschiedenen in demselben zur Geltung kommenden Verhältnissen (dem prädicativen, attributiven und objectiven) zu befassen sein. Becker's „Schulgrammatik der deutschen Sprache“ und dessen „Auszug“ aus derselben gäbe zunächst das Vorbild für die Anordnung und für den Umfang des in diesem Capitel zu verarbeitenden Materials, ohne dass jedoch die darin befolgte, die Auffassung jedenfalls erschwerende Methode der Behandlung, welche vielmehr plan- und lichtvoll sein muss, als Muster zu dienen hätte.

In einem so gearteten Eingange würden alle jene Grundbegriffe gewonnen werden, die zum Verständnisse der weiteren Beziehungen in einem einfachen Satze nöthig sind und die sich beiläufig in den beiden Begriffen der Congruenz und der Rection zuspitzen. Von nun an ist es weder erforderlich noch angezeigt, den beengenden Gang der construirenden Methode Becker's ängstlich zu verfolgen und die Grundsätze der Syntax nach den Gesichtspuncten des prädicativen, attributiven und objectiven Satzverhältnisses zu entwickeln.

Wie schon erwähnt müssten hiedurch häufig die zusammengehörigen grammatischen Formen aus ihrer natürlichen Verbindung gerissen und

einen niederen Eintheilungsgrund bilden, hervorzuheben und deren Beziehung zu den grammatischen Formen nachzuweisen.

Die Lehre über das Nomen im Satze führt zunächst zu der sogenannten Casuslehre, welche wieder in die Congruenz- und Rectionslehre (*składnia zgody* und *składnia rzad*) zerfällt.

Das Congruenzverhältnis in der polnischen Sprache hat die Eigenthümlichkeit, dass der Instrumental in derselben überwiegend und in den meisten Fällen der Casus des Prädicates ist. Auch Becker (*Ausführliche deutsche Grammatik* II. Band §. 244) weist darauf hin, glaubt aber denselben seiner Anschauungsweise gemäß für einen Factitiv erklären zu sollen. Nun kann sich aber eine Schulgrammatik auf derlei entfernter liegende Erklärungen nicht einlassen. Sie thut besser daran, die Erscheinung zunächst so zu nehmen, wie sie sich darbietet, und diese besteht hier darin, dass der Instrumental mit nur wenigen Ausnahmen der Casus des Prädicates ist. Darum hat auch der Vorgang Smith's (a. a. O. S. 144 u. ff.) so vieles für sich, die Lehre von diesem Beugefalle in dem Capitel über die Congruenz abzuhandeln.

Ebenso ist bei dem letztgenannten Grammatiker die Folge, in welcher die anderen Beugefälle abgehandelt werden, durch die Natur der Sache so ziemlich gerechtfertigt.

Inwiefern die verschiedenen Casus mit oder ohne Präpositionen, deren Gebrauch hier zu erörtern sein wird, als adverbiale oder als attributive Bestimmungen anzusehen sind, wird am füglichsten gleich an dieser Stelle beleuchtet werden können. Was sonst über den Gebrauch der Zahl- und Fürwörter anzuführen sein wird, muss der selbsteigenen Einsicht des Verfassers überlassen bleiben.

In der Lehre vom Verb wird die passivische und impersonale Construction, welche zu den Eigenthümlichkeiten der polnischen Sprache gehört, der Gebrauch der Zeiten und der Arten die hauptsächlichste Aufmerksamkeit des Verfassers auf sich zu ziehen haben. Es ist schon angedeutet worden, dass die hieher gehörigen Lehren häufig, jedoch mit Unrecht, in der Flexionslehre des Verb eingeschaltet werden und dass dies im vorliegenden Falle nicht geschehen dürfe. Wenn übrigens die Lehre von den Zeiten und Arten, um vollständig zu sein, auch auf Nebensätze Rücksicht nehmen muss, so dürfte dies bei der gegenwärtig vorgeschlagenen Anordnung der Syntax um so weniger Schwierigkeiten haben, als in dem die Lehre vom einfachen Satze einleitenden Capitel der Unterschied des Haupt- und des Nebensatzes und deren gegenseitiges Verhältnis zu einander angegeben worden sein muss und daher die Rücksichtnahme darauf keineswegs als eine unsystematische Anticipation angesehen werden kann.

Zu B. In der Lehre vom zusammengesetzten Satze tritt das allgemein grammatische viel stärker in den Vordergrund, als in der von dem einfachen. Dennoch bildet diese letztere die Grundlage der ersteren, insofern, als sich die einzelnen Bestimmungen des einfachen aber bekleideten Satzes oder worin bereits zusammengesetzte Satzverhältnisse vorkommen, naturgemäß zu Sätzen erweitern. Je nach der Natur der Bestimmungen treten diese mit dem ursprünglichen Satze in eine beordnende oder unterordnende Verbindung, welche Unterscheidung zugleich die Grundlage zu der Eintheilung dieser Lehre abgibt. Im Allgemeinen bietet dieser Theil der Syntax keine weiteren Schwierigkeiten, als dass etwa die Grammatiker der Becker'schen Richtung häufig in Bezug auf die Einreihung der verschiedenen Arten von untergeordneten Sätzen, unter eine von den drei angenommenen Kategorien der Substantiv-, Adjectiv- und der Adverbialsätze von einander abweichen. Wenn nun die Entscheidung der in dieser Beziehung zweifelhaften Fälle einerseits der Einsicht des Verfassers überlassen werden muss, so kann deren Vorkommen in einem

Werke, das als Schulbuch auf ängstliche logische Ableitung keinen Anspruch zu machen braucht, keine ausnehmenden Verlegenheiten bereiten. Es ist übrigens selbstverständlich, dass so wie sich in diesem Capitel reichliche Gelegenheit darbieten muss, über den Gebrauch der Conjunctionen zu sprechen, ebenso auch der Forderung des Gymnasial- und Real-schullehrplanes, die Schüler insbesondere auch mit Verwandlungen aus einer Form in die andere, mit den Verkürzungen der Sätze, ferner mit umfassenderen Satzverbindungen und Satzgefügen vertraut zu machen, genügt werden müsse. Die Periodologie, die den Schluss dieses Capitels bilden wird, ist zugleich die nächste Vorbereitung zur Stilistik.

Zu C. Obzwar die polnische Sprache hinsichtlich der Wortstellung in einem Satze sehr frei ist, so erscheint dennoch schon in einem einfachen Satze der Unterschied zwischen der natürlichen und invertierten Wortfolge sehr wichtig. Die natürliche Wortfolge, welche in erster Linie das Vorgehen des Subjectes und die Nachfolge des Prädicates, ferner die Voranstellung der regierenden Satzbestandtheile und die successive Nachsetzung aller regierten, sowol attributiven als objectiven Bestimmungen verlangt, ist den slavischen Sprachen eigenthümlich und verleiht dem Satzbaue derselben vermöge der ihr inwohnenden Klarheit und Leichtigkeit einen eigenen Reiz. Auf dieser Grundlage ist die Erklärung der Inversionen in den verschiedenen Arten der Sätze, ferner die Wortfolge in Satzverbindungen und Satzgefügen zu erörtern.

Becker's Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft, insbesondere dessen „Schulgrammatik“ (6te Ausgabe, Frankfurt am Main 1848) und der „Auszug“ daraus (Frankfurt am Main 1845.) werden der im vorliegenden verlangten polnischen Schulgrammatik insbesondere in Bezug auf die Beleuchtung und Begründung der Regeln durch Beispiele aus den classischen Schriftstellern der Sprache als Vorbild zu dienen haben. Es ist ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst Becker's, Belegstellen aus den Werken der zwei Heroen der modernen deutschen Literatur, Schiller und Göthe, so wie auch aus anderer in fewohlten Schriftstellern, als Uhland u. a. gesammelt und auf diese

VI. Orthographie.

Die Orthographie schließt sich zwar ihrer Natur nach zunächst an die Lautlehre an. Doch wird sie in den meisten Fällen eben so sehr durch die Gesetze der Flexions- und Wortbildungslehre oder Etymologie bestimmt, dass es unthunlich erscheint, sie ganz der Lautlehre einzuverleiben. Außerdem ist die Interpunctiionslehre, die ebenfalls zur Orthographie gezählt wird, ohne Voraussetzung der Syntax undenkbar. Daher wird es immer gerathen sein, der Orthographie in einer Grammatik einen abgesonderten Abschnitt zu widmen.

Was die polnische Orthographie speciell angeht, so ist im Allgemeinen kein Grund vorhanden, von den hierüber in den „Rozprawy i wnioski o ortografii polskiej przez deputacyą od król. towarzystwa warsz. przyjaciół nauk wyznaczoną“ Warschau 1830 der Hauptsache nach abzuweichen, zumal die bisher versuchten, grundsätzlichen Abweichungen, wie z. B. eine veränderte Bezeichnung der Erweichungen der Consonanten von Vocalen, die Einführung des *i* statt *y* nach *cz*, *sz*, *rz*, ferner des *j* vor *i* (z. B. in *szyji*, *stojisz* u. dgl.) weder die allgemeine Anerkennung zu erlangen, noch sich auch dem Sprachgebrauche der besten Schriftsteller anzupassen vermochten. Da jedoch die Sprachwissenschaft seit jener Zeit, als der genannte Ausschuss des Warschauer Gelehrtenvereines die polnische Orthographie feststellte, unleugbar bedeutende Fortschritte gemacht hat, so könnte es nur als ein Verdienst angesehen werden, dort Änderungen vorzuschlagen und einzuführen, wo die bisherige Schreibweise mit den inzwischen geläuterten wissenschaftlichen Ansichten im Widerspruche steht.

Es soll hier der Versuch gemacht werden, mit Beziehung auf die bereits erwähnten „Rozprawy i wnioski etc.“ insbesondere aber mit Beziehung auf das am Schlusse des genannten Werkes S. 539 — 563 befindliche Generalgutachten des gelehrten Ausschusses beispielsweise einige Fälle dieser Art anzudeuten.

Im §. IV. des Gutachtens S. 550. u. s. f. äußert der Ausschuss die ganz richtige Ansicht, dass die noch gegenwärtig seit Kopczyński allgemein beliebte Unterscheidung der Geschlechter im Instrumental der Adjective und Pronomina im Plural (*ymi* und *emi*) durch nichts begründet sei. Jedoch widerspricht der Vorschlag, *emi* allgemein einzuführen, den Grundsätzen der vergleichenden slavischen Grammatik, indem diesen zufolge vielmehr allgemein *ymi* (*imi*) und im Singular *ym* (*im*) zu schreiben wäre.

Im §. V. wird von der Bezeichnung der Mouillierung der Consonanten am Schlusse von Sylben und Worten gesprochen und dabei die Anwendung dieser Bezeichnung mittelst eines Striches (') oberhalb des Consonanten auch bei den Labialen *b*, *m*, *p*, *w*, in den Imperativen der Gegenwart und dort, wo die Mouillierung beim Hinzutritt eines Vowels zum Vorschein kömmt, empfohlen. Die physiologischen Untersuchungen Purkinje's und Brücke's dürften jedoch bereits zur Genüge dargethan haben, worauf auch Brodziński in den „Rozprawy i wnioski etc.“ S. 387 u. ff. hingewiesen hat, dass die Mouillierung dieser Verschlusslaute der ersten Reihe, die bekanntlich durch die Schließung der Lippen gebildet werden, wegen der großen Schwierigkeit sie mit einem Reibungsgeräusche der dritten Reihe (*j*), dessen Articulationsstelle sich am hinteren Theile des Gaumens befindet, zu verbinden, wenn nicht gleichzeitig eine Anlehnung an einen Vocal stattfindet, am Ende von Worten und Sylben eigentlich verschwindet und sich dieselben eigentlich erhärten. Daher wäre auf diese Bezeichnung einer Erweichung, welche thatsächlich ohnehin nicht besteht, auch grundsätzlich zu verzichten, welches um so leichter geschehen kann, als dieser Vorschlag des gelehrten Ausschusses niemals zu einer allgemeinen Anerkennung in der Literatur gelangt ist.

Bei der Festsetzung der Orthographie der Imperative der Gegenwart in §. VIII. S. 555 u. f. wird von der irrthümlichen, auf dem gegenwärtigen Standpunkte der slavischen Philologie widerlegten Voraussetzung ausgegangen, dass dieser Modus von der dritten Person der Einsahl der Gegenwart gebildet werde. Darauf gründen sich die Vorschläge der Schreibung von *rwiej*, *umarzj*, *rozedrzej*, *watrzej* u. dgl. Da aber gegenwärtig festgestellt ist, dass der Imperativ durch die Anfügung des Suffixes *i* an den Verbalstamm gebildet wird, welches zeitweise seine vocalische Kraft verliert und lediglich als Erweichung des consonantischen Stammlautes erscheint, zeitweise aber noch durch ein *j* verstärkt wird, so ergibt sich daraus das Fehlerhafte der vorgeschlagenen und die Richtigkeit der Feliński'schen Schreibweise *rwij*, *tnij*, *drzj* u. dgl. von selbst und wird das *é* in den Imperativen nur dort bei vocalischen Stämmen zu erscheinen haben, wo es entweder selbst radical oder thematisch oder aber durch einen Umlaut aus dem ebenfalls radicalen oder thematischen *a* entstanden ist, z. B. *smiej*, *umiéj* u. dgl.

Mit Beziehung auf §. IX. S. 556 u. s. f. wäre im Punkte 3. nach Analogie des Punktes 4. und des im Polnischen sonst geltenden Lautgesetzes, dass bei einem Zusammenstoße von Consonanten, die einen Misston hervorbringen, jederseit der vorangehende sich dem folgenden anbequemt und nöthigenfalls ihm sogar weicht, die Modification festzusetzen, dass vor den Ausgängen *stwo* und *ski* der Sibilant des Stammes weggeworfen wird und die genannten Ausgänge unverändert bleiben. Daher wäre nach Analogie von *olkuski* (statt *olkuszski*) und *przemyski* (statt *przemyslski*), auch *męski* (aus *męzski*), *męstwo* (aus *męzstwo*), *francuski* (aus *francuzski*), *papieski* (aus *papieżski*) und nicht umgekehrt *męzki*, *męzstwo*, *francuzski*, *papieżski* u. dgl. zu bilden.

VII. Verslehre.

Da dieser Theil eigentlich nicht zur Grammatik gehört und nur eines äußeren Bedürfnisses wegen derselben einverleibt wird, so muss sich in Absicht auf denselben auf das Nothwendigste beschränkt werden. Wennfalls dürfte die hier aufzunehmende Verslehre die Grenzen überschreiten, die ihr in Cegielski's „*Nauka poezji*“ Posen 1845, gezogen sind, hinsichtlich der Bemerkung, die hier gegeben wird, dass die

bietet uns ein anschauliches Bild eines deutschen Gymnasiums auf derjenigen Stufe der Entwicklung dar, welche das Schulwesen um das Jahr 1820 erreicht hatte. Der Hr. Verf. schildert die in den einzelnen Fächern damals gangbare Methode, die Leitung des Unterrichtes, die Handhabung der Zucht in klarer und lebendiger Darstellung, ohne irgendwo in seinen Urtheilen, die freilich nicht immer günstig lauten können, die Pietät gegen seine Lehrer zu verletzen. An diese Berichte schließt der Hr. Verf. eigene auf reiche Erfahrungen gegründete Bemerkungen an, denen man gewiss in den meisten Fällen seinen Beifall nicht versagen kann. Es kann nicht die Absicht dieser Zeilen sein, weitläufig auf Einzelheiten einzugehen. Wir wollen daher nur über das, was der Hr. Verf. hinsichtlich der philosophischen Propädeutik geäußert hat, einige Bemerkungen machen. Hr. Schmalfeld unterschätzt jedenfalls die Bedeutung dieses Unterrichtes, welchen er aus dem Gymnasium ausscheiden und der Universität überlassen will. Es übersieht dabei, dass das Gymnasium, obwol es hauptsächlich eine Vorschule für die Universität ist, dennoch auch für solche, die sich nicht den Universitätsstudien widmen, eine Bildungsschule ist, er übersieht ferner, dass der philosophische Unterricht an der Universität nur dann gedeihen kann, wenn eine solche genügende Vorbildung vorhanden ist. Hr. Schmalfeld möge in dieser Beziehung nur den inhaltvollen Worten Trendelenburg's Beachtung schenken, welche derselbe in dem Vorworte zu seinen „Erläuterungen zu den Elementen der aristotelischen Logik, Berlin 1842“ ausgesprochen hat. Auch in dem zweiten Theile wird hoffentlich jeder Lehrer, so wenig übrigens die Methode des Einen vollkommen dem Anderen passen kann und so sehr hier der Individualität der größte Spielraum bleibt, sehr brauchbare und werthvolle Bemerkungen finden, besonders der junge Lehrer, welcher erst in das Schulleben eingetreten ist und hier ohne Mühe einen mühsam erworbenen Schatz von Erfahrungen findet. Auch hier wollen wir nur einen Punct berühren, in welchem wir der Ansicht des Hrn. Verf. uns nicht anschließen können. Hr. Schmalfeld legt nämlich einen zu großen Werth auf metrische Übungen und will denselben einen ausgedehnten Spielraum gewähren. Ref. meint, dass vollkommen genug geleistet ist, wenn der Lehrer seine Schüler Verse ordentlich lesen lehrt, so dass sich bei ihnen das Gefühl für Harmonie und Rhythmus entwickelt. Begabtere Schüler, die sich freiwillig zu solchen Arbeiten entschließen, mag er immerhin unterstützen und fördern; aber die ganze Classe mit solchen Arbeiten zu belasten, scheint mir eine unnöthige Plackerei, die meistens nichts als elende Fabrikate liefern kann, und es am Ende dahin bringt, dass dem Schüler aller Geschmack an Dichtungen verleidet wird. Wenn aber der Hr. Verf. noch weiter geht als selbst die Vertreter solcher Übungen gehen, welche sie doch auf das Lateinische beschränken, wenn er griechische Verse fabricieren lassen will, zu diesem Zwecke sogar empfiehlt, Centonen aus Homer zu bilden und in solchem Flickwerke moderne Stoffe, z. B. Columbus, zu behandeln, so ist dies eine seltsame Verirrung, welche wir von einem so tüchtigen Schulmanne nicht erwartet hätten. Man lasse den Schüler schöne Partien aus Homer auswendig lernen und sie angemessen vortragen, aber man verschone ihn mit jenem Lappenwerk, an das sich Jeder nur mit Ekel erinnern kann, der derlei Producte aus den letzten Zeiten der griechischen und römischen Literatur gelesen hat. Die Ausstattung des Buches ist sehr schön.

Innsbruck.

Karl Schenk.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Der sogenannte dritte messenische Krieg und andere gleichzeitige Ereignisse¹⁾.

Wenn überhaupt die Geschichte der griechischen Staaten vom Ausgange der persischen Invasion bis zum Beginne des peloponnesischen Krieges trotz mancher werthvollen Specialuntersuchung noch sehr im Argen liegt, so gilt diess ganz besonders die Geschichte des letzten messenischen Krieges, der, freilich in Verbindung mit unheilvollen Naturereignissen, das stolze Sparta dem Untergange nahe brachte und bei seiner Nebenbuhlerin Athen in demüthigendster Weise um Hilfe zu bitten zwang. Sogar die durchweg übliche Bezeichnung desselben als dritten messenischen Krieges muss beanstandet werden, wenn wir anders noch auf Schriftsteller wie Plato und Strabo bauen wollen. Plato spricht

zum Kampfe gegen die Barbaren ebenfalls aufgefordert, diesem Rufe keine Folge geleistet hätten. — Mit Plato stimmt auch Strabo p. 362; er gedenkt eines dritten und eines vierten messenischen Krieges; in diesem vierten seien die Messenier vernichtet worden. — Hiernach hätten wir einen Krieg zwischen den abgefallenen Messeniern und den Spartanern um das Jahr 490. Das ist aber auch alles, was wir von demselben wissen, weshalb er in den Geschichtsbüchern ganz ignoriert und jener als dritter gezählt wird, welcher zur Zeit des Cimon und des Königs Archidamus statthatte.

Aber auch von diesem haben wir nicht einmal eine übersichtliche Darstellung, sondern nur zerstreute Einzelangaben bei verschiedenen Schriftstellern, aber doch Angaben genug, um bei richtiger Combination nicht nur die Chronologie im Ganzen, sondern auch die hauptsächlichsten Vorgänge mit Sicherheit zu bestimmen. Hauptquelle ist immer des Thucydides' gedrängte Übersicht der Ereignisse seit der Schlacht von Plataä. Was uns Diodor, Plutarch und Pausanias berichten, kommt im Wesentlichen auf das hinaus, was jener bietet. Ja, Pausanias, der so ausführlich und mit so besonderer Vorliebe die beiden ersten messenischen Kriege dargestellt hat, hatte offenbar für die Geschichte des letzten (3. oder resp. 4.) nicht einmal eine andere Quelle vor sich als Thucydides. Alle seine Worte mit Ausnahme der ungenauen Zeitangabe, lassen sich aus Thucydides decken, sind oft sogar noch Abkürzungen von dessen Erzählung²⁾. Einige gelegentliche Notizen von Wichtigkeit bietet Herodot und Aristophanes in seiner *Lysistrata*, sowie insbesondere der Scholiast zu letzterem, welchen man ganz unbeachtet gelassen hat. Derselbe beruft sich ausdrücklich auf die *Atthidenschreiber*, namentlich auf *Philochorus*. Doch haben auch diese jedenfalls nur gelegentlich des messen. Kriegs Erwähnung gethan. Aus der Übereinstimmung des Diodor mit dem Scholiasten des Aristophanes lässt sich mit Sicherheit entnehmen, dass Diodor außer Thucydides noch *Philochorus* oder einen anderen *Atthidenschreiber* benutzt habe. Ja eine aufmerksame Lectüre desselben lässt den Eindruck zurück, dass er zwei verschiedene Darstellungen excerpirt und zu dem verarbeitet habe, was er uns bietet. Plutarch bezieht sich wegen einiger Anekdoten auf Aristophanes, auf *Kritias* und *Ion*³⁾, während er an einer Stelle fast genau die Worte des Thucydides

²⁾ Wir bemerken dies gegen Krüger, der in seinen histor.-philolog. Studien (Berlin 1836, S. 158) unbegreiflicher Weise ausdrücklich das Gegentheil behauptet. Man vergleiche aber nur selbst Paus. IV, 24. §. 2 = Thuc. I, 128. 101. 102. — §. 3 = Thuc. I, 103.

³⁾ *Kritias* schrieb u. a. *Πολιτεῖαι* und besonders *βίοι*, *Ion* *ὑπομνήματα*. welche Plutarch in seinen Biographien fleißig benutzt hat. Vgl. Heeren de fontibus Plutarchi p. 24.

wiedergibt *) und an einer anderen **) ganz dieselbe Quelle wie der Scholiast und Diodor ausgebeutet hat. Des Strabo haben wir schon oben gedacht. — Was sich endlich bei Iustin und Nepos vorfindet, ist kaum der Beachtung werth.

1. Annähernde Zeitbestimmung. Schlachten von Drabescus und Datum. Krieg gegen Thasos.

Das Jahr, wo der messenische Aufstand ausgebrochen ist, wird von Thucydides nicht ausdrücklich angegeben. Diodor, Plutarch, Pausanias und der Scholiast geben zwar eine chronologische Bestimmung; aber ihre Angaben lauten wenigstens so widersprechend, dass wir sehen müssen, ob nicht aus Thucydides ein bestimmter Anhaltspunct zu gewinnen, vielleicht das Jahr genau zu ermitteln sei.

Nach Thuc. I, 101 fällt die Empörung der Messenier in dieselbe Zeit, wo Athen die abgefallenen Thasier zu bekriegen hatte; der Abfall der Thasier aber steht in Verbindung mit der Absendung von 10,000 athenischen Colonisten an den Strymon und mit der Niederlage der Athener bei Drabescus (Cap. 100). Das genauere chronologische Verhältnis dieser Vorgänge zu einander einstweilen bei Seite lassend, suchen wir das Jahr, wo diese Niederlage statthatte, zu berechnen. Der Scholiast zu Aeschines de fals. legat. p. 755 Reisk., der sich speciell und genau mit der Geschichte von Amphipolis bekannt gemacht hatte, berichtet von neun Niederlagen der Athener bei dieser Stadt *): τὰ δὲ ἀτυχήματα ἐστὶ ταῦτα· πρῶτον μὲν Λυσιστράτου καὶ Αὐκούργου καὶ Κρατίωνος στρατιωσάντων ἐπ' Ἡτόνα τὴν ἐπὶ τῷ Στρυμόνι. Διεφθάρησαν γὰρ ὑπὸ Θρακῶν, εἰληφό-
τες Ἡτόνα ἐπὶ ἄρχοντος Ἀθήνησι Φαίδωνος [das wäre
— 76] ἀπὸ τῶν οἱ μετὰ τῶν ἑσπέρων κληρούμενοι ἐπὶ τῷ

oben ausgesprochene Bedenken auf einem viel einfacheren Wege.

Der vom Scholiasten erwähnte Leogoros ist (nach Krüger selbst) eine und dieselbe Person mit dem Leagros, von dem Herodot IX 75 erzählt, dass er als Anführer der Athener mit Sophanes bei Datum von den Edonern erschlagen worden sei. Ähnlich Pausanias I 29, 5. Wäre nun Krüger im Rechte, so ergäbe sich, dass die Schlacht von Drabescus bei Thucydides identisch wäre mit der von Datum bei Herodot, während doch Drabescus tiefer im Innern des Landes, Datum dagegen an der Küste lag. Einer von beiden Schriftstellern hätte sich demnach eine grobe Ungenauigkeit zu Schulden kommen lassen in einer Angabe, die jeder von ihnen aufs Genaueste zu geben im Stande war. Das dürfen wir aber weder dem Thucydides, noch dem Herodot zumuthen. Pausanias freilich thut dieses, indem er, im Übrigen dem Herodot nacherzählend, Drabescus statt Datum setzt. Er kannte aber nicht den genaueren Sachverhalt, wie wir ihn gleich auseinandersetzen werden. — Aber noch mehr. Der von Herodot wie von Pausanias mit Leagros, resp. Leogoros in Verbindung gebrachte Sophanes lebte noch zur Zeit des Aeginetenkrieges, welchen Thuc. I 105 erzählt, d. h. 460 a. Chr. n. Denn er zeichnete sich nach Herodot und Pausanias ganz besonders in demselben aus. Hdt. IX 75. Paus. I 29. Folglich kann er nicht (was Krüger ganz übersehen hat) schon sieben Jahre vorher gefallen sein unter dem Archontate des Lysistratos d. h. 467. Auch die Worte des Scholiasten selbst lassen die Annahme eines Verschreibens von *Λυσιστράτους* statt des angeblichen *Λυσιστράτου* kaum zu, da ja dieser Name einige Zeilen vorher ausdrücklich steht, also eine Verschreibung umgekehrter Art hätte vor sich gehen können.

Dürfen wir also an der Lesart *Λυσιστράτους* nicht rütteln, wie sieht es dann mit der Lesart *ἐπὶ Φαίδωνος* aus?

Unter dem Archontate des Phædon im J. 476 a. Chr. kann weder das von dem Scholiasten erwähnte Ereignis stattgehabt haben, noch weniger aber die von Thucydides gemeldete Niederlage bei Drabescus. Letztere fällt ja nach Thuc. I 100 entschieden nach der Schlacht am Eurymedon vor. Eine Niederlage der Athener aber in der Gegend von Amphipolis für das Jahr 476 anzunehmen, ruft die gerechtesten Bedenken hervor: 1. dann hätte der Scholiast des Aeschines eine der bedeutendsten Niederlagen, eben die von Thucydides, den jener doch gewiss kannte, ausdrücklich erwähnte, gänzlich übergangen. — 2. Jene Niederlage der Athener wäre vorgefallen zu einer Zeit, wo Cimon die Thraker total geschlagen hatte, und seine siegreiche Flotte in den benachbarten Gewässern kreuzte. Nep. Cim. 2, Plutarch Cim. 7. f. Thucyd. I. 98. Vgl. Krüger a. a. O. S. 39 ff. — 3. Bei der ersten Einnahme von Eion durch Cimon hatte keine Colonisation

statt, sondern nur eine Unterwerfung der Umgegend. Thucydides I 98 thut der Einnahme von Eion Erwähnung, weiß aber nichts von einer Colonisation; eben so wenig IV 102, wo er die verschiedenen Colonisationsversuche durchgeht. Auch Diodor XI 60 sagt nichts davon. Nepos Cim. 2 und Plutarch Cim. 7 haben sich zweifelsohne Verwechslung mit der nach der Schlacht am Eurymedon (Thuc. I 100) erfolgten Colonisation zu Schulden kommen lassen. — 4. Pausanias I 29 sagt ausdrücklich, dass der Feldzug der Athener, in dem die Niederlage von Drabescus vorgefallen sei, der dritte selbständige Feldzug der Athener nach außen hin gewesen sei; den ersten Feldzug für sich (*ιδίᾳ*) hätten dieselben gegen Sardinien, den zweiten gegen Ionien und den dritten gegen Thracien unternommen. Ist diese Behauptung richtig, so kann nicht füglich an den Feldzug in den Jahren 477, 476, wo nicht die Athener allein in jenen Gegenden operierten, gedacht werden.

Alle Schwierigkeiten fallen weg, wenn wir an einen Umstand denken. Die Archonten Phædon [Ol. 76, 1 = 476] und Apsephion [Ol. 77, 4] werden häufig mit einander verwechselt, oder vielmehr statt des Archonten Apsephion erscheint öfters Phædon genannt (S. Krüger S. 39 ff. 44 ff.), vielleicht weil jener während seines Archontats starb und durch Phædon ersetzt wurde.

Diese Verwechslung oder auch das zweite Archontat des Phædon zugegeben, so ergäbe sich das Jahr 469, und der Scholiast des Aeschines stände in völliger Übereinstimmung mit Thucydides. Nur dürfen wir bei dem Scholiasten *ἐν ἀρχοντος Ἀθηνησι Φαιδωνος* nicht zu dem entfernter stehenden *διοφδῶντων* ziehen, sondern mit dem auch unmittelbar dabeistehen-

Somit hätten wir wenigstens ein Factum chronologisch bestimmt, mit welchem der messenische Aufstand der Zeit nach in naher Verbindung steht, sei es, dass er wenige Jahre vorher oder nachher eintrat. Aus des Thucydides Darstellung I 100 ff. lässt sich vor der Hand größere Bestimmtheit nicht gewinnen. Mit Krüger anzunehmen, bei dem Ausdrücke χρόνον ὕστερον (später als die Schlacht am Eurymedon) „dürfe man kaum an einen längeren Zwischenraum denken als an einen zwei- bis dreijährigen“ u. dgl. scheint uns zu unbesimmt und vag, als dass wir mit Sicherheit von da aus weiter operieren könnten. Lässt sich aber aus Thucydides und anderen Quellen vielleicht das Ende, so wie die Dauer des messenischen Krieges genauer berechnen?

2. Ende des messenischen Krieges.

Dass das Ende des messen. Krieges vor die Schlacht von Tanagra (d. h. 458 a. Chr.) falle, geht zunächst mit großer Wahrscheinlichkeit aus Herodot und Pausanias hervor. Von den fünf Siegen nämlich, welche, mit dem Siege bei Plataä angefangen, die Spartaner unter Beihilfe des eleatischen Wahrsages Tisamenos errangen, war der übereinstimmenden Angabe beider Schriftsteller zu Folge (Herodot IX 35, Pausan. III 11, 6) der Sieg über die Messenier bei Ithome der vierte, der von Tanagra der letzte. Dass unter dem Siege bei Ithome der letzte Entscheidungskampf, die endliche Bezwingung der Messenier zu verstehen sei, ist mehr als wahrscheinlich.

Die Wahrscheinlichkeit wird zur Gewissheit durch Thucydides, der auf die Beendigung des messen. Krieges (I 103) erst noch eine ganze Reihe anderweitiger Einzel-Ereignisse folgen lässt, ehe er der Schlacht von Tanagra (I 108) Meldung thut. Wie sehr es aber dem Historiker in seiner historischen Uebersicht im ersten Buche um chronologische Genauigkeit zu thun sei, sagt er nicht bloß selbst (I 97), sondern haben auch die gründlichsten und umsichtigen Forschungen neuerer Geschichtsforscher satksam dargethan⁷⁾. Auch Diodor XI, 63, welcher den Anfang des messen. Aufstandes unter das Archontat des Apsephion (= 469/8 a. Ch.) verlegt, würde hiemit übereinstimmen, wenn er seiner Angabe, dass der Krieg 10 Jahre gedauert habe (cap. 64 extr.) gleich geblieben wäre. Aber da es feststand, dass die Messenier von Ithome das kurz vorher von den Athenern eroberte Naupactus zum Aufenthalte angewiesen erhielten (Thuc. I 103, Paus. IV 24; 31, 6; 33, 3; V 26, 1; X 38, 5), Diodor aber irriger Weise diese Eroberung nur mit dem Zuge des Tolmides (= 455 a. Ch.) in Verbindung zu bringen wusste, so nahm er keinen Anstand, im Widerspruche mit seiner ursprünglichen

⁷⁾ S. insbesondere Krüger a. a. O. 8 ff., Grote, Geschichte von Griechenland 1.

Angabe einer zehnjährigen Dauer das Ende des Krieges um fast drei weitere Jahre hinauszuschieben. Dass Justin's über alle Maßen verworrene Darstellung dieser Zeit (III, 6) der lichtvollen klaren Erzählung des Thucydides gegenüber gar nicht in Betracht kommen kann, bedarf keiner weiteren Bemerkung. Und doch nehmen die gewöhnlichen Geschichtshandbücher keinen Anstand, in der Bestimmung des Endes der messen. Empörung dem sich selbst widersprechenden Diodor und dem unklaren Justin zu folgen!

Aus Thucydides lässt sich aber noch genauer das Ende des messen. Krieges entnehmen. Die Weise, wie der Geschichtschreiber I 104 den Aufstand des Inarus in Ägypten und die Expedition der Athener nach Cypern, so wie ihre Hilfeleistung von da aus an das im Capitel 103 Erzählte anreht, indem er sich nicht bloß jeder Wendung enthält, die auf Verlauf einer Zwischenzeit nur irgend hindeuten könnte, sondern vielmehr, ganz innig an das Vorige anknüpfend, in seiner Erzählung fortführt (*Ἰνάρως δὲ καὶ*) nöthigt uns zu der Annahme, dass der Ausgang des messen. Krieges entweder noch in dasselbe Jahr falle oder doch jedenfalls unmittelbar vorher sich zuge tragen hat. Es fragt sich also, in welches Jahr die im Capitel 104 gegebenen Ereignisse zu setzen seien.

Nach Thuc. I 110 dauerte der athenische Feldzug nach Ägypten sechs Jahre. Gleichzeitig mit dem Ausgange desselben fanden die minder bedeutenden Einzelsorgänge in Griechenland selbst statt, welche Cap. 111 erwähnt werden: Feldzug nach Thessalien, Krieg gegen Sicyon, Krieg gegen die Oeniadischen Inseln. Auf Gleichzeitigkeit deutet unfehlbar die Verbindung, die Beziehung von *δὲ* im Cap. 111 auf *μὲν* im Cap. 110 (*τὰ μὲν κατὰ τὴν μεγάλην στρατίαν Ἀθηναίων καὶ*

gaben und Berechnungen bestätigt wird ⁹⁾, dass dieser neue Feldzug und Cimon's Tod unter dem Archonten Euthydemos (= 450/49 a. Ch.) statthatte: so ist es nicht schwer, das Jahr von Inarus Abfall zu finden.

Der letzterwähnte Feldzug wurde zweifelsohne im Frühjahr 449 a. Ch. angetreten. Eine Flotte von 200 Segeln (Thuc. I 112) zog sicherlich nicht in den letzten Monaten des Jahres 450 d. h. nicht in den ersten Monaten von Euthydem's Archontate aus (vom Sommer-Solstitium angefangen); sie erforderte auch jedenfalls längere Vorbereitungen, und dazu waren Herbst und Winter willkommen. Demnach müssen wir die Abschließung des fünfjährigen Waffenstillstandes unbedingt noch ins Jahr 450 a. Ch. setzen. Rechnen wir nun die vom Thucydides angegebenen drei (cap. 112) und sechs (110), also volle neun Jahre zurück, um die Zeit der früheren Expedition nach Cypern, resp. den Zug nach Ägypten zu finden, so gelangen wir zum Jahre 459 a. Chr. Und zwar zwingt uns nicht nur die Natur der Sache gerade das Frühjahr wiederum, eben als die geeignetste Zeit zu weitläufigen Kriegs-Unternehmungen anzunehmen, sondern wir haben dafür auch in Thucydides selbst einen starken Anhaltspunkt. Die Athener segelten nämlich zuerst nach Cypern (Thuc. I. 104), von dort sodann, von Inarus zu Hilfe gerufen, nach Ägypten. Hier fuhr die ganze Flotte den Nil hinauf bis Memphis. Dies aber konnte am füglichsten geschehen zur Zeit, wo der Nil angeschwollen ist, d. h. mit dem Monate Juli angefangen. Von da an rückwärts gerechnet bis zum Frühlinge ergibt gerade einen Zeitraum, der mit der Abseglung von Athen nach Cypern, dem Beginne der dortigen Operationen, der Botschaft des Inarus, den Vorbereitungen zum Hilfezuge nach Ägypten und der Ankunft daselbst ausgefüllt erscheinen muss. Nicht unwahrscheinlich ist ferner, dass Inarus während des vorausgegangenen Winters seine Empörung vorbereitet und eingeleitet habe zu der Zeit, wo die Athener sich zu der Expedition gegen Cypern rüsteten. Geht nun, wie uns die Darstellung des Thucydides (I 103) unzweideutig an die Hand gibt, das Ende des mess. Krieges und die Verpflanzung der Messenier nach Naupactus unmittelbar vorher, so gehört dieses Ereignis dem Jahre 460/59 a. Chr. an, und wiederum liegt die Vermuthung nahe, dass die Belagerten von Ithome, als sie sahen, dass sie sich nicht länger

⁹⁾ S. Clinton, Fast. Hellen. *sub anno*. Krüger a. a. O. S. 204 ff. Selbst wenn alle anderweitigen Anhaltspunkte fehlten, müssten wir dem Diodor bei Angabe eines so wichtigen Factums, das in den Überlieferungen etc. der Athener wenn irgend ein anderes, mit Bestimmtheit festgehalten sein wird, Glauben schenken. Diodor selbst war hier seiner Sache so gewiss, dass er dieses Factum sogar gleichsam als Meilenstein in seinem Werke verwendete, indem er ein ganzes Buch damit abschließt.

behaupten könnten, noch vor der rauhen Jahreszeit ihren Abzug zu erlangen, sich werden veranlasst gesehen haben, statt es darauf ankommen zu lassen, dass sie unter ungünstigen Verhältnissen mit Weib und Kind von dannen ziehen müssten. Für diese ungefähre Bestimmung selbst der Monate spricht insbesondere noch die Verpflanzung der Messenier nach Naupactus, indem es von dieser Stadt heisst, dass die Athener sie gerade jüngst vorher eingenommen hätten (*ἤν δρυχὸν ἡγηκότες νῆμασι*) Thuc. I 103. Wie nämlich die anderen kriegerischen Streifzüge im eigentlichen Griechenland, so wird auch die Expedition nach Naupactus in den Sommermonaten vorgenommen worden sein.

3. Dauer des messenischen Krieges,

Thucydides bemerkt ausdrücklich, dass sich der Krieg bis in's zehnte Jahr hingezogen habe (I 103). Ein Gleiches überliefert Diodor XI 64. Und wenn dieser Geschichtschreiber, um die Eroberung von Naupactus, wie oben angegeben, unterzubringen Cap. 84 von dieser Angabe abzuweichen für gut befindet und den Krieg erst im 13. Jahre beendet werden lässt, so scheint gerade das Festhalten an der ausdrücklichen Zahl zehn zu beweisen, wie constant und allgemein herkömmlich gerade diese Angabe der Zeitdauer gewesen sei. Überlieferte Angaben über die Dauer eines Krieges wird auch der schwächste Historiker richtig beibringen, mag derselbe im übrigen hinsichtlich der chronologischen Anordnung und Vertheilung der Einzelvorfälle auch noch so viel Verwirrung anrichten. Trotzdem will Krüger hist. philol. Studien I p. 158 das Thucydideische *δεκάτω* (I 103) durch die Conjectur *τεκάτω* entfernt wissen. Ihm passi die Zahl zehn in seine Berechnung des messenischen Krieges nicht. Er nimmt nämlich die *μεσσηνίου πόλεως* des Alföldi, den Thucydides bei

der Gegensatz des πολιορκίας (μακρᾶς καθέστηκυίας d. h. doch offenbar, nach dem Erscheinen der Athener) zu dem vor-
aufgehenden Worte πόλεμος. Wenn sodann Herodot IX 64 einer
Schlacht in der Ebene von Stenyclarus Erwähnung thut, wo
Aeimnestus mit 300 Spartanen gefallen sei, so können doch sicher-
lich nicht die Messenier gleich im Beginne des Aufstandes in Ithome
eingeschlossen worden sein. Noch auch stimmen damit die
Angaben, wonach die Spartaner von den Messeniern und ihren
Verbündeten so bedrängt worden seien, dass sie sich schutzfle-
hend nach Athen gewandt und ihre Bundesgenossen dringend um
Hilfe gebeten hätten. Aristoph. Lysistr. 1138 ff, Diodor XI 64.
Plutarch. Cim. 16. Pausan. l. l. Thucyd. l. l.

Die Darstellung des Diodor, der von mannichfachen Wechsel-
fällen des Krieges in offenem Felde spricht, schließt vollends die
willkürliche Annahme Krüger's aus. Justin, auf den wir uns in-
dessen nicht gerade berufen wollen, lässt die Spartaner zeitwei-
lig sogar den Krieg gegen die Messenier unterbrechen (III 6
omissis Messeniis — — revocati Lacedaemonii ad Messeniorum
bellum), um anderswohin ihre Streitkräfte zu werfen. Kurzum,
nirgends ein sterbendes Wörtchen von einer zehnjährigen Bela-
gerung, sondern es ist nur von einem neun- bis zehnjährigen
Kriege die Rede.

Bei seiner Aufstellung einer vierjährigen Dauer unseres
Kampfes glaubt Krüger einen Anhalt bei Pausanias zu finden.
„Unter allen Schriftstellern,” sagt derselbe S. 158, „hat keiner
die messenische Geschichte so genau und ausführlich behandelt,
als Pausanias”; darum, meint er, sei es bedeutungsvoll, dass
dieser Schriftsteller, dem „über den dritten messenischen Krieg
offenbar auch andere Quellen als Thucydides” vorgelegen hätten,
durch kein Wort darauf hindeute, dass zwischen der Zurück-
sendung der Athener und der Übersiedlung der Messenier nach
Naupactus eine erhebliche Zwischenzeit verflossen sei. Demnach
lässt er das Ende des Kriegs kurz nach dem Abgange der Athe-
ner eintreten. Krüger geht hier zum Mindesten nicht sehr wahr-
heitsgetreu zu Werke. Die ganze Darstellung des dritten
messenischen Kriegs umfasst bei Pausanias nur etliche Zeilen, ist
überhaupt selbst der Wahl der Worte nach nichts als ein Excerpt
aus Thucydides (s. oben). Dass dem Pausanias hier keine ander-
weitige erschöpfende Darstellung des dritten messen. Krieges
zur Hand gewesen sei, geht mehr als zur Genüge aus dem Um-
stande hervor, dass derselbe an verschiedenen Stellen mit Hero-
dot von einem entscheidenden Siege der Spartaner bei Ithome
redet, aber in der eigentlichen Behandlung des dritten messen.
Krieges (zusammen nur etliche Zeilen) diese wichtige Schlacht
gar nicht unterzubringen weifs. Ebenso wenig weifs derselbe die
Nachricht des Herodot IX 64 von der Niederlage der Spartaner
bei Stenyclarus irgendwie zu verwerthen. Darum schweigt er

von dieser lieber gänzlich in seiner „ausführlichen“ (?) Geschichte des letzten messen. Aufstandes. Nicht einmal die Einzelheiten, welche Diodor und Plutarch noch bringen, bietet Pausanias. Sonach zerfällt Krüger's Berufung auf Pausanias völlig in Nichts. Dass dieser Schriftsteller in seiner wahrhaft epitomatorischen Darstellung des dritten messen. Krieges „von den sechsjährigen Anstrengungen jener Tapferen gegen Feinde wie die Lakedämonier kein Wort erzählt,“ begreift sich nach dem Gesagten von selbst.

Ist es überhaupt wahrscheinlich, dass der ganze Krieg nur bis in's 4. Jahr, also nur 3 volle Jahre gedauert habe? Sparta war in Folge des Erdbebens, welches eben den Anstoß zu der messenischen Empörung gegeben hatte, bis auf fünf Häuser zertrümmert; mehr als zwei Myriaden Menschen waren umgekommen; der ganze Staat war so erschüttert und geschwächt, dass die noch ungeordneten und militärisch noch nicht organisierten Rotten der Aufständischen ihm beinahe ein Ende gemacht hätten (Plutarch, Diodor, Schol. ad Arist. Lys., Thuc., Paus. II. II.). Unter solchen Umständen muss jedenfalls erst eine geraume Zeit vergangen sein, ehe die Spartaner die Offensive ergreifen konnten. — Aber auch die militärische Organisation der Abgefallenen, ihre Verbindung mit den Thuriaten, Aetheern etc. (Thuc. I, 101; vgl. Plut. Diod.) hat Zeit erfordert; mehr aber noch der Aufbau des gemeinschaftlichen Sammel- und Waffenplatzes Ithome. Denn dasjenige Ithome, welches im ersten messen. Kriege eine so wichtige Rolle gespielt hatte, bestand nicht mehr; es war dem Erdboden gleich gemacht worden (Paus. IV 14, 2. *Λακεδαιμόνιοι δὲ πρῶτα μὲν τὴν Ἰθάμην καθέλιον ἐς ἔδαφος*), so zwar, dass die Messenier nicht einmal im zweiten Kriege daran dachten, es wieder aufbauen zu sollen, sondern

keit wegen, wie er selbst uns zu verstehen gibt, wenn er im Beginne seiner Angaben über diesen Krieg sagt, dass die Heloten, größtentheils Nachkommen der alten Messenier, und von den Periöken die Thuriaten und die Aetheer abgefallen seien. Als Gesamtbezeichnung für sie alle steht im Folgenden denn stets jene Bezeichnung. Thucydides liebt überhaupt derartige Ausdrucksweisen. So heißen die Athener, welche von Samos aus nach verschiedenen Puncten hin operieren z. B. gegen Chios etc. *οἱ ἐν τῇ Σάμῳ Ἀθηναῖοι* VIII 30, 63, 86 und oft, oder noch kürzer *οἱ ἐν Σάμῳ* VIII 99 etc. Vgl. *οἱ ἐν Σηστῷ Ἀθηναῖοι* VIII 107, *οἱ ἐν τῇ Μιλήτῳ Πελοποννήσιοι* VIII 99, 78, *οἱ ἐν Μυκάλῃ Ἕλληνες* I, 89 u. dgl. m.

Doch genug, wir haben nicht das mindeste Recht an der festen bestimmten Angabe des Thucydides wie des Diodor, dass der Krieg bis in's zehnte Jahr gedauert habe, irgend etwas zu ändern.

4. Anfang des dritten messenischen Krieges.

Halten wir also fest an der wolbeglaubigten Überlieferung von besagter Dauer dieses Kriegs, so ist es jetzt ein Kleines, auch den Anfang, somit die ganze Umgrenzung desselben mit Sicherheit zu bestimmen.

Rechnen wir nämlich von dem oben gefundenen Schlussjahre 450/49 a. Chr. neun volle Jahre (*δεκάτῳ ἔτει* Thuc. I, 103 *ἐπὶ δὲ ἔτη δέκα* Diod. XI, 64) zurück, so gelangen wir zum Jahre 469/8 d. h. zu dem Archontate des Apsephion oder nach anderer Lesart Aphepsion. Diese aus den von Thucydides gebotenen Daten gewonnene Zeitbestimmung findet auch anderweitige Bestätigung.

Diodor setzt ausdrücklich das Erdbeben und die Schilderhebung der Messenier unter das genannte Archontat. Hat man nun mit Recht geltend gemacht, dass ein so wichtiges Ereignis wie die Schlacht am Eurymedon oder Cimon's letzter Feldzug und Tod selbst von einem Diodor nicht unrichtig werde bestimmt worden sein⁹⁾, so liegt die Frage nahe: wird denn ein so großartiges und zugleich so seltenes Naturereignis, welches Sparta weit mehr Menschenleben gekostet hat, als der ganze Perserkrieg, die Stadt selbst bis auf fünf Häuser in Schutt legte, nicht eher allgemein bekannt geworden und dem Gedächtnisse treu überliefert sein, als ein Feldzug von Cimon? Die Historiker reden von demselben auch kaum anders als mit den Ausdrücken *ὁ μέγας σεισμός* oder (noch bezeichnender) *ὁ σεισμός* (= jenes allgemein bekannte Erdbeben). Vgl. Thuc. I 128, II 27, III 54, IV 56 u. ö. Dgl. Paus., Diod., Plut. etc. Mit Thucydides und Diodor stimmt auf's Überraschendste

⁹⁾ S. Krüger a. a. O. S. 52.

der Scholiast zu Aristophanes' *Lysistrata* Vers 1138 ff. oder vielmehr die Gewährsmänner, auf welche er sich beruft, die *Attidenschreiber*, insbesondere der als gründlicher Forscher gerühmte *Philochorus*. Der Scholiast lässt den Cimon „zwölf Jahre nach der Schlacht bei Plataea, unter dem Archonten Theagenes“ (= 468/7 a. Chr.) den Spartanern zu Hilfe eilen. Von *Philochorus* erwähnt derselbe sogar eine Aussage, welche erst vollends das Erdbeben höher hinaufrückt, als den neueren Chronologen beliebte, nämlich: dass eben in Folge der Unfälle, welche Sparta damals durch das Erdbeben betroffen hätten, Athen die Hegemonie erlangt habe. Mag nun der Scholiast, wie seine Worte ziemlich sicher schliessen lassen¹⁰⁾, auf einen zweimaligen Feldzug Cimon's gegen die Messenier hinspielen, auf einen erfolgreichen in der ersten Zeit des Krieges (*ἑσπερος πρλ.*) und einen andern späteren, wo die Athener nach erfolgloser Belagerung Ithome's mit Schimpf und Schande heimgeschickt wurden¹¹⁾ (Thuc., Diod., Paus., Plut.), oder mag der Scholiast (wie Krüger und Grote etc. wollen), nur beirrt durch des Aristophanes Darstellung, den einen Feldzug des Cimon in den Beginn des messen. Krieges irrthümlicher Weise verlegt haben: so viel wenigstens geht aus seinen Worten unzweideutig hervor, dass seine nicht zu verachtenden Quellen den Ausbruch des Krieges ganz übereinstimmend mit der oben ermittelten und von Diodor überlieferten Chronologie angeben. Denn wenn sie den wirklichen oder vermeintlich ersten Hilfezug des Cimon in's Jahr 468/7 a. Chr. verlegen, so werden sie das Erdbeben selbst kaum anders als unter dem Archontate des Apsephion haben vorbringen können, d. h. 469/8 a. Chr.

Nach Plutarch, wie jetzt die Lesart ist, soll das Erdbeben

wie so oft, aus dem undeutlich geschriebenen Zahlzeichen Δ ein Δ geworden sei? Stand aber ursprünglich Δ (= $\pi\rho\acute{o}\tau\omega$) so haben wir dieselbe Zeitbestimmung, wie sie Thucydides, Diodor, der Scholiast des Aristophanes resp. dessen vollwichtige Quellen an die Hand geben, 469/8. Bei dieser Lesart (Δ statt Δ) gewinnt auch die Plutarchische Darstellung höhere Bedeutsamkeit. Kein Historiker hat ein aufmerksameres Auge, einen empfänglicheren Sinn für ominöse Ereignisse, als gerade Plutarch. Solche liebt er stets hervorzukehren, selbst im Vorzuge vor wichtigeren historischen Factis. Nun aber ist gerade Archidamos jener König, unter dessen Regierung der „unheilvollste aller Kriege, die in Griechenland gekämpft wurden“, der peloponnesische ausgebrochen ist. Seine Regierungszeit erscheint daher gleich von vorne herein, gleich im ersten Jahre, durch ein höchst ominöses, unglückseliges Ereignis gekennzeichnet. Und eben darum ermanngelt Plutarch nicht, in vorliegendem Falle die genaue chronologische Angabe zu berichten, während er in weit wichtigeren Fällen sich selbst der bekanntesten chronologischen Angaben zu enthalten pflegt ¹²).

Es erübrigt noch, die Darstellung des Pausanias IV 24 zu besprechen. Ihm zufolge fällt der Abfall der Messenier $\kappa\alpha\tau\grave{\alpha}$ $\tau\eta\nu$ $\acute{\epsilon}\nu\acute{\alpha}\tau\eta\nu$ $\acute{o}\lambda\upsilon\mu\pi\iota\acute{\alpha}\delta\alpha$ $\kappa\alpha\iota$ $\epsilon\iota\kappa\omicron\sigma\tau\acute{\eta}\nu$. So die Handschriften. Dass statt $\epsilon\iota\kappa\omicron\sigma\tau\acute{\eta}\nu$ zu lesen sei $\acute{\epsilon}\beta\delta\omicron\mu\eta\kappa\omicron\sigma\tau\acute{\eta}\nu$, ebenso, dass $\text{Ἀρχιμήδους Ἀθήνησιν ἄρχοντος}$ in Ἀρχεδημίδου κτλ. zu ändern sei, wird allgemein zugegeben, wiewohl, nebenbei gesagt, keine dieser Änderungen etwas von der Einfachheit unserer Änderung an der Stelle des Plutarch hat. Nun ist Ol. 79, 1 oder das Archontat des Archedemides = 464/3 a. Chr. In dieses Jahr aber fällt, wie wir sehen werden, der zweite Hilfezug des Cimon. Pausanias hat sich offenbar, wie schon seine Darstellung bezeugt, nicht genau um den Anfang des messen. Aufstandes bekümmert; dagegen war ihm, vielleicht aus den aufmerksam von ihm gelesenen Denksteinen auf den Gräbern gefallener Krieger (I 29), der Zug des Cimon genau bekannt. So rückt er den Anfang des Aufstandes hinab in unmittelbare Nähe von Cimon's Zuge.

5. Abfall der Thasier von Athen.

Jetzt lässt sich auch die Zeit des Abfalles der Thasier auf weit sichererem Wege ermitteln, als durch die vage und unbegründete Annahme, das Thucydideische $\chi\rho\acute{o}\nu\omega$ $\tilde{\upsilon}\sigma\tau\epsilon\rho\omicron\nu$, nämlich nach der Schlacht am Eurymedon (= Ol. 77, 3 oder 470/69 a. Chr.), werde zwei oder drei Jahre bezeichnen sollen. — Es liegt jenes Ereigniss zwischen dem Erdbeben zu Sparta und der Schlacht am Eurymedon. Daraus folgt aber noch nicht, dass es

¹²) Z. B. gleich in Cimon's Leben bei der Schlacht am Eurymedon, von Tanagra, Expedition nach Cypern etc.

von diesen beiden Beignissen, durch einen grösseren Zwischenraum getrennt sei. So gut wie ὕστερον (Thuc. I 105, 113 extr. cf. 114, 115 etc.) oder χρόνου ἐγγενομένου μετὰ ταῦτα ib. I 113) oder χρόνου ἐπιγενομένου (I 126) u. a. einen kürzeren Zeitraum bezeichnet, so kann dies auch χρόνῳ ὕστερον in der gleichartigen Darstellungsweise Cap. 100. Der Ausdruck ist überhaupt ein ganz unbestimmter und relativer und kann so gut von längerer wie von kürzerer Zeit gesetzt werden. Doch gehen wir näher die Worte des Geschichtschreibers durch. Nachdem er im Anfange desselben Cap. 100 kurze Meldung der Schlacht am Eurymedon gethan hatte, fährt er also fort: χρόνῳ δὲ ὕστερον ξυνέβη Θάσιους αὐτῶν ἀποστῆναι διενεχθέντας περὶ τῶν ἐν τῇ ἀντιπέρας Θράκῃ ἐμπορίων καὶ τοῦ μεταλλοῦ, ᾧ ἐνέμοντο. Καὶ ναυσὶ μὲν ἐπὶ Θάσον πλεύσαντες οἱ Ἀθηναῖοι ναυμαχίᾳ ἐκράτησαν καὶ ἐς τὴν γῆν ἀπέβησαν. Ἐπὶ δὲ Στρυμόνα πέμψαντες μυρίους οἰκητοράς — ὑπὸ τοὺς αὐτοὺς χρόνους κτλ. Und nun berichtet Thucydides, wie sich die Athener in den Besitz von Ἐννέα ὁδοί gesetzt und das nachmalige Amphipolis gegründet hätten, wie sie aber, weiter in's thrasische Binnenland vordringend, von den gesammten Thraciern, denen die neue Colonie ein Dorn im Auge gewesen, aufgerieben worden seien. Θάσιοι δὲ, fährt er dann im folgenden Capitel fort, νικηθέντες μάχαις καὶ πολιορκούμενοι, Λακεδαιμονίοις ἐπικαλοῦντο καὶ ἐπαμύνειν ἐκέλευον ἐσβαλόντας ἐς τὴν Ἀττικὴν. Οἱ δὲ ὑπέσχοντο μὲν κρύφα τῶν Ἀθηναίων, διεκωλύθησαν δὲ ὑπὸ τοῦ γενομένου σεισμοῦ κτλ.

Bei aufmerksamem Lesen dieser Darstellung kann man sich nur zu der Auffassung hinneigen, dass gleichzeitig mit dem

Schlachten, wie solche nur nach langen Zwischenräumen stattfinden können, gedacht und auf Grund dieser unbefugten Annahme weiter angenommen, dass die Thasier sicherlich zwei volle Jahre den Krieg allein gegen die Athener geführt hätten¹⁴⁾, ehe sie daran gedacht haben sollten, sich nach Sparta um Hilfe zu wenden. Viel natürlicher erscheint es, dass sie das gleich nach der ersten Hauptniederlage und etlichen unglücklichen Versuchen gegen das Belagerungsheer gethan haben. Ja, es liegt die Vermuthung nicht allzu ferne, dass überhaupt der Abfall der Thasier nicht ohne ein vorhergehendes geheimes Einvernehmen mit Sparta erfolgt sei. Alsdann wäre es erst recht absurd, die Belagerten mit ihrer Botschaft an Athen's Nebenhlerin volle zwei Jahre warten lassen zu wollen. Wie dem auch sei, jedenfalls widerstreitet dieser Zeitrechnung eben so die Natur der Sache als die Darstellung des Historikers. Zwischen dem Anfange des thasischen Krieges und der Botschaft nach Sparta kann nicht eine lange Zeit liegen. Zur Gewissheit wird dieses erhoben durch die oben gefundene Chronologie des messenischen Krieges. Die Spartaner waren schon im Begriffe, auf jene Botschaft hin den Belagerten zu Hilfe zu eilen, da brach das Erdbeben aus. Danach rücken beide Ereignisse unbestreitbar nahe zusammen. Der Abfall von Thasos fällt einige Monate nach der Schlacht am Eurymedon vor, d. i. Ol. 77, 8 oder 470/469 a. Cr. und einige Monate vor dem Erdbeben in Sparta oder Ol. 77, 4 = 469/8 a. Chr.

Diejenigen, welche den Gang der Ereignisse in Griechenland zu damaliger Zeit sich so schleppend denken, dass sie nicht umhin können, jene unbefugte Annahme der besprochenen zwei Jahre zur Basis chronologischer Berechnungen zu machen, scheinen nicht an die berühmte athenische Inschrift zu denken. Corp. Inscript. I Nr. 165 (Böckh), die ganz in Übereinstimmung mit Thuc. I 104 und 105 die Athener in einem und demselben Jahre Schlachten auf Cypern, in Aegypten, Phönicien, von Haliä, Aegina und Megara schlagen lässt. Vgl. Dodwell Annal. Thucyd. Ol. 80²/₃. 80³/₄. Clinton Fast. Hell. s. a.

6. Eroberung von Naupactos durch die Athener. Abfall Megara's von Sparta.

Da die unrichtige Zeitbestimmung der Eroberung von Naupactos (resp. der Beendigung des messen. Krieges) sich fast durch alle Geschichtshandbücher zieht, so erscheint es nicht überflüssig, dieselbe noch etwas näher zu beleuchten. — Die alten Historiker berichten einstimmig, dass die Athener den Messeniern, als sich dieselben in Ithome nicht länger behaupten konnten, das kurz

¹⁴⁾ Clinton s. a. — Krüger p. 144 ff. Vgl. Grote, Geschichte Griechenlands.

vorher von ihnen den ozolischen Lokrern weggenommene Naupactus zum Wohnsitze angewiesen haben. Thuc. I 103, Diodor. XI 84, Paus. IV 24 ff; 31, 6; 33, 3; V 26, 1; X 38, 5. Thucydides verlegt dies Ereignis ausdrücklich vor die Schlacht von Tanagra (Ol. 80, 3 = 458 a. Chr.), indem er erst eine ganze Reihe anderer Ereignisse berichtet, ehe er mit Cap. 108 an diese Schlacht kommt. Pausanias rückt dasselbe sogar nahe mit Cimon's Hilfezug zusammen. Nun wusste aber, wie oben bemerkt, bereits Diodor hinsichtlich der Eroberung jener Stadt sich nicht zurechtzufinden; noch weniger aber die neueren Historiker. Einer Umschiffung des Peloponneses seitens der Athener wird vor der Schlacht von Tanagra nirgends ausdrückliche Erwähnung gethan; und doch bedurfte es zur Einnahme einer Küstenstadt des krisäischen Meerbusens sicherlich einer Flotte; mithin, so schloss man, wird Naupactus erst bei Tolmides' Umsegelung des Peloponneses (Thuc. I 108) d. h. nach der Schlacht von Onophytai in die Hände der Athener gefallen sein. Daher der oben erwähnte Widerspruch bei Diodor, daher die Verlegung des Ereignisses in eine spätere Zeit, als Thucydides angibt. Gegen die hier in Anwendung gebrachte Logik brauchen wir nichts zu sagen, sie richtet sich selbst. Dagegen werfen wir die Frage auf: Gibt's denn keine sonstigen Anhaltspunkte dafür, dass die Athener schon wenigstens vor der Schlacht von Tanagra mit Flotten im krisäischen Meerbusen operiert haben? In demselben Capitel, wo Thucydides den Ausgang des messen. Krieges erzählt, meldet er, dass die Athener in Folge eines Bündnisses mit Megara die Stadt Pagae, die an jenem Meerbusen lag, besetzt hätten. In dieser Hafenstadt aber unterhielten sie eine Flotte, wie das aus Thuc. I 111 unzweideutig hervorgeht: *Μετὰ δὲ ταῦτα οὐ πολλῶ*

dem Krüger einmal durch seine unbefugte Textesänderung die Dauer des messen. Krieges auf nahe vier Jahre beschränkt und das Ende ins Jahr 462 a. Chr. verlegt hatte, so galt es durch weitere ebenso unbefugte Annahmen die Jahre auszufüllen. Daher stellt er den Abfall Megara's von Sparta unter Ol. 79, 7 = 461/59 a. Chr. Unsere Berechnung ermöglicht es uns, an des Thucydides so glaubwürdiger Darstellung festzuhalten, wonach dies Ereignis einer und derselben Zeit mit dem Ende des messen. Krieges angehört.

7. Cimon in Lakonien und Messenien.

Als sich der Krieg gegen die in Ithome in die Länge zog, riefen die Lacedämonier unter anderem die Athener zu Hilfe, hauptsächlich weil dieselben in der Belagerungskunst für besonders geübt galten. Sie wurden aber demnächst von den argwöhnischen Lacedämoniern wieder fortgeschickt. Anführer der Athener war Cimon. (Thuc. Plut. Diod. etc.) Das Jahr dieser Expedition lässt sich genau berechnen, hauptsächlich aus der Verbannung Cimon's, die auf jenen ruhmlosen Rückzug erfolgte, und ist Ol. 79, 2 = 463/2 a. Chr.¹⁵⁾

Außer diesem Zuge des Cimon nach Messenien erwähnen Thucydides, Diodor und Pausanias keinen mehr; Plutarch dagegen berichtet ausdrücklich und umständlich noch von einem früheren erfolgreichen Zuge gleich im Beginne des messen. Aufstandes, und mit ihm stimmen Aristophanes l. l. und dessen Scholiast, sowie der Rhelot Lesboux. Protr. p. 24 ed. Reiske, überein. Diese Nachricht verwirft man insgemein. Prüfen wir aber die Sache genauer.

Aus Thucydides' Schweigen geht eigentlich nichts hervor; übergeht er doch in jener Übersicht der Ereignisse von der Schlacht bei Platäa bis zum peloponnes. Kriege andere viel bedeutendere Vorgänge oder auch solche, die mit dem messenischen Kriege im Zusammenhange stehen, wie Cimon's Verbannung, das Auftreten des Perikles und Ephialtes. Es war dem Historiker eben nur darum zu thun, dass er zeige, einmal wie Athen's Macht wuchs (I 89), sodann wie sich die Spannung zwischen Athen und Lacedämon immer mehr steigerte (cf. 102 διαφορά ἐκ ταύτης τῆς στρατείας πρῶτον Λακεδαιμονίοις καὶ Ἀθηναίοις φανερά ἐγίνετο. 103 κατ' ἔχθος ἦδη etc.) Weder für den einen noch für den anderen Zweck war es von Belang, den ersten Zug Cimon's anzuführen. Pausanias aber bringt in seinen par Zeilen über den 3. messen. Krieg, wie oben gezeigt, nur ein Excerpt aus Thucydides, und auch Diodor folgt vorzugsweise nur Thucydides; er schweigt aus Vorsicht über das,

¹⁵⁾ Vergl. Plut. Cim. 17 ff. Nep. Cim. 3. Schol. ad Aristid. ed. Dindf. p. 528. Vergl. Krüger p. 155.

worüber seine Hauptquelle schweigt; vielleicht standen ihm auch keine Quellen zu Gebote, in denen das speciellere über den messenischen Krieg zu finden war.

Plutarch hingegen hat für die Lebensbeschreibung Cimon's die ausgiebigsten Quellen benutzt, und sowol was ihm Geschichtsschreiber und Inschriften (Cap. 7), als was ihm Redner und Dichter u. s. w. an die Hand boten, sorgfältig verwerthet. So finden wir bei ihm citirt Thucydides, Stesimbrotus, den Zeitgenossen Cimon's und Verfasser von Biographien des Themistokles, Perikles, Thucydides, ferner den Phanodemus, Verf. einer *Ἀρχαία*, Ephorus, den Urkundensammler Krateros, Aristoteles, Gorgias, Diodor (τὸν Περιηγητήν), Nausikrates, Aristophanes, Eupolis, Kratinus, Ion, Kritias, Melanthios u. s. w. Über den messen. Krieg vollends sind seine Quellen so genau, dass er sogar die Reden und Verhandlungen kennt, welche bei Sparta's Botschaft in Athen stattfanden (Cap. 16), selbst einen höchst unbedeutenden Vorfall bei Cimon's erster Rückkehr zu melden weiß (C. 17), und alles sogar mit Namhaftmachung der betreffenden Personen. Das alles lässt einen Zweifel an Plutarch's Glaubwürdigkeit in vorliegendem Falle nicht aufkommen; und zwar um so weniger, als er doch auch des Thucydides Darstellung kannte, ja sogar in seiner Erzählung von Cimon's zweitem Zuge dessen Worte excerptiert ¹⁶).

Eben so wenig lassen sich Aristophanes' Worte wegdeuteln. Seinen historischen Anspielungen legt man sonst so großes Gewicht bei; warum nicht seiner nackten Angabe, dass Perikleidas, zur Zeit, wo Messenien sich empört hatte und die Erderschütterungen noch andauerten, nach Athen gekommen sei, um Hilfe zu suchen; dass Cimon mit 4000 Hopliten hingezogen sei und Lacedaemon gerettet habe (ὅλην ἔσωσε τὴν Λακεδαιμόνα)?

16) Plutarch, Cimon, c. 17.

stehend auf die Altäre sich gesetzt habe, muss man dem Komiker zu gute halten, wie auch Plutarch (Cim. 16) gethan; das übrige sieht darum nicht auch wie Komik aus.

Der Scholiast bestätigt durchaus die nackten Angaben des Aristophanes, zu 1144 — — *ἕως Κίμων ἐλθὼν διὰ τὴν ἱκετηρίαν ἔσωσεν αὐτούς* und zu 1137: *οἱ μὲν γὰρ Ἀθηναῖοι καταπονουμένους αὐτούς ὑπὸ Μεσσηνίων διέσωσαν* — — und fügt, offenbar um allfälligen Einwendungen mit Thucydides von vorne herein zu begegnen, zur Beglaubigung von Aristophanes' Darstellung hinzu (1138): *ταῦτα καὶ οἱ συντεταχότες τὰς Ἀτθίδας ἱστοροῦσιν περὶ τῶν Λακεδαιμονίων· καὶ ὁ Φιλόχορος φησι καὶ τὴν ἡγεμονίαν τοῖς Ἀθηναίοις λαβεῖν διὰ τὰς κατασχούσας τὴν Λακεδαίμονα συμφοράς*. Die Gewährschaften, worauf sich hier der Scholiast beruft, wiegen gewiss das so leicht erklärbare Stillschweigen des Thucydides auf. Wie genau die Quellen des Scholiasten unterrichtet waren, geht auch daraus hervor, dass sie, wie oben schon erwähnt, sogar das Jahr dieser Expedition angeben, nämlich das Archontat des Theagenides oder Ol. 78, 1 = 468/7 a. Chr. Dass ein dem Nationalstolze der Athener so sehr schmeichelndes Ereignis, wie die Errettung Sparta's durch Athen, nicht genau und verlässlich sollte der Nachwelt überliefert worden sein, scheint kaum zu glauben. Welche Atthidenschreiber der Scholiast außer Philochorus vor sich gehabt hat, sagt er zwar nicht selbst; doch können wir aus dem Umstande, dass Plutarch sich in seiner Lebensbeschreibung des Cimon auch auf Phanodemus¹⁷⁾ beruft (Cim. 12), nicht ohne Wahrscheinlichkeit wenigstens auf diesen einen noch schließen.

Aber, hat man gesagt, in dem Kriege gegen Thasos spielt doch auch gerade Cimon die Hauptrolle, und da derselbe mit den ersten Jahren der messen. Empörung zusammenfällt, so kann füglich nicht Cimon gleichzeitig schon damals nach Messenien gezogen sein. Derjenige, der uns sowol die Nachricht gibt, dass gerade Cimon den thasischen Krieg beendet habe, wie dass er im Beginne des messen. Krieges den Spartanern zu Hilfe geeilt sei, ist eben Plutarch. Sonderbar, wenn ihm selbst das, was er zwei Capitel vorher berichtet hatte, (Cap. 14), bei der zweiten Angabe (16) nicht sollte erinnerlich gewesen sein. Das ist nicht anzunehmen. Daher wird ihm die Sache gar nicht so unvereinbar erschienen sein, als sich die Neueren den Anschein geben; er findet es nicht einmal für nöthig, eine erläuternde Nebenbemerkung zu machen, da er nicht dachte, dass ein solcher Einwand im Ernste gemacht werden könne. Achten wir aber genauer auf Plutarchs Ausdrucksweise. Es heisst bei ihm nur, dass

¹⁷⁾ Zeitgenosse Theopomp's, Verfasser einer *Ἀτθίς* und einer *Ἀττικὴ ἀρχαιολογία* in wenigstens 9 Büchern.

Cimon die abgefallenen Thasier in einer Seeschlacht besiegt, ihnen 30 Schiffe genommen und ihre Stadt erobert habe, nirgend aber, dass er selbst während des ganzen Krieges, der nach Thuc. I 101 bis ins dritte Jahr dauerte, auf Thasos gelegen habe, nicht einmal, dass er es war, der den Thasiern gleich die erste Schlacht geliefert habe, so dass sich bei dem Mangel genauerer Angaben noch immerhin die Annahme aufstellen ließe, die Leitung des Krieges sei anfangs einem anderen Feldherrn übertragen gewesen, und erst, um endlich der langwierigen Belagerung ein Ende zu machen, an Cimon abgegeben worden. Aber auch zugegeben, dass Cimon von vorne herein das Commando gehabt hätte, muss er dann auch noch, nachdem die Blockade der Stadt begonnen hatte, bei der voraussichtlichen Langwierigkeit derselben, ohne Unterbrechung persönlich bei dem Belagerungsheer verblieben sein? Und kann er nicht das Commando über das Lager seinem Unterfeldherrn auch auf längere Zeit übertragen haben, um selbst wichtigere Staatsvorgänge in die Hand zu nehmen, bis zu dem Zeitpunkte, wo die Eroberung der Stadt gesichert erschien? Doch wie dem auch sei, die positiven Nachrichten lassen sich nicht wegläugnen, dass Cimon sowohl Sparta vom Untergange errettet habe durch seinen Zug Ol. 78, 1, als dass die Eroberung von Thasos im 3. Jahre des Krieges, also in der Ol. 78, 2 sein Werk ist, da obigem zufolge die Belagerung Ol. 77, 4 beginnt.

Sonderbar, dass weder Krüger noch Grote u. a. dieses alles erkannt haben, und noch mehr, dass ihnen des Scholiasten so sehr beglaubigte Nachrichten gänzlich entgangen sind.

Selbst ein par Anekdoten, welche Plutarch bewahrt hat, bestätigen das, was die Ath. Bencklerus Athen um Hilfe ersucht

Eine weitere Bestätigung des ersten cimonischen Zuges bietet der ganze Zusammenhang der Ereignisse, worüber im Folgenden.

8. Zusammenhängende Darstellung des letzten messenischen Krieges.
(So viel thunlich nach dem Wortlaute der alten Autoren.)

Lacedämon, das noch zur Zeit des Anaximander (gst. 546 vor Chr.) durch ein Erdbeben zerstört worden war¹⁸⁾, überhaupt dergleichen Naturereignissen sich so ausgesetzt fand, dass es als *εὐσειστος* galt¹⁹⁾, erlebte Ol. 77, 4 eines der größten Erdbeben, deren die Geschichte gedenkt²⁰⁾; gewaltige Bodensenkungen und Erdspalten entstanden²¹⁾, ganze Felsspitzen des Taygetus brachen zusammen²²⁾; von den anhaltenden Erdstößen stürzten sämtliche Häuser Sparta's bis auf fünf ein²³⁾ ebenso die öffentlichen Gebäude, das Odeon, die Ringhalle u. s. w. Letztere begrub unter ihren Trümmern sämtliche Epheben, da sie gerade mit gymnastischen Übungen beschäftigt waren; und nur durch einen eigenthümlichen Vorfall wurden die jüngeren Knaben gerettet; unmittelbar vor dem verhängnisvollsten Erdstosse war ein Hase erschienen, und im kindischen Spiele waren alle Knaben hindreïn gestürzt, entkleidet und gesalbt, wie sie waren. Die Stätte, wo die Epheben begraben lagen, hieß noch zur Zeit der römischen Kaiser *Σεισματίας*²⁴⁾. Im ganzen kostete das Erdbeben dem Staate 20,000 Menschenleben²⁵⁾. Dass nicht noch mehr Menschen blieben, hatte Sparta der Umsicht seines Königs Archidamus zu verdanken. Als er nämlich die bestürzten Einwohner in ihre Häuser eilen sah, ihre Habseligkeiten zu retten, liefs er die Kriegstrompete erschallen, als ob die Feinde naheten. Dadurch verhinderte er, dass noch mehr Menschen unter den Trümmern begraben wurden; aber noch in anderer Beziehung gereichte diess dem Staate zum Heile. Denn die Heloten glaubten die erste Verwirrung mit Erfolg benutzen zu können, sich ihrer Zwingherren zu entledigen²⁶⁾. Als aber ihre ungeordnete Schar die Spartaner in Schlachtordnung aufgestellt sah, zogen sie sich in die Städte zurück²⁷⁾. Sie vereinigten sich mit den Periaken, welche zum grossen Theile gleich-

¹⁸⁾ Plin. N. H. II 81.

¹⁹⁾ Strabo VII, p. 367 u. ö.

²⁰⁾ Thuc. I 101 ff. 128; II 27, III 54, IV 56 etc. Aristoph. Lysistr. Schol. 1138 ff. Diod. XI 63 ff. Plut. Cim. 16 ff. Paus. I 29, 7, III 11, IV 24, VII 25 u. ö.

²¹⁾ Plut. l. l.

²²⁾ Plut. Cim. 16, Schol. ad Arist. Lys. v. 1144, Strabo VII p. 367.

²³⁾ Plut. Diod. Schol. l. l.

²⁴⁾ Plutarch. l. l.

²⁵⁾ Diod. l. l.

²⁶⁾ Plut. Diod.

²⁷⁾ Plut. Vergl. Diod.

zeitig abfielen, sowie mit den Messeniern, welche diese Gelegenheit ergriffen, um ihre Freiheit wieder zu gewinnen²⁸). Mit den Aufständischen verbanden sich noch unter anderen die Thuriaten und die Anthreer²⁹). Die verbündeten Feinde waren den Spartanern weit überlegen, zumal wo dieselben noch fortwährend durch neue Erderschütterungen in Schrecken gehalten wurden³⁰) und auch dadurch sich entnuthigt fühlten, dass sie das Unglück, welches sie traf, dem Zorne des Poseidon zuschrieben³¹). Es hatten sich nämlich kurz vor dem Erdbeben mehrere Heloten als Schutzsuchende in den Poseidon-Tempel auf dem Vorgebirge Taenarum geflüchtet, waren aber von den Spartanern hervorgeschneppt und ermordet worden³²).

Die Spartaner versuchten anfänglich die Aufständischen durch einzelne abgeschickte Heeresabtheilungen im Einzelkriege aufzureiben, aber ohne eigentlichen Erfolg; so erlag der tapfere Aeimnestus, der sich in der Schlacht von Plataä einen Namen gemacht hatte, mit seinen 300; sie wurden bei Stenyclarus sammt und sonders niedergehauen³³). Sparta sah sich nicht nur auf die Defensive beschränkt, sondern schien dem sicheren Verderben geweiht zu sein. In dieser Noth³⁴) wandte sich das vormals so stolze Sparta an seine Bundesgenossen, an die Aegineten u. a.³⁵), sowie auch an Plataä³⁶) und Athen³⁷). Nach Athen wurde Perikleidas gesandt, der in demüthigendster Weise um Hilfe bat³⁸). Ephialtes widerstrebte einer Hilfeleistung aufs entschiedenste; man solle, meinte er, die Gegnerin von Athen darniederliegen und ihren Hochmuth zertreten werden lassen. Cimon dagegen wollte Sparta's Unglück nicht dazu benützt wissen, die Macht seiner Vaterstadt zu vergrößern³⁹); er machte geltend, man solle nicht Griechenland lahm, noch Athen seines Mit-

Ol. 80, 1 = 468/7 vor Chr. Die Plataer aber schickten den dritten Theil ihrer waffenfähigen Mannschaft ⁴²⁾).

Die angelangten Hilfstruppen retteten Sparta vor dem sicheren Untergange und setzten es in den Stand, die Offensive zu ergreifen. Nachdem diess Ziel erreicht war, zog Cimon heim ⁴³⁾.

Der Krieg aber dauerte mit wechselndem Glücke fort ⁴⁴⁾ er concentrirte sich nun um die Bergfeste Ithome ⁴⁵⁾, welche von den Messeniern wieder hergestellt ⁴⁶⁾ und zum Sammel- und Waffenplatze gemacht worden war ⁴⁷⁾.

Allmählich wurden die Aufständischen ganz auf diesen Punct beschränkt und in der Festung belagert ⁴⁸⁾. Als sich aber die Belagerung in die Länge zog, riefen die Spartaner abermals die Athener zu Hilfe ⁴⁹⁾, hauptsächlich weil dieselben in der Belagerungskunst als besonders geübt galten ⁵⁰⁾. Indessen auch nach Ankunft der Athener gieng die Sache nicht nach Wunsch; voll Misstrauens über die Gesinnung und Absichten der Athener, schickten sie dieselben zurück ⁵¹⁾. Diese Schmach erbitterte die Athener im höchsten Grade; sie lösten das Bundesverhältnis mit Sparta auf, verbündeten sich mit Spartas erbittertsten Feinden, den Argivern ⁵²⁾; Cimon aber wurde durch das Scherbengericht verbannt ⁵³⁾ Ol. 79, 2 = 463 vor. Chr.

Nachdem der Krieg gegen die in Ithome noch mehrere Jahre gedauert hatte, trugen endlich die Spartaner, wahrscheinlich bei einem Ausfalle der Belagerten, einen glänzenden Sieg davon ⁵⁴⁾, der den Ausgang des Krieges nicht länger zweifelhaft liefs.

Im zehnten Jahre des Krieges endlich sahen sich die Messenier genöthigt, sich zu ergeben, unter der Bedingung freien Abzuges aus dem Peloponnes ⁵⁵⁾. Zu dieser milden Bedingung fanden sich die Spartaner insbesondere durch einen Orakelspruch von Delphi veranlasst, welcher ihnen befahl, an den Schützlingen des ithomischen Zeus sich nicht zu vergreifen ⁵⁶⁾. Die Athener, jetzt schon voll offenen Hasses gegen Sparta, räumten den Messeniern das kurz vorher den ozolischen Lokrern weggenommene Naupactus ein ⁵⁷⁾. Ol. 80, 1 = 460/59 a. Chr.

Dr. Anton Göbel.

⁴²⁾ Thuc. III 54. ⁴³⁾ Vergl. Aristoph. c. Scholiast., Plutarch. l. l.
⁴⁴⁾ Diodor l. l. ⁴⁵⁾ Herodot. IX 35, Thuc. Paus. Diod. Plut. etc.
⁴⁶⁾ Vgl. Paus. IV 14, 2. ⁴⁷⁾ Diodor XI 64 etc. ⁴⁸⁾ Thuc. Diod. etc.
⁴⁹⁾ Plut. Vergl. Schol. Arist. l. l. s. oben. ⁵⁰⁾ Thuc. l. l.
⁵¹⁾ Thuc. Diod. Plutarch. Paus. ⁵²⁾ Thuc. I 103. Vgl. Plutarch. Diod. l. l.
⁵³⁾ Plutarch. Cim. 15. 17. ⁵⁴⁾ Herodot. IX 35. Paus. III 11, 6. Diodor. XI 84.
⁵⁵⁾ Thuc. I 103. Diod. XI 64. 84. ⁵⁶⁾ Thuc. Paus. l. l.
⁵⁷⁾ Thuc. l. l. Diod. XI 84. Paus. IV 24; 31, 6; 33, 3; V 26, 1; X 38, 5.

Zur Literatur des M. Porcius Cato.

Aus Cato's *Carmen de moribus* hat Gellius XI 2 drei längere Bruchstücke erhalten, in denen Ritschl (*Poësis Saturnias spicilegium I. Bonnae 1864*) überzeugend saturnische Verse nachgewiesen hat. Außer diesen bezeugten Fragmenten haben Böckh (Berichte der Berliner Akademie 1854 S. 264 ff.) und mehr noch Fleckeisen (*Catonianae poësis reliquiae. Lipsiae 1854*) und Ritschl andere nicht aus dem *carmen* citirte Sentenzen des Cato demselben zugewiesen. Ihre Berechtigung zu dieser Stelle ist nicht ohne Bedenken: ich werde sie einzeln nach der von Ritschl getroffenen Anordnung durchgehen, und die nicht genügend legitimierten werden aus dem *carmen* wieder auszuschneiden sein.

Fr. 1 bei Fronto p. 54 ed. Rom. '*Id vespera et concubia nocte dum se intempesta nox, ut ait M. Porcius, praecipitat, eodem modo perseverat*' verdankt seine Aufnahme in das *carmen* der poetischen Färbung der Worte, von welcher Kärcher (*Philologus VIII S. 727*) nicht mit Unrecht, wie ich glaube, urtheilte, dass sie 'für die einfache gnomische Dichtweise viel zu poetisch sei' ¹⁾. Von den übrigen dem *carmen* zugewiesenen Fragmenten nicht nur, sondern von Catonischer Rede überhaupt, sticht jenes Bruchstück so sehr ab, dass man fast versucht sein möchte, an einen anderen Porcius als Cato zu denken. Jedenfalls reicht der Umstand, dass sich die Worte auch saturnisch messen lassen, nicht aus, ihm einen Platz in dem *carmen de moribus* zu sichern.

Fr. 2 referiert Plinius N. H. VII 171 Sill. *Et cum innumera sunt mortis sano, salutis securitatisque nulla sunt,*

ad filium zu gewähren schienen, wieder wankend gemacht ist; denn gehörte das *carmen* zu diesem Buche, so konnte jenes Fragment ebenso gut in einem der anderen Abschnitte desselben als in dem *carmen* stehen. Für jenes spricht der Umstand, dass es eine der ärztlichen Vorschriften zu sein scheint, welche nach Jahn's Auffassung einen besonderen Abschnitt in Cato's Buch an den Sohn bildeten. Jahn hat S. 265 mit jenem Fragment in Verbindung gebracht die längere Stelle, welche Plinius N. H. XXIX 14 Sill. anführt: *clarissime intellegi potest e M. Catone, cuius auctoritati triumphus atque censura minimum conferunt; tanto plus in ipso est, quamobrem verba eius ipsa ponemus: 'Dicam de istis Graecis suo loco, Marce fili; quid Athenis exquisitum habeam et quod bonum sit illorum litteras inspicere non perdiscere vincam. Nequissimum et indocile genus illorum, et hoc putavatem dixisse: quandoque ista gens suas litteras dabit, omnis corrumpet, tum etiam magis si medicos suos huc mittet. Iurant inter se barbaros necare omnis medicina et hoc ipsum mercede faciunt ut fides iis sit et facile disperdant. Nos quoque dictitant barbaros et spurcius nos quam alios Opicos (Opicon d. i. Ὀπικῶν Jahn S. 266 Anm.) appellatione foedant. Interdixi tibi de medicis.'* Diesen eigenen Worten des Cato fügt Plinius noch hinzu: *subicit...qua medicina se et coniugem usque ad longam senectam perduxerit, iis ipsis scilicet, quae nunc nos tractamus, profiteturque esse commentarium sibi quo medeatur filio, servis, familiaribus, quem nos per genera usus sui digerimus.* Verstehe ich die etwas unklaren Worte des Plinius recht, so war der *commentarius quo medeatur filio, servis, familiaribus* verschieden von den an den Sohn gerichteten Mahnungen und Vorschriften über ärztlichen Gebrauch. Jahn versteht die Stelle anders. Aber denkbar wäre es doch, und Plinius' Worte scheinen es anzudeuten, dass Cato die Hausmittel für die speciellen Krankheitsfälle in einem besonderen *commentarius* zusammengestellt gehabt, worauf er in dem Buch an den Sohn verwies, etwa mit Hervorhebung einiger der wichtigeren und allgemein gültigen Vorsichtsmaßregeln. Dem Plinius mochten beide vorliegen. Aber wie dem auch sei, Cato hatte in den Schriften an den Sohn auch der Arzneikunde gedacht, und an sich schon hat es alle Wahrscheinlichkeit, dass mit dem wörtlich aus Cato citierten und an den Sohn Marcus gerichteten Ausfall gegen die griechischen Ärzte die von demselben Plinius aus *Cato ad filium* citierte medicinische Sentenz von der *senilis iuventa* in Zusammenhang gestanden: und nicht steht dieser Verbindung entgegen, dass während jener durchaus prosaisch ist, diese saturnisch gemessen werden kann, zumal es an jeder äußeren Veranlassung einen Saturnins zu vermuthen fehlt. In demselben Zusammenhang medicinischer Rathschläge stand, wie Jahn S. 267 bemerkt, das von Priscian S. 718 P. für das *masculinum alvus* angeführte

Bruchstück: *Cato ad filium*: 'ex dolore, ex feбри, ex siti, ex medicamentis bibendis, ex cataplasmatibus, ex alvo lavando,' welches bei demselben Priscian S. 761 unter den Beispielen für die Formen auf *im* und *i* wiederkehrt: *Cato in epistula ad filium*: 'ex dolore, ex feбри, ex siti, ex medicamentis bibendis.' Die Worte sehen aus wie eine Inhaltsangabe, und ich möchte abweichend von Jahn's Auffassung S. 267 vermuthen, dass damit die capita des medicinischen *commentarius* referiert würden, auf welchen Cato in dem Buche an den Sohn verwiesen habe. Getrennt werden dürfen sie wegen der Anführungen des Priscian *Cato ad filium* und (was wenig davon verschieden) *Cato in epistula ad filium* wol nicht von dem Verdammungsurtheile über die griechischen Ärzte und der vorhin besprochenen medicinischen Sentenz; der Form nach sind sie nichts als eine nüchterne prosaische Aufzählung. Ferner gehört hierher das Fr. 3 bei Ritschl, welches Diomedes S. 358 P. für die Formen *edo, edis, edit* anführt: *Cato ad filium vel de oratore*: 'lepus multum somni adfert, qui illum edit.' Ritschl misst es saturnisch: *lepus multum somni (ei) - adfert qui edit illum*. Dieselbe Catonische Bemerkung referiert Plutarch im Leben des Cato c. 25: ἔλεγε κοινὸν ὄρκιον εἶναι τοῦτον λατρῶν πάντων καὶ παρεκείνῃ φυλάττεσθαι τῷ παιδί πάντας αὐτῷ δὲ γεγραμμένον ὑπόμνημα εἶναι καὶ πρὸς τοῦτο θεραπεύειν καὶ διαίταν τοὺς νοσοῦντας οἴκοι, νῆστιν μὲν οὐδέποτε διατηρῶν οὐδέν, τρέφων δὲ λαχάνοις καὶ σαρκιδίοις νήσσης ἢ φάσσης ἢ λαγῶ· καὶ γὰρ τοῦτο κοῦφον εἶναι καὶ πρόσφορον ἀσθενούσι, πλὴν ὅτι πολλὰ συμβαίνει τοῖς φαγοῦσιν ἐν νυκτὶ ἀξέσθαι· τοιαύτη δὲ θεραπεία καὶ διαίτη χρωμένος ὑγιαίνειν μὲν αὐτός, ὑγιαίνειν δὲ τοὺς αὐτοῦ δια-

anlassung gegeben, nach einem Saturnier zu suchen²⁾), jetzt wird man auch sie beanstanden und lieber mit den unzweifelhaft prosaischen Bemerkungen, zu denen es gehört, auch dieses Fragment als prosaisch stehen lassen. Endlich möchte ich das von Charisius S. 70 P. angeführte Fragment: *sanguis masculino genere... sed Cato de habitu ait 'sanguen demittatur'* lieber auf diesen Theil des Buches an den Sohn, als mit Jahn S. 267 Anm. auf den Abschnitt *de re militari* beziehen. *Habitus* kann, wie Ciceronische Stellen beweisen, an sich das körperliche Befinden bezeichnen, und damit konnten die hiesigen Rathschläge nach meiner Auffassung derselben dem Inhalte nach wol bezeichnet werden. Doch verschlägt die Stelle, welche diesem Bruchstück angewiesen wird, nichts für die Hauptsache, um die es sich handelt.

Das Fr. 4 bei Ritschl gewährt das von Julius Victor in der *ars rhetorica* c. 1 p. 197 Or. citierte *Catonis praeceptum paene divinum: 'rem tene, verba sequentur.'* Darauf, dass diese Worte einen halben oder zwei Drittel Saturnier abgeben können, wird wohl niemand ein Gewicht legen. Wichtiger ist, ob diese goldene Regel getrennt werden dürfe von der Catonischen Definition des Redners, welche Seneca Controv. I p. 49, 17 Burs., wie es scheint, genau nach dem Wortlaut citiert: *orator est, Marce fili, vir bonus dicendi peritus.* Vgl. Quintilian Inst. or. XII 1. Plinius Epist. IV 7, 5. Ritschl hat dieselbe (Fr. 6) saturnisch gemessen. Von den beiden vorgeschlagenen Möglichkeiten, entweder zu schreiben: *Vir bonus est, Marce fili, -dicendi peritus*, so dass *orator* am Ende des vorhergegangenen Verses oder sonst wo im vorigen seinen Platz gefunden hätte, oder

²⁾ Das eingeschaltete *et* bedarf Ritschl nicht um des Saturnius willen, ich glaube, dass es auch von der '*consuetudo sermonis*' nicht gefordert wird, sondern meine, dass damit etwas von der alterthümlichen, jedenfalls von der eigenthümlichen Färbung der Rede verwischt werde. Ich möchte das Fragment übersetzen: 'der Hase bringt viel Schlaf, wer ihn isst', womit sich das von Döderlein in seinen 'Übersetzungsproben aus griechischen und lateinischen Schriftstellern' (Erlangen 1833) S. 6 angeführte lutherische Beispiel vergleichen lässt: 'Wer zu viel Honig isset, das ist nicht gut.' Die Satzverbindung ist etwas anders, als wenn das Relativum *qui* auf ein hinzugesetztes oder hinzuzudenkendes *et* bezogen wird: kurz gesagt, ist *qui* vielmehr gleich *si qui*. Vergleichen lässt sich in gewissem Betracht das Ennianische: *Ea libertas est, qui pectus purum et firmum gestitat*, und das Horazische: *Vivitur parvo bene, cui patrum Splendet in mensa salinum*, wo sehr mit Unrecht von manchen Erklärern zu *vivitur* ein *et* = *ab eo* ergänzt wird. Auch in dem Ennianischen Beispiel Trag. 306: *Qui vult esse quod vult, ita dat se res, ut operam dabit*, glaube ich nicht, dass Ribbeck Recht hat, wenn er schreibt: *ita dant se res et*, obwohl Terenz *Hecyra* III 3, 20 schreibt: *Omnibus nobis ut res dant sese, ita magni atque humiles sumus*.

Orator, Mārce fili, — vir bonus dicēdi | Peritus, würde ich die zweite wegen der Voranstellung des *orator* unbedingt vorziehen, wenn überhaupt der Saturnius durch etwas mehr als die bloße Möglichkeit ihn herzustellen indicirt wäre. Zuversichtlicher darf man nach dem bisherigen aus der Anrede des *Marcus filius* schließen, dass es ein Bruchstück aus dem Buche an den Sohn sei, und dass also in diesem sowie ärztliche Mafsregeln, so auch Bemerkungen über den Redner standen, unter ihnen das angeführte *praeceptum divinum*. Anders ist die Auffassung Ritschl's, die er in den Worten andeutet: *Videtur enim Catonis haec ratiocinatio fuisse, ut primum esse in omni vitae condicione et civitatis bene constitutae caput virum bonum esse pronuntiaret eamque sententiam variis exemplis exsequeretur*. Zu diesen *exemplis* wäre aufer der Definition des Redners noch die entsprechende des Landmannes zu rechnen. Aber diese Auffassung wird sich gegenüber der Annahme, dass Cato in dem Buche an den Sohn allgemeine Regeln wie über ärztliches Verfahren, so über den Redner und Landmann in besonderen Abschnitten gegeben habe, schwerlich halten lassen. Das Gewicht, mit welchem der *vir bonus* betont wird, besteht auch mit dieser Auffassung.

Die Bestimmung des Landmannes führt Servius an zu Georg. I 46: *Cato in oratione ad filium: Vir bonus est, M. fili, colendi peritus, cuius ferramenta splendent*. Jahn bemerkt S. 265, dass das Subject der Definition in dem Citat des Servius fehle: denn nicht der *vir bonus*, sondern, sei es *agricola*, oder was mir um des *colendi* willen probabler ist, *colonus* sollte definiert werden. Im übrigen halte ich die Anführung für unverdorben: ohne metrische Nothung wäre wol weder Fleckesen auf co-

vom Redner, zwei aus dem Buch an den Sohn citierte und auf die Landwirthschaft bezügliche Rathschläge zu verbinden. So das von Servius zu Georg. II 412 angeführte: *Laudato ingentia rura Exiguum colito. Hoc etiam Cato ait in libris ad filium de agricultura.* Dass dies Citat mit dem uns erhaltenen Buche des Cato vom Landbau nichts zu thun hat, ist ausgemacht: ob Cato genau dieselben Worte wie Virgil gebraucht hatte, lässt sich nicht entscheiden, weshalb um so weniger Gewicht darauf zu legen ist, dass die Virgilischen Worte ohne viel Schwierigkeit einen Saturnius ergeben. *Laudato ingentia rura: at-exiguum colito*, oder ohne *at* mit einem Hiatus zwischen beiden Hemistichien. Dies Citat hat man nicht in das *carmen* aufgenommen, es gehörte mit demselben Recht oder Unrecht hinein, wie die Definition des Landwirthes und folgendes Fragment (7 bei Ritschl), welches Nonius S. 143 überliefert: *Cato in praeceptis ad filium: illi imperator tu, ille ceteris mediastrinum* (*mediastrinus* d. Ausgg.). Schon Böckh hat S. 279 dasselbe dem *carmen* zugewiesen, indem er *praecepta ad filium* als gleichbedeutend mit *carmen de moribus* fasst. Er beruft sich dafür auf die *Disticha* des sogenannten Cato, welche *de moribus ad filium* überschrieben sind und wiederholt als *praecepta* bezeichnet werden. Ersteres kann, wie bemerkt, der an sich wahrscheinlichen Annahme, dass Cato's *carmen de moribus* an den Sohn gerichtet gewesen, und zwar als ein besonderer Abschnitt in dem Buche an den Sohn zu betrachten sei, zur Stütze dienen; aber dass durch *praecepta ad filium* speciel das *carmen de moribus* bezeichnet werde, bleibt auch bei jener Parallele unwahrscheinlich, wofern man, wie auch Böckh thut, das *carmen* eben als Theil des Buches *ad filium* ansieht. Möglich ist, was Jahn S. 268 vermuthet, dass *praecepta ad filium* der Gesamttitel des Buches gewesen, während z. B. *de agricultura ad filium*, *de habitu*, nur besondere Abschnitte bezeichneten. Aber mit Zuversicht lässt sich auch diess nicht behaupten. Am sichersten wird man gehen, wenn man *praecepta ad filium* auf gleiche Linie stellt, mit den Citaten *in libris ad filium*, *in oratione ad filium*, *in epistula ad filium*, *ad filium*. Die Sentenz selbst glaubte Jahn S. 268 am wahrscheinlichsten auf landwirthschaftliche Regeln zurückzuführen. Einen ungleich höheren Gedanken suchte Böckh darin, dem Fleckeisen beigetreten ist; dagegen Ritschl jene Erklärung wieder aufgenommen und genauer dahin bestimmt hat, dass darin eine Warnung vor allzugroßer Nachsicht gegen die Sklaven gegeben sei. Danach emendiert er das Fragment so: *Ille imperator, tu illi-certe eris mediastrinus*. Der Gedanke des Cato ist gewiss richtig getroffen, ob auch die Worte ist zweifelhaft. Vielleicht dürfte man mit nicht minderer Wahrscheinlichkeit vermuthen: *Ille imperator, tu ilicet eris mediastrinus*. Auch diess würde sich dem saturnischen Malse eben so leicht

fügen, wie Ritschl's Verbesserung. Aber diese Messung und der Platz des Fragmentes in dem *carmen* ist mit der Erkenntnis, dass der Gedanke sich speciel auf Haus- oder Landwirthschaft beziehe, zweifelhaft geworden; müssen wir nach dem bisherigen in dem Catonischen Buche an den Sohn einen Abschnitt von der Landwirthschaft annehmen, so wird das Fragment diesem und nicht dem *carmen* angehören. Noch übrig ist das Fr. 8 bei Ritschl, welches Seneca Epist. 94, 27 anführt mit den Worten: *Praeterea ipsa quae praecipiuntur per se multum habent ponderis, utique si aut carmini intexta sunt aut prosa oratione in sententiam coartata, sicut illa Catoniana: 'Eras non quod opus est, sed quod necesse est.' 'Quod non opus est, asse carum est.' Qualia sunt illa aut reddita oraculo aut similia: 'Tempori parce.' 'Te nosce.' Numquid rationem exiges, cum tibi aliquis hos dixerit vernus?* Schon Jahn hatte S. 229 vermuthet, es möchten jene Sentenzen aus dem *carmen de moribus* sein, und ihm pflichtet Böckh bei, aber mit dem Bemerken, dass es fast den Schein habe, als führe Seneca diese Catoniana als Prosa an. Sind es Verse, so gibt es keine wahrscheinlichere Herstellung als die von Ritschl vorgeschlagene. Ein ausdrückliches Citat, dass diese Sentenzen dem Buche an den Sohn angehört haben, steht uns nicht zur Seite: doch spricht dafür einigermaßen die Art, wie Seneca sie anführt. Hiezu kommt, dass, worauf Jahn S. 269 aufmerksam macht, dieselbe Sentenz auch Plutarch im Leben des Cato c. 4 anführt: *ὅλως δὲ μηδὲν εὖωνον εἶναι τῶν περιττῶν, ἀλλ' οὐ τις οὐ δείται, καὶ ἀσφαλείου πιπράσκηται, πολλοῦ νομίζειν*, und zwar 'in unmittelbarer Verbindung mit praktischen Vorschriften über Slavenzucht und Landbau.' Plutarch hat, wie schon oben angedeutet, Cato's Buch an den Sohn benutzt: dürfen wir aus jener Zusammenstellung einen Schluss ziehen, so werden wir auch dieses Fragment dem *carmen* entziehen, dem Abschnitt von der Landwirth-

schen Versen geschrieben sein lassen: was zu der Annahme nöthigen würde, es sei z. B. die längere wörtliche Anführung bei Plinius nicht in ihrer ursprünglichen Fassung uns erhalten. Aber zu dieser Annahme ist eben so wenig ein Grund vorhanden, als überhaupt ein Recht abzusehen, in das *carmen* hineinzutragen, was neben dem *carmen* in dem Buche *ad filium* Platz finden konnte. Gellius führt aus dem *liber, qui inscriptus est carmen de moribus* drei grössere Fragmente an, von welchen die beiden ersten zeigen, dass Cato in dem Gedicht der Üppigkeit der von ihm erlebten Periode gegenübergestellt hatte die strenge Sittenzucht der guten alten Zeit: das dritte ist eine Empfehlung der Arbeitsamkeit und Thätigkeit. Sie tragen deutlich einen von den übrigen Rathschlägen *ad filium* unterschiedenen Charakter, sind allgemeiner gehalten und nicht auf specielle Sphären des Lebens und der Thätigkeit angewendet. Nichts berechtigt diesen Charakter des *carmen* durch Herbeiziehung nicht aus demselben citierter anderartiger Fragmente zu verwischen: aber es nöthigt auch nichts dazu: denn nichts passender, als wenn mit jener allgemeineren Betrachtung der Zucht und Sitte ein Buch eingeleitet wurde, welches weiterhin für specielle Berufssphären Mafsregeln und Rathschläge ertheilen sollte. Dass diese Einleitung durchaus metrisch gewesen, ist durch die Bezeichnung *carmen* ausser Zweifel gestellt. Der Umstand, dass sich auch andere *praecepta* saturnisch messen lassen, kann allein noch nicht das Recht geben, diese aus der Verbindung mit andern zu lösen und dem *carmen* zuzuweisen, sondern würde zunächst zu der Annahme führen, dass Cato auch von den folgenden Abschnitten die rhythmische Form wenigstens nicht ausgeschlossen habe. Aber die Möglichkeit eine Catonische Sentenz saturnisch zu messen, reicht nach meiner Meinung allein nicht hin, um auch an die Wirklichkeit saturnischer Verse zu glauben. Und eine zweckmässigere Anordnung war es in jedem Falle, wenn Cato die metrische Form auf das Einleitungsgedicht beschränkte, alle übrigen Abschnitte des Buches aber in Prosa verfasst hatte. Darin, dass er das erstere in dem national-latinischen Mafse schrieb, mochte allerdings, wie Jordan in der verdienstlichen Dissertation *Quaestiones Catonianae* (Berol. 1856) Thes. 2 meint, etwas von Opposition liegen gegen die gräcisierende didaktische Poesie des Ennius. Cato konnte sich dagegen für seinen Versuch mehr noch als an *Appius' Sententiae* an das didaktische Gedicht anschliessen, welches in später Zeit als das älteste römische galt und nach Art der Hesiodischen Werke und Tage 'eine Unterweisung des Bauern an seinen Sohn' enthielt. Vergl. Mommsen Röm. Geschichte I 432.

Nachdem wir das *carmen* auf eine kleinere Zahl von wirklich ihm zugehörigen Bruchstücken zurückgebracht haben, lässt sich der Ausfall vielleicht einigermaßen compensieren durch zwei

Bruchstücke, welche zwar nicht aus dem *carmen* citiert sind, aber in ihrem Charakter als allgemeinere Sentenzen demselben angepasst zu sein scheinen. Das erste erwähnt Columella XI 1, 26: *nam illud verum est M. Catonis oraculum: 'nihil agendo homines male agere discunt'*, das von Roß und jüngst von Bormann in das *prooemium* der *Origines* gesetzt worden. Mir scheint es dem dritten der aus dem *carmen* citierten Fragmente, in welchem zur Thätigkeit angerathen wird, sich passend anzuschließen. Der Saturnius ergibt sich unschwer:

Nihil agendo homines - discunt male agere.

Auf *oraculum* lege ich dabei kein Gewicht, da auch andere *praecepta*, die ich geneigter bin für Prosa zu halten, ebenso bezeichnet worden sind. Vergl. S. 469 Fr. 2. Mit der Sentenz läßt sich die von Priscian zweimal aus Cato citierte vergleichen: *Qui tantisper nulli rei sies, dum nihil agas*, deren Platz in den *Origines* noch keineswegs für sicher gelten kann. Vergl. M. Hertz zu Priscian S. 694 P.

Das andere ebenfalls vielleicht dem *carmen* zuzuweisende Bruchstück steht bei Seneca *de beneficiis* V 7, 5: *Quod tibi deerit, a te ipso mutuare*, was mit Aufnahme der Form *ted* einen regelrechten Saturnius ergibt:

Quod tibi deerit a ted - ipso mutuare.

Bormann hat es S. 23 in etwas anderer Fassung unter die *proversus incerta Originum* gesetzt.

Über die Reihenfolge, in welcher Cato die den einzelnen Berufssphären angehörigen *praecepta* gegeben, läßt sich allerdings nichts bestimmtes ermitteln. Indessen wird eine Vermuthung, die sich nicht als zuverlässig geben will, erlaubt sein. Was Cato an den Anfang gestellt habe, kann kaum zweifelhaft sein nach der Art,

sche Abfolge vermuthen möchte je nach der Zeit des Lebens, in welcher Cato sich in jeder dieser Thätigkeiten bewährt hat.

Für den Platz, welchen der Abschnitt von den ärztlichen Rathschlägen einnahm, gewährt ein indicium die Bemerkung Cato's in der angeführten längeren Stelle bei Plinius: *dicam de istis Graecis suo loco*, womit, wie es scheint, auf einen späteren Abschnitt des nämlichen Buches *ad filium* hingewiesen wird. Jahn denkt S. 267 an das, was nach Plutarch c. 23 Cato über Sokrates und insbesondere über Isokrates mit spottender Verachtung geäußert hatte: so dass jene Verweisung sich auf den Abschnitt von der Beredsamkeit bezogen hätte. Die medicinischen Rathschläge giengen also den Bemerkungen vom Redner voran. Damit ist nun freilich nicht recht in Einklang zu bringen das oben berührte Citat des Diomedes *Cato ad filium vel de oratore* für eine medizinische Bemerkung. Jahn vermuthete S. 268, Diomedes habe sich geirrt, 'indem er eine Abtheilung einer zusammenhängenden Schrift statt der andern angeführt habe'. Diese Annahme hätte aber erst dann Schein, wenn der Abschnitt vom Redner unmittelbar dem von den ärztlichen Vorschriften vorangegangen wäre: dem steht entgegen die bereits angeführte Stelle des Plinius. Ich glaube doch, dass Lersch Z. f. d. A. W. 1844 S. 445 mit seiner Vermuthung *de aratore* nicht so Unrecht hat, ohne die daraus gezogenen Consequenzen zu adoptieren. Die ärztlichen Vorschriften möchte ich nämlich überhaupt nicht als einen selbständigen Abschnitt betrachten, sondern glauben, dass, sowie in Cato's Buch *de re rustica* Heilmittel für Menschen und Vieh gegeben werden, so auch hier die medicinischen Rathschläge einen Theil des Abschnittes vom Bauer gebildet hätten. Mit dieser, wie ich glaube, nicht verwerflichen Voraussetzung würde des Diomedes Citat *Cato ad filium vel de aratore* für eine ärztliche Bemerkung vollkommen zutreffend sein. Dass sich der Abschnitt *de re militari* an den Ackerbau (samt der Arzneikunde) anschloss, dürfte man vielleicht aus der Weise schliessen, wie neben den Landmann der Soldat gestellt wird im Anfang des Buches *de re rustica: ex agricolis et viri fortissimi et milites strenuissimi gignuntur*. Anderseits scheint dafür, dass das Kriegswesen der Beredsamkeit vorangieng, zu sprechen, was Plutarch c. 2 wahrscheinlich nach einer Äußerung von Cato selbst bemerkt: τὸν λόγον ὥσπερ δεύτερον σῶμα καὶ τῶν καλῶν μόνον οὐκ ἀναγκαῖον ὄργανον ἀνδρὶ μὴ ταπεινῶς βιωσομένῳ μηδ' ἀπράκτῳ. Dem Ackerbau und dem Kriegswesen als den ἀναγκαῖα war also wol die Beredsamkeit als ein καλόν gegenübergestellt. Plinius bemerkt praef. § 30: *Non queo mihi temperare quo minus ad hoc pertinentia ipsa censorii Catonis verba ponam, ut appareat etiam Catoni de militari disciplina commentanti, qui sub Africano, immo vero et sub Hannibale didicisset militare et ne Africa-*

num quidem ferre potuisset, qui imperator triumphum reportasset, paratos fuisse istos qui obtreactione aliena scientias famam sibi aucupantur. Quid enim ait? 'In eo volumine scio' ego quae scripta sunt si palam proferantur multos fore qui vitillegent, sed si potissimum qui verae laudis expertes sunt. Eorum ego orationes sibi praetereo. (Viell. *silentio praetereo. Stino praeterfluere* die Vulg.). Jahn vergleicht S. 271 mit dieser, wie er meint, aus der Einleitung zu den Abschnitt *de re militari* genommenen Äußerung den Ausfall gegen die griechischen Ärzte und die dortige Ankündigung seines *commentarius quo medeatur filio, servis*. Die Parallele ist nahegelegt, aber ich gestehe, dass ich auch hier geneigt bin, die Worte *in eo volumine scio ego quae scripta sunt*, nicht auf die Schrift, in der sie standen, sondern auf eine andere davon getrennte zu beziehen. Die Vergleichung mit der Pliniusstelle lässt uns an das Buch *ad filium* denken, worin also, wie rücksichtlich des körperlichen Befindens auf den besondern *commentarius* der Hausmittel, so in dem Abschnitt vom Kriegswesen auf ein anderes Buch *quem componuit de re militari* hingewiesen wurde. Die Bruchstücke aus dem *liber de re militari* gehören dann nicht in das Buch *ad filium*: keins derselben wird auch so citirt und der Umstand, dass sie zumeist an eine bestimmte Person gerichtet sind, bleibt, da Cato sich derselben Wendung auch in dem Buche *de re rustica* und sonst bedient, problematisch.

Danach wird endlich auch die Catonische Schrift über das Recht zu beurtheilen sein: dass Cato einen *commentarius de iure civili* verfasst hatte, steht fest, und welcher Art derselbe gewesen, lässt sich aus Cicero *de orat.* II 33, 142 erkennen: *rideo enim in Catonis et Bruti libris nominatim fere referri quid alicui*

Möglichkeit ist auch hier zuzugeben, dass Cato die von ihm in seinen Reden praktisch angewendeten Regeln in einem *commentarius* zusammengestellt hatte, während er sich in der *oratio ad filium* auf allgemeinere Maßregeln beschränkte. An welchem von beiden Orten das von Jordan a. O. S. 82 beigebrachte auf Beredsamkeit bezügliche Bruchstück gestanden, ist nicht zu entscheiden. Hiernach modificiert sich denn die Auffassung der sogenannten Encyklopädie des Cato dahin, dass er in einer *oratio* oder *epistula ad filium* seinem Sohne Marcus in kurzen Sätzen und im ersten Abschnitt in saturnischen Versen dargelegt hatte, was ein Römischer *vir bonus* als sittlicher Mensch überhaupt, ferner als Landwirth, Kriegsmann, Redner und Rechtskundiger sein müsse. Daneben aber existierten von demselben Cato Aufzeichnungen medicinischer Hausmittel, von Rechtsentscheidungen, Maßregeln im Krieg wie für die Beredsamkeit, welche zu den betreffenden Abschnitten *ad filium* sich etwa so verhalten haben werden, wie das uns erhaltene Buch *de re rustica* zu dem Abschnitt *de agricultura ad filium*. Die einzelnen Abschnitte waren mit Ausnahme des ersten wol nicht durch besondere Überschriften, sondern vielleicht nur durch die jedesmal mit Gewicht vorangestellte Definition unterschieden.

Cato's *origines* haben in jüngster Zeit einen neuen scharfsinnigen Bearbeiter gefunden an Albert Bormann. *M. Porcii Catonis originum libri septem. Reliquias disposuit et de instituto operis disputavit Dr. Albertus Bormann. Brandenburgii 1858.* Ihm kam es wesentlich darauf an, den Plan und die Eigenthümlichkeit des Catonischen Werkes in's Licht zu stellen, um daraus für die Anordnung der Bruchstücke eine sichere Grundlage zu gewinnen. Diese Untersuchungen haben ihn zu einer von der gangbaren stark abweichenden Auffassung geführt, die in jedem Falle der Beachtung in hohem Grade werth ist. B. geht, wie billig, aus von dem für die Eintheilung des Werkes überaus wichtigen Zeugnisse des Cornelius Nepos im Leben des Cato c. 3: *Senex historias scribere instituit. Earum sunt libri septem. Primus continet res gestas regum populi Romani, secundus et tertius, unde quaeque civitas orta sit Italica; ob quam rem omnes origines videtur appellasse. In quarto autem bellum Punicum primum, in quinto secundum. Atque haec omnia capitulatim sunt dicta. Reliquaque bella pari modo persecutus est usque ad praeturam Servii Galbae, qui diripuit Lusitanos. Atque horum bellorum duces non nominavit, sed sine nominibus res notavit. In iisdem exposuit, quae in Italia Hispanisque aut fierent aut viderentur admiranda. In quibus multa industria et diligentia comparet, multa doctrina.* Bormann hat die einzelnen Kommata dieser Stelle genau interpretiert: ich folge seiner Erörterung, um im einzelnen meine ab-

weichenden Ansichten zu begründen. In dem ersten Buche, das nach Nepos Ausdruck die *res gestas regum populi Romani* umfasste, unterscheidet B. nach den Fragmenten drei Abschnitte: 1. das *procemium*; 2. die Vorgeschichte Rom's in der Behandlung der Aboriginer, Sabiner, Tuscer, Latiner oder Aeneaden durchgeführt; 3. Anfänge der Stadt und Geschichte der Könige. Für die Behandlung der letzteren ist nicht unwichtig das aus dem 1. Buche citierte Fragment über *Antemna*: *Antemna etiam veterior est quam Roma* (30 B.), wovon B. mit Recht bemerkt, dass dasselbe — und also die Besprechung Antemna's überhaupt — bei der Erzählung des Krieges mit den Antemnaten seinen Platz gefunden haben möchte. Nach dieser Analogie schließt B. wird Cato bei der Geschichte der Könige durchweg über die Ursprünge der von ihnen unterjochten und mit Rom verbundenen Völkerschaften berichtet haben: ein Verfahren, welches in sich große Probabilität hat, und bei dem Nepos Ausdruck *res gestas regum* ebenso wie der Titel *origines* auch für das erste Buch ihre ausreichende Erklärung finden. Hiernach aber wird das Urtheil über die Behandlung Etruriens zweifelhaft. B. ist der Meinung, Cato habe die Geschichte der Tuscer und ihrer Städte im Zusammenhange behandelt, nicht in den Verlauf der römischen Geschichte verwoben. Es wird sich schwer entscheiden lassen, wie viel Cato von der Geschichte und Beschreibung Etruriens in die Vorgeschichte Rom's hineingetragen habe. Die Schilderung tuscischer Städte von der Geschichte der Könige gänzlich zu trennen, verbietet das analoge Verfahren bei Antemna. Auch die Ursprünge der Sabiner möchte ich aus demselben Grunde von den *res gestas Romuli* nicht getrennt wissen. Wichtiger wird dieser Gesichtspunct für das zweite und

diess begreiflich vor dem historischen Detail der Eroberungen überwiegen. Damit ist aber zugleich dem zweiten Bedenken B. begegnet; denn wenn die Historie den Faden hergab für die ethnographische Schilderung der unterjochten Völkerschaften, so wundere man sich nicht darüber, wenn unter einer verhältnissmässig sehr geringen Zahl von Bruchstücken sich wenige oder keines auf die Kriegsthaten der Römer bezieht. Dass sich in den aus dem zweiten und dritten Buche citierten Fragmenten gar nichts die römische Geschichte angehende finde, ist zu viel behauptet: ich will mich nicht auf das von B. unter die *incerta* des zweiten Buches gestellte Fr. 67 beziehen: *In his duobus bellis alteras stipendio agrique parte multati* u. s. w., welches nach dem berichtigten Citat des Charisius gar nicht an diese Stelle gehört; aber Fr. 68 *Itaque res uber fuit, antequam legiones* und Fr. 66 *Quescunque Romae regnavissent*, sind doch wenigstens Spuren davon, dass Cato in dem zweiten und dritten Buche nicht einen von dem ersten vollkommen verschiedenen Ton angeschlagen hatte. Aber eins scheint B. schnurstracks der Annahme zu widersprechen, dass die historische Abfolge für die Aufreihung ethnographischer Schilderungen maßgebend gewesen, die Erwähnung der Ligurer im zweiten Buche, mit denen die Römer doch erst nach dem ersten Punischen Kriege in Berührung gekommen. Ohne weiteres an ein Verderbnis der Zahlangabe zu denken, wäre unvorsichtig, wiewol ich mich, wenn anders ein zwingender Grund zu der Annahme vorhanden, dadurch nicht beirren lassen möchte, dass bei Servius (zumal wie er jetzt vorliegt, wofern nicht B. der von *summus codicum consensus* spricht, andere Hilfsmittel zu Gebote standen) zweimal dasselbe zweite Buch einmal durch das *numeralis* und das andere Mal durch die *nota numeri* überliefert ist. Aber es fehlte ja nicht an einer Anknüpfung für die Besprechung der Ligurer im zweiten Buche; denn bei der Schilderung der Gallier, die auch nach der historischen Abfolge in diesem Buche ihre Stelle fanden, konnten die Ligurer kaum unerwähnt bleiben. Dass aber Cato es vorzog, ihre ethnographische Schilderung bei dieser Gelegenheit anzuknüpfen, statt sie bis auf den Zeitpunkt aufzusparen, wo sie mit den Römern in Kampf geriethen, hatte wol seinen Grund darin, dass es darauf ankam, den ethnographisch-geographischen Gesichtspunct mit dem historischen auszugleichen. So konnte Cato die zu dem *foedus Latinum* gehörigen Städte schon im ersten Buche besprechen; aber wer kann sagen, ob es nicht der Anordnung und Vertheilung des Stoffes entsprechender war, diese Schilderungen bei Gelegenheit des Latinerkriegs, der im zweiten Buche nach der historischen Abfolge stehen musste, anzubringen. Mich dünkt, dass dergleichen Accommodationen dem Plane des Ganzen und der von B. mit Recht betonten *constantia* des Cato ungleich weniger Ab-

bruch thun, als die Vorstellung, die B. zu der seinigen macht, dass Cato, nachdem er im ersten Buche nach den Kriegsthaten der römischen Könige die von ihnen unterjochten Völkerschaften ethnographisch geschildert hatte, im zweiten und dritten mit völliger Änderung des Planes ohne Rücksicht auf die weiteren Eroberungen der Römer die italischen Völkerschaften lediglich nach einer geographischen Abfolge von Norden nach Süden abgehandelt habe. Aber es war ja keine Nöthigung vorhanden, den einmal angesponnenen historischen Faden gänzlich wieder aufzugeben, da ja hier, wenn irgendwo, die geographische Reihenfolge mit den Fortschritten der römischen Unterjochungen sich ausgleichen liefs.

Wir gehen zu der Inhaltsangabe des 4. und 5. Buches. Hier kommt es vor allem auf die Verbindung und Beziehung der Worte des Nepos an. B. hat in denselben eine Neuerung vorgenommen, indem er die Interpunction nach *secundum* und *dicta* entfernt, die Worte *atque haec omnia capitulatim sunt dicta* als Parenthese fasst, und im übrigen so verbindet: *in quarto bellum Punicum primum, in quinto secundum . . . reliquaue bella pari modo persecutus est* u. s. w. In der Parenthese findet er kein Urtheil über die Art der Catonischen Darstellung, sondern eine entschuldigende Bemerkung des Nepos, der von seinem eigenen Bericht sage, dass das alles nur summarisch und nach den Hauptsachen mitgetheilt sei. Die Gründe, welche ihn zu dieser Auffassung veranlassen haben, der dreimalige Wechsel des Subjects bei der vulgären Interpunction und Verbindung, der bequemere Anschluss der Worte *reliquaue* und der folgenden, der Ausdruck *sunt dicta*, wofür man *dixit* oder *scripsit* erwarte, wiegen nicht schwer: um so gewichtiger aber sind die

Endlich da *capitulatim* nicht Cato's Darstellung, sondern Nepos' argumentum angehen soll, worauf beziehen wir *pari modo*? B. schreibt zwar S. 40: *significat, etiam reliqua bella pari modo atque bella Punica i. e. novo atque inusitato modo perscripta esse*. Aber für diesen *novus atque inusitatus modus* gewinnen wir erst hinterher eine Andeutung in den Worten: *atque horum bellorum duces non nominavit*. Dagegen hat *pari modo* seine vollkommen ausreichende Beziehung an dem vorausgegangenen *capitulatim*, wenn nämlich diess von Cato's Behandlung gesagt ist. Aber, wirft B. ein, das konnte Nepos von Cato's Darstellung nicht sagen; es stehen entgegen Bruchstücke, wie das 84., welche nicht eine summarische, sondern eine sehr eingehende und ausführliche Darstellung der Punischen Kriege verrathen. Wenn diess Bruchstück als Maßstab für die Catonische Darstellung der Punischen Kriege gelten soll, so möchte es B. um so schwieriger werden, seine Behauptung zu erweisen, dass Cato die Geschichte der Punischen Kriege überhaupt nicht erzählt hatte. Aber ich denke, man wird es als Ausnahme betrachten dürfen, woneben eine summarische Behandlung der Ereignisse immer noch bestehen konnte. Man kann dabei an Ennius' Behandlung des ersten Punischen Krieges denken, wo ebenfalls, wenn auch aus ganz anderem Motiv, der Verlauf der Ereignisse kurz und knapp, dagegen manches in episodischer Breite ausgeführt war.

Eine andere Eigenthümlichkeit als die der summarischen Aufzeichnung der Ereignisse deutet Nepos in den Worten an: *atque¹⁾ horum bellorum duces non nominavit, sed sine nominibus res notavit*. Nipperdey in der Anm. zu der Stelle des Nepos glaubt diese Bemerkung ausschliesslich auf die nach den Punischen gefolgten Kriege beziehen zu müssen, und denkt sich die Sache so, dass Cato bei der Eröffnung jedes neuen Jahres die Namen der betreffenden Magistrate und *duces* vorangestellt habe, so dass er in dem Verlauf der Geschichtserzählung nur die Namen der Magistrate zu nennen nöthig gehabt: wie er in dem Fr. 84 ohne Nennung der Namen nur vom *consul* und *tribunus* redet. Diese Auffassung würde die Vorstellung eines Annalenwerkes im eigentlichen Sinne erzeugen, dergleichen Cato nicht hat schreiben wollen. Zudem ist die Beschränkung des Ausdruckes *horum bellorum* auf die *reliqua bella* nicht zulässig; es steht entgegen ein Zeugnis des Plinius N. H. VIII 5 § 11, das, wie B. mit Recht bemerkt, nicht ohne weiteres bei Seite gesetzt werden kann. Folgt man der Interpunction B.'s, so ist die Beziehung der Worte *horum bellorum* auf die Punischen mit sammt den folgenden geboten;

¹⁾ Man beachte die gleiche Anknüpfung mit *atque*, wie in dem vorausgehenden *atque haec omnia*, welche einen Parallelismus beider Bemerkungen andeutet.

aber auch ohne dieselbe ist die Ausdehnung der Worte auch auf die Punischen Kriege möglich: es liegt eben auf *horum* durchaus kein Nachdruck der Art, dass die Behauptung nur von den zuletzt genannten im Unterschiede von anderen gelten sollte. Also eine summarische Darstellung der Punischen Kriege, selbst ohne namentliche Anführung der Feldherren. B. läugnet freilich, dass Cato überhaupt eine Darstellung der Punischen Kriege gegeben (*memoria belli Punici primi in libro quarto inesse non poterat, quod bellum illud destractis imperatorum nominibus scribi omnino non poterat.*) und sucht für das ausdrückliche Zeugnis des Nepos eine andere Erklärung, die ich mit seinen eigenen Worten referiere: *Transiit Cato ab agro Rhegino ad Siciliam. Hanc insulam bellum Punicum primum Romanis aperuit. — Erat tunc insula post Pyrrhi discesum in ditione Carthaginiensium. — — Scribendum igitur erat de Poenis, quae in re multo maioribus difficultatibus circumveniebatur Cato, quam in Italicis civitatibus. Ipsos Poenorum libros, etiamsi cupiisset, consulere non poterat; — — nec ea sufficere poterant, quae legatus Carthagini aut consul in Hispania audierat. Itaque reliquum nihil erat nisi ut ad bellum illud, quod insulam Romanis aperuerat, descenderet. Sed quum ei in animo non esset, ipsum bellum narrare, ea tantummodo commemoravit, quae ad rem, quam sibi proposuerat, apta esse viderentur. c. q. s.* Also Kriegserzählung nur aus Noth. Ich gestehe nicht recht begreifen zu können, wie eine auch nur dürftige Erzählung des Punischen Krieges die vermissten oder nicht verstandenen Punischen Bücher oder die mangelhaften Gesandtschaftsberichte ersetzen konnte. Wollte Cato lediglich eine ethnographische Schilderung Siciliens unter der

das Verfahren Cato's zu erkennen, das wir im ersten Buche fanden, und das auch im zweiten und dritten nicht aufzugeben war. Die Unmöglichkeit, dass Cato für seinen Zweck und Plan die Hauptereignisse des Punischen Krieges in ihrer Continuität auch ohne namentliche Nennung der Kriegführer, sondern mit bloßer Unterscheidung des *imperator Romanus* und *imperator Poenus* und der übrigen militärischen Behörden erzählt habe, kann ich ebenso wenig zugeben, wie mich die Deutung befriedigt, welche B. dem Fr. 82 gegeben hat: *Non lubet scribere, quod in tabula apud pontificem maximum est, quotiens annona cara, quotiens lunae aut solis lumini caligo aut quid obstiterit*. B. bezieht die Worte auf den Punischen Krieg und dessen eigenthümliche Darstellung bei Cato: *opus erat quasi excusatione ne quis annales belli expectaret*. Aber *annales* im strengen Sinne des Wortes konnte niemand nach dem bisherigen Verfahren Cato's erwarten; und jene Erklärung passte auf die drei vorangegangenen Bücher ebenso gut oder besser wie auf das vierte und die folgenden. Ich glaube man hat dem Fragment eine zu große Wichtigkeit beigelegt: mir scheint es nur eine gelegentliche Äußerung zu sein, etwa in folgendem Zusammenhang vorgebracht. Cato hat im 84. Fr. die tapfere That des Tribunen Caedicius (dessen Namen bei Cato schwerlich stand) ausführlich geschildert, und wol auch sonst in episodischer Weise einzelne hervorragende Thaten eingehend berichtet. Wie wenn er bei einer solchen Gelegenheit es aussprach, er wolle in seiner Geschichte nicht wie in den Annalen der Pontifen Theuerungen, Sonnen- und Mondfinsternisse verzeichnen, sondern die tapferen Thaten der Vorfahren, um sie selber zu ehren und den Nachkommen Muster zur Nachahmung aufzustellen?

Auch das fünfte Buch hat nach B. Ansicht eine *iusta historia* des zweiten Punischen Krieges nicht enthalten: erstlich weil eine Geschichtsdarstellung desselben ohne Nennung der Kriegführer unmöglich gewesen, sodann weil die Ereignisse in Spanien nicht übergangen werden durften, was nach Fr. 112 ja der Fall sei, und endlich weil die von Cato für die Rhodier gehaltene Rede zweimal aus dem fünften Buche citiert werde. Was B. als den Inhalt des fünften Buches ansieht, gebe ich mit seinen eigenen Worten S. 40: *Multus erat Cato in beneficiis Rhodiensium commemorandis; quam amicitiam quomodo comprobaverit aut comprobare potuerit, priusquam Romani arma ad orientem versus converterent, nisi adiuto mercatu Romanorum, coniicere non possumus; tum vero Philippum a societate Hannibalis avertere non destiterunt. Vides igitur quam belli partem persecutus sit Cato. Adde quod eodem bello Punico secundo pars Siciliae, in qua Hiero regnaverat, imperio Romano adiuncta est. Non igitur totum bellum narravit, sed quomodo per id bellum aliae civitates aut in ditionem Roma-*

norum redactae sint aut futurae deditiois quasi initium factum sit. Non dico Rhodienses sed Macedones. Darin soll nun auch die Rechtfertigung liegen, dass Cato die Rede für die Rhodier, welche nach dem Ende des dritten Macedonischen Krieges gehalten worden in dieses Buch aufgenommen habe. Mich hat diese Auseinandersetzung nicht überzeugt. Wenn Nepos sagt: *in quinto bellum Punicum secundum*, so kann darunter nur verstanden sein, was wir heutzutage unter dem Hannibalschen Kriege verstehen. Dass aber der Hannibalsche Krieg wirklich von Cato erzählt war, dafür bürgt Fr. 96: *Igitur dictatorem Karthaginiensium magister equitum monuit: Mitte mecum Romanam equitatum, die quinti in Capitolio tibi coena cocta erit.* Womit zu vergleichen Fr. 107, welches wenigstens zeigt, dass Kriegerzählung auch diesem Buche nicht fremd war. Wie es sich mit der Nichtnamhaftmachung der *duces* verhalte, zeigt Fr. 96, und diese Weise genügt für eine summarische Darstellung der Kriegsbegebenheiten. Ferner dass die Ereignisse in Spanien im 5. Buche übersprungen gewesen, lässt sich daraus mit Zuversicht nicht schließen, dass im 7. der Fluss Iberus seinem Ursprung und seiner Beschaffenheit nach geschildert wird. Es beweist diess nur so viel, dass Cato die ethnographische Schilderung Spaniens im 5. Buche nicht gegeben, sondern, da ihn die Erzählung wiederholt nach Spanien führte, auf einen späteren Moment aufspart hatte. Endlich hat Cato die Rede für die Rhodier in das 5. Buch aufgenommen, so nöthigt dies zu der Annahme, dass er den ganzen Theil der römischen Geschichte vom Hannibalschen bis zum Schlusse des dritten Macedonischen Krieges den Hauptereignissen nach in diesem Buche behandelt hatte. Nehmen wir noch hinzu, dass nach Fr. 93 und 94 auch der Illyrische

den zweiten Punischen Krieg übrig. Die Macedonischen Kriege und der Syrische standen wol im 6., aus dem nur ein einziges unbestimmbares Fragment erhalten, mit Ausschluss etwa des dritten Macedonischen Krieges, der wol wie die Rede für die Rhodier im 7. seine Stelle gefunden hatte. Im 7. Buche stand nach ausdrücklichem Zeugnis Cato's Rede gegen Sulpicius Galba, der als Prätor im J. 603 gegen die Lusitaner gekämpft hatte. Cato, dessen Werk mit dem Process gegen Galba zu Ende gieng, hatte also zum Schlusse die Kämpfe gegen die Celtiberen in den Jahren 601—603 behandelt und hier seine geographisch-ethnographischen Schilderungen Spaniens angebracht. Wenn nun B. die Disposition der *Origines* so bestimmt: *primus liber continet origines Romanorum, secundus et tertius urbes Italicas, quartus Siciliam, fortasse etiam Sardiniam et Corsicam, quintus et sextus Illyriam et Macedoniam, septimus Hispaniam*, so weicht diess von unserer Anordnung thatsächlich kaum ab, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, dass B. in den *origines* eine nur zufällig und beiläufig der Zeitordnung folgende Ethnographie des römischen Reiches erkennt, wir eine Geschichtserzählung vom Anfange Rom's bis auf Cato's Zeit, in welche Schritt für Schritt an passender Stelle geographische und ethnographische Schilderungen verwoben sind. Auch hiebei besteht die Bezeichnung *origines*, die Nepos nach einer sehr äusserlichen Anschauung von dem 2. und 3. Buche allein herleitete: es sind die Ursprungsgeschichten der von Rom im geschichtlichen Verlauf unterjochten Völkerschaften. In diesem Sinne konnte allerdings eine Darstellung der *res gestae populi Romani origines* genannt werden. B., der dieses läugnet, ist mit sich nicht im Einklang, wenn er anderseits behauptet, *res Romanas non sua ipsarum causa sed ad illustrandas aliarum civitatum origines esse narratas*: wie denn diese Behauptung wiederum mit der schroffen Läugnung der Geschichtserzählung in manchen Büchern im Widerspruch steht. Nur bei der Annahme, dass Cato die *res gestae Romanorum* in ihrer Continuität, wenn auch noch so sehr *capitulatim*, nach den Hauptereignissen, erzählt hatte, kann eine einheitliche Auffassung des Catonischen Werkes bestehen, nur so lässt sich das nicht leicht zu beseitigende Zeugnis des Verrius Flaccus s. v. *origines* verstehen: *Originum libros quod inscripsit Cato non satis plenum titulum propositi sui videtur amplexus, quando praegravant ea, quae sunt rerum gestarum populi Romani*: wobei nur der Ausdruck *origines* zu eng gefasst und von den Anfängen Rom's allein verstanden ist; und endlich findet nur in dem Umstand, dass in den *origines* die Darstellung römischer Geschichte den stetigen Faden für die ethnographischen Schilderungen hergab, die Bezeichnung des Catonischen Buches als *historiae* und *annales* ihre Erklärung.

Denn es ist nicht richtig, wenn B. S. 44 schreibt: *Expuncto loco Charistano (Fr. 67) ipsas origines historias appellavit nemo.* Um von anderen zu geschweigen, Nepos denkt nur an die *origines*, wenn er schreibt: *Historias scribere instituit: earum sunt libri septem.*

Schließlich noch ein Wort über den Schluss des Summariums bei Nepos: *in isdem exposuit, quae in Italia Hispanisque aut fierent aut viderentur admiranda.* Diese Bemerkung des Nepos, dass sich Cato auf Schilderung der Merkwürdigkeiten eingelassen, findet ihre Bestätigung in den Fragmenten; und B. deutet den Ausdruck *admiranda* richtig, wenn er ihn umschreibt, *ex moribus gentium et ex natura locorum memoratu digna.* Aber er findet eine Schwierigkeit in den Worten *in Italia.* Die Worte *in isdem sc. libris* bezögen sich auf das vierte und die folgenden Bücher, dieselben nämlich, in denen Cato die Namen der Heerführer unterdrückt habe. In diesen aber sei es unbegreiflich, wie Cato noch einmal auf Italien zurückgekommen. Er denkt an ein Verderbnis: Klotz hatte an *in Gallia* gedacht; B. vermuthet *in Lusitania.* Ich glaube nicht, dass hier etwas verdorben ist. Cato hat ja auch *quae admiranda in Italia fierent aut viderentur*, und zwar in den drei ersten Büchern gelegentlich erwähnt. So Fr. 13: *In Sauracti et Eiscello caprae ferae sunt, quae salunt ex saxo pedes plus sexagenas.* Vgl. Fr. 45. 68. 76. Also konnte Nepos diess auch sagen, und *in isdem* bezieht sich nicht ausschließlich auf die vier letzten Bücher. Es steht aber auch grammatisch nichts im Wege *in isdem* durch *historia* oder *Originum libris* zu ergänzen, wie ja auch *in quibus* im Eingang des folgenden Sätzchens sich auf die *origines* überhaupt, nicht auf den zu-

Über Etymologie und Bedeutung der Präposition *sine*.

Ob über die Herleitung der Präposition *sine* irgendwo etwas besseres und haltbareres aufgestellt ist, als bei Forcellini, der sagt: „*videtur esse a sino ut pone a pono*“ (!), darüber geben dem unterzeichneten die wissenschaftlichen Hilfsmittel, die ihm zu Gebote stehen, keinen Aufschluss. Er schließt indessen aus dem neuesten Lexikon von Klotz, wo bei den seiner Meinung nach engverwandten Wörtern *sin* und *nisi* die unzweifelhafte Etymologie angegeben wird, während es bei *sine* nicht geschieht, dass seine Ansicht, die er im folgenden zu entwickeln gedenkt, noch nicht geltend gemacht worden sei. Hand's Tursellinus ist leider nicht weiter gediehen als bis zu litt. P.

Das richtige zu erkennen, haben vielleicht die „archaischen Formen *se* und *sed*“, wie noch bei Klotz es heisst, verhindert, die namentlich in der Verbindung *se fraude esto* begegnen, z. B. in den Zwölftafelgesetzen bei Gellius XX, 1, 49 und sonst. Wenn dieses *se* dasselbe Wort wäre, so läge es freilich nahe genug, auf *ni* = *nisi* hinzuweisen; aber jenes *se*, *sed* ist mit *sine* gar nicht stammverwandt, sondern unzweifelhaft dieselbe Partikel, die in den Zusammensetzungen *se-cerno*, *se-cedo*, *se-cludo*, *se-curus*, *sed-ilio*, *se-iungo*, *se-paro* etc. vorkommt. Auch ist die ursprüngliche Identität dieses *sēd*, *sē* mit Conjunction *sēd* nicht zu verkennen. Beides ist nichts anderes als der Ablativ des Pronomen reflexivum und bedeutet ursprünglich für sich, daher einerseits gesondert, abseits in den Zusammensetzungen, andererseits sondern, aber (nach Bopp vrgl. Gramm. S. 214). Der Abfall des *d* (eigentlich Ablativzeichens) ist ähnlich dem in den pron. *med*, *ted* und in *red*, *prod* so wie in *hau d*, wofür *hau* bei Plautus. Vergl. Ritschl prolegg. Plautina S. 99 seq., Corssen Ausspr., Vocalismus und Betonung der lat. Spr. S. 71 und 334.

Es kommt also dieses *sed*, *se* mit dem Abl. auf ein *ab*, *abs* hinaus, und der Gebrauch desselben als Präposition entspricht dem des *absque*, worüber Hand S. 66 und 68 sagt: „*Significat absentiam rei exclusae*“ und „*de tota re excepta aut de partibus exceptis dicitur*“. Nach Ritschl's Urtheil ist es aber schon für Plautus' Zeit obsolet, so dass er proll. S. 148 lieber *sine* monosyllabisch ansetzen als zu *se* seine Zuflucht nehmen will.

Was nun unser *sine* betrifft, so wurde schon angedeutet, dass ich es für gleichen Ursprunges und deshalb ursprünglich auch gleicher Bedeutung halte mit *nisi*. Wie dieses, so ist auch jenes zusammengesetzt aus der Conjunction *si* und der alten Verneinungspartikel *ne*; wie dort so ist

auch hier Kürzung der ursprünglich langen Vocale eingetreten. Man braucht sich aber nicht einmal das weitgreifende dieses „organischen Leidens“ in der lateinischen Sprache zu vergegenwärtigen (s. Corssen a. a. O. S. 328 — 474), um nicht etwa wegen der Kürze der Vocale in *sinē* an der Richtigkeit der aufgestellten Etymologie zu zweifeln; ausser *nisi* genügt es zu erinnern an die Fragepartikel *nē*, die Zusammensetzungen *nē-fas*, *nē-fastus*, *nē-queo* etc. und an *sī-quidem*. Doch ist es wol diese Rücksicht gewesen, wodurch man auf die Abstammung von *sino* hingeführt wurde, ohne jedoch dabei viel darnach zu fragen, wie sich denn die Gebrauchsweise des Wortes als Präposition und seine Bedeutung daraus entwickelt habe. Dieses für die von uns aufgestellte Abstammung zu zeigen, ist jetzt unsere Aufgabe.

Wir gehen dabei von negativen Sätzen aus. In diesen zeigt sich nämlich die Identität von *sine* und *nisi* so klar und leicht, dass man beide geradezu und meist ohne jedwede Veränderung mit einander vertauschen kann, wie folgende Beispiele lehren;

1. *Sine imperio nec domus ulla nec ciuitas nec gens nec hominum universum genus stare valet*, wofür es auch heißen könnte *nisi imperio* etc. i. e. wenn nicht durch Herrschaft — abl. causae. —

2. *Apis nisi aculeo se defendere nequit* = *sine aculeo*, wenn nicht mit dem Stachel — abl. instrumenti. —

3. *Hoc praedium sine magna pecunia emere non poteris* = *nisi m. pec.*, wenn nicht um viel Geld — abl. pretii. —

ad alios quam ad Gallos confugerunt = *nisi merc. G. ex.* i. e. wenn nicht mit Hilfe eines gallischen Söldnerheeres oder wenn nicht in dem Falle dass . . . da war. Und auffallend genug heißt es in dem unmittelbar folgenden Satze (Justin. hist. XXV, 2, 10): *Tantus terror Gallici nominis et armorum invicta felicitas erat, ut aliter neque maiestatem suam tutari neque amissam recipere se posse sine Gallica virtute arbitrarentur*, wo *nisi* nach unsern grammatischen Gesetzen stehen muss, will man nicht *sine Gall. virtute* als eine parenthetische (vielleicht interpolierte?) Epexegeze zu dem im vorigen bereits seine Erklärung findenden *aliter* fassen.

In allen diesen Fällen lässt sich, wie man sieht, statt des ursprünglichen *sine* eben so gut *nisi* und umgekehrt *sine* an die Stelle des ursprünglichen *nisi* setzen. Zugleich erhellt daraus, dass und wie der Ablativ, welcher bei dem allmählich zur Präposition gewordenen *sine* regelmäßig steht (oder selten zu ergänzen ist), anderweitig seine Erklärung findet. Von *si-ne* selbst kann er ja nicht regiert werden, sondern dieses leitet nothwendig in conjunctionaler Weise einen (freilich abgekürzten) Bedingungssatz ein, in derselben Weise wie *ni-si*.

Bei der Conjunction *nisi* nun lehnt sich, wie das äußerlich schon ganz treffend in der sprachlichen Bildung ausgedrückt liegt, die Negation elliptisch an den Gedanken des übergeordneten Hauptsatzes an. Dieser ist also zu dem an sich positiven Bedingungssatze in Gedanken negativ zu wiederholen, d. h. *ni-si* ist so viel als nicht jedoch, wenn . . . oder es „verneint bedingend“, wie Krüger sagt, wohingegen *si non* „verneinend bedingt“. Während also z. B. *memoria minuitur, si eam non exerceas* heißt: „Das Gedächtnis nimmt ab, wenn du es nicht übst“, ist derselbe Satz mit *nisi* so viel als: „Das Gedächtnis nimmt nicht ab, wenn du es übst“ (vollständig: „das Gedächtnis nimmt ab, nicht jedoch, wenn du es übst“).

Ganz denselben Sinn hat aber auch das „adverbialische“ — oder richtiger elliptisch gebrauchte — *nisi* nach Negationswörtern z. B. *Hoc nemo nisi improbus faciet*. Den Gedanken *hoc nemo faciet* hebt die Negation in *ni-si* auf für den Fall, wenn einer ein *improbus* ist. Diese „adverbiale“ Gebrauchsweise lässt sich in dieser Art allemal zurückführen auf die andere conjunctionale wie hier: *hoc nemo faciet, nisi improbus est*. Allein die Sprache vergisst allmählich diesen conjunctionalen Charakter des Wortes, fühlt es nur mehr als Adverbium und lässt es als solches dann selbst ein zweites *si* zu sich nehmen: *nisi si*.

Und hier ist nun der Punct gegeben, wo sich *nisi* und *sine* berühren. Der innere Grund, der, wie oben bemerkt, die

Sprache in unbewusster Gesetzmäßigkeit bestimmte, die Negationspartikel in *ni-si* der Bedingungspartikel vorzusetzen, verschwindet mit dem Gefühle, dass der Satz mit *nisi* (dem adverbialischen) eigentlich ein elliptisch zusammengezogener d. h. nicht ein einziger einfacher ist, weil jetzt die Negation sich nicht mehr für sich anlehnt an einen (grammatisch oder logisch) vorausgehenden Prädicatsbegriff. Es ist daher jetzt die Möglichkeit geboten, statt *ni-si* auch *si-ne* zu verbinden, entsprechend dem deutschen wenn nicht = ausser.

Das hat nun aber die Sprache nicht, wie sie offenbar gekonnt hätte, in unbegrenzter Allgemeinheit gethan, nicht in jedem Falle hat sie statt des adverbial gebrauchten *nisi* auch *sine* gesagt, sondern sie hat sich hierbei, wie wir aus ihr selbst ersehen, die Grenze gesteckt, dass sie die Verbindung *si-ne* nur anwendet bei einem zum Verbum bezogenen Umstandsverhältnisse: daher erscheint denn *sine* als Präposition mit dem Ablativ. Darum kann es in obigem Beispiele zwar niemals heißen: *Hoc nemo faciet si-ne improbus*, wol aber *sine improbitate* = *nisi cum improbitate* i. e. wenn nicht durch (mit) Gottlosigkeit.

Dass hier nun das eine Mal die Präpos. *cum* verloren geht, die bei *nisi* gesetzt wird, darf nicht Wunder nehmen. Wir bedürfen ihrer ja nicht etwa, um den Casus zu erklären. Dieser kann vielmehr, wie es wirklich der Fall ist, mit *sine* zur Bezeichnung desselben, aber negativen adverbialen Verhältnisses nun eben so regelmässig sich verbinden, wie mit dem ihm gerade entgegengesetzten, das positive Verhältnis bezeichnenden *cum*. —

Wir sind ausgegangen von dem Gebrauch des *sine* in

es sich zu einer gewissen Selbständigkeit entwickelt hat, seinen Bereich zu erweitern strebt, auf dem Wege der Analogie über diesen Ausgangspunkt hinaus und denkt nicht mehr daran zurück. Daher denn nun Gebrauchsweisen wie folgende: *Infero mari nobis navigandum est.: age iam, cum fratre, an sine? — uxor sine dote — sine dubio, sine controversia hoc verum est — sine fraude crines — mercem sine fucis gestat etc*

Aber nicht nur in allen negativen Sätzen, wohin zu rechnen Verbindungen wie *haud sine poena feceris, non sine multis lacrimis etc.*, sondern auch in den meisten positiven kann man noch immer auf die eben entwickelte Grundbedeutung zurückgehen.

Um den Gebrauch des *sine* aus dieser zu erklären, hebe ich nur noch einen Gesichtspunkt hervor. In Sätzen nämlich wie folgende: *Sed erant (homines aureae aetatis) sine iudicio tuti — sine militis usu Mollia securae peragebant etis gentes — Mulcebant Zephyri natos sine semine flores etc.* braucht man nur ein *et* oder *etiam* zu Hilfe zu nehmen und das *si-ne* als ein *etsi-ne* zu fassen oder statt dessen zum Prädicate ein *tamen* hinzuzudenken z. B. *sine iudice* (i. e. wenn nicht, wie wir, durch Richter) *tuti tamen erant*, und ebenso in den anderen Beispielen. So steht ja auch die Conjunction *si* in vollständigen negativen Sätzen adversativ ohne ein *et* oder *etiam*, wo im Nachsatze ein *at*, *at-certe*, *at-tamen* folgt z. B. *Perfectionis laudem, si* (i. e. *etsi*) *non assequimur, at, quid deceat, videmus*. Dem analog kann man sagen: *si iudes non erat, at tuti erant*, und dafür: *sine iudice tuti erant*.

Zum Schlusse muss noch das Verhältnis von *sine* zu *sin* und *si non* berührt werden. Mit *sin* ist *sine* ursprünglich und etymologisch identisch. Aber bei *si-n* ist die Negation so der Form wie dem Sinne nach der Art abgeschwächt, dass nur mehr im Geiste eine negative Beziehung auf einen vorangegangenen Begriff, d. i. ein Gegensatz darin gefühlt wird und, wenn ausdrücklich eine Negation sprachlich nothwendig ist, diese noch dazu gesetzt wird, weshalb in dem Sinne „wo (aber) nicht regelmässig *sin minus* gesagt wird, was eigentlich schon die Bedeutung von *si-n* wäre. Doch steht bekanntlich namentlich im Briefstiel, auch *sin* allein für *sin minus* oder *sin aliter*, wie Cic. Att. 16, 13, 6. — Das volle *si non* dagegen bewahrt der Negation stets die volle Geltung eines Satztheiles. Dieselbe „gehört hier immer zu einem Begriffe im bedingenden Satze“; daher ihr oben kurz erwähnter Unterschied von *nisi* und dem ihm gleichkommenden *sine*.

Salzburg.

Dr. Eduard Goebel

Über Ennius-Fragmente bei Livius.

Unter diesem Titel veröffentlichte ich in dieser Zeitschrift (X. S. 180—86) einen kleinen Aufsatz, worin ich von einigen Stellen des Livius mehr oder weniger wahrscheinlich zu machen suchte, dass wir darin Ennius-Fragmente zu erkennen hätten. Joh. Vahlen, Verfasser der *«Ennianae poesis reliquiae»* erwies demselben im folgenden Hefte (S. 265—74) die Ehre einer ins einzelste eingehenden Kritik. Er verfolgt meine „Vermuthungen“ — für mehr sie nicht auszugeben, war ich bescheiden genug — „wesentlich darum, wie er sagt, um rechtzeitig abzumahnern, wenn sich etwa jemand versucht fühlen möchte, eine fruchtlose Jagd auf Ennianische Verse bei Livius zu beginnen,“ Punct für Punct mit „epikritischen Bemerkungen,“ für die ihm niemand mehr Dank wissen würde als ich, wenn sie nur nicht mehrfach gar so hyperkritisch wären.

Zunächst erscheint es mir denn doch, selbst in dem Falle, dass kein einziges von meinen vermeintlichen Beispielen die Kritik aushielte, etwas kühn gefolgert, wenn Vahlen so kategorisch in Abrede stellt, „die spärlichen Reste der Ennianischen Annalen ließen sich aus dieser Quelle bereichern,“ zumal derselbe den Obersatz, wovon ich ausgegangen, bündig erhärtend sagt: „Unbestritten ist die Thatsache, dass Livius die Chronik des Ennius gekannt und in dem I. Buche wie in den übrigen vielfach vor Augen gehabt hat.“ Gesetzt also z. B. der Vers 313

Unus homo nobis cunctando restituit rem

wäre uns anderweitig nicht erhalten, sollten wir ihn dann nicht aus den Worten des Livius XXX 26: *«nihil certius est quam*

gumentiert — wenn anders das argumentieren heisst: — „Wenn Ennius sie schrieb und Livius die Ennianische Darstellung benützte, so hätte er den daktylischen Rhythmus eher verwischt als beibehalten: jetzt gehören sie dem Zufalle an (*sic volo, sic iubeo*!) zumal ohne die erst vom Hexameter geforderten Elisionen der daktylische Rhythmus kaum auffällt.“ Was brauchte dann also Livius noch weiter zu verwischen? frage ich. Und wie kommt es doch, dass ein Meister der Rede, wie Livius, sich hier innerhalb zweier Zeilen zweimal einen so bösen „Fehler des Stils“ zu Schulden kommen lässt? Und sollte V., der doch sonst dafür ein so großes Zartgefühl zeigt, nichts von poetischem Hauche empfinden in der Phrase „*artem iam scelere emptam*“? Oder war etwa auch hier wieder „schlechterdings kein der Sache mehr angemessener Ausdruck zu finden“, wie früher bei der thatsächlich poetischen Wendung „*oscula* (od. *osculum*) *ferre*“ (wofür in Prosa gang und gäbe ist *o. dare*)? — Es waren also die in der überlieferten Wortfolge in unmittelbarster Nähe zweimal gegebenen Hexameterstücke nicht einmal „der einzige Anlass,“ an dieser Stelle ein Ennius-Fragment zu vermuthen. Die „Gebrechen“ in der Vershälfte *pater at tu hominumque deumque* konnte V. leicht beseitigen, wenn er, was ich hiermit thue, emendierte *at tu rex divom hominumque*, ohne jedoch wegen des „Verschwindens des nachdrücklichen *tu* in der Elision“ Scrupel zu haben. Dieses Bedenken möge Vahlen folgender Vers des Horaz benehmen:

*miraris, quum tu argento post omnia ponas,
si nemo praestet quem non merearis amorem?*

S. I, 1, 86 ebenso; verschwindet“ (?) ein nachdrückliches *te* ^{ibid.} 3, 22 und 34: *ignoraste? an ut ignotum dare nobis Verba putas?* — *denique te ipsum Concute etc.* Die Worte *iussus tuis avibus* aber „verlieren von Jupiter getrennt“ nicht nur „ihr Gewicht“ nicht, sondern erhalten sogar eben dadurch ein größeres, wobei ich an das Urtheil jedes Unbefangenen appelliere:

*Juppiter hic urbi posui fundamina prima,
Jussus tuis avibus.*

Die Zuversicht der Negative V's beruht hauptsächlich auf dem Satze „man werde, wo sich daktylischer Rhythmus kundgibt, von vorn herein geneigter sein, diese Spuren dem Zufalle zuzuweisen, als an eine bewusste Herübernahme von Dichterstellen zu glauben“ — und warum? Darum weil es ja „feststeht, dass die römischen Prosaiker wirkliche daktylische Verse und Versstücke als einen Fehler des Stils vermieden haben.“ Sehen wir uns diesen Schluss etwas näher an! Was betrachtete man als einen Fehler des Stiles? Doch nur unmotivirte, zufällige metrische Sylbenfolge der eigenen Prosa z. B. den Anfang der Annalen des Tacitus: „*urbem Romam a prin-*

*cipto reges habuere*²⁾ etc. Wie nun aber, wenn es 1. der Form und dem Charakter der Geschichtsbücher des Livius, wie zugestanden wird, ganz angemessen ist, gelegentliche wörtliche Citate aus poetischen Vorbildern zu entlehnen (saturische *carmina* erkennt V. ja unbedenklich an), wenn 2. thatsächlicher Weise Livius den Ennius vielfach vor Augen gehabt hat und wenn dann 3) im besonderen Falle „noch etwas mehr als der daktylische Versfall — den Dichter vorrät“? Dann, so urtheile ich, wird man von vornherein geneigter sein, diese Spuren nicht dem Zufall zuzuweisen.

In welchem Schlusse hier mehr „Raison“ ist, mögen andere beurtheilen. —

Die Fälle, auf welche ich geglaubt hatte diese Gedanken anwenden zu sollen, beabsichtige ich nun keineswegs alle noch einmal durchzugehen. Ich sagte ja selbst, über das einzelne lasse sich streiten; auch bin ich nicht so eingebildet zu glauben, meine Aufstellungen seien unfehlbar, und gerne lasse ich mich durch zureichende Gründe eines besseren belehren, aber nicht durch solche, wie sie V. weiter gegen den aus Liv. I, 7 vermutheten Vers:

Sic qui transiliet alius mea moenia cumque

vorgebracht hat, denn

1. dürfte er an der Tmesis des *qui — cumque* so argen Anstoßes nicht nehmen, wie er that. Es klingt fast wie ein Scherz, ich möchte „wol diese Gewaltthatigkeit (?) mit dem bekannten Ennianischen *cere comminuit brum* und *Massili portabant iuvenes ad littora tanas* schützen“³⁾. Oder sollte es Vahlen wirklich entgangen sein, dass dieses doch himmelweit verschiedene Dinge sind? Ich kann es nicht glauben. Aber

se cumque est oculosque locatus, V 1132 *quae sunt alia magis edita cumque*, VI 19 *quae conlata foris, et commoda cumque venirent*, 85 *qua de causa cumque ferantur*, 343 *quae sint illius semina cumque*, 390 *quibus in cautum scelus aversabile cumque est*, 1004 *inter qui lapidem ferumque est cumque locatus etc.* Daraus hat Lachmann mit Recht stillschweigend den Schluss gezogen, das *cumque* habe noch durchaus nicht seine Selbständigkeit an das Relativum eingebüßt, sei es also hier noch nicht einmal ein sprachliches *compositum*. Und Vahlen redet hier von einer „Gewalt-samkeit“ und „Zerreißung“ und stellt mit *qui transiliet mea moenia cumque* auf eine Linie *cere comminut brum!!* Aber bei Ennius ist wenigstens „eine ähnliche Zerreißung unerhört“. Nun ja! das Wort kommt ja überhaupt nicht vor in den 600 Ennian'schen Versen; sonst dürften sich auch Beispiele bei ihm finden, so gut wie noch bei Virgilius (z. B. XII 203 *quo res cumque cadent* u. a.), ja selbst bei Cicero (z. B. *de orat.* III 16, 60 *quam se cumque in partem dedisset.*) Darum wird sich V. also über dieses Wagestück wol beruhigen.

2. Wenn aber V. meint, „der Gedanke, den Livius in den Worten *sic deinde quicumque alius transiliet moenia mea* ausdrückt, sei ja in den echten Ennianischen Fragmenten wirklich schon enthalten“:

Nec pol homo quisquam faciet impune animatus

Hoc neque tu; nam mi calido dabi' sanguine poenas, so antworte ich, dass „es nicht viel Überlegung bedurfte, um einzusehen“, dass sich diese Worte doch offenbar auf den Zeitpunkt vor der Ermordung des Bruders beziehen, wie „*de-bis poenas*“ beweist, während die von Livius angeführten nur nach oder höchstens während derselben gesprochen sein können. Die Worte des Livius, jenen bei Macrobius erhaltenen dem Inhalte nach so nahe verwandt, decken dieselben dem Gedanken nach also nicht. Darum behält es die größte Wahrscheinlichkeit, dass Livius mit der „*vulgatior fama*“, der er sie entlehnt hat, niemand anders bezeichnet als den Ennius. Mehr als Wahrscheinlichkeit aber wird V. auf dem Gebiete, worauf wir uns befinden, nicht begehren. Oder hätte es z. B. mehr als Wahrscheinlichkeit für sich, dass dem Ennius der Vers *somnia vera aliquot: verum omnia nosse necesse est* zu vindicieren sei, da ja „Cicero die Sentenz, nicht den Vers des Ennius hat citieren wollen“, und also die zweite Hälfte „*sed omnia non est necesse*“ sehr leicht von Cicero selbst hinzugesetzt sein kann, u. dgl. mehr?

4. Wodurch ferner V.'s „Gefühl für Latinität“, woran er appelliert, in dem von mir vermutheten Verse *Sic qui transiliet alius mea moenia cumque* noch weiter mag ver-

tezt worden sein, als durch das hoffentlich jetzt nicht mehr störende *quid — cumque*, vermag ich nicht zu entdecken. Das *deinde*, welches bei Livius noch neben *sic* steht, würde niemand vermissen, der es nicht zuvor bei Livius gelesen, und sonst ist ja alles unverändert geblieben.

4. Endlich gestehe ich auch nicht zu wissen, von welchem „wahren Hauche Ennianischer Poesie“ Vahlen redet, den man so sehr in meinem „mühsam (?) zusammengeklitterten“ Verso vermisste. Ich wünschte, von ihm belehrt zu werden, welcher Hauch Ennianischer Poesie ihn z. B. anwehe bei den oben schon berührten Versen:

Unus homo nobis cunctando restituit rem.

Somnia vera aliquot: verum omnia noenu necesat est. Oder

Applus indixit Karthaginiensibus bellum (280)

und hundert andern? Wer kann denn bei solchen Bruchstücken von einem poetischen Hauche reden wollen? Es ist eben nicht mit jedem Fragmente bestellt wie mit dem von Horaz gewählten „*postquam discordia taetra Belli ferratos postes portasque refregit*“! Dafür berufe ich mich auch „auf den unbefangenen Sinn“ eines jeden, der V.'s verdienstvolle Fragmentsammlung sich näher angesehen hat.

Nach dem gesagten kann ich mich also nicht für überzeugt halten, dass die Vermuthung, wir möchten es hier mit Worten des Ennius zu thun haben, durch V.'s Epikritik aller Wahrscheinlichkeit beraubt sei. Ist das aber richtig, so fügen sich die Worte doch wahrlich leicht genug und zu einem hoffentlich auch „wohlgebauten“ Hexameter, so leicht, glaube ich, wie manche Fragmente bei V. sich gefügt haben z. B. 104, 161, 289, 559.

Ich sagte schon, dass ich nicht gesonnen sei, wie ich es

die sich ihrerseits nicht auch an feste Kriterien. Wollte man die außer Acht lassen, so fände man Saturnier z. B. I. 57 in den Worten:

*Quin, si vigor iuventae in — est, conscendimus (iam)
equos inrisimusque — praesentes nostrarum
ingenia? id quoque specta — tissimum siet, quod
necopinato viri adven — tu occurret oculis,*

wobei nur *iam* zugefügt und *occurret* statt *occurrit* gesetzt ist. Niemand wird von diesen Versen dasselbe halten, wie z. B. von den aus I 32 von Ribbeck in Jahn's Jahrb. LXXVII p. 206 aufgestellten, weil dort nicht, hier aber doch ein Anhaltspunkt für die Annahme eines metrischen «*carmen*» gegeben ist ³⁾.

Salzburg.

Dr. Eduard Goebel.

³⁾ Mit demselben Rechte, wie die von Ribbeck angeführten werden wir auch folgende Saturnier in demselben Kap. anerkennen:

*Ego sum publicus nunti — is populi Romani:
iuste pieque legatus — venio verbisque
meis fides sit . . —*

wo nicht das mindeste im Texte geändert ist, und weiter:

*Audi Iuppiter et tu — Iuno [et tu] Quirine
diique omnes caelestes, — vosque terrestres
vosque inferni audite: — vos testor [Sabinos]*

wo der Zusatz *et tu* auch wegbleiben könnte. Ebenso bedarf es nur höchst geringer Veränderung in folgenden Worten:

*Quarum rerum iussum — cuiusarum condixit
pater patratus populi — Romani Quiritum
patri patrato Prisco — rum Latinorum
hominibusque Priscis — Latinis, quas res
5 neque dederunt nec solve — runt nec fecerunt,
quas res oportuit da — ri solvi fierique,*

wo nur v. 5 *neque* statt *nec* gesetzt, in v. 6 *oportuit* vorangestellt und an *fieri que* angehängt ist; endlich

*Puro pioque duello — censeo quaerendas
Itaque (ego) consenti — o consciscoque,*

wo *censeo* vor *quaerendas* gestellt und *ego* eingeschaltet wurde. — Aus demselben Grunde, wie Ribbeck nämlich um der von Ritschl erwarteten Bearbeitung nicht vorzugreifen, ergehe ich mich aber auf diesem Felde nicht weiter.

Entgegnung.

Die Antwort auf vorstehende Replik des Herrn Dr. Goebel ist für den aufmerksamen Leser in allem wesentlichen in meiner Erörterung vorweggenommen. Ich glaube nicht, dass derselbe mit diesen erneuten Expectationen viel Proselyten für seine Ansicht machen wird. Meine Überzeugung spreche ich ihm auch jetzt noch in den Worten aus: *de quo scribis nihil est*, und überlasse meinerseits, ohne ihn weiter in dem Wohlgefallen an seinem ἔργον stören zu wollen, die Entscheidung dem Urtheile des sachverständigen Publicums.

Wien.

J. Vahlen.

Sprachunterricht und Sprachforschung.

(Mit Beziehung auf den Aufsatz über die Aufgabe einer polnischen Schulgrammatik Heft V. S. 421—443).

Die k. k. Statthalterei in Galizien hat im Februar l. J. auf die Abfassung einer polnischen Schulgrammatik für Untergymnasien und Unterrealschulen einen Preis gesetzt; die Preisausschreibung enthält zugleich die Forderungen, die an das Werk gestellt werden. Ein vorzüglicher Kenner des Polnischen und der slavischen Sprachen, ja der Linguistik überhaupt, hat die nothwendig allgemein gehaltenen Forderungen der Preisausschreibung genauer zu bestimmen gesucht und einen detaillierten Plan einer solchen Grammatik entworfen. Die Ausschreibung sowol als der Plan sind aus der Lemberger Zeitung in dieser Zeitschrift S. 421 — 443 abgedruckt worden, wobei die Redaction die Hoffnung aussprach, dass sich an die umfassende Darlegung des Planes eingehende Discussionen über die nothwendigen Grenzen einer solchen Schulgrammatik anschließen werden. In dieser Hoffnung erblickte ich einen Wunsch der Redaction, welchem ich um so mehr entsprechen zu sollen glaubte, als der Plan auf die zu erwartenden Arbeiten gewiss nicht ohne Einfluss bleiben wird, nicht etwa bloß deswegen, weil er von einem ausgezeichneten Kenner der Sache herrührt, sondern auch deswegen, weil ein solcher Mann bei der Bildung der Beurtheilungs-Commission schwerlich umgangen werden wird. Der Verf. des Planes bemerkt, dass seine Ansichten durchaus keinen Anspruch darauf haben, maßgebend zu sein; dasselbe gilt, natürlich in höherem Maße, von den nachstehenden Bemerkungen, zu deren Bekannt-

Nothwendigkeit nicht auf, derselbe bewirkt blofs, dass der Grammatik der Muttersprache etwa so viel Monate zu widmen sind, als einer fremden Sprache Jahre gewidmet werden müssen. Oder sollte durch das methodische Erlernen der Muttersprache das Sprachbewusstsein nicht geweckt werden? sollte vielleicht die methodisch erworbene Kenntniss der Muttersprache kein entsprechendes Fundament bei der in der Schule nothwendig methodischen Erlernung fremder Sprachen abgeben? Ausserdem pflegt sich, da die an ein Hilfs- und Nachschlagebuch zu stellenden Forderungen nicht genau bestimmt sein können, bei Beurtheilung derselben hinsichtlich ihrer Zulässigkeit eine übel angebrachte Milde geltend zu machen

Weiter noch als hinsichtlich der Form gehen die im Plane entwickelten Ansichten und die meinigen hinsichtlich des Inhaltes einer polnischen Schulgrammatik auseinander. Der Verf. spricht selbst die Besorgnis aus, dass seine Forderungen hie und da zu hoch gespannt erscheinen werden, und ich gestehe, dass nach meiner Ansicht eine dem Plane vollkommen entsprechende polnische Grammatik zwar ein bedeutender Gewinn für die Sprachwissenschaft wäre, dass sie jedoch an Schulen, für welche sie bestimmt ist, nur schädlich wirken würde. So hoch gespannte Forderungen haben beim Unterrichte nach dem Zeugnisse der Erfahrung meist den Erfolg, dass Lehrer und Schüler durch das ihnen gesteckte hohe Ziel abgeschreckt — nicht einmal den Versuch machen, das erreichbare zu erreichen. Der Grund der Verschiedenheit der Ansichten über den Sprachunterricht zunächst an Gymnasien beruht darauf, dass manche mit dem Verf. des Planes das Bildende des Sprachunterrichtes in der Grammatik gefunden zu haben glauben, und von demselben eine „phonetische, historische, comparative oder allenfalls logische Begründung der Sprachgesetze erwarten,“ während andere von dem Principe ausgehen, dass das bildende des Sprachunterrichtes nicht in der Grammatik, sondern in der Litteratur zu suchen ist, die daher die Grammatik an Gymnasien nur so weit gelten lassen, als sie nothwendig ist, um die in der Sprache niedergelegten Schätze zu heben. Ich bekenne mich zu der letzteren Ansicht, ungeachtet ich sehr wohl weifs, dass es eine Betrachtungsweise der Sprache gibt, die in der That bildend ist, die jedoch vom Gymnasium ausgeschlossen bleiben muss, da Sprachkenntniss, nicht Sprachforschung Gegenstand allgemeiner Bildung ist. Nach meiner Überzeugung hat das Gymnasium im Unterricht der Muttersprache alles gethan, wenn es die Schüler so weit gebracht, dass sie dieselbe correct sprechen und schreiben und die vorzüglichsten Erscheinungen ihrer Litteratur wenigstens in Auszügen gelesen und wohl verstanden haben, was bekanntlich keine leichte Aufgabe ist. Was mit diesem Zwecke nicht unmittelbar zusammenhängt, ist nicht

nur überflüssig, sondern in so ferne auch schädlich, als es jenem Zwecke Eintrag thut. Wohin würde man übrigens, namentlich in unserem polyglotten Vaterlande gerathen, wenn die Forderungen des Planes auf den gesammten Sprachunterricht ausgedehnt würden, wenn daher auch in der lateinischen, griechischen, deutschen u. s. f. Grammatik eine „phonetische, historische, comparative oder allenfalls logische Begründung der Sprachgesetze“ gefordert würde! Man denke an die fünf Sprachen, die in den Gymnasien Dalmatiens gelehrt werden.

Ich habe noch einen andern Grund, mich gegen den Plan auszusprechen. Wie im Leben, so ist auch in der Wissenschaft die Sprache ein Mittel der Gedankenmittheilung: nur dem Sprachforscher ist sie mehr als diess, diesem ist sie eine der größten, wenn nicht die größte Schöpfung des menschlichen Geistes; ihr Ursprung, ihre Entwicklung, ihr Organismus sind Gegenstand seiner Forschung. Da nun das Gymnasium nicht dazu bestimmt sein kann, Sprachforscher zu bilden, so muss auch der Sprachunterricht an demselben die Sprache nur als Mittel der Gedankenmittheilung behandeln. Je mehr sich der Sprachunterricht am Gymnasium der Behandlungsweise des Sprachforschers nähert, desto mehr muss jener Hauptzweck in den Hintergrund treten, desto mehr wird die Grammatik als Endzweck des Sprachunterrichtes angesehen, und der Schüler gelangt zuletzt dahin, dass er in der Literatur nicht den geist- und herzbildenden Inhalt, sondern nur Material für grammatische Betrachtungen sucht und findet. Bei *ἄνδρα* denkt er an die Bedeutung des *δ*, vielleicht auch des *α*, bei *ἐννεα* fallen ihm die verschiedenen Erklärungen dieser Form ein, bei *Μοῦσα* erinnert er sich des Umstandes, dass das Etymon dieses Wortes nicht feststeht etc. Bei *Litwo* denkt er an das *o* für *a*;

sei, allein diess verlangen wir von ihnen nicht zu dem Ende, dass sie ihr ganzes Wissen in diesem Fache den Schülern mittheilen, sondern zu dem Ende, dass ihr Unterricht frei werde von den zahlreichen Verkehrtheiten, womit eine von der Geschichte absehende Speculation die Grammatiken verunstaltet hat, und dass der Unterricht die die Wahrheit stets begleitende Einfachheit und Klarheit erreiche; die wahre Grammatik soll sie und die Schüler von der Aflergrammatik befreien.

Nachdem ich nun meine Ansichten über das Ziel des Sprachunterrichtes am Gymnasium dargelegt und darauf hingewiesen habe, dass der im Plane empfohlene Weg nicht zu diesem Ziele führt, will ich nur noch an einigen Beispielen zeigen, dass die Forderungen des Planes in der That zu hoch gespannt sind. In der Lautlehre soll von den Vocalen *a, i, u* ausgegangen und sollen die Beziehungen derselben zu den abgeleiteten Vocalen *o, o, y, e* und *ä* dargelegt werden; man soll sogar auf die altslovenischen Vocale *l, r, é, ŭ* und *ĩ* zurückkommen. Wer einmal selbst Studierenden auf der Universität den slavischen Vocalismus oder den irgend einer indogermanischen Sprache klar zu machen versucht hat, wird wol überzeugt sein, dass diess am Gymnasium ganz unmöglich ist: man kann es wol dahin bringen, dass die Schüler die ursprünglichen und die abgeleiteten Vocale ihrem Gedächtnisse einprägen, allein eine Einsicht in die Sache kann ohne sprachvergleichende oder physiologische Betrachtungen nicht erzielt werden, und das Gedächtnis der Jugend mit ähnlichen Sätzen, die mit dem oben angegebenen Zwecke des Sprachunterrichtes in gar keiner Verbindung stehen, beschweren, lässt sich kaum rechtfertigen. Es soll ferner die Flexion der Pronomina vor jener der Adjectiva abgehandelt werden, weil die Declination der letzteren in ihrer gegenwärtigen Gestalt meistentheils aus der nominalen und pronominalen Declination zusammengesetzt ist. Es scheint daraus zu folgen, dass den Schülern die jetzige Declinationsform der Adjectiva, d. i. ihre Entstehung, klar gemacht werden soll; die daran gewandte Mühe wird jedoch gewiss verloren sein, da die Entstehung dieser Declination ohne Kenntnis des Altslovenischen unmöglich erklärt werden kann.

Wien.

F. Miklosich.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Vollständiges griechisch-deutsches Wörterbuch über die Gedichte des Homeros und der Homeriden mit steter Rücksicht auf die Erläuterung des häuslichen, religiösen, politischen und kriegerischen Zustandes des heroischen Zeitalters, nebst Erklärung der schwierigsten Stellen und aller mythologischen und geographischen Eigennamen. Zunächst für den Schulgebrauch ausgearbeitet von G. Ch. Crusius, weil. Rector am Lyceum in Hannover. Fünfte neu bearbeitete Auflage von Dr. E. E. Seiler. Leipzig. 1857, Hahn'sche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8, XII u. 514 S. — 1 $\frac{3}{4}$ Rthl.

Das homerische Wörterbuch von Crusius wird unter den zahlreichen Büchern, welche jener *ἄνθρωπος πολυμαθὴς* compilirt (ein anderer Ausdruck ist nicht anwendbar, da sich in keinem dieser Bücher auch nur eine Spur eines selbständigen Urtheiles zeigt), allgemein als die verhältnismäßig noch beste Arbeit anerkannt. Zu einer Zeit erschienen, wo gute Schulwörterbücher noch gar nicht vorhanden waren, gewann es eine rasche Verbreitung und erlebte in einem Zeitraum von

eine sorgfältige Prüfung der das reale behandelnden Artikel. Diese Arbeit, für die nur eine kurze Frist gewährt war, musste besonders in den letzten Bogen rascher gefördert werden, welche daher nicht in ganz gleicher Weise, wie die übrigen, verbessert und überarbeitet werden konnten. Soweit die Vorrede.

Bevor nun Ref. zur Beurtheilung des Buches übergeht, glaubt er sich mit einigen Worten darüber aussprechen zu müssen, inwiefern der Gebrauch solcher Speciallexika für die Schule anzuempfehlen sei. Ref. kann nicht umhin offen zu erklären, dass er dem Gebrauche solcher Bücher nicht das Wort reden mag. Ein zweckmässig eingerichtetes Schulwörterbuch, welches die an den Schulen gelesenen Autoren berücksichtigt und nicht etwa ein dürres Wörterverzeichnis ist, sondern die Bedeutungsunterschiede, die Phraseologie, die Etymologie u. s. w. reichlich behandelt, ist gewiss das beste Hilfsmittel. Wenn dagegen der Schüler mehrere Speciallexika hinter einander gebraucht, so erreicht er doch nie eine Anschauung von der Entwicklung der Sprache, der Geschichte der einzelnen Wörter u. dgl., wie ihm diess ein vollständiges Wörterbuch darbietet; er erhält nur einzelne, abgerissene Notizen, aus welchen er sich unmöglich ein Ganzes construieren kann. Es ist ferner aus leicht begreiflichen Gründen nicht möglich, für alle in der Schule gelesenen Autoren solche Specialwörterbücher abzufassen. Somit muss der Schüler, nachdem er ein Buch von der Art oder auch mehrere gebraucht hat, dennoch zu einem grösseren Wörterbuche greifen, sich in dasselbe hineinfinden und wird so bei dem Gebrauche verschiedenartiger Bücher nirgendwo recht heimisch werden. Endlich darf man auch nicht übersehen, dass dadurch dem Schüler bedeutende Auslagen verursacht werden, ohne dass ihm irgendwie ein Nutzen geschaffen wird. Ref. zweifelt daher nicht, dass wol jeder tüchtige Schulmann wünschen wird, es möge sich der Schüler ohne vielen Wechsel an eine Grammatik und an ein Wörterbuch halten und mit diesen Hilfsmitteln ganz vertraut werden. Schwierig dürfte es wol auch sein, bei einem solchen für die Schule bestimmten Speciallexikon das richtige Mafs zu treffen. Soll das Buch für Schüler allein bestimmt sein, so muss jeder gelehrte Anstrich vermieden und nur das berücksichtigt werden, was für eine gründliche Präparation nothwendig ist. Es darf also ein solches Buch nicht, wie es häufig der Fall ist, ein Zwitterding zwischen einem Schulwörterbuche und einem grösseren Speciallexikon sein, welches nach keiner von beiden Seiten hin genügt. Ein grösseres *Lexicon Homericum* wäre gewiss ein Bedürfnis, da das Lexikon von Damm eigentlich nichts anderes als ein mit unsäglichem Fleisse gearbeiteter Index ist. Überhaupt haben wir nur ein grösseres Specialwörterbuch, welches allen Anforderungen entspricht, nämlich das Ellendt'sche *Lexicon Sophocleum*. Und doch bleibt, wenn in der griechischen Lexikographie wirklich ein bedeutender Fortschritt erzielt werden soll, die Hauptsache, dass ein neuer *Thesaurus linguae graecae* aus ähnlichen Vorarbeiten entstehe, wie sie

Halm in seinem bei der vorjährigen Philologenversammlung gehaltenen Vortrage über den neuen *Thesaurus Linguae Latinae* bezeichnet hat. Denn dass selbst der *Thesaurus Stephani* in der neuen Pariser Ausgabe nicht allen gerechten Anforderungen entspreche, wird wol jeder Kundige zugestehen müssen. Es wäre daher zu wünschen, dass tüchtige Gelehrte, statt an einem solchen Unternehmen ihre Kräfte zu verschwenden, sich lieber auf dem eben bezeichneten Gebiete versuchen möchten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, die, weit entfernt den Fragepunkt erschöpfend zu behandeln, bloße Andeutungen geben wollen, gehen wir zur Beurtheilung des vorliegenden Buches über. Gleich am Eingange müssen wir bemerken, dass auch von diesem Speciallexikon die oben gegebenen Bemerkungen gelten. Obschon für die Schule bestimmt überschreitet es in nicht wenigen Punkten das für ein Schulbuch gültige Maaß. Die ausführliche Behandlung der einzelnen Artikel, die vollständige Aufzählung der verschiedenen Ansichten über Kritik und Interpretation einzelner Stellen, die reichlich angeführten Belege für die einzelnen Wörter und ihre Bedeutungsunterschiede, alles dieses erinnert an ein größeres Wörterbuch, während es doch bei einem für die Schule bestimmten Buche darauf ankommt, das möglichst Gesicherte in zweckmäßiger Auswahl und treffender Kürze zu geben. Sehen wir davon ab, so müssen wir den Fleiß und die Sorgfalt, mit welcher Hr. Seiler die neue Bearbeitung ausgeführt hat, rühmend anerkennen. Mit Ausnahme der Etymologie, in welcher Hr. Seiler sich an Richtungen anschließt, die man nicht mehr als gültig anerkennen kann, finden wir alle anderen Punkte mit großer Genauigkeit behandelt und überhaupt das Buch durch diese Umarbeitung so umgestaltet, dass die früheren Auflagen neben der gegenwärtigen keine Beachtung mehr verdienen. Einzelne Bemerkungen, welche wir folgen lassen, können das eben ausgesprochene Urtheil nicht beantragen und müssen vielmehr als eine

gabe an die Spitze gestellt würde. Eben so zweckmäfsig wäre es wol, wenn bei zweifelhaften Deutungen und Erklärungen die wahrscheinlichste vorangestellt, ganz sinnlose aber ohne weiteres beseitigt würden. vgl. *φάλος, φάλαρα, λόμωρος (λόν)* u. dgl. Was ferner die Anführung von Stellen anbelangt, so würde Ref. eine strengere Consequenz anrathen. Bei Wörtern, die an sich gar nichts bemerkenswerthes darbieten, dürfte es genügen, wenn blofs eine Stelle aus der Ilias und eine aus der Odyssee angeführt würde, da ja doch eine vollständige Anführung der Stellen nicht möglich und ein halbes Verfahren nicht zu billigen ist. Wichtiger ist noch das, was wir in Beziehung auf Grammatik und Etymologie zu bemerken haben. Es ist nämlich jetzt wol hohe Zeit, dass wir Philologen auf diesen Gebieten veraltete und unhaltbare Ansichten beseitigen und uns nicht länger der Annahme von Thatsachen widersetzen, welche durch die sprachvergleichende Richtung festgestellt worden sind. Ref. begreift allerdings, dass die Beseitigung von Ansichten, welche in langer Zeit feste Wurzeln geschlagen haben, nicht leicht ist; aber einmal muss doch der Versuch gemacht werden und fällt ein Stamm, so werden die anderen bald nachstürzen. So kann es uns nur befremden, wenn uns noch immer die alten Hemsterhuys'schen Themata in diesem Buche begegnen, z. B. *ἔζομαι, 'ΕΙΩ, 'ΕΩ* (weil man *ἡμαι* durchaus als Perf. von *ἔζομαι* ansehen will; vgl. dagegen Zeitschrift für vgl. Sprachf. 2, 275, G. Curtius Grundzüge der griechischen Etym. 346), *ΕΙΩ, ΙΩ, εἶω* Stamm (?) *ἑλῶ, ἔημι* Stamm (?) *'ΕΩ* u. dgl. Eben so sollte man auch die sogenannte Tmesis ein für allemal beseitigen. Der Irrthum stammt ja daher, dass die alten Sprachforscher den verkehrten Weg der Forschung einschlugen und vom Standpunkte der vollkommen entwickelten Sprache aus die sich bildende Sprache beurtheilten. Die reichen Analogien, die uns noch gegenwärtig in unserer Sprache vorliegen, könnten schon hinreichend über das irrthümliche dieser Ansicht belehren. Unbegründet ist es auch, wenn man das Suffix *θεν*, statt in ihm ein Genitivsuffix zu erkennen, und den Bildungen die Bedeutungen des Genitivs zuschreiben, durchaus nur als ein locales Suffix mit der Bedeutung: „woher“ ansehen will, wenn man *φι* ebenso blofs als locales Suffix betrachtet und bei der Vergleichung von *ubi, ibi* nicht einsehen will, dass man hier Casusformen vor sich hat, wenn man trotzdem, dass Thiersch (Griechische Gramm. §. 312, 5) schon das richtige erkannt hat, dennoch *τε* aus *τη, τε* herleitet und durch „so“ erklärt, wenn man, um die aoristisch gebrauchten Imperfecta bei Homer zu erklären, eine eigene Theorie der nachhaltigen Wirkung erfindet, wie dies Nägelsbach im 10. Excursus that, ohne daran zu denken, dass der Unterschied zwischen Aorist und Imperfectum in der epischen Sprache noch nicht so fest war, wie in der späteren Sprache, in welcher doch noch so manches sich erhalten hat, wie z. B. *ἔφην, ἔλεγον, ἐκέλευον, ἠρώτων* mit aoristischer Bedeutung, vgl. Krüger §. 53, 2, 1 u. dgl. m. Was die Etymologie anbelangt, so finden wir in diesem Buche hauptsächlich die Forschungen von But-

mann, Lobeck und Döderlein berücksichtigt, über welche hier zu sprechen ich für unnöthig halte, da ich den Leser auf das unparteiische und treffende Urtheil verweisen kann, welches G. Curtius Grundz. S. 14 ff. über dieselben gefällt hat. Man kann das umfassende Wissen und die wunderbare Akribie Lobeck's, den Scharfsinn Döderlein's, den tiefen Blick Buttmann's anerkennen, ohne dass man die Methode billigt, nach welcher sie vorgehen. Jedenfalls ist es unberechtigt, alle ihre Etymologien ohne Sichtung in ein solches Wörterbuch zu übertragen. So wird, um nur einige Beispiele anzuführen, bei *ῥαρός* noch immer die Ableitung von *ῥάιν*, welche Buttmann empfohlen hat, angenommen, und demgemäß als Grundbedeutung „biegsam, geschmeidig“ hingestellt, aber die genaue Übereinstimmung von Sanskrit *rasānas* „umhüllend“ und *rasanam* „Hülle, Kleid“ mit *ῥαρός* und *ῥαρός* lässt keinen Zweifel mehr an der Unrichtigkeit dieser Deutung (vgl. Zeitsch. 2, 132 Curtius Grundz. S. 344); bei *ῥαφῆν* wird bemerkt „wahrscheinlich von *ῥάιν*“; ich glaube, dies steht wol außer allem Zweifel, wenn auch nicht sicher ist, ob der Spir. in *ῥάιν* seinen Ursprung einem j oder einem anderen Laute verdankt; *ῥαφῆν* ist eine ganz gleiche Bildung wie *ῥάιν* u. a.; bei *ῥαρός* heisst es: „nach den alten Auslegern von *ῥάος* und *ῥάπος* und so Lob. Rhem. S. 341; nach Buttmann Lex. II, S. 14 von *ῥάος*.“ Aber daran kann man wol auch nicht zweifeln, dass *ῥαρός* von der Wurzel *rad*, vgl. *ῥάδω* her stammt. Gleich darauf wird *ῥάπος* von *ῥάος* abgeleitet und als ursprüngliche Bedeutung: „Sitz“ angenommen, während Benfey Wurzellexikon I, 443 es richtig auf die Wurzel *rad*, vgl. *ῥάος*, *ῥάος*, *ῥάος* zurückführt, wonach sich als Grundbedeutung: „Boden, Grund“ ergibt; eben so wird *ῥάπος* und *ῥάπος* von *ῥάος*, *ῥάος* von *ῥάος* hergeleitet, welche Etymologien gar keiner Widerlegung bedürfen, eben so wenig als der Einfall Lobeck's Rhem. S. 137, dass *ῥάπος* mit

Schmidt in der Angabe des Hesychius und Ellendt Lex. Soph. 1, 68 zu vergleichen ist *). Als Wurzel glaube ich in $\acute{\alpha}\lambda\upsilon\psi$ „ $\lambda\upsilon\psi$ “ zu erkennen, in derselben Bedeutung, wie die andere secundäre Form der Wurzel $\lambda\upsilon$: $\lambda\upsilon\tau$ (vgl. Bentley, 2, 122. Curtius 346 und 544), nämlich: „glatt“, und daher „schroff, steil“; α ist Prothesis wie in $\acute{\alpha}\lambda\alpha\iota\sigma\mu\alpha$, so dass $\acute{\alpha}\lambda\upsilon\psi$ als ursprüngliches Adjectiv dem homerischen $\lambda\acute{\iota}\varsigma$, $\lambda\upsilon\sigma\acute{o}\varsigma$ gleichkäme. Der Wechsel von α und β , wie in $\lambda\alpha\phi\acute{o}\varsigma$ und $\lambda\alpha\phi\acute{o}\varsigma$ (vgl. Bentley 2, 4). Weitere Bildungen wären nun $\acute{\alpha}\lambda\lambda\beta\text{-}\alpha(\nu)\pi\text{-}\varsigma$ und $\acute{\eta}\lambda\lambda\beta\text{-}\alpha\tau\text{-}\omicron\varsigma$ (im Betreff der Dehnung vgl. $\acute{\eta}\lambda\epsilon\sigma\tau\omicron\varsigma$). — Was $\phi\acute{\upsilon}\lambda\omicron\pi\iota\varsigma$ anbelangt, so erscheint als ursprüngliche Bedeutung: „Heerschaar“ Il. 4. 65, woraus sich, wie bei $\acute{\omicron}\mu\iota\lambda\omicron\varsigma$, $\acute{\omicron}\mu\alpha\delta\omicron\varsigma$, die Bedeutung: „Gewühl, Getümmel, Kampfgetümmel, Kampf, Streit“ entwickelt (man erinnere sich besonders der Verbindungen: $\nu\epsilon\iota\kappa\omicron\varsigma$ $\phi\acute{\upsilon}\lambda\omicron\pi\iota\delta\omicron\varsigma$, $\phi\acute{\upsilon}\lambda\omicron\pi\iota\varsigma$ $\pi\omicron\lambda\acute{\epsilon}\rho\omicron\iota\omicron$, $\pi\omicron\lambda\acute{\epsilon}\rho\acute{o}\varsigma$ $\tau\epsilon$ $\kappa\alpha\iota$ $\phi\acute{\upsilon}\lambda\omicron\pi\iota\varsigma$). Somit wäre $\phi\acute{\upsilon}\lambda\omicron\pi\text{-}\iota(\delta)\text{-}\varsigma$ substantivische Bildung von einem Adj. $\phi\acute{\upsilon}\lambda\omicron\pi$ (wo $\omicron\pi$ in ähnlicher Weise wie $\mu\iota\delta$ als verblasstes Suffix erscheint, gleich dem deutschen „lich“) mit der Bedeutung: „geschaart“.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zur Sache zurück, so bleibt uns noch übrig, einiges darüber zu bemerken, mit welcher Genauigkeit der Hr. Bearbeiter die Abweichungen der einzelnen Textrecensionen verzeichnet hat und wie es mit der Richtigkeit der angeführten Citate steht. Was das erstere anbelangt, so haben wir hier nur wenigen zu bemerken, z. B. dass die Verbindung von $\acute{\epsilon}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$ mit dem Dativ durch die andere von Bekker und Fäsi angenommene Lesart $\omicron\acute{\upsilon}\delta\acute{\iota}$ $\gamma\acute{\alpha}\rho$ $\text{?}\pi\pi\omicron\iota$ Il. 11, 340 problematisch wird und daher bei der Stelle darauf hätte verwiesen werden sollen, ferner dass bei $\tau\epsilon\tau\tau\alpha\rho\acute{\alpha}\nu\kappa\lambda\omicron\varsigma$ Od. 9, 242 die Schreibweise Fäsi's: $\tau\epsilon\tau\tau\alpha\rho\acute{\alpha}\nu\kappa\lambda\omicron\iota$ zu bemerken wäre u. dgl. Auffallend bleibt es, dass wir über die Schreibweise $\acute{\eta}\dots\acute{\eta}\epsilon$ keine Auskunft finden. Auch dürfte wol die Anforderung als nicht überflüssig erscheinen, dass die unechten oder verdächtigen Stellen, wenn sie angeführt werden, durch Klammern und Fragezeichen als solche kenntlich gemacht werden.

Was die Richtigkeit der Citate anbelangt, so scheinen sich hier viele Fehler eingeschlichen zu haben. Wir wollen, um Belege beizubringen, nur die Fehler verzeichnen, welche uns S. 136—139 auffielen, nämlich unter $\tilde{\epsilon}$ Il. 24, 34 st. 134, h. Ven. 268 st. 267; unter $\acute{\epsilon}\acute{\alpha}\omega$ Il. 24, 506 st. 560, Il. 19, 202 (?), unter $\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\acute{\iota}\rho\omega$ Il. 12, 146 st. 10, 146 (das Citat ist später irrthümlich wiederholt), Il. 15, 208 st. 232, Il. 7, 351 st. 371, unter $\acute{\epsilon}\gamma\chi\epsilon\acute{\iota}\eta$ Il. 14, 124 st. 125, unter $\tilde{\epsilon}\delta\omicron\varsigma$ Il. 24, 244 st. 144, unter $\tilde{\epsilon}\delta\omega$ Il. 10, 460 st. 560, Il. 22, 509 st. 23, 509, unter

*) Wenn übrigens Schmidt unter $\acute{\alpha}\lambda\lambda\beta\alpha\varsigma$ „ $\beta\rho\omicron\upsilon\chi\omicron\varsigma$ “ in $\beta\rho\omicron\upsilon\tau\omicron\varsigma$ ändern will, so scheint mir diess unbegründet; $\beta\rho\omicron\upsilon\chi\omicron\varsigma$ oder $\beta\rho\omicron\upsilon\tau\omicron\varsigma$ (worüber reiche Bemerkungen im Thes. Steph. ed. Paris. a. v. enthalten sind) bezeichnet eine Heuschreckenart, welche als $\acute{\alpha}\nu\alpha\iota\mu\omicron\varsigma$, $\acute{\alpha}\nu\alpha\iota\mu\omicron\sigma\alpha\rho\kappa\omicron\varsigma$ recht gut dichterisch $\acute{\alpha}\text{-}\lambda\lambda\beta\alpha\varsigma$ genannt werden konnte.

ἔχομαι Il. 12, 172 st. Od. 12, 172, unter ἐφείλω Il. 21, 365 st. 366 u. dgl. m. Zur Berichtigung der Citate könnte am zweckmässigsten das Damm'sche Lexikon in der Oxford's Ausgabe von Duncan verwendet werden, das ein wahres Muster von Correctheit ist. — Zum Schlusse wollen wir noch einige Blätter der Buchstaben E und Φ durchnehmen und alle Einzelheiten, an denen wir Anstoss nehmen, verzeichnen: „ἐ encl.“ (richtiger: auch encl.; man vgl. nur Il. 4, 497), „ἐᾶ ep. st. ἦν“ (vielmehr ἐᾶ, aber lang in der Arsis Il. 4, 321; 5, 887), „ἐταται ion. st. ἦται a. ἦμαι“ (besser ἔται, ἔτατο a. ἦμαι), „ἐδάω“ (nicht bemerkt ist die epische Präsensform ἐδάω Il. 11, 550; 17, 659; 20, 139), „ἐγείρω, ἐγρήγορα, dazu Imper. mit passiver Endung ἐγρήγορε st. ἐγρήγορε“ (ist nicht ἐγρήγορε vielmehr eine äholic verstämmelte Form wie πίκωθε? vgl. Buttman ausf. Gramm. II, 24), „ἐνδραν ἐναι-γομένην von Menachen, die wach sind Od. 20, 100“ (es kann wol nur heißen: die wach werden oder [während meiner Worte] wach wurden), „ἐγνατα, τά, dat. pl. ἐγνασι“ (es könnte doch bemerkt werden: „heterokl. dat. pl.“, da Lucian Lex. 3 den sing. τοῦ βόδς τὸ πολέ-πτου ἐγνατον“ hat), „ἐγνέω“ (vielmehr ἐγνυω), „ἐγχελες von ἐχε“ (sehr belehrend ist es anguis und anguilla zu vergleichen), „ἐγχεύω, aor. ἐνέχυνα, 3 pl. ἐνέχυν“ (besser aor. ἐνέχυνα und ἐνέχυνα [ἐνέχυν-]), „ἐγχεύω, ἀπὸ ἐγχευομένης nahe gedrängt an den Schild“ (dies erklärt noch nicht die Sache und lässt der falschen Deutung Fäsi's freien Spielraum; besser: „hingesunken auf den Schild“; Hektor stürzt getroffen nach der linken Seite, so dass er auf den Schild zu liegen kommt), „ἐγώ“ (die hier nach Lobeck angeführte Scheidung von ἐγώγε und ἐγώ γε, ἐμοίγε und ἐμοί γε ist eine reine Spitzfindel), „ἐδδισα ep. st. ἔδδισα“ (die Schreibweise ἔδδισα ist wol nur von Späteren eingeführt, nachdem das ε der ursprünglichen Form ἐδ-εἶσα verschwan-

Soph. Phil. 465 ebenso erklären?), *ἐξελαπίνῃ*, ἡ prächtiges Gastmahl Festschmaus, Opferschmaus (als ursprüngliche Bedeutung ist wol: „Schmaus“ anzusetzen), *ἐῖρομαι* 1) sich sagen lassen, fragen. — 2) sagen (die Erklärung des Medium ist ganz verfehlt; vielmehr ist: „reden, sprechen“ die ursprünglichste Bedeutung, aus welcher die speciellere des fragens sich entwickelt), *ἐῖρω* (St. *FEW*, *sero*) (so lässt sich keine Vergleichung mit dem Lateinischen herstellen, sondern man muss als Stamm *ΣΕΡ*, vgl. *σειρά* ansetzen, wenn nicht etwa, wie Ebel, Zeitschrift f. v. Spr. 4, 165 vermuthet, ein Doppelconsonant abgefallen ist), *φάντατος*, ep. irreg. Superl. von *φαῖνός* st. *φαννότερος* „warum nicht *φαννότερος*?“ Übrigens ist *φάντατος* kein irreg. Superl. zu *φανός*, sondern wie Bentley 1, 102 richtig bemerkt, ein Superl. einer Participialbildung von *φαίνω*); *φάνασκεν* Il. 11, 64, Od. 11, 587, 12, 241 ist wol mit Buttmann und Thiersch Gr. §. 210, c als eine von *ἐφάνην* gebildete Iterativform zu betrachten (aber mir ist kein Beispiel bekannt, wo die Iterativendung an den pass. Aoriststamm antritt; warum sollte man also nicht einen Aorist *ἐφανον* mit intrans. Bdtg. annehmen, da ja *φαίνω* späterhin auch in intrans. Bdtg. erscheint, z. B. Aesch. Ag. 101, Eur. El. 1234), *φάρμακον*, τό jedes Mittel, um physische Veränderungen hervorzubringen (wir zweifeln sehr, dass mit dieser Grundbedeutung das Wahre getroffen ist), *φάρυγξ*, ἡ (da das Genus bei Homer nicht erkennbar ist, bei den Späteren aber das masc. und fem. so nebeneinander gebraucht wird, dass Eur. Cycl. 214 das masc. und 355 das fem. setzt, so müsste man doch *φάρυγξ*, ὁ und ἡ herstellen), *φήγιος* 3 von Buchenholz, buchen oder eichen (aber da im Nächstfolgenden *φηγός* als Speiseeiche erklärt wird, so wäre zu schreiben: „vom Holze der Speiseeiche, eichen“), über *φή* ist das zu vergleichen, was G. Curtius Zeitschrift f. v. S. 3, 75 bemerkt hat u. dgl. m.

Die Ausstattung des Buches entspricht allen Anforderungen, ebenso die Correctheit des Druckes. Ref. hat außer einigen abgesprungenen Accenten, wie bei *ἐλρήνη*, *φαρμάσσω* u. dgl. nur sehr wenige Druckfehler bemerkt, wie S. 269, Sp. 1, Z. 28 v. u. *ΚΑΦΩ* st. *ΚΑΦΩ*, S. 418, Sp. 2, Z. 28 v. u. *προέρυσσαν* st. *προέρεσαν* u. ä. Der Preis ist nicht allzuhoch gestellt.

Innsbruck.

Karl Schenk

Vergleichende Bearbeitung der griechischen und lateinischen Partikeln, von Ernst Aug. Frisch (a. u. d. T. *Philologische Studien*. 2. Bd.). S. Gießen, J. Ricker'sche Buchhandlung. 1858. VI u. 243 S. — 1 $\frac{1}{2}$ Rthlr.

Der Hr. Verf. hat schon vor zwei Jahren den ersten Theil seiner vergleichenden Bearbeitung der griechischen und lateinischen Partikeln, enthaltend die Adverbien, erscheinen lassen, der im literar. Centralblatt 1856 S. 442 als ungenügend bezeichnet worden ist. Da sich Ref. mit diesem Urtheil einverstanden erklären muss, so beschränkt er sich in diesen Blättern auf die Besprechung des vor kurzem erschienenen zweiten Theiles, der die Darstellung der Präpositionen umfasst.

Nach einer Einleitung (S. 1—19), in welcher über Bedeutung, Eintheilung und Abstammung der Präpositionen im Allgemeinen u. s. w. gehandelt wird, bespricht der Hr. Verf. im ersten Capitel (S. 19—41) Construction, Stellung, Eintheilung der Präpositionen, im zweiten (S. 42—65) die Präpositionen der bloßen Richtung des nach und von, im dritten (S. 66—114) die Präpositionen der Annäherung und Trennung, Nähe und Ferne, im vierten (114—239) die Präpositionen der Richtung mit der Bezeichnung des Dimensionsverhältnisses, im fünften (239—243) die uneigentlichen Präpositionen der Weise und des Grundes.

Die Unklarheit der Behandlung, die in der ganzen Schrift herrscht und die gar oft zur Verwirrung und Vermengung dessen, was streng zu scheiden war, führt, zeigt sich gleich bei der Durchführung der Eintheilung der Präpositionen in eigentliche und uneigentliche. Wir finden S. 36 ff. unter den eigentlichen Präpositionen aufgeführt *πρός, παρά, κατά, ἐκ, ἐκ, ἐκ* u. a., die jedermann bisher für Adverbia gehalten hat; unter den uneigentlichen Präpositionen werden aufgezählt *ἀντί, ante, cts* u. a., die für echte und eigentliche Präpositionen zu erklären

oder geringere Schwierigkeit, die uns diese oder jene Präposition darbietet, ein wissenschaftlicher Unterscheidungsgrund? Ebenso taugt die grössere oder geringere Verzweigung der Bedeutung gar nicht zu einem guten Unterscheidungsgrund, da damit keine wesentliche Differenz angegeben wird; *ὡς*, *prope* u. a. haben z. B. eine ziemlich begrenzte Bedeutung, und doch sind sie offenbar eben so gut, wie *εἰς*, *παρά*, *ad* u. a., die eine reiche Entwicklung der Bedeutungen zeigen, zu den eigentlichen Präpositionen zu zählen. Wir haben hier eine Probe von einem unnützen Hin- und Herreden, das zwar nichts absolut Falsches enthält, aber dafür zur Entscheidung der Sache, um die es sich handelt, nichts beiträgt, und den Leser ganz unbefriedigt lässt. Wie wolthuend ist im Gegensatze dazu die kurze, aber den Kern der Sache erreichende, echt wissenschaftliche Definition, welche die Herausgeber der umbrischen Sprachdenkmäler (I, 153) geben: „Unechte Verhältnisswörter nennen wir diejenigen, welche, eigentlich Casus eines flectierten Substantivs oder Adjectivs, zu einem Casus nicht in dem Verhältnisse der attributiven Bestimmung, sondern der Rection treten.“ Ursprünglich traten die echten oder eigentlichen Präpositionen als Adverbia zu dem Casus, um das durch den Casus schon im Allgemeinen bezeichnete Raumverhältnis genauer zu bestimmen; nothwendig erforderlich waren sie also ursprünglich beim Casus nicht, sondern sie dienten nur zur Specialisierung des durch den Casus ausgedrückten allgemeinen Begriffes. Als sich aber später bei jedem Casus aus der ursprünglichen sinnlichen Grundbedeutung eine reiche Fülle secundärer Bedeutungen entwickelte, da wurden die Präpositionen, die früher schärferer Bestimmung halber zu einem schon vorhandenen Casus hinzutraten, allmählich nothwendig, die Sprache gewöhnte sich für einen jeweiligen Begriff eine bestimmte Präposition mit einem bestimmten Casus zu verbinden und so kam es allmählich, dass man in späterer Sprachperiode allerdings den Casus als im Abhängigkeitsverhältnis zur Präposition stehend fühlte, weil in den meisten Fällen der bloße Casus ohne die Präposition vieldeutig und darum unverständlich war. Wenn wir also sagen, diese oder jene Präp. regiere diesen oder jenen Casus, so ist diess so zu verstehen, dass dem späteren Sprachbewusstsein allerdings der Casus als von der Präp. abhängig vorkam, während ursprünglich der Casus selbstständig dastand und die Präp. hinzutrat. „So nur erklärt es sich, daß eine und dieselbe präposition mit verschiedenen casus verbunden werden kann — und zwar meist in verschiedenem sinne, wenn nämlich die casus wesentlich verschiedene beziehungen ausdrücken.“ (Schleicher, lit. Gramm. S. 277.). Ganz anders verhält es sich mit den unechten oder uneigentlichen Präpositionen. Bei diesen war der hinzutretende Casus von Anfang an abhängig (regiert) von der Präp. oder vielmehr von dem Substantiv oder Adjectiv, als dessen Casus die Präp. sich darstellt. Während also z. B. *ἐφ' ὧν εἰς πόλιν* dahin zu erklären ist, dass zu dem ursprünglichen *ἐφ' ὧν* *εἰς πόλιν*

(wo der Accus. seiner Grundbedeutung gemäß das Ziel des *φρυσιν* ausdrückt) später der genaueren Bestimmung halber das *εἰς* hinzutrat und noch später der Casus als regiert von *εἰς* gefühlt wurde: ist *ἔφρυσεν νεβροῦ δάκην* so aufzufassen, dass gleich von vorn herein der Genitiv von *δάκη* als possessiver Genitiv abhängig war. Wie mit *δάκη*, so verhält es sich mit *εἶω*, *ἔξω*, *ἔσω* u. s. w. Um zu ermessen, mit welchem Rechte der Hr. Verf. alle diese Worte den eigentlichen Präpositionen einverleibt hat, sehen wir uns z. B. *εἶω* genauer an. *Εἶω* und *ἔω* kommt (wie ich aus Damm's Lexicon ersehe) in der Ilias und Odyssee 57mal vor (*εἶω* 50mal, *ἔω* 7mal). In Verbindung mit einem Substantiv kommt es 35mal vor, und zwar 25mal nach einem Accusativ, 5mal vor einem Accusativ, 4mal nach einem Genitiv, 1mal vor einem Genitiv; in den übrigen 22 Fällen findet sich kein Substantiv, zu dessen näherer Bestimmung das *εἶω* dienen möchte. Nun erklärt der Hr. Verf. (S. 181) „*εἶω* finde sich als Präposition, 1) c. Acc., a) auf die Frage wohin? α) seinem Casus vorausgehend β) seinem Casus nachfolgend. b) Auf die Frage wo? — 2) c. Gen. a) des Zieles auf die Frage wohin? α) vor dem Genitiv β) seltener nach dem Genitiv; b) auf die Frage wo? bei den Tragikern und in der Prosa.“ Nun braucht man aber nur *H, 270 εἶω δ' ἀπὸ δ' ἑλξε* und *II 364 νέφος ἔφρυσεν οὐρανὸν εἶω* zu vergleichen, so sieht man sofort ein, dass *εἶω*, wie es *H 270* unzweifelhaftes reines Adverb ist ('er zerbrach den Schild nach innen zu. einwärts'), ebenso unzweifelhaftes reine adverbiale Geltung *II 364* hat ('die Wolke zieht gegen den Himmel nach innen zu. ins Innere hinein'). Und so ist überall bei Homer der Accus., wo er mit *εἶω* verbunden vorkommt, von diesem *εἶω* vollkommen unabhängig und abhängig von dem Verbum; kurz, *εἶω* ist in diesem Falle reines Adverb. Der Hr. Vf. traut auch selbst seiner Ansicht nicht recht: wenigstens sagt er auf derselben Seite nach Anführung von *H. h.*

Erklärung sich verfeinden, wissenschaftlich? Wer eine doppelte Erklärung einer Sache gibt, ohne sich zu entscheiden, gibt so gut wie gar keine Erklärung³⁾. — Aber vielleicht geben die Stellen, in denen *also* mit dem Genitiv verbunden vorkommt, dem Hrn. Verf. das Recht, *also* zu den eigentlichen Präpositionen zu zählen? Dieser Genitiv ist aber ganz derselbe, wie der bei *πρὸς*, *ἐν*, *πρόςσω* u. a. stehende, es ist der partitive Genitiv, wie man leicht ersieht, wenn man die Bedeutung von *also* scharf auffasst. Sowie *πρόςσω* 'nach vorwärts hin' bedeutet, also dem *εἰς τὰ ἔμπροσθεν* gleichsteht und demnach z. B. in *πρόςσω τῆς χώρας ἔναι* der Genitiv ebenso gut ein partitiver ist, wie in *εἰς τὰ ἔμπροσθεν τῆς χώρας ἔναι*: so bedeutet *εἰσω* 'nach einwärts zu, nach den innen liegenden Theilen zu,' steht also einem *εἰς τὰ ἔνδον* gleich und der Genitiv in *ὁ δ' εἰσω δώματος ἦν* (S. 290) ist gerade so ein partitiver Genitiv, wie er es in *ὁ δ' εἰς τὰ ἔνδον τοῦ δώματος ἦν* wäre. Daraus folgt (nach der oben gegebenen Definition), dass *also* in Verbindung mit einem von ihm regierten Genitiv gerade so wie *ἐν* u. a. eine uneigentliche Präposition ist; und der Hr. Verf. müsste sich, wenn er *εἰσω*, *ἔξω* u. s. w. zu den eigentlichen Präpositionen zählt, entschliessen, auch *ὕποθι*, *ὕποθεν*, *τῆλε*, *τηλοῦ* u. s. w. in dieselbe Kategorie zu stellen. — Doch gehen wir zu wichtigerem über.

Die Hauptaufgabe des Hrn. Verf.'s bestand natürlich darin, von der Grundbedeutung als von einer sicheren Grundlage ausgehend die mannigfache Verzweigung der Bedeutungen klar darzustellen und den Übergang der Bedeutungen nach Möglichkeit nachzuweisen. Diese Aufgabe hat er zum grossen Theile nicht gelöst und da, wo sie wirklich gelöst erscheint, sind es fremde Leistungen, die, bereits zum Gemeingut geworden, uns hier vorgeführt werden. Ref. will hier nur einiges derart hervorheben, um das Verfahren des H. Verf. zu charakterisieren. Bei der Besprechung von *ἀνά* (S. 151 ff.) sagt er nach Erörterung des lokalen

³⁾ Es dürfte dies Urtheil vielleicht zu streng erscheinen; denn es kann allerdings Fälle geben, in denen es ungemein schwer fällt, sich trotz der gewissenhaftesten Prüfung bestimmt für das eine oder andere zu entscheiden. Aber diese gewissenhafte Prüfung eben stellt der H. Vf. häufig nicht an, sondern er findet es bequemer bei Dingen, die ganz leicht zu entscheiden sind, zwei Erklärungen neben einander zu stellen. So sagt er z. B. über *de multa nocte* nach Anführung der Beispiele *de multa nocte sigillare*, *de multa nocte forum occupant*: „Es fragt sich, ob in beiden Verbindungen das *de media* (soll heissen *multa*) *nocte* gleiche oder ob es verschiedene Auffassung verlangt und das einmal durch 'einen grossen Theil der Nacht', das anderemal 'in tiefer Nacht' zu übersetzen ist; eine dritte, weniger genaue Geltung, welche man den Worten *de media nocte* und zwar eben in der letzteren Stelle beigelegt findet, ist sehr früh.“ Eine Entscheidung wird aber nicht versucht, geschweige denn gegeben. So zweifelt d. V. (S. 181), ob *εἰς* von *εἰσω* oder umgekehrt abzuleiten sei. Man vgl. noch über *ab C 1 b*, über *ἐπί B 3 c γ* u. s. w.

Gebrauchs der Pröp., sie werde gebraucht a2. bei Zeitbestimmungen und zwar α) der Dauer: hindurch, während (wie *per* c. Acc.), β) des kürzeren oder längeren einmaligen oder wiederkehrenden Momentes innerhalb einer angegebenen Zeitlänge: in, an. γ) der Wiederholung innerhalb derselben Zeitlänge oder bei ihrer Wiederkehr. Was für eine unwissenschaftliche Eintheilung ist diese! Unter β wird angegeben, ἀνά werde zur Bezeichnung des .. wiederkehrenden Momentes innerhalb einer angegebenen Zeitlänge gebraucht, und unter γ heisst es abermals, ἀνά diene zur Bezeichnung der Wiederholung innerhalb derselben Zeitlänge! Ferner hat der Hr. Verf. die Pröp. ἀνά ungemein bereichert, indem er alle erdenklichen temporalen Gebrauchweisen auf sie überträgt; denn nach der obigen Angabe könnte ἀνά auf die Fragen; wie lange hindurch? wann? wie oft? stehen; er erklärt auch z. B. unter β ἀνά τὸν πόλεμον während des Krieges (dauernd od. einmal od. wiederholt, öfter). Geläugnet muss werden, dass ἀνά in tempor. Bedeutung jemals von einer einmaligen Handlung (auf die Frage: wann?) stehe, dass z. B. ἀνά ταύτην τὴν ἡμέραν schlechthin weg (ohne den Begriff der Dauer) gleichbedeutend mit ταύτη τῇ ἡμέρᾳ sein könnte. Denn H 80: οὐ γὰρ τις νόστιμος φρονεῖν κακόν, οὐδ' ἀνὰ νύκτα, welche Stelle der Hr. Verf. für diesen Gebrauch anzuführen scheint²⁾, werden wir trotz des dastehenden Aorists ἀνὰ νύκτα im Sinne der zeitlichen Erstreckung „durch die Nacht hindurch, während der Nacht“ nehmen müssen; und zwar wegen des folgenden Verses βίβλητον ὃς φεῖν ἐν προφύγῃ κακόν ἢ ἀλώη: aus diesem ist klar, dass zu οὐδ' ἀνὰ νύκτα, um den Sinn zu vervollständigen, φερόμενα (welches den Begriff der Dauer enthält) zu ergänzen ist.

Schliesslich ist noch zu rügen, dass der Hr. Verf. kein Wort über die Vermittelung der beiden temporalen Gattungen des ἀνά mit dem Acc.,

die Erstreckung durch die ununterbrochen zusammenhängenden Zeitpunkte, also die *Zeitdauer* aus. Hat aber das mit einem Adjectiv verbundene Substantiv den Begriff eines durch Zwischenräume getrennten oder als getrennt gedachten Complexes einzelner Theile, dann bezeichnet *ἀνά* mit dem Acc. zwar auch wieder die Erstreckung durch diese einzelnen Zeitpunkte, aber eine Erstreckung durch einzelne von Zwischenräumen unterbrochene Zeitpunkte ist nicht mehr eine Zeitdauer, sondern eine Wiederholung in der Zeit. So erklärt sich der Unterschied zwischen *ἀνά πᾶν τὸ ἔτος* und *ἀνά πάντα ἔτη* (durch das ganze Jahr hindurch und alljährlich).

Weiter sagt nun der Verf., *ἀνά* stehe „3. bei Zahlbestimmungen α) an Herod. 4, 101: *ἡ δὲ ὁδὸς ἡ ἡμεροσίη ἀνὰ διηκόμενα στάδια συμβέβληται μοι*. Xen. Anab. 4, 6, 4: *ἀνὰ πέντε παρασάγγας τῆς ἡμέρας* an fünf P. des Tages (*quotidie*); — β) auch dient es zur Angabe von Distributivzahlen. Xen. Anab. 4, 4, 12: *οἱ δὲ μένοντες ἐξέπλεξαντο ὧδε · ἔστησαν ἀνὰ ἑκατὸν μάλιστα, ὥσπερ οἱ χοροί, ἀντιστοιχοῦντες ἀλλήλοις*. Auch hier behält, genau betrachtet, *ἀνά* seine Geltung an, und in manchen Stellen, wie eben in der vorletzten (X. A. 4, 6, 4) wird es mit Unrecht geradezu für distributiv erklärt.“ Welche Unklarheit und Unbestimmtheit in diesen Worten herrscht, sieht man auf den ersten Blick ein. Da der Verf. für den distributiven Gebrauch des *ἀνά* ein einziges Beispiel anführt und dabei sagt, „*ἀνά* behalte genau betrachtet auch hier seine Geltung an“ *) so muss man schliessen, dass er überhaupt den distributiven Gebrauch entweder ganz läugnet oder denselben auf die Bedeutung an (*circiter*) zurückführt. Ersteres kann aber doch nicht gut der Fall sein, denn der Verf. sagt ja unter β „auch dient es zur Angabe von Distributivzahlen“; also kann man nur das zweite annehmen. Wenn nun aber der Verf. den Distributiv-Gebrauch von *ἀνά* auf die Bedeutung „an“ zurückführt, warum spricht er sich denn gar nicht darüber aus, wie der distributive Gebrauch mit der Bedeutung an (beiläufig, *circiter*) zu vermitteln sei? Diess ist aber eben ein schlimmer Fehler des Buches, dass der Verf. auf eine solche Vermittelung und Herleitung der Bedeutungen aus der Grundbedeutung sich gar so selten einlässt. So sagt er z. B. von *κατά* (S. 169) ganz einfach, es werde in Verbindung mit dem Acc. gebraucht auch „von Absonderungen und distributiven Angaben α) bei Personen- und Sachnamen, als *κατ' ἄνδρα* Mann für Mann . . . b) bei Zeitbestimmungen: *κατ' ἐνιαυτόν* . . . Jahr für Jahr c) bei Zahlangaben: *κατὰ τρεῖς* zu drei, je drei.“ Ja, diess ist alles ganz richtig, aber diese Angaben findet man in jeder Grammatik und jedem Lexikon; es bedurfte also dazu nicht eines neuen Werkes, das auf den Titel einer wissenschaftlichen vergleichenden Bearbeitung der griechischen und lateinischen Partikeln Anspruch macht. Hier wäre

*) Wenn man übrigens die Stelle im Zusammenhange liest, so muss man sofort die Erklärung „an hundert“ verwerfen.

z. B. der Ort gewesen, zu zeigen, wie es denn komme, dass zwei Präpositionen, die in ihrer Grundbedeutung diametral verschieden sind, sich doch in übertragener Bedeutung berühren können. Doch von einer solchen Vergleichung und von einer wissenschaftlichen Vermittelung der Bedeutungen finden wir hier keine Spur. Man könnte aber vielleicht meinen, es stehe diess allein da und der Hr. Verf. habe sonst eine Vermittelung der Bedeutungen unter einander gegeben. Darum hält es Ref. für seine Pflicht, noch einige von den vielen Belegen, die er dafür beibringen kann, anzuführen. So sagt der Hr. Verf. ohne weitere Vermittelung, *ἐν* mit dem Acc. diene auch „5) zur Angabe einer genaueren Bestimmung, einer Beschränkung, eines ergänzenden Objectes zu Verba und Nomina“ (S. 68 — 69), so von *ἐν* mit dem Dat., es diene zur Angabe „7. des ergänzenden Objectes und zwar a) der näheren Bestimmung, der Beschränkung b) als besitzende Person (bei welcher sich etwas befindet) bei ausgedrücktem oder zu ergänzendem *αἶμα*“ (S. 74). Diese Classe „des ergänzenden Objectes, der näheren Bestimmung u. s. w.“ findet sich bei einer Menge von Präp. angeführt (z. B. bei *ad* S. 45, *πρός* S. 123, 124, 127 u. s. w.) und der Hr. Verf. unternimmt es nur sehr selten, diesen Gebrauch zu erklären, d. h. ihn mit andern zu vermitteln, so dass es den Anschein hat, der Hr. Verf. habe diess für ein bequemes Auskunftsmittel gehalten, das, was sich in keiner andern Classe unterbringen ließe, in die Classe „der beschränkenden Ergänzung“ einzuzwängen. Wo der Hr. Verf. sich auf eine wirkliche Erklärung einlässt, da thut er es in einer so unbestimmten und unentschiedenen Weise, dass man wirklich nicht recht weiß, ob es ihm damit Ernst ist oder nicht. So sagt er bei Angabe der Gebrauchsweisen des *πρός* mit dem Acc. (S. 127) „endlich dient *πρός* c. Acc. zur Angabe einer beschränkenden Ergänzung, wo wir sagen, „in Beziehung, in Rücksicht auf, in

deutung „dicere contra aliquem“ gebraucht hat. Wie kommt der Begriff des feindlichen so urplötzlich hinein? Statt uns darüber aufzuklären, fährt der Hr. Verf. so fort: „Von dieser Seite die Sache angeschaut, würde die Darstellung einen Hincasus verlangen, und eben diese Anschauungsweise ist die dem Römer und Deutschen geläufige: vgl. *dicere in aliquem, oratio in aliquem*, gegen einen reden“ u. s. w. — Eben so wenig erklärt der Hr. Verf., wie die Anwendung des *διὰ* bei Causalverhältnissen sich aus der Grundbedeutung entwickelt hat; er gibt ganz einfach (S. 104 f.) an, *διὰ* werde von Causalverhältnissen gebraucht und hier bezeichne es a) den realen Grund, den thätigen und das Mittel b) den moralischen Grund, c) die Gemäßtheit. Übrigens ist hier die dritte Classe entschieden zu streichen; *διὰ* mit Acc. in causaler Beziehung dient zu nichts weiter als zur Angabe 1) des Grundes, 2) des Mittels, und der Umstand, dass wir z. B. *δι' ἐμῆν λόγην* übersetzen können „nach meinem Willen“ berechtigt noch nicht zur Annahme einer neuen, verschiedenen Classe. Der Hr. Verf. hätte Kühner's Worte beherzigen sollen: „Die verschiedenartige Übersetzung der Präpositionen einer Sprache in eine andere Sprache darf uns nie berechtigen, einer Präposition alle die Bedeutungen beizuschreiben, die sie in der Übersetzung anzunehmen scheint“ (§. 595, 2).

Während wir in diesen Fällen, die sich durch Hinzufügung von zahlreichen anderen vermehren lassen, eine Herleitung der verschiedenen Gebrauchsweisen vermissen, verfällt andererseits der Hr. Verf., wo er eine solche Herleitung geben will, nicht selten so zu sagen ins andere Extrem. Viele von den Gebrauchsweisen nämlich, die er unmittelbar aus der Grundbedeutung einer Präp. oder eines Casus ableiten will, müssen auf eine secundäre Bedeutung zurückgeführt werden. — Bezeichnend für die Art und Weise des Hrn. Verf. ist z. B. die Erklärung, die er von *μετὰ* mit dem Acc. in der Bedeutung der Gemäßtheit gibt. Er erklärt nämlich (S. 192) die Stelle O 52' *τῷ καὶ Προσίδωρ γὰρ . . . αἰψα μεταστρέψει νόον μετὰ σοῦ καὶ ἐμὸν καὶ* „auf die Mitte deines und meines Sinnes hin gerichtet, mit deinem und meinem Sinne übereinstimmend, nach deinem und meinem Sinne.“ Nun ist zwar vollkommen richtig, dass *μετὰ* die Grundbedeutung „mitten“ hat, also in Verbindung mit dem Acc. „nach der Mitte einer Sache hin“ bedeutet: eben so richtig aber ist es, dass nicht alle übertragenen Bedeutungen unmittelbar aus dieser Grundbedeutung abzuleiten sind. Die Grundbedeutung tritt z. B. klar hervor in P 460 *ἀπὸν ὧν ἀγέκιος μετὰ χήνας* „mitten unter die Gänse hinein“; ebenso II, 245 *ὅπως ἐγὼ μετὰ μῶλον Ἄρηος*. Nun aber erscheint dem mitten in eine Sache oder mitten in einen einzelnen Gegenstand eindringen wollenden Subject das Object seiner Thätigkeit als vor ihm; daraus ergab sich die Gebrauchsweise des *μετὰ* in der Bedeutung „nach“. Der Begriff des „mitten“ verschwand hier ganz und bei den Verben der Bewegung stellte sich die Bedeutung einer Bewegung heraus, die zum Ziele hat, das vor

dem thätigen Subject heftliche Object zu erreichen, also der Begriff des Nachfolgens verbunden mit dem Begriff des Strebens den Gegenstand zu erreichen, nicht gerade in die Mitte des Gegenstandes einzudringen“); bei den Verben, die eine Ruhe bezeichnen, musste natürlich (weil das Streben zu erreichen mit einer Bewegung verbunden sein muss) auch der Begriff des Strebens, den Gegenstand zu erreichen oder einzubolen, schwinden, und es blieb der bloße Begriff des räumlichen sich Befindens nach (hinter) einem Gegenstande. Ein Beispiel für den ersten Fall bietet K 63 ἡ δὲ θύρα παρὰ τὸν αὐτὸν, ἐπὶν αὖ τοῖς ἐκτρέλλαι; eines für den zweiten Fall Her. 4, 49 λαγροὶ παρὰ Κύντας αἰετοῖσι. Der Begriff der Gemälsheit hat sich nun nicht aus der Grundbedeutung, sondern aus der selbst schon abgeleiteten Gebrauchsweise, die z. B. N 492 vorkommt, entwickelt; der Begriff der Gemälsheit ist nichts anderes als der des Nachfolgens, von räumlichen Verhältnissen auf causale übertragen und in der vom Hrn. Verfasser angeführten Stelle O 52 darf man nicht den Begriff „mitten“ wiederzufinden glauben. — Eine andere noch seltzamere Verirrung, die wir sehr oft bei dem Hrn. Verf. antreffen, ist folgende. Er geht von der ganz richtigen und nun wol allgemein zugestanden Ansicht aus, dass der griechische Genitiv als ursprüngliche Grundbedeutung die des räumlichen Ausgehens, der Entfernung und Trennung hat. Aber indem er sehr oft gar keine Notiz davon nimmt, dass sich aus dieser Grundbedeutung andere Gebrauchsweisen entwickelt haben und indem er sich abmüht, fast regelmässig die Verbindung einer Präposition mit dem Genitiv aus der Grundbedeutung des Genitivs zu erklären, geräth er auf sonderbare Abwege und bringt die geschraubtesten Erklärungen vor, gegen die sich jedes Sprachgefühl sträuben muss. Ref. will nur einige Belege dafür anführen. „Ἐπὶ c. Gen., 1) bei Raumbestimmungen, a) auf die Frage woher? Es steht ἐπὶ so bei der Be-

Genit. partit. erklärt Es fragt sich, ob diese Erklärung wirklich auch der Griechischen Denkweise entspricht; oder ob nicht vielmehr hier dieselbe Anschauungsweise, wie bei den Verben zielen obwaltet (vgl. *τοξεύειν τινός*, wo der Zielpunct eben durch den Her-Casus, den Genitiv., als der Punct dargestellt ist, von welchem her, von welchem aus die Richtung bestimmt genommen wird), so dass also der Genit. *νηός* formell den Punct bezeichnede, von welchem aus die Bestimmung der Richtung des *βαίνειν* auf (*ἀνά*) das Ziel gewonnen wird.“ (S. 152.) — *Il.* 23, 100: *ψυχὴ κατὰ χθονὸς ᾗζετο* sie gieng unter die Erde, in die Unterwelt (richtiger wohl: von der Erde hinab. Herod. 7, 6: *ἀφανίζεσθαι κατὰ τῆς θαλάσσης* in das Meer hinab, besser: von der Oberfläche des Meeres hinab. So *κατὰ γαίης ᾗζετο* von der Erde (der Oberfläche) hinab, nicht: niederwärts in die Erde.“ (S. 104.) *Περὶ* c. Genit. 1) räumlich, auf die Frage wo? bloß poet. und selten. Die eigentliche Genitivgeltung her waltet natürlich hier immer noch ob und zwar in der Weise, dass der im Genit. stehende Gegenstand als Ausgangs-, als Anfangspunct eines räumlichen Verhältnisses angeschaut wird. *Od.* 5, 168 *αὐτοῦ τετάνυστο περὶ σπείους γλαφυροῖο ἡμετέρῃ*. Ibid. 130: *τὸν μὲν ἐγὼν ἐσάωσα περὶ τρόπιος βεβῶτα*; der Genit. *τῇ* bei *βεβῶτα* ist, wie bei *τοξεύειν τινός*, Gen. des Zieles, von dem aus die Bestimmung der Richtung einer Bewegung auf dasselbe genommen wird.“ (S. 213 — 4) — Wahrlich, wenn diess alles richtig wäre, dann sollte es uns gar nicht wundern, wenn einer von des Hrn. Verf. Standpunct aus: er geht von Wien weg im Sinne von: er geht nach Wien hin sagen würde; denn, kann man argumentieren, mit „von Wien weg“ wird das Ziel angegeben, von dem aus die Bestimmung der Richtung der Bewegung auf dasselbe genommen wird. — Ref. will seine Ansicht über diese Gebrauchsweise der Präposition kurz andeuten.

In allen Fällen, in denen die Verbindung einer Präp. mit dem Genitiv das Ziel bezeichnet, ist die Grundbedeutung des Genitivs gänzlich verschwunden; denn nimmermehr kann von der Sprache Ausgangs- und Zielpunct verwechselt worden sein und es ist die allergrößte Willkürlichkeit, die nur denkbar ist, wenn der Verf. *ἐπὶ νεὼς βαίνειν* erklärt „vom Schiffe her die Bestimmung der Richtung des Gehens nehmend gehen d. i. auf das Schiff gehen.“ Vor allem müsste er uns, um die Möglichkeit solcher Erklärung zu erweisen, darüber Rechenschaft geben, wie sich denn der Begriff „die Bestimmung der Richtung des Gehens nehmend“ hier einstelle; der Genitiv hängt von *βαίνειν* ab und nicht von einem nicht existierenden Begriff „die Bestimmung der Richtung des Gehens nehmen.“ — Um eine genügende Erklärung der Verbindung einer Präp. mit dem Genitiv im Sinne des Zieles zu geben, müssen wir auf den bei den Verbis des Zielens stehenden Genitiv zurückgehen. — Aus dem ursprünglichen Begriff des Genitivs, dem Begriff des räumlichen Ausgehens, der Entfernung entwickelte sich direct der comparative Gebrauch des Genitivs bei Ausdrücken des Hervorragens, Übertreffens; denn

das Hervorragende schaut die Sprache als eine Entfernung an *). Von diesem Genitiv ist der bei allen Ausdrücken des Herrschens stehende Gen. nicht verschieden (vgl. *ἡγεστὸς τινός* *ἑλκεῖ* und *ἡγεστὸν τινός*); an diesen Gebrauch schließt sich hinwiederum der Gebrauch des Gen. bei den Verben des Greifens nach einer Sache, der körperlichen und geistigen Bewegung nach einem Ziele, um es zu erreichen, des Zielens u. s. w. an; denn man wird doch nicht den Genitiv, der bei einem Verbum des Strebens sich einer Sache zu bemächtigen, sie zu erreichen (z. B. *ὁρῶντις τινός*, *ἐκπλεῖντις*, *ἐκπλεῖντις τινός*), für einen andern Genitiv erklären, als den bei den Verben des sich Bemächtigen, Beherrschens u. s. w. In allen diesen Fällen nun ist von der Grundbedeutung des Genitiv keine Spur mehr; an ihre Stelle trat der Begriff des Zieles, dessen man sich zu bemächtigen sucht. Und auch von diesem Begriff soll nicht behauptet werden, dass er sich bei allen solchen Verben vollständig erhielt, und dass es z. B. dem Sprachgefühl der Griechen klar war, der Genitiv in *ἀνορτίζειν τινός* sei eigentlich derselbe, wie in *ἡγεστὸν τινός* und *ἡγεστὸν τινός*; es blieb z. B. bei den Verben *ἀνορτίζειν*, *βάλλειν*, *ἐπιβάλλειν* u. a. nur der Begriff des Zieles, auf welches eine Thätigkeit gerichtet ist, während der Begriff des Strebens sich einer Sache zu bemächtigen, ihrer Herr zu werden, zurücktrat. Man muss ja immer zwischen Erklärung des Sinnes, den der Autor in die Worte gelegt wissen wollte, und zwischen genetischer Erklärung der syntaktischen Erscheinung, die sich in den Worten darstellt, unterscheiden. So ist z. B. kein Zweifel, dass die Griechen bei *ἐκλ νεός βαλναι* den Genitiv als von der Präp. abhängig, und in *ἐκλ νεός* nichts weiter als das Ziel des *βαλναι* fühlten; aber Sache der genetischen Erklärung ist es, zu zeigen, wie es denn kam, dass aus einer ursprünglichen Bedeutung des Ausgangspunctes das vollständige Gegenüber, die Bedeu-

Befremdend ist es, dass der Hr. Verf. so selten oder vielmehr fast nie die von andern zu Tage geförderten und von ihm angenommenen Resultate als fremde erwähnt. Ref. glaubt freilich nicht, dass der Hr. Verf. fremde Leistungen für seine eigenen ausgeben wollte; denn die Bücher, die er benutzt und theilweise mit geringer Veränderung ausgeschrieben hat, sind z. B. Pott's etymologische Forschungen und Kühner's ausführliche Grammatik, also Bücher, die allgemein bekannt sind und häufig citiert werden, so dass der Hr. Verf. voraussetzen musste, der Leser werde in jenen Büchern nachschlagen. — Was die Benutzung des Pott'schen Werkes betrifft, so ist der Umstand, dass der Hr. Verf. dasselbe durchweg bei den etymologischen Angaben zu Grunde gelegt, gewöhnlich ohne die geringste Zuthat wiedergegeben und trotzdem höchstens vielleicht in zwei vereinzelt Fällen (S. 131 u. 200) auf Pott verwiesen hat, weniger auffallend; denn es muss doch natürlich dem Philologen gestattet sein, die Resultate der Sprachvergleichung, wo er sie für seine Zwecke nutzbar findet, herüberzunehmen und man braucht nicht von ihm zu verlangen, dass er das, was er als feststehendes und bereits zum Gemeingut gewordenes Resultat der Sprachvergleichung ansieht, immer als von diesem oder jenem Manne zu Tage gefördert bezeichnen solle. Aber zweierlei muss Ref. doch dagegen erinnern. Erstlich hätte der Hr. Verf. die Leser sehr zu Danke verpflichtet, wenn er in einer Klammer oder unter dem Texte auf Pott verwiesen hätte; denn dann könnte sich jeder sofort überzeugen, dass gar oft das, was der Hr. Verf. als eine unantastbare, über allen Zweifel erhabene Errungenschaft der Sprachvergleichung ausgibt, von Pott als eine Vermuthung neben so vielen andern Vermuthungen hingestellt wird. Zweitens hätte der Hr. Verf. nicht in jenen anmaßenden Ton verfallen sollen, den er zuweilen annimmt und der den Leser glauben macht, der Vf. bringe die Ergebnisse seiner eigenen Forschung vor. Diesen Ton treffen wir z. B. S. 182 f. an: *αIndu, endo* gelten, weil sie c. Abl. verbunden werden, als Nebenformen von *in*; eine genauere Untersuchung lässt in *du, do* (Gr. *δοῖ*) den Ablativ (Gr. Dat.) eines verstümmelten *domu* (sonst nicht mehr nachweisbar), *domo* (*δόμω*) oder eines einfacheren Nominalstammes erkennen. Gleichen Ursprungs scheint zu sein Goth. *du* = Nhd. *zu*, Gr. — *δε, ἐν-δον* (st. *ἐν-δομ*, verstümmelt aus *ἐν-δόμω*), *ἐν-δοῖ* (vgl. *ἡχοῖ* v. *ἡχώ*). Den vollen Übergang eines Substantivs zu einer Präposition zeigt Frz. *chez* v. Lat. *casa*; etwas Ähnliches bietet auch das Griechische *θύραζε* vgl. Od. 5, 410: *ἐκβασίς ἀλὸς θύραζε* (= *ἀλὸς ἐξω*).¹⁾ Dies ist aber alles aus Pott's Buche entlehnt; der Hr. Vf. hat nur das, was Pott an zwei verschiedenen Stellen (I, 261 und II, 310) sagt, hier zusammengetragen. Die Vermuthung Pott's, *indu, ἐνδον* seien Verstümmelungen aus *in domo, ἐν δόμω* *) kann man höchstens als geistreichen

¹⁾ In dem vor kurzem erschienenen ersten Theil zweiter Auflage scheint Pott selbst die Richtigkeit seiner Vermuthung zu bezweifeln, da er sie wol anführt, aber ein Fragezeichen hinzufügt.

Einfall gelten lassen; denn man wird das *-δον* in *ἐρδον* gewiss nicht trennen von *-δον*, *-δην* in *κρόβδα*, *κρόβδην* und (trotz des verschiedenen Accents) von *-δόν* in *βορρυδόν*, *ἀναφανδόν* u. s. w. Aber der Hr. Verf. gibt diese Vermuthung gleich für feststehende Resultate einer genaueren Untersuchung aus. — Um zu ermessen, in welcher ausgedehnten Weise der Hr. Verf. Pott's Werk benutzt hat ohne es zu nennen, vergleiche man S. 97 (über *coram*) mit Pott I 273, II 389–90 und II 614; S. 143 (über *super*, *ὀπίς*) mit Pott I 109; S. 86 (über *ἐκ*) mit Pott I 109, I 244, II 175; S. 46 (*erga*) mit Pott II 282 und so fast durchgehends.

Ein parmal versucht der Hr. Verf. selbst etymologische Vermuthungen aufzustellen; aber da kommen solche Dinge zum Vorschein, wie z. B.: „Der Ursprung dieses Wortes (*ἐν*) ist dunkel; möglich, dass es mit *ἐν*, dem Stamme von *ἐλς*, zusammengehört: wenigstens wäre die Bedeutung des „einheitlichen Ineinander“ dieser Annahme nicht entgegen u. s. w. (S. 173). — Sonderbar ist es, was S. 181 über *ἐκ* gesagt wird: „*ἐκ* ist entweder eine von *ἐλς* ausgehende oder dem *ἐλς* zu Grunde liegende Bildung, in welchem letzteren Falle also *ἐλς* durch Abschleifung aus *ἐκ* hervorgegangen wäre,“ nachdem S. 177 erklärt ist „*ἐλς* mag auf *ἐν* + *ε* (vgl. *οἰκονε*, *πρόσ-θεν*) zurückzuführen sein.“ Wie kann es jemals irgend jemandem einfallen, *ἐλς* von *ἐκ* ableiten zu wollen? Mit wie wenig Umsicht und Einsicht der Hr. Verf. in diesen Dingen verfuhr, dafür ist der beste Beweis das, was er über die Ableitung von *δε* sagt: „In dieser, auf die mit dem Ablativsuffix Lat. *de* Gr. *θεν* übereinstimmende — Abstammung von der dem *ἐκ* zu Grunde liegenden Wurzel *θες*, Skr. *dāśu*, *dāu* hinführende Bezeichnung der Richtung von der als tragend gedachten Fläche, Seite oder Stelle eines Gegenstandes (= von auf) steht *δε* bei der Angabe: A) räumlicher Beziehungsverhältnisse u. s. w.“ Die Structur dieses Satzes ist

ist nicht so leicht zu entschuldigen. Man vergleiche z. B. S. 192: „*μετά* bezeichnet *b*) die Gleichzeitigkeit in der Verbindung *μετ' ἡμέραν*, *interdu* bei Herod. I, 34 und auch bei den Attikern ... Das Nacheinander findet sich hier darin, dass das etwa bezeichnete Factum, welches im Laufe des Tages statt hat, (z. B. des Weggehens: *μετ' ἡμέραν ἀπῆλθεν*) nach dem (angebrochenen Tage, nach dem) Anbruch des Tages eintritt.“ Hier hat der Hr. Verf. eine von Kühner kurz hingeworfene Bemerkung „*μετ' ἡμέραν* Herod. I, 150 und auch bei den Attikern, *interdu*, am Tage (eigentlich: nach Anbruch des Tages)“ benutzt, um zu erklären, wie sich bei *μετά* aus der Bedeutung nach der Begriff der Gleichzeitigkeit entwickelt hat⁹⁾. — S. 167 sagt der Hr. Verf. von *κατά* mit dem Gen., es werde gebraucht *a*) vom Grund, *a*) vom realen und zwar von dem mitwirkenden Grund, dem Mittel bei Schwüren und Betheuerungen, wie *εὔχεσθαι, ὀμῶσαι κατά τινος* das zur Bekräftigung des Eides dienende wird gleichsam als ein tragendes angeschaut, auf welches die Ausführung gestützt ist (durch welches sie vermittelt wird). Es beruht diese Anschauungsweise auf dem wirklich vorkommenden Gebrauche, dass bei Schwüren und Gelübden die Hand auf einen geweihten Gegenstand gelegt und so in Mitwirkung gezogen wurde u. s. w.“ Damit vergleiche man Kühner S. 284: „*Κατά* wird gebraucht 2) in causaler Beziehung: *a*) zur Angabe der Ursache, des Urhebers: *de*, als *λέγειν κατά τινος, dicere de aliqua re*. Der Genitiv bezeichnet den Gegenstand, welcher die Thätigkeit hervorruft, und *κατά* stellt den Gegenstand räumlich oder sinnlich als einen, der Rede unterworfenen dar. ... So auch in den attischen Betheuerungs- und Schwurformeln, als *εὔχεσθαι, ὀμῶσαι κατά τινος* u. dgl., indem die Person oder Sache, bei der man schwört oder fleht, als den Schwur, die Bitte hervorrufend oder bekräftigend gedacht wird, und *κατά* gewissermaßen das physische Drüberhalten der Hand bezeichnet.“ — Und selbst die vom Ref. oben als unrichtig bezeichnete Erklärung des Genitivs, wo er das Ziel einer Thätigkeit bezeichnet, ist nichts anderes als die Kühner'sche Erklärung. Kühner sagt z. B. über *διά* mit dem Gen. in räumlicher Bedeutung (S. 281) nach Anführung der Beispiele *διὰ πῆσαν γῆν, διὰ πῶλον, διὰ πολεμίας πορεύεσθαι*: „Da in dieser Beziehung nach unserer Auffassung die Richtung: Wohin ausgedrückt wird; so könnte man

⁹⁾ Ref. bezweifelt übrigens sehr die Richtigkeit dieser Erklärung, denn die Forderung, man solle den Begriff des Anfangs (Anbruchs) hier ergänzen, ist eine ganz ungegründete. Vielmehr ist bei Erklärung dieser Ausdrucksweise anzunehmen, dass der Accus. *ἡμέραν* hier ursprünglich die Ausdehnung in der Zeit bezeichnet (wie z. B. Her. VI, 127 *ἡ δὲ Σύβαρις ἤματι τοῦτον τὸν χρόνον μάλιστα*), dass dann *μετά* als Adverb hinzutrat und die Verbindung *μετ' ἡμέραν* eigentlich „mitten im Verlaufe des Tages“ bedeutete und dass erst später der Accusativ als abhängig von der Präposition gefühlt wurde.

leicht versucht werden, die Behauptung aufzustellen, dass der Wohincasus mit dem Wohercasus vertauscht sei, und dass zwischen *ἐνὰ πύλοις* und *ἐκὰ πύλοις* kein Unterschied der Bedeutung Statt habe. Die Sache verhält sich aber auf folgende Weise. Der Genitiv *αὐτοῦ* und *ἐν* sich bezeichnet, wie wir §. 523 gesehen, den Raum als den Träger der Thätigkeit, also als ein thätiges in der Richtung: Woher, und die Präposition *ἐκ* gibt bloß die Verbreitung der Thätigkeit über den Raum ohne alle Rücksicht auf das Richtungsverhältnis an. Der Genitiv bezeichnet demnach hier eine Thätigkeitsbeziehung.² So äußert sich Kühner noch an mehreren Stellen. Dieselbe Erklärung gibt der Hr. Vf. an, nur dass er den Ausdruck variiert und statt „Träger der Thätigkeit“ „Ausgangspunct“ sagt. (Der Hr. Vf. bemerkt z. B. über *ἐκ* c. gen. in räumlicher Bedeutung auf die Frage wo (§. 213): „Die eigentliche Genitivgeltung her waltet natürlich hier immer noch ob und zwar in der Weise, dass der im Genitiv stehende Gegenstand als Ausgangspunct, als Anfangspunct eines räumlichen Verhältnisses angeschaut wird“ und Kühner sagt §. 294, es werde gebraucht „in räumlicher Beziehung zur Angabe eines räumlichen Verweilens um einen Gegenstand herum. Der Genitiv stellt den Raum als Träger der Thätigkeit dar (§. 523, 1.²).“ Nur weicht der Hr. Verf. darin von Kühner ab, dass er, wie wir oben gesehen haben, auch den Zielpunct als einen Punct auffasst, von welchem aus die Bestimmung der Richtung einer Bewegung genommen wird, dass er also unvorsichtiger Weise auch *ἐκ* *πύλων*, *ναυὸς* u. s. w. auf die Frage wohin aus der Grundbedeutung des Genitivs erklärt, während Kühner dies wolweislich und mit richtiger Einsicht vermied (vgl. §. 611. I. 1. b; §. 606. I. 1. b.).

Wie von Kühner, so hat der Hr. Verf. auch von Nägelsbach Ansichten herübergenommen, ohne sie im mindesten als fremde zu bezeichnen. Bekanntlich hält Nägelsbach dafür (Ausspr. u. d. d. Sprache, VII)

griechischen und lateinischen Partikeln.² Diesen Namen verdient es aber nicht; denn das ist doch noch keine **v e r g l e i c h e n d e** Bearbeitung, wenn der Hr. Verf. nach Darstellung der Gebrauchsweisen der lateinischen Präpositionen die Angabe der Gebrauchsweisen der griechischen folgen lässt, oder wenn er gelegentlich bemerkt, dass beide Sprachen bezüglich einer einzelnen Gebrauchsweise dieser oder jener Präposition übereinstimmen, dass z. B. in *πρὸ φόβοιο* (ll. P, 667) die Gebrauchsweise des *πρὸ* dieselbe sei, wie die des *prae* in *prae metu*. Solche Übereinstimmungen hätte der Hr. Verf. nicht gelegentlich und zerstreut anführen, sondern **s y s t e m a t i s c h** darstellen sollen; er hätte zeigen sollen, wie bei **e t y m o l o g i s c h** verwandten Präpositionen beide Sprachen bezüglich der Gebrauchsweisen in der Anschauungsweise bald übereinstimmen, bald auseinandergehen; ferner wie etymologisch verschiedene Präpositionen doch bezüglich mancher übertragenen Bedeutungen zusammenstimmen. Doch dazu wäre es nöthig gewesen, erst in jeder einzelnen von beiden Sprachen die verschiedenen Gebrauchsweisen mittelbar oder unmittelbar aus der Grundbedeutung der Präposition herzuleiten: und da der Hr. Verf., wie wir gesehen haben, diese Aufgabe nicht erfüllt hat, so kann natürlich von dem andern gar nicht die Rede sein. — Der zweite Punct betrifft die mangelhafte und ganz oberflächliche Behandlung der zusammengesetzten Verba: und doch bietet gerade die Betrachtung der Functionen einer Präposition in der Zusammensetzung viele interessante Aufschlüsse. Der Hr. Verf. lässt aber oft die zusammengesetzten Verba ganz außer Acht, z. B. bei *ad*, *ob*, *de*, *ἐπί* u. a.; und wo er dieselben berücksichtigt, da würdigt er sie nur einer kurzen und oberflächlichen Bemerkung.

Wenn nun Ref. das gesagte zusammenfasst und noch zahlreiche nicht gerügte Mängel berücksichtigt, so muss er bei aller Anerkennung des Fleißes, den der Hr. Verf. an den Tag gelegt hat, doch mit größter Bestimmtheit erklären, dass es dem Hrn. Verf. nicht gelungen ist irgendwie neue Aufschlüsse in dieser freilich höchst schwierigen und oft sehr dunkeln Partie zu geben, und die wissenschaftliche Forschung zu fördern, und dass noch etwas mehr als guter Wille und Fleiß dazu gehört, um auf einem solchen Gebiete irgend etwas beachtens- und dankenswerthes zu liefern.

P r a g.

Joh. Květa.

Lateinische Elementar-Grammatik für die erste und zweite Classe der k. k. österr. Gymnasien von Stephan Wolf, k. k. Gymnasiallehrer an der Theres. Akademie in Wien. Wien, Seidel, 1859. X u. 193 S — 90 Nkr.

Die wissenschaftliche Welt ist zwar über die Zwecke des Gymnasialunterrichtes im wesentlichen einig, und demgemäss der Charakter dieser Unterrichtsanstalten überall so ziemlich der gleiche; dennoch würde es ein Fehlschluss sein, anzunehmen, dass nun auch die gleichen Lehrbücher in allen derartigen Anstalten brauchbar und förderlich sein müssten. Es ist im Gegentheil ein besonderer Vorzug des zur Geltung gelangten Systems, dass der Individualität des Lehrers wie der Schule so viel Raum geboten ist, dass aus dieser Freiheit der Bewegung ein lebendiger Wettstreit in der Schulliteratur mit Nothwendigkeit erwächst. Andererseits ist es eine öfter gehörte und wohl gerechtfertigte Behauptung, dass es eine der dankenswerthesten Unternehmungen wäre für die Gymnasien unseres Kaiserstaates eine allen Bedürfnissen entsprechende lateinische Grammatik, der sich dann auch die Übungsbücher bestimmt anschliessen könnten, zu schaffen. Wie schwer und äusserlich selbst undankbar die Lösung der Aufgabe ist, wissen wir alle; es wird daher dem Hrn. Verf. eine erfreuliche Wahrnehmung gewesen sein, zu sehen, mit welcher Theilnahme sein Werk in hiesigen Kreisen begrüsst wurde. Gegründete Ausstellungen und Meinungsverschiedenheiten offen auszusprechen ist ein lebendiger Beweis aufrichtiger Theilnahme, und als solchen möchten wir unsere Besprechung betrachtet wissen, die zur gelegentlichen Berichtigung des fehlerhaften und zu vielleicht erneuter Erwägung des angefochtenen führen mag.

Zunächst muss es uns Wunder nehmen, dass der Hr. Verf., der

weise erlebt, da der Übergang von der Kühner'schen Elementar-Grammatik der griechischen Sprache zu der trefflichen Grammatik von Curtius selbst auf die schonendste Weise bewerkstelligt wurde. Die Schüler zogen es immer vor, das früher erlernte in dem Buche nachzuschlagen, in dem sie sich einheimisch gemacht hatten; und das war zu ertragen, wo Formenlehre und Syntax einen natürlichen Abschnitt bildeten. Anders gestaltet sich die Sache auf unserem Gebiete. Mit der absolvierten zweiten Classe ist die lateinische Formenlehre noch nicht so in Fleisch und Blut gedrungen, dass ein Wechsel des Buches ohne die erheblichsten Nachtheile stattfinden könnte; denn der Schüler wird dadurch in keinem von beiden Lehrbüchern heimisch werden. Aber nur bei völliger Vertrautheit in der Grammatik wird man auf ein öfteres Nachschlagen rechnen können, während längeres Suchen auf unbekannten Boden zur Ermattung und endlichen Lässigkeit der Schüler führen muss. Das dem Gedächtnis mit dem Erlernen der Elemente eingeprägte lebhafte Bild, wo jedes einzelne steht und also zu suchen ist, bleibt sicher ein Reizmittel den Schüler zur Grammatik öfter zurückzuführen, das wir nicht entbehren können. Auf ein sicheres Finden des Lohnes für die Mühe des nachschlagens zielt auch die Verordnung, dass eine etwa für das Obergymnasium als Hilfsbuch zugelassene lateinische Grammatik von demselben Verf. sei, wie das im Untergymnasium gebrauchte Lehrbuch.

Aus dem Nachdrucke, den der Hr. Verf. auf das Zusammenstellen des nothwendigsten für diese Unterrichtsstufe legt, darf man wohl schliessen, er habe durch seine Anordnung ein Vorgehen allzuheifriger Lehrer unmöglich machen wollen, und die daraus erwachsende Gefahr für das gründliche Erlernen der Elemente beseitigen wollen. Allein erstens hätte dieselbe Unterscheidung durch den Druck, die für die erste und zweite Classe doch angewendet werden musste, auch weiterhin dem Lehrer die nöthigen Winke geben können, und das Gesetz spricht anderseits über diese Fragen so bestimmt, dass ein Zweifel über das, was schon zu nehmen, was für später zu lassen sei, kaum möglich ist. Zweitens aber wäre im entgegengesetzten Falle das Lehrbuch eine sehr unsichere Schranke; denn das Gesetz würde keinem Lehrer die Befähigung zuerkennen, dessen Wissen nicht weit über das im Buche gegebene hinausreichte. Somit soll ein seltenes Übel, das durch Aufsicht und Rath der Directoren und Schulräthe leicht hindanzuhalten ist, durch Herbeiziehen eines unausbleiblichen dauernden Übels, das im unzeitigen Wechsel der Lehrbücher liegt, verhütet werden? Die pädagogische Aufgabe, den Lehrstoff zu vereinfachen und zunächst das nothwendigste gleichsam als Gerüste fest und für die Dauer zu begründen, um daran den späteren Ausbau sicher anlehnen zu können, ist gewiss, ohne dem Gesetze Gewalt anzuthun, zu lösen; ja wie uns scheint in noch s'rengerer Weise durchzuführen, als das vorliegende Buch in manchen Theilen es erweist. Dass freilich bei der mühevollen Arbeit in der

alten Rumpelkammer der lat. Grammatik aufzuräumen, nicht aller Unrath als solcher erkannt ist, wird natürlich und begreiflich erscheinen.

Das erste Bedenken müssen wir gegen die Lautlehre, vom Hrn. Verf. Elementarlehre genannt, erheben. Was sollen zehnjährige Knaben mit dem für sie todten Material — ja ist es didaktisch zu rechtfertigen durch Vorgehen und daher mechanisches Einüben ganz unverständlicher Gesetze dem Knaben das Erlernen einer Sprache sogleich als etwas mühsames und trockenes erscheinen zu lassen, und ihm zugleich die Freude einer spätern selbständigen Beobachtung an dem lebendigen Beispiele zu verkümmern? Andererseits sind auch die meisten gegebenen Regeln in der vorliegenden Fassung nur halb wahr oder geradezu unwahr, und verstoßen dadurch gegen einen Hauptgrundsatz, dass nämlich alles das, was auf der ersten Stufe erlernt wird und meist für das ganze Leben haftet, so sein soll, dass kein späterer Unterricht daran zu rütteln braucht.

Todtes Material ist aber wie die ganze Fassung der Formenlehre beweis, die Eintheilung der Consonanten (§. 2, §. 3) nach den Sprachorganen, eine Eintheilung, die an und für sich durch die neuesten Forschungen der Physiologie unsicher geworden, und bei der ganzen Formenlehre unserer Grammatik nicht einmal berücksichtigt wird; ebenso todtes Material ist die Bemerkung, dass *ei, oi, ui, eu* uneigentliche (?) Diphthongen im Lat. seien, da *eui, oei, uei, deinde* im Hexameter z. B. unzweifelhaft als Längen gelesen, also auch diphthongisch gesprochen werden müssen; was soll also die Bemerkung, die den eigentlichen Kern der Sache bis zur Unverständlichkeit verhüllt?

Nach §. 3, 3 Anm. 2. müsste ferner der Schüler vermuthen, weil *ae* nur in den wenigen lat. Wörtern vorkomme, dass dafür der ihm in der Tabelle zur Seite gesetzten Aspirate *h* ein größeres Gebiet zufalle, indes dieses *h* doch nur in *seho* und *traho* als Aspirate geführt wurde

anderen entgegen. — Falsch ist, wenn *pendo-pondus*, *sepello-sepultus* als analoge Fälle nebeneinander stehen (S. 3, §. 6), da der Wandel des Vocales auf verschiedenen Gesetzen beruht, ebenso die Behauptung, dass *i* zu *u* werde in *facilis-facultas*, da hier vielmehr der gleiche Fall wie in *famulus, familia* vorliegt (vgl. Corssen S. 305); neben *pando* hat noch Cic. *poento*, und *audio-obedio*, muss, da die vielen Zwischenglieder der Wandelung natürlich nicht angeführt werden können, ungeheuerlich erscheinen, und als unverstanden die Jugend zu leichtsinnigem Etymologisieren verführen. Unverständlich ist auch die Zusammenstellung *veho-vexi* und *vivo-vixi* unter der Rubrik, dass *b* und *v* ebenso wie *d* und *g* vor *s* und *t* in die harten Laute *p* und *c* übergehen; denn der Schüler würde mit Recht fragen, ob also *c* der harte Laut zu *v* wäre.

In der Lehre vom Accente endlich ist es geradezu falsch, wenn gesagt wird, dass die Anhängепartikeln *que, ne, ve, ce* den Ton auf die vorletzte Sylbe ziehen; die Regel muss anders präcisiert sein; denn man sagt wol *patérque* aber *ménsäque, mensäque*; um gleich seine eigene Regel umzuwerfen, fügt der Hr. Verf. hinzu: man unterscheide daher *itaque* und *itäque*.

Nach dem gesagten wird der Wunsch, dass diese ganze Lautlehre über Bord geworfen werde, gerechtfertigt erscheinen. Die nöthigsten Angaben über die vom Deutschen abweichende Aussprache lat. Buchstaben und die Hauptregeln der lat. Betonung genügen vollständig, um nach einiger Einübung des lesens sogleich zur Formenlehre überzugehen. Ehe auch wir dieses thun, sei uns noch eine Bemerkung allgemeiner Natur gestattet, nämlich über die Beifügung eines deutschen Terminus zum gebräuchlichen lat. Terminus in der Grammatik. Gleich in der Unterscheidung von Selbstlauten und Mitlauten zeigt sich der Übelstand nicht zutreffender Bezeichnung, denn Mitlaut passt für *m, n, l, r* und einige andere bekanntlich nicht; die lat. Bezeichnung nennt diese zum Theil *semivocales*, wie schlagend wäre dazu die Übersetzung Halbmitlaute! Allerdings passen die lat. Termini auch nirgend vollständig, allein die Wissenschaft hilft sich hier wie bei allen Terminis durch einen bestimmt festgesetzten Werth, so dass jene wie eine Scheidemünze ihren angenommenen Werth haben. Wozu bemühen wir uns also zu den nicht zutreffenden lat. Terminis, die auch die deutsche Grammatik bereits angenommen hat, eine Reihe von neuen nicht zutreffenden deutschen zu erfinden, zu verbreiten und der Jugend einzuguäßen, bei denen zumal das lebendige Sprachbewusstsein dem conventionellen Werth stets zu opponieren geneigt ist.

Bei Besprechung der Formenlehre scheiden wir zuerst wieder dasjenige aus, was sich aus dem alten Hausrathe der lat. Grammatik unberechtigter Weise zu retten gewusst hat, um dann den knappsten Stoff für die weitere Besprechung übrig zu behalten.

Glaubt der Hr. Verf. wirklich daran mit der §. 14 gegebenen

Regel, die Substantiva bezeichnen entweder sinnlich wahrnehmbare Gegenstände, Personen oder Sachen (substantiva concreta), oder sie bezeichnen Eigenschaften, Zustände oder Thätigkeiten, die als Gegenstände gedacht werden (substantiva abstracta)* den Knaben eine richtige Unterscheidung von Concretis und Abstractis gegeben zu haben? Wird nicht vielmehr nach der Fassung jener Regel die Frage, ob also auch *Dens, animus etc.* abstracta seien, zu erwarten stehen? Oder wie soll dem Knaben klar gemacht werden, dass *curans* und *sonans* (nach seiner Ansicht offenbar sinnlich wahrnehmbare Dinge) keine Concreta seien, dass man wohl einen schlafenden oder laufenden, nicht aber Schlaf und Lauf selbst wahrnehme? Erwägt man nun, dass die falsche, und weil unverständlich, auch mühsame Unterscheidung höchstens zu einer oder der anderen Genusregel vorausgesetzt ist, so muss einem doch um die Zeit leid werden, die für solche Auseinandersetzungen in Anspruch genommen werden müsste, für die Mehrzahl zumal wol ganz ohne Resultat!

Die Declination der griechischen Nomina §. 65, 67 ist ohne weiteres auf die dritte Classe zu verschieben; denn durch die Erlernung der griechischen Paradigmen verstehen sich dann die im Lat. vorkommenden Formen von selbst, indes nur der Blick der Knaben eher getrübt wird, wenn er nach Einprägung der regelmässigen lat. Declination sogleich noch eine Reihe griech. Paradigmen vor sich sieht. Auch machen wir hier auf die unrichtige Behauptung, dass *Jesus* ganz griechisch decliniere, aufmerksam, denn weder der Accus. *Jesus* für den *Jesus* nie vorkommt, noch ein Abl. *Jeum* fñgt sich in die Kategorie einer griechischen Declination.

Ferner lohnt die ungeheuere Arbeit der Einübung von §. 28, wobei leeres Stroh gedroschen wird, ebenso wenig, wie das, was etwa

und vereinfachten Unterrichtes aus der Formenlehre noch zu entfernen. Gegen das übrig bleibende haben wir im einzelnen noch folgendes zu bemerken.

Die Genusregeln zeigen in der Anordnung und Fassung gar keinen Fortschritt gegen das bisher gebräuchliche. Zwar weiß ein jeder Lehrer, wie ungeheuer schwer es gerade auf diesem verzweifelten Gebiete ist, den Forderungen der Wissenschaft und einigen didaktischen Rücksichten zugleich gerecht zu werden — und man mag daher lieber in einer Schulgrammatik sein Hauptaugenmerk letztern zuwenden. Aber in der vorliegenden Fassung hat gar keine von beiden Forderungen den geringsten Gewinn gezogen. Gleich die erste Regel S. 9, §. 16 sagt: „Masculina sind ohne Rücksicht auf den Endlaut die Namen der Männer und männlichen Wesen, daher auch der Völker.“ Diese sind doch wol nicht Namen von männlichen Wesen! Vielmehr hätte es, um Mergern zu dürfen, eines noch nicht hither gehörigen Mittelgliedes bedurft, dass nämlich das Genus mascul. zugleich als genus überhaupt für Personen gelte. Die angeführten Ausnahmen beruhen sodann auf falscher Auffassung, denn *copiae*, *auxilia* sind eben keine Namen von Männern oder männlichen Wesen. Ja wenn man in dieser Weise Ausnahmen anzuführen unternähme, wo wäre da ein Ende zu finden? Denn warum wird nicht *legio*, *cohors*, *ala*, *turma*, *natio* ja ebenso gut *navis* und *ars* wie *manipulum* als Ausnahmen angeführt, die wol für uns Namen männlicher Wesen sind, aber für die Römer nicht? — S. 20, §. 33 heißt es ferner: Masculina sind 1. die Substantiva auf . . . or (*örts*) §. 34, Ausnahmen: vier Wörter auf *or*, nämlich *aequor*, *ador*, *marmor* (alle drei im Genit. auf *örts*) und *cor*, *cordis*, also offenbar keine Ausnahmen für die vorstehende Regel. S. 21, 5. b. ist *aer*, *aeris* mit *quies*, *seges*, *leges* etc. in eine Regel gebracht. Diese wenigen Ausstellungen mögen für dieses Capitel genügen zu zeigen, dass von einer wissenschaftlichen Anordnung hier keine Rede sein kann. Wenn daher anderseits auch für die Erleichterung der Aneignung des Stoffes nichts gewonnen ist, wie denn die übel berufenen 36 auf ein *te* leibhaftig, nur ohne Reim und schlecht geordnet zu treffen sind, so wird es gestattet sein, dem hier gebotenen gegenüber für die alten *versus memoriales* zu schwärmen; denn der wissenschaftliche Mangel ist hier zwar geblieben, aber der Humor und die lustigen Reime sind verloren gegangen, und so lässt sich kaum ein trockeneres Geschäft vorstellen, als diese Genusregeln einzüben. — Die Eintheilung der Nomina der dritten Declination nach verschiedenen Gruppen scheint uns auch keine glückliche zu sein, vollends da der Schüler dadurch verführt wird, die scheinbare Abweichung der *f*-Stämme für eine wirkliche zu halten (die Neutra haben da wunderbarerweise drei Abweichungen *marī*, *maria*, *marium*), also auch eine Ansicht, die er baldigst wieder verlernen müsste.

Dass es auch hier dem Hrn. Verf. begegnet ist, unter Wörtern auf *-en*, *-entis* frischweg *pecten*, *pectinis* mit aufzuführen, wollen wir zu

einfach bemerken; tadelnswerth ist es aber, wenn fort und fort den Älteren Grammatikern die Behauptung nachgesprochen wird, dass im allgemeinen bei den Adjectiven eines Ausganges und den Comparativen im Ablativo die Endung *i* vorzuziehen sei: §. 49.2. Ist denn eine derartige Regel überhaupt erwiesen, und was heisst „im allgemeinen“ bei einer Sache, die auf der Beobachtung einzelner Fälle beruht? heisst das bei den meisten Schriftstellern, Prosakern, Dichtern kommt diese Form vor? Aber das wird man sich hüten zu behaupten, weil der Gebrauch noch für die wenigsten bis jetzt zuverlässig erforscht ist. — S. 47, §. 73, II. b. heisst es: „die Adjectiva, welche vor der Endung *us* einen Vocal haben (auf *eus, ius, uis*) bilden den Comparativ, indem sie *magis*, und den Superlativ, indem sie *maxime* vor das ungesteigerte Adjectiv setzen.“ Wie schief und unbeholffen ist diese Regel ausgefallen; denn diese Adjective bilden eben keinen Comparativ oder Superlativ, und müssen den gesteigerten Begriff durch Umschreibung ausdrücken. — S. 49 §. 89 nach der Declination von *hic haec hoc* folgt die Anmerkung, dass an alle Casus dieses Pronomens die Silbe *ce* zur Verstärkung angehängt werden könne, wie *hacce, Aususce, Alacce* u. s. f. Die angeführten Beispiele haben freilich den Hrn. Verf. übersehen lassen, dass seine Regel in dieser Weise eben so gut wie die von Ferd. Schultz B. 105 gegebene falsch ist; *Aorunce* z. B. hätte ihn wol etwas vorsichtiger gemacht. Ich meine aber, für die Zwecke der ersten und zweiten Classe wäre der Ausspruch, dass die Verstärkungssilbe *ce* sich nur an die auf *s* auslautenden Formen anschliesse, wie es die gewöhnliche, d. h. die nicht alterthümliche und nicht alterthümelnde Sprache zeigt, erspriesslicher gewesen. — Dass *allertus* allein im Genitiv kurzes *i* habe (S. 66) ist, so viel ich weiss, nicht erwiesen und der Hexameter kann aus naheliegenden Gründen für die Prosa keinen Beleg bieten. Auch

die wichtigstenⁿ. Mag nun der Hr. Verf. Recht haben oder nicht, soll der Schüler den Lehrer nach den übrigen 15 oder 5 Verbis fragen? Für die vierte Conjugation endlich sind 14 Deponentia angesetzt und 13 angeführt. Wozu sind nun die Zahlenangaben, die nirgend klappen, und nur Störung und erwünschten Anlass zu allerlei Allotriis geben?

S. 111 geht eine Anmerkung über *edere-esse* dem Paradigma voraus, deren Inhalt wieder der Schüler mit mehr Nutzen selbst aus dem Paradigma abstrahiert. Dasselbst ist auch mit einem Male von kurzen (Binde)vocalen die Rede, von denen aber bis dahin nirgend etwas verlautete, und welche auch die ganze Abtheilung aller Verbalformen, wie z. B. *leg-imus, leg-ebam etc.* st. *leg-i-mus* u. s. f. nirgend merken ließ. Endlich was wir in den Anmerkungen unter dem Texte lesen, wie S. 100 1. u. 2., 124, 160 ist für diese Altersstufe nur ein leerer und gefährlicher Prunk, das S. 66 und 48 angemerkte ist sogar für das Gymnasium überhaupt bedenklich oder sicher unfruchtbar.

In Bezug auf die Wortbildungslehre können wir sehr kurz sein; nicht als ob da nicht auch mancherlei Ausstellungen zu machen wären, sondern weil einige Beispiele genügend zeigen werden, wie ganz unersprießlich für die beiden ersten Classen derartige Regeln sind, die man wie die Lautlehre am besten ganz aus dem Wege läßt. S. 127, 3 heißt es bei „Erklärung der wichtigsten Suffixe“, *-tum* bezeichne einen Zustand z. B. *gaudium, studium*, das ist nun ganz schön, aber dem Schüler, der schon einige copia verborum besitzt, fallen nun gleich *mancriptum, praedictum, tugurium, refugium, vestigium, labium* und eine Masse andere ein, die nicht daher passen. S. 128 Anm. 2: „Bisweilen verschmilzt *lus* mit dem Endconsonanten des Stammwortes zu *lus* z. B. *libellus* (*liber*) *puella* (*puer*) und nun kommt ein sehr passendes Beispiel *signum* (*signum*)! S. 128, 4 „*ile* an den Namen von Thieren gefügt, bezeichnet den Stall;“ nun sind das aber eigentlich bloße Adjective, und *ille* gehört unter die Adjectivbildungen, nicht hieher. S. 150 heißt es, „*abundus* an den Stamm der Verba gefügt, bezeichnet ein vertiefen in das, was das Verbum ausdrückt, z. B. *morbundus* sterbend,“ also sich in das sterben vertiefend? S. 130 die Zusammensetzung von Verben und Verbum, jedoch nur in der Zusammensetzung mit *facto*, wie *confactio* etc. halte ich trotz der Behauptung der bisherigen lateinischen Grammatiker für unglaublich. Im ganzen sieht man, ist auch hier nichts wesentliches geschehen; denn da unsere lateinischen Grammatiken auf diesem Felde bisher nichts geleistet haben, so ist auch in vorliegendem Buche nichts nennenswerthes vorgebracht. Das Gedächtnis der Jugend aber mit Regeln zu belasten, die so wenig zutreffen, wie die hiehergehörigen, wäre geradezu ein Frevel. Also fort auch mit diesem unfruchtbaren Materiale aus einer „das nothwendigste“ bündig und klar zusammenfassenden Grammatik.

Als dritter Abschnitt folgt endlich ein vorbereitender Cursus der Syntax. Die wichtigsten Aufgaben, die einer Schulgrammatik in d

Syntax zufallen, sind ohne Zweifel, neben einer sorgsamten Ausscheidung des wesentlichen, Klarheit und möglichste Kürze in der Fassung der Regeln und lichtvolle Anordnung des ja bereits ganz verarbeiteten Stoffes. Hier tritt also eine sichtbare Erleichterung in so ferne ein, als nicht, wie in der Formenlehre, eine Masse alter Abgeschmacktheiten zu beseitigen und vieles ganz neu zu construieren ist; hier kommt es zunächst nur auf eine glückliche Benützung der besten Hilfsmittel an und auf die Fähigkeit, alles Regelwerk so zu bestellen, dass es dem jugendlichen Verstande einsehbar und dem Gedächtnisse aufnehmbar sei. Wie weit man diesen Forderungspunkt in vorliegenden Werke Genüge gethan sei, soll die Betrachtung mehrerer Einzelheiten lehren.

Über das, was unumgänglich nöthig oder noch hinauszuschieben sei, wird sich in manchen Stücken streiten lassen; wir gestehen, dass wir §. 177 Anm. 1 u. 2 und §. 227 Anm. für diese Altersstufe für unnöthig halten, so wie auch §. 231, 5 nicht gerade zum wesentlichsten gehört. Aber wir haben uns eine Reihe von geradezu falschen Dingen angemerkt, die denn doch nicht ohne erheblichen Schaden zu stiften in den Händen der Schüler gelassen oder gar eingeübt werden dürfen. So heisst es §. 181. „Nach den Verbis verhindern, abhalten u. d. wird das bloße dass oder der Infinitiv mit zu durch *quominus* ausgedrückt. In diesem Falle geht im Hauptsatze eine Negation voraus.“ Dieser Fehler beruht offenbar auf einer übereilten Benützung von Ferd. Schultz' lateinischer Sprachlehre §. 353, wo in der Anmerkung zu jenem §. noch andere Verba, als solche des Hinderns, Hemmens angeführt werden, die zwar gleichfalls mit *quominus* verbunden werden können, aber meist nur wenn sie mit einer Negation stehen, also *non praevertit quominus, non recusat* etc. Auf gleichem Grunde beruht §. 200 die falsche Lehre, dass *stultitia* und *distantia* die Personalsubstantiva, angeblich die Begrenzungsmittel im Genitive, zu sein haben. Hier

zu bei, die an sich einfache Sache vollständig zu verwirren. Die Unterscheidung der Fragen wessen, und was für ein, kann auch in der willkürlichsten Anwendung keinen Anhalt gewähren. Dass der Genitivus objectivus im Deutschen stets durch Präpositionen oder die Zusammensetzung ausgedrückt werde, ist nicht wahr, man sagt z. B. die Furcht Gottes, die Liebe der Kinder in gleicher Weise, wie im Latein ohne Umschreibung durch Präpositionen. Und hält endlich der Verf. in den beiden angeführten Beispielen *Austriac imperator* und *Deus est auctor omnium rerum*, *Austriac* und *omnium rerum* wirklich für subjective Genitive? — Die Auffassung des objectiven Genitivs wird unnötig erschwert, wenn man die Construction der Adjectiva *peritus*, *cupiscus* etc. (§. 209) nicht in seinen Bereich zieht, wie nun fast allgemein geschieht. — Die Anmerkung zu §. 226, der Lehre vom Unterschied des Imperfects und Perfects, sagt: „Auch Ereignisse von noch so langer Dauer können durch das Perfect erzählt werden, wenn man sie nicht ausdrücklich als dauernd darstellen will. *Apptus doctus multos annos fuit.*“ Hätte da nicht das einzige Beispiel belehren können, wie falsch die vorhergehende Bemerkung war? — Es mag ferner vielleicht aus pädagogischen Bedenken geschehen, dass unter dem Ablative von einem Ablativ des Vergleiches keine Rede ist; das aber ist gewiss, dass es geradezu verkehrt ist. die naive Regel, dass bei Vergleichen unter gewisser Bedingung *quam* weggelassen, und das darauffolgende Nomen oder Pronomen in den Ablativ gesetzt werde (§. 178. 2) fortzuschleppen, damit dann im Obergymnasium diese ganz mechanische durch nichts begründete Erklärungsweise für alle Zeiten zu bekämpfen bleibe. — Auch in der Ausdrucksweise ist der Hr. Verf. an vielen Stellen nicht glücklich gewesen, d. h. der Ausdruck leidet entweder an Unklarheit oder er gibt Veranlassung zu falschen Folgerungen. So ist der Ausdruck „prädicativer Zusatz,“ statt Prädicatsnomen gewiss nicht glücklich gewählt, denn ein Zusatz muss eben weggenommen immer noch etwas für sich selbst genügendes zurücklassen. Nun wende man aber dieses Kriterium auf das an, was der Hr. Verf. §. 196, 198 prädicativen Zusatz nennt, ob denn in dem Beispiele *nemo fit casu bonus* oder *Demosthenes maximus orator habetur* nicht seine Bezeichnung zur vollen Unwahrheit wird. Eben so gefährlich und einem lateinischen Denken für alle Zeiten hinderlich ist es, wenn §. 216 in der Lehre vom Abl. *causae* behauptet wird, *permotus* u. ä. Participia seien Zusätze zum causalen Ablative. In den meisten Fällen wird im Gegentheile diese Construction dem Ablativ. *causae* vorzuziehen sein. — §. 180 muss *quo c. conj.* (ist mit *eo* damit dadurch) mit *damit desto* erklärt werden, wenn die ganze Regel verständlich sein soll; *eo* in der Bedeutung *desto* ist ja schon früher erklärt §. 177: l. l. — §. 182, 2 heisst es, wie noch öfter „im vorhergehenden Satze“ statt im Hauptsatze. Die Bezeichnung Aussagesatz §. 183 st. abhängiger Aussagesatz ist gewiss eine undurchführbare Nennung. §. 189 1 ist die Construction des Nominativs c. Inf. erklärt, aber

in einer so schwierigen Weise, dass das Verständniß der Sache aus der Regel selbst von einem zehnjährigen Knaben gewiss nicht erwartet werden darf: er wird sich vielleicht aus dem Beispiele orientieren — wozu soll aber dann die Regel? Eben so undeutlich ist folgende Erklärung §. 211. (Genitiv bei dem Verbum *sum*). „1. Wenn bei dem impersonale *est* es ist, im Prädicate die Substantiva *indictum, negatum, afflictum* — ausgelassen werden, worauf gewöhnlich ein Infinitiv als Erklärung (Subject) folgt;“ hier beruht freilich die Unklarheit nur auf der Vermischung zweier wesentlich verschiedener Erklärungsweisen. Auch §. 234 2 ist zu bessern, denn nicht die Verwandlung eines Satzes wie *ars memorius agendi* in *ars memorius agenda*, sondern letztere Form selbst nennt man Gerundivum. Geradezu verkehrt ist es, wenn §. 244. gesagt ist, in Causalsätzen, §. 245 in Bedingungssätzen (warum nicht Conditionalsätzen), §. 246 in Concessivsätzen werden die Participia durch weil oder wenn oder obschon aufgelöst. Es muss im Gegentheile heißen: Participialsätze werden durch Auflösung Causal- oder Conditional- oder Concessivsätze etc. — Endlich hätten wir in der Übersichtlichkeit der Anwendung auch noch manches zu wünschen, so darf z. B. *idem-qui* §. 170 Anm. 3 von *talis-qualis* etc. §. 165 A. 3 nicht getrennt werden; ferner gehört §. 212 entschieden vor 211 voraus, selbst auch wenn man es auf sich nehmen mag, die falsche Erklärung jenes Genitivs bei *sum* durch Auslassung eines *proptum* den Schülern einzuprägen. Weshalb ferner sind §. 224 1 die Adjectiva *contentus* etc., die den Ablativ erfordern, angeführt, die Verba aber wie *utor, fruor, fungor* etc., die entschieden in denselben Paragraphen gehören, nicht. — Ferner gehört die Anmerkung 2 in §. 225, als auf abhängige Sätze bezüglich, erst in §. 227, und die Anmerkung im §. 228 behandelt eine ganz andere Gebrauchsweise des Coniunctiva (nämlich eine conditionale) als der vorausgeschickte Paragraph. Die Zertheilung endlich der Lehre vom Gebrauche des Part.

Übersichtliche Besprechung der neuesten mythologischen Literatur.

Wir sind wie bei unserer vorigen Übersicht über die mythologische Literatur *) so auch jetzt in der Lage, ein Hauptwerk an die Spitze stellen zu können. Es ist diess:

1. Griechische Götterlehre von *Fr. G. Welcker*. 1. Bd. (XVI u. 722 S.) Göttingen, 1857. XVI u. 822 S. — 3 $\frac{1}{2}$ Rthlr.

Welcker ist schon längst bekannt und anerkannt als ein Mann von Geist und ebenso vielseitiger als gründlicher Gelehrsamkeit; und die seltene Verbindung von archäologischen und philologischen, zum Theil auf dem classischen Boden Griechenlands selbst gemachten Studien ist im hohen Grade geeignet, ihm gerade in der Bearbeitung der griechischen Mythologie eine bedeutende Autorität zu vindicieren. Nachdem er bisher nur über Einzelheiten seine Ansicht veröffentlicht, hat er in oben genannten, auf drei Bände berechneten Werke es unternommen, die gesammte Götterlehre der Griechen systematisch und in genetischer Entwicklung darzustellen. Wenn der Verf. in der Vorrede erklärt, es habe etwas misliches für ihn, ein so lange vorbereitetes, seinem wesentlichen Inhalt nach durch öffentliche Vorlesungen so vielmal hindurchgezogenes Werk noch spät in die Welt zu schicken, so kann man das nicht gerade widersprechen; indes steht die Sache immer noch so, dass eine authentische und vollständige Mittheilung von W.'s mythologischen Ansichten nothwendig, und gewiss einem jeden, der wie Ref. nicht glücklich war, Welcker selbst zu hören, noch auch von einem seiner Schüler ein irgend befriedigendes Referat zu erhalten vermochte, höchst willkommen ist.

Dass diess erst jetzt geschieht, hat übrigens das gute, dass der gelehrten Welt durchaus nur die Resultate eines langjährigen Forschens mitgetheilt werden. Hinsichtlich des Inhaltes hat das Werk durch das späte Erscheinen unstreitig nur gewonnen, und gegen diesen Gewinn kommen Mängel in der Form, wie sie gewöhnlich in literarischen Leistungen des vorgerückteren Alters sich finden, wenig in Betracht.

Der vorliegende erste Band enthält ausser einer längeren Einleitung über Land und Volk der Griechen, Ausdrucksarten oder Lehren der Naturreligion, Methodik der mythologischen Forschung, eine Darstellung des griechischen Götterglaubens der älteren Zeit. Schon die Einleitung ist höchst bedeutend. Sie enthält nicht bloß eine reiche Anzahl beachtenswerther Wahrheiten und Winke, sondern zeigt auch viel vorausgesetzt wird, und wie vielerlei berücksichtigt werden muss, um zu einer richtigen Einsicht in das Wesen der griechischen Religion und in den Gang der griechischen Geschichte überhaupt zu gelangen.

*) Zeitschrift f. d. ö. G. 1856. Hft. V. S. 359. ff.

vieles hier gesagte ist trefflich geeignet, jüngere Gelehrte zur Besonnenheit zu ermahnen und die bornierten Schildknappen einseitiger Richtungen zu beschämen. Um nur einiges hervorzuheben, so wird vor allem den Homerischen Gedichten die rechte Stelle angewiesen, welche ihnen in Bezug auf Entwicklung und Studium der griechischen Religion gebührt: „In Homer sehen wir die Mythologie der Götter, die früher war als die Kunstform des Epos, wie einen prangenden Blütenbaum vor uns. Sie ist erwachsen aus dem Geiste der Nation: der einfachere alte Glaube, aus dem sie ihre Wurzeln getrieben, liegt verborgen.“ S. 7. Diesen alten Glauben und seine spätere Entwicklung zu erkennen muss man nach Welcker nicht nur seinen Spuren in den Mythen und im Cultus nachgehen, sondern auch die Beschaffenheit des Landes und die Urgeschichte des Volkes gehörig berücksichtigen. Demgemäß gibt W. eine kurze, aber anschauliche und Autopsie bekundende Schilderung von Hellas, und erkennt in der Vielgestaltigkeit des Landes einen wesentlichen Grund für den Gestaltenreichthum im griechischen Polytheismus. Ausführlicher wird der Zusammenhang der Griechen mit dem gesamten indoeuropäischen Volksstamm und ihre älteste Geschichte besprochen. W. zeigt, dass das Bewusstsein jenes Zusammenhanges in den Griechen früh erlosch, und dass sie sich nicht nur selbst für Autochthonen, welche in Hellas ihren Ursprung genommen, ausgaben, sondern auch die aus Asien mitgebrachten Sagen in griechischen Landschaften localisierten. Ferner hebt er die frühzeitige Zersplitterung in verschiedene Stämme hervor, und weist in einer ausführlichen, alle historischen Zeugnisse von der ältesten bis auf die augustinische Zeit würdigenden Erörterung nach, dass die Namen Pelasger und Hellenen nicht verschiedene Völker bezeichneten, sondern das eine Volk der Griechen in verschiedenen Perioden seiner Geschichte. Homer gebrauchte den Namen der Achäer, als Gesamtname aller Griechen, und der Name

schiedenen Gauen verschiedenen Namen und Charakter an, und dies wirkte mit zur Entstehung des griechischen Polytheismus. Letzterer war übrigens auch durch das Hinzukommen fremder Götter, besonders durch Vermittlung der nichtpelasgischen Thraker und der Phönicier, sowie durch die gesammte geistige Entwicklung des Volkes bedingt.

Der zweite Abschnitt der Einleitung handelt zunächst von den Namen der Götter. Es wird die Wichtigkeit der Namen und Beinamen anerkannt und mancher gute Grundsatz hinsichtlich ihrer Deutung ausgesprochen. Mit Recht erklärt sich W. gegen die künstlichen Etymologien der griechischen Götternamen aus fremden Sprachen. Er sagt unter anderem: „Die neueren Erklärungen aus dem Indischen, nicht bloß die von *Ἑρμείας, Ποσειδάων, Ἥφαιστος, Διόνυσος, Ἑκάτη*, sondern auch andere mit großer sprachlicher und mythologischer Gelehrsamkeit ausgeführte, wie die der *Ἑρινύες, Τελχίνες*, haben mich nicht mehr überzeugt und machen zum Theil keinen besseren Eindruck als die Zoega'schen aus dem Koptischen, die Schelling'schen aus dem Ebräischen u. s. w.“ S. 48. Anm. 2. Diese Erklärung ist um so beherzigenswerth, als sie von einem Manne ausgeht, der als feiner Sprachkenner bekannt ist, und im ganzen Verlaufe des vorliegenden Werkes die Götternamen auf eine besonnene und der großen Mehrheit nach befriedigende Weise deutet.

Weniger spricht die darauf folgende Erörterung über die symbolischen Zahlen an. Dagegen ist die Besprechung von Bild, Symbol, Mythos sehr bedeutend und lehrreich. W. gibt hier die frühzeitige Verwechslung des Bildes mit dem Wesen der Gottheit zu, bemerkt jedoch auch treffend: „Nicht alle Frommen auch der rohesten griechischen Hirtenstammes haben im Stein den Gott selbst anzubeten, nicht alle Gläubigen der blühenden Städte ihn im Götterbild gegenwärtig geglaubt.“ Die Mythen entstanden nach W. unmittelbar aus dem Volksgeiste; die Dichter gestalteten und entwickelten sie dann mit größerem Selbstbewusstsein und verschmähten dabei nicht Motive zur Ergötzung und Belehrung. Mit Wärme verflucht er den Satz, dass auch die Heiden, namentlich die Griechen von religiösem Glauben besetzt gewesen. „Der Glaube ist die mit der angeborenen Voraussetzung Gottes verbundene Kraft und Fähigkeit, die durch den Trieb der Gottesverehrung erzeugten Vorstellungen in das innerste Leben aufzunehmen. Der heidnische und christliche Glaube ist nur durch das Object und danach durch Art und Grad verschieden.“ S. 83. Dagegen dürfte nicht einzuwenden sein; befremden muss jedoch die hierbei entwickelte Polemik gegen die „neufranzösischen Apostel“. Das Gerücht vom specifischen Christenglauben ist doch weder neu, noch auf französischem Boden erwachsen, wie jeder weiß, der mit der Kirchengeschichte der letzten drei Jahrhunderte einigermaßen bekannt ist.

Während es vom Mythos heisst: „er bildete sich nicht aus einer Idee heraus eine Thatsache, sondern unbewusst vermittelt einer bekann-

ten Thatsache einen Begriff, — wird die Allegorie einem versteckten Gleichnis ähnlich gefunden und als eine bildliche Einkleidung eines Gedankens erklärt, der längst im Bewusstsein vorhanden war. Sofort weist W. sehr klar und richtig das Verhältniß der Allegorie zu Symbol und Mythos nach und zeigt, wie die Allegorie bereichernd und entwickelnd auf die Mythen einwirkte. Schon Homer habe einen ziemlich häufigen Gebrauch von der Allegorie gemacht, und sie herrschte nicht nur in Zeiten, worin die Verstandesthätigkeit überwiegt und der Einbildungskraft die Frische und Stärke lebensvoller Gestaltung entweicht, sondern auch dann, wenn mit dem noch völlig reinen und poetisch fruchtbaren Sinn eine jugendkräftige Lernbegierde zusammentrifft.

Hierauf handelt W. von den Aftergattungen des Mythos, von der literarischen Sage, der Legende und dem Märchen, und schließt dann im dritten Abschnitt seine methodischen Bemerkungen eng an die im zweiten dargestellten Ansichten an. Der Mytholog solle seine Leser nach gründlicher Forschung in das allgemeinste und sinnigste einweihen; er solle seinen Blick auf den guten alten Stock der Mythen und auf deren eigenthümliche Fortbildung richten; um aber das wesentliche zu finden und zu verstehen müsse er vor allem die eigentlichen Mythen von den ihnen verwandten Darstellungsformen gehörig unterscheiden und überall das ursprüngliche von dem abgeleiteten sondern. Wenn man die verschiedenen Dichtungsarten und Dichter gehörig gewürdigt, die politischen Bestimmungen über Cultus, den Einfluss fremder Götter, das Dogmatisiren der Ortstheologen, die Fehler in der Mythendeutung der späteren Grammatiker richtig erkannt, so werde die griechische Mythologie nicht mehr verworren, unzusammenhängend und launenhaft erscheinen. Von den verschiedenen Fehlern, in welche die neueren Mythologen verfallen, hebt W. besonders im Hinblick auf Schelling eigenmächtiges Dogmatisiren und salbungsvolle Sprache hervor. Was die Darstellung betrifft, hält er verschiedene Methoden für anwendbar; doch sei es für Lehrbücher und populäre Darstellungen am zweckmäßigsten, die systematisch nach theologischen Ideen geordnete Darstellung mit der Beschreibung der einzelnen Götter zu verbinden.

Auf diese Einleitung folgt die Darstellung des älteren griechischen Glaubens in zwei Hauptabschnitten, deren größerer S. 120 — 715 von der Gottheit, deren kleinerer S. 717 — 822 vom Menschen handelt. Dabei ist der zu Ende der Einleitung ausgesprochene methodische Grundsatz in der Weise befolgt, dass der Darstellung der einzelnen Götter allgemeine Bemerkungen über Wesen und Entwicklung des griechischen Glaubens eingewebt werden. Diese Methode gewährt manche Vortheile, aber unstreitig noch mehr Nachtheile. Sie macht einestheils häufige Wiederholungen nothwendig, anderseits erschwert sie die Übersicht über das ganze und das rechte Verständniß des einzelnen. Es wäre gewiss besser gewesen, eine Geschichte der griechischen Religion und eine allgemeine Darstellung der wichtigsten Glaubensideen in Bezug auf

kommen wahr, und man braucht diesen Gedanken nur, consequent zu verfolgen, um die Geschichte des griechischen Glaubens nach Form und Inhalt richtig zu erkennen.

Die Darstellung der einzelnen Götter von Zeus bis herab zu den niederen Göttern und den bloß poetischen, vorübergehenden Personifikationen ist sehr ausführlich und enthält ein reiches Material nicht nur gut geordnet, sondern auch tüchtig verarbeitet. Ein genaueres Eingehen würde indes den für diese Recension zu beanspruchenden Raum überschreiten. Wir verzichten um so mehr darauf, da auch der zweite Hauptabschnitt, überschrieben „der Mensch“, noch zu besprechen ist. Dieser behandelt die Vorstellungen der Griechen von der Entstehung, dem Urzustand, den ersten Schicksalen des Menschengeschlechtes und von Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode.

Eine der gelungensten Partien dieses Abschnittes ist die Darstellung der großen Flut (§. 130). Hier weist W. nach, wie eine, uralte, an Asien herübergebrachte Tradition auf griechischem Boden localisirt worden und in dreifacher Weise als Mythos von der deukalionischen Flut in Thessalien, der ogygischen in Böotien, der dardanischen auf Samothra ihren Ausdruck erhalten hat. Am wenigsten befriedigt die Behandlung der Weltalter (§. 126), und der Prometheusage (§. 128, 129). Hier kann man sich zunächst billig darüber wundern, dass W. sie nicht, unter demselben Gesichtspunct gebracht hat, wie die Sage von der Flut. Mit demselben Rechte, wie diese können und müssen auch jene als uralte, alten Völkern gemeinsame, aber auf griechischem Boden localisirt und eigenthümlich hellenisch gestaltete Traditionen betrachtet werden, in welchen die Erinnerung an die Urgeschichte der Menschheit sich aussprach. W. glaubt den Mythos von den Weltaltern ganz psychologisch erklären zu können: — aus dem Gefühl der Bestimmung zu höherer als der erfahrungsmässigen Vollkommenheit sei das Postulat, dann die Sage erwachsen, dass einmal wenigstens, näher dem göttlichen Ursprung der reinen Menschensinn ein ungetrübtes Dasein entsprochen habe. S. 72. Die Reihe der Weltalter stellten dann die Stufen der Verschlechterung dar nach dem Bilde der Erfahrung, da die großen Veränderungen sich auf einmal einzutreten pflegten. „Die abnehmenden Weltalter sind demnach so natürlich, dass darin die verschiedensten Völker zusammentreffen konnten ohne Überlieferung.“ S. 721. Wie die meisten neueren Gelehrten nimmt auch W. Anstoss an dem Heroengeschlecht, und sieht das vierte Zeitalter einen Auswuchs in der Sage, welcher vom Dichter wegen seiner Vorstellung vom seligen Leben der Heroen im Westen willkürlich eingefügt worden sei. — Das Weltalter der Heroen ist gewiss nicht zufällig und bloß hesiodisch, sondern ganz specifisch hellenisch und hervorgegangen aus der nationalen Ansicht, dass durch die Heroen das Menschengeschlecht und namentlich die Hellenen eine Erneuerung erfahren und göttliche Kraft empfangen habe. Eine solche Wendung zu bessern darf übrigens niemand befremden, der bedenkt, dass in der

Sagen vom verlorenen Paradies sich bei den verschiedensten Völkern auch die Hoffnung auf Wiedergewinnung desselben ausgesprochen findet, und zwar so, dass der volle, paradiesische Zustand erst nach mehrmaligem Umschwung vom besseren, zum schlechteren erwartet wird. Dase aber Hesiod von solchen Hoffnungen besetzt gewesen, erhellt hinlänglich aus den Worten, mit denen er das fünfte Weltalter einleitet:

Μῆνός ἐστιν ὄψιλον ἐνὶ κέρτατοις μετέωρον

ἄνδράσιν, ἀλλ' ἢ πρόσθε φανέν ἢ ἐπείτα γένεσθαι.

Der Wunsch, lieber später geboren zu sein, hat nur einen Sinn, wenn der Dichter das fünfte Weltalter nicht für das letzte hielt, sondern hoffte, es werde ein anderes und zwar besseres darauf folgen.

Was den Prometheusmythus betrifft, so will W. die Darstellung, dasselbe in den Werken und Tagen von der in den Theogonie streng geschieden wissen. Jene, sei die ältere, berichte nur von dem Feuerraub des Prometheus und der, den Menschen, dafür, zum Unheil gesandten Pandora, und obwohl das Überlieferte des Zeus und der Feuerraub ursprünglich einen tieferen Sinn gehabt, haben doch der Dichter der Werke und Tage gleichsam, „ein bössisches Rousseau“, nur den Gegensatz des gemüthslosen, rohen Lebens und des, aus der Cultur entspringenden Übel vor Augen gehabt. S. 759. In der Theogonie dagegen seien zwei alte Sagen, nämlich die vom Feuerraub und vom Betrug beim Opfer, ungetrennt mit einander verschmolzen, und zuletzt dem ganzen durch die Schilderung fauler und verschwenderischer Weiher eine satirische Wendung gegeben. Das Mischen der Verschmelzung zweier durchaus verschiedenartiger Mythen zeige sich in der unpassenden Bestrafung, insofern Prometheus nicht nur für seinen Feuerraub, sondern für die Überlistung aus Eigennutz mit dem allmächtigen Verlust seiner Leber büßen müsse; während der Feuerraub, das Erkühlen des Geistes, ungeschicklich durch fette Weiber bestraft werde.

Denselben Sinn hat auch die Erzählung in der Theogonie. Wenn hier die Thaten des Prometheus ausführlicher berichtet und auch seine Bestrafung erwähnt wird, so war diess ganz natürlich dadurch veranlaßt, dass der Dichter den ganzen, in sich sehr wohl zusammenhängenden Mythos bei Gelegenheit seines Berichtes über Iapetos und dessen Söhne mittheilt. Da musste also die Person des Prometheus in den Vordergrund treten, während in den W. u. T., wo es nur darauf ankam, die unedigen Folgen des gegen Zeus frevelnden Menscheistes zu erklären, Prometheus und sein Thun bloß mit wenigen Worten berührt, seine Strafe gar nicht erwähnt zu werden brauchte. Aus gleichem Grund faßt sich die Theogonie in Betreff der Pandora kürzer, während in W. u. T. eine genaue Schilderung von ihr gegeben, ihre bösen Neigungen scharf hervorgehoben und die Verbreitung der Übel durch das Fass recht klar veranschaulicht werden. Hinsichtlich der in der Theogonie erwähnten Strafen ist aber folgendes zu bemerken: erstens ergibt sich bei einer unbefangenen Erwägung der Worte der Theogonie (vgl. V. 534 u. 613 bis 616), dass darnach Prometheus nicht bloß wegen des Betruges beim Opfer, sondern wegen seines sowohl hiermit als durch den Feuerraub bethätigten Frevelsinnes bestraft wurde. Zweitens ist die Bestrafung der Menschheit — wegen der egoistischen Arglist beim Opfer durch Entziehung des Feuers, und wegen des Feuerraubes durch das alle moralische und physische Übel mit sich bringende Weib nicht nur nicht unpassend, sondern sogar sehr sinnig. Der Mythos bezeichnet die Entziehung des Feuers als die Strafe für den beim ersten Opfer begangenen Frevel. Ohne Feuer war aber der Mensch weder im Stande ein Brandopfer darzubringen, was nach antiken Begriffen einen wesentlichen Bestandtheil des vollkommenen Götterdienstes bildete, noch sich Wohnung, Kleidung und Nahrung zu bereiten (vgl. Platon Protag. C. 12). Also musste die arglistige Habsucht mit dem Verluste des einzigen Mittels büßen, wodurch das menschliche Leben genussreich gemacht und zur Gottheit in Beziehung gesetzt werden konnte. Nun wird dem Betrug der Diebstahl hinzugefügt und durch denselben jenes Mittel frevelhaft angeeignet. Konnte ein so vermessener Diebstahl passender bestraft werden, als durch ein Geschenk, welches den Empfänger für immer unglücklich macht, und ihn stets daran erinnert, dass alle seine Klugheit gegen göttliche Macht und Weisheit nichts ist?

2. Der Baumkultus der Hellenen nach den gottesdienstlichen Gebräuchen und den überlieferten Bildwerken dargestellt von Carl Bötticher. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1857. XV u. 544 S. u. 22 Bildtafeln. — 5 $\frac{1}{2}$ Rthlr.

Während in neuerer Zeit die Mythologie so vielfach behandelt und so bedeutend gefördert worden, fehlt es noch sehr an selbständigen und tiefer eingehenden Bearbeitungen der Cultusgebräuche. Und doch herrscht kein Zweifel, dass von dem richtigen Verständnis der letzteren

nicht nur die gehörige Deutung einzelner Mythen, sondern auch die rechte Einsicht in das Wesen und die Entwicklung des Glaubens der alten Völker überhaupt abhängt. Schon aus diesem Grunde verdient das genannte Buch eine besondere Beachtung. Es hat nämlich den Zweck, eine sehr wesentliche Seite des antiken Götterdienstes, den Baumcultus aufzuklären und sowohl dessen Bedeutung im ganzen, als seine einzelnen Formen und Ceremonien nachzuweisen. Und der Herr Verf. hat seine Aufgabe mit Geist aufgefasst und mit großem Fleiße zu lösen gesucht. Nur hätte er sich einer strengeren Methode befleißigen sollen. Wenn zusammengehöriges besser verbunden, fremdartiges fern gehalten, manche Schriftstelle und manches Bildwerk etwas nüchterner betrachtet worden wäre, so würde die Darstellung nicht nur an Klarheit und überzeugender Kraft, sondern auch an Wahrheit bedeutend gewonnen haben.

Ohne uns hier in die Besprechung des einzelnen einzulassen, wollen wir nur auf den reichen Inhalt und die Hauptresultate des Werkes aufmerksam machen. Es besteht aus zwei Büchern. Das erste handelt nach einer übersichtlichen Schilderung des hellenischen Baumcultus von dem Ursprung der *sacra* unter Bäumen, von der Heiligung, Ausrüstung und Verehrung des Gottesbaumes, von den dasselbst angebrachten Altären, den dargebrachten Gaben, den damit verbundenen Götterbildern und Kapellen, den ihn hütenden Schlangen, ferner von seiner Bedeutung als Orakel- und Asylstätte, von der Verfertigung der Götterbilder aus dem Holz heiliger Bäume, der Verpflanzung des Cultus durch Pflanzlinge derselben, endlich von dem Bezug der Bäume auf Grab, Tod und Apothese des Menschen. Das 2. Buch enthält eine Erörterung der Bedeutung der Bäume als glücklicher und unglücklicher, des Gebrauches der Baumzweige beim Gottesdienst, und der symbolischen wie gottesdienst-

barte sich ihm dieser sein Gott auch in einem bestimmten Wohnsitze auf der Erde, in welchem sein göttliches Wesen wirkend und segenvoll mit den Menschen verkehrend gedacht wurde. — Solche Wohnsitze waren Naturgegenstände, besonders Bäume. — Die Verehrung dieser Naturmale, mit welcher der Polytheismus beginnt, bildet somit die zweite Phase der hellenischen Religion, welche dem Monotheismus folgt und der Zeit vorangeht, in der die menschengestaltigen Cultusbilder und deren Tempelverehrung anheben. — Und sie dauerte auch in der folgenden Periode fort. — Der Baumcultus war nicht bloß das erste, ursprüngliche und fortwährend neben dem Bildercultus bestehende, sondern auch das endliche und letzte der Götterverehrung.*

Sehr wichtig und für manche vielleicht nicht gerade angenehm überraschend ist der Nachweis der großen Ähnlichkeit, welche zwischen der älteren Religion der Griechen und der Römer obwaltet.

Die Ausstattung des Buches, namentlich der Druck der Bilder ist durchaus lobenswerth.

3. Die nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens bis auf Alexander, dargestellt von Dr. Carl Friedrich Nägelsbach. Nürnberg, Geiger, 1887. XXVI u. 487 S. — 2 Thlr. 18 Ngr.

Mit diesem Buche beabsichtigt der rühmlichst bekannte Verf. *) der lateinischen Stilistik und der Homerischen Theologie eine Fortsetzung des zuletzt genannten Werkes, jedoch in der Art, daß es ein für sich bestehendes Ganze bildet. Anknüpfend an den Inhalt der Homerischen Theologie und in der Behandlungsweise wie Eintheilung des Stoffes da dort befolgten Grundsätzen treu bleibend, versucht der Verf. „die Gotteserkenntnis des griechischen Volkes zu entwickeln, wie sie sich ermitteln lässt aus den Schriftstellern bis ungefähr auf Alexander und aus dem ganz altgläubigen Pausanias.“ Seine Arbeit „will eine rein historische sein und den historisch ermittelbaren Volksglauben darlegen, ohne im mindesten speculativ oder vergleichend oder kritisierend zu verfahren.“

Diese Aufgabe ist, wie es nicht anders von einem Manne, der gründliches Wissen mit christlichem Geist in so schöner Weise verbindet, zu erwarten war, auf eine würdige Weise gelöst. Was zunächst Form und Methode betrifft, so ist sie wesentlich dieselbe wie in dem Buche über die Homerische Theologie. Es werden nämlich die Schriftstellen so in den Text eingeflochten, daß die alten Schriftsteller gleichsam unmittelbar in die Darstellung eingreifen und dieselbe weiter führen. Diese immerwährende Abwechselung von deutschen und griechischen Sätzen gibt dem Buche freilich eine eigenthümliche Gestalt und macht es für viele ungenießbar oder doch schwer zugänglich; indes kommt

*) Wir bemerken, daß die vorstehende Anzeige bereits geraume Zeit vor dem Tode Nägelsbach's eingesendet war.

die derartige Anführung der Belegstellen der Sache selbst sehr zu gute und; es wird dadurch wenigstens eine sichere Basis für die gründliche Erforschung eines Gegenstandes gewonnen, dem subjectives und oberflächliches Raisonement schon übel genug mitgespielt hat. Eine andere Eigenthümlichkeit besteht darin, dass der Glaube des griechischen Volkes nicht durch eine Darstellung der einzelnen Gottheiten entwickelt wird, sondern nach Kategorien, die zunächst der christlichen Dogmatik entnommen, aber überall den natürlichen Eintheilungsgrund abgeben: we, männlich, weiblich, wissenschaftliche Erörterung religiösen Glaubens handelt. Dennoch handelt das Buch in 7 Abschnitten: von den ontologischen und sittlichen Eigenschaften der Götter, von der Vielheit und Gliederung derselben, von den Göttern und dem Schicksal, von der Gotteserkenntnis und Offenbarung (Orakel); von der Frömmigkeit und Sittlichkeit, von der Sünde und Sühnung, von dem Menschen im Leben und nach dem Tode. Daran reiht sich ein Rückblick: „Erweiterung und Umbildung der religiösen Weltanschauung seit Homer; den Schluss bildet im 8. Abschnitt: die „Auflösung des alten Götterglaubens.“ Es verzählt wenig Einsicht in die Sache, wenn man befürchtet; dadurch werde das im Frage kommende Material unter falsche Gesichtspunkte gebracht; vielmehr lässt sich behaupten, dass damit erst die Möglichkeit gegeben sei, die verschiedenen Kundgebungen des griechischen Glaubens aufzufinden und den Inhalt wie die geschichtliche Entwicklung desselben gehörig kennen zu lernen. Das von Nägelsbach beobachtete Verfahren ist nicht bloß eine Ergänzung, sondern auch ein Correctiv der bisher gewöhnlichen Behandlungsweise der Mythologie.

Wie die Methode, so verdient auch der Inhalt des Buches alle Anerkennung. Die Vorstellungen der Griechen von der Gottheit und ihrem Verhältnisse zur Welt, von dem Menschen und seiner Bestimmung sind

richtig aufgefasst und verschiedene Stellen der Alten mit Unrecht *in malam partem* gedeutet, während vieles, worin sich eine reinere Gotteserkenntnis offenbart, übergangen ist. Das erste gilt besonders von der zu geringen Beachtung des Glaubens an eine Erlösung; das zweite von der S. 94–97 gegebenen Erklärung des griechischen Polytheismus und den Bemerkungen über die dem Anthropomorphismus vorangehende Naturreligion. In dieser Beziehung ist es gewiss auch irrig, anzunehmen, dass die Identificierung des Wesens einer Gottheit mit dem Symbol noch nicht bei den Naturmalen, sondern erst bei den anthropomorphischen Bildern stattgefunden und darin ihren Grund habe, dass durch die Kunst das Götterbild weit über menschliche Schönheit emporgehoben worden (S. 4. 5. vgl. dagegen Welcker S. 61 und Bötticher S. 78). Hinsichtlich des dritten Punktes fordert unter anderen das über die göttliche Liebe (S. 58 ff.) gesagte zu mancherlei Gegenbemerkungen auf. Wir beschränken uns auf folgende: Liebe und Gnade der Gottheit im christlichen Sinne in der griechischen Religion zu suchen wäre allerdings ein eben so thörichtes als vergebliches Bemühen; aber es gehört auch grosse Befangenheit dazu, um verwandte Ideen in zahlreichen Dichtersprüchen und Mythen nicht ausgesprochen zu finden. So lässt Sophokles die Athene gerade zu sagen: τοὺς δὲ σώζοντας θεοὶ φιλεῖν (Ai. 132.), und im ersten Buche der Odyssee erklärt Zeus selbst sich sehr stark gegen die Annahme, dass die Götter die Urheber des menschlichen Elends seien, diess sei vielmehr nur die natürliche Folge menschlicher Thorheiten und Sünden. Und selbst den wegen seiner trüben Lebensansicht bekannten Dichter der Werke und Tage hält der Glaube, dass mächtige Götter den Gerechten beschirmen und segnen, aufrecht in allem Ungemach und stärkt ihn der Tugend treu zu bleiben, zu welcher Zeus von allen Geschöpfen den Menschen allein befähigt habe (vgl. V. 225 ff. 274 ff. 320. 340). Mit Unrecht meint also Nägelsbach, dass entschiedene Zeugnisse für den Glauben, dass die Götter nicht Urheber des bösen, sondern Geber des guten seien, sich erst bei Xenophon und Platon fänden, und mehr oder minder aus philosophischer, dem Volksglauben opponierender Reflexion hervorgegangen seien. Mit nicht gröfserem Rechte wird dann aus dem Gebrauche der Wörter *κλίσσεν* und *ἐξαπέστεσθαι* gefolgert, „dass man sich das Wohlwollen der Götter nicht als den ursprünglichen und natürgemäfsen Zustand dachte.“ Und ebenso wenig ergibt sich aus der S. 60 angeführten Unterscheidung von zwei Götterclassen, welche Isokrates machte, dass nach herrschendem Volksglauben es eine Classe von Göttern gäbe, die aus Naturnothwendigkeit und ohne freien Willen den Menschen Wohlthaten spende, und eine andere, die ebenso nur Trübsal und Züchtigung verhängte. Was weiterhin gesagt wird, dass die göttliche Liebe nicht allgemein, nicht rein von Willkür und Parteilichkeit, nicht erhaben über Neid, Schadenfreude und Verführung zum Bösen gedacht worden sei, ist vollkommen wahr; allein daraus folgt nicht, dass liebevolle Fürsorge nach

griechischem Glauben kein wesentliches Merkmal der Gottheit gewesen, sondern nur, dass die den Göttern beigelegten Unvollkommenheiten und sittlichen Gebrechen dem ursprünglichen und immer vorausgesetzten Glauben an eine liebevolle Gottheit paralysierten und bisweilen sogar in das Gegentheil verwandelten. Indes hat man hier leidenschaftliche Äußerungen der Verwerfung und vorübergehender Missstimmung immer noch von wirklichen Umgebungen des Volksglaubens wol zu unterscheiden.

4. *Heidenthum und Judenthum. Verhölle zur Geschichte des Christenthums* von Joh. Jos. Ign. Döllinger. Regensburg, Manz, 1857. XXIV. und 685 S. — 4 Rthlr.

Dieses Werk soll zwar nichts weniger als ein Lehrbuch der Mythologie sein; jedoch widmet es den Religionen der classischen Völker eine so eindringende Darstellung, dass eine Übersicht der mythologischen Literatur nothwendig davon Notiz nehmen und, so weit es in ihren Bereich fällt, es einer Besprechung unterziehen muss. Wenn es überhaupt ein Gewinn für die Wissenschaft ist, dass ein Gegenstand von entgegengesetzten Standpuncten aus betrachtet und in den verschiedenartigsten Zusammenhang gebracht wird, so ist in gegenwärtigem Falle das Verdienst des berühmten Kirchenhistorikers um so unbestreitbarer, je consequenter er seinen Gesichtspunct festgehalten, je solider der Grund war, auf welchem er sein Werk auführte und je mehr seine klare und präcise Darstellungsweise ihn befähigte, einen bereits mächtig in die Breite zerflossenen Stoff kurz und bündig zusammenzufassen. So bietet das Buch manches interessante und anregende auch für diejenigen, denen es nicht bloße darum zu thun ist, sich im vorübergehen mit den Religionen der Griechen und Römer bekannt zu machen. Schon die Eintheilung des Stoffes verdient Beachtung. Die Darstellung der

teres ist zum Theil natürlich; denn wer mit christlichem Ernst an jene herantritt, wird für die mannigfachen Verirrungen des menschlichen Geistes, welche auf diesem Gebiete stattgefunden, ein scharfes Auge haben. Indes ist es doch auch leicht möglich, dass ihm manches schlimmer erscheint als es in Wirklichkeit war und dass ihm manche Lichtseite, manche Spur einer besseren Gotteserkenntnis und echteren Gottesverehrung entging, weil er nicht ruhig und unbefangen genug beobachtete, oder die Perioden der Blüte und der Entartung nicht gehörig unterschied, oder die Aussagen alter Berichtersteller nicht streng genug prüfte. Von diesen Mängeln vermögen wir das vorliegende Werk trotz seiner Nüchternheit und Objectivität nicht frei zu sprechen.

Um aus vielen nur einen Punct hervorzuheben, so wird mit aller Schärfe ausgesprochen, „dass den Griechen ein lebendiger Begriff vom Wesen des bösen, der Sünde, und die Einsicht in dessen Ursprung mangelte“ (S. 266); ferner „das Gefühl einer allgemeinen Schuld und in der menschlichen Natur liegenden Sündhaftigkeit sei den Griechen völlig fremd gewesen.“ (S. 267.)

Man braucht sich hier nicht auf die angeführten par Worte des Demokrit und Euripides zu berufen, die allerdings verschiedener Deutung fähig sind; sprechen denn nicht alle Dichtungen von Homer und Hesiod bis auf Pindar und Sophokles laut genug, dass das böse die Ursache alles Unglückes und dass die Quelle des bösen der Übermuth ist, aus welchem Ungerechtigkeit und Gewaltthat und jegliche Sünde entspringt? Reden die Mythen von den Weltaltern und Prometheus nicht verständlich genug von einem Frevel, welcher die Degeneration des Menschengeschlechtes sammt der Natur zur Folge gehabt, und von dem unzertrennlichen Verhältnis, in welchem die Zunahme der Schlechtigkeit mit dem Wachsen des Elends steht? Wer aber in Aeschylos' Eumeniden die Macht des bösen Gewissens nicht deutlich genug ausgedrückt findet, möge sich durch folgende Worte, die Euripides dem Orestes in den Mund legt, belehren lassen: Menelaos fragt τίς εἰ ἀπὸλλων νόσος; Orestes antwortet: ἡ σὺναισις, ὅτι σπννοῖα δαί' εἰσπννοῖα.

Übrigens ist die Darstellung der römischen Religion gelungener als die der griechischen, und hier wie dort die Erörterung der geschichtlichen Entwicklung und der verschiedenen Seiten des Cultus bei weitem vorzüglicher, als die zu kurz gefasste und die wesentlichen Eigenschaften keineswegs immer richtig und scharf angegebende Charakteristik der einzelnen Götter. Eine der besten Partien des ganzen Werkes ist unstreitig die historische Entwicklung der römischen Religion. Sie bringt alle Momente in bündigster Weise zur Erscheinung und entwirft von jeder Entwicklungsstufe ein treffendes, anschauliches Bild. Eine unbefangene Vergleichung mit dem entsprechenden und ebenfalls vorzüglichen Abschnitt in der (später erschienenen) römischen Mythologie von Preller kann jedermann hievon überzeugen.

Wien.

G. Bippart

(Fortsetzung und Schluss folgt im nächsten Hefte.)

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte vom Standpuncte der Cultur
Von Dr. Gustav Zeiss, Prof. a. Gymnas. z. Weimar. Dritter Theil.
Geschichte der neueren und neuesten Zeit (S. 324). Weimar, Her-
mann Böhlau, 1856. 8. 324 S. — 3 Rthlr.

Von den beiden ersten Theilen des vorliegenden Lehrbuches ist in diesen Blättern früher (Jahrg. 1856, S. 471 ff.) eine Anzeige erschienen. Schon dort ist von der eigenthümlichen Behandlung der allgemeinen Geschichte, die der Hr. Verf. liefert, gesprochen und dargelegt, wie schwierig es sei, vom Standpunct der Cultur ein Lehrbuch der Weltgeschichte für die oberen Gymnasialclassen zu schreiben. Musste Hr. Zeiss bereits in der Geschichte des Mittelalters wesentlich von seinem Plane abweichen und sich im ganzen der herkömmlichen Methode anschließen, indem er das culturbistorische als Beigabe zu der äußeren oder politischen Geschichte hinzufügte, so geschah solches in noch größerem Maße im dritten Bande. Die politischen und materiellen Interessen der Fürsten und Völker bedingen in der neueren Zeit wesentlich den Fortgang in der Geschichte: die Culturgeschichte läuft damit allerdings parallel. Nachzuweisen und durchzuführen, wie die äußere Geschichte und die innere geistige Bewegung der Völker der Neuzeit sich durchdringen, liegt in der Aufgabe des Geschichtsschreibers der letzten Jahrhunderte, kann aber von einem Lehrbuche für obere Gymnasialclassen billigerweise kaum gefordert werden. Doch dürfen darin Hindeutungen auf die wichtigsten Momente, welche der Entwicklung des europäischen Staatensystems zu Grunde liegen, nicht fehlen. Was der Hr. Verf. in der Einleitung (S. 1—11) in dieser Beziehung vorbringt, ist nicht umfassend genug, es berücksichtigt nur die eine oder die andere Seite und berührt hauptsächlich das 16., theilweise auch das 17.,

und doch sehr ansprechender Sprache geliefert hat. Er gibt erst die politische Geschichte des einzelnen Staates und lässt hierauf die Culturgeschichte folgen. In der ersten Hauptabtheilung ist hinsichtlich der früheren Abschnitte die Anordnung ganz gut getroffen, weniger ist dieses der Fall beim Schluss, wo von den Zeiten des dreißigjährigen Krieges gehandelt wird. In der zweiten Abtheilung wird Frankreich mit Recht an die Spitze gestellt: es folgen dann Deutschland, England und die übrigen Staaten. In der französischen Culturgeschichte ist über die Künste und die Literatur besser gehandelt als über Handel und Industrie. Die Methode, die politische und die Culturgeschichte des einzelnen Landes für einen größeren Zeitraum abgesondert zu besprechen, hat in Bezug auf die Wechselbeziehungen der Staaten zu einander, namentlich seit dem 18. Jahrhunderte, ihre Nachtheile, vorzüglich zeigt sich dieses in der Behandlung der Literaturgeschichte. So mussten z. B. die deistischen englischen Schriftsteller, die Vorläufer der französischen Encyclopaedisten, später als diese letzteren besprochen werden, wodurch ihre Bedeutung und ihr Einfluss nicht gehörig gewürdigt werden konnte. Je näher der Hr. Verf. der Gegenwart rückt, desto mangelhafter und dürftiger wird die Culturgeschichte: in der dritten oder letzten Hauptabtheilung von 1789 bis auf die gegenwärtige Zeit kommt hauptsächlich nur die Staats- und Kriegsgeschichte vor. Auch wird in der Culturgeschichte nicht streng geschieden zwischen dem, was der zweiten und dem, was der dritten Abtheilung angehört. So werden z. B. S. 818 in der letzten Abtheilung von den italienischen Geschichtsforschern nur drei, Vico, Muratori und Botta genannt, von welchen die beiden ersten gar nicht dem Zeitraum angehören und der letztere keineswegs verdient der Repräsentant von allen übrigen neuesten Historikern Italiens zu sein. In Bezug auf die Pflege der Alterthumswissenschaft in Italien wird nur allein Angelo Majo genannt und als sein Hauptverdienst bezeichnet, dass er mehrere altrömische Schriften in Palimpsesten aufgefunden und entziffert habe, ohne dass dabei der in *codices rescripti* von ihm aufgefundenen und entzifferten griechischen und gothischen Schriften gedacht wird. Wenn der Hr. Verf. S. 815 bei der Besprechung der englischen Literatur sagt: in der neuesten Zeit habe Archibald Alison durch seine ältere Geschichte von Europa sich großen Beifall erworben, so kann Herr Zeifs doch nur die bekannten Werke von dem genannten englischen Historiker über die *neueste* Geschichte Europa's meinen, wovon das eine mit dem J. 1789, das andere mit 1815 beginnt.

Bei der Auffassung und Darstellung der Thatfachen und ihres inneren Zusammenhanges steht der Hr. Verf. nicht immer auf einem unparteiischen Standpunct. In einem Lehrbuche, wo die einfachen That mehr sprechen sollen, als Räsounements, Meinungen und Betrachtungen, ist es doppelt nothwendig den Sachverhalt nicht durch eine schief oder falsche Darstellung zu trüben, sondern durch eine objective Auf-

fassung klar darzulegen. Dieses ist von ganz besonderer Wichtigkeit in der deutschen Geschichte des 16. Jahrhunderts. Wenn der Hr. Verf. sich nur an das, was E. A. Menzel in der neueren deutschen Geschichte und L. Ranke in der Geschichte des Reformationszeitalters berichtet und erläutert haben, gehalten hätte, so würde er manche von den einseitig aufgefassten und bereits widerlegten Erzählungen in anderer Gestalt, als er sie gegeben hat, in sein Lehrbuch aufgenommen haben; es würde auch die Verbindung der politischen Verhältnisse mit den religiösen mehr hervorgehoben worden sein. — Kaiser Ferdinand I. ist nicht wie er es verdient gewürdigt, dagegen ist das Gesammturtheil über Kaiser Karl V., so ungenau auch manche Einzelheit in dessen Geschichte dargestellt wird, als ein treffendes und richtiges anzuerkennen. Besser als die deutsche Geschichte ist die Frankreichs im 16. Jahrhundert erzählt: namentlich ist die Darstellung der französischen Bürgerkriege eine unbefangene und unparteiische. — Schliesslich fügen wir noch die Bemerkung bei, dass einem solchen Lehrbuche, worin so viele Daten, Namen und Sachen vorkommen, welche nicht immer an der Stelle sich finden, wo sie vielleicht gesucht werden, ein gutes Register nicht fehlen sollte.

Wien.

Aschbach.

Karte von Gallien und Britannien für die Lectüre von C. Jul. Caesars gallischem Krieg. Bearbeitet von H. Rheinhard. Lith. u. illum. gr. Fol. Stuttgart, Liesching & Co. 1858. — 4 Ngr.

Der Vorwurf, welchen man der dem Doberenz'schen Caesar beigegebenen Karte Galliens machen muss, dass sie nur ein Abdruck der zum Kraner'schen Caesar beigelegten Kiepert'schen, ist, trifft die vorliegende Karte nicht; damit soll indes nicht gesagt sein, dass sie

der Rhonemündung und den Pyrenäen in den sinus Gallicus strömenden Flüsse Vardo Arauris Atax wol gezeichnet aber nicht benannt sind, und man wird das ganze gerechtfertigt finden; nur ist hierin keine Konsequenz beobachtet, in Aquitanien ist der Atur, in Belgien die Nava, der Saravus und so viele andere namentlich aufgeführt, der Veronius und Tarnis sind gezeichnet, der erste aber nicht benannt. Dasselbe gilt von den Städten. Cæsarodunum, Juliomagus, Augusteritum, Vesuna, Vienna, Lugdunum, und viele andere sind aufgenommen, von denen Cæsar nichts weiß. Andere Angaben zeigen erhebliche Unrichtigkeiten. So ist Noviodunum im Gebiete der Suessiones am rechten Ufer der Axona. Die Darstellung der Isara und Axona ist ganz verfehlt, die Suessiones sind gar nicht bezeichnet. Die Scaldis ist ganz falsch bezeichnet, der Hr. Vf. lässt sie um etwas zu weit südlich entspringen, gibt ihr zuerst eine südöstliche Richtung und dann eine fast senkrecht nördliche, statt dass sie nach einer kleinen südwestlichen Senkung eine nordwestliche und dann eine nördliche Richtung nimmt. Die Schwierigkeiten, die sich sonst an die Scaldis knüpfen, 6, 33, 3 (wo wir doch für richtiger halten, anzunehmen, dass Cæsar wirklich an eine Mündung derselben in die Mosa fälschlich geglaubt hat, als dass er sie mit dem Sabis verwechselt habe, den er ja schon aus dem Feldzug des Jahres 57 kannte, 2, 16 und 18, etwa dass er die Demer mit Scaldis bezeichnet und ihr den Lauf der Domel zur Maas zuschreibt), können nicht der Grund zu dieser Änderung gewesen sein, da bei der Zeichnung des Hrn. Vf.'s alle ungelöst bleiben. Bibrax kann nach dem Gang der Erzählung 2, 5—9 keinesfalls südlich der Axona gelegen sein. Cæsar überschreitet von Süden kommend die Axona 2, 5, 4, während die Belger offenbar im Norden sind 2, 5, 4; am rechten Ufer schlägt er ein Lager, den linken Brückenkopf besetzt Labienus mit sechs Cohorten. Cæsar fährt fort: *ab his castris* (seinem, nicht des Labienus) *oppidum Remorum nomine Bibrax aberat milia passuum octo* 2, 61; wäre nun Bibrax südlich der Aisne gelegen, so würde wol Cæsar nicht von seinem Lager, sondern des Labienus præsidium aus rechnen; Bibrax wird von den Belgern, die von Norden kommen 2, 5 *ex itinere* angegriffen, es hält sich gegen den Angriff der Belger 2, 6, 7, sie ziehen ab 2, 7, 3, gegen Cæsar ib., schlagen etwa 2000 Schritt von ihm ein Lager, ib., er bietet eine Schlacht an 2, 8, sie wird nicht angenommen 2, 9, 1, nach einem für die Römer günstigen Reitertreffen *hostes protinus ex eo loco ad flumen Axonam contenderunt, quod esse post nostra castra demonstratum est*, um überzusetzen und den Labienus anzugreifen 2, 9, 3; wären sie vordem auf dem südlichen Ufer gewesen, so sähe man nicht im mindesten ein, warum sie nicht zuerst den Labienus angreifen, auch würde wol Cæsar ihren Übergang über die Axona erwähnt haben. Eine Schwierigkeit indessen hat die Sache. Cæsar sagt nämlich von der Axona: *flumen Axonam, quod est in extremis Remorum finibus* 2, 5, 4, und nach dem Abzug der Belger

von Bibraz: „*paulisper apud oppidum morati agrosque Remorum depopulati*“ 2, 7, 3, aber dass entweder *in extremis h. finibus* nicht streng die Grenze bezeichnet, sondern „in dem nördlichsten Theil des Remerlandes,“ oder dass sie doch nicht nach ihrem ganzen Laufe dieselbe bildet, wird durch Vergleichung der zweiten Stelle mit 2, 9, 6 klar, wo die Belger, wenn sie des Labienus castellum nicht nehmen können, das Gebiet der Remer verwüsten wollen. Die dort gebrauchten Worte: *si minus potuissent, agros Remorum popularentur, qui magno nobis moerore ad satietatem parendum erant, commentusque nostros profligare machinarentur* es uns scheint, unmöglich, das 2, 7, 3 verwüsthete Remergebiet mit diesem für dasselbe zu halten.

Eine der schwierigsten Fragen betrifft bekanntlich die Ostgrenze zwischen dem celtischen Gallien und Belgien zur Zeit Cæsars. Hr. R. zieht sie längs des ganzen Laufes der Matrona, so dass nicht nur die Treveri, sondern auch die Leuci noch innerhalb Belgiens fallen. Diese letzteren sind wol durch 1, 40, 11 für Gallien sicher gestellt, die Mediomatrici (die trotz der ausdrücklichen Angabe 4, 10, 3, dass sie am Rheine wohnen, der Hr. V. östlich von der Saar begrenzt werden lässt) werden durch 7, 75, 3 keinesfalls für Belgien sich hergestellt. — haben wir doch unmittelbar hinter ihnen die Potrocorier und Nitiobriger zum Zeichen, dass nur nach der Zahl des gestellten Aufgebotes geordnet ist, — die noch nördlicheren Treverer sind sowol nach 2, 24, 4 *quorum inter Gallos virtutis opinio est singularis*, als nach der Verbindung, in der sie 1, 37 mit den Heduern erscheinen, als endlich, und das scheint uns das wichtigste, dadurch, dass nach 2, 3, 4 *omnes Belgae* mit Ausnahme der Remer gegen die Römer sich erhoben haben, während sie nach der vorhin angeführten Stelle 2, 24 dem Cæsar Hilfe schicken, für Gallien gesichert. Dasselbe geht aus 3, 11 hervor (aus welchem Grunde

— wenn sie benützt worden ist — hätten wir nicht gedacht. Das wirrste Durcheinander aber von Völkerschaften beginnt in Aquitanien; je unsicherer freilich Cæsar in diesem von ihm ziemlich unbeachteten Winkel ist, desto mehr wird man zu Strabo greifen; aber es gelang uns weder in dem Aquitanien zu Cæsars Zeiten, noch bei einem grossen Theile des später dazugezogenen Landes am rechten Ufer der Garumna eine Übereinstimmung zwischen dessen Angaben und des Hrn. Verf. Zeichnung aufzufinden. —

Der rechte Rand der Karte ist zu drei auf das Heerwesen Cæsars bezüglichen Zeichnungen benützt, eines Lagers für fünf Legionen, einer Legion im Viereck und im Kreis aufgestellt, der Belagerungsarbeiten gegen einen festen Platz. Diese Zeichnungen sind aus Rüstow's Heerwesen Cæsars Taf. II, Fig. 14, Taf. I, Fig. 5, Taf. III. Fig. 22 entnommen. Die zweite war ziemlich unnöthig, da solcher Aufstellungen im bell. Gall. wenige vorkommen, sie wird unverständlich dadurch, dass nicht die Aufstellung der Legion *in acie triplici* gegeben ist. Wer soll die aus Rüstow abgedruckten Nummern der Cohorten verstehen, wenn er nicht weiss, welche Stellung die bezeichneten Cohorten in der *acies triplex* haben? wie entwickelt sich aus dieser römischen Grundstellung das Viereck und der Kreis?

Wie wir hören, hat diese Karte durch ihre Wohlfeilheit sich mehrfach Eingang in die Schulen verschafft; wir bitten unsere Herren Collegen, die sie etwa noch einführen wollen, sie früher nur eine Stunde lang mit den Kiepert'schen Karten und mit Cæsar selbst zu vergleichen; nach unserer Ansicht ist es besser, gar keine Karte in den Händen der Schüler zu wissen, als eine solche. Übrigens ist in dem neuesten Atlas der alten Welt von H. Kiepert auch eine Karte Galliens, auf die wir, da sie für den Preis von 6 Gr. auch einzeln verkauft wird, aufmerksam machen.

Salzburg.

L. Vielhaber.

Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung für die obern Classen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht, von Wilh. Pütz, Oberlehrer am kath. Gym. zu Köln. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage *). 8. VIII u. 438 S. Freiburg im Breisgau, Herder, 1859. — 18 Sgr.

Im Verlaufe von zwei Jahren ist von dem obigen Werke abermal eine neue Auflage nöthig geworden, ein Beweis, dass seine Eignung zu dem angegebenen Zwecke erkannt und gewürdigt worden ist, und zwar in erweitertem Kreise sowol des Lehrstandes als des gebildeten Publicums. Der sehr mässige Umfang des Buches, die stete Festhaltung der neuesten Methode der Behandlung des erdkundlichen Stoffes vom

*) Siehe Gym. Ztschr. 1855. S. 58 und 1857 S. 156.

höheren Standpunkte aus, der geringe Preis, alle haben zusammenge-
wirkt zu dem Erfolge, der dem Hrn. Verf. allerdings zu gönnen ist.
Auch diese neue Auflage zeigt mit wenigen Ausnahmen sein Bestreben,
mit der erweiterten Wissenschaft Schritt zu halten und die nun zahl-
reicheren Citate gewähren dem Leser und den Studierenden den Rück-
gang auf die Quellenwerke. Dass doch noch einiges, was einer Än-
derung bedürftig war, sich der Aufmerksamkeit entzogen hat, darf
nicht Wunder nehmen; gerade das minder bedeutende unterliegt am
leichtesten dem Übersehen.

So z. B. würden die Ziffern der Tabelle der asiatischen Staaten
bezüglich Russlands und China's gewiss verändert worden sein, wenn
Hr. Pütz bei der Revision auf die Vergrößerung des russischen Reiches
durch die Länderstrecken der Kirgisenhorden, um den Balkaschsee und am
Amur Bedacht genommen hätte, der neuesten Anfügung des Landes der
Chalkas-Mongolen nicht zu gedenken. Auch der kurze Abschnitt über
die österreichische Monarchie (§. 62, 14 S.) hat die bessernde Hand er-
fahren, jedoch sind noch Kleinigkeiten stehen geblieben, die besser gar
nicht erscheinen sollten. So z. B. ist S. 313 bei Nennung der (alt-)
deutschen Gemeinden in den Provinzen Verona und Vicenza das Citat
von Schmeller's Abhandlung weggestrichen worden, aber die falsche
(eben durch Schmeller und Bergmann widerlegte) Ansicht, dass diese
größentheils schon verwelschten Sprachinseln von Nachkommen der
Cimbern bewohnt werden, stehen geblieben. Die angegebene politische
Untertheilung der Militärgränze in Regierungsbezirke (statt Regiments-
bezirke) beruht wahrscheinlich auf einem Druckfehler. Semlin wird als
Festung genannt, allein weder das officiële Handbuch der Woywod-
schaft noch der Militär-Schematismus führen ein Festungscommando auf,
sondern nur ein einfaches Stadtcommando. Überhaupt bereitet die zu

Gust. Ad. Lindner, Lehrbuch der empirischen Psychologie nach genetischer Methode. Cilli, Jeretia. 1858. (184. S.)

Die ungewöhnliche Anzahl von Lehrbüchern der Psychologie, in neuester Zeit noch durch eine Reihe von Zeitschriften vermehrt, legt jeder neuen Unternehmung die Verpflichtung auf, durch genaue Angabe des Ausgangspunctes und Zieles ihre Berechtigung nachzuweisen. Dass diess der Hr. Verf. des vorliegenden Werkes mit voller Offenheit und Klarheit gethan, müssen wir ihm vor allem zum Verdienste anrechnen. Von der praktischen Erfahrung ausgehend, dass die bestehenden Lehrbücher bei allen sonstigen Vorzügen doch in Absicht auf Fasslichkeit und Anregung zum selbstdenken manches zu wünschen übrig lassen — und wer würde hierin dem Hrn. Verf. nicht beistimmen — und an der Überzeugung festhaltend, dass „man auch in die empirische Psychologie jene Sacherklärungen aufnehmen könne und solle, welche in den That-sachen liegen und ohne metaphysische Erörterung sich aus ihnen ergeben“, wählt der Hr. Verf. in dem vorliegenden Werke jene genetische Darstellungsweise, welche von den bekanntesten und unbestrittenen That-sachen des gemeinen Bewusstseins anhebend, die denselben zu Grunde liegenden aus ihnen auf inductivem Wege ableitbaren psychologischen Gesetze zu entwickeln bemüht ist und wobei nichts hingestellt werden soll, was sich nicht aus dem bereits gefundenen in Verbindung mit jenen That-sachen für jeden unbefangenen und denkenden Menschen ergäbe — eine Methode, von welcher der Hr. Verf. mit Recht die Weckung des wahren formellen Interesses, als der hauptsächlichsten Vorbereitung für das Studium der Philosophie erwartet. Für diese Auffassung der empirischen Psychologie erklärt nun der Hr. Verf. beinahe nur bei den Denkern der Herbart'schen Schule brauchbare Beziehungen vorzufinden und er benützt diese Gelegenheit, mit besonderer Pietät Exner's zu erwähnen, dessen Collegienhefte zu dem vorliegenden Lehrbuche die ersten Grundlinien gebildet zu haben scheinen.

Versuchen wir es nun zunächst von diesem Standpuncte aus in die Art und Weise einzudringen, in welcher der Hr. Verf. den Gegenstand und die Behandlungsweise seiner so gestellten Aufgabe näher bestimmt. Empirische und rationelle Psychologie sind ihm durch die Methode getrennte zu verschiedenen Abtheilungen des menschlichen Wissens gehörige Disciplinen, es gibt nur eine empirische Psychologie neben den vielen wechselnden speculativen (S. 5.), denn die inductive Methode schliesst jedes theoretische Vorurtheil, jedes oberste Princip von der Forschung aus (S. 7). Das sind nun freilich Behauptungen, die in älterer und neuerer Zeit unzähligemal wiederholt worden sind, die Ref. aber gleichwol nie anders, als mit Mistrauen aufzunehmen im Stande

war. Inwieferne dieses Mißtrauen auch im vorliegenden Falle gerechtfertigt erscheine, mögen folgende Bemerkungen entscheiden. Tritt es schon S. 3 etwas befremdend entgegen, daß „das Dasein des Körpers für den Geist, und des Geistes für den Körper“ als auf dem „Zeugnisse der Erfahrung“ beruhend eingeführt wird, so erscheint es vollends erstaunlich S. 14 die Substantialität oder Immaterialität der Seele als vom „empirischen Standpunct aus“ erkennbar dargestellt zu finden, wobei doch der Hr. Verf. nicht das Vorhandensein entgegengesetzter Ansichten zu verschweigen vermag (S. 16), was mit der oben behaupteten Einseitigkeit der empirischen Psychologie auffallend contrastirt. Darf der Hr. Verf. seine Psychologie eine empirische, d. h. von Thatsachen der Erfahrung ausgehende nennen, wenn er ihre Principien zu Grunde legt, die so rein speculativ gewonnen worden sind, wie der Begriff der Vorstellung in §. 23? Kann er dabei bleiben, die Erfahrungswissenschaft durch eine Entwicklung der Gesetze auf rein inductivem Wege zu charakterisieren, und doch von den Erklärungen der Naturwissenschaft ein Hinzudenken von Ursachen, ohne welche die Erscheinung nicht denkbar wäre, also ausdrücklich „eine Überschreitung der Erfahrung durch das Denken“ (S. 117) fordern? Das sind Widersprüche, in welche die Durchführung jener Voraussetzungen nothwendig hineinführt, und dass auch der Hr. Verf. ihnen nicht zu entgehen vermöchte, zeigt gerade von seinem ehrenwerthen Streben, das lieber der Natur der Sache, als der methodologischen Consequenz zu folgen bereit war. Legen wir darum diese gegen die Begriffsbestimmung der empirischen Psychologie gerichteten Einwürfe bei Seite und versuchen wir, der oben erwähnten Tendenz des Hrn. Verf. in der Ausführung selbst gerecht zu werden. Die Weckung des formalen Interesses bedingt: Klarheit in der Darstellung des einzelnen und streng geregelte Anordnung in der Aufeinanderfolge. In der ersten Beziehung hat der Hr. Verf. unlaugbar verdienstliches geleistet.

form der Hemmung vorausgeschickt wird. Weicht nun der Hr. Verf. hierin von der in der Herbart'schen Schule üblichen Anordnung ohne wesentlichen Gewinn ab, so theilt er anderseits mit ihr den Übelstand, der aus einer viel zu späten Stellung der Apperception — hier sogar nach der Vernunft! — hervorgeht, womit weiter für den Hrn. Verf. die unzweckmäßige Trennung der Vernunft von der eigentlichen Region ihrer Thätigkeit: dem Wollen zusammenhängt.

Gehen wir nun weiter, und unternehmen wir es, die Stellung zu bestimmen, welche die vorliegende Arbeit innerhalb der Gruppe derjenigen Lehrbücher einnimmt, denen sie sich nach des Hrn. Verf. eigener Erklärung unmittelbar anschliesst, so müssen wir zuvörderst rühmlich hervorheben, dass es dem Hrn. Verf. gelungen ist, auf dem knappen Raume seines Lehrbuches alle Partien zur Besprechung gebracht zu haben, welche die daselbst übliche Systematik der Psychologie beirechnet. Nicht so ganz scheint die Gleichförmigkeit der Darstellung in den einzelnen Partien gelungen zu sein. Gerade die in der Herbart'schen Schule meist unverhältnismässig breit behandelte Lehre von der Wechselwirkung der Vorstellungen erscheint uns hier in einer Weise verkürzt, die sich in der Folge fühlbar macht, und eben so wenig gelangt die in neuerer Zeit besonders mächtig gewordene Lehre vom Localisiren und Projiciren der Empfindung mit den kurzen Bemerkungen des §. 48 zur gebührenden Ausführlichkeit. Auch wird in dieser Beziehung ein allgemeingiltiger Mafsstab viel zu schwer zu finden sein, als dass Ref. hierauf ein besonderes Gewicht legen könnte. Weit wichtiger erscheint der Umstand, dass der Hr. Verf. bei seinem Streben einerseits nach Popularisierung, anderseits nach möglichst vielseitiger Umfassung der vorgefundenen Gedankenkreise bisweilen hart an die Grenzen eines Eklekticismus anlangt, der mit seinem so offen ausgesprochenen Standpunkte schwer vereinbar erscheint. Hierher rechnen wir zunächst eine gewisse Hinneigung zu der dualistischen Anschauungsweise, die sich schon auf den ersten Seiten ausspricht und S. 17 sogar bis zu der Annahme eines Kampfes von Seele und Leib gesteigert wird. Verhält sich wirklich, wie es S. 2 heisst, das geistige zum Materiellen blofs wie das raumlose zum räumlichen, dann ist die Berechtigung der Annahme eines directen Gegensatzes beider, wie ihn der Dualismus voraussetzt (S. 3), nicht einzusehen, da bei jener Voraussetzung die Materie immer noch wol aus nicht sinnlichen, raumlosen Elementen zusammengesetzt und also auf ein solches Princip rückführbar erscheinen könnte. Noch auffallender wird es weiterhin, wie mit dem realistischen Grundsatz des sinnlichen auf äusserer Einwirkung der Dinge beruhenden Ursprunges aller Vorstellungen (S. 40), mit der vollen Anerkennung des sensualistischen Principes (S. 41), ja mit der Behauptung, jeder Sinn sage uns auf eine eigenthümliche Weise, was der Gegenstand sei (S. 61) — eine so rein idealistische Äußerung vereinbar ist, wie S. 106, wo die sinnlichen Vorstellungen

zu bloßen Zeichen der Begriffe herabgedrückt werden, und der Begriff das hinter der Erscheinung sich verborgende Wesen der Dinge ausdrücken soll, und womit man weiter die Übereinstimmung zwischen denken und sein (S. 113) und endlich gar die Symbolisirung des Individualbegriffes in dem sichtbaren Dinge und die dazu in Analogie gebrachte Verleiblichung des allgemeinen Begriffes im Worte (S. 118) zusammenhalten wolle (wie denn der Hr. Verf. für eine weite Ausdehnung des Begriffes der Symbolisirung besondere Vorliebe besitzt (vgl. S. 152).
Überhaupt gebot die angedogenen §§. 23 und 24 in dieser Beziehung zu mancherlei Bedenklichkeiten Veranlassung. Sätze wie „jede Vorstellung bezieht sich auf ein Vorgestelltes, als ihren Inhalt, dieses Vorgestellte erscheint als etwas Objectives, als ein Gegenstand, den wir geistig erfassen, die Seele gibt sich an dieses Objective hin (S. 38)“ — leiden, zum mindesten gesagt, an einer unstatthaften Ungenauigkeit. Die Definition der Vorstellung als „Zustandsbestimmung, welche sich auf ein von ihr verschiedenes Object bezieht,“ sollte doch dem Hrn. Verf. nicht gestatten, von einer Vorstellung des eigenen Ich (S. 126) zu sprechen, und die dabei mitunterlaufende Bemerkung über die Proportionalität des Verhältnisses der Wahrnehmungen zu dem Verhältnisse der entsprechenden Reize (S. 40) ist nach Weber's und Fechner's bekannten Untersuchungen geradezu unrichtig. Eben so störend ist es, S. 34 das Gefühl als nicht sowohl von dem Inhalte des vorgestellten, als von der subjectiven Gemüths-lage des vorstellenden abhängig erklärt zu lesen, und doch wieder S. 136 auf eine Eintheilung der Gefühle in subjective und objective zu stoßen, „je nachdem sie in der Gemüths-lage oder dem vorgestellten Objecte wurzeln.“ Dieser herumspringende Gebrauch der Bezeichnung des subjectiven, zu dem S. 40 einen weiteren Beleg bietet, mag wol in einem rein wissenschaftlichen Lehrbuche ungefährlich, ja unvermeidlich erscheinen,

hängen nun weiter die Schlussbemerkungen des §. 35 und die nicht glücklich stilisierte Glosse S. 156 zusammen. Mit der Vergleichen der das Bewusstsein umschwärmenden Vorstellungen endlich zu dem Gedränge der Menschen an der geöffneten Pforte (S. 73) ist der Herr Verf. auf dasselbe Bild gerathen, dessen sich einst Lotze bei Beurtheilung des Lehrbuches von Waitz zur Widerlegung dieser Auffassungsweise bedient hat.

Ref. bedauert mit einer näheren Begründung und Fortführung der eben geäußerten Bedenken die Grenzen dieser Zeitschrift weit zu überschreiten, und zwar um so mehr, als er von der Einsicht und wahrhaft wissenschaftlichen Haltung des geehrten Hrn. Verf. eine Vereinbarung mit Zuversicht erwarten könnte. Darum sei es schliesslich nur noch gestattet, ausser den bereits erwähnten Vorzügen auch noch die Fülle meist gut gewählter Beispiele, die geschickte Detaillierung und das gediegene Streben des Hrn. Verf. nach Bündigkeit hervorzuheben — Eigenschaften, die dem besprochenen Lehrbuche stets in der Reihe der propädeutischen Leitfäden einen ehrenvollen Platz sichern werden.

Prag.

Wilh. Volkmann.

Dritte Abtheilung.

Verordnungen für die österreichischen Gymnasien; Statistik.

Personal- und Schulnotizen.

(Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen u. s. w.) — Dem Ministerialrathe im Ministerium für Cultus und Unterricht, Sr. Hochw. Hrn. Dr. Marian Koller, ist in Anerkennung seiner vorzüglichen Dienstleistung taxfrei das Ritterkreuz des Leopold-Ordens Allergrnädigst verliehen worden.

— Dem Ministerial-Concipisten im Ministerium für Cultus und Unterricht, Hrn. Johann Bauer, ist taxfrei der Titel und Rang eines Ministerial-Secretärs verliehen worden.

— Die Gymnasiallehrer, Hr. Johann Vávra zu Königgrätz und Hr. Benedict Knapp zu Lehrern am Laibacher Gymnasium.

— Der Gymnasialsupplent zu Pilsburg, Hr. Eduard Nowotný, zum wirklichen Lehrer an der Kleinseite in Prag.

— Die Supplenten, Hr. Wenzel Royt am Znaimer und Hr. Franz Gotthard am Iglauer Gymnasium zu wirklichen Gymnasiallehrern.

Der Supplent am Laibacher Gymnasium zu Leoben Hr.

— Der Aushilfs-Corrector bei der k. k. Schulbücher Verlagsdirection, Hr. Adalbert Köchy, zum Corrector.

— Der bisherige Assistent der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, Hr. Dr. Franz Lukas, zu Amanuensis an der Bibliothek des k. k. polytechnischen Institutes zu Wien.

— Der bisherige Bibliothekar der Salzburger k. k. Studienbibliothek, Hr. Eduard Kögler, zum Bibliothekar an der k. k. Universität zu Innsbruck.

— Der bisherige k. k. Universitäts-Bibliothekar in Lemberg, k. k. Rath Dr. Franz Ritter von Stroński, zum Bibliothekar und ordentlichen öffentlichen Professor der Bibliographie an der k. k. Universität zu Krakau.

— Der bisherige Custos an der k. k. Universitäts-Bibliothek zu Lemberg, Hr. Dr. Adalbert Urbański zum Bibliothekar, und Hr. Johann Graf Załuszi zum Custos an der genannten Bibliothek.

-- Der Assistent an der Wiener Universitäts-Sternwarte, Hr. Moriz Allé, zum Adjuncten an der Sternwarte in Krakau.

— Dem Lehrer am Kleinseitner Gymnasium zu Prag, Hr. Johann Gottfried Dubský, ist, bei dem Anlasse seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand, in Anerkennung seiner vieljährigen eifrigen und erspriesslichen Wirksamkeit im Gymnasiallehramte, das goldene Verdienstkreuz Allergnädigst verliehen worden.

— Dem Senior des theologischen Professoren-Collogiums an der k. k. Wiener Universität, dem hochwürdigen Hrn. Dr. Wenzel Kozelka, ist der Titel eines kaiserlichen Rathes Allergnädigst taxfrei verliehen worden.

— Sr. Hochw. dem Hrn. Dr. Engelbert Winkler, Subprior des Cistercienserstiftes in Zircz ist, in Anerkennung seiner vieljährigen und erspriesslichen Wirksamkeit im öffentlichen Lehramte das goldene Verdienstkreuz mit der Krone Allergnädigst verliehen worden.

-- Dem Professor der Mineralogie an der k. k. Universität zu Krakau, Hrn. Victor Ritter von Zepharovich, ist für das von ihm verfasste und Allerhöchsten orts überreichte Werk: „Mineralogisches Lexikon für das Kaiserthum Österreich“ die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft Allergnädigst verliehen worden.

— Dem Sectionschef im k. k. Finanzministerium, Hrn. Dr. Karl Ritter von Hock (auch als Schriftsteller auf den Gebieten der Philosophie, der Statistik und der Nationalökonomie vortheilhaft bekannt) wurde taxfrei der Orden der eisernen Krone 2. Cl. Allergnädigst verliehen.

— Dem Sectionschef im k. k. Finanzministerium, Hrn. Franz Freiherrn v. Schlehta (auch in der vaterländischen Literatur als Lyriker und Dramatiker geachtet), ist die geheime Rathswürde mit Nachsicht der Taxen Allergnädigst verliehen worden.

— Dem Sectionschef im k. k. Handelsministerium, Hrn. Karl Freiherrn Czörnig v. Czernhausen (bekannt als Schriftsteller auf dem Gebiete der Statistik), ist die geheime Rathswürde mit Nachsicht der Taxen Allergnädigst verliehen worden.

— Dem als belletristischer und bibliographischer Schriftsteller bekannte Hr. Dr. Constantin von Wurzbach, Vorstand der administrativen Bibliothek im Ministerium des Innern, ist der Titel und Rang eines Ministerialsecretärs Allergnädigst verliehen worden.

— Der Gutsbesitzer und Eisenbahn-Bauunternehmer Hr. Albert Klein hat aus Anlass der Geburt des Kronprinzen für mittellose Studierende am k. k. Gymnasium und an der k. k. Realschule zu Olmütz mit dem Betrage von 10.500 fl. eine Stiftung errichtet, welche mit

Allerböchster Genehmigung nach dem Namen des Kronprinzen Erzherzogs Rudolf benannt wurde. (Wr. Ztg. v. 26. Mai l. J., Nr. 119.)

(Concurrenz, Erledigungen, Stiftungsplätze, Stipendien u. s. w.) — An der neu errichteten Communal-Unterrealschule zu Sniatyn, aus Anlass der Eröffnung des 2. Jahrganges, 2 Lehrerstellen, die für den Unterricht in der deutschen und polnischen Sprache-Geographie und Geschichte, dann Naturgeschichte, die andere für Mathematik, Geometrie, Physik und [zunächst geometrisches] Zeichnen, jede mit dem jährl. Gehalte von 630 fl. ö. W. und dem Vorrückungsrecht in 840 und 1050 fl. ö. W. Termin: Ende Mai l. J., bei der k. k. galiz. Statthalterei zu Lemberg. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 7. Mai l. J., Nr. 104.)

— An der kath. Selassigen Unterrealschule zu Ödenburg mit deutscher Unterrichtssprache eine Lehrerstelle für Arithmetik, nebst Wechsel- und Zollkunde, Geometrie, Naturgeschichte und Physik, mit dem Jahresgehalte von 735 fl. ö. W., 6 Klafter Brennholz und freier Wohnung oder Quartiergeld von 126 fl. ö. W. Termin: 15. Juni l. J., bei der kath. Schulbezirksaufsicht in Ödenburg. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 20. Mai l. J., Nr. 115.)

— An der k. k. Universität zu Pesth die Lehrkanzel der descriptiven und topographischen Anatomie, mit einem jährl. Gehalte von 1365 fl. ö. W., und dem Vorrückungsrechte in 1680 fl. und 1995 fl. Termin: Binnen 6 Wochen, bei dem medicin. Professoren-Collegium der k. k. Universität in Pesth. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 21. Mai l. J., Nr. 116.)

— An der öffentl. Oberrealschule auf dem Bauernmarkte zu Wien eine Lehrerstelle für deutsche Sprache in den Oberrealsclassen, mit der Gehaltsstufe von 735 fl., eventuel 835 fl. und 935 fl. ö. W. Termin zur Einreichung der mit der Approbation für das Lehramt an selbständigen Realschulen versehenen Gesuche: 15. Juli l. J., bei der Direction der öffentl. Oberrealschule auf dem Bauernmarkte in Wien. (Am 26. Mai 1859.)

— An der k. k. Oberrealschule zu Troppau, anlässlich der bevorstehenden Activierung des 6. Jahrganges, 3 Lehrerstellen, und zwar für Geographie und Geschichte, für deutsche Sprache und Literatur und für

graphie als Nebenfach, die anderen aber für die Fächer der 2. und 3. Lehrergruppe, worunter Buchführung, Wechsel- und Zollkunde, dann Chemie und Baukunst mit ausschließlich deutscher Unterrichtssprache, jede dieser Stellen mit dem jährl. Gehalte von 630 fl. ö. W. und einem Quartiergeldpauschale von 105 fl. ö. W. Termin: 15. Juli l. J., bei dem hiesig. Ordinarate in Fünfkirchen. (S. Amtsh. z. Wr. Ztg. v. 7. Juni l. J., Nr. 129.)

— An der k. k. Studienbibliothek in Salzburg die Bibliothekarstelle mit dem Gehalte jährl. 840 fl. ö. W. Termin: 30. Juni l. J., bei der Landesregierung des Herzogthumes Salzburg. (S. Amtsh. z. Wr. Ztg. v. 9. Juni l. J., Nr. 131.)

— An der 3klassigen Unterrealschule der kön. Stadt Hradisch, eine Lehrerstelle für Freihandzeichnen und Kalligraphie, mit einem jährl. Gehalte von 525 fl. ö. W. Termin: 15. Juli l. J., bei dem Gemeinderathe der kön. Stadt Hradisch. (S. Amtsh. z. Wr. Ztg. v. 10. Juni l. J., Nr. 132.)

— An der k. k. Oberrealschule am Schottenfelde in Wien die Stelle eines Lehrers der Physik und Mathematik mit einem jährl. Gehalte von 1050 fl. und einem Wohnungsbeitrag von 126 fl. ö. W., dem Vorrückungsrechte im 1260 fl., so wie dem Anspruch auf die systemmäßigen Decennalzulagen. Termin: 20. Juli l. J., bei der k. k. u. ö. Statthalterei. (S. Amtsh. z. Wr. Ztg. v. 11. Juni l. J., Nr. 133.)

— An der Oberrealschule in Linz eine Lehrerstelle für Mathematik als Hauptfach, und deutsche Sprache als Nebenfach, mit dem Gehalte von 630 fl. ö. W., eventual 840 fl. ö. W. Termin: 10. Juli l. J., bei der k. k. ob. der ennsischen Statthalterei. (S. Amtsh. z. Wr. Ztg. v. 26. Juni l. J., Nr. 147.)

— Am k. k. Gymnasium zu Capodistria 4 Lehrerstellen, und zwar für Philologie (zunächst lateinische), dann das Deutsche und das Italienische (als Unterrichtssprache), jede mit dem jährl. Gehalte von 735 fl. ö. W., eventual 840 fl. ö. W. Termin: 20. August l. J., an die k. k. Statthalterei in Triest. (S. Amtsh. z. Wr. Ztg. v. 20. Juni l. J., Nr. 150.)

— An der selbständigen Districts-Unterrealschule zu G. Aikinda 2 Lehrerstellen, und zwar eine für deutsche Sprache, Geographie und Geschichte, dann eine für das Freihandzeichnen, Arithmetik und Kalligraphie, mit dem jährl. Gehalte von je 525 fl., dann Quartierpauschale und Holzrelatum von 168 fl. ö. W. Termin: Ende Juli l. J., bei der k. priv. Districts-Oekonomie-Verwaltung zu G. Aikinda. (S. Amtsh. z. Wr. Ztg. v. 1. Juli l. J., Nr. 152.)

— Über einen an der k. k. Theresianischen Akademie zu Wien erledigten von Schellenburg'schen Stiftungsplatz, s. Amtsh. z. Wr. Ztg. v. 7. Mai l. J., Nr. 104.

— Über drei an der k. k. Theresianischen Akademie zu Wien erledigte Freiherrl. v. Tenffenbach'sche Stiftungsplätze, s. Amtsh. z. Wr. Ztg. v. 8. Mai l. J., Nr. 105.

— Über einen in dem Althan Jonas'schen Convente zu Krems in Erledigung kommenden Stiftungsplatz, s. Amtsh. z. Wr. Ztg. v. 14. Mai l. J., Nr. 110.

— Über einen erledigten gräflich Millesimo'schen Stiftungsplatz, s. Amtsh. z. Wr. Ztg. v. 28. Mai l. J., Nr. 122.

— Über ein erledigtes Doctor Joseph Stadler'sches Familienstipendium von jährl. 97 fl. 65 kr. ö. W., s. Amtsh. z. Wr. Ztg. v. 28. Mai l. J., Nr. 123.

— Über eine aus der Joseph Frander'schen Stiftung vorzunehmende

z. Wr. Ztg. v. 31. Mai l. J., Nr. 124.

— Über einen am gräfl. Löwenburg'schen Convicte in Wien erledigten Platz für einen Gratis-Zögling aus der Gemeinde Josephstadt, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 21. Juni l. J., Nr. 142.

— Über die Erledigung einer von dem verstorbenen Joh. Andr. Koppmayer gegründeten Stiftung, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 22. Juni l. J., Nr. 143.

— Über die Erledigung von 7 Knaffl'schen Universitäts-Stipendien im Betrage von je 150 fl. CM. — 157 fl. 50 kr. ö. W., s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 23. Juni l. J., Nr. 144.

— Über einen an der k. k. orientalischen Akademie erledigten Stiftplatz, eventuel mehrere, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 28. Juni l. J., Nr. 149.

— Über den Concurs zur Aufnahme von k. k. Hofsängerknaben im gräfl. Löwenburg'schen Convicte zu Wien, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 1. Juli l. J., Nr. 152.

(Todesfälle.) — Am 29. April l. J. zu Genf der bekannte Historiker und Bibliograph Hr. Prof. Gaullieur („Geschichte Genfs seit 1536,“ „die Annalen v. Carouge,“ „Geschichte der Genfer Buchdruckereien u. m. a.)

— Am 5. Mai l. J. zu Göttingen der dortige Professor der Mathematik, Hr. Dirichlet.

Am 6. Mai l. J. um halb 3 Uhr nachmittags zu Berlin der berühmte Hr. Alex. v. Humboldt, die größte wissenschaftliche Autorität der Gegenwart (geb. zu Tepel, am 14. September 1769.)

— Am 6. Mai l. J. zu Prag Se. Hochw. Hr. Wenzel Michael Pešina Ritter von Čechorod, Domestros, Ritter des Ordens der eisernen Krone u. s. w. (geb. am 28. August 1807 zu Königsgrätz), als Schriftsteller besonders in böhmischer Sprache, so wie als Förderer religiöser und sittlicher Bildung, bekannt.

— Am 6. Mai l. J. zu Karolinenthal bei Prag Se. Hochw. der dortige Dechant, Hr. P. Dr. Dominik Špachta, gewes. Decan des theol. Doctoren-Collegiums an der Prager Hochschule (geb. am 4. August 1803 zu Eule), als böhmischer Schriftsteller geachtet.

— Am 8. Mai l. J. in Madrid Hr. José de Madrazo, Director der dortigen Kunstakademie und des kön. Museums, einer der bedeutendsten modernen Maler Spaniens, im vorgeschrittenen Alter.

— Am 11. Mai l. J. zu Gratz Se. k. Hoheit der durchlauchtigste Hr. Erzherzog Johann Baptist v. Österreich (geb. zu Florenz am 20. Jänner 1782), der Stifter des Joanneums zu Gratz, der Gönner und Förderer vieler wissenschaftlicher und gemeinnütziger Institute im Vaterlande.

— Am 17. Mai l. J. zu Darmstadt der vermählte Stadtmayor der Bos Freiherr de Thil, wirkl. Geheimrath, um Gewerbe und Verwaltung wie in Handel und Industrie, so in Kunst und Wissenschaft rühmlich bekannt, im 83. Lebensjahre.

— Zu Aachen am 18. Mai l. J. der Oberpfarrer zu St. Nikolaus, Se. Hochw. Hr. Leonhard Nellesen, als einer der tüchtigsten Theologen, Schriftsteller und Kanzelredner bekannt.

— Am 20. Mai l. J. in Agram Se. Excellenz der k. k. Hr. F.Z.M. Graf Joseph Jellačić von Budim (geb. am 16. October zu Peterwardein), als kriegsheld und auch als belletristischer Schriftsteller bekannt.

— In der Nacht zum 22. Mai l. J. zu Budweis Se. Hochw. Hr. Dr. Fried. Anthofner (geb. zu Budweis, am 6. Juli 1790), Cistercienser-Ordenspriester, fast 40 Jahre als Professor der Mathematik an

graphie als Nebenfach, die anderen aber für die Fächer der 2. und 3. Lehrergruppe, worunter Buchführung, Wechsel- und Zollkunde, dann Chemie und Baukunst mit ausschließlich deutscher Unterrichtssprache, jede dieser Stellen mit dem jährl. Gehalte von 630 fl. ö. W. und einem Quartiergeldpauschale von 105 fl. ö. W. Termin: 15. Juli l. J., bei dem bischöfl. Ordinariate in Fünfkirchen. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 7. Juni l. J., Nr. 129.)

— An der k. k. Studienbibliothek in Salzburg die Bibliothekarstelle mit dem Gehalte jährl. 840 fl. ö. W. Termin: 30. Juni l. J., bei der Landesregierung des Herzogthumes Salzburg. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 9. Juni l. J., Nr. 131.)

— An der 3classigen Unterrealschule der kön. Stadt Hradisch, eine Lehrerstelle für Freihandzeichnen und Kalligraphie, mit einem jährl. Gehalte von 525 fl. ö. W. Termin: 15. Juli l. J., bei dem Gemeinderathe der kön. Stadt Hradisch. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 10. Juni l. J., Nr. 132.)

— An der k. k. Oberrealschule am Schottenfelde in Wien die Stelle eines Lehrers der Physik und Mathematik mit einem jährl. Gehalte von 1050 fl. und einem Wohnungsbeitrag von 126 fl. ö. W., dem Vorrückungsrechte in 1260 fl., so wie dem Anspruch auf die systemmäßigen Decennalzulagen. Termin: 20. Juli l. J., bei der k. k. n. ö. Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 11. Juni l. J., Nr. 133.)

— An der Oberrealschule in Linz eine Lehrerstelle für Mathematik als Hauptfach, und deutsche Sprache als Nebenfach, mit dem Gehalte von 630 fl. ö. W., eventuel 840 fl. ö. W. Termin: 10. Juli l. J., bei der k. k. ob. d. ennsischen Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 26. Juni l. J., Nr. 147.)

— Am k. k. Gymnasium zu Capodistria 4 Lehrerstellen, und zwar für Philologie (zunächst lateinische), dann das Deutsche und das Italiänische (als Unterrichtssprache), jede mit dem jährl. Gehalte von 735 fl. ö. W., eventuel 840 fl. ö. W. Termin: 20. August l. J., an die k. k. Statthalterei in Triest. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 29. Juni l. J., Nr. 150.)

— An der selbständigen Districts-Unterrealschule zu G. Kikinda 2 Lehrerstellen, und zwar eine für deutsche Sprache, Geographie und Geschichte, dann eine für das Freihandzeichnen, Arithmetik und Kalligraphie, mit dem jährl. Gehalte von je 525 fl., dann Quartierpauschale und Holzrelutum von 168 fl. ö. W. Termin: Ende Juli l. J., bei der k. priv. Districts-Oekonomie-Verwaltung zu G. Kikinda. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 1. Juli l. J., Nr. 152.)

— Über einen an der k. k. Theresianischen Akademie zu Wien erledigten von Schellenburg'schen Stiftungsplatz, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 7. Mai l. J., Nr. 104.

— Über drei an der k. k. Theresianischen Akademie zu Wien erledigte Freiherrl. v. Teuffenbach'sche Stiftungsplätze, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 8. Mai l. J., Nr. 105.

— Über einen in dem Althan Jonas'schen Convicte zu Krems in Erledigung kommenden Stiftungsplatz, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 14. Mai l. J., Nr. 110.

— Über einen erledigten gräflich Millesimo'schen Stiftungsplatz, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 28. Mai l. J., Nr. 122.

— Über ein erledigtes Doctor Joseph Stadler'sches Familienstipendium von jährl. 97 fl. 65 kr. ö. W., s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 28. Mai l. J., Nr. 122.

— Über eine aus der Joseph Frinder'schen Stiftung vorzunehmende Betheilung, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 31. Mai l. J., Nr. 124.

— Über einen am gräf. Löwenburg'schen Conviete in Wien erledigten Platz für einen Gratis-Zögling aus der Gemeinde Josephstadt, s. Amtabl. z. Wr. Ztg. v. 21. Juni l. J., Nr. 142.

— Über die Erledigung einer von dem verstorbenen Joh. Andr. Koppmayer gegründeten Stiftung, s. Amtabl. z. Wr. Ztg. v. 22. Juni l. J., Nr. 143.

— Über die Erledigung von 7 Kwaßl'schen Universitäts-Stipendien im Betrage von je 150 fl. CM. — 157 fl. 50 kr. ö. W., s. Amtabl. z. Wr. Ztg. v. 23. Juni l. J., Nr. 144.

— Über einen an der k. k. orientalischen Akademie erledigten Stifftsplatz, eventuell mehrere, s. Amtabl. z. Wr. Ztg. v. 28. Juni l. J., Nr. 145.

— Über den Contest zur Aufnahme von k. k. Hofsängerknaben im gräf. Löwenburg'schen Conviete zu Wien, s. Amtabl. z. Wr. Ztg. v. 1. Juli l. J., Nr. 152.

(Todesfälle.) — Am 29. April l. J. zu Genf der bekannte Historiker und Bibliograph Hr. Prof. Gaullieur („Geschichte Genfs seit 1536,“ „die Annalen v. Carouge,“ „Geschichte der Genfer Buchdruckereien u. m. a.)

— Am 5. Mai l. J. zu Göttingen der dortige Professor der Mathematik, Hr. Dirichlet.

Am 6. Mai l. J. um halb 3 Uhr nachmittags zu Berlin der berühmte Hr. Alex. v. Humboldt, die größte wissenschaftliche Autorität der Gegenwart (geb. zu Tepel, am 14. September 1769.)

— Am 6. Mai l. J. zu Prag Se. Hochw. Hr. Wenzel Michael Pešina Ritter von Čechorod, Domcustos, Ritter des Ordens der eisernen Krone u. s. w. (geb. am 28. August 1807 zu Königgrätz), als Schriftsteller besonders in böhmischer Sprache, so wie als Förderer redigativer und sittlicher Bildung, bekannt.

— Am 6. Mai l. J. zu Karolinenthal bei Prag Se. Hochw. der dortige Dechant, Hr. P. Dr. Dominik Špachta, gewes. Decan des theol. Doctoren-Collegiums an der Prager Hochschule (geb. am 4. August 1803 zu Eule), als böhmischer Schriftsteller geachtet.

— Am 8. Mai l. J. in Madrid Hr. José de Madrazo, Director

der dortigen philosophischen Lehranstalt, später am Obergymnasium, thätig, dann Director des letzteren.

— Am 22. Mai l. J. zu Teschen Hr. Max v. Riedwald, Redacteur der „Allgem. Zeitung für Wissenschaft,“ auf verschiedenen schriftstellerischen Gebieten, namentlich dem der Statistik („Allgemeine Geographie und Statistik des Kaiserthums Österreich. Wien, 1856,“ vgl. Ztschrift f. d. österr. Gymnasien. Jahrg. 1858. Hft. VII. S. 556 ff.), bekannt, im Alter von kaum 34 Jahren.

— Im Mai l. J. in England der Chemiker, Hr. John Walker, der Erfinder der so allgemein verbreiteten, zuerst durch den berühmten Professor der Chemie Faraday erwähnten, Reibzündhölzchen, im 78. Lebensjahre.

— Im Mai l. J. zu Pesth Hr. Friedrich Lieder (in Preußen geboren), als Maler vortheilhaft bekannt, im 79. Lebensjahre.

— Am 3. Juni l. J. zu Wien Se. Hochw. Hr. Dr. Georg Schenach, Weltpriester, k. k. Rath, o. öffentlicher Professor der Philosophie an der k. k. Wiener Universität, fürsterzbischöfl. Consistorialrath von Brixen. Inhaber des silbernen Verdienstkreuzes *pro ptis meritis*, gewes. Decan und Rector der k. k. Universität zu Innsbruck u. s. w., im 49. Lebensjahre.

— Am 10. Juni l. J. zu Neuwaldegg bei Wien, Hr. Dr. Franz Leydolt, k. k. ö. o. Professor der Mineralogie, Geognosie und Botanik am k. k. polytechnischen Institute in Wien, Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften und mehrerer anderer gelehrten Gesellschaften u. s. w. im 49. Lebensjahre.

— Am 10. Juni zu Breslau der königl. geh. Justizrath und ord. Professor der Rechte, Hr. Dr. Ernst Theodor Gaupp, verdient um die Entwicklung der deutschen Rechtswissenschaft, wenige Tage nach seinem 64. Geburtstage.

— Am 11. Juni l. J. um 2¹/₂ Uhr nachmittags in seiner Villa am Rennwege in Wien Se. Durchlaucht Hr. Clemens Wenzel Lothar Fürst von Metternich-Winneburg, nachdem er noch am 15. Mai seinen 86. Geburtstag gefeiert hatte.

— Am 19. Juni l. J. zu Dresden Hr. Johann Gottlob v. Quandt (geb. zu Leipzig, am 9. April 1787), in der Kunstwelt durch seine ganz vorzüglichen Sammlungen aller Art von Kunstschatzen, so wie durch seine zahlreichen Schriften über Kunst und einzelne Länder u. m. a. bekannt.

— Am 24. Juni l. J. zu Wien der hochwürdige Hr. P. Faust M. Albrecht, Subprior im Serviten-Convent in Wien, Jubilarpriester. Archivar u. s. w., in wissenschaftlichen Kreisen durch selbständige historische Arbeiten so wie durch Förderung der historischen Studien anderer, bekannt, im 80. Lebensjahre.

— Im Juni l. J. zu Berlin Hr. Dr. Karl Brandes, Custos der kön. Bibliothek, auch als Schriftsteller bekannt („Sir John Franklin, die Unternehmung für seine Rettung und die nordwestliche Durchfahrt Berlin,“ 1854), im besten Mannesalter.

— Im Juni l. J. zu Stuttgart der Studienraths-Director Hr. Dr. v. Knapp, Vorsitzender der prov. Commission für die gewerblichen Fortbildungsanstalten, im Alter von 58 Jahren.

— Im Juni l. J. zu Berlin der wirkl. geh. Ober-Regierungsrath Hr. Dr. Kortüm, einer der um das preussische Unterrichtswesen verdientesten Männer.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Programme österreichischer Gymnasien und Realschulen am Schlusse des Schuljahres 1887/88.

(Fortsetzung von 1886, Heft IV, S. 319 ff.)

I. Abhandlungen mathematisch-naturwissenschaftlichen Inhaltes.

22. *Die Gebirgsarten in der Umgebung von Eger.* (Abhandlung von P. Gehlicka, im Programme des k. k. Obergymnasiums zu Eger. 20 S. 4. 1888.) — Ein recht schätzenswerther und, wie es scheint, mit vieler Ortskenntnis ausgeführter Aufsatz, in dem die neuesten Arbeiten von Reufs und Hochstetter, so wie die in den Schriften der k. k. geologischen Reichsanstalt enthaltenen Daten benutzt sind. Er zerfällt in eine kurze Einleitung, eine Tafel zur Bestimmung der Gesteine und eine ausführliche Aufzählung der einzelnen Gesteine nach ihren auffallenderen Varietäten und ihrem Vorkommen. „Der Unterricht in allen Zweigen der Naturgeschichte,“ sagt der Hr. Verf. in seiner Einleitung, „und hier vorzugsweise in der Botanik und Geographie, schöpft

nen Gegenständen und anfängt von dem Zusammenhange physicalischer Erscheinungen zu reden, und von der Rolle, welche diese Gegenstände in demselben spielen, tritt Leben in das ganze, und statt bloß zu memorieren, fängt dann der Schüler an nachzudenken.

Wien.

Ed. Suefs.

II. Abhandlungen philologischen und linguistischen Inhaltes.

(Fortsetzung v. 1859. Hft. IV. S. 323 ff.)

15 Einige Bemerkungen über Inhalt und Einrichtung eines lateinischen Übungsbuches für die 1. u. 2. Gymnasialklasse. (Abhandlg. von Prof. J. L. Christe im Progr. des k. k. Gymn. zu P r e s b u r g.) — Die leitenden Grundsätze, welche der Hr. Verf. der vorliegenden Abhandlung bei Einrichtung eines lateinischen Übungsbuches für die bezeichneten Classen beobachtet wissen will, stimmen mit den betreffenden Weisungen des Org. Entw. überein, und sind in kurzen, bündigen Sätzen klar entwickelt. Die ganze Darstellung zeigt, dass der Hr. Verf. über seinen Gegenstand reiflich nachgedacht und die Ergebnisse seines Nachdenkens durch Erfahrungen im Schulleben zu erproben nicht unterlassen hat. Doch beschränken sich seine Bemerkungen mehr auf die allgemeinen Grundzüge für Bearbeitung eines solchen Buches, als auf Darlegung des gesamten betreffenden Lernstoffes in systematischer Gliederung. Und gerade die Stellung der einzelnen Theile im Organismus des ganzen, die stufenweise Folge der zu behandelnden Lehrpartien, bei welcher nach verschiedenen Ansichten mannigfache Abweichungen stattfinden können, kurz das besondere ist bei derlei Untersuchungen das wichtige. Im allgemeinen herrscht über diesen Zweig des lat. Unterrichtes so ziemliche Übereinstimmung, im einzelnen gehen die Meinungen bedeutend auseinander. Es wäre daher eine recht verdienstliche Arbeit, wenn der Hr. Verf. nach seinen bisherigen Schulerfahrungen eine genaue Darstellung des zu behandelnden Lehrstoffes in methodischer Folge unternehmen und in einer systematischen Übersicht zusammenstellen wollte, wie er die betreffenden Lehrpartien in stufenweiser Folge zu einem Ganzen gestalten würde. Eine ähnliche sehr verdienstliche Darstellung hat Hr. Schulrath Wilhelm in diesen Blättern geliefert (Jhrg. 1858, S. 271 ff. und 374 ff.), und eine Vergleichung der sich allenfalls ergebenden Abweichungen mit deren bezüglichenden Gründen könnte nur zu fruchtbaren Folgerungen führen. So bemerken wir z. B. nur, dass Hr. Schulr. Wilhelm in Übereinstimmung mit dem Org. Entw. die Constr. acc. c. inf. nach den gewöhnlichsten *verbis sentiendi* und *declarandi* u. s. w. noch der ersten Classe zuweist, Hr. Prof. Christ hingegen dieselbe erst an der zweiten Classe behandelt wissen will. Wo liegt der Grund dieser Abweichung, und was lässt sich entscheidendes für die eine oder die andere Meinung vorbringen? — Ähnliche das besondere betreffende Erörterungen sind es, die für die Schule von praktischem Nutzensein können, und auf solche hoffen wir denn auch von dem Hrn. Verf.

P a v i a.

Franz H o c h e g g e r.

16. Eine vergleichende Betrachtung beider Blütenzeiten der deutschen Dichtung. (Abhandlung von Manuel Raschke, im Programm des k. k. evangelischen Gymnasiums zu Teschen, 1858 4. 35 S.).

Obwol natürlich die gewählte Aufgabe keinerlei Bereicherung der Wissenschaft bezwecken kann, so wird dennoch ein jeder die vorliegende Arbeit mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgen, und sie nicht leicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. Ja es wird sich dem Leser an manchen Stellen der Wunsch aufdrängen, das möchtest du selbst

genagt haben, so treffend und warm weiß der Hr. Verf. zu sprechen. Ist auch die Aufgabe an sich eine höchst dankbare, geeignet einen weiteren Leserkreis zu fesseln, so wird sich die geschmackvolle und gewandte Behandlung derselben auch dauernde Freunde erwerben; und die Arbeit bleibt zuletzt eine werthvolle Mitgift für die Schüler der Anstalt ins Leben hinaus, das Hrn bei drohender Erkältung aufs neue zu erwärmen oder die erworbenen Schätze durch einen schönen Überblick in lebendiger Thätigkeit zu erhalten.

Ein passend gewähltes Motto begrenzt die in der Überschrift allgemeine gestellte Aufgabe dahin, „im Enkel geliebte, stillredende Züge des Ahnherrn zu sehen“, die zuversichtliche Verkündung angesprohrer Tage, die Walther seinen Zeitgenossen aus den Klagen über allmählichen Verfall heiter hervorblicken lässt (Lachm. 48. 30 ff.) verknüpfen die beiden Glanzepochen deutscher Dichtung auch äußerlich, deren innere Verwandtschaft nachzuweisen der Hr. Verf. nun unternimmt. Die Gleichheit beider Kunstepochen besteht aber wesentlich in der siegreichen Bewältigung des aufgenommenen Fremden, in dem Durcharbeiten des deutschen Geistes zu selbstgesteckten, eigenhümlichen Zielen, das einmal der „gewaltsamen und geselligen Begegnung mit fremden Zeitgenossen“, das anderemal der „Überlieferung und den Literaturen schon untergegangener Völker“ gegenüber (S. 4), so dass „die Grundlagen beider Zeiten aus zweierlei Boden bestehen, aus dem des praktischen (vielleicht treffender volkshümlichen) Lebens und dem in der Klosterzelle oder in der Stadlerstube bereiteten.“ Nun wird zur Durchführung der Vergleichung an der lebendigen Erscheinung die gesammte Dichtung gattungsweise gesondert durchgenommen, ein Verfahren, welches gegen apriorische Construction den sichersten Damm aufwirft. Epik und Lyrik bieten, wie zu erwarten, die amziehendsten Vergleichungspuncte, das Drama freilich trägt zur Lösung der Frage fast gar nichts bei und scheint uns, wie es der schwächste Theil der Abhandlung ist, nur der Vollständigkeit wegen beigelegt. Von sehr wesentlichem Belange ist dagegen die der Dichtgattung vorausgeschickte Betrachtung der Sprache, die eine durchaus fleißige und selbständige Benützung der einschlägigen Forschungen zeigt, in anschaulicher Weise das Werden der beiden ihre Zeit beherrschenden Schriftsprachen darstellt und in manchen Stellen die Ein-

wir nach dem bereits oben gesagten nichts hinzusetzen, und die sprachliche Darstellung endlich macht den erfreulichen Eindruck, dass nur die nothwendigsten Mittel zur Veranschaulichung der Gedanken angewendet sind, denn nirgend erscheint eine müßige Phrase. Wohl erlauben wir uns noch einige Bedenken über weniger wichtige Einzelheiten kurz anzudeuten. Der Hr. Verf. gebraucht z. B. absichtlich Ausdrücke in einer Bedeutung, die wohl der älteren Sprache nicht aber der unsrigen geläufig ist, so heißt es S. 4 die Volkerveränderung. — welche einzeln Völker ganz „verschwendete“; verschwenden steht hier in der alten Bedeutung als transitiv zu verschwinden, welche die neue Sprache nur noch in einem Sinne zulässt; daher jeden Leser eine Freiheit überrascht einem Dichter wol in weiterem Umfange gestattet sein mag. In die gleiche Reihe gehört der Ausdruck (S. 29), dass ein „Tagelied zum Zwiegespräch der Liebenden der Nachtwächter als Chorus hinein rufe“, die noch dazu unsehr und für das Verständnis des Laien verwirrend ist. Schließlich berechtigt uns die sonst consequente Schreibung des Hrn. Verf. zu der Frage, warum er nicht Madjaren statt Magyaren schreiben will?

17. Vergleichende Charakteristik des Achilles aus der Iliade und des Siegfried aus den Nibelungen. (Abhandlung von M. d. (Madiera?), im Programm des k. k. Gymnasiums zu Neusohl 1858.)

Der Hr. Verf. bemerkt sogleich S. 1 Anmerkung, dass er mit der Arbeit nur den Schülern einige Andeutungen geben wollte für Ausarbeitung ähnlicher Themata, weil zu einer gründlicheren Behandlung des Stoffes selbst die nothwendigsten Hilfsmittel fehlten. Es ist das in der That bedauerlich, wenn locale Verhältnisse derart hemmend und endlich auch abspannend wirken; doch können wir den Zweifel nicht unterdrücken, ob nicht bloß mit Hilfe der beiden Texte, die Hr. Verf. zur Hand hatte, etwas weniger Oberflächliches geliefert werden konnte. Die Vergleichung der beiden Heldengestalten lässt sich aus den Texten allein, wofern diese mit gehöriger Sorgfalt gelesen sind, viel fruchtbarer gestalten, ja es sind diess eigentlich die einzigen Hilfsmittel, die wirklich von Belang sein können, wenn man von dem Grundsatz ausgeht, in welchem jeder dem Hrn. Verf. beipflichten wird, dass das volksthümliche Epos die innerste Wesenheit eines Volkes offenbare. Aber es scheint, dass auch diese Quellen nur im Fluge beachtet wurden, daher die ungenügenden Resultate der Untersuchung Niemanden Wunder nehmen werden. Die Anführung einiger Einzelheiten wird die Richtigkeit dieser unserer Behauptung genügend erweisen. S. 6 wird von dem göttlichen Ursprunge des Achilleus gesprochen und hinzugefügt die Bezeichnung *ἄριστος Ἀχιλλεύς* und *διδάσκαλος* sei daher keine bloße Titulatur. Das ist allerdings richtig, dass beide Epitheta keine bloße Titulatur sind, sondern einen tiefen Sinn enthalten; nur ist übersehen, dass dieselben Epitheta gar vielen Königen und Helden, ja selbst Dienern und minder hervorragenden Gestalten angehören und somit jedenfalls für die besondere Natur des Achilleus keine Erklärung mehr zu geben im Stande sind. Wenn ferner die Unverwundbarkeit des Achilleus S. 5 zum Vergleiche mit Siegfried Veranlassung gibt so ist das eigentlich im Widerspruche mit der Überschrift, denn der Achilleus des Ilias ist nicht unverwundbar; es findet sich nirgend eine Erwähnung dessen im Gedichte, im Gegentheil wird er Buch XXI 166 am Arme wirklich verwundet, dass Blut fließt. Das Nibelungenlied dagegen spricht von einem Lindenblatte (845) nicht von einer Drachenschuppe (S. 5 unten), die das erhärtende Drachenblut von einer Stelle des Körpers ferngehalten habe. Flüchtiger noch sind die Citate aus dem Nibelungenliede. So wird S. 8 erzählt, Siegfried habe auf den König Liudgast eingehauen, dass die Welt erdröhnte, und damit dem Gedichte eine Hyperbel zugemuthet, die geschmacklos genug ist.

indem der Text ganz bescheiden sagt 185: *das al das oelt erlida*. Auch ist Sigfried, als Krimhilde seine Werbung annimmt, nicht wie der Hr. Verf. S. 9 zweideutig sagt, „erröthet“, sondern es heißt an jener Stelle S. 68 er wurde vor Freude roth. Brunhild ist ferner keine „Riesenjungfrau“ S. 9 und die Bemerkung, dass Sigfried wegen seiner mannhaften Kraft von Hagen zum Boten nach Worms, die Ankunft des königlichen Paares zu verkünden vorgeschlagen wird, hätte, um Missverständnissen vorzubeugen, einer Ausführung oder Weglassung des Citates „mannhafter Kraft“ bedurft. Es ist endlich nicht einzusehen, weshalb der Hr. Verf., der Lachmann's Kritik billigt und durch Analogies aus den serbischen Heldenliedern zu stützen sucht, eine Strophe (117), die außer der übertriebenen Fiktion auch andere kritische Bedenken als späteren Zusatz bezeichnen, ohne Unterchied mit für seine Beweisführung ansieht, da doch bössche Zusätze aus naheliegenden Gründen uns nicht mehr den reinen Spiegel nationalen Wesens entgegenhalten. —

18. *Die Sprache als Kunst*. (Abhandlung von J. Reichel, in dem Programme des Gymnasiums zu Czernowitz 1858).

Dieser Arbeit gegenüber befindet sich ein Berichterstatler in einer eigenthümlich peinlichen Lage. Der ungeheure Aufwand von Deductionen und Beweisen, der nicht selten stürmische Gang einer aus vollem Herzen strömenden Sprache, das beständige Ringen mit fort und fort neu auftauchenden Fragen spannt die Erwartung des Lesers auf ganz besondere Resultate, und wenn man nun nach allen diesen Anstrengungen nichts findet, über das die Wissenschaft nicht schon längst im klaren wäre, so misstraut man der eigenen Aufmerksamkeit oder Fassungskraft, weil es schwer fällt, an ein so großes Misverhältnis der angewendeten Mittel zu den Ergebnissen zu glauben. Ref. bekennt offenherzig, dass er erst nach dreimaliger unverdrossener Durchprüfung der Arbeit die Überzeugung aussprechen mag, hier liege entweder ein trauriger Beleg mühsamer Autodidaxie, oder ein bloßes Exercitium vor, gemacht, um verschiedenartige Ausszüge aus gelesenem und bloß flüchtig berührten in Einklang und System zu bringen. Letzteres wird freilich etwas unwahrscheinlich durch die Angabe des Titelblattes, dass die Abhandlung einer

nicht umgekehrt abgeleitet, und dieses *schöne*, ahd. *scōni*, goth. *skōna* mit *schouwen* stammverwand, vgl. Wackernagels Ad. Leseb. p. CCCCLXIV ff. auch ist an jener Stelle das Citat *noh sunnah (sic?) ni scetn* leerer Prunk. In das Gebiet des schönen, also der Kunst, gehört aber das reizende, weil es bloß auf die Sinne wirkt, bekanntlich nicht (vgl. S. 6). Ebenso wenig wird man dem Hrn. Verf. in seinem Urtheile über H. Heine beipflichten können, dessen S. 8 gerügte Fehler allerdings der Tadel der sittlichen Entrüstung verdienen, nicht aber den Vorwurf, dass sie in dem „Gemachten“ der Heinishen Poesie wurzelten, und dass an seiner dichterischen Begabung, wie Hr. Verf. errathen lässt, darum zu zweifeln sei. Auch wird die Volkspoesie nie einen „schülerhaften Gedanken“ enthalten (S. 9), schon deshalb nicht weil sie, die aus dem Leben erwächst, durch die Erfahrungen des Lebens selbst das schülerhafte abgestreift haben muss. In der Kritik über Schiller's Votivtafel „Mittheilung“ S. 10 hätte der Verf. etwas bedenklicher sein sollen; was er dem Dichter vorwirft und bekämpft, beruht auf einem Misverständnisse des Distichons. Denn so wenig die Wahrheit des ersten Satzes „Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken“ eines besonderen Beweises bedarf, weil diese etwas rein objectivos, durch subjective Einflüsse aufhören würde, Wahrheit zu sein, so wenig ist es dem Dichter eingefallen mit dem Nachsatze „Bei dem Schönen allein macht das Gefäls den Gehalt“ sagen zu wollen „dass die Form allein hinreiche, etwas für schön gelten zu lassen;“ und der Hr. Verf. wird seine ganze Ausführung zurücknehmen, wenn er Schiller's Recension über Bürger's Gedichte verglichen haben wird. Aber auch in der Erklärung der Ode Klopstock's „der Jüngling“ S. 11 und 12 vermessen wir das volle Verständniss der Dichtung, wie es wol für eine Arbeit wie die vorliegende zu verlangen ist. Denn wenn der Hr. Verf. meint, in der ersten Strophe entwerfe der Dichter das Bild des eitelglücklichen (*sic!*), in der dritten das des sorglos glücklichen Knaben, so deutet er als Eitelkeit, was der Dichter als berechtigte Freude an der schönen Jugend verstanden wissen will, die dem Jüngling auch nicht getrübt werden soll, wenn er nur nicht versäumt, sich für die kommenden Stürme des Lebens auch mit Weisheit zu waffnen. — Die Betrachtung der poetischen Form führt ferner S. 16 zur Besprechung des Reimes, ein Abschnitt, der des Verfassers mangelhafte Kenntniss der betreffenden Literatur am fühlbarsten hervortreten lässt. Er findet es z. B. „bezeichnend, dass in Otfried's Evangelienharmonie der Reim (wie die Alliteration) geradeso Hebungen trifft“ — was der stumpfe Reim doch immer thun muss — ja dass sogar um diese Hebung zu erreichen Reime von drei Silben vorkommen!“ „Das Auftreten des Reimes“, fährt er fort „wurde vielleicht auch dadurch gefördert, dass ursprünglich, ehe noch Brechung, Umlaut und Verschmelzung eingetreten, der Vocalismus einer Sprache (soll wohl heißen der Sprache) keine so große Mannigfaltigkeit aufweist, und deshalb das Finden der Gleichklänge erleichtert.“ Solchen Ansichten hat der Ref. nichts beizufügen, sie sprechen laut genug.

Die Redekunst im Gegensatze zur Dichtkunst endlich findet in einem II. Abschnitte ihre Behandlung; es geschieht ihr da mannigfach Unrecht, des Verfahrens zu geschweigen, dass die Dichtung in Prosa, wie Roman, Novelle, Erzählung u. s. w. keine Würdigung gefunden hat. Die Dramatik als sprachliche Kunst, Declamation und Gesang bilden den Schluss des mitgetheilten Stückes. Allein es würde den Leser ermüden, wenn wir alle Ausstellungen, zu denen die Kritik verpflichtet ist, verzeichnen wollten, auch darf nicht verschwiegen werden, dass wir nur dasjenige beispielsweise vorführten, dessen Fehlerhaftigkeit, ohne weiteres Ausheben und ohne Mittheilung größerer Stücke in die Augen fallen muss. Dem wozu sollte es dienen, Mängel in der Methode weitläufig zu erweisen,

wo die Resultate längst Gemeingut geworden sind. Daher verwahren wir uns auch gegen die Annahme, als seien wir mit dem etwa nicht vorgeführten durchweg einverstanden, wir müssten sonst auch die Verantwortlichkeit für die vielen, zum Theile recht auffallenden Druckfehler mit übernehmen wollen.

Wien.

Dr. K. Reichel.

19. *Proben aus der syrischen Chronik des Gregorius Barhebraeus oder Abulpharag.* (Abhandlung von P. Zingerle, im Programme des k. k. Gymnasiums zu Meran. 11 S. 4.). — Der durch seine Studien über Ephrem rühmlichst bekannte Hr. Verf. theilt in vorliegendem Gymnasialprogramme die Übersetzung einzelner Stücke aus der syrischen Chronik des *San-Habris* (Abulpharag) mit. Wegen des ziemlich schlechten Textes der Bruns-Kirsch'schen Ausgabe hat er jene Stellen gewählt, die in Kirsch's Chrestomathie (in der verbesserten Ausgabe von Bernstein) sich befinden und wegen ihres Inhaltes uns am meisten interessieren. Es sind diese das XV., XXIV. (nicht ganz), XXV., XXVIII., XXXVI. der dortigen Lesestücke. Ohne uns auf eine nähere Besprechung der gelungenen Übersetzung hier einzulassen, für deren Richtigkeit und Treue der Name des Hrn. Verf.'s schon Bürgschaft leistet, können wir nicht umhin den Wunsch auszusprechen, dass die mitgetheilten Stücke wirklich nur Proben seien und der Hr. Verf. mit einer vollständigen Übersetzung der Chronik die Freunde orientalischer und geschichtlicher Studien recht bald beschenke.

Wien.

Friedrich Müller.

20. *A magyar nyelvűkről. Über die Declination des magyarischen Nomens.* (Abhandlung von Tatty István, im Programme des evangel. Gymnasiums zu Szarvas 1857/8.) — In der Einleitung dieser Abhandlung bezeichnet der Hr. Verf. klar und richtig die vielen Irrwege, welche die magyarische Grammatik bisher eingeschlagen hatte; weil man nun Hoffen darf, dass der Erkenntnis des unrichtigen auch die Kenntnis des richtigen zu Grunde liege, so muss es befremden, wenn wir in diesem Programme einen neuen Versuch sehen, die magyarische Grammatik zu gestalten, der, so sehr er der neueren Richtung folgt abermals nicht

magyarischen Casussuffixe hat der Hr. Verf. 9 Suffixe dem Ausdrücke innerer Verhältnisse, 9 den räumlichen zugetheilt. Dadurch hat er das Wesen der magyarischen Declination nicht bezeichnet, zugleich aber auch dort, wo er den magyarischen Boden verlässt und sich auf die klassischen Sprachen stützt, durch die Art der Vertheilung und Benennung der Suffixe wieder jede Beziehung darauf abgeschnitten. Als Nominativ fungiert im Magyarischen der bloße Stamm; dass *t*, das Object bezeichnend, jetzt nicht mehr local gebraucht wird, ändert nichts; Boller beweist uns (Sitzungsb. der k. Akad. der Wiss. Band XII, 1, 1854), dass die finnischen Sprachen keinen Accusativ haben, sondern einige nur durch das sächliche Pronomen *m* den Gegenstand dem Subjecte gegenüberstellen und *t* wahrscheinlich auch localer Natur sei; es mag nun an der Spitze der Declination als Accusativsuffix stehen, aber *nek* ist entschieden local und von *re* und *hoz* nicht zu isolieren; *ért* und *ként* hätte der Hr. Verf. aus denselben Gründen nicht in die Declination aufnehmen sollen, aus welchen er *kép*, *kor* und *nap* nicht aufnahm, sondern sie als verkürzte Formen (*képen* etc.) den entsprechenden Suffixen zuwies. Die Eintheilung der Suffixe nach ihrem historischen Werth ist höchst subjectiv, da der Hr. Verf. jene alt nennt, die in ihrer Verwaschung (*elmosodás*) den indo-europäischen Casus gleichen, die aber, die zwar nicht mehr Substanzwörter sind, deren vollere Form aber die Wörterfamilie, zu der sie gehören, errathen lassen, die jüngern. Demnach können nun dem einen alle Suffixe als neu erscheinen, weil er bei jedem die Familie, zu der es gehört, zu erkennen meint, dem andern alle alt, weil er nirgend eine Verwandtschaft entdeckt. Und in der That finden wir ig hier unter den neueren, andere Forscher halten es für alt; *ul* unter den alten, während Boller es als eine specifisch magyarische Bildung erkennt, *vel* unter den neuen, obgleich der Hr. Verf. keine Verwandtschaft anführt, *re* unter den alten, obgleich er die Verwandtschaft mit *róni* annimmt. Was die Erörterungen über die Pluralbildung betrifft, so ist eine Hypothese wie ein sicheres Ergebnis wissenschaftlicher Untersuchung hingestellt; *fák* = *fa-ki*, = *fa-fa*, = *több fa-fák*, wobei *k* = dem pron. *ki*, welches die Verdoppelung des Nomens und hiemit den Plural anzeige, ebenso *i* = *iv* = *ö*, demnach; *fa-i-m* = *fa-io-m* = *fa-ö-m* = *fa-fa-m* = *faim*. Auch hierüber belehrt uns Boller eines andern; und hätte der Hr. Verf. auch Boller's Ansicht nicht beigestimmt, so hätte er doch ersehen, dass die Untersuchungen über diese Frage, so wie die etymologische Untersuchung über manches Suffix auch unter den Meistern auf diesem Gebiete noch nicht abgeschlossen ist; zum Behufe der Schule aber solche dunkle Punkte behandeln zu müssen, liegt doch keine Nöthigung vor; und soll der Schüler derlei Untersuchungen lesen, so möge er wenigstens aus der strengen methodischen Behandlung lernen, dass es in der Sprachvergleichung leichter sei, eine Vermuthung aufzustellen, als sie zur Gewissheit zu bringen; denn schädlicher ist eine leichte Methode als ein unrichtiges Resultat. Der Hr. Verf. heugt Einwürfen, wie: dass es gegen die Geschichte aller Sprachen wäre, wenn bei dem Vorhandensein eines sächlichen Pronomens *mi* das persönliche *ki* zur Pluralbezeichnung gelangt sein sollte, dadurch vor, dass er sagt: „die sprachbildende Phantasie habe es für poetisch gehalten, die Sachen persönlich aufzufassen“, ja noch mehr, er beleuchtet die magyarische Pluralbildung durch das Latein, indem auch hier *legitis* aus *leg* + *tu* + *is* (*tu* + *is* = *vos*) ableitet. Dem Hrn. Verf. waren sichtbar die nöthigen Hilfsmittel nicht zugänglich, und die Aufgabe, die er sich stellte, zu umfassend. Doch die Offenheit, mit der der Hr. Verf. erklärt, dass er die Irrthümer in seinem vorjährigen Programme durch die Widerlegung sogleich einsah, und dem besseren herzlich gern huldige, zeigt dass auch dieser Arbeit der beste Wille zu Grund liege, ein reger wissenschaftlicher Eifer, der volle Anerkennung verdient.

21, *Mytodesati karibonon. Philologische Nachlese.* (Abhandlung von Koczányi Ferencs, im Programme des kath. Gymnasiums zu Nagy Károly.) — Unter die Regeln, die sich der Hr. Verf. zur Aufstellung gewählt hat, hebe ich zuerst die vierte hervor, dass das Suffix *at, et* zu középigék (Mittelzeitwörtern) hinzutretend nicht einfach ocselékű (act.) sondern műveltető (factit.) bilde“, er sagt dagegen, dass bei einigen Intransitiv. erst durch zweimaliges Antreten von *at, et* művelt. entstehen. Hier herrscht Unklarheit darin, dass die Ausdrücke középig und ocselék bald die Form bald die Bedeutung des Verbum bezeichnen; ich verweise bloß auf die trefflichen Arbeiten des Hrn. Schulrathes Dr. Halder in den „tanodai lapok“ N. 7 und 8, worin die Scheidung der Bezeichnung nach Form und Bedeutung durchgeführt ist. Richtig scheidet der Hr. Verf. die Verba mit der Causalform *at, et* nach der Bedeutung und nennt nur jene factitiv, die die Bedeutung haben „mittelbar etwas thun lassen“; hat er aber einmal die Bedeutung als Kriterium des Factitivum festgestellt, so ist unrichtig, wenn er sagt, dass durch Antreten von *ik* an die Factit. das Passiv gebildet werde. Das Passiv wird sowohl aus factit., als aus intransitiven, sondern aus transitiven Verben gebildet, und zwar mittels derselben Form *at, et, tat, tet* wie die Factit., und dem Reflex. *ik*; da nun manche intransitive Verba erst durch *at, et* transitiv werden, so erscheint dann im Passiv die Form *tat, tet* doppelt, *írja, ír*, er schreibt es, trans.; *ír-atik, ír*, es wird geschrieben; *ül, ül*, er sitzt, intr. *üllet, üllet*, er setzt trans., *üllet-tetik* er wird gesetzt. Bildet aber der Schüler das Passiv. aus dem Factit. + *ik*, so wird er den Grund nicht angeben können warum man nicht auch sagt *üllet-ik*, denn *üllet* ist auch Factitivum: er heisst sitzen, oder wo die Sprache Bedeutung und Form scheidet, *foly-at* er lässt fließen, *foly-tat*, er setzt fort, das Passiv nicht *folyat-ik* oder *foly-attakik*, sondern *folytat-tatik*. In dem 5. Punct hat der Hr. Verf. Recht, wenn er sagt, man solle nicht *higy* sondern *higy* schreiben; aber die Beweisführung ist nicht stichhaltig: *hisz + j = hij + j = higy*. Hierbei hätte bewiesen werden müssen 1. dass der Imperativ aus dem Präsensstamm gebildet werde. 2. dass *sz + j = gy* ist, 3. dass die anderen Veränderungen im Auslaute des Stammes ebenfalls aus *sz* entstehen. Aber davon ist nichts gesagt, sondern die Sache einfach so angenommen. In dem schon von den Stamm. eben so ver-

Wunsch des Hrn. Verf. ist gewiss aus guten Erfolgen entstanden, die er durch eine vergleichende Methode in der Schule erzielte. Hätte aber der Hr. Verf. das voluminöse Buch, wie er es wünscht, mit den Schülern durchgenommen, so hätte er gewiss wenig erzielt; denn eben nur der lebendige Verkehr zwischen Lehrer und Schüler, die beständige geistige Anregung bei vorkommenden Fällen trägt zur Schöpfung des Urtheils und Befestigung des Wissens so viel bei. Ich glaube nicht, dass der Hr. Verf. seine Forderung auch auf die Formenlehre erstrecken möchte. Denn wenn er Formen zusammenstellt wie $\beta\epsilon\text{-}\beta\omicron\upsilon\lambda\epsilon\upsilon\text{-}\alpha\text{-}\omicron\iota\text{-}\mu$, laud-a-viss-em, lob-e-t-e-st, vár-r-and-ná-d, so kann diess offenbar nur zum Behufe einer gleichmäßigen Terminologie geschehen sein. Damit aber hat der Hr. Verf. einen wesentlichen Punct berührt; zwar darf man einer gleichen Terminologie wegen die Sprachen nicht schematisieren und der einen zu Liebe der anderen etwas schaffen, was sie nicht braucht, wie der magy. einen Conjugationscharakter (und warum v und r im Schema doppelt?), oder weil man sagt erster Aorist auch sagen erster Perfect. Doch das Verdienst hat der Hr. Verf., dass er durch einige schlagende Beispiele die vorhandene Verwirrung in der Terminologie darthut. Auch die meisten Beispiele, mit denen er seine Methode veranschaulicht, sind gut, nur einzelnes gewagt wie wenn er: *il secondo a entrare fu Antonio* mit: $\tau\omicron\iota\omicron\upsilon\tau\omega\ \epsilon\omicron\iota\kappa\alpha\varsigma\ \epsilon\upsilon\delta\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu\alpha\iota\ \mu\alpha\lambda\alpha\kappa\omega\varsigma$ zusammenstellt. Die Fassung der Regeln über die Relativsätze findet er in Curtius' Grammatik klar und vollständig. Mögen die trefflichen Winke, welche die Abhandlung enthält, beim Unterrichte recht vielfältig beachtet und gewürdigt werden.

Ofen.

Anton Krichenbauer.

III. Abhandlungen geschichtlichen und geographischen Inhaltes.

(Fortsetzung von 1859. Hft. IV. S. 332 ff.)

5. *Przemysl und sein altes Schloss.* (Abhdlg. von Prof. Lewinski, Im Jahresberichte des k. k. Obergymn. zu Przemyśl für 1858.) — Die österreichische Programmliteratur historischen Inhaltes hat sich mit besonderer Vorliebe der Localgeschichte zugewendet und darin, so jungen Datums ihre Entwicklung ist, bereits nicht unbedeutendes geleistet. Bei der gewiss nicht leichten Auswahl der geeignetsten Stoffe scheint sonach ein richtiger Tact sich diesem Particularismus zugewendet zu haben, auf dessen Felde der sonst einem Gymnasiallehrer in der Provinz häufig so empfindliche Mangel an literarischen Hilfsmitteln noch am mindesten Hindernisse einer erfolgreichen Leistung darbietet.

Einen solchen Beitrag zur Localgeschichte bringt auch die vorliegende Abhandlung, die ursprünglich der feierlichen Grundsteinlegung zu Przemyšls neuen Befestigungswerken ihre Entstehung verdankt. Der Gegenstand, welchen sie behandelt, gehört den bis nun zu literarisch mindest besprochenen Gebieten der österreichischen Geschichte an. Vielleicht eben darum hat sich der Hr. Verf. darauf beschränkt, mit anerkennenswerthem Fleisse die Materialien zu sammeln, da eine tiefer eindringende, durchaus bis zu den Quellen gehende Bearbeitung vielmehr den Stoff eines Werkes, als einer Abhandlung geboten haben würde. Auch in der Fassung erübrigt noch mancher Ausdruck, welcher ursprünglich auf ein gemischteres Publicum, als das für Programmabhandlungen hauptsächlich vorauszusetzende, berechnet war. Jedenfalls gehört innerhalb der selbstgesteckten Grenzen die in Rede stehende Abhandlung entschieden zu den werthvolleren, deren Verdienstlichkeit durch die folgenden Bemerkungen über einzelne Puncte kein Eintrag geschehen soll.

So würde die Erörterung, ob Przemyśl's Gründung den Russen oder

den Polen zuschreiben sei, dem Ziele etwas näher geführt haben, wenn auch die ethnographischen Zustände bis zur Gegenwart herab in Rechnung gezogen worden wären.

Bei dem Citate aus Długosz über Boleslaw's I. Kampf gegen Jaroslaw bot sich ein Anlass dar, zu erwähnen, dass fast alle Berichte des genannten Chronisten über polnisch-russische Verhältnisse einer etwas freien Bearbeitung der betreffenden Stellen Nestor's ihren Ursprung verdanken; diese Bemerkung würde auf manche Theile derselben erst das volle Licht geworfen haben. So folgt der Hr. Verf. in Erzählung der Kriege Boleslaw's II. mit vollem Rechte den bei Karensin gefundenen Notizen russischer Annalisten, welche auch Długosz treu benützt hat, bemerkt zugleich den Widerspruch der Nachrichten bei Gallus und Kadzubeł, ohne jedoch entschieden auszusprechen, dass dieser Widerspruch nur daher rühre, weil beide keinen älteren Geschichtschreiber, sondern zusammenhanglosen, oft poetisch ausgeschmückten Überlieferungen sich anschließen. Aus dem bezeichneten Standpuncte würde wol auch die von keinem russischen Annalisten erwähnte Niederlage durch Boleslaw II., deren Kunde Długosz aus Gallus schöpfte, der bloßen Sage zuzuweisen sein.

Bei der unverkennbaren Sorgfalt, mit welcher sonst das vorhandene Material benützt ist, kann der Verstoss auf S. 17, welcher die Dotierung des lateinischen Bisthums durch K. Władysław II. aus den Besitzungen des griechischen Bisthums, statt aus jenem der Krone genommen nennt, wohl als ein Übersehen betrachtet werden.

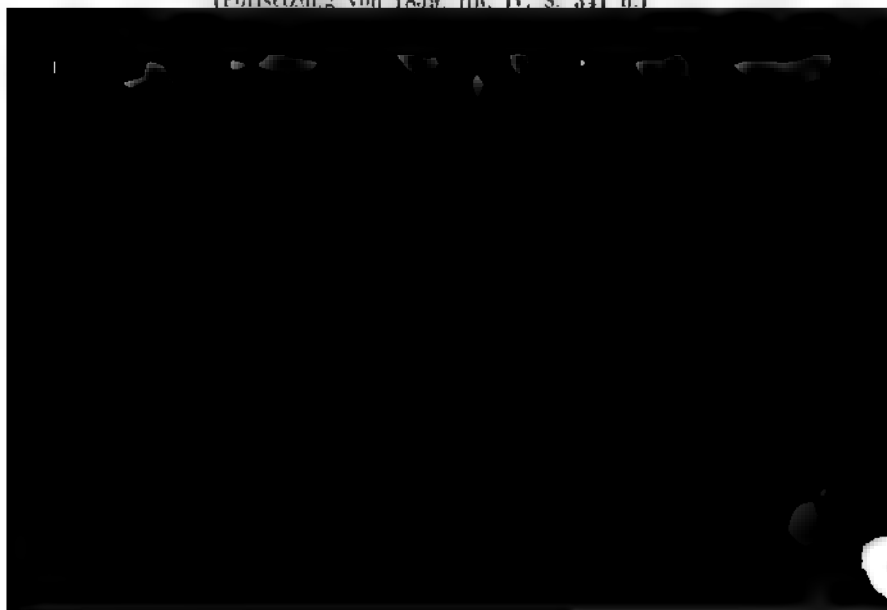
Um nicht den einer Anzeige in diesen Blättern bemessenen Raum zu überschreiten, füge ich diesen wenigen Andeutungen nur noch den Wunsch bei, die österreichische Programmliteratur möge auch ferner in ähnlichen Bearbeitungen der Localgeschichte ein eben so offenes als lohnendes Feld ihrer Leistungen erkennen und nützen, wie sie es bisher gethan hat. Das Przemyśler k. k. Obergymnasium hat die Veröffentlichung von Jahresberichten zwar spät, aber in recht erfreulicher Weise begonnen.

Wien.

Dr. Adolf Ficker.

IV. Abhandlungen philosophischen Inhaltes.

(Fortsetzung von 1859. Hft. IV. S. 341 ff.)



weise des Gegenstandes, die doch etwas anderes ist, als das immanente Verhältniß der Theile des Objectes selbst, ja S. 8 wird geradezu die Kraft als das an sich gefallende bezeichnet. Mag nun immerhin die Erscheinung einer solchen Kraft nur aus dem Verhältnisse der Theile erkennbar sein, so wäre es eben die Aufgabe der Abhandlung gewesen, diesen letzteren Punct bloßzulegen. Denselben Vorwurf müssen wir auch auf die Eintheilung des Erhabenen in physisches und geistiges ausdehnen, deren Theilungsgrund die verschiedene Art der Kräfte, also gewiss keine formelle Verschiedenheit von Verhältnissen abgibt. Dass der Schluss „vom erhebenden Gefühle als gegebenem auf das ästhetische Object als dessen Ursache, der psychologische Weg“ zur Auffindung der Verhältnisse sei, ist gewiss vollkommen richtig und Ref. glaubt, dass, wenn diese methodologische Norm auf das S. 11 vom Contraste gesagte angewendet worden wäre, der Hr. Verf. zu einer wahrhaft formalistischen Erklärung gelangt wäre. Bildet nun auch der psychologische Theil die Glanzseite der vorliegenden Arbeit, so scheint Ref. die Schilderung des Gefühls des Erhabenen als „eines solchen, das zwar zu den niederen Seelenkräften in einem unangemessenen, zu den höheren aber in einem adäquaten Verhältnisse steht“ (S. 13), doch zu sehr an die Psychologie zur Zeit Kant's und Schiller's zu erinnern, und keineswegs dem neueren exacteren Standpunct zu entsprechen, von dem aus der Dualismus und die gesamte Teleologie der Seelenvermögen wenig Beifall zu finden vermag. Hat nun auch ohne Zweifel der Hr. Verf. jene antiquierte Auffassung weit hinter sich, so glaubt Ref. doch diese Stelle als eine zu weit getriebene Concession an den Popularismus bezeichnen zu können. Dass der Hr. Verf. übrigens noch den Plunder „verwandter Begriffe“ (des Feierlichen, Edlen, Furchtbaren, Wunderbaren u. s. w.), den die ältere Aesthetik um den Begriff des Erhabenen herum angespeichert hat, einer eingehenden Prüfung unterzieht, ist eine um so dankenswerthere, weil wenig fruchtbare Arbeit. Phrasenfreie Darstellung, wissenschaftlicher Ernst, aner kennenswerthe Literaturkenntnis sind Vorzüge, die bei dem Hrn. Verf. nicht erst namhaft gemacht zu werden brauchen. Die im Vergleich zu früheren Arbeiten etwas minder gelungene Präcision und Bündigkeit der Darstellung scheint der Hr. Verf. selbst gefühlt zu haben (S. 24), und wer den deprimierenden Einfluss äußerer drängender Momente (S. 22) selbst kennt, wird deren Ausfall gewiss nicht zu hoch anschlagen.

Prag.

Wilhelm Volkmann.

10. *Die Beziehungen der religiösen Weltanschauung zur Kunst.* (Abhandl. von Dr. A. V. Svoboda, im Festprogramme des k. k. Gymn. zu Marburg. 1858. S. 1—52. 8.) — Es gibt wol kaum eine interessantere und schwierigere Frage auf dem Gebiete der Kunstforschung und Culturgeschichte, als es die ist, welche Prof. Svoboda in dem genannten Programme zum Gegenstande seiner Abhandlung genommen hat. Wer nur einigermaßen mit dem Objecte der Abhandlung vertraut ist, wird auf den ersten Blick sehen, dass sie sich ihrer Natur nach der Form und dem Umfange eines Programmes entzieht, und zu einer einigermaßen abgeschlossenen Leistung den Umfang eines Werkes verlangt. Prof. Svoboda hat diess auch während seiner Arbeit wol selbst gefühlt; während er über 40 Seiten dem orientalischen und classischen, dem germanischen und slavischen Alterthume zugewendet hat, sind ihm kaum zehn Seiten übrig geblieben, um die Beziehungen der christlichen Weltanschauung zur Kunst im eigentlichen Mittelalter und der Renaissance darzulegen, also jener Zeit, die uns am nächsten liegt, und deren Kunstmomente am leichtesten in die Sache selbst einführen. Wer die Abhandlung durchsicht, bekommt auch die Überzeugung, dass Prof. Svo-

boda philosophisch und literarisch gebildet, mit Kenntnissen mannigfacher Art ausgerüstet ist, und die Feder mit Geschick und Geschmack handhabt. Aber diese Vorzüge schliessen das Urtheil nicht aus, dass die Wahl des Gegenstandes an und für sich eine wenig glückliche gewesen, nicht bloß mit Rücksicht auf die Natur eines Programmes, sondern auch mit Rücksicht auf die literarischen Hilfsmittel, welche einem Gymnasiallehrer zu Gebote stehen. Es ist auf jenen Gebieten, wo ich die Sachkenntnis des Verfassers zu beurtheilen im Stande bin, kaum eine Seite, in welcher der Mangel an literarischen Hilfsmitteln und in Folge dessen auch Unrichtigkeiten in Thatsächlichem nicht hervor-
 trille. So wird z. B. in der Darstellung der antiken Kunst in ihrer Beziehung zur Religion auf antike Landschaft- und Genremalerei verhältnismäßig ausführlich eingegangen, und Berichte, wie der des Pausanias über die Demeter Melaena des Onatas, der so bezeichnend gerade für diese Frage ist, u. a. m. gänzlich übergangen, und die Werke des Phidias nur ganz obenhin angeführt. Während ein gewisses Gewicht auf Kunstwerke gelegt wird, die der Verfasser selbst gesehen hat — und bei dieser Frage ist doch Autopsie von ganz untergeordnetem Werthe — wird anderseits sich auf Werke berufen, die, wie das des Seroux d'Agincourt in antiker Plastik ganz veraltet sind. Die Penaten und Laren, die Haus- und Familiengötter Rom's hat nach dem Verfasser „der Egoismus der Römer — aufgebracht,“ und die Malereien in Pompeji und Herculaneum sollen Zeugnis ablegen für die „Malerei der Römer.“ Und doch ist Prof. Svoboda in der alten Kunst viel mehr zu Hause, als im Mittelalter. Es ist wol zum erstenmale in dieser Abhandlung vorgekommen „die Pyramiden, Thürmchen, Strebpfeiler, das Radfenster“ (im gothischen Baustil) mehr als „Werke der Plastik, als der Architektur zu betrachten.“ — Wahrscheinlich sieht Prof. Svoboda sein Programm nur als Studie, als ersten unvollkommenen Entwurf zu einer größeren Arbeit an, zu deren Vollenbung vor allem umfassende Monumental- und Quellenstudien auf anderen Grundlagen und mit anderen Mitteln, als sie ihm jetzt zu Gebote stünden, nothwendig sein werden.

Wien.

R. v. Eitelberger.

11. *A ludomanius elemet. Die Grundlagen der Wissenschaft*

Federbeißer (tollrágók) wenig brauchen, sei nur eine irrigte Meinung des Volkes, man esse verdauliche blutverdünnende Speisen, trinke Wasser, auch Wein, aber keinen geschwefelten, der das Hirn erhitzt, keinen bitteren oder sauren, der die Eingeweide angreife, sondern linden alten Wein mit Wasser gemischt. Wer zur Nachtzeit nicht schlafe, geißle sich selber; das vom lernen erhitzte Gehirn aber schütze man durch eine leichte Haube vor Verkühlung. Alles das ist zu lesen in dem erwähnten Programme zur Vertheidigung der verhöhten Wissenschaft gegen die Realisten. In wahrhaft epischer Ruhe behandelt der Hr. Verf. auch die geistigen Eigenschaften des Candidaten der Wissenschaft auf gleiche Weise, indem er Fleiß und eine unabhängige selbstständige Seele voraussetzt, *qui non jurat in verba magistri* u. s. w. Der Leser erholt sich von seinem Staunen erst im 2. Theile, wo eine encyclopädische Übersicht die einzelnen Zweige der Wissenschaft und deren Hilfswissenschaften darlegt, obgleich auch hier einige Irrthümer vorkommen, wie wenn der Hr. Verf. meint, die Sprache sei den Menschen angeboren, wie Laute den Thieren. Ich verweise auf die kleine treffliche Schrift von Jac. Grimm „über den Ursprung der Sprache. Berlin“ 1858. Die Sprachenfamilien theilt er dreifach, a) die semitische (hebr. phön. arab.) b) die indogermanische (griech., röm., roman, slavisch) c. Scythien (Mittelasien und die Ungarn.) Mag der Hr. Verf. nun an Scythien festhalten, aber er irrt, wenn er das Deutsche als eine Abart des Griechischen oder Slavischen ansieht.

12. Szellemi kulcs az iskolai sikernek. Geistiger Schlüssel zum Erfolge in der Schule. (Abhandl. von Kiss Lajos, im Programme des helvetischen Gymn. zu Szombathely [Steinamanger] 1858.) — Der Hr. Vf. findet diesen Schlüssel zum Erfolge darin, dass jedem Lehrer die besten Fachwerke, Apparate, Sammlungen u. s. w. zu Gebote stehen, damit er für jede Stunde sich genau vorbereiten, und das kleine Schulbuch überflügeln könne. Eifer dazu setzt er bei jedem Lehrer voraus, da ja jeder sein selbstgewähltes Fach betreibe. „Wo es aber noch an etwas fehle, solle man nicht verzagen, sondern vorwärts streben und Gottes Vorsehung vertrauen, der wir auf den Knien danken müssen, dass trotz der früheren unzweckmäßigen Einrichtung und der handgreiflichen Mängel der Schulen so viele tüchtige Männer in Ungarn sind (jeles lösgyökeres magyarok).“ Diese begeisterte Sprache lässt uns vermuthen, dass der Hr. Verf. in diesem Programme auch nur einen Theil seines Wirkens abspiegelt. Wenn er sagt: „Nachdem der Lehrer einige Minuten vertieft seine Gedanken geordnet, damit er seinen freien Vortrag (rögtönzetét) zu einem überraschenden Kunstganzen abrunde, beginnt er seine auf Selbststudium u. s. w. beruhende Lection über die Würmer“ und dann wirklich bis zu Ende im erzählenden Tone eine Blumenlese des Interessantesten aus der Insectenwelt vorführt, so vermisst man jenen Theil des Unterrichtes, der auf Anschauung beruht, der den Schüler die Naturobjecte selbst betrachten, erkennen und unterscheiden lehrt. Man ist versucht, die Dreitheilung der Lehrer (in einem Programme wol sehr am unrechten Orte) in wahre (igazi), trockene maschinenmäßige (száraz géplanárok) und Tulpenlehrer (tulipános) sogleich anzuwenden und zu erinnern, dass so des Tulpenmäßigen in der Schule zu viel vorkäme. Auffallend ist das, dass der Hr. Verf. einen Vortrag über die Würmer (férgekről) ankündet, in der ganzen Abhandlung aber nur von Insecten (rovarok) spricht.

13. Az állatok szellemi és ösztönies tehetségeiről. Über die geistigen und instinctiven Fähigkeiten der Thiere. (Abhandlung im Programme des helvetischen Gymnasiums zu Kún Sz. Miklos 1857/8.) — Der Mensch ist das bewunderungswürdigste Werk des Schöpfers, durch

den hervorragenden Vorstand (kitünő éss) und durch Redegewandtheit (beszédbeli ügyesség) überragt er die Thiere. Doch seien an den Thieren nicht bloß Instinct, sondern auch Spuren geistiger Thätigkeit (szellemi tehetség, zu finden. Man erwartet nun, der Hr. Verf. werde uns belehren, was Instinct sei, und zeigen, wie weit die Thiere sich über denselben erheben. Aber er betrachtet an den Thieren: Urtheilskraft, Gedächtnis und Reproduction, Phantasie, Mittheilungsgabe oder Sprache etc., belegt es durch Züge aus dem Leben des Fuchses, Elephanten etc. sagt aber nie, welche Handlung der Instinct, welche die geistige Fähigkeit veranlaßt. Man könnte meinen, der Hr. Verf. wolle alle menschlichen Eigenschaften an den Thieren nachweisen und den Instinct eben nur in einem graduellen Unterschiede derselben finden. Über die Sprache der Thiere wenigstens sagt der Hr. Verf., sie sei unvollkommen und stehe wegen ihrer Beschränktheit der menschlichen weit nach, und läßt uns in der „Körperbewegung, mit der die kleineren Thiere die Mittheilung bewirken“ die niederste Stufe erblicken. So sind die unentwickeltungsfähigen angeborenen Laute der Thiere der von den Menschen erzeugten und fortgebildeten Sprache, die den Thieren von der Natur aus eigenthümlichen Vorrichtungen den freien Handlungen des Menschen zum Verkennen nahe gerückt. Der Hr. Verf. wird nicht verkennen, dass er einen Gegenstand behandelt, bei welchem Klarheit und Bestimmtheit der Unterscheidung besonders wichtig ist.

Ofen.

Anton Krichenbauer.

Literarische Notizen.

Die deutschen Mundarten Vierteljahresschrift für Dichtung, Forschung und Kritik, herausgegeben von Dr. G. K. Frommann, Vorstände des Archivs und der Bibliothek beim Germanischen Museum. Nördlingen, C. X. Beck'sche Buchhandlung. (Der Jahrgang zu 36 Bogen, 3 Rthlr.)

Eben erhalte ich die betrübende Nachricht, dass die vortrefflich redigirte, gediegene, reichhaltige Zeitschrift, „wenn nicht unverhoffte Hilfe kommt,“ wegen Mangels an Abnehmern eingehen wird.

K. A. Hahn, K. Güdecke, Ad. Keller, Rochholz, Bartsch, F. Stark u. a.) 2. in Literaturberichte; 3. in Mittheilung von Sprachproben aus allen Gegenden Deutschlands, mit eben so viel Gelehrsamkeit als Sorgfalt stets von sprachlichen Anmerkungen des Herausgebers begleitet, dessen Name ganz allein schon schwer genug wiegt. Einem jeden Jahrgange wird ein vollständiges Verzeichnis der enthaltenen mundartlichen Wortformen mit genauer Angabe des Fundortes (Seitenzahl, Bezeichnung des Abschnittes etc.) angehängt. Welch reicher Schatz für Aufklärungen daraus zu gewinnen ist, lässt sich denken, da nicht nur die meisten Wörter sprachlich erläutert, sondern auch ihr Vorkommen in anderen Gegenden mit großer Gelehrsamkeit und Erfahrung in den meisten Fällen nachgewiesen ist. —

Wenn wir uns jener Forderung R. von Raumer's erinnern, den Unterricht in der Muttersprache an die lebende Mundart des Knaben anzuknüpfen, so müssen wir es gewiss wünschenswerth finden, dass diejenigen, die deutschen Sprachunterricht ertheilen, sich einigermaßen auf dem Gebiete der Mundartforschung orientieren. Denn wenn der Lehrer auch nur ganz sparsam sich im Unterrichte auf Nachweisung der Sprachgesetze einlassen kann, nach denen das Wort sich verschiedenartig verwandelt, und wie der Laut der Mundart zu dem Laut der Schriftsprache sich verhält, so muss er an sich selbst doch die Anforderung stellen, den Gegenstand zu beherrschen und damit in's reine zu kommen. Von diesem Gesichtspunkte aus kann er von gegenwärtiger Zeitschrift nicht Umgang nehmen. Schliesslich mache ich nur noch darauf aufmerksam wie gegenwärtig auch das Studium des Altdeutschen von den Resultaten der Mundartforschung immer mehr berührt wird, oder vielmehr wie die sprachlichen Eigenheiten einzelner altdeutschen Schriftsteller als Spuren ihrer Mundart gegenwärtig immer mehr Beachtung finden. Sie sind uns behilflich, ihre Heimat aufzufinden und die lebende Mundart ihrer Heimat muss uns bei der Texteskritik vor Augen stehen.

Mögen meine verehrten Collegen insgesamt diese meine Ansprache freundlich aufnehmen, wohl erwägen und ihre Liebe zur deutschen Sprachwissenschaft, zur deutschen Sprache dadurch bethätigen, dass sie meiner Aufforderung bald nachkommen. Möge keiner denken, auf ihn allein komme es nicht an; es kommt auf jeden einzelnen an und ist eine Ehrensache eines jeden einzelnen. Lassen wir ein wichtiges wissenschaftliches Unternehmen nicht untergehen; das Opfer, das wir ihm bringen sollen, ist ja kein Opfer, wenn uns die Wissenschaft am Herzen liegt:

Zum Schlusse möge hier noch der Mahnruf J. Grimm's Platz finden, den derselbe vor einem Jahre, 29. Jan. 1858 Frommann's Zeitschrift voraussendete:

„Herrn Dr. Frommanns Zeitschrift für deutsche Mundarten hat alle Sprachforscher überrascht, nämlich gezeigt, welche Schätze es jetzt noch (und später lange nicht so leicht) möglich ist aus unsern Volksmundarten zu heben. Das deutsche Publicum hat eine doppelte Pflicht, einmal Beiträge zu liefern, wie gezeigt ist, dass sie sein sollen, dann aber das Unternehmen zu sichern und fortdauernd zu machen. Wäre sein Werth bereits so lebhaft erkannt worden, wie man erwarten sollte, es bedürfte nicht erst meiner Empfehlung, die ich mit voller Überzeugung gebe.“

P r e s b u r g.

Dr. Jul. Schröer.

Verhandlungen der achtzehnten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in Wien vom 25. bis 28. September 1858. Wien, C. Gerold's Sohn, 1859. XII u. 180 S. 4.

Indem ich von der Vollendung des Abdruckes der vorstehenden Verhandlungen Nachricht gebe, glaube ich den Lesern dieser Zeitschrift

nur kurz bezeichnen zu sollen, worin sich dieser Abdruck von dem in dieser Zeitschrift über die Verhandlungen gegebenen Berichte (1850. S. 712—732) unterscheidet.

Die Vorträge in den allgemeinen (philologischen) Verhandlungen wurden in dieser Zeitschrift nur nach den kurzen Auszügen gegeben (S. 712—732), welche die Herren Verfasser selbst der Redaction mitzutheilen die Güte hatten. In dem vorliegenden Bande sind dieselben vollständig nach dem Manuscripte der Herren Verfasser abgedruckt, S. 1—120 — schon die Vergleichung des äußeren Umfangs wird auf die wesentlich andere Art der dadurch geschehenen Mittheilung hinreichen. Namentlich erstreben wir Vortrag des Prof. Lange über das zweite Stasimon in *Odysseus' Hymnus*, S. 23—75 mit zahlreichen, zum Theil umfangreichen *Emendationen*, welche nicht nur den Vortrag selbst als stete Beglaubigung aus den Quellen begreifen, sondern auch für Sophokleische Interpretation überhaupt reiche Ausbeute geben. Mag die Auffassung des Stasimon im ganzen und einzelnen, wie Lange dieselbe durchführt, zur Geltung gelangen oder nicht; jedenfalls wird diese Exposition, als Muster strenger Gewissenhaftigkeit in der Exegese und vollständiger Verwerthung des gesammten Materials, die Grundlage jeder weiteren Discussion über diesen schwierigen Chorgesang bilden müssen. — Die Verhandlungen der pädagogischen Section waren schon in dem Berichte dieser Zeitschrift in unbedingter Vollständigkeit auf Grund einer stenographischen Nachschrift abgedruckt (S. 732—732). Einige der geschätzten Mitglieder der Versammlung, welche sich an den pädagogischen Verhandlungen besonders thätig betheiligt hatten, waren so gefällig, in dem ihnen zugegangenen Abdruck aus der Zeitschrift diejenigen Stellen zu berichtigen, an denen sie das von ihnen gesagte in jenem Berichte nicht vollständig wiederfanden. Diese authentischen Berichtigungen sind in dem vorliegenden Abdrucke (S. 121—177) gewissenhaft benützt. Im übrigen stimmt derselbe mit dem Berichte der Zeitschrift überein. — Über die Verhandlungen der orientalischen Section gibt der vorliegende Band S. 178—180 eine kurze Inhaltsangabe.

Die Einleitung beschränkt sich auf den Abdruck der auf die Versammlung selbst bezüglichen Actenstücke, nämlich: Einladung der Versammlung, Verzeichniss der Mitglieder, Tagesordnung (S. 111—121). Jun-

dings nicht vereinbar. Da meiner Angabe die Leseart Hermann's zu Grunde liegt, trifft mich natürlich dasjenige nicht, was Hr. K. darüber sagt. Und die von mir angeführte Stelle 220 E widerlegt den ausgesprochenen Tadel nicht, sondern rechtfertigt denselben durch den Zusatz *ἐκεῖνο, εἰς ὃ ἐτελεύτα κ. τ. λ.*, der niemand in Zweifel lassen kann, welches *φίλον* gemeint ist (220 B).

Bei der Kritik meiner Angabe über die Argumentation 220 D f. bringt Hr. K. nur die Hälfte meines Arguments vor, und lässt den zweiten Theil, in dem eigentlich das beweisende liegt, aus. Hr. K. hat seine Erklärung aus dem doppelten Gebrauche des *ἐνεκα* künstlich herausgebracht, denn der 220 E hingestellte Gegensatz zwischen den einzelnen *φίλα* und dem *τῷ ὄντι φίλον* lässt keinen Augenblick daran zweifeln, wie man die Sache zu verstehen hat. Ich brauche nicht erst des breiteren auseinanderzusetzen, wie meine Deduction ist, da man den wahren Inhalt und die Richtigkeit derselben herausfinden muss, wenn man in dieselbe tiefer eindringt.

Im folgenden umgeht Hr. K. den eigentlichen Fragepunct, führt die Stelle aus Lysis in der Übersetzung bis zu 221 B (init.) vor, und lässt die Schlussfolgerung weg, auf der mein richtiges Urtheil beruht, dass der Verfasser des Lysis an jener Stelle die Möglichkeit mit der Wirklichkeit verwechselte. — Gleich darauf bringt Hr. K. abermals nur ein Fragment meiner Beweisführung vor, und übergibt mit Stillschweigen, was von mir über die *μήτε ἀγαθὰ μήτε κακὰ ἐπιθυμῆσαι* gesagt wurde, worauf der Schwerpunkt liegt. — Was Hr. K. über den Satz 221 B *οὐκοῦν ἐὰν ἀπολλύηται τὰ κακὰ, κ. τ. λ.* zur Sprache bringt, ist mir nicht unbekannt gewesen, aber ich wusste auch von der Nichtigkeit desselben in der Beweisführung, welches Urtheil durch meine frühere Angabe über die Verwechslung der Möglichkeit und Wirklichkeit gerechtfertigt wird. — Was Hr. K. von meinem Urtheil über den Satz *τί προσήκει τοῖς κακοῖς συναπόλλυσθαι* sagt, das zu widerlegen scheint überflüssig. Nur über das *ἐρώτημα γελοῖον* bemerke ich, dass Hr. K. nach seiner Weise alle Fragen, die Sokrates sonst aufstellt, ihm ebenfalls absprechen muss, und dass die vermeintliche Widerlegung des Einwurfs nicht vorhanden ist, wie sich Hr. K. überzeugen wird, wenn er sich den Unterschied zwischen den bereits erwähnten Kategorien, auf die es dort ankommt, deutlich vorstellen wird.

Was die nächste Widerlegung anbelangt, über die Sätze von 221 E (Kritik S. 278 f.), hat Hr. K. meine Worte missverstanden, und den Zusammenhang zwischen der Allgemeinheit des Satzes *ἐνδεὲς δὲ γίνεσθαι, οὗ ἂν τις ἀφαιρῇται* und dem nächsten *τοῦ οὐκ εἶναι δὴ κ. τ. λ.* nicht gehörig erwogen. Und in Betreff der Angabe über *ἀφαιρῆναι* muss ich bemerken, dass mit allgemeinen lexicalischen Phrasen sich hier wie auch sonst das Verständnis einer philosophischen Frage nicht ganz abthun lässt.

Hätte Hr. K. zu meiner Angabe bezüglich der unbegründeten neuen Sätze genauer gesehen, so hätte er gewiss meiner Ansicht beigestimmt. Der Zusatz *κατὰ τὴν ἀρχαίαν παροιμίαν* mildert die Gewissheit des Ausspruches an sich, für die Beweisführung aber nicht, wenn der Satz als feste Prämisse hingestellt wird. Und dann führt Hr. K. mein Argument weiter hinaus als ich es that, und hat somit für dieses nichts erledigt, wie ihn wol die Einsicht in den Schluss meines Arguments überzeugen wird.

Bei der Beleuchtung meines Bedenkens über 222 D urgiert Hr. K. den letzten Satz und lässt die Verbindung, in der ich über ihn urtheilte, ganz außer Acht. Er hätte mein Bedenken nicht so auffallend gefunden, hätte er jene Verbindung genau festgehalten, die Begriffe *οὐκ εἶναι* und *ἀγαθόν* an sich und in ihrem gegenseitigen Verhältniss erwogen und die der letzten Schlussfolgerung unmittelbar vorangehende berücksichtigt, um einzusehen, dass meine Angabe „dazu ist in der dortigen Argumentation kein Grund vorhanden“ richtig ist.

Was Hr. K. über das Verhältniß des Parmenides zu Lysis sagt (S. 282), dagegen muss ich auf das entschiedenste Verwahrung einlegen. Der Parmenides lässt sich mit dem Lysis in Betreff der „sophistischen Verdrehungen“ (ich habe das nicht gesagt) nicht in Parallele stellen. Es verbietet diess sowol die Tendenz des Dialogs Parmenides als die Stellung der in demselben auftretenden Personen. Nur nebenbei bemerkt *duo ad factum: idem, non est idem*. Diese Andeutungen, reichlich erwogen, genügen, um mein Urtheil zu rechtfertigen.

Zu meiner Angabe über die Stelle im Lysis 218 D verweist mich Hr. K. auf Gorgias 455 A. Ich will auch bei dieser Stelle, wiewol ich ~~volles Recht~~ ~~Stamm~~ ~~haben~~, wegen der Art und Weise seines Vorgehens bei der Kritik, nichts anderes mit gleichem vergelten. Ich mache Hr. K. um die Unhaltbarkeit seiner Angabe zu beweisen, nur auf die Bedeutung der von Platon so meisterhaft gehandhabten Sokratischen Ironie aufmerksam, die an der angeführten Stelle des Gorgias ihre volle Berechtigung hat, an der Stelle des Lysis aber sinnlos ist. Dabei verweise ich auf den Absatz in meiner Abhandlung S. 797—8.

Noch über den Anfang und Schluss des Dialogs Lysis. Hr. K. sagt, „die aus 222 D. angeführte Stelle ist nichts weniger als der Abschluss des Dialogs: sie enthält nur das Resultat, welches sich aus dem Satze *τὸ ὁλοτερον ὅλον* ergibt“ u. s. w. Richtig, nur bei genauer Betrachtung der Ausdrücke hinzugenommen, dass mit Bezug auf die ersten Argumentationen (vgl. 214 D), und erwogen, dass ich auch auf 222 E verweise, wo ich auch jetzt noch behaupten muss, dass der Standpunkt 212 B nicht derselbe ist, wie der 222 E. Jedermann kann da nachsehen.

Die letzte Berichtigung des Hrn. K. (S. 284) trifft mit meiner Angabe nur theilweise überein.

Endlich verweise ich auf Ast's Platon's Leben und Schriften S. 431 ff., damit man sich in dem Urtheile des Hrn. K., das er S. 276 ausspricht, zurechtfinde.

Krakau.

Steph. Cholava.

Gegenbemerkung.

Für Herrn Prof. Cholava haben meine gegen seinen Aufsatz vor-



Phraseⁿ über ἀφαιρεῖν deshalb vorbrachte, weil es mir schien, dass Hr. Ch. durch ein Misverständniß oder nicht genaues Verständniß der Worte οὐ ἂν τις ἀφαιρῇται zu jenem irrthümlichen Tadel der Platonischen Stelle verleitet wurde. — Oder wenn Hr. Ch. schreibt: „Die letzte Berichtigung des Hrn. K. trifft mit meiner Angabe nur theilweise überein,“ so überlasse ich getrost den Lesern beider Aufsätze, ob sie vielleicht errathen, in welcher Hinsicht meine Erwiderung nicht trifft.

Indem ich daher darauf verzichte, durch nochmalige Darlegung derselben Gründe die Leser zu belästigen, muss ich mir nur eine Bemerkung erlauben, weil sie das Verfahren des Hrn. Ch. in Bezug auf Texteskritik charakterisiert. Ich habe gegen das bezüglich 220 B (τοῦτο μὲν δὴ ἀπήλλακται, μὴ φίλου τινὸς ἔνεκα τὸ φίλον φίλον εἶναι) von ihm geäußerte Bedenken auf die einige Zeilen früher vorkommende Stelle ὅσα γὰρ φαμεν φίλα εἶναι ἡμῖν ἔνεκα φίλου τινός, ἑτέρου δ' ἡματι φαινόμεθα λέγοντες αὐτό verwiesen. Hr. Ch. belehrt mich nun in dieser Beziehung, dass seiner Angabe die „Leseart“ Hermann's zu Grunde liege und dass ihn daher natürlich dasjenige nicht treffe, was ich darüber sage. — Hermann sagt über seine durch die Handschriften nicht im geringsten gestützte Conjectur (ἔνεκα φίλου τινὸς ἑτέρου, δῆματι κ. τ. λ.): „*ἑτέρου pro ἑτέρω vel contra libris scribit sequentia coegerunt, ubi claris verbis legitimus ὅ ἔνεκα ἑτέρου φίλου φίλα ἔφαμεν εἶναι: nec δῆματι adjectivum requirit, casus haec potius vis est, quae Phaed. c. 50: οὐχ ὡς τοῖς δῆμασι λέγεται, οὐτο καὶ τὸ ἀληθὲς ἔχειν, ut improprius vocabuli usus rei veritati opponatur.*“ Aber den Text durch Conjectur zu ändern, ist durchaus kein Grund vorhanden, und die Hermann'sche Conjectur zu billigen, wird man sich wol bedenken müssen. Man vergleiche nur die Worte, welche auf die von Hermann citierte Stelle unmittelbar folgen: ταῦτα μὲν γὰρ φίλου ἔνεκα φίλα κέκληται, τὸ δὲ τῷ ὄντι φίλον πᾶν τούτωντιον τούτου φαίνεται πεφυκός, und man wird sogleich sehen, wie wenig Plato, weil er einmal ἔνεκα ἑτέρου φίλου gesagt hat, gezwungen war, diess ἑτέρου an allen ähnlichen Stellen zu gebrauchen; und Hermann hätte folgerichtig auch an der so eben angeführten Stelle ἑτέρου einfügen sollen. Übrigens scheint mir schon die von Platon gebrauchte Wortstellung gegen die Conjectur Hermann's zu sprechen; ich glaube, dass man, wenn diese Conjectur richtig wäre, dann des strengen Gegensatzes zwischen δῆματι und τῷ ὄντι halber erwarten sollte: τῷ δ' ὄντι φίλον κινδυνεύει κ. τ. λ. Freilich fügt Hr. Ch. zur Sicherstellung der Hermann'schen Conjectur noch hinzu: „Die Leseart aber, auf Grund deren Hr. K. die Kraft seines Beweises stützt, ist neben dem, was Hermann gegen dieselbe anführt (Praef. VIII) mit sonstigen Platonischen Bestimmungen schlechterdings nicht vereinbar,“ aber er entzieht diese „aus sonstigen Platonischen Bestimmungen“ geschöpften Gründe durch seine Zurückhaltung unserer Kritik. — Doch sei es, nehmen wir einmal an, die unbegründete, nicht zu rechtfertigende Conjectur sei im Rechte gegen den überlieferten Text, was gewinnt denn Hr. Ch. dadurch? Auch nach der Hermann'schen Conjectur macht ja Plato an jener Stelle einen Unterschied zwischen den φίλα, die nur δῆματι so genannt werden und zwischen dem φίλον, dem diese Bezeichnung eigentlich zukommt; auch nach der Hermann'schen Conjectur wird also die gewöhnliche Bezeichnung von Dingen, die ἔνεκα φίλου φίλα sind, mit dem Namen φίλα als eine uneigentliche und mißbräuchliche hingestellt. Der Schutz also, den Hermann's „Leseart“ Hr. Ch. gewährt, ist nur ein vermeintlicher, nur in der Ansicht des Hrn. Ch. vorhandener.

Prag.

Johann K v i ḡ a l a.

(Diesem Doppelhefte sind zwei literarische Beilagen beigegeben.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Über den Schluss des Cap. I im Agricola des Tacitus.

Nach Carl Wexen's sorgfältiger Untersuchung über den Werth der beiden einzigen Handschriften des Taciteischen Agricola und der besonders von Walch so überschätzten Bratlingsausgaben des Puteolanus ist die Lesart: *at nunc narraturo mihi*, welche nicht bloß in der zuverlässigen Handschrift des Pomponius Lactus (Val. 8429), sondern auch in dem aus Unkenntnis des Schreibers fehlerhaften Pergamentcodex (Val. 4498) enthalten ist, ohne Zweifel der klügelnden Verschiebung: *at mihi nunc narraturo*, wie sie Puteol. bietet, was handschriftliche Beglaubigung anlangt, vorzuziehen; das Gleiche gilt von *incusaturus* der beiden Handschriften gegenüber dem *ni cursaturus* des Puteolanus, während *ni incursaturus* des Rhenanus, *ni incusaturus* des Linsius, *incursaturus* bei Ritter u. a. natürlich nur als mehr

Zeitbestimmungen seinen bestimmten Inhalt als Zeitangabe erhalten, wie z. B. ein Pronomen nur dann verständlich ist, wenn seine Beziehung auf eine bereits bekannte Person oder Sache deutlich ist. Gesetzt also, Tacitus hätte hier *nunc* nicht auf die Gegenwart seines Schreibens bezogen, so müsste in dem früher gesagten eine Zeitbestimmung enthalten sein, auf welche *nunc* hinwiese. Zunächst geht *sed apud priores* voraus, das, wie die zuletzt genannten Beispiele des Rutilius und Scaurus und der Taciteische Sprachgebrauch überhaupt beweisen, sich nur auf die Zeit der römischen Republik beziehen kann. Da sich aber hieran *nunc* unmöglich anschließen darf, so bliebe nur übrig, es auf *ne nostris quidem temporibus* zurückdeuten zu lassen, was aber zur gewöhnlichen, oben bezeichneten Bedeutung zurückführt und daher unnöthig ist. Wer demnach an unserer Stelle den Zeitpunkt nach Agricola's Tod finden will, kann *nunc* nicht für richtig halten und muss entweder mit Niebuhr (kl. hist. Schr. S. 331) *nuper* lesen oder *nunc* fortwerfen, um sich den nöthigen Spielraum zu verschaffen. Wer es aber für richtig hält, muss es mit dem folgenden *nunc* (*demum redit animus*) in C. 3, bei dem jedermann an die Gegenwart des Schreibers denkt, vollkommen identisch halten. Tacitus aber verfasste diese Schrift im Anfang der Regierung Trajan's. Denn die noch von Wet gegen Orelli vertheidigte früher ziemlich verbreitete Ansicht, dass die Schrift wegen des bei Nerva C. 3 fehlenden *diuus* noch zu Lebzeiten desselben, jedoch nach der Adoption des Trajan, also in den letzten drei Monaten von Nerva's *imperium* Sept. 97 bis Jan. 98 geschrieben sei, entbehrt außer dem eben angeführten jedes stichhaltigen Grundes. Allein selbst dieser steht, wie uns bedünkt, auf sehr schwachen Füßen. Denn auch der gestorbene Nerva kann da, wo von einer Thätigkeit des lebenden die Rede ist, ohne Tacitus fremden, Ungeschmack nicht *diuus* genannt werden, so wie z. B. Augustus Ann. 1, 14, 16, 53, 54 in solchem Falle ohne *diuus* steht; für die Zeit der Alleinherrschaft Trajan's spricht aber unverkennbar: 1. Agr. C. 44 *durare in hanc beatissimi saeculi lucem ac principem Trajanum videre* (ohne Nerva), während C. 3. die Regierungszeit des Nerva in *primo statim beatissimi saeculi ortu* nur als Anfang, gleichsam als Sonnenaufgang bezeichnet ist, 2. die überaus ehrenden Ausdrücke, in denen Tacitus von Trajan spricht die bei seinem Charakter wenigstens die Erfahrung einiger Jahre voraussetzen lassen, zumal Trajan nach seiner Adoption und Nerva's Tod noch bis Ende 99 in Cöln bei den Legionen verweilte 3. Das Perfectum *miscuerit* bei Nerva C. 3 im Vergleich mit dem Präsens *augeatque* bei Trajanus, welches bei Lebzeiten des Nerva dessen Thätigkeit in beleidigender Weise bereits der Vergangenheit angehörig bezeichnen würde. 4. Da die Vorrede zu Agricola zugleich als Ankündigung größerer g-

schichtlicher Werke dienen sollte, so darf bei Tacitus angenommen werden, dass deren wirkliches Erscheinen nicht allzulange nach dem Erscheinen des Agricola fiel, wie auch Ritter annimmt. Nun nennt er aber in den zuerst erschienenen Historien Cap. I das *imperium Trajani* (im Vergleich mit der dort behandelten Zeit von Galba bis Domitian) *uberiorem et securiorem materiam*, was bereits einen grossen, wenn nicht den grössten Theil der Regierung Trajan's für die Herausgabe der Historien anzunehmen und demgemäss auch auf spätere Edition des Agricola zu schliessen gebietet. — Aus der präsentischen Bedeutung von *nunc* geht aber für *venta opus fuit*, das wegen *quam non petissem = quam petii*²), nicht als *fuisset* (vgl. Jahn, Jahrb. 1844, Nr. 42) hypothetisch gefasst werden kann, die Folge hervor, dass *fuit* entweder das präsentische oder das dem Briefstil angehörige Perfect sei, mit dem bekanntlich *nunc* und *adhuc* verbunden werden, vgl. Schultz Gr. §. 326. Da ersteres durch den Begriff des momentanen *veniam potere* ausgeschlossen ist, so bleibt nur das letztere anzunehmen übrig, was in der brieflichen Natur eines Prooemiums, wie auch der Ussus bis heute zeigt (*dabam, dedi, scribebam* u. s. w.), seine unbestreitbare Berechtigung hat. Wex jedoch meint: *non melius aiti dicendi consuetudinem in epistolis usitatam afferunt. Nam quod in epistolis Latini imperfecto (bloß?) tempore ea referunt, quae eo tempore, quo is, ad quem datae sunt litterae, ea legat, praeterita sunt, id non cadit in ea, quae per litteras ab illo petimus*; allein da das *petere* ein schriftlich niedergelegtes ist, so ist es doch wol dem Leser ein ebenso vergangenes als das schreiben überhaupt. Der Brief constatiert die Gedanken, Gefühle und Wünsche nur

den das Hauptgewicht, während *accusare* das schuldgegebene Verbrechen betont. So heisst es bei Liv. VIII, 23 *incusabant iniurias Romanorum neque eo neglegentius ea, quae ipsis obicerentur, purgabant*; «die Samniter gaben (bei dem zu erneuernden Krieg) den Kränkungen der Römer die Schuld, aber versäumten deshalb nicht, das ihnen vorgeworfene gehörig zu entschuldigen.» *Purgabant* bildet hier denselben Gegensatz zu *incusabant*, wie bei Tacitus *venia opus est*.

Im Zusammenhange sind also die Worte Agr. C. I Schluss *at nunc — tempora* etwa folgendermassen zu übersetzen: «Allein da ich jetzt das Leben eines Verstorbenen erzählen will, bedarf ich der Entschuldigung, um welche ich nicht ersuchen würde, wenn ich die Schuld auf die grausamen und der Größe feindseligen Zeiten werfen wollte.» *Defunctus* heisst weder der eben verstorbene, noch der längst verstorbene, sondern einfach verstorben, während die Nebengriffe der Zeit nur aus dem Zusammenhang hervorgehen. *Defungi* bedeutet «einer lästigen, unangenehmen Verrichtung oder Verpflichtung sich entledigen, sie überstehen» und erscheint mit folgenden Objecten verbunden: *periculis, laboribus, proelio, bello, morbis*; dann auch mit *honoribus, vita, temporibus suis*, welche letztere Begriffe in diesem Falle von der Seite des Unangenehmen aufzufassen sind, so *honoribus def.* z. B. sich mühsam durch die verschiedenen Ämterstufen durcharbeiten. Aus *defungi vita* (Vergil. Georg. IV, 475), *temporibus suis* (Hor. Ep. II, 1, 27) *tempora praemensae lucis* Tibull. III, 3. 9.) entwickelte sich dann für die Prosa der Kaiserzeit die Bedeutung «verstorben,» so jedoch, dass z. B. bei Tacitus die ursprüngliche Bedeutung noch keineswegs verwischt ist. So wie im Griechischen *οὐ μόντες* die nunmehr leidenden, seligen heisst, so *defuncti*; es hebt das unangenehme des Begriffes «Gestorbensein» in Hervorkehrung der heiteren Seite auf, wie wir in ganz ähnlicher Weise das Wort «selig» häufig schlechtweg statt verstorben setzen. So spricht Tac. Annal. II, 71 der sterbende Germanicus: *non hoc praecipuum amicorum munus est, prosequi defunctum ignavo questu, sed quae voluerit meminisse, quas mandaverit exequi*, indem *defunctus* (selig) die Klage als äusserst unpassend hinstellt, was Wexens i. e. *recens mortuus* (S. 163) durchaus nicht thut, sondern die Klage als natürlich erscheinen lässt; auch kann *defunctus*, das bald von vor Jahrhunderten gestorbenen, bald von eben verbliebenen Menschen gebraucht wird, diese Zeitbegriffe schon deswegen nicht enthalten.

Die Conjunction *at* leitet einen Gegensatz ein, der als Einwand gegen eine von andern oder vom Schriftsteller selbst gestellte Behauptung dienen soll. In welchen Worten aber soll hier der Gegensatz liegen? Er kann nicht in *mihi* liegen, worin ihn offenbar Puteol. gesucht, und deshalb die Versetzung des *mihi* an die Stelle nach *at* vorgenommen hat. Denn der dieser

Annahme entsprechende Gedanke: „Rutilius und Scaurus beschrieben ohne Anstoss ihr eigenes Leben, allein ich bedarf der Nachsicht, obwol ich das Leben eines Verstorbenen, nicht mein eigenes, beschreibe,“ ist nicht bloß mit der begeisterten Begrüßung der guten Gegenwart, in welcher er schreibt (c. 3), unvereinbar ³⁾, sondern involviert auch eine unrichtige Auffassung von *venia opus fuit*, womit Tacitus nicht etwa zum Schein sich der Nachsicht bedürftig nennt, sondern wie c. 3 *subit quippe etiam ipsius inertiae dulcedo, et inopia primo desidia postremo amatur* beweist, eine wirklich empfundene Schuld ausspricht, für welche er um Nachsicht bittet, während er letzteres bei einer unberechtigten Forderung des Zeitgeistes unterlassen haben würde. Tacitus war so wie Agricola kein Mann der Opposition (cf. Agr. 42 Schluss) und hat sich, wie es scheint, in einem leidlichen Verhältnis zu Domitian befunden, nur zuletzt, als diess unmöglich schien, sich von Rom fern gehalten. Diess muss aus Hist. I, 1 *dignitatem nostram a Vespasiano inchoatam, a Tito auctam, a Domitiano longius provectam non abnueri* geschlossen werden, wie auch aus Annal. XI, 11 *isque (Iudis saecul.) tutentius adfuit sacerdotio quindecimvirali praeditus ac tum praetor*, was im Jahre 88 stattfand, also drei Jahre nach der schmählichen Zurückberufung des Agricola aus seiner Siegeslaufbahn in Britannien. Die Rücksicht auf Domitian, welche ihm nachträglich als zu slavisch erscheint ⁴⁾, hielt ihn vom Schreiben ab und kommt ihm jetzt als Schuld vor, die ja noch viel stärker in den freilich nicht wörtlich aufzufassenden Worten (c. 45) *nostra duxere Helvidium in carcerem manus, nos Maurici Rusticique visus, nos innocenti sanguine Senecio perfudit* ausgesprochen ist. — auch seine lange Abwesenheit

beeinträchtigen. Es wäre nur nachzuweisen, ob *clarus* mit *defunctus* einen Gegensatz bilden könne. *Clarus*, zunächst leuchtend, d. i. was in sich Licht und Deutlichkeit enthält (für den Gehörsinn „laut, deutlich“), gilt tropisch von Personen (oder auch Sachen), die durch sich selbst, d. i. durch persönliches (worin der Geschlechtsadel meistens mitgedacht wird — *clarus genere*) Verdienst und dadurch erworbene Stellung im Staat und der mitlebenden Gesellschaft hervorstechen — *opp. obscurus*. Vgl. Cic. fam. V, 12, 7 *nihilominus sint tamen obscuriores clari viri*. Daraus geht hervor, dass der Begriff des geschichtlichen Nachruhmes, wie er im Deutschen „berühmt“ häufig liegt, in *clarus* nicht liegen kann, was W. Weber in seiner Übungssch. f. d. lat. Stil zwar nicht mit begrifflicher Klarheit, doch mit dem ihm eigenthümlichen richtigen Gefühl (S. 338) so ausdrückt: „*clarus*. Dieser Ausdruck, dessen Superlativ bei den Römern ein Titel ist, sollten wir doch in der Schule endlich aufhören, mit „berühmt“ zu übersetzen. *Vir. clariss.* und *ampliss.* entspricht völlig „Sr. Excellenz dem H u. s. w.“ Er wollte damit offenbar nur sagen, *cl.* bezeichne den Mann nur im Verhältnis zu seiner Zeit, während berühmt über diese Grenze hinausführt. Ist also der Begriff „lebend“ in *clarus* latent, so muss das Vorhandensein desselben in *cl.* so lange festgehalten werden, als derselbe durch die Umgebung (z. B. durch den Namen eines Verstorbenen) nicht negiert ist (so wird Brut. I, 4 bei dem eben verstorbenen Hortensius *clarissimus* gebraucht, doch so, dass dieses seine Stellung im Leben, das daneben stehende *beatissimus* den Zustand des Todes bezeichne). In unserer Stelle findet sich nichts, das den Begriff „lebend“ in *clarus* aufhebe, dagegen fordert ihn *incuriosorum aetas*, d. i. eine Generation, die sich um ihre Zeitgenossen nicht kümmert, und *omisit* in Verbindung mit *vicit* und *supergressa est*, wofür bei Verstorbenen dem Perfectum *omisit* gegenüber *vicerat* und *supergressa erat* erwartet werden dürfte. Biographische (von kunstgerechter histor. Darstellung zu unterscheidende) Originalnotizen wurden in der Regel nur bei Lebzeiten der Personen unter das Publicum gebracht oder schließlich in die Leichenrede (*laudatio funebris*) des Verstorbenen verwoben, sie sollten so zu sagen Porträte interessanter Lebenden sein. Der Grund dieser Erscheinung liegt auf der Hand. Die fieberhafte Neugierde, mit welcher heutzutage Darstellungen von Schlachten und Feldzügen berühmter Strategen oder die Reden namhafter Politiker aus den Zeitungen verschlungen werden, war sicher nicht geringer in Rom, wo an die Stelle unserer Tageblätter neben den beschränkten *actis diurnis* und *urbanis* diese summarischen Berichte treten mussten. Diese für die kunstmässige Geschichtsschreibung als Quelle dienenden Originalmittheilungen gingen

wie natürlich meistens von den betreffenden Personen selbst aus ⁶), da sie das zu berichtende Material am besten aus Autopsie kannten, daher Agric. *ac plerique suam ipsi vitam narrare fiduciam potius morum, quam adrogantiam arbitrati sunt* ⁶), oder waren sie weniger darin geübt, so vermochten sie leicht einen berühmten Schriftsteller zur Darstellung eines so dankbaren Stoffes. Plinius erzählt H. N. 35, 4 von L. Hostilius Mancinus, dem Legaten des L. Calp. Piso im 3. pun. Krieg, dass er aus dem eroberten Carthago nach Rom zurückgekehrt, sich beim Volke dadurch beliebt machte, dass er die Lage der Stadt, in welche er zuerst eingedrungen war (Megalia) und die Erstürmung in ihren interessantesten Scenen gemalt, auf dem Forum aufstellte und selbst den Beschauern erklärte, wodurch er sich so beim Volke empfahl, dass er in den nächsten Comitien zugleich mit Qu. Fabius Max. Aemilianus zum Consul für das Jahr 145 gewählt wurde. *Posteris tradere und narrare* enthalten den hier erforderlichen Begriff originaler Mittheilungen. — War eine hervorragende Persönlichkeit durch ihren Tod dem unmittelbaren Interesse entzogen, und gehörte ihr Handel und Wandel somit der Geschichte an, so war zu isolierter Darstellung in der Regel kein Grund mehr vorhanden, sie musste dann mit der kunstgerechten Darstellung einer ganzen Periode verflochten werden ⁷). Die Geschichte der Zeit des Agricola wird am Schluss des 3. C. in Aussicht gestellt, um so mehr bedarf die besondere Edition des Lebens von Agricola nach seinem Tode einer Entschuldigung.

Da übrigens eine so bedeutende Auctorität wie Wex das gerade Gegentheil von obiger Behauptung über *clarus* mit den Worten (S. 227): *in primis veteris aevi viri magni clari*

sul im Jahre 281 v. Ch. den ersten Triumph auf dem Albanerberg feierte, so ist dieser Triumph von dem als Consul wenigstens 40 Jahre alten Minucius erlebt und Maso ist ihm nicht *veteris aevi v. clarus*, sondern in *pueritia*, ja derselbe kann mit seinen „zahlreichen“ Nachfolgern noch am Leben sein, und so *clarorum* wie bei Tac. noch lebende bedeuten.

Die Stellen: Tac. Annal. III, 27 (*leges — pellendi claros viros — latae sunt*) und Hist. I, 8 (*supremae clarorum necessitates, ipsa necessitas fortiter tolerata*) beweisen, dass *clarus* hier unmöglich auf die posthume Berühmtheit, die Wex mit *veteris aevi* meinen muss, sich beziehe, da *necessitates* und *pellendi* Contraste zu *cl.* bilden, welche nur bei dem oben bestimmten Begriff von *clarus* sich herausstellen. Und wenn in der ersten Stelle allerdings von der Zeit der Könige die Rede ist, so wird in der zweiten von den eignen Erlebnissen des Tacitus gesprochen.

Corn. Nep. Att. 18 (*sic familiarum originem subtexit, ut ex eo clarorum virorum propagines possimus cognoscere*) umfasst *clarorum*, wie das nachfolgende beweist, nur die erlauchten Männer der Gegenwart, deren Abstammung zu wissen für sie selbst und für jedermann interessant war. Diese Stammtafeln scheinen übrigens da angeknüpft, wo der betreffende Familiennamen zum erstenmal bedeutend in der Geschichte auftrat.

Cic. Tuscul. IV, 2, 8 (die eine Parallele Tusc. I, 2, 8 fehlt, während die andere Brutus 19, 75 angeführt ist) *Gravissimus auctor in originibus dixit Cato, morem apud majores hunc epularum fuisse, ut deinceps qui accubarent, canerent ad tibiam clarorum virorum laudes atque virtutes*. Indem in der Parallele derselben Schrift I, 2, 8 eine Äußerung desselben Cato in einer Rede „*in qua obiecit ut probum M. Nobiliori, quod is in provinciam poetas duxisset*“ (*duxerat autem consul ille in Aetoliam, ut scimus, Ennium*) zum Beweise dafür hinzugefügt wird, dass man der berührten Dichtungsart und ihren Dichtern wenig Achtung zollte (*honori tamen huic generi non fuisse*), so darf man in Berücksichtigung des Zweckes dieser Dichterbegleitung schließen, dass *clarorum virorum* oben von mitlebenden Persönlichkeiten gelte, die von den Tischgenossen um die Reihe in Gelegenheitsgedichten gefeiert wurden; welche Sitte, viele Jahrhunderte vor Cato bereits bestehend (Brut. 19) bis zu Cato's Zeiten fort-dauerte, wie das Verfahren des Fulv. Nobilior zeigt, und besonders bei den triumphalischen Festessen (Val. Max. II, 8, 6) ihre Anwendung finden mochte. Dass man übrigens dergleichen Gesänge im Publicum nicht durchweg billigte, beweist der auf Zustimmung reflectierende Tadel in einer Rede Cato's, der sich hauptsächlich darauf bezogen haben muss, dass Fulvius, um dem Dichter Stoff zu seiner Verherrlichung durch Au-

topsie zu liefern, einen solchen mit nach Aetolien geführt habe ⁴⁾).

Aus den Brut. 19, 75 angeführten Worten *„tamen Naevis bellum punicum quasi Myronis opus delectat“* (Nävius war Mitkämpfer im ersten punischen Krieg), wie auch aus dem kurz vorhergehenden *delectator* (Brutus spricht) *ista quasi temporum notatione* geht gleichfalls hervor, dass sich Cic. in den fraglichen Liedern die jedesmalige Zeitgeschichte behandelt dachte. Danach ist wol auch die bei Nonnus aus Varro de vita P. R. lib. II erhaltene Stelle: *in convivis pueri modesti ut cantarent carmina antiqua, in quibus laudes erant maiorum et assa voces et cum tibicinis* zu erklären, indem *antiqua* (vgl. *perantiquus* Brut. 10, 41) mit Bezug auf Varro's Zeit zu denken ist, und *maiorum* entweder ebenso, oder als *natu maiorum* im Gegensatz zu *pueri* aufzufassen ist ⁵⁾).

Brut. 10, 41 *similitaque fortuna clarorum virorum*, auf die gleichzeitig lebenden Themistokles und Coriolanus bezogen, enthält den gleichen Gegensatz wie das oben besprochene Taciteische *supremas clarorum vir. necessitates* und ist ebenso zu erklären.

Brut. 77, 268 *illud totum habuit e disciplina, instrumenta naturae deerant; sed tantus animi splendor et tanta animi magnitudo, ut sibi omnia, quae clarorum virorum essent, non dubitaret asciscere eaque omni dignitate obtineret*. Hier beweist nicht bloß der ganze Zusammenhang, dass P. Lentulus durch gelungene Nachahmung der Gröfsen seiner Zeit den Mangel an Originalität zu ersetzen und sich Beachtung zu verschaffen wusste, sondern *essent* bezeichnet ausdrücklich die Gegenwart des Lentulus.

Tusc. V. 19, 33 *sed unum diem Cinnae multorum et*

clarus auch durch *totis aetatibus* die in ihm selbst liegende Beschränkung auf die Lebenszeit.

De republ. III, 8 *qui ne quid praetermitterent, quod ad summam laudem clarorum virorum pertineret*. Cl bezieht sich hier entweder auf das in *qui* enthaltene Subject, oder ist abstract aufzufassen, also in keinem Falle auf ein *totum aevum* zu beziehen.

Die fest stereotype Vorausstellung des Wortes *clarus* vor *vir*¹⁰⁾ zeigt, dass die beiden Worte, so verbunden, beinahe zur Einheit eines Begriffes zusammenwuchsen. Der Superlativ dagegen erscheint auch häufig nachgestellt (vgl. *pro Roscio Amer. 8 de viro fortissimo et clarissimo L. Sulla; pro lege Man. 21 duo consules clarissimi fortissimique* (wofür *pro Murena 20 fortissimo atque florentissimo*, wie Tac. Ann. III, 30 C. *Sallustius rerum Romanarum florentissimus auctor* statt *clarissimus auctor*). Dass man aber auch hier nicht übersetzen darf: z. B. „sehr tapfer und sehr berühmt,“ liegt auf der Hand; *fortissimus* zeichnet den Mann dem Feinde gegenüber, *clarissimus* das Rangverhältnis desselben zu seinen Mitbürgern, wie *clarissimus* und *beatissimus* im Brutus, *clarus* und *defunctus* hier in ähnlichen Gegensätzen das Glück im Leben und im Tode sich entgegenstellen.

Der Zusammenhang der Stelle *at nunc* etc. mit dem folgenden ergibt sich unschwer. C. 2 soll ein kurzer Beweis für *saeva et infesta tempora* geliefert werden. Man könnte es auffallend finden, dass nicht *tam saevum et infestum principem* steht, da doch auch die gute Zeit C. 3 unter die Auspicien der Fürsten Nerva und Trajan gestellt ist. Allein C. 2 soll eben nachgewiesen werden, dass es Domitian nicht allein war, der die Zeiten so schlimm machte, sondern auch die Zerfahrenheit der öffentlichen Zustände, die selbst gute Männer in ihr ausgefahrenes Geleise rissen, ihr gutes Theil dazu beitrug. Daher liegt in C. 2 ein besonderer Nachdruck auf dem vorausgestellten *legimus*, d. i. „wir bekamen es in Form von amtlichen Decreten zu lesen, nicht als Willküracte eines wuthentbrannten Despoten“ (womit *capitale fuisse*, nach Wex, in dem Decret entnommener Ausdruck, übereinstimmt); der Begriff des amtlichen Verfahrens wird dann noch einmal in *delegato triumviris ministerio* mit unverkennbarer Absichtlichkeit dem Leser nahe gebracht. Die Zeit der angeführten *supplicia* 94 n. Ch., also ein Jahr nach Agricola's Tod, kommt hier gar nicht in Betracht, da die Beispiele nur als eclatante Beweise von Schriftstellerverfolgung dienen, nicht aber diesen Moment aus der Zeit Domitians als besonders gefährlich

¹⁰⁾ Cic. fam. V. 12, 7 auch *clari hominis et magni* neben wiederholtem *cl. vir*.

herausheben sollen, wofür sich keinerlei Andeutung findet, wol aber spricht dagegen z. B. C. 2 *et, per quindecim annos multi fortuitis casibus, promptissimus quisque sacvilia principis intercederunt.*

Zum Schlusse folge hier die der gegebenen Erklärung entsprechende Übersetzung des Vorwortes.

C. 1. Erlauchter Zeitgenossen Thaten und Sitten für die Nachwelt aufzuzeichnen, von Alters her im Brauch, hat nicht einmal in unserer Zeit das doch gegen die Seinigen so gleichgiltige Geschlecht dann unterlassen, wenn irgend ein großes und hervorragendes Verdienst sich über die großen wie kleinen Staaten gemeinschaftlichen Missethände, als Beschränktheit und Neid, siegreich emporgerungen hat. Allein wie es früher leichter und unverwehrt war, denkwürdiges zu thun, so ließen sich auch gerade die berühmtesten Geister zur Verewigung des Verdienstes nicht aus Gunst oder Wohldienerei, sondern vom Bewusstsein der guten That hinreichend belohnt, herbei. Ja die meisten glaubten in der Selbstdarstellung ihres Lebens mehr berechtigtes Selbstvertrauen als Anmaßung zu zeigen, und so gereichte diess einem Rutilius und Scaurus nicht zum Mißtrauen oder Tadel. So wahr ist es, dass Verdienste in den Zeiten auch ihre beste Werthschätzung finden, in welchen sie am leichtesten sich erzeugen. Da ich aber jetzt das Leben eines Verstorbenen erzählen will, bedarf ich der Nachsicht, um welche ich nicht bitten würde, wenn ich die Schuld auf die so grausamen und dem Verdienst so feindseligen Zeiten werfen wollte.

C. 2. Mussten wir es doch lesen, dass, weil Arulenus Rusticus den Pätus Thrasea, Herennius Senecio den Priscus Helvidius gelobt hatten, sie der Todesstrafe verfielen: aber nicht bloß gegen die Verfasser, sondern auch gegen ihre Bücher wurde

unvereinbare Dinge, Alleinherrschaft und Freiheit, zu verbinden wusste, und Trajanus Nerva von Tag zu Tag das Glück der Zeit steigert und die öffentliche Wohlfahrt nicht mehr bloß Hoffnung und Wunsch, sondern das feste Vertrauen der Erfüllung in Anspruch nimmt, so sind dennoch nach der Natur der menschlichen Schwäche die Heilmittel langsamer wirkend als die Übel; und wie unsere Körper allmählich wachsen, aber schnell sterben, so kann man Geist und Streben leichter unterdrücken als wieder erwecken. Beschleicht uns doch an der Schlaffheit selbst ein gewisses Behagen und die anfangs verhasste Trägheit wird zuletzt geliebt, zumal während fünfzehn Jahren, für ein Menschenleben eine bedeutende Zeit, viele durch natürlichen Tod, die entschiedensten durch die Grausamkeit des Fürsten umkamen, wenige haben wir, so zu sagen, nicht bloß andere, sondern auch uns selbst überlebt, nachdem uns mitten aus dem Leben so viele Jahre genommen worden, in denen wir, Jünglinge zum Greisenalter, Greise fast bis zu den Grenzen des zurückgelegten Lebens schweigend gelangt sind. Und dennoch soll es mich nicht verdriessen selbst in ungebildeter und formloser Darstellung das Andenken der vergangenen Knechtschaft und das Zeugnis der gegenwärtigen Güter niederzulegen. Vorerst mag dieses der Ehre meines Schwiegervaters gewidmete Buch in dem Bekenntnis meiner Liebe sein Lob oder wenigstens Entschuldigung finden.

W i e n.

J. M e i s t e r.

Zur Texteskritik des Aeschylus und Sophokles.

Aesch. Prom. 353 ff. — In den Handschriften lautet die Stelle:
 τὸν γηγενῆ τε Κιλικίων οἰκήμενον
 ἔντρον ἰδὼν ῥατταρα, δάκρυον τέρας
 ἑκατοντακάκῳρον πρὸς βίαν χαρούμενον

Τυφῶνα θούρον, πᾶσιν ὃς ἀντίστη θεοῖς κ. τ. λ.
 ἑκατοντακάκῳρον hat Pauw zu ἑκατογκάκῳρον emendiert. Schwieriger aber ist die Emendation der Worte πᾶσιν ὃς ἀντίστη θεοῖς. Nauck (Opusc. I, 175) vermuthet, dass zwischen πᾶσιν ὃς und ἀντίστη ein Vers ausgefallen sei, etwa des Inhaltes: „qui cunctis unus insana mentis rabie diis obstitit.“ Hermann hielt zwar diese Vermuthung nicht für unwahrscheinlich, fand sie denn aber doch zu kühn und nahm das von ihm schon früher conjiicierte πᾶσι δ' ἀντίστη θεοῖς auf. Wenn sich nun auch diese anakoluthartige Construction durch ähnliche Beispiele (Hermann citirt Sept. ad. Theb. 549) vertheidigen lässt, so scheint mir doch der Sinn, den die Worte πᾶσι δ' ἀντίστη θεοῖς geben, nicht ganz in den Context zu passen. Diese Worte würden bedeuten, dass Typhon zum Kampf gegen die gesammten Götter sich erhob, während es doch gewiss nicht darauf ankommt, dass er den Kampf gegen die gesammten Götter wagte, sondern dass er sich gegen Götter überhaupt, speciel gegen den Zeus erhob. Es heisst auch gleich darauf von ihm ὡς τῇν Διὸς τυφάνιδ' ἐκέρσων βίῃ (359). In den Worten πᾶσι δ' ἀντίστη θεοῖς würde aber offenbar der Nachdruck auf πᾶσι liegen, da es ja so bedeutsam an die Spitze des Satzes gestellt wäre. — Ich schlage mit einziger Änderung des πᾶσιν vor:

Soph. Ant. 348 ff. — In dem an schwierigen Stellen reichen zweiten Chorgesang der Antig. ist eine der schwierigsten Stellen V. 348 ff., die in den Handschriften lautet: κρατεῖ δὲ μηχαναῖς ἀγραύλου θηρὸς ὀρεσσιβάτα, λασιαύχενά θ' ἵππον ἄξεται ἀμφίλοπον ζυγόν, οὐρεῖόν τ' ἀδμήτα ταῦρον. Es ist bekannt, wie viele Conjecturen hier bereits versucht worden sind; da aber, wie man wol fast allgemein zugeben wird, keiner der bisher gemachten Versuche einen hinreichenden Grad von Probabilität hat, so erscheint ein neuer Versuch die Stelle zu emendieren gerechtfertigt. Die Antistrophe zeigt klar, dass in den Worten ἵππον ἄξεται eine kurze Sylbe ausgefallen sei. Ich vermuthe ἵππον ἀνάσσεται. Wie leicht konnte nach vorausgehendem *ον* und vor nachfolgendem *α* das *αν* ausfallen und wie leicht konnte statt *CC* verschrieben werden *KC*! Dazu kommt noch, dass das Homerische ἀνάσσεσθαι wegen seiner Seltenheit Veränderungen leicht ausgesetzt war. Es kommt das Medium ἀνάσσεσθαί τινα an der einzigen Stelle Od. γ, 245 vor, wo es von Nestor heisst: τρὶς γὰρ δὴ μὲν φασιν ἀνάξασθαι γένε' ἀνδρῶν, und nach dieser Analogie konnte Soph. vom Menschen sagen ἀνάσσεται λασιαύχενα ἵππον. Die Conjectur ἀνάσσεται erhält ferner noch mehr Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, dass in unserem Chorgesang, zumal in dem ersten Strophenpaar ziemlich viele Homerische Reminiscenzen sich finden, so dass das ἀνάσσεσθαι nicht vereinzelt dasteht. Homerische Worte sind z. B. πέλει (333), εἰνάλιος (345), ἀριφραδής (freilich in anderer Bedeutung als bei Homer), ἀγραυλος, λασιαύχην u. a. — Ἰππεῖφ γένει (341) erinnert an βοῶν γένος (Od. υ, 212), κουφονόων φύλον ὀρνίθων an ὀρνίθων πετεηνῶν ἔθνη πολλά (Il. β, 459); und so gibt es noch manche andere Anklänge. Auch bedenke man, wie passend auf das unmittelbar vorausgehende κρατεῖ nun ἀνάσσεται als Synonymum folgt. Man wird wol nicht einwenden, dass ἀνάσσεσθαι ein unpassender Ausdruck für das Verhältniß des Menschen zum Rosse und Stier sei. Denn konnte Eur. Hel. 1040 ὄχων ἀνάσσουσι und Cycl. 86 κώπης ἄναξ (vom Ruderer) sagen, so ist auch ἄνθρωπος ἵππον ἀνάσσεται nicht anstößig. Überdiess vgl. noch Hom. Od. ε, 216 ὥς δ' ὅτ' ἂν ἀμφὶ ἄνακτα κύνας δαίτηθεν ἰόντα σάινωσ' und ρ, 312 ff. καὶ λίην ἀνδρός γε κύων ὅδε τῇλε θανόντος . . . νῦν δ' ἔχεται κακότητι· ἄναξ δέ οἱ ἄλλοθι πάτρης ὤλετο. — Bei der vorgeschlagenen Änderung kann freilich das folgende ἀμφίλοπον ζυγόν nicht stehen bleiben; aber man kann mit unbedeutender Änderung schreiben ἀμφὶ λόφον ζυγῶν, was eigentlich gar keine Änderung zu nennen ist. Der Sinn der ganzen Stelle ist „und er beherrscht das dichtbemähnte Ross, es um den Nacken herum fesselnd.“ Über ζυγῶν vgl. Hermann zu unserer Stelle.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Platon's Gorgias mit Einleitung und Anmerkungen von
Eduard Jahn. Wien, C. Gerold's Sohn, 1858. (LXVIII u. 216 S.)
— 1 R. Ö. W.

Der schon durch eine Ausgabe des Protagoras den Schulmännern Österreichs bekannte Verfasser hat nun auch den Gorgias nach gleichem Plane mit gleicher Sorgfalt bearbeitet. Dem Texte mit Anmerkungen (S. 1—215) geht eine ausführliche Einleitung von 61 eng gedruckten Seiten voraus, diese enthält 1. Inhaltsangabe des Dialogs (S. VI—XX), 2. Eintheilung des Dialogs, Zergliederung der einzelnen Abschnitte (bis S. XXXIII), 3. Zweck des Dialogs, philosophische Ergebnisse (bis S. LV), 4. Gorgias, Polos, Chairephon (bis S. LXIV), 5. Zeitbestimmung des Gorgias (bis S. LXVII). — Über die Inhaltsangabe ist nicht viel zu bemerken; etwas kürzer könnte sie vielleicht gefasst sein; wir begreifen freilich recht wohl, dass das lebhafteste Interesse des Verf.'s an seinem Gegenstande, anderseits die Nothwendigkeit, dem ungeübten Auge des Schülers den so besonders wichtigen Überblick über das Ganze zu ermög-

gation des Inf. εἰδέναι wird die Negation aus dem regierenden Verb μὴ προσομολογῆσαι noch wiederholt, in der Übersetzung erscheint daher bloß einfache Negation.' Diese beiden Bemerkungen stimmen nicht. Denn stellt man die Negation zu προσομολογῆσαι, so muss entweder μὴ οὐχί in der Übersetzung wegfallen: 'weil G. sich scheute dir nicht zuzugestehen der Rhetor müsse das gerechte wissen.' oder es muss übersetzt werden: 'er scheute sich, so dass er nicht zugestand, dass der Rhetor vom gerechten nichts wissen müsse' — oder endlich 'weil G. sich scheute, dir zuzugestehen, der Rh. brauche vom gerechten nichts zu wissen... denn wer wird wol läugnen wollen das gerechte zu verstehen...' d. h. es war unehrlich von dir, Gorgias zu fangen durch Stellung einer Frage, die er nicht anders als bejahen konnte, wenn er einem Verdammungsurtheile von Seiten der beschränkten Ansichten der gewöhnlichen Menschen entgehen wollte. So fasst die Sache auch H. Müller in seiner Übersetzung. Es muss daher an der betreffenden Stelle der Einleitung heißen: 'weil er aus falscher Scham versichert habe.' Auch 'bestimmt' wird lieber wegzulassen sein, denn eben sonderlich bestimmt lautet Gorgias Antwort nicht.

Im zweiten Abschnitte wird die Eintheilung behandelt, und die Dreitheilung des ganzen Dialogs mit Prolog und Epilog (aus dem Mythos bestehend) festgehalten. Hier hielt sich der Hr. Vf. an Prof. Bonitz Platonische Studien, mit Recht; allein ungern vermisst man gerade bei dem umfangreichsten und bedeutendsten Theile, dem Gespräche mit Kallikles, seine präcis formulierte Gliederung. Aus dem, was der Hr. Vf. gibt, kann man die von Prof. Bonitz nachgewiesene Dreitheilung auch dieses Theils nur sehr undeutlich entnehmen.

Die Dreitheilung des ganzen Dialogs wird nun in den sie charakterisierenden Beziehungen erörtert. Drei Mitunterredner treten auf, jeder repräsentiert eine eigene Färbung der sophistisch-rhetorischen Bestrebungen, die allen gemeinsam sind, drei verschiedene Fragen werden erörtert. Weiter bildet die verschiedene Kampfesweise des Sokrates und seiner drei Gegner einen Gegenstand der Betrachtung. S. XXVIII würde es statt: 'betrachten wir zuerst die Gründe, womit die einzelnen Gegner bekämpft werden' besser heißen 'womit sich gegenseitig die einzelnen Gegner bekämpfen.' Ferner S. XXIX sagt der Hr. Vf.: 'darnach muss die Bekämpfung des alten Meisters, welcher selbst nicht absieht, wie gefährliche Waffen seine Kunst liefert' etc. Diess widerlegt die lange Erörterung des Gorgias 456 C — 457 B über den möglichen unredlichen Gebrauch der durch den Rhetor dem Schüler eingehändigten Mittel. Was ihm dagegen gänzlich fehlt, ist das Gefühl für das unsittliche, das eben im unwissenschaftlichen, in dem Vorbringen einer Scheinweisheit liegt, mittels deren man die Menge im eigenen Interesse leitet (459 B οὐκ οὐν πολλὴ φαστῶν ὅτι Σ. γίγνεται). Ein anderes ist die Entscheidung der Frage, ob ihm diess so hoch anzurechnen ist. Diess muss mehr als zweifelhaft erscheinen, wenn man bedenkt, was damals für

Ansichten galt über alle Thätigkeiten, die über die Erreichung einer allgemeinen Bildung hinausgingen, über Beschäftigungen, die bei uns z. B. im höchsten Ansehen stehen, wie Astronomie (Meton in Aristoph. Aves 992—1020). Die strenge Wissenschaft, auf die wir uns heutzutage so viel zu gute thun, galt damals für wenig besser als *δουλοποιεῖς*. Die Einführung derselben in die Erziehung und Bildung der Jünglinge war ein *ἁβῆσθαι τοὺς νόμους* (Prot. 318 D. E). Dem gegenüber kann man die Selbstüberhebung des Rhetors, der in ein par Figuren und Fertigkeiten Mittel gefunden zu haben glaubt sich über alle Fachautoritäten zu erheben, höchstens *μαῖν*, jedenfalls aber den Ansichten seiner Zeitgenossen vollkommen entsprechend nennen. Die bittere Ironie, die in den Worten Sokrates' liegt: *ὁ οὐκ εἰδὼς ἄρα τοῦ εἰδότες ἐν οὐκ εἰδῶσι πιθανώτερος ἔσται* scheint ihn freilich etwas stutzig zu machen: *τοῦτο ἐνταῦθα γε συμβαίνει*. Erst Sokrates tritt dem entgegen, wenigstens auf einem Felde des Wissens, indem er die Tugend zum Wissen macht, und Platon in der folgerechten und bei ihm so wichtigen Unterscheidung von *δόξα* und *ἐπιστήμη*.

Die von dem Hrn. VI. S. XXXI hervorgehobene, aber nicht im einzelnen nachgewiesene Bitterkeit des 'Gorgias' hat vorzüglich ihren Ausdruck in der Schroffheit, mit der Sokrates seine Definition der Rhetorik gibt, 463 A ff. und auch sonst in manchen keineswegs provocierten Unhöflichkeiten: 449 D *ὁ Γοργίας, ἄγαμαί γε τὰς ἀποκρίσεις, αἵτι ἀποκρίνεται ὡς αἰὼν τι διὰ βραχυτάτων* (Gorgias hatte zweimal mit *καί* geantwortet). 450 E *Ἄλλ' οὕτοι τούτων (ἀριθμητικὴν λογιστικὴν γεωμετρικὴν περὶ τεχνικὴν) οὐδεμίαν οἶμαι σε βούλεσθαι φητορικὴν καλεῖν, οὐχ ὅτι τῷ ῥήματι οὕτως εἴπας καὶ ὑπολάβῃ τις αἶν . . .* 454 D *Καλῶς γάρ οἱσι: γινώσκει δὲ ἐνθύνει* im Gegen satze *οἶσι — γινώσκει*. 460 A *καὶ πρὸς Διός, ὅπερ ἄρτι* (455 D) *εἰπὲς ἀποκαλύψας τῆς ῥη-*

Bei der geringen Anzahl von Einwendungen, die wir über die Bemerkungen im Commentar vorzubringen haben, wollen wir der Ordnung der Stellen nach vorgehen, indem eine Scheidung des kritischen, exegetischen und sachlichen, was obnehin oft in einander greift, nicht gut angeht. Im allgemeinen nur glaubt Ref. über den Commentar bemerken zu müssen, dass dieser oft erklärt, was dem Schüler schon vollkommen geläufig sein muss. Ist doch der Gorgias nicht das erste Griechisch, das er liest, ja nicht einmal das erste Stück von Platon. Namentlich wo die Rede gekürzt ist, also Ergänzungen vorzunehmen sind, übersteigt die Ängstlichkeit des Erklärers wirklich alles Mafs, denn selbst das einfachste entgeht nicht einer Bemerkung. Man vgl. 451 C 'διαφέρει δὲ τοσοῦτον Inhaltsacc., über diesen Acc. der Pronom. bei διαφ.' etc. 452 C τοῦ ἄλλων ἄρχειν: 'bei der Substantivierung wird der Inf. mit allen seinen Bestimmungswörtern, so hier dem Objecte ἄλλων zusammen, als ein Ausdruck betrachtet vgl.'... 453 A οὐδὲν ἦντον 'nihilo minus. Über den adverbartigen Acc. οὐδὲν, πολὺ u. ἱ vgl. Kr.' 466 C. Σω. ἔπειτα δύο ἅμα με ἐρωτᾷς; Πω. πῶς δύο; wozu in dem Commentar 'πῶς δ. nämlich ἐρωτῶ.' 468 A Σω. πότερον ἐν τὰ μεταξὺ ταῦτα ἔνεκεν τῶν ἀγαθῶν πράττουσιν-ἢ τὰγαθὰ τῶν μεταξὺ. Πω. τὰ μεταξὺ τῶν ἀγαθῶν. Wozu im Comm. 'τῶν ἀγαθῶν nämlich ἔνεκεν ποιοῦμεν aus dem Fragesatze zu ergänzen.' 470 E Σω....οὐ γὰρ οἶδα παιδείας ὅπως ἔχει καὶ δικαιοσύνης. Πω. τί δὲ; ἐν τούτῳ ἡ πᾶσα εὐδαιμονία ἐστίν; im Comm. 'ἐν τούτῳ, nämlich ἐν παιδείᾳ τε καὶ δικαιοσύνῃ.' Dergleichen findet sich oft. Es bringen diese immer sich wiederholenden Bemerkungen eine sehr unvorteilhafte Einförmigkeit in den Commentar, welche keineswegs geeignet ist die Selbstthätigkeit des Schülers in Benützung desselben wach zu halten.

447 A κατόπιν ἐορτῆς ἤνομεν καὶ ὑστεροῦμεν. Es kommt allerdings häufig genug vor, dass neben dem bildlichen Ausdruck (als kräftigerem) der eigentliche (als der deutlichere) steht. Allein da walten doch Unterschiede. Etwas anderes ist eine wissenschaftliche Untersuchung, etwas anderes ein leichtes, scherzendes Gespräch; wo käme man hin, wenn man überall, wo man von directer Bezeichnung abweicht, gleich einen Commentar folgen liesse, und nun gar hier, wo der bildliche Ausdruck ein Sprichwort ist. καὶ ὑστεροῦμεν ist nichts als ein Glossen und zu streichen. Sokrates gibt Sprichwort gegen Sprichwort zurück.

447 C ἢ καλῶς λέγεις. ὦΧ., ἐροῦ αὐτόν. Die Unterbrechung der Rede, während der Zeit, in welcher der Weg zum Hause des Kallikles zurückgelegt wird, bezeichnet auch das Asyndeton.

450 E οὐχ ὅτι τῷ δῆματι οὕτως εἶπες. Diese Gebrauchswort von οὐχ ὅτι erklärt der Hr. Vf. durch eine Ellipse. Der Sinn der Stelle ist aber offenbar: 'wiewol du dem Worte nach so gesagt hast,' also adversativ. Nun ist der Kern des Begriffs des adversativen die Negation eines causalten Zusammenhanges zwischen zwei Aussagen; darin nun liegt die

Erklärung von $\epsilon\acute{o}\gamma\ \delta\epsilon\iota$, Negation des mit $\delta\epsilon\iota$ 'weil' eingeführten Grundes als solchen. Eine Ellipse findet hier also nicht statt.

450 B obwohl auf dem Scholiasten nichts zu geben ist, der $\gamma\epsilon\acute{o}\gamma\ \gamma\eta\mu\alpha\ \kappa\acute{\omicron}\rho\acute{\omicron}\mu\alpha\varsigma$ (weder Stamm noch Bildung ist dem attischen fremd) jedenfalls insofern mit Unrecht als dialektisch bezeichnet, als man so nur jene Wörter bezeichnen kann, die entweder durch den Stamm oder durch die Bildung oder vermöge abweichender Lautgesetze charakteristisch von einer andern Sprache sich unterscheiden, so ist doch merkwürdig, dass Platon den Sokrates im folgenden mehrmals $\kappa\acute{\omicron}\rho\acute{\omicron}\mu\alpha\varsigma$, nie $\kappa\acute{\omicron}\rho\acute{\omicron}\mu\alpha\iota\varsigma$ brauchen lässt (440 D, E 451 A zweimal). Wahrscheinlich hat der Scholiast aus diesem auffälligen Zusammenreffen seine dialektische Notiz erschlossen. Denn das Wort ist ionisch (Herodot), und findet sich, wenn auch nur einmal, bei Thukydides. Nur eins wäre möglich, dass $\kappa\acute{\omicron}\rho\acute{\omicron}\mu\alpha\varsigma$ nicht dorisch und daher für Gorgias dialektisch wäre; allein diese ist doch ebenso unwahrscheinlich, als dass $\kappa\acute{\omicron}\rho\acute{\omicron}\mu\alpha\iota\varsigma$ ausschließlich sikelisch sein sollte.

453 B $\delta\gamma\omega\ \gamma\acute{\alpha}\rho\ \epsilon\acute{\nu}\ \iota\sigma\theta\acute{\iota}\ \delta\epsilon\iota$, $\acute{\omicron}\varsigma\ \epsilon\mu\alpha\upsilon\tau\acute{\omicron}\nu\ \kappa\alpha\iota\theta\omega$, $\acute{\alpha}\lambda\lambda\epsilon\tau\ \tau\iota\varsigma$ — $\delta\iota\alpha\lambda\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\tau\alpha\iota$ —, $\kappa\alpha\iota\ \epsilon\mu\grave{\alpha}\ \acute{\alpha}\iota\upsilon\alpha\iota\ \tau\acute{\omicron}\upsilon\tau\omega\nu\ \delta\upsilon\alpha$. Dass ein parenthetisches mit $\acute{\omicron}\varsigma$ verbundenes $\delta\omicron\kappa\alpha\iota$, $\kappa\alpha\iota\theta\omega$ etc. doch auf die Construction des umschließenden Satzes wirkt, ist bekannt, z. B. Aesch. Pers. 188—89 $\tau\acute{\omicron}\upsilon\tau\omega\ \sigma\tau\acute{\alpha}\sigma\epsilon\iota\ \tau\iota\varsigma\ \acute{\omicron}\varsigma\ \delta\gamma\omega\ \delta\acute{\omicron}\kappa\omicron\upsilon\sigma\iota\ \delta\epsilon\alpha\iota\ \tau\acute{\omicron}\rho\acute{\omicron}\chi\epsilon\iota\omega\ \iota\epsilon\ \delta\iota\lambda\lambda\acute{\eta}\lambda\alpha\iota\sigma\iota\upsilon$. Das befremdende liegt hier in der doppelten Parenthese $\epsilon\acute{\nu}\ \iota\sigma\theta\acute{\iota}\ \delta\epsilon\iota$ und $\acute{\omicron}\varsigma\ \epsilon\mu$. π ., es schwindet aber mit der Entfernung von $\acute{\omicron}\varsigma$: $\epsilon\acute{\nu}\ \iota\sigma\theta\acute{\iota}\ \delta\epsilon\iota\ \epsilon\mu\alpha\upsilon\tau\acute{\omicron}\nu\ \kappa\alpha\iota\theta\omega$ — $\acute{\alpha}\iota\upsilon\alpha\iota$.

Die Stelle 456 C—457 C ist bei der engen Beziehung des ganzen Dialoges auf das letzte Schicksal des Sokrates gewiss nicht ohne Bedeutung. Wenn Gorgias, der Rhetor, der Sophist, mit so viel Nachdruck erklärt, man dürfe nicht unbedingt das Vergehen des Schülers dem Lehrer an-

geschildert. Irren wir nicht, so ist diese Vermuthung bereits auch von andern aufgestellt worden.

461 B $\mu\alpha\lambda\acute{\alpha}$ τὸν κύνα Aristoph. Av. 521 $\Lambda\acute{\alpha}\mu\pi\omega\sigma\iota\varsigma$ δ' ὄρνυσι ἐκ καὶ νυνὶ τὸν χῆν' ὅταν ἐξαπατᾷ τι. Es scheint diess nicht eben selten gewesen zu sein. — 466 C ἐκβάλλουσιν ἐκ τῶν πόλεων, ὅν ἂν δεῖ ἀντοῖς: 'der Plural πόλεων erklärt sich aus der verallgemeinernden Bedeutung des hypothetischen Relativs,' allein hier ist diese Bemerkung nicht am Platz; es sind einfach die verschiedenen Städte, in denen die verschiedenen Rhetoren herrschen. — 467 C ἵνα καὶ εἰδῶ 'um doch eigentlich zu wissen,' wol vielmehr: damit ich (nicht nur deine Worte höre, sondern) auch verstehe, was du meinst. — 473 A Πάλ' Ἀποπά γε, ὦ Σ., ἐπιχειρεῖς λέγειν. Σω. πειράσομαι δέ γε καὶ σὲ ποιῆσαι, ὦ ἑταῖρε, ταῦτά ἐμοὶ λέγειν. Die Worte ταῦτά ἐμοὶ λέγειν nehmen der Antwort des Sokrates ganz und gar ihre Spitze; die Worte sind zu streichen. Sokrates sagt πειράσομαι καὶ σὲ ποιῆσαι ἄρα (ἐπιχειρεῖν) λέγειν. Sehr glücklich ist 486 A οὗτ' εἰκὸς ἂν καὶ πρὸς λάβοις für λάβοις von Prof. Bonitz namentlich bei der Beziehung der Stelle auf Euripides, dessen Lieblingswort es war, vgl. Acharn 410.

491 D conjiciert der Hr. Vt. Σ. Τί δέ; αὐτῶν, ὦ ἑταῖρε, ἄρχοντας ἢ ἀρχομένους und übersetzt: 'wie aber sollen sie gegen sich selbst als herrschend über sich im Vortheile oder als beherrscht von sich im Nachtheile sein?' Allein es scheint ganz und gar unmöglich in diesen Worten einen anderen Sinn zu finden, als sich durch Hinzudenken etwa von πλέον ἔξουσι herausstellt. Dieser Sinn jedoch wird viel passender hergestellt einfach durch Τί δέ αὐτῶν (πῶς πλέον ἔξουσι), ὦ ἑτ.; ἄρχοντας (αὐτῶν) ἢ ἀρχόμενοι (ἐφ' αὐτῶν); Scheint jedoch die Änderung zu groß und die Ergänzung von αὐτῶν zu schwierig, so liegt eine andere sehr nah: Σωκ. Τί δέ αὐτῶν, ὦ ἑταῖρε; Καὶ. ἄρχοντας ἢ ἀρχομένους; ἢ πῶς λέγεις; Wie werden sie αὐτῶν (im Vergleiche mit sich selbst) πλέον ἔχειν (im Vortheile sein, d. h. sich bessern); Καὶ. meint du, indem sie herrschen (über andere) oder indem sie beherrscht werden (von andern)? oder wie? Kallikles ist nämlich ganz fern dem Gedanken der Selbstbeherrschung.

493 A τῆς δὲ ψυχῆς τοῦτο, ἐν ᾧ αἱ ἐπιθυμίαι εἰσὶν. Es ist klar, dass dieser Ausdruck schon die in der Politeia vorkommende Einteilung der Seele nach den geistigen Thätigkeiten λογιστικὸν ἐπιθυμητικὸν θυμοειδὲς voraussetzt. — 508 A fin. γεωμετρίας γὰρ ἀρκούν, vgl. Prot. 318 D E Ἰπποκράτης γὰρ παρ' ἐμὲ ἀφικόμενος οὐ πάσεται, ἅπερ ἂν ἔπαθεν ἄλλω τῷ συγγενόμενος τῶν σοφιστῶν. εἰ μὴ γὰρ ἄλλοι λωβῶνται τοὺς νέους τὰς γὰρ τέχνας αὐτοὺς περηνότας ἄκοντας... ἐκβάλλουσιν εἰς τέχνας, λογισμούς τε καὶ ἀστρονομίαν καὶ γεωμετρίαν... διδάσκοντες...

Von erheblichen Druckfehlern ist uns nur aufgefallen: S. VII der auch anderen die Rhetorik lehre' und p. 523 Ἀκούε δὲ ἡ ψαῖ μάλα καλοῦ λόγου, ἣν σὺ μὲν ἡγήσει μῦθον.

F. Schults, Latein. Synonymik etc., ang. v. **L. Viethaber**. 618

Dies sind beiläufig die Bemerkungen, die in einer Anzeige Platz finden können, zu denen wir uns beim Lesen des Buches veranlasst gefunden haben. Dass übrigens dasselbe auch ausserdem reichliche Anregung und vielfache Belehrung bietet, hoffen wir schon in dieser unvollkommenen Skizze angedeutet zu haben. Um so weniger lässt sich bezweifeln, dass die Anwendung desselben beim Unterrichte für die philologische Bildung der Jugend insbesondere und die geistige Kräftigung derselben überhaupt von den erfreulichsten Folgen wird begleitet sein.

Wien.

Alfred Ludwig.

Lateinische Synonymik, zunächst für die oberen Classen der Gymnasien bearbeitet von Dr. F. Schults. Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. (391 S.) Paderborn, Schöningh, 1956. — 2 fl.

Unter die Bücher, welche die Schule gewiss mit ungetheilter Freude aufgenommen hat, gehört die Synonymik des Herrn Directors Schults. Schon die früheren Auflagen dieses Buches wurden uns von erfahrenen Schulmännern als sehr brauchbar bezeichnet, und wir stehen keinen Augenblick an, dieses Urtheil für die vorliegende dritte Ausgabe zu wiederholen. Eine Synonymik für die Schule hat zunächst die Aufgabe, feste, dem Auffassungsvermögen nicht blofs der besten, sondern auch der mittleren Talente einer Classe greifbare Unterschiede zwischen sinnverwandten Worten zu geben, und zwar in möglichst wenigen Worten, diese aber dann an gut gewählten classischen Beispielen vom Schüler selbst, zwar nicht ganz auffinden (obwol wir eine Zusammenstellung, in der nur aus classischen Stellen der Schüler ohne ein Wort gedruckter Erklärung sich den Unterschied und die Ähnlichkeit einer Wortgruppe herausfinden könnte, für eminente Schüler wünschen), jedoch gleichsam bestätigen zu lassen. Diese drei Bedingungen, richtige

selbst bei geringer Lectüre, wie es schon die lateinischer Übungsbücher ist, geläufig werden muss, vgl. 458 *plus magis amplius potius*, ebenso aus dem zweiten die Pronom. indefinita 430. Dagegen wäre es vielleicht nicht unwichtig, manche Wortgruppe noch einzufügen, z. B. die Composita von *sequi*, *clementia mansuetudo* (zu 209). — Wenn wir im folgenden Bemerkungen zu einzelnen Artikeln, wie sie sich uns ganz gelegentlich beim Gebrauch des Buches darbieten, geben, so möge man sie nur als kleine Beiträge zu dem trefflichen Ganzen betrachten.

3. bei *cognoscere* ist der Ausdruck „ein Object an seinen Merkmalen von anderen unterscheiden,“ wenn auch im ganzen richtig, doch zu eng, es ist überhaupt das Kennenlernen eines Ganzen aus Einzelheiten. Man denke an Stellen wie Cæs. b. g. 1, 40 *cognitis suis postulat* und an den Gebrauch als Terminus technicus vom Untersuchen eines Verbrechens, vgl. z. B. Cic. pro Rosc. A. 3. — 4. „sensire merken ohne besondere Absichtlichkeit;“ hinzuzufügen ist: und ohne ein daraus hervorgehendes klares Bewusstsein, vgl. Cic. de or. 2, 2, daher *sensus* oft = Eindruck Cic. Verr. 3, 46. — Nicht selten wäre es gut, die Gegensätze anzuführen, so wenn 7. zu *arbitrari*, *arbitrium* erinnert würde, dass Cæs. b. g. 1, 36, 2 entgegenstellt *alterius praescriptum*. — 9. Die richtig angegebene Bedeutung des *optare* als beruhend auf der Vorstellung, dass das gewünschte besser sei, würde noch einleuchtender durch Erinnerung an *praeoptare*. — 10. *vereri* auf eine feste Grundbedeutung zurückzuführen, ist schwierig; man vergleiche beispielshalber zu dem vom Hrn. Vf. angeführten Cic. sen. 11 *Apptum . . verebantur liberi* noch Cic. de or. 2, 122 *dicam enim non reverens adsentandi suspicionem* und Cæs. b. g. 1, 39, 6 *non se hostem vereri, sed angustias itinerum . . timere dicebant*; jedoch scheint das einigende das Gefühl der Inferiorität unter etwas, an das man nicht heranreichen kann oder nicht will, zu sein. Des Hrn. Vf.'s Erklärung, „fürchten aus bescheidenem Sinne“ trifft, wie er selbst gefühlt zu haben scheint, eben nur die eine Seite. — 12. *iracundia* ist nicht bloß die Neigung zum Zorn, Zornmüthigkeit, Jähzorn, sondern bezeichnet auch nur das lange Anhalten der *ira*; man könnte es als Substantiv zu *iratum esse* wie *ira* als das zu *irasci* betrachten, vgl. Cic. pro reg. Dej. 8 *ne residere in te ullam partem iracundiae suspicemur*. — 16. Das aus der 1. Catil. angeführte *non feram, non patiar, non sinam* beweist für die richtig angegebene Bedeutung des *sinere*, nämlich das geschehen lassen, wenig. Entsprechender dünken uns Formeln wie *ne istuc Iuppiter optimus maximus strât* Liv. 28, 28, 11 u. ö. — 18. Zu *contemnere* und verwandten hätte *ignorare* gestellt werden können, vgl. Cic. pro Rosc. A. 4 *quorum ego neque benivolentiam erga me ignorare nec auctoritatem aspernari nec voluntatem neglegere debebam*. Nach dieser Gruppe wäre vielleicht einzuschieben: *negligere praetermittere relinquere omittere*, aus Sorglosigkeit, aus Übersehen, mit Absicht unbeachtet lassen, etwas aufgeben, es nicht erwähnen, vgl. Cæs.

b. g. 1, 35. Cic. off. 2, 9. p. Rab. Post. 34. — 24. Für *loqui* ist bezeichnend, dass es oft nichts ist als unser „das Wort nehmen oder führen,“ vgl. Cic. Verr. 1, 138. Cæs. b. g. 1, 31, 3. — 27. In *auspicere* möchte nicht sowol „eine sittliche Verpflichtung gegen uns selbst,“ als eine Hindeutung auf die für uns erwachsenden Folgen liegen, vgl. Cic. de or. 2, 101. — 38. Für *obtemperare* und *obedire* ist recht treffend Cic. de imp. Cn. Pomp. 48 *cives assenserint, socii obtemperarint, hostes obediunt. venti tempestatesque obsecundaverint*, vgl. auch Verr. 4, 73. — 44. *experiri* ist nicht bloß „durch urtheilende Beobachtung etwas kennen lernen,“ sondern auch durch gemachte Versuche: Cæs. b. g. 3, 5, 2 *et . . . extremum auxilium experientur*; *temptare* nicht nur „Versuche anstellen um kennen zu lernen,“ vgl. Cæs. b. g. 3, 40, 2 *scalis et classe moenia oppidi temptans*, sondern auch, „im Angriff nehmen.“ — 46. Für *posse* und *valere* ist bezeichnend Cæs. b. g. 2 17, 4 *quicquid possunt, pedestribus valent copis* — was sie überhaupt auszurichten vermögen, dazu haben sie die Kraft durch ihr Fußvolk. — 49. Bei *indulgere* war wol zu erwähnen, dass es die Bedeutung des „Nachsehens“ nicht selten ganz aufgibt und nur „die Hinneigung des Gemüthes“ bezeichnet, vgl. Cæs. b. g. 1, 40, 14 *hinc legioni Caesar indulsit praecipue*, vgl. auch Cic. Verr. 1, 112, 3, 59. — 53. Dass *invenire* meist ein „zufälliges Finden“ bezeichne, *reperire* „Absicht voraussetze,“ ist sehr zweifelhaft, vgl. Cic. Verr. 1, 131 *tamen aliquid se inventurum, in quo moliri praedarique posset, arbitrabatur*; 2, 96, 106, 161, 183, wo von Zufälligkeit in *inventio* nichts liegt, ferner *reperiturus quis*, z. B. Cæs. b. g. 1, 52, 5 u. a., wo man wieder von einem absichtlichen Suchen nicht reden kann. — 54. Während *monstrare* das hinzeigen auf etwas ist, ist *ostendere* das herzeigen einer Sache, daher *se ostendere* = hervortreten; vgl. Cic. Verr. 2, 104 *circumfer, ostendo (tabulas publicas)*

vgl. Weissenborn zu Liv. 24, 42, 6. Für *redintegrare renovare restituere* ist es interessant zu vergleichen Caes. b. g. 1, 25, 6. 3, 20, 4. 1, 53, 1., wo überall *proellum* Object ist, aber die Verschiedenheit sehr leicht erkannt wird. — 107. Für die in *spoliare* liegende Gewalttätigkeit hätte auf Verbindungen wie *armis despoliare* verwiesen werden können; die zwei von Hrn. Sch. angeführten zeigen gerade diesen mit Recht hervorgehobenen Begriff weniger. — 111. Dem *tueri* dürfte am besten unser, ich weiß nicht, ob nur provinciell „betreuen“ entsprechen; die vom Hrn. Vf. angenommene „Sorgfalt des Beschützenden“ ist zu enge. Für die angegebene Bedeutung vgl. Cic. Verr. 3, 53 *is cum arationes magnas . . . magna impensa magnoque instrumento tueretur*. — 114. Die Beispiele für *impedire* sind nicht beweisend; treffend wäre Cic. de imp. Cn. Pomp. 19 *scimus Romae solutione impedita fidem concidisse . . . a quo periculo prohibetur rem publicam*. — 120. Bei *laccessere* könnte an den militärischen Gebrauch des Wortes erinnert werden. — 127. In *vadere* liegt wol weniger eine Charakterisierung des Zieles als eines gefährlichen, widerlichen, als vielmehr der Bewegung selbst als einer kräftigen sicheren, vgl. neben dem vom Hrn. Vf. angeführten Beispiele noch Liv. 2, 16, 5 *sedit inde in primum aditum pontis*, wo Weissenborn gut an das Hom. *παρὰ πύλιν* erinnert, und Auct. ad Her. 2, 19, 29. — 135. Die Differenz zwischen *egere indigere carere vacare* ist treffender als bei Soh. angegeben von Fromm lat. Synt. §. 203. A. 3. — 137. Für *opus est* wird sich nicht leicht ein treffenderes Beispiel finden als Cic. de or. 2, 43 *illud certum . . . etiamsi opus est, minus est tamen necessarium*. — 174. fehlt *sublevare*; vgl. Caes. b. g. 7, 65, 4; 1, 40, 6. — 177. Zu *colere, venerari, observare* wäre *indulgere* zu stellen nach dem zu 49 Erwähnten; vgl. die dort citierte Stelle Cic. Verr. 3, 59 *cives Romanos coluit, ne indulset, eorum voluntati et gratiae deditus fuit*.

184. Auch hier zu *anima animus spiritus* sollte wol *mens* in Betracht gezogen sein, vgl. z. B. Caes. b. g. 3, 19, 6 mit Kraner's Note. — 187. Für *scientia* ist bezeichnend die Entgegenstellung von *opinio* Cic. de or. 2, 30, ebenso 191 für *callidus* die von *demens* Nep. 4, 3, 1. Wie *demens* der ist, der von seinem geistigen Vermögen einen falschen Gebrauch macht, so ist *callidus* der, der gewissermaßen von selbst schon den entsprechenden Gebrauch trifft, vgl. die von Hrn. Sch. angeführten Beispiele. — Für *probus* als negative Tugend bezeichnend mag beweisen Cic. Verr. 3, 64 *nocentes et improbi*; für *honestus* als positive Eigenschaft könnte auf den Gebrauch des Wortes als Titulatur verwiesen werden. — 206. Für die Annäherung des *mediocritas* zu dem „zu wenigen, mittelmässigen“ gibt es keinen treffenderen Beweis als die so ungemein häufige Verbindung des Wortes mit Negationen. — 208. Das für *constantia* angeführte Beispiel beweist nichts (*retinenda vobis est constantia gravitas perseverantia*), dafür Cic. Tusc. 5, 31 *non igitur ex singulis vocibus philosophi spectandi sunt, sed ex perpetuitate*

atque constantia (Consequenz) und de off. 1, 31, 7 *Caloni cum incredibilem tributisset natura gravitatem eumque ipse perpetua constantia roboravisset*. — 210. *crudelia* bezeichnet überhaupt die moralische Rohheit, Cic. pro reg. Dej. 2 *crudellem Castorem, ne dicam sceleratum et imptum, qui nepos avum in capitis discrimen adduxerit*. — Für die Verdeutlichung des Unterschiedes von *alacer* und *acer* möchte die Bemerkung dienen, dass Soldaten vor der Schlacht *alacres ad pugnandum* sind (vgl. Caes. b. g. 3, 24, 5), aber *acriter pugnanti*. — 222. *diligentia* steht nicht bloß der Nachlässigkeit und Trägheit, sondern als Umsicht auch der *temeritas* entgegen, vgl. Caes. b. g. 1, 40, 4 mit Kraner's Note. — 224. Die Behauptung *eximius* könne nur von Dingen ausgesagt werden, die an sich und immer gut sind, gilt keinesfalls in diesem Umfang; vgl. Caes. 2, 8, 1 *propter eximiam opinionem virtutis*; die *optima virtutis* ist völlig indifferent. Für *praeclarus* wäre es gut, Fälle derart anzuführen, wie Cic. Verr. 2, 18 *o praeclare coniectum a vulgo*. — 225. ist *insignis* ungenau dargestellt. Es unterscheidet sich eben von seinen Synonymen dadurch, dass es nicht wie diese schon für sich auch die Ursache des Vorzuges angibt (*celeber — insignis frequentia hominum*), sondern eben nur heißt „kenntlich gemacht, ausgezeichnet, auffallend.“ Das letzte Wort dürfte es am nächsten ausdrücken, vgl. das recht instructive Beispiel Cic. de or. 2, 90 *quae insignia ac paene villosa*. Von einer Steigerung des dabei angegebenen Begriffes ist keine Rede, sondern das Subject ist wegen einer Eigenschaft oder in Bezug auf selbe vor anderen seiner Art kenntlich. — 237. hätte wol auch *dubitatio* im Unterschied von *dubium* erwähnt werden sollen. — 239. Es ist zu viel behauptet, wenn gesagt wird, dass *contumelia* nur in schmähenden Worten enthalten sei. Caes. b. g. 3, 14, 3 gehört zwar überhaupt einer anderen Sphäre des Gebrauches an, aber ib. 1, 14, 3 *quodsi veteris contumelliae oblitisci vellet, nam etiam*

108. — 347. Für den Unterschied zwischen *calamitas* (hereinbrechendes Unglück) und *detrimentum* (der irgendwie aus Verhältnissen erwachsende Nachtheil) ist es nicht unwichtig zu erinnern, dass *detrimentum* Folge einer *calamitas* sein kann, vgl. Cic. de imp. Cn. Pomp. 15 *in ceteris rebus cum venit . . . calamitas, tum detrimentum accipitur*. — 354. *innocentia* ist meistens noch enger als „tugendhafter, fleckenloser Wandel,“ nämlich bezogen auf Reichthum, daher nicht selten *avaritia* Gegensatz ist, vgl. Caes. b. g. 1, 40, 13. — 356. Für die Unterscheidung von *exiguus* und *brevis* ist recht deutlich Cic. pro Arch. 28. — 361. Es ist nicht so allgemein richtig, dass *extremus* die äußersten Theile von einem Mittelpuncte aus bezeichnet, z. B. Liv. 22, 20, 8, folgt es auf *primus* und *secundus*, vgl. Tac. II. 1, 11 *annus sibi ultimum rei publicae prope extremum*. — 374. Wenn es heißt; „das *antiquum* hat vielleicht aufgehört, das *vetus* besteht sicher noch,“ so sind, wie es scheint, zwei Gesichtspuncte vermengt, indem bei *antiquum* an das Fortbestehen des Gegenstandes selbst, bei *vetus*, wie schon die unmittelbar vorhergehende Erklärung zeigt, *vetus* beziehe sich „auf die Länge der Zeit, durch welche etwas hindurch gedauert hat,“ nicht an ein nothwendiges Fortbestehen des Gegenstandes selbst, sondern auch der Erinnerung an ihn, der Folgen von ihm gedacht ist, vgl. Caes. b. g. 1, 13, 4 *reminisceretur et veteris incommodi populi Romani et pristinae virtutis Helvetiorum*. Für *priscus* ist recht bezeichnend Cic. de or. 1, 193 *verborum prisca vetustas*. — 380. Die für *agmen* und *acies* beigebrachten Beispiele sind nicht so ganz bezeichnend, vgl. Liv. 21, 57, 12 *magis agmina quam acies in via concurrerunt*. — Ebenso tritt 387 in den drei Sätzen, die für *inimicus* angeführt sind, nirgend die Feindseligkeit der Gesinnung so recht hervor, es ist in allen im Gegensatz zu *hostis*, ohne dass man recht sieht, worin dieser Gegensatz liegt; vgl. dagegen Cic. Verr. 2, 107 *quid si omnium mortalium Sthenis nemo inimicior quam hic C. Claudius cum semper tam in his ipsis rebus et temporibus fuit?* — 398. Für *integer* und *totus* ist bezeichnend der Ausdruck *in integro tota res esset* Cic. Verr. 2, 97, sowie dafür, dass *totus* die Einheit eines Gegenstandes absehend von Theilen bezeichnet, der Umstand, dass z. B. im ganzen Umkreis der Mauer zu heißen kann *totis moentibus*, vgl. Caes. b. g. 2, 6, 2. Übrigens versteht es sich von selbst, dass nicht bloß *omnes* den Gegensatz zu *unus* bildet, wie Hr. Sch. zu wollen scheint, sondern auch *universi*, vgl. Liv. 2, 9, 8. — 412. Der Unterschied zwischen *ceterus* und *religui* ist ganz richtig bezeichnet, als „das übrige im Gegensatz zu dem schon genannten“ und als „Rest des Ganzen;“ für die leichtere Auffassung wäre es vielleicht gerathen, darauf hinzuweisen, dass *ceteri* fast gleichkomme einem *religui omnes* (für letzteres vgl. Caes. b. g. 1, 28, 2).

433. *omnino* ist besonders bei Zusammenfassungen gebräuchlich z. B. wenn nach der Species die Gattung, nach Theilen das Ganze angeführt wird. — 441. Zu *tandem* und Synonymen war auch *aliquando*

zu stellen, das, weil es sich, wie 457 richtig bemerkt ist, auf jede Zeit beziehen kann, leicht in eine mit *tandem* sehr verwandte Bedeutung übergehen kann, vgl. Cic. Verr. 2, 118 *aique ut aliquando de rebus... dicere desistamus*. — 442. Zu den nur die Wiederholung der Sache bezeichnenden *rursus*, *iterum*, *denus*, *de integro* wäre das die Wiederholung durch den Wechsel der Subjecte bezeichnende *invicem* zu fügen, vgl. Caes. b. g. 4, 1, 8 *At rursus invicem anno post in armis sunt*. — 445. Die Bemerkung über den ind. perf. bei *paene* und *prope* gehört nicht in eine lateinische Synonymik. — 448. Das erste für *imprints* aus Cic. Fam. 1, 7 angeführte Beispiel beweist nichts, es könnte hingewiesen werden auf das von Cic. öfter in ganz gleicher Bedeutung angewandte *cum primis*, Verr. 2, 68. — 466. Für *sunt* und *una* wäre es das kürzeste, die von Charisius p. 197 P. aufgestellte Regel aufzunehmen. — 467. Die Bedeutung von *sponte* würde noch deutlicher durch Erinnerung an Stellen, wo es = eigenmächtig ist, z. B. Nep. 4, 3, 1, und an solche, wo es = *per se* (das auch anzuführen war) ist, z. B. Caes. b. c. 3, 11, 4; b. g. 5, 28, 1. — 494. Bei *quantum* war an den in Reden so häufigen Gebrauch zu erinnern, dass es einen Punct als abgethan bezeichnend zu einem neuen fortleitet, vgl. Cic. de imp. Cn. Pomp. 19. Überhaupt ist bei dieser Partikel das *tam* immer zu beachten.

Salzburg.

L. Vielhaber.

1. Wörterbuch der deutschen Sprache von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage von Christian Friedr. Ludw. Wurm. Lief. 1—5. Freiburg im Breisgau, Herder, 1858. (A — Auserschallen XXVIII und 912 Seiten in doppelspaltigem 8) — 1 Lief. 1 fl. 3 kr.
2. Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen

von Weigand. Hr. Wurm und Hr. Sanders sind dem Theil des Publikums, welcher sich etwas näher mit diesem Gegenstand beschäftigt, bereits bekannt als Beurtheiler der ersten Lieferungen des Grimm'schen Wörterbuchs. Wenn die Kritiken derselben auch nicht wenige richtige Bemerkungen enthielten, so musste doch der Ton, in welchem sie abgefasst waren, allgemein verletzen. Wir werden uns bei der Beurtheilung der eigenen Wörterbücher der genannten Gelehrten von der Nachwirkung des Eindrucks, den ihre Kritiken gemacht haben, möglichst frei zu halten suchen; müssen uns aber auf der anderen Seite dagegen verwahren, dass in der unbefangenen Anerkennung, die wir ihren Leistungen in manchen Beziehungen angedeihen lassen werden, irgendwelche Billigung ihres Verfahrens gegen Grimm gefunden werde.

1. Hr. Wurm stellt sich in seinem Wörterbuch die Aufgabe, den deutschen Sprachschatz „von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage“ zu sammeln. Über sein Verhältnis zum Grimm'schen Wörterbuch, das bekanntlich dasselbe Ziel verfolgt, spricht er sich an mehreren Stellen der Vorrede aus, und zwar in einer Weise, die man nach seiner Kritik des Grimm'schen Wörterbuchs nicht erwartet haben wird. „Ohne dies außerordentlich reichlich fließende Sprachquelle, sagt er (S. IV), wärde meiner Arbeit nicht bloß ein großer, guter Theil wissenschaftlichen Stoffes abgehen, ich schulde derselben zugleich die Ausdehnung meiner literarischen Bekanntschaft und die an der Berührung und Vergleichung eines gediegenen Materials mit dem eigenen gewonnene Befestigung und Orientirung in der Methode derartiger Arbeit. Von dieser Seite beschränke ich den bessern Theil meines Verdienstes mit Bereitwilligkeit auf die Vermünzung und Incurssetzung der gewonnenen Ausbeute.“ Das Grimm'sche Wörterbuch verdiene „als ein Sprachschatz im vollen Sinne des Wortes die höchste Anerkennung,“ die deutsche Lexicographie „datire von da an einen neuen Zeitraum.“ Aber das deutsche Wörterbuch der Herren Grimm sei „kein eigentliches Wörterbuch für das deutsche Volk, kaum für den gebildeten Theil desselben, wir müßten denn in den Begriff der Bildung den präsenten Lateinverstand ziehen, da bekanntlich selbst der literarisch gebildeten Klasse diese Schulkenntnisse im praktischen Leben frühzeitig abhanden zu kommen pflegen.“ Und für dies größere Publikum, für das deutsche Volk bestimmt Hr. Wurm sein Wörterbuch. Der Umfang, auf den er sein Werk anlegt, ergibt sich zur Genüge aus den bereits vorliegenden Lieferungen. Auf 912 doppelspaltigen Großoktavseiten gelangt Hr. Wurm noch nicht bis zum Ende des Buchstabens A, sondern bloß von A bis Auserschallen. Im Grimm'schen Wörterbuch füllt das entsprechende Stück (A—Auserschallen) nur 851 Spalten. Der größte Theil des Raumes ist bei Wurm ebenso wie bei Grimm von den Belegen in Anspruch genommen, und diese Belege gehören auch bei Wurm durchaus nicht

bloß den Schriftstellern an, welche dem größeren gebildeten Publikum zugänglich sind, vielmehr sind sie einem großen Theile nach Schriften entnommen, die selten oder nie in die Hände jenes Publikums kommen, das Hr. Wurm sich im Gegensatz zu dem gelehrten Publikum des Grimm'schen Wörterbuchs als das seinige denkt. Ein sehr großer Theil dessen, was Hr. Wurm bietet, hat gleichfalls nur für das gelehrte Publikum Interesse.

Wie steht es nun mit dem Beruf des Hrn. Wurm, eine so umfassende, ihrer Grundlage nach der strengsten germanistischen Gelehrsamkeit angehörende Arbeit zu unternehmen? Hr. Wurm hat sich schon in früheren Schriften als einen Mann von Geist und als einen Kenner der beiden klassischen Sprachen, namentlich des Lateinischen ausgewiesen. Beides kommt ihm natürlich auch bei der Abfassung eines deutschen Wörterbuchs zu statten. Was namentlich das letztere betrifft, so möchte ich hier an die treffenden Worte erinnern, die vor einigen Jahren Spengel und noch neuerdings Miclosich gesprochen haben über den durchgreifenden Nutzen gründlicher klassisch philologischer Bildung für alle verwandten Arbeiten auch auf ganz anderen Gebieten. Mit diesen sehr wichtigen Vorbedingungen verbindet Hr. Wurm ein langjähriges eifriges Studium der neuhochdeutschen Literatur, und zwar nicht bloß der neueren des 18ten und 19ten Jahrhunderts, sondern auch der älteren des 16ten bis 17ten. Er hat aus den Schriften dieser Jahrhunderte mit großem Fleiße und nicht geringem Geschick für sein Wörterbuch gesammelt. Zwar würde man bei der Beurtheilung seines Reichthums sehr unrecht thun, wenn man vergäße, dass ihm in dem ganzen bisher erschienenen Theil die Schätze des Grimm'schen Wörterbuchs bereits zu Gebote standen. Man würde aber auch Hrn. Wurm Unrecht thun, wenn man nicht hinaufsetzte, dass er dies offen und dankbar bekann. Hr. Wurm ist aber keineswegs auf die Schätze seiner

mologie, Grundbedeutung und Geschichte der Wörter eingehenden Werk die Hauptfrage ist, wird niemand läugnen, der auch nur einige Kenntnis vom gegenwärtigen Stand der germanischen Linguistik hat. Hier nun zeigt der Hr. Verfasser eine wahrhaft überraschende Unwissenheit. Er hat zwar in vielen Büchern geblättert und in allerlei Sprachen herumgetastet, aber von wirklicher Kenntnis der älteren germanischen Sprachen zeigt sich kaum eine Spur; von geschichtlicher Grammatik, komparativer Lautlehre u. dgl. stehen dem Verfasser auch nicht einmal die elementarsten Anfangsgründe zu Gebote. Trotz aller Berufungen auf Grimm, Graff, Schmeller u. s. w. etymologisirt er und grammatisirt er drauf los, als wenn in diesen letzten fünfzig Jahren auf dem Gebiet der Sprachforschung nichts geschehen wäre. Bei verdunkelten und weit von dem gewöhnlichen Gang der Lautentwicklung abgekommenen Wörtern gelingt ihm als einem Mann von Geist und vielen Einzelkenntnissen bisweilen ein beachtenswerther Griff, wie dies bei den Etymologen früherer Jahrhunderte auch der Fall gewesen ist. Die Möglichkeit, ja Nothwendigkeit dieses kühneren Rathens liegt in der öfters von der Regel abspringenden Natur der geschichtlichen Lautentwicklung, wie dies der Unterzeichnete schon mehrfach auseinandergesetzt hat. Was aber die neuere Sprachforschung für immer von der früheren unterscheidet, ist das Bewusstsein, dass man vor allem geschichtlich zu Werke zu gehen habe, indem man Schritt für Schritt den Lauten und den grammatischen Formen der Sprache nachgeht, aus diesem streng geschichtlichen Verfahren Schlüsse zieht für die Zeit, in welcher der historische Faden abreißt, und nur da sich ein Abspringen von diesem strengwissenschaftlichen Gang erlaubt, wo die zuverlässigeren Mittel nicht ausreichen wollen. Man thut dies dann mit dem Bewusstsein, dass man den eigentlich sichern Boden verlassen hat, und also leicht dem einen Einfall ein anderer entgegentreten könne. Wer dies Verfahren preisgibt, der kehrt in die Zeiten zurück, in denen die Etymologie eine müßige Spielerei war. Von diesem Schlage aber ist ein großer Theil dessen, was Hr. Wurm seinen Lesern bietet. Von der unglaublichen Unwissenheit desselben auf dem Gebiet der geschichtlichen Grammatik werden einige wenige Beispiele eine hinreichende Probe geben. Gleich auf der ersten Seite, im ersten Artikel des ganzen Buchs lässt sich Hr. Wurm unter anderem also vernehmen: „*A* und *u* schwanken zum Theil heute noch in den Imperfectformen: *stand* und *stund*, *ward* und *wurde*; die ältere Form war besonders seit der Meistersängerzeit bis zur letzten Periode deutscher Literatur (Lessing, Wieland u. s. w.) vorwaltend: *binden*, *bund*, *band*; *wund*, *wand*; *fund*, *fand*; *schlung*, *schlang*; *klung*, *klang*; *rung*, *rang*; *gelung*, *gelang*; *drang*, *drang*; *schwung*, *schwung*; *trunk*, *trank*; *sunk*, *sank*; *brennen*, *brun*, *brann*; *sturb*, *starb*; *verdurb*, *verdarb* u. s. w. Der alte Unterschied *ich trank*, *er trank*, dagegen in zweiter Person und im Plural: *du trunki*, *wir trunkumes*; schwedisch: *jag fann*, *ich fand*, *vi*

funno, wir fanden, verschwand zu Anfang der neuhochdeutschen Periode ganz und gar. — Weiland ist eine Verunstaltung von weil- und, d. i. dieweil und (er lebte oder regierte); dieweil und König Brenner in Deutschland regiert; Aventin.* Wer auch nur einige wirkliche Kenntniss der älteren deutschen Sprache besitzt, der sieht sofort das theils Schief, theils gänzlich Unrichtige dieser Auseinandersetzung. Da wird gleich damit begonnen, das „Schwanken zwischen *z* und *a*“ in *stund* und *stand*, ward und wurde zusammenzuwerfen, die ~~bekanntlich~~ *gar* nichts miteinander zu thun haben. Damit man aber nicht für *zweifel* bleibe, dass hier nicht etwa blofs eine Ungenauigkeit des Ausdrucks, sondern dass eine wirkliche grobe Unwissenheit vorliegt, fährt Hr. Wurm fort von einer „älteren Form“ zu reden, die besonders seit der Meistersängerzeit bis zur letzten Periode deutscher Literatur vorwaltend gewesen sei, und als solche bezeichnet er die Präterita singularis mit *z*: *bund*, *fund* etc. Mit diesen Formen (sechster Ablautreihe) wirft also Hr. Wurm *stund* (mhd. *stuont*, fünfter ablaut. Konjug.) zusammen! Und zugleich erklärt er die Form *bund*, *fund*, *sturb* etc. für älter als *band*, *fand*, *starb*. Am Ende seiner Auseinandersetzung fällt ihm zwar ein, dass es einen uralten Unterschied zwischen dem Sing. *frank* und dem Plur. *frunkum* gibt, aber es fällt ihm dies nur ein, um einen neuen Verstoß daran zu knüpfen. Dieser Unterschied soll nämlich nach Hrn. Wurm „zu Anfang der neuhochdeutschen Periode ganz und gar verschwunden“ sein. Hr. Wurm beginnt diese Periode mit der Druckerfindung, also um die Mitte des 15ten Jahrhunderts. Jener Unterschied ist aber so weit entfernt „am Anfang dieser Periode ganz und gar zu verschwinden“, dass vielmehr noch über hundert Jahr später der bedeutendste deutsche Grammatiker des 16ten Jahrhunderts Johannes Clajus in seiner 1578 erschienenen

dem deutschen Gam in Bräutigam und in γαμέω, *homo* so ähnlich als Eva dem altdeutschen Ewa, die Ehe, und Hiwa, die Gattin! [Anders Bensey].² — S. XVIII der Vorrede sagt Hr. Wurm bei Gelegenheit des Wortes Fluth: „Den aspirirten Auslaut aber sehen wir durch die Media der nordischen Sprachen geschützt, wie in Muth, Demuth, Sanmuth u. dgl.“ Also das neuhochdeutsche *th* hält Hr. Wurm für einen aspirirten Laut, und diesen „aspirirten Laut“ sieht er durch die Media der nordischen Sprachen geschützt! Solche Dinge erst noch zu widerlegen, ist natürlich unter der Würde eines wissenschaftlichen Blattes. Wir müssen uns begnügen, Hrn. Wurm auf das erste beste Elementarbüchlein der geschichtlichen deutschen Grammatik zu verweisen.

2. Hr. Daniel Sanders bezeichnet die Aufgabe, die er sich stellt, so: „Unser Wörterbuch, das neben der Literatur die Sprache des Umgangs und Verkehrs, die Ausdrücke des Handels, der Gewerbe und der Künste berücksichtigt, umfasst im Allgemeinen die Zeit von Luther bis auf die Gegenwart, jedoch mit Ausschluss alles ganz Veralteten oder nur Mundartlichen. Von Fremdwörtern, deren weder die Sprache des gewöhnlichen Verkehrs, noch die unsrer mustergültigen Schriftsteller sich enthält, mussten daher wenigstens die allgemein gangbaren Aufnahme finden, doch erfahren sie begreiflicherweise eine kürzere Behandlung“ (vgl. die Ankündigung auf dem Umschlag der beiden ersten Bände). Man sieht wol, die Aufgabe, die sich Hr. Sanders stellt, ist eine ganz verschiedene von der des Grimm'schen Wörterbuchs, dass es kaum nöthig gewesen wäre, erst noch besonders darauf aufmerksam zu machen. Innerhalb seiner Aufgabe verfährt Hr. Sanders im ganzen recht praktisch. Nur Eines wird ihm gerade sein Publikum gewiss nicht danken. Er geht nämlich ab von der streng alphabetischen Ordnung, indem er „die Zusammensetzungen, wozu in weiterem Sinn auch die durch Vorsilben gebildeten Wörter gehören,“ nicht an ihrer alphabetischen Stelle, sondern „unter dem jedesmaligen Grundwort, d. h. dem letzten Theil der Zusammensetzung“ behandelt. Ist dies schon an sich ein Verfahren von sehr zweifelhaftem Werth, so wird es vollends in einem praktischen Nachschlagebuch, bei welchem rasche Befriedigung eine Hauptsache ist, schwerlich Beifall finden. Manchem wird schon die beständige Durchkreuzung des ihm zur zweiten Natur gewordenen Mechanismus im Nachschlagen sehr unbequem sein. Aber auch der philologisch Gebildete wird sich immer erst wieder in das System des Verfassers hineindenken müssen, um nicht irre zu gehen. Denn wo sind denn die Grenzen der Zusammensetzung? „Durch diese in dem Wortschatz unserer Sprache begründete Anordnung, sagt der Hr. Verf., erwachsen dem Wörterbuch bedeutende Vortheile: Ohne überwuchernde Verdeckung durch äufere Zusammensetzung tritt der Kern und Hauptstock unserer Sprache anschaulich hervor, ebenso wie der Umfang, den jede

einzelne Grundwort mit seinen sich verzweigenden Zusammensetzungen in der Sprache einnimmt. Durch die Zusammenordnung des Zusammengehörigen fällt auf alles Einzelne ein helleres Licht.²

Dieser Zweck ist auf dem Wege des Hrn. Verfassers nicht zu erreichen. Es müßten dazu auf der anderen Seite mindestens auch alle die alten Zusammensetzungen mit lich, bar, heit u. s. w. unter das Wort geordnet sein, mit welchem sie verbunden sind, z. B. ältlich unter alt. Dies ist aber keineswegs der Fall, sondern man findet ältlich an seiner alphabetischen Stelle, durch Altan, Altar etc. von alt getrennt. Während so der vom Hrn. Verf. angestrebte Zweck doch nicht erreicht wird, sollen andererseits Wörter wie athembar und athemlos in ganz verschiedene Bände des Wörterbuchs kommen, indem das erstere sich an seiner alphabetischen Stelle im Buchstaben A bereits vorfindet, das zweite aber unter dem zweiten Theil seiner Zusammensetzung, unter los zu suchen sein wird. So findet man arbeit-sam unter A; arbeitslos wird im L folgen. Vollends übel berathen werden alle Benutzer des vorliegenden Wörterbuchs, die keine Sprachforscher sind, bei solchen Wörtern sein, deren zweite Hälfte jetzt mehr oder weniger verdunkelt ist. Unter zehn Nichtphilologen werden neun das Wort Argwohn unter A aufschlagen. Sie sind aber im Irrthum. Bei Hrn. Sanders finden sie (und nach seinem Prinzip ganz mit Recht) hinter Argument sogleich das Wort Arie. Nicht einmal eine Verweisung klärt sie über ihren Irrthum auf und sagt ihnen, dass sie das Wort Argwohn unter Wahn suchen müssen. Im übrigen ist das Buch, wie gesagt, recht praktisch eingerichtet, gibt die Bedeutungen und das Nothwendigste aus der Biegung und Konstruktion der Wörter meist kurz und deutlich und fügt eine mäßige, aber für seinen Zweck ausreichende Anzahl von Belegstellen aus den deutschen Schriftstellern hinzu. Nur hätte der Hr. Verfasser sich bei seinen Belegen an die be-

Denn in der That ist von Schmitthenners Buch kein Stein auf dem andern geblieben, und hätte Hr. Weigand die Nennung Schmitthenners unterlassen, so würde niemand auf den Gedanken gekommen sein, dass er hier eine Umarbeitung des Schmitthennerschen Buches vor sich habe. Über die Aufgabe, die Weigand sich stellt, werden wir am besten thun, ihn selbst zu hören. Das vorliegende Wörterbuch, sagt er, enthält „1. die gegenwärtig gangbaren Wörter des neuhochdeutschen Sprachschatzes mit der durch den Umfang des Buches gebotenen Beschränkung, besonders in Hinsicht der Ableitungen und Zusammensetzungen. Neben diesen gangbaren Wörtern aber habe ich eine große Zahl von weniger üblichen und seltneren, die in Luthers Bibelübersetzung und bei den mustergültigen Schriftstellern aus der Blüthezeit der neuhochdeutschen Literatur, namentlich bei Goethe und Schiller, sich finden, aufgenommen, auch nach Schmitthenners Vorgange bezeichnende mundartliche Wörter, deren richtige Schreibung dem hochdeutsch Redenden manchmal ein wahres Kreuz ist. Angemessen, weil sicherstellend, schies mir, bei den letzten die Namen der Gegenden, in welchen sie im Munde des Volkes umlaufen, anzugeben, wie auch oft das Wörterbuch, aus welchem ich schöpfte.“ (Vor. S. VI) „2. die Bezeichnung der Betonung durch den Accent (‘), dann, wo es nöthig schien, der Länge des Vowels durch das Dehnungszeichen ^, endlich den tiefen e durch zwei darüber gesetzte Punkte (‘‘), wie man es nach Jacob Grimms Vorgange im Althochdeutschen kennt.“ (S. VII) „3. die Biegung der Wörter.“ „4. die Rechtschreibung. Die Schreibung im Buche weicht von der bisher üblichen nur sehr selten ab, und in schwankenden Fällen habe ich entweder die gebräuchlichste vorgezogen oder, wo keine vorwog, die historishe als die einzig wahre. Diese findet sich aber auch sonst, um jene übliche beurtheilen zu können, in den Anmerkungen angegeben.“ „5. im allgemeinen die Hauptbegriffe.“ „6. die Wortforschung und mit ihr gleichsam die Naturgeschichte der Wörter. Was hierher gehört, ist meist in kleinerem Drucke unter dem Worte, also in Anmerkungen gegeben. Dass ich dabei nur die Ergebnisse ins Auge fasse, wird man nach der Kürze des Buchs nicht anders erwarten; doch blickt für den Forscher der von mir eingeschlagene Weg, auf welchem ich zu denselben gelangte, durch. Um stufenweise zu der Quelle zu leiten, setze ich zunächst die ältere neuhochdeutsche, dann die mittelhochdeutsche, die althochdeutsche und zuletzt die gothische Form, an welche als die älteste bekannte sich sofort die Darlegung der Wurzel und die Vergleichung mit den urverwandten Sprachen knüpfen, bei welcher letzten wieder, wie überhaupt im Buche, Mafs gehalten werden musste.“ (S. VIII).

Fragt man, mit welchen Kräften und Mitteln ausgerüstet der Hr. Verf. an die Lösung seiner Aufgabe gegangen ist, so wird man von dem Verfasser des gründlichen Wörterbuchs der deutschen Synonymen (3 Bde., 2te Ausg. Mainz 1852) etwas tüchtiges erwarten. Der Unterzeichnete

kann bezeugen, dass die vorliegende neue Leistung des Hrn. Weigand diesen Erwartungen entspricht. Hr. Weigand ist ein gründlicher Kenner der germanischen Sprachen; seine Kenntnis ist nicht bloß eine sporadisch zusammengepackte, wie man sie jetzt öfters findet, sondern eine solide, auf dem wirklichen Studium dieser Sprachen beruhende. Die ebenso reichhaltigen als zuverlässigen etymologisch historischen Angaben des Werkes entsprechen deshalb ganz dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft. Dass der Hr. Verf. weiß, welcher Weg hier einzuhalten ist, wird der Leser schon aus dessen eigenen, oben unter Nr. 6. angegebenen Worten entnehmen können. Hr. Weigand kennt aber nicht bloß den richtigen Weg; sondern er verfolgt ihn auch mit ebenso viel Geschick als Gelehrsamkeit. Bei einem Handwörterbuch wie dem vorliegenden kommt es natürlich vor allem darauf an, dass der Verf. die Ergebnisse der größten Forscher gehörig kennt und für seinen Zweck verwertet. Hr. Weigand thut dies mit musterhafter Gründlichkeit. Dass er das Grimm'sche Wörterbuch, so weit es ihm vorlag, gehörig benutzte, versteht sich von selbst und ist natürlich kein besonderes Verdienst. Denn ein gleichfalls alphabetisches Wörterbuch kann und wird natürlich jeder Wörterbuchmacher von jetzt an aneuben. Mit dem Grimm'schen Wörterbuch allein würde aber der Hr. Verf. nicht weit gekommen sein. Denn es lagen ihm nur die allerersten Anfänge desselben vor, und auch heute reicht ja das Grimm'sche Wörterbuch erst bis in den Anfang des Buchstaben *K*, während das Weigand'sche Handwörterbuch bereits sich dem Schlusse des *N* nähert. Sollten also die Resultate des größten deutschen Sprachforschers gehörig verwertet werden, so galt es, denselben andere umfangreiche Schriften, vor allem die deutsche Grammatik gehörig durchzuarbeiten. Hier aber sieht sich der bloße Pfuscher völlig rathlos. Denn die Grimm'sche Grammatik hat bekanntlich keine Indices,

lichen Quellenstudien. Selbst im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen weiß er hie und da die reichhaltigen Wörterbücher von Graf und Müller-Zarncke zu ergänzen. Ganz besonders aber und sehr mit Recht wendet er seinen Fleiß den ältesten neuhochdeutschen und jenen Schriften zu, welche den Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen bilden. Auf diesen Gebieten wird auch der eigentliche Forscher nicht selten dem Hrn. Verf. für seine Angaben zu Dank verpflichtet sein.

Können wir so das Werk des Hrn. Weigand in Bezug auf den historisch-etymologischen Theil wahrhaft mustergültig nennen, so sind wir uns leider genöthigt, einige andere Seiten desselben als nicht in gleichem Mafß gelungen zu bezeichnen. Was nämlich die Angabe und Entwicklung der Bedeutungen betrifft, so ist dieselbe natürlich in den meisten Fällen richtig und verständlich. Nicht selten aber leidet sie an einer gewissen Unklarheit und bisweilen ist sie geradezu irreführend und verfehlt. So lautet z. B. der ganze Artikel *abdrucken und abdrücken* (I, S. 3): „*abdrucken* — durch Farbendruck nachahmen; *abdrücken* — durch Gegengewalt losmachen.“ Wir wollen es dahingestellt sein lassen, wie vielen Lesern die Bedeutung von *abdrücken* durch die Umschreibung des Hrn. Verfassers klar werden wird. Seine Erklärung von *abdrucken* aber ist geradezu unrichtig, sobald man nämlich die Worte nicht in dem Sinn nimmt, den sie etwa haben könnten, sondern in dem Sinn, den sie wirklich haben. Gewöhnlich schwarzen Druck nennt man nicht Farbendruck. Ein solcher ganz gewöhnlicher Druck aber ist bei weitem in den meisten Fällen genau in denen man sich des Ausdrucks „*abdrucken*“ bedient. — Die Begriffsbestimmung von „*abgeschmackt*“ lautet: „*abgeschmackt*. Adj.: reizlos widrig in Beziehung auf den Geschmackssinn“ (S. 4). Danach würde es also gut deutsch sein, wenn jemand von abgestandnem Bier sagt: „Das Bier ist abgeschmackt.“ Dagegen wäre es eine im Wörterbuch noch nicht einmal verzeichnete Kühnheit, wenn jemand von einer „*abgeschmackten Äußerung*“ sprechen wollte. Der Artikel „*ablehnen*“ heißt vollständig: „*ablehnen*: etwas von einem Andern gegen Wiedergabe nehmen.“ Es fehlt die jetzt bei weitem häufigste Bedeutung: einen Antrag ablehnen. — Die Bedeutung des Wortes „*all*“ wird folgendermaßen angegeben: „*all*, mhd. und ahd. *al*, goth. *alls*, Adj.: ehm dass etwas fehlt [„*alle Gegend*“] — die ganze Gegend, b. Göthe: die einzelnen zusammen genommen, so dass nichts fehlt; der, die, das einzelne ohne Ausnahme [„*Und so schläft nun aller Vogel — in den groß und kleinen Nester*“] Göthe's west-östl. Divan].“ Obwohl jetzt einzelne Angabe dieses Artikels sich vertheidigen lässt, ist der ganze Artikel dennoch völlig verfehlt, weil er die Benutzer eines Handwörterbuchs nothwendig irreführen muss. Sie werden daraus entnehmen, dass man im gewöhnlichen schriftdeutschen Sprachgebrauch das Adjectivum *all* nicht bloß anwendet im Sinn von „die einzelnen zusammen-

nommen, so dass nichts fehlt" (*omnes*), sondern auch von ganz (*totus*) und von „jeder.“ Statt dass in einem so knappen Wörterbuch, wenn man jene beiden Bedeutungen überhaupt erwähnen wollte, gerade gesagt werden musste, dass dieselben theils nur in ganz bestimmten Beziehungen, theils nur als besondere Eigenthümlichkeit gewisser Schriftsteller vorkommen,

Dies Zusammenwerfen des Absonderlichen und des wirklich gemeinsprachlich Gültigen hängt nahe zusammen damit, dass der Hr. Verf. überhaupt eine unrichtige Ansicht vom Wesen und der Entwicklung der Schriftsprache hat. Es zeigt sich dies namentlich in seinen Äußerungen über die Rechtschreibung. Ich habe oben unter Nr. 4 die Worte des Verfs. mitgetheilt. Obwol derselbe sich aus praktischen Gründen in der Regel an die „bisher übliche“ Schreibung hält, erklärt er doch principiell die so genannte „historische“ Schreibweise für „die einzig wahre,“ und gibt sie in den Anmerkungen an, „um jene übliche beurtheilen zu können.“ Demgemäße heisst es z. B. gleich auf der ersten Seite: „Falsch aber wird *ð* statt des tiefen mhd. *ē* (des aus *i* entstandenen *e*) geschrieben in gebären, Bär, dämmern, gäbren, Käfer, rächen, schwären, wägen (z. B. in abwägen), Gewähr, wärts.“ Unter *L i c h t* (II, 45) wird die Form mit Diphthong *L i e c h t* die richtigere genannt. Der Hr. Verf. theilt also noch mit vielen anderen Sprachforschern, großen und kleinen, die Überzeugung, dass wir die wirklich vorliegende und geschichtlich gegebene neuhochdeutsche Schriftsprache durch grammatische Konstruktionen meistern können und dass dies Verfahren ein „geschichtliches“ sei. Wir wissen, was es mit dieser Geschichtlichkeit auf sich hat, und dass diese ganze Ansicht auf einer falschen Vorstellung von dem Wesen, der Entstehung und der Entwicklung der Schriftsprache beruht. Ich brauche dies hier nicht von neuem auseinanderzusetzen; es genügt, auf meine früheren Abhandlungen über deutsche

nannten Schottelius (Braunschweig 1676) S. 75 geschrieben. So verzeichnet es der Spate (Caspar von Stieler) in seinem Teutschen Sprachschatz (Nürnberg 1691) Sp. 1152. So schreibt es dann die einflussreiche Anweisung zur Teutschen *Orthographie* von Hieronymus Freyer (Halle 1722) S. 294; so das Wörterbuch von Leonhard Frisch (Berlin 1741); so Gottscheds deutsche Sprachkunst (Leipzig 1757 S. 129), und ebenso natürlich Adelung, Heyse u. s. w. Seit mehr als anderthalb Jahrhunderten also ist die Form *Licht* in der neuhochdeutschen Schriftsprache durchgedrungen, unsere klassische Literaturperiode: Lessing, Göthe, Schiller u. s. w., bedient sich ihrer als der richtigen. Aber weil das Dogma von den „organischen“ Formen der Sprache als „den einzig wahren,“ einmal feststeht, so müssen wir uns eine Sprache zurechtzimmern, die mit unsern großen Klassikern und der ganzen wirklichen Schriftsprache in Widerspruch tritt und so, wie sie hier aus reiner Konstruktion durchgeführt werden soll, überhaupt gar niemals existirt hat. Übrigens will ich nicht unterlassen, an diese Warnung und Verwahrung gegen die unrichtige Grundansicht des verdienten Hrn. Verfassers die ausdrückliche Bemerkung anzuknüpfen, dass derselbe seinem in der Vorrede gegebenen Versprechen treu sich in der praktischen Ausführung fast durchweg den hergebrachten Wortformen und Schreibweisen anschliesst. Möge es dem Hrn. Verfasser vergönnt sein, seine schon so weit vorgerückte gewissenhafte Arbeit möglichst bald zu vollenden.

Erlangen.

Rudolf v. Raumer.

Handbuch der deutschen Nationalliteratur, ein Lesebuch für die oberen Classen höherer Lehranstalten und die sämmtlichen Freunde der deutschen Literatur von Prof. und Dir. Heinrich Viehoff. Zwei Theile in einem Bande. 384. VIII u. 280 S. 8. Braunschweig, G. Westermann, 1859. — 1 Thlr. 10 Sgr.

Der auf dem Gebiete der neueren deutschen Literaturgeschichte rühmlich bekannte Hr. Verf. legt hiemit dem Publicum einen neuen Versuch zur Lösung der schwierigen Aufgabe vor, ein allseitig angemessenes Lesebuch für die oberen Classen höherer Lehranstalten zu schaffen. Die bestimmt gesteckten Gesichtspuncte, die den Verf. in der Wahl und Anordnung seines Stoffes leiteten, sind in der Vorrede ausgesprochen, und sind allgemein als die einzig richtigen anerkannt. Dass die Weckung religiöser und vaterländischer Gesinnung besonders berücksichtigt wird, ist an und für sich dem deutschen Lesebuch unabweisbare Pflicht; die Art aber, wie es hier geschieht, noch darum besonders zu rühmen, weil alles vermieden ist, was auf confessionelle Spaltungen Bezug nehmend, bei Lehrern und Schülern Ärgernis erregen könnte. Diese durchaus würdige Haltung kennzeichnet die Auswahl auch in anderen Beziehungen. Voraus geht der poetische Theil, mit Albrecht von Haller beginnend in historischer Reihenfolge bis auf die neueste

Zeit geführt. Dass aber der poetischen Musterstücke fast um ein Drittel mehr als der prosaischen Proben gegeben ist, hat seinen Grund in der richtigen Würdigung der jugendlichen Neigungen; auch sind die gegebenen Proben durchaus charakteristisch und für die Gewinnung eines lebendigen Bildes der einzelnen Schriftsteller förderlich — nur bei zweien schien uns die Auswahl etwas mager und einseitig; bei H. Heine, der nur durch „Lustige“, „Traumbilder“ und „Frieden“ repräsentiert ist, obwohl er gerade durch die kleineren duftigen Blüten, wie „Auf Flügeln des Gesanges“, „Liedes nicht durch mein Gemüth“ und Ähnliches zu so allgemeiner Anerkennung gelangt ist, und bei dem wackeren Simrock, dessen Nachbildung der mittelalterlichen Poesie, ich meine in originalen Schöpfungen, wie im Gedichte „der versenkte Hort“, ihn treffender zeichnet, als z. B. die Terzine „Aus der Registratur des Liebeshofes.“ Dass Lessing im zweiten Theile unter den Prosastücken erst eingehende Würdigung findet, erklärt sich von selbst. Was nun den zweiten Theil betrifft, so offenbart auch dieser den feinen Tact und sicheren Blick des Hrn. Verf.'s, insoferne er überall zugleich durch stoffliches Interesse die Jugend an die ihr sonst wenig zusagenden prosaischen Musterstücke zu fesseln weiß. Eines hätten wir noch gewünscht, was uns gerade für diese Partie besonders wichtig erscheint, nämlich die Angabe der Jahreszahlen über den einzelnen Musterstücken; für das Verständnis dessen, der nicht jeden Augenblick die Literaturgeschichte zu übersehen vermag, also für den Schüler, ist der kleine Zusatz oft von bedeutendem Gewichte.

Das besprochene Handbuch hat also denjenigen Theil der deutschen Literaturgeschichte umfasst, welcher bereits wirkliches Gemeingut der Nation geworden ist, die neuere Literatur seit Haller. Einen geschichtlichen Überblick über die ältere bis zu ihren frühesten Denkmalen zurück ist ein Anhang zu geben bestimmt unter dem Titel „Hilfs-

errahchôn, wollte er irgendwo auskundschaften (!!) st. wollte er die Wahrheit (sein Recht) erweisen, ferner muss *sîndâ* st. *sîns* gelesen werden, *her skancta lîlles lîdes*, er schenkte bitteres Leides, muss heißen bitteres Trankes u. s. f.

Da in diesem Anhang alle Gebiete berücksichtigt sein sollen, auf welchen sich der deutsche Unterricht zu bewegen hat, so wird es befremden, weshalb ein Abriss der älteren Formenlehre fehlt, der das Verständnis der mitgetheilten altdutschen und mittelhochdeutschen Proben dem Schüler möglich gemacht hätte. Über den Umfang eines solchen Abrisses sind freilich die Meinungen so getheilt, dass man dem einen zu viel, dem andern zu wenig bieten wird; dennoch darf das den Lehrer nicht abschrecken, bei Herausgabe eines derartigen Buches seine Ansicht, seine Überzeugung zur Richtschnur zu nehmen; denn es wird auf dem vorgesteckten Wege immer ein größeres Eilen oder weiteres Ausführen der individuellen Entscheidung des Lehrers überlassen sein. Bei dem vorliegenden Buche hingegen scheint der Verfasser ein Durchdringen der gegebenen Proben für genügend zu halten; denn die theilweise ungenau und fehlerhafte nhd. Übertragung neben den althochdeutschen Musterstücken kann kein gründliches Verständnis erwecken, und die mhd. Musterstücke entbehren durchaus jedes erklärenden Apparates. Dafür sind diese eben so reich an sinnentstellenden Druckfehlern, deren man ohne Mühe ein sehr umfangreiches Verzeichnis liefern könnte. Mit der Wahl der Musterstücke wird man sich im ganzen einverstanden erklären (wenn man auch manche zu fragmentarisch findet), ja dass Wolfram und Gottfried auch durch passende Stücke vertreten sind, billigen wir um so mehr, als die bloße Nennung der beiden Namen in der Schule uns vom Übel zu sein und die Schüler nur zu nichtigem Gerede zu veranlassen scheint. Den einzelnen Abschnitten sind kurze Mittheilungen über Dichter und ihre Werke vorausgeschickt, welche freilich nicht den lebendigen Eindruck einer gründlichen Kenntnis dessen machen, über das geurtheilt wird, und daher auch wenig geeignet scheinen eine warme Theilnahme der Jugend zu wecken, die gar leicht in diesen Dingen Curiositäten zu sehen geneigt ist. Über Gottfried's *Tristan* heißt es z. B. S. 48: „Die Form des Gedichtes ist höchst anmuthig, die Darstellung glänzend, aber der Gegenstand durch Unsittlichkeit verletzend, wenn gleich das Verbrecherische der Liebe dadurch gemildert erscheint, dass Tristan und Isolt aus Versehen einen bethörenden Liebestrank genossen haben.“ Gegen diesen Versuch der Entschuldigung würde der Dichter selbst gewiss Verwahrung einlegen. Denn hätte er sein wunderbares Seelengemälde auf einem so äußerlichen Grunde beruhen lassen wollen, so müsste er auf jenen Zufall selbst ein größeres Gewicht gelegt haben. Allein wir vergessen durch des Dichters Kunst ganz das rohe Material der Fabel: der Liebestrank ist ihm nichts weiter mehr, als die bethörende überwältigende Macht erwachender Liebe, die durch die vorhandenen Hindernisse zur verzehrenden Glut angefaßt

wird. Die Fabel des Gedichtes ist wirklich durch ihre Unsittlichkeit verletzend, und Lachmann's scharfes Wort (in der Einleitung zu seiner Auswahl etc.) ist von dem Standpunkte unserer Zeit vollkommen gerechtfertigt. Nun nimmt man wol zu der Annahme seine Zuflucht, der Dichter habe vielleicht eine Sühne beabsichtigt, sei aber durch den Tod daran gehindert worden: ich finde aber in Gottfried's Gedicht für diese Ansicht nicht den geringsten Anhalt, ja die Einleitung zumal (v. d. H. V. 41—244) macht jene Vermuthung geradezu unstatthaft. Gleichwol wird eine Entschuldigung des Dichters in gewissem Sinne möglich bleiben, wenn wir ihn eben als treuen Ausdruck seiner Zeit betrachten. Solchege's Lucinde wird keiner der Zeitgenossen mehr für sittlich berechtigt halten, weil wir nicht mehr an die Berechtigung der freien Liebe der sittlich begründeten Ehe gegenüber glauben; damals freilich konnte ein Mann wie Schleiermacher sich für ein Buch begeistern, das die Stimmung der Zeit ungetrübt spiegelte. Nicht anders ist es mit Gottfried. Die höfische Minne, der mittelalterliche Frauendienst war auf unsittlichen Boden gerathen, wie die Minnedichtung jener Zeit unverkennbar nachweist; sogar Wolfram lässt den Vater seines Helden, Gahmuret in einem derartigen Verhältnisse stehen (vgl. Parz. 76—77, 18; 94, 21—25, 3; und 12, 2—14), wenn auch freilich seinen Helden nicht. So hat denn Gottfried nichts anderes künstlerisch dargestellt, als was seiner Zeit, sofern es nur durch Treue geadelt war, erlaubt und recht erschien. Dass er also eine glänzende Wirklichkeit mit aller Pracht der Dichtung und den Sirenenklängen seiner einzigen Erzählgabe darstellte, wird dem Dichter weniger zum Vorwurfe gereichen dürfen, als etwa der Leichtsinn, mit dem er ernstere Mahnungen, wie die Wolframs, als „stoubine mergrizen“ von der Hand wies. Wenn wir daher auch den Dichter als solchen feiern, die Zeit in ihren sittlichen Mängeln zu tadeln,

schäftigt sich mit classischer Verskunst und wiederholt Dinge, die schon bei der Lectüre des Ovid, gewiss aber durch Horaz und Sophokles dem Schüler bekannt werden, und jedenfalls nicht in die deutsche Verskunst gehören. Die darauf folgenden kurzen Angaben über deutsche Verskunst, die das wesentliche zusammenfassen, werden dem Bedürfnisse der Schule genügen.

Wir glauben ferner, dass in dem Capitel von den Dichtungsarten die Abtheilung in drei Hauptgattungen, Epos, Lyrik, Drama um so mehr genügt, sobald man nur das Drama als höhere Einheit der beiden ersten gelten lässt, als damit allein einigermaßen sichere Grenzen gezogen werden können und der historische Gang sich ganz bestimmt für diese Anordnung ausspricht: Didaktik und beschreibende Poesie, die doch immer echter Poesie fremd sind, lassen sich anstandslos der Epik oder Lyrik anschließen (wie Hr. Verf. später selbst thun muss), freilich als Abschwächungen, die sie ja auch sind. Um dieser beiden Abarten willen nun die allgemein gültige Anordnung aufzugeben und eine neue Eintheilung vorzuschlagen, ist immer gewagt; übel ist es aber, wenn die neu vorgeschlagene in keiner Weise der allgemein anerkannten den Vorzug streitig machen kann.

Der Hr. Verf. theilt nämlich die gesammte Poesie ein in unvermittelte und vermittelte Poesie, jene soll die Lyrik begreifen. Unter dieser Bezeichnung einen klaren Begriff zu fassen ist kaum möglich und die Gefahr für die Schule ist in solchen Fällen eine wahrhaft bedenkliche. Wir wollen nur die Frage entgegenstellen, ob die Werke der größten Lyriker unseres Volkes, z. B. Walther's und Goethe's unter diese Rubrik zu fassen wären? Die vermittelte Poesie soll aber einertheils durch das Anschauungsvermögen, anderntheils durch das Denkvermögen (didaktische Poesie) vermittelt sein. Dann würde die durch das Anschauungsvermögen vermittelte coexistierendes (beschreibende Poesie) — der Hr. Verf. scheint die mitgetheilten Bruchstücke aus Laokoon hierbei vergessen zu haben — und successives, d. h. entweder als vergangen oder gegenwärtig dargestelltes, Epos und Drama, umfassen. An diese widerliche Eintheilung scheint aber der Hr. Verf. selbst nicht ernstlich zu glauben, denn in den nächsten Worten S. 140 hebt er sie sogleich wieder auf, indem er gegen didaktische und beschreibende Poesie, anderentwillen die ganze Verwirrung gemacht wird — gerade das vorbringt, was jeder sogleich dagegen einwenden muss. §. 2 derselben Seite wird dann auch die Lyrik aus der Zwangsjacke ihrer falschen Definition befreit, „weil die Sprache eben doch Begriffe und Verhältnisse derselben zu einander ausdrücke“ und Bilder aus der Wirklichkeit entnehmen muss, fügen wir hinzu: „Es bedient sich die lyrische Poesie gleichsam in Fragmenten desselben Stoffes, den die anderen Gattungen (also die vermittelte Poesie) in großen zusammenhängenden Massen anwenden u. s. f.“ setzt der Hr. Verf. zur gänzlichen Widerlegung seiner kurz vorher versuchten Eintheilung hinzu. Aber Schwanken und Un-

klarheit sind gerade in aesthetisch kritischen Notizen vom höchsten Übel, weil hier die Jugend den reichsten Anlass zu nebelhaftem Umbertappen und träumerischer Beruhigung bei unklaren Definitionen hat; daher hier, wenn irgendwo, die größte kritische Strenge und schärfste Abgrenzung unabweislich nothwendig ist. Auch in der Aufzählung der lyrischen Unterarten verräth sich Schwanken; der Verf. möchte allen möglichen Ansichten gerecht werden und wird dadurch nur verwirren; in solchen Büchern glauben wir, soll der Pädagog sich rückhaltlos einer Ansicht, die zur Überzeugung geworden, anschließen, und das Abwägen verschiedener Meinungen unterlassen. S. 144 ist das Thierepos nicht richtig charakterisirt, ~~wie auch~~ Roman und Novelle nicht so scharf geschieden sind, als zur Veranschaulichung der Gattungsverschiedenheit nothwendig ist; denn unhaltbare Grenzen erkennt die Jugend auch, und fragt dann mit Recht, weshalb sie nichtige Unterscheidungen kennen lernen solle. Der Unterschied besteht im wesentlichen darin, dass die Novelle uns fertige Gestalten in einem bestimmten Lebenskreise, bestimmten Handlungen vorführt, indes der Roman die Charaktere durch äußere Einflüsse vielfach bestimmt vor unseren Augen erst werden lässt. — Im ganzen krankt der Abschnitt an dem unglücklichen Principe der versuchten neuen Eintheilung, wenn auch einzelne Bemerkungen immerhin von Werth bleiben. Neues und eigenthümliches finden wir freilich außer jener Eintheilung nicht, zum Theile aber veraltetes, wozu wir die längst abgethane verwirrende Schreibung Satyre (S. 147) st. Satire billig rechnen dürfen.

Den Schluss bildet ein etwas ausgeführter Abriss der Stillehre, „weil erfahrungsmäßig diese Seite des deutschen Unterrichtes in der mündlichen Behandlung häufig zu kurz kommt.“ Zum Gebrauche des Lehrers, namentlich eines, der sich selbst über manche Forderungen, die er an die Schule zu stellen verpflichtet ist, klar machen will, enthält

Übersichtliche Besprechung der neuesten mythologischen Literatur.

(Fortsetzung u. Schluss von Heft VI. VII. S. 540 ff.)

5. Römische Mythologie von C. Preller. Berlin, Weidmann, 1858. VIII u. 820 S. — 1 Thlr. 25 Sgr.

Diese römische Mythologie reibt sich der griechischen desselben Verfassers ¹⁾ würdig an. Sie ist wesentlich von demselben Standpuncte aus und nach derselben Methode und anschaulichen und lebendigen Stil geschrieben; zugleich prägnanter und prägnanterer Würdigung der römischen Religion, die Eigenheiten, die Epochen der römischen Religionsgeschichte, und Quellen und neuerer Literatur. Hierauf wird der Stoff in schnitten abgehandelt. Der erste theologische Grund charakterisiert die verschiedenen Classen der Götter und Genien, Laren, Penaten, manen, 3. die Semonen und Indigeten. 4. dienende Gottheiten.* Der zweite erörtert die drei Hauptperioden des römischen Cultus und den römischen Kalender. Vom dritten bis zehnten werden die einzelnen Gottheiten unter folgender Gruppierung besprochen: „die himmlischen und die herrschenden Götter; Mars und sein Kreis; Venus und verwandte Götter; Gottheiten der Erde und des Ackerbaues; Unterwelt und Todtendienst; die Götter des flüssigen Elementes; Schicksal und Leben. Der elfte Abschnitt handelt von den Halbgöttern und Heroen, der zwölfte endlich („die letzten Anstrengungen des Heidenthums“) von den aus dem Orient nach Rom verpflanzten Götterdiensten und vom Kaisercultus.

Diese etwas lockere und unsystematische Gliederung scheint zum Theil aus dem Bestreben hervorgegangen zu sein, principiellen Fragen aus dem Wege zu gehen und alles einzelne möglichst objectiv als das Resultat einer kritisch-historischen Untersuchung zur Erscheinung zu bringen. Sie gewährt ohne Zweifel den Vortheil, den Thatsachen vielfach gerecht zu werden, ohne mit manchen jetzt herrschenden oder doch am lautesten verkündeten Meinungen in Collision zu gerathen; aber ebenso wenig unterliegt es einem Zweifel, dass dadurch die richtige und klare Erkenntnis des einzelnen so wie die Übersicht über das ganze dem Leser bedeutend erschwert ist. Zumal, da auch in den einzelnen Abschnitten bald vom Götterglauben, bald vom Götterdienst die Rede ist, und an die Darstellung der verschiedenen Seiten und Eigen-

¹⁾ S. Zeitschrift f. d. n. G. 1858 III S. 450 ff.

schaften der Götter meist eine sehr ausführliche Schilderung ihrer Feste und Gebräuche und selbst ihrer Tempel und Priester angeknüpft wird. So nothwendig es für das Studium der Mythologie überhaupt und der römischen insbesondere ist, auf den Cultus Rücksicht zu nehmen, so sehr scheint es geboten, in der Darstellung beides zu sondern und nicht beliebig das eine in das Gebiet des anderen hinüberzuziehen.

Unterwerfen wir nun das reichhaltige Buch einer genaueren Prüfung, so ist gleich die an der Spitze gestellte Charakteristik der römischen Religion sehr ansprechend. Der Satz, dass dieselbe mehr zum Cultus als zur Mythologie neigte, ist zwar nicht neu; aber Preller hat, wie noch niemand, die Ursachen dieser eigenthümlichen Erscheinung klar und bündig dargelegt, indem er auf die wichtigsten Momente im Volkscharakter und in der nationalen Entwicklung aufmerksam machte, und namentlich den Umstand hervorhob, dass im alten Rom niemals wie in Griechenland Poesie und Kunst eine geniale Pflege und selbständige Stellung gefunden, sondern in allen ihren Äußerungen an religiöse Satzung und priesterliche Aufsicht gebunden war. Über die Volksstämme, welche den Staat der Römer begründeten und auf die römische Religion den größten Einfluss übten, äußert sich Pr. kurz und nicht ohne eine gewisse Zurückhaltung. Doch das gesagte genügt, um das wesentliche zu erkennen; und die Besonnenheit, mit welcher einestheils den Latinern, Sabinern und Etruskern der besondere Antheil zuerkannt, anderestheils aber auch die allen italischen Völkerschaften gemeinsamen Elemente des religiösen Glaubens betont werden, verdient um so mehr Anerkennung, als gerade hier ein Gebiet ist, auf welchem die willkürliche Construction und einseitige Sympathie oder Antipathie sich kühn über alle Überlieferung hinwegsetzen oder dieselbe nach Lust und Belieben ersetzen zu dürfen vermeinte. Auch das über den griechischen Einfluss gesagte ist im ganzen vortrefflich, und es wird namentlich die Bedeutung Cumä's für die Hellenisierung Italiens und die Verpflanzung der sibyllinischen Bücher sowie einer ganzen Reihe griechischer Götterdienste in's rechte Licht gestellt.

Damit ist für eine richtigere Einsicht in das Wesen und die Entwicklung der römischen Religion viel gewonnen. Gleichwol wird es noch mancher Untersuchung bedürfen, ehe in dieser Beziehung ein fester und sicherer Grund gelegt ist. Vor allem muss noch gründlicher 'erörtert werden, was in den Religionen der verschiedenen italischen Völker ursprünglich das wesentliche und gemeinsame war, und wie weit dieselben schon von der Naturreligion zum anthropomorphistischen Polytheismus vorgeschritten waren, ehe die Hellenisierung begann. So lange diese Fragen nicht gehörig beantwortet sind, wird eine klare, von Unrichtigkeiten und Widersprüchen freie Charakteristik der römischen Religion, ihrer Hauptepochen und Culte schwerlich gelingen. In wie weit von diesem Gesichtspuncte aus das vorliegende Werk noch manches zu wünschen übrig lässt, mögen folgende Bemerkungen zeigen.

Übersichtliche Besprechung der neuesten mythologischen Literatur.

(Fortsetzung u. Schluss von Heft VI. VII. S. 540 ff.)

5, *Römische Mythologie* von *C. Preller*. Berlin, Weidmann, 1858. VIII u. 820 S. — 1 Thlr. 25 Sgr.

Diese römische Mythologie reiht sich der griechischen desselben Verfassers ¹⁾ würdig an die Seite; sie hat vor letzterer sogar manche Vorzüge. Sie ist wesentlich von demselben Standpunkte aus und nach derselben Methode und in demselben anschaulichen und lebendigen Stile geschrieben; zugleich aber auch mit größerer Objectivität und umfangenerer Würdigung des thatsächlich Gegebenen. Das Buch beginnt mit einer Einleitung über den Charakter der römischen Religion, die Eigenthümlichkeiten der Völker des alten Italiens, die Epochen der römischen Religionsgeschichte, endlich über die Quellen und neuere Literatur. Hierauf wird der Stoff in zwölf Abschnitten abgehandelt. Der erste „theologische Grundlage“ charakterisiert die verschiedenen Classen der Götter und Halbgötter, nämlich „1. die Götter, 2. die Genien, Laren, Penaten, Manen, 3. die Semonen und Indigeten, 4. dienende Gottheiten.“ Der zweite erörtert die drei Hauptperioden des römischen Cultus und den römischen Kalender. Vom dritten bis zehnten werden die einzelnen Gottheiten unter folgender Gruppierung besprochen: „die himmlischen und die herrschenden Götter; Mars und sein Kreis; Venus und verwandte Götter; Gottheiten der Erde und des Ackerbaues; Unterwelt und Todtendienst; die Götter des flüssigen Elementes; Schicksal und Leben. Der eilfte Abschnitt handelt von den Halbgöttern und Heroen, der zwölfte endlich („die letzten Anstrengungen des Heidenthums“) von den aus dem Orient nach Rom verpflanzten Götterdiensten und vom Kaisercultus.

Diese etwas lockere und unsystematische Gliederung scheint zum Theil aus dem Bestreben hervorgegangen zu sein, principiellen Fragen aus dem Wege zu gehen und alles einzelne möglichst objectiv als das Resultat einer kritisch-historischen Untersuchung zur Erscheinung zu bringen. Sie gewährte ohne Zweifel den Vortheil, den Thatsachen vielfach gerecht zu werden, ohne mit manchen jetzt herrschenden oder doch am lautesten verkündeten Meinungen in Collision zu gerathen; aber ebenso wenig unterliegt es einem Zweifel, dass dadurch die richtige und klare Erkenntnis des einzelnen so wie die Übersicht über das ganze dem Leser bedeutend erschwert ist. Zumal, da auch in den einzelnen Abschnitten bald vom Götterglauben, bald vom Götterdienst die Rede ist, und an die Darstellung der verschiedenen Seiten und Eigen-

¹⁾ S. Zeitschrift f. d. ö. G. 1856. III. S. 450. ff.

schaften der Götter meist eine sehr ausführliche Schilderung ihrer Feste und Gebräuche und selbst ihrer Tempel und Priester angeknüpft wird. So nothwendig es für das Studium der Mythologie überhaupt und der römischen insbesondere ist, auf den Cultus Rücksicht zu nehmen, so sehr scheint es geboten, in der Darstellung beides zu sondern und nicht beliebig das eine in das Gebiet des anderen hinüberzuziehen.

Unterworfen wir nun das reichhaltige Buch einer genaueren Prüfung, so ist gleich die an der Spitze gestellte Charakteristik der römischen Religion sehr ansprechend. Der Satz, dass dieselbe mehr zum Cultus als zur Mythologie neige, ist zwar nicht neu; aber Preller hat, wie noch niemand, die Bräuche dieser eigenthümlichen Erscheinung klar und bündig dargelegt, indem er auf die wichtigsten Momente im Volkscharakter und in der nationalen Entwicklung aufmerksam machte, und namentlich den Umstand hervorhob, dass im alten Rom niemals wie in Griechenland Poesie und Kunst eine geniale Pflege und selbständige Stellung gefunden, sondern in allen ihren Äußerungen an religiöse Satzung und priesterliche Aufsicht gebunden war. Über die Völkstämme, welche den Staat der Römer begründeten und auf die römische Religion den größten Einfluss übten, äußert sich Pr. kurz und nicht ohne eine gewisse Zurückhaltung. Doch das gesagte genügt, um das wesentliche zu erkennen; und die Besonnenheit, mit welcher einestheils den Latincrn, Sabinern und Etruskern der besondere Antheil zuerkannt, anderestheils aber auch die allen italischen Völkerschaften gemeinsamen Elemente des religiösen Glaubens betont werden, verdient um so mehr Anerkennung, als gerade hier ein Gebiet ist, auf welchem die willkürliche Construction und einseitige Sympathie oder Antipathie sich kühn über alle Überlieferung hinwegsetzen oder dieselbe nach Lust und Belieben ersetzen zu dürfen vermeinte. Auch das über den griechischen

S. 44 bemerkt der Verf.: „dass eine gewisse Hinneigung zum Monotheismus, die keinem polytheistischen Göttersysteme völlig abgeht, in der römischen Religion weit mehr bemerkbar ist, als in der griechischen.“ Und über Jupiter: „Also einen guten Vater im Himmel meinten die alten Völker Italiens, wenn sie zu ihrem Jupiter beteten, einen Vater des Lichts, der im Himmel wohne und von dort seine Zeichen sende, und alle himmlische und irdische Natur als höchster Gott regiere.“ S. 166. „Man darf für gewiss annehmen, dass Jupiter nicht allein durch ganz Italien, sondern auch, dass er überall im Wesentlichen als derselbe Gott verehrt wurde, als Gott der Höhen und des Himmels, als höchste Quelle aller Offenbarung durch seine himmlischen Zeichen, auch als die aller Ordnung auf Erden, alles Sieges, aller letzten Hilfe und alles Heils.“ S. 167. Ferner heisst es, dass der Begriff göttlicher Reinheit und Heiligkeit sehr bedeutsam in den älteren Überlieferungen des Jupitercultus hervortrete, und dass die Symbole der Fetialen jenem ältesten Jupitercultus und einer Zeit entlehnt seien, „wo dieser Gott noch nicht in dem Tempel der Tarquinier und in dem menschlich gestalteten Bilde, sondern als geistig allgegenwärtiges Wesen und nur unter andeutenden Symbolen verehrt wurde.“ S. 219.

Bei solcher Auffassung des Jupiter, die übrigens vollkommen richtig ist, durfte Preller jedenfalls nicht so schüchtern von einer gewissen Hinneigung zum Monotheismus reden, sondern musste vielmehr den Monotheismus als Quelle und erste Phase der Religion der italischen Völker anerkennen, und zeigen, wie ursprünglich „der gute Vater im Himmel“ der alleinige, dann seit der Naturvergötterung der höchste Gott gewesen, und wie durch alle Perioden des Polytheismus im Cultus des Jupiter ein guter Theil reinerer Vorstellungen von dem Wesen und Walten der Gottheit sich erhalten habe. Wenn dagegen Pr. die altitalische Religion als Pandæmonismus bezeichnet und namentlich die ursprüngliche Religion der Latiner als eine Naturreligion schildert, in welcher Faunus als der vorzüglichste Gott betrachtet worden sei (S. 92 ff. vgl. S. 335 ff.), so scheint diess im grellen Widerspruche nicht nur mit jener Auffassung des Jupiter im allgemeinen zu stehen, sondern auch mit vielen einzelnen Angaben über den Dienst dieses Gottes gerade bei den alten Latinern. Damit geräth Pr. zugleich auch in Widerspruch mit den Alten selbst, namentlich mit Varro, und was er gegen deren Ansichten vorbringt (S. 93), ist schwerlich stichhaltig.

Was das Verhältnis von Natur- und Kunst-Symbolik betrifft, so ist die Bemerkung, in der römischen Religion sei jene viel länger und entschiedener festgehalten worden, als in der griechischen, ebenso richtig, als die Ursachen dieser Erscheinung mit Scharfsinn und Sachkenntnis entwickelt sind; doch scheinen die bereits vor der passiven Aufnahme hellenischer Culte und Mythen gemachten Ansätze zur Anthropomorphisierung die Götter zu gering angeschlagen und anderseits

auch die Wirkungen der griechischen Epiker, namentlich Homers, auf die religiösen Vorstellungen des griechischen Volkes selbst etwas überschätzt zu sein. Neben den Homerischen Gedichten und anderen Epen in demselben Stil gab es bekanntlich einen anderen Zweig des nationalen Epos, der durch Hesiod vertreten war, und im Gegensatz zu jenen Dichtungen einen entschieden priesterlichen Charakter hatte, und an religiösem Gehalt jense ebensowas übertraf, als er in künstlerischer Vollendung ihnen nachstand. Sobald wir von Homer insoweit absehen, als es hier die Rücksicht auf Hesiod und die Masse griechischer Localsagen verlangt, schwindet der Gegensatz von Griechenland und Italien gar sehr. Dann steht man, wie einerseits auch im Glauben und Cultus des griechischen Volkes die Natursymbolik festwurzelte und sich vereinselt bis in die spätesten Zeiten erhielt; aber auch wie andererseits auf italischen Boden Sagen entstanden waren und auf den Cultus großen Einfluss genommen hatten, die jenen griechischen von der Vermählung der Götter, der Geburt von Göttern und Heroen, der Gründung neuer Städte und Staaten durch Heroen, ferner von einem seligen Leben und miltlich vollkommenen Zustand der Urzeit, von dem Verweilen der Götter auf Erden u. a. sowel hinsichtlich der Form als des Inhaltes ähnlich sind, und eine große Verwandtschaft der griechischen und italischen Bevölkerung bekunden. — Das oben besprochene Buch von Bütticher gewährt hiefür reiche Belehrung. Darauf verweisend erlauben wir uns nur einigen von Pr. selbst Berührte hervorzuheben. Hieher gehören die Sagen von der Geburt des Jupiter, von der Fortuna Primigenia, von der Ehe zwischen Jupiter und Juno, welche ganz der des dodonäischen Zeus und der Dione entspricht, von Saturnus und Ops, von dem paradiesischen Zustande unter der Herrschaft des Saturnus, und von seinen Nachkommen: Picus, Faunus, von den Liebschaften des Faunus, Vulcanus, Mars u. a. Götter, und von den daraus entstehenden Heroen: La-

solchen Genius in Gestalt einer Schlange und verehrte ihn als den Wächter des Tempels, Bildes und überhaupt jeder der Gottheit geweihten Sache. Diess hat Bötticher unzweifelhaft dargethan.

Es würde zu weit führen, genauer in das einzelne einzugehen. Nur auf einiges erlauben wir uns aufmerksam zu machen. So sehr Preller die Verdienste der Sprachvergleichung anerkennt, so ist er doch ebenso wenig als Welcker geneigt, die von dieser Seite gebotenen Etymologien zur Erklärung der Götternamen zu acceptieren. Er hält sich vielmehr an die lateinische Sprache, und seine Namenerklärungen sind meist natürlich und ansprechend. So leitet Pr. *Indigetes* ab von *ind* und *geno*, und versteht darunter eingeborne Genien oder Heroen, ähnlich den griechischen ἦρωες ἐγγεγότοι; dagegen *Indigitamenta* von *index*, *indicare*. „Der Titel *indigitamentum* wird wol am besten als frequentativ von *index* zu verstehen sein, so dass diese Bücher allerdings Verzeichnisse waren, aber nicht von bloßen Götternamen, sondern von solchen Gebeten, in denen nach alterthümlicher Weise bei den verschiedensten Veranlassungen des Lebens zu den Göttern gebetet wurde.“ S. 81. 120. Dieser gewiss richtigen Auffassung der *Indigitamenta* als Sammlung der alten Gebetsformeln des öffentlichen von den Pontifices überwachten Gottesdienstes entspricht die Darstellung der in den *Indigitamenta* angerufenen Götter. Sie gehört zu den besten Partien des ganzen Buches und verbreitet Licht über ein Chaos von dunklen Namen und absonderlichen Vorstellungen, welches bisher nur zu oft noch mehr verwirrt, anstatt aufgeklärt und geordnet wurde.

6. *Hellas und Rom. Ein Grundriss des classischen Alterthums für die studierende Jugend* von Georg Bippart. 1. Bd. Prag, Fr. Tempsky, 1858. VI u. 548 S. — 2 fl. 12 kr. d. W.

Wenn ich hier nach der gegebenen Übersicht über die neue mythologische Literatur schliesslich über mein eigenes Buch einige Worte zu sagen mir erlaube, so wird diess nicht allein dadurch gerechtfertigt erscheinen, dass es eben zum grossen Theile von der Religion der Griechen handelt, sondern auch dadurch, dass es in dieser Zeitschrift noch keine Beurtheilung gefunden hat. — Was nun zunächst Zweck und Plan betrifft, so soll ein Hilfsbuch für den classischen Unterricht im Obergymnasium in der Weise geboten werden, — nicht, dass es Paragraph für Paragraph auswendig gelernt und in bestimmten Stunden hergesagt werde, — sondern so, dass der Schüler es theils neben der Classikerlectüre lese, um das einzelne in seinem Zusammenhange kennen zu lernen, theils bei der Präparation es nachschlage, um über einzelne Punkte, über welche das Wörterbuch nichts enthält und Ausgaben mit sachlichen Anmerkungen in der Regel wenig befriedigendes darbieten, Aufschluss zu bekommen. Der Lehrer wird sich dann bei der Erklärung des sachlichen kurz fassen, und wo er Einleitungen oder Excurse über Staatsverfassung, Gerichtswesen u. s. w. zu machen hat, sich auf eine

gegebenen Grundlage sicherer bewegen können und des Dietierens überhoben sein. Ob nun ein derartiges Buch für unsere Gymnasien ein Bedürfnis und dem vorgeschriebenen Lehrplane angemessen sei, das zu beurtheilen kann ich um so ruhiger jedem Urtheilsfähigen überlassen, als vorliegendes Werkchen auf Verlangen eines Mannes geschrieben ist, dessen Einsicht in die vorhandenen Bedürfnisse und die Forderungen des Lehrplanes mir über jeden Zweifel erhaben steht. Etwas anderes ist es, ob dasselbe nach Inhalt und Form geeignet sei, den angegebenen Zweck zu erreichen? — Darüber kann nur die Erfahrung entscheiden, und es wird nicht an einsichtsvollen und gewissenhaften Schulmännern fehlen, welche ein maßgebendes Gutachten hierüber abgeben können. Um indes Missdeutungen zu begegnen, sei hier folgendes bemerkt.

Das ganze auf zwei mäßige Bände berechnete Werkchen soll das wichtigste und für den angegebenen Zweck nothwendigste aus dem Gebiete der classischen Alterthumskunde zur Erscheinung bringen, und zwar in zusammenhängender Darstellung und lebendiger Schilderung. Es soll an erster Stelle ein lehrreiches, anregendes Lesebuch sein, und erst an zweiter zum gelegentlichen Nachschlagen dienen. Auswahl, Anordnung und Behandlung des Stoffes ist demnach mindestens ebenso sehr durch pädagogische als wissenschaftliche Gründe und Rücksichten bedingt. So kam es bei der Auswahl zunächst nicht darauf an, ob etwas an sich interessant und wissenschaftlich berechtigt, sondern ob es dem jugendlichen Leser zu wissen nöthig und nützlich sei, und diess musste ihm so anschaulich vorgeführt werden, dass es keines Dolmetschers bedarf, aber nicht so vollständig, um jede weitere Bemerkung des Lehrers überflüssig zu machen; vielmehr muss es überall die vervollständigende und viele Punkte ergänzende Nachhilfe des Leh-

gesagte ist nicht wohlfeile Compilation aus den neueren und neuesten Lehrbüchern, sondern Resultat langjähriger, selbständiger Studien. In dieser Hinsicht braucht namentlich das gerade hier in Betracht kommende dritte Buch den strengsten Vergleich mit einem der vorhandenen Werke über Mythologie nicht zu scheuen. Sachverständige Beurtheiler haben es bereits öffentlich anerkannt, dass hier vieles nicht bloß klarer, sondern auch richtiger, als bisher dargestellt ist: und jeder, welcher meine gegenwärtige sowie früheren Recensionen mythologischer Schriften mit meinem Buche und den besprochenen Werken anderer verglichen will, wird finden, dass mein Urtheil wie meine Darstellung der Selbständigkeit nicht ermangelt. Wie übereilt es sein würde, bei der Übereinstimmung zweier Schriftsteller sofort den einen des Plagiates zu beschuldigen, erhellt z. B. daraus, dass mein Buch an manchen Stellen von den seither herrschenden Ansichten abweicht, wo es mit dem oben besprochenen Werke Welcker's übereinstimmt, mit dem es fast gleichzeitig die Presse verlassen hat. Und wie wenig ich in der Lage war, aus den früher erschienenen gedankenlos zu entlehnen, kann ich damit beweisen, dass ich über manches, was hier im Widerspruche mit den vulgären Ansichten seine richtigere Darstellung gefunden, mich bereits früher in ähnlicher Weise geäußert. So habe ich unter anderen die in meinem Buche vorgetragene Ansicht von der Entwicklung des griechischen Götterglaubens schon vor mehreren Jahren bei Gelegenheit der Recension von Preller's griechischer Mythologie ausgesprochen^{*)}. Bötticher's oben mitgetheilte Ansicht über denselben Punct konnte also höchstens dazu dienen, mich in meiner eigenen Überzeugung zu bestärken.

Noch hätte ich manches über Anordnung und Behandlung des Stoffes zu sagen; doch ich will dem Urtheile einsichtsvoller Schulmänner nicht vorgreifen, und ihnen namentlich anheimstellen, in wie weit eine genetische Darstellung nothwendig und wie mir dieselbe gelungen ist.

Schließlich sei mir noch erlaubt, wegen der Druckfehler um Entschuldigung zu bitten, die zwar nicht gerade in größerer Anzahl als in den meisten anderen gegenwärtig gedruckten Büchern vorhanden, noch auch der Art sind, dass selbst ein denkender Gymnasialschüler das richtige nicht errathen könnte, jedoch für ein Schulbuch immerhin von Übel sind. Nur ein Versehen ist der Art, dass es den Schüler irren leiten und vielleicht manchen Lehrer stutzig machen wird. Es betrifft diess das S. 293 über die Ernennung der Archonten bemerkte. Hier ist Z. 11 eine ganze Reihe ausgelassen, sie lautet: „die anfangs durch eine Volkswahl bestimmt, seit Kleisthones aber“. Dass dem Buche übrigens keine Karten und Pläne beigegeben sind, geschah hauptsächlich

^{*)} Zeitschrift f. d. ö. G. 1856. S. 451.

aus dem Grunde, weil ein kleiner Atlas der alten Welt ohnehin nützlich ist beim Geschichtsunterricht, und sowohl dergleichen Atlasse als einzelne Karten über Griechenland und Italien in hinreichender Auswahl zu Gebote stehen.

Prag.

Dr. G. Bippart.

Übersicht der jüngsten Literatur auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunstarchäologie und Kunstgeschichte.

(Fortsetzung von S. 229—239, im III. Hefte des Jahrgs. 1859 d. Ztschrft.)

(Zweiter Artikel.)

Die deutsche Literatur auf diesem Gebiete ausserhalb Österreich wurzelt in der Strömung der Geister, die schon in den letzten Jahren des verfloßenen Jahrhunderts hervortrat, sich später der literarischen Bewegung der Romantik und der künstlerischen in Malerei und Architektur anschloss, und gegenwärtig, nachdem sich manches trübe geklärt, manche unsichere Überzeugung gefestigt, manches träumerische und phantastische zu praktisch nüchternem verkehrt hat, vorzugsweise zwei verschiedenen Richtungen zugewendet hat, einer praktischen und einer wissenschaftlichen.

Die praktische Richtung liegt diesem Organe fern. Eine Reihe bedeutender Künstler, tüchtiger und gewandter Schriftsteller sind auf diesem Gebiete thätig. Namen wie Hübsch, Ungewitter, Statz, Reichersperger, Schmidt, Kallenbach, Hoffstadt u. s. f. haben bei Männern vom Fache einen guten Klang. Der größte Theil von ihnen tritt für die Restauration der Gothik in der modernen

entschlagen konnte; welche in jener herrschten, theils dadurch, dass diese Literatur von wissenschaftlich gebildeten Männern geleitet, eine Reihe von Nachrichten über Monumente und Beobachtungen der gelehrten Literatur zuführte, welche dieser sonst entgangen wären.

Bevor wir auf die übersichtliche Darstellung der einschlägigen Literatur eingehen, seien uns zwei Bemerkungen erlaubt. Eine betrifft das Organ, in welchem wir schreiben, die andere die Literatur selbst. Bei der Übersicht, die wir hier geben, handelt es sich weder um eine vollständige noch um eine rein kritische Betrachtung der Literatur. Eine vollständige Übersicht wären wir schon aus dem Grunde zu geben nicht im Stande, weil unsere sämtlichen öffentlichen Bibliotheken, die der Akademie der bildenden Künste mit inbegriffen, das Fach der Kunstliteratur nur lückenhaft vertreten. — Aus dem Kreise der in den letzten Jahren sehr umfangreichen Literatur nehmen wir nur jene heraus, die entweder ihrer wissenschaftlichen Bedeutung oder ihrer literarischen Brauchbarkeit wegen den Lesern dieses Organes empfohlen zu werden verdienen.

Die deutsche Literatur dieses Faches — so vorzüglich sie im ganzen ist, und so wenig der literarische Dilettantismus, der die Betheiligtheit der Schöngeister und Feuilletonisten in dieses Fach einschmuggelt hat, in den besseren Kreisen der Literatur Wurzel zu fassen vermochte, — ist doch insbesondere der französischen und englischen Literatur gegenüber deswegen zu beklagen, weil eine Classe der Fachmänner, die in erster Linie berufen wären mit ihren Erfahrungen und ihren Kenntnissen in das Gebiet der Literatur einzutreten, in Deutschland sich sehr selten vernehmen lässt, wir meinen die **Kunstkenner** im eigentlichen Sinne des Wortes. Mit Ausnahme **Waagen's** und **Passavant's** treten die Kunstkenner selten hervor. Männer wie **Otto Mündler**, **Harzen**, **Rud. Weigel** u. s. f. **R. Weigel** hat sich durch seine musterhaft abgefassten Auctions- und Bücherkataloge ¹⁾, durch die vortrefflichen Copien alter Holzschnitte ²⁾, mit eingehender Erklärung u. s. f. nicht geringes Verdienst um Verbreitung solider Kenntnisse auf dem Gebiete der bildenden Kunst erworben; **Otto Mündler** und **Harzen** haben, so selten es auch geschehen, immer zu großer Belehrung für Freunde der Kunst gesprochen; die beiden **Unger**, der **Göttinger** wie der **Berliner**, zeigen specielle eingehende Fachstudien; **v. Quandt**, **L. Gruner** und **Frenzel** in **Dresden**, **Merlo**, **Weerth**, **Roisin**, **Braun** u. a. m. am **Rhein**, der **Biograph Kranach's** &

¹⁾ Der „**R. Weigel's Kunstcatalog**“ das vollständigste Repertorium aller einschlägigen bibliographischen und artistischen Publicationen beginnt mit dem Jahre 1838. Als Vorläufer dient seine „**Ährenlese auf dem Felde der Kunst.**“ Leipzig 1836.

²⁾ „**Holzschnitte berühmter Meister**“ in treuen Copien und als Bildwerk zur Geschichte der Holzschneidekunst herausgegeben von **R. Weigel**. Leipzig 1856. XIV Hefte in kl. Folio, mit Text.

Schuchardt in Weimar, Rathgeber in Gotha, Lindenschmidt in Mainz, Setzmann, der treffliche Numismatiker Friedländer in Berlin, und H. G. Hotho, Sieghart, C. Ritter v. Meyer ³⁾, Fr. v. Aretin, der Begründer des bayerischen Nationalmuseums, und der unermüdliche Dr. G. K. Nagler ⁴⁾ in München, Rettberg und der Kreis von Gelehrten und Kunst Kennern, die am germanischen Museum in Nürnberg u. a. m. wirken, das sind die Männer, die in ihrer Umgebung für die Aufrechterhaltung und Verbreitung solider Kunstkenntnisse sorgen und der Verflachung der Kunststudien entgegenwirken.

Es ist sehr nachtheilig, dass diese Männer keinen gemeinsamen Mittelpunkt ihrer Bestrebungen haben, etwa wie es für classische Archäologie die periodischen Publicationen des archäologischen Institutes in Rom, oder die, wol auch unzureichenden Gerhard'schen „Denkmäler, Forschungen und Berichte“ in Berlin sind. Baudri's „Organ für christliche Kunst“ ist bei allem redlichen Bestreben doch in seiner wissenschaftlichen Grundlage gar zu unbedeutend, und wie Laib's und Schwarz's Zeitschrift für „Kirchenschmuck“ und die Schnaase-Grüneisen'schen „Kunstblätter“ praktischen Lebenszwecken in erster Linie zugewendet. Das Organ, welches die tüchtigen Kenner mittelalterlicher Kunst v. Quast in Berlin und Otte unter dem Titel „Zeitschrift zur christlichen Archäologie und Kunst“ (Leipzig, T. O. Weigel) ⁵⁾ herauszugeben begonnen haben, ist einem Gerüchte zufolge im untergehen begriffen, und Dr. A. Naumann's „Archiv für die zeichnenden Künste mit besonderer Beziehung auf Kupferstecher- und Holzschneidekunst“ (Leipzig, R. Weigel; begründet 1855) nur in sehr kleinen Kreisen bekannt. Dass Elemente zu einem gediegenen Unternehmen derart in der deutschen Literatur vorhanden sind, erleidet keinen Zweifel. Aber es fehlt an großen literarischen Mittelpunkten, die im Stande wären, der Zersplitterung Einhalt zu thun,

sich heutzutage in manchen Kreisen geltend macht, die noch im verflossenen Jahrhunderte die gesamte Kunstbewegung in grossen Zügen förderten, ist theilweise eine Frucht der Erziehungsanstalten für künstlerische Mittelmässigkeit „der Kunstvereine,“ die in Deutschland mit kleinen Mitteln und natürlich vergebens sich abmühen, das zu erreichen, was nur mit grossen Mitteln und von einem weiten Gesichtspunkte aus zu erreichen ist.

Unter den Kunstkennern nun nehmen auf dem Gebiete der Literatur die erste Stelle ein Dr. G. F. Waagen, Director der Gemäldegallerie des k. Museums in Berlin, und J. D. Passavant in Frankfurt a. M.

Dr. G. F. Waagen hat sich in weiteren Kreisen zuerst mit einer Schrift „Über Hubert und Johann van Eyck“ (Breslau 1832) bekannt gemacht, in der sich eine gründliche Kenntnis der Quellen und theilweise auch der Kunstwerke, und eine klare und verständige Kunstanschauung zeigt. Das Werk ist noch heutzutage nicht ohne Nutzen zu lesen. Als dessen Ergänzung nach mehr als einer Richtung hin ist H. G. Hotho's „Die Malerschule Hubert's van Eyck“ (Berlin 1858) in der deutschen Literatur zu betrachten. Das Hauptwerk Waagen's bilden seine „Kunstwerke und Künstler in England und Paris“ (3 Bände. Berlin 1837). Dieses Werk hat bei seinem Erscheinen grosses, und man kann hinzufügen verdientes Aufsehen, nicht blofs in Deutschland, sondern auch in England und Paris gemacht. Man wurde durch dasselbe auf eine Reihe von Kunstwerken und Privatsammlungen aufmerksam, die früher entweder gar nicht oder nur sehr oberflächlich bekannt waren. Besonders die Sammlungen, welche Miniaturen, Gemälde und Handzeichnungen enthielten, wurden eingehend und mit grosser Sachkenntnis besprochen. Es wäre sehr zu wünschen, dass Dr. Waagen, der ununterbrochen Reisen nach England und Frankreich unternimmt, sich einer dem jetzigen Stande der Kunstsammlungen entsprechenden deutschen Bearbeitung sämtlicher drei Theile unterziehen möchte. Von den beiden ersten England enthaltenden Theilen ist eine Übersetzung und ein Nachtrag in englischer Sprache (London, 1857) erschienen. Ein anderes Werk desselben Verfassers, gewissermassen eine Fortsetzung des eben genannten, sind die „Kunstwerke und Künstler in Deutschland“ (Leipzig, Brockhaus 1845. 2 Bände). Der erste Band behandelt das Erzgebirge und Franken, der zweite Bayern, Schwaben, Basel, Elsass und die Rheinpfalz. Dieses Werk, obwol in mancher Beziehung schwächer, als das vorher erwähnte, ist nicht weiter fortgesetzt worden, was besonders mit Rücksicht auf den Umstand, dass viele Gegenden Deutschlands wenig bekannt sind, sehr zu beklagen ist.

Aufser diesen Hauptwerken hat Waagen noch eine Reihe kleinerer Aufsätze in verschiedenen Sammelwerken und Journalen veröffentlicht, unter denen die Aufsätze über „P. P. Rubens,“ „Andrea Mantegna und Signorelli“ in Fr. v. Raumer's „historischem Taschenbuch“ vom

J. 1833 und 1850 besonders hervorgehoben zu werden verdienen. — Waagen nimmt auch als Kunstkennner in Deutschland gegenwärtig eine bedeutende Stelle ein; insbesondere die Berliner Sammlungen verdanken ihm zahlreiche und mitunter bedeutende Acquisitionen. Gegen manche Erwerbungen haben sich Stimmen erhoben, die, so berechtigt sie im einzelnen sein mögen, das Verdienst Waagen's nicht schmälern. Die Kunsthistorie führte Waagen jedenfalls, gerade durch seine Eigenschaft, als Kunstkennner, wesentliche Bereicherungen zu.

Wie Waagen, so entwickelt auch J. D. Passavant eine große literarische Thätigkeit. Ihm verdanken wir die „Kunstreise durch Belgien und Holland“ (Frankfurt a. M. 1833), die „Kunstreise aus Spanien“ (Berlin 1856), Schriften, in denen der Verfasser eine umfassende Bekanntschaft mit Kunstwerken an den Tag gelegt hat, und vor allem die vortreffliche Monographie über Rafael, die unter dem Titel „Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi“ in 3 Bänden (Leipzig, Brockhaus 1838 — 1858 mit XVIII Kupfertafeln) erschienen ist. Ohne alle Frage ist dieses Werk die gediegenste Monographie, welche die moderne Literatur über einen der Helden der Malerei besitzt. Passavant hat die umfassende Literatur über Rafael, die bis in das 16. Jahrhundert zurückreicht, für lange Zeit hin mit einem Werke zum Abschlusse gebracht, dem an Gründlichkeit der Forschung, an Fleiß und Gewissenhaftigkeit kein Werk über irgend einen Maler an die Seite zu setzen ist. Wenn irgendwie Nachträge und Ergänzungen zu Passavant's Werk gerechtfertigt erscheinen sollen, so müssen sich diese entweder auf neuentdeckte Bilder und Handzeichnungen, oder auf die ästhetische Beurtheilung einzelner Werke und auf Rückblicke auf die geistige und künstlerische Bewegung beziehen, welche Rafael in seiner Zeit umgeben hat. Mit der Monographie über Rafael ist aber zugleich auch auf eine Lücke in der Kunsthistorie aufmerksam ge-

Untersuchung über die Geschichte und die ästhetischen Principien der Malerei. Keiner der späteren Forscher kann sich mit Rumohr an Geist und Feinheit des Geschmackes, und an Klarheit und Schärfe der Anschauungen messen.

Aus der Reihe der Schriftsteller über bildende Kunst ist eine Richtung, welche in früheren Zeiten in der deutschen Literatur ziemlich stark vertreten war, fast ganz ausgeschieden, die der reinen theoretisierenden und philosophierenden Aesthetiker. Seitdem die Lust zu apriorischen oder speculativen Constructionen sich in einer dreißigjährigen Sisyphusarbeit abgemüdet, und der Sinn der deutschen Schriftsteller der Kunst gegenüber sich ernüchtert hat, ist man zu der Überzeugung gekommen, dass die Kunst nicht erst neu zu entdecken, und ihre Aufgabe durch einen Act des reinen Denkens zu construieren ist, sondern, dass sie eine positiv gegebene Basis in einer tausendjährigen Geschichte hat, und dass derjenige, der erkennen will, was sein soll, dasjenige kennen muss, was ist. Das Erfassen des gegebenen ist gerade auf dem Felde der Kunst eine wesentliche Voraussetzung einer vernünftigen ästhetischen Darstellung ihrer Aufgabe, weil die Phantasie, das am stärksten wirkende und charakteristische Agens in der Kunst, Gesetzen und Bedingungen folgt, die weit entfernt, ja oft gerade entgegengesetzt jener Geistesrichtung ist, aus welcher das apriorische oder speculative Denken entspringt. Es ist daher begreiflich, dass die rein philosophischen Aesthetiker, deren bedeutendster Vertreter gegenwärtig ohne Frage F. Th. Vischer in Zürich ist, und noch mehr die nebulistischen Schönredner, an deren Spitze Moritz Carrière in München steht, nur wenig Anklang wie bei Künstlern, so bei Kunstforschern und Kunstfreunden finden. Desto stärker und nachhaltiger tritt die historische Schule hervor. Niemand wird behaupten wollen, dass die historische Schule allen Anforderungen genügt, und dass mit dem Erkennen und wissenschaftlichen Anordnen des gegebenen oder historisch gewordenen die Aufgabe der Kunstliteratur nach allen Seiten hin erfüllt ist, aber es unterliegt gar keinem Zweifel, dass sie, abgesehen von ihren großen Verdiensten für die eigentliche Geschichte der Kunst, die sie geschaffen hat, und für die Erforschung der Monumente, den Boden geebnet hat, auf dem sich wieder gesunde ästhetische Betrachtungen werden anstellen lassen. An der Spitze dieser Schule stehen zwei Männer, deren Verdienste für Kunstforschung nicht hoch genug angeschlagen werden kann, Franz Kugler und Karl Schnaase, jener als Repräsentant der reinen Historiker, dieser als der geistvollste Vertreter der modernen Weltbildung auf dem Gebiete der Kunst.

Franz Kugler, geb. zu Stettin am 19. Jänner 1808, gest. zu Berlin am 18. März 1858, muss in dieser Zeitschrift auch deswegen hervorgehoben werden, weil seine Schriften kunsthistorischen — bekanntlich versuchte sich F. K. auch als Dichter — dem Kreise der Lehrer an Gymnasien besonders empfohlen zu werden verdienen. Wir besitzen

von ihm ein „Handbuch der Kunstgeschichte,“ das so eben illustriert mit Xylographien in 3. Auflage in Stuttgart (bei Ebner und Seubert) erscheint; eine „Geschichte der Baukunst,“ drei Bände „kleiner Schriften“ (beide in demselben Verlage); ein „Handbuch der Geschichte der Malerei seit Konstantin dem Großen“ (2 Bde. 2. von Dr. J. Burckhardt umgearbeitete Auflage. Berlin 1847), und die Herausgabe der Hesse'schen Übersetzung von Don José Caveda's „Geschichte der Baukunst in Spanien“ (Stuttgart 1858).

Fr. Kugler ist dem geistigen Boden Berlins entsprossen. Gebildet in der dortigen Architekturschule, unterstützt von all' den literarisch-artistischen Hilfsmitteln, welche Berlin sowol in seinen Bibliotheken als in seinen Museen jedem Gelehrten in reicher und wohlgeordneter Weise darbietet, verband er mit einer großen Arbeitskraft zugleich eine feine Geschmacksbildung, einen klaren Verstand und einen eigenthümlichen Sinn für Anordnung und Übersichtlichkeit. Als er die Bahn des Schriftstellers betrat, war die deutsche Kunstforschung in vollem Zuge, von den Werken des Mittelalters Besitz zu ergreifen. Die Boisséré's, Moller - Gladbach, Stieglitz, Lassaulx, Lepsius, Heideloff, Puttrich, v. d. Hagen u. s. f. eröffneten die Schätze der Kunst des Mittelalters und erweiterten die Kenntnisse über dasselbe. In Frankreich begann die Wirksamkeit Caumont's und der durch Guizot und Villemain niedergesetzten Commission zur Erforschung der historischen Monumente Frankreichs. Auch in Belgien, England, Dänemark, Norwegen, Italien wendete sich der Forschereifer den Gebieten der Kunst des Mittelalters zu, anfänglich mit mehr Eifer und Enthusiasmus, als Einsicht. Der Stoff wuchs von Jahr zu Jahr; die historischen Vereine, die Künstler, welche sich dem Studium des Mittelalters zuwandten, trugen in ihren Kreisen das ihrige dazu bei, um das Interesse für die Kunst des Mittelalters zu erwecken und Kunstfreunde und Geschichtsforscher mit bisher unbekannten Denkmälern aus jener Zeit bekannt zu machen.

Mit dem Wachsen des Stoffes wuchs auch das Bedürfnis nach einer übersichtlichen und wissenschaftlichen Anordnung und Bewältigung desselben. Die vielen Details wurden erdrückend, und eine Menge von Vorurtheilen, von einseitigen und unberechtigten Standpunkten machte sich geltend. In dem Maße, als man wenige Jahrzehende vorher das Mittelalter unterschätzte, in demselben fieng man nun an es zu überschätzen; je mehr man vorher das Mittelalter als eine Zeit der Barbarei und Culturlosigkeit darstellte, desto größer war das Erstaunen über den Reichthum an Kunstdenkmälern aller Art, desto überschwänglicher die Begeisterung für dieselbe. Der Nationalstolz fühlte sich durch die auf einmal lebendig gewordenen Erinnerungen an eine große Vergangenheit geschmeichelt, und Deutschland und Frankreich, England und Italien nahmen jedes für sich einen Theil der Größe des Mittelalters in ausschließlichen Besitz. So wurde überall lebhaft um die Ehre, den gothischen Baustil,

Kupferstich, Holzschnitt, Glasmalerei u. s. f. erfunden zu haben, gestritten. Die Geister erhitzen sich oft über Fragen, zu deren Beantwortung das Material noch gar nicht vorlag. Eine wissenschaftliche Terminologie existierte noch gar nicht; sie lag in den Händen von Dilettanten. Unter diesen Verhältnissen trat im J. 1842 Fr. Kugler mit seinem „Handbuche der Kunstgeschichte“ auf. Im dem engeren Kreis von Fachgelehrten vortheilhaft bekannt durch eine Reihe von Aufsätzen im „Museum, Blätter für bildende Kunst.“ Berlin 1834 u. s. f.), eine Monographie über den Diaconus des Klosters Tegernsee, Wernher (*De Werthhero, saeculi XII. m. T. dissertatio*), die Beschreibung der Schloßkirche von Quedlinburg (mit Dr. E. F. Ranke. Berlin 1838), die „Pommer'sche Kunstgeschichte“ (Stettin 1840), die Abhandlung „über die Polychromie der griech. Architektur und Skulptur“ (Berlin 1835) *) und viele kleinere Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften ist er mit seiner „Kunstgeschichte“ dem großen gebildeten Publicum Deutschlands gegenüber aufgetreten, das diese musterhafte, nette und übersichtliche Leistung mit einem eben so ungetheilten als wohlverdienten Beifall aufnahm, ein Beifall, der sich auch weit über die deutschen Grenzen hinaus erstreckte.

In Kugler's „Kunstgeschichte“ erblickte man zum ersten Male die Entwicklung der Kunst — nicht bloß der antiken, in deren historische Entwicklung damals Winckelmann, Meyer, Hirt, Thiersch und K. O. Müller Licht verbreiteten — sondern der alten Völker und insbesondere der des Mittelalters in großen, festen und sicheren Zügen. Sich anlehnend an die Epochen der Völkergeschichte auf der einen, an die der Architektur auf der anderen Seite grupperte sich alles klar und lichtvoll; die einzelnen kleineren Künste, Kupferstich und Holzschnitt, Email- und Glasmalerei, Graveur- und Medailleurenkunst ordneten sich den großen Bewegungen der drei Hauptkünste der Architektur, Sculptur und Malerei unter. Eine feste, im Mittelalter sich theilweise an die Camont'sche anlehnende Terminologie gieng durch das ganze Werk durch. Die massenhafte Literatur wurde verständig benützt; auf keinem Gebiete drängte sich eine Liebhaberei, eine theoretische Anschauung vor. Alles scheint wohlgeordnet und auf seinem Platze; Völker und Kunstwerk mit Unparteilichkeit allein nach historischen Gesichtspunkten behandelt. Der Mangel einer Begeisterung für eine Kunstanschauung, einer Begeisterung, wie sie sich bei Winckelmann, Lessing und Rumohr zeigt, wurde ein Vorzug, die nordische Ruhe, die Berlinische Glätte eine wohlthuende Erscheinung in der theilweise von hyperromantischen theilweise von Hegel'schen Doctrinen beherrschten Kunstliteratur. Sie

*) Noch gegenwärtig nach den Arbeiten von Hittorf, Semper u. s. f. am meisten zu empfehlende Schrift über diese vielgesprochene Frage. Sie ist im zweiten Bande der „kleinen Schriften“ mit Nachträgen versehen zu finden.

Werk wirkte didaktisch; es unterrichtete das ganze deutsche Volk der letzten Jahrzehende. Dasselbe gilt von seiner „Geschichte der Malerei“ und der noch im Erscheinen begriffenen „Geschichte der Baukunst“, nur mit dem Unterschiede, dass im letzteren Werke der specielle Fachmann und Kunstkenner in besonderem Grade hervortritt, während in der Geschichte der Malerei die Kenntnis der literarischen Quellen größer ist, als die der Kunstwerke selbst, und der eigentliche Kenner an mehr als einem Punkte vermisst wird. Aber beide Werke sind nach derselben Methode, mit demselben Tacte gearbeitet, welcher auch das „Handbuch der Kunstgeschichte“ *) auszeichnet, und sie besonders geeignet macht, dem Lehrerstande zur Lectüre empfohlen werden. Sie werden ihm ein viel sicherer Führer in das Gebiet der Kunst sein, als manche anziehender geschriebene romanhafte Werke über Kunst, die eines thatsächlichen Hintergrundes und einer wissenschaftlichen Methode entbehren.

Eine ganz bedeutsame Erscheinung auf dem Gebiete der Kunstgeschichte ist Karl Schnaase mit seiner „Geschichte der bildenden Künste“ (Düsseldorf 1842 — 1856, fünf Bde.), wir dürfen wohl sagen, einzige. Die Wirkung dieses Werkes im gebildeten Publicum ist bis jetzt nicht so groß, als sie es zu sein verdiente. Zum Theil ist der große Umfang, der nicht geringe Preis und die etwas ungleichartige Behandlung des Stoffes an diesem Resultate schuld. Denn der ganzen Anlage nach, wie das Werk jetzt vorliegt, ist die Geschichte der Kunst der Völker des orientalischen und des classischen Alterthums nur Einleitung zu dem großartigen und umfassenden Bilde, das Schnaase von der Kunst des Mittelalters und der Renaissance zu entrollen begonnen hat. Mit jedem Band steigt der innere Werth des Werkes und die Breite der Darstellung. Der dritte Band enthält die Entwicklung der christlichen Kunst bis zum Ausgange der karolinger, der vierte (in zwei

und derjenige, der Schnaase's „niederländische Briefe“ (Stuttgart 1834) kennt, der weiß, dass die Selbständigkeit der Anschauung und der Forschung ihn auch in einer sehr späten Zeit nicht verlassen wird. Schnaase betrachtet die Kunst als den „Ausdruck der physischen und geistigen, sittlichen und intellectuellen Eigenthümlichkeit des Volkes“ und geht daher auf die Bedingungen des Ursprunges der Kunstwerke, und auf den geistigen Process ein, den Künstler im Verhältnisse zu ihrer Zeit durchmachen, und dem sie in den Werken Ausdruck geben. Die umfassende und harmonische Bildung, die Schnaase besitzt, bewahrt ihn in diesem Unternehm. — jener Einseitigkeit, der oft sehr begabte Naturen auf die Elementen, bald kirchlich, bald rein-ästhetischen ein ungerechtfertigtes Übergewicht geben. Mit diesem Geiste der Kunstbetrachtung und der Bildung vereint ist die Darstellung, so dass insbeson. Detail vollkommen vertraut selbständiger Bemerkungen (ascht, sondern auch durch die feine Darstellung angezogen und benedigt wird.

An die durch Kugler und Schnaase angebahnte Richtung schlossen sich Lübke, Burkhardt, Guhl und Weifs an. Lübke und Burkhardt auch durch selbständige Forschungen, jener auf dem Gebiete seiner Heimat Westphalen, dieser auf dem der Länderkunde Basels, haben wie Guhl und Weifs die Literatur mit lesenswerthen Werken bereichert; Jak. Burkhardt's „Der Cicorone; eine Anleitung zum Genuss der Kunstwerke Italiens“ (Basel 1855), ist ein auf selbständiger Forschung beruhendes Werk, und besonders lehrreich, indem es der vielgeschmähten Renaissance die verdiente Aufmerksamkeit zuwendet. — Wilh. Lübke wendet sich mit seiner trefflichen „Geschichte der Architektur“ (Köln 1858. Zweite mit 448 Holzschnitten versehene Ausgabe) und seiner bereits in 4. Auflage veröffentlichten „Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters“ an das große gebildete Publicum, und befriedigt dasselbe durch eine leichter zugängliche Form, als sie in mancher Beziehung bei Kugler zu finden ist. — E. Guhl hat die reiche Literatur der Künstlerbriefe in einem bisher in zwei Bänden erschienenen Werke („Künstlerbriefe.“ Berlin 1853—56) mit verständiger Kritik und in geschmackvoller Form verarbeitet. — Herrn. Weifs hat in seinem „Handbuche der Costüme-kunde“ (Stuttgärt, bei Ebner) den Versuch gemacht, das reiche Material, das sich auf diesem für Culturgeschichte so wichtigen Felde darbietet, Künstlern und Freunden der Culturgeschichte zugänglich zu machen. Lehrer der Geschichte werden von diesem Werke sicher einen größeren Nutzen ziehen, als Künstler. Der bisher fast vollendete erste Band schließt den Orient und das classische Alterthum ab. Als Kupferwerk ist für die Costüme-kunde des Mittelalters die fleißige und gewissenhafte Arbeit Heffner's „Trachten des christ-

lichen Mittelalters* (Mannheim, 1844 u. s. f.) der vorläufigste Führer.

Mit diesen Schriftstellern sind die vorzugweise Berlin angehörigen Kreise noch nicht abgeschlossen. Die meisten literarischen und archäologischen Hilfsmittel, der seit fast zwei Jahrhunderten geweckte Geist für Forschung haben Berlin zum Mittelpuncte für alle jene archäologischen und kunstgelehrten Bestrebungen gemacht, die eben auf Literatur und auf allgemeiner Bildung fußen. Der ganzen Berliner Literatur sieht man es deutlich an; dass die geistige, die literarische Bildung im eigentlichen Sinne des Wortes die Literatur beherrscht, und die lebendige Kunst nur einen sehr untergeordneten Einfluss auf Kunstforschung — und auch umgekehrt diese auf jene — nimmt. Sie lässt daher eine Seite der Kunst und des Kunstlebens fast ganz außerhalb ihrer Betrachtung, deren Wichtigkeit natürlich überall mehr hervortritt, als in Berlin, nämlich dort, wo wie in Paris, in Belgien und früher in München ein großes Kunstleben sich entwickelt hat.

Unter den in Berlin ausserdem noch wirksamen Gelehrten müssen Piper, der den Lesern dieser Gymnasialzeitschrift schon bekannte Herausgeber des „Kalender und der Ostertafel Karls des Grossen“ (Berlin 1858) und F. v. Quast, der Conservator der Baudenkmale Preussens, besonders hervorgehoben werden. Die umfassendste Leistung Piper's ist seine „Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage“ (Weimar 1867. 2 Bde.). Das Werk zeigt eine nicht gewöhnliche Belesenheit und ein nicht zu verkennendes schönes Streben. Aber es ist in seiner Form viel zu wenig knapp und streng, als es doch eigentlich der Gegenstand verlangte, und in der Methode unsicher. — F. v. Quast bewährte sich sowol in seinen zahlreichen kleineren Schriften über „die Basilika“, „die romanischen

Dr. A. Springer in Bonn ist bis jetzt weniger als Forscher, als vielmehr als geistvoller Aesthetiker aufgetreten, dessen feines Urtheil und gewandte Form sich nicht nur auf die Kunst des Mittelalters, sondern vorzugsweise auf die Gegenwart bezieht. Er vertritt in seinen æsthetischen Anschauungen die moderne Schule der Realisten. Seine tüchtigste Leistung bezieht sich auf die „Geschichte der Gegenwart“ (Leipzig 1858), und liegt daher außerhalb des Bereiches dieses Aufsatzes; ein brauchbares Werk ist sein „Handbuch der Kunstgeschichte“ (Leipzig 1855), besonders für jene Kreise, denen Kugler's Handbuch zu umfassend und zu streng wissenschaftlich ist; eine lesenwerthe Broschüre ist sein „Paris im 13. Jahrhundert“ (Leipzig 1856).

Ein seit Jahrzehenden thätiger Schriftsteller ist Ernst Förster in München. Ursprünglich Künstler und gebildet in der spiritualistischen Schule des Cornelius hat er sich mit besonderer Vorliebe der Kunst des Mittelalters, des deutschen sowol als des italiensichen zugewandt. Sein „Handbuch für Reisende nach Italien“ ist bei allen Kunstfreunden im besten Andenken; seine „Beiträge zur neueren Kunstgeschichte“ (Leipzig 1835), die Schrift „über die Georgskapelle in Padua“ (Lein 1841), seine „Geschichte der deutschen Kunst“ (Leipzig 1855. 3 Bändchen) — erstere ist mehr für Fachmänner, letztere für das gebildete Publicum bestimmt; denselben Zweck verfolgt das in Leipzig bei T. O. Weigel erscheinende Prachtwerk „Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei.“ Eine Geschichte der deutschen Kunst, vom wissenschaftlichen Gesichtspuncte aus, kann die deutsche Literatur nicht aufweisen; es fehlen dazu noch manche Vorarbeiten, und insbesondere die Benützung der Urkunden und anderer Geschichtsquellen des Mittelalters.

Ein sehr fleissiger Schriftsteller in der Kunstarchæologie ist Heinrich Otte. Seine Schriften sind meist der populären Belehrung gewidmet und können, als zuverlässige und verständige Führer besonders dem Kreise der Lehrer empfohlen werden, und zwar das „Handbuch der kirchlichen Kunst-Archæologie des deutschen Mittelalters“ (Leipzig 1854) — einen Auszug daraus bilden „die Grundzüge der kirchlichen Kunstarchæologie“ (Leipzig 1855) — das „archæologische Wörterbuch“ (Leipzig 1857), eine sehr nützliche Erläuterung der wichtigsten Kunstdrucke der deutschen, lateinischen, französischen und englischen Sprache; der „archæologische Katechismus“ (Leipzig 1859), als kurzer Unterricht in der deutschen Kunstarchæologie des Mittelalters mit Rücksicht auf das vom preuss. Ministerium ausgehende Frageformular gearbeitet, und endlich seine „Glockenkunde“ (Leipzig 1857).

Vorzugsweise für die katholischen Seminarien der Theologen ist die Schrift von Jakob „Die Kunst im Dienste der Kirche“ (Landshut 1857) bestimmt; wissenschaftliche Zwecke verfolgten Laih und Schwarz in ihren, wenn auch nicht den Gegenstand völlig erschöpfenden, so doch recht lehrreichen „Studien über die Geschichte des christlichen Alter“ (Stuttgart 1857). In die Reihe der sowol wissenschaftlichen als prak-

Staedler, Lehr- u. Handbuch d. allg. Geogr., ang. v. A. Steinhausen. 655

tisch-kirchlichen Zwecken zugewendeten Schriften sind die Bücher von J. Krenser „Kölner Dombriefe“ (Köln 1844) und „der christliche Kirchenbau“ (Köln 1841. 2 Bde.) und die meisten Arbeiten des energischen Reichensperger (die „Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst.“ Leipzig 1854, und „Vermischte Schriften über christliche Kunst.“ Leipzig 1856) zu zählen. Reichensperger ist in der taglich kleiner werdenden Schar jener, welche die gothische Architektur dem rein-germanischen Stamme vindicieren wollten, der am meisten energische und überzeugungsstarkste Sprecher. Die Würdigung von Büchern dieser Richtung gehört Organen an, die sich, wie die „Mittheilungen der k. k. Central-commission“ mit Archäologie und ihren praktischen Fragen beschäftigen. In dieselbe Kategorie fallen auch die bereits im ersten Artikel besprochenen Arbeiten Döck's u. a. m. Diese Literatur wird taglich bedeutender, je mehr Künstler hervortreten, deren Bestrebungen auf dem Studium und den Principien der Kunst des Mittelalters fußen.

Wien.

R. v. Eitelberger.

Lehr- und Handbuch der allgemeinen Geographie
von Dr. Gustav Leopold Staedler, Oberlehrer an der städtischen höhern Töchterschule in Berlin. Leipzig, Pr. A. Brockhaus, 1859.
(XI u. 962 S.) 8. — 2 fl. 8. W.

Das vorliegende Werk zeichnet sich vor anderen durch den reichen Inhalt an historischem Stoff aus und durch eine den Hauptperioden der Weltgeschichte entsprechende Ordnung, nach welcher die Staaten gruppiert erscheinen in Staaten der polamischen (orientalischen) Welt, der thalassischen Welt (des Alterthums) und der oecanischen

ständigen Urkraft.“ — — „Wie müsste es den Blick erweitern, wenn wir diese Welt als eine Harmonie betrachten, wo jeder Zug, so bizar er scheint, eine eigene Idee des göttlichen Verstandes ist, und da sein muss, um das schöne Ganze zu bilden“ u. s. f. Fast siebenzig Jahre sind seither vergangen, die Geographie ist unter riesenhaftem Wachsen ihres Materials aus einer Hilfswissenschaft der Geschichte eine eigene Wissenschaft, und die bei ihr zu nehmende Rücksicht auf die historische Entwicklung des Menschengeschlechtes von Gelehrten ersten Rangs, mit Karl Ritter an der Spitze, als unabweisliches Object immer bedeutsamer befürwortet worden. Ohne Geschichte zu werden zeigt sie den Zusammenhang zwischen Boden und Bewohnern, die wechselnden Strömungen des Verkehrs der Nationen, woraus sich als Höhepunkt der Anschauung die philosophische Geographie entwickelt. Allein diese Behandlungsweise und dieser höhere Standpunkt setzt eine vorläufige Kenntniss des Erdganzen voraus, weil der Zusammenhang der Materien ein allseitiger ist. Die nothwendige Beachtung dieses Erfordernisses führt natürlich zur Gliederung des Stoffes in einen kosmischen, terrestrischen und ethnographischen Haupttheil, wie sie in Dr. Staedler's Arbeit vor Augen tritt. Der erste Theil weist der Erde ihre Stellung im Kosmos an, als Glied eines Systems ähnlicher Körper, welches wieder ein Glied noch sicherer Systeme ist. Der zweite Theil umfasst die Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit der Oberfläche der Erde und ihrer Hüllen, der wirkenden Naturkräfte u. s. w., kurz den Schauplatz und die Bedingungen zur Existenz und Entwicklung des Menschengeschlechtes. Der dritte (ethnographische) Theil schildert auf geographischer Grundlage die Staaten in der Ordnung ihrer geschichtlichen Entwicklung, demnach zuerst jene Asiens, dann die des Mittelmeers, endlich jene der mittleren und neuen Geschichte angehörigen Staaten. Die weitere Gliederung wird sich aus der näheren Betrachtung der Hauptstücke ergeben:

I. Mathematische und astronomische Geographie (148 S. 17%). — Diese Abtheilung enthält fünf Hauptabschnitte: 1. Fixsterne, 2. Sonnensystem, 3. Erde und Mond, 4. Horizont, 5. Chronologie, und ist bedeutend weiter ausgedehnt, als der unmittelbare Zweck erfordert hätte. Obwol nicht in Abrede gestellt werden kann, dass aus einer genauen Kenntniss des ganzen eine desto gründlichere Kenntniss des einzelnen hervorgeht, so muss doch eine Grenze zugegeben werden, die das nöthige vom entbehrlichen scheidet. In Beziehung auf die kosmische Stellung der Erde dürfte sie darin gefunden werden, dass mit dem allgemeinen Bekanntgeben aller Himmelskörper, die unsere unbewaffneten und bewaffneten Augen wahrnehmen, mit einer nähern, aber doch auf's nöthige beschränkten Beschreibung der Planeten, und einer noch weiter eingehenden Schilderung von Sonne und Mond abgeschlossen wird. Eine Aufzählung aller Sternbilder, Betrachtungen über die Farbe der Sterne, über veränderliche und neue Sterne, Nennung und

flaten aller Planetoiden, das detaillierte Eingehen auf Kometen, auf die Phasen der Planeten, auf die Parallelaxe u. s. w. ist überhaupt entbehrlich, um so mehr, wenn die mathematische Geographie nur als Einleitung, nicht als selbständiger Theil in einer solchen Ausdehnung vorgetragen wird, dass die astronomischen Beobachtungen zur genauen Bestimmung der feinsten Unterschiede in der Bewegung und Gestalt der Erde herbeigezogen werden. Leicht verführt der erhabene Gegenstand zu einer derartigen Ausschweifung, und wer selbst das Ergriffensein von einer Art Wuth empfunden hat, die beim Abfassen des nicht streng zum Zweck dienlichen astronomischen Materials einen Verfasser beschleicht, wird es nicht Dr. Staedler gerne verzeihen, wenn er über die Noth ausgeholt hat.

Mathematische Erläuterungen sind nach Erfordernis in Form von Anmerkungen im Kleindruck dem Texte eingeschaltet. Sie sind in der Regel entsprechend ausführlich und deutlich, nur an einer Stelle (S. 30) ergreift sich der Verfasser in einer unfruchtbaren Mystik über das Verhältniß von Raum und Zeit.

Der Ausdruck Einsenkung als Variante von Abplattung (S. 81) ist so wenig zu billigen als die in Lehrbüchern öfter vorkommende Verwechslung von eingedrückt und abgeplattet. Beiden Ausdrücken kann ein falsches Bild unterlegt werden. Auf S. 42 (Anmerkung 4. Eigenes Licht der fernen Planeten) ist hypothetischen Annahmen viel zu sicher gehuldigt. Lehrbücher sollten sich von allen unerwiesenen Folgerungen fern halten, besonders wenn keine anerkannte Autorität für derlei Ansichten citirt werden kann. So gerne man bezüglich der Achsenstellung der Erde wegen der Wichtigkeit dieses Verhältnisses eine ausführliche Erläuterung billigt, so erscheint doch durch zu ausgedehnte Ausführung aller anderen möglichen Stellungen und ihrer Con-

schnitten abgehandelt; der letzte Abschnitt ist der Verbreitung der Pflanzen und Thiere gewidmet. Die verschiedenen Partien zeigen keine gleichförmige Behandlung; Ausführlichkeit wechselt mit compendiöser Kürze, auch ist der dritte Abschnitt offenbar minder gerathen, als die übrigen.

Im §. 72 hätten 4 und 6 mit einander in Verbindung gebracht werden sollen, um die bloß optische Täuschung des Größerscheinens von Sonne und Mond im Horizont auf genüendere Art zu erklären. Der althergebrachten Meinung der Vergrößerung durch die Dünste widerspricht den Nichteintritt der Vergrößerung im Fernrohre. Die Schwächung des Lichtes ist ein triftigerer Grund, der mit den physiologischen Erfahrungen im Einklange steht. Unrichtig ist die Behauptung in der Anmerkung 2 zum §. 74, dass in vollkommener Finsternis das Licht aufgehoben wird, es wird nur modificiert je nach der Nervensensibilität. — Bei der Erwähnung der Stürme ist die bereits erwiesene Eigenschaft der Wirbelbewegung um eine Achse übergangen. — Der Terminus Höhenrauch steht etymologisch noch nicht so fest, um ihn als Kältefigur auf die Berggipfel zu beziehen, da er doch ebenso häufig im Flachlande vorkommt. — Beim Schnee fehlt die eigenthümliche Bildung des Firns. — Sehr instructiv und verständlich ist die Figur zu den Niederschlagszonen, obgleich dabei Durchschnitt und Aufriss in einem Bilde vereinigt sind. — Der Pic von Sorate (S. 178) kommt mit einer veralteten Höhenangabe vor. — Die Erklärung der Entstehung der Quellen (S. 180) ist zu speciel gehalten und passt mit Noth auf jene in den niedern Gegenden. Die Behauptung, dass die Gesammtmenge des Wassers beständig dieselbe bleibe, ist etwas zu apodiktisch hingestellt. In einem sonst so ausführlichen Werke erwartet man eine genauere Analyse des Seewassers wenigstens so weit, dass auch der bittere Geschmack Begründung erhält. Überhaupt ist der physikalische Theil weit weniger eindringlich gearbeitet als der astronomische. So z. B. fehlt beim Golfstrom die Erwähnung des wichtigen kalten Unterstroms. An manchen Stellen (z. B. über Höhe der Binnenmeere) ist alten Behauptungen nachgeschrieben, ohne auf die, die älteren Messungen sehr modificierenden oder gar aufhebenden neuesten Messungen Rücksicht zu nehmen. Auch die Erklärung der Fluth und Ebbe gibt kein Zeugnis besonderer Studien und hätte man diesem wichtigen Gegenstande mehr Aufmerksamkeit zugewendet gewünscht. Auf die Anomalien wurde fast gar nicht eingegangen, und die gleichzeitige Bewegung der Gegenwelle übersehen. Hier wären mehrere Abbildungen am Platze, die einzige vorhandene versinnlicht nur den mageren Grundbegriff. Bisher ist mir eine einzige Meinung bekannt geworden, welche diese Erscheinung als eine Art (*affinita terbo*) Polarisationsprocess der Schwerkraft der Erde ansieht. — Die erhöhte Wärme des Erdinnern wird auch durch die heißen Quellen und artesischen Brunnen erwiesen, nicht bloß durch die Vulcane. Unter diesen sind im allgemeinen nur jene berührt, die Lava auswerfen, von

Schlammvulcanen, Gasvulcanen u. s. w. erfährt man nichts. Die Höhlen sind hier eingereiht. Bei der Adelsberger Grotte wird ein See erwähnt, und aus Poik und Ums werden Pinka und Unze! Wie kann ein Geograph so citieren?

Im dritten Capitel (allgemeine Gestaltung der Gewässer und Länder) hatte der Verfasser die Aufgabe, eine Menge Begriffsbestimmungen festzustellen, wobei Schärfe der Definitionen als Haupteigenschaft gilt. Diese findet man zuweilen nicht entsprechend beachtet, wie einige Citate darthun werden. Der Begriff Insel wird in der Definition durch ein Epitheton beschränkt, und in der Anmerkung im allgemeinsten Sinne genommen. Der Ausdruck Küstenmeer passt schlecht auf das chinesische Meer, welches von allen Seiten eingeschlossen weit eher als Binnenmeer zu betrachten ist. Dieser bekannte Ausdruck kommt nicht vor. — Die Wüste Sahara ist weder eine Tiefebene noch ein Tiefland, wenigstens im größten Theile; solche überlebte Ansichten sollen im J. 1859 nicht wieder auftauchen. Hr. Dr. Staedler lässt das Hochland schon mit 600' beginnen, verwirft demnach den Übergang der Stufenländer, obwol er diesen Ausdruck beibehält. Die Diction lässt häufig viel zu wünschen übrig. Der Ausdruck Ebene wird als bekannt vor- ausgesetzt, unter den Ausdruck für allgemeine Bodencharakteristik fehlt Hügelland und Flachland, dagegen werden Bergland und Gebirgsland unterschieden. In der sehr unvollständigen Aufzählung der Bergformen erscheint der Rücken nicht als Grundform, sondern nur als Gebirgskamm. Kessel und Becken werden einander gleich gesetzt u. s. w. Es würde die Leser ermüden, sollte das Verzeichniss von derartigen Lücken und Mängeln fortgesetzt werden; das bisherige wird genügen, um erkennen zu lassen, dass diese Paragraphe nicht von eindringlichen Studien zeigen, und sich über das Niveau gewöhnlicher unaorgfältiger

Grönland vermuthlich eine Insel sei, während seit langer Zeit der Zweifel an dieser Thatsache aufgehört hat. Oder sollte die Betonung auf eine liegen? Damit im Zusammenhange steht (S. 223, 224) die Angabe der geschlossenen Baffinsbai, so dass man unwillkürlich auf die Vermuthung geräth, der Verfasser habe bei seinem Werke das Horaz'sche *Nonum prematur in annum* befolgt, und was seither geschehen, ignoriert. Die Resultate der letzten Nordpolarreisen sind in zu viele Werke und Karten schon übergegangen, als dass man sich ein solches Festhalten am alten genügend erklären könnte. Sehr willkommen werden vielen Lesern die eingestreuten Entdeckungsdaten sein. Die allseitige Durchführung dieser Rubrik bis zur Neuzeit würde zur Vermeidung der ebenberührten Antiquitäten geführt haben. — Der NB. von Bengalen wird zum Hinterindischen Meere und das sonstige persische oder arabische Meer zum Vorderindischen Meere. Solche Neuerungen gewähren keinen Nutzen, überhaupt ist der Verfasser nicht glücklich, wenn er statt einfach anzuführen beschreibend oder erklärend auftreten will. Es würde z. B. besser gewesen sein, uns über die Beschaffenheit der Malediven aufzuklären, als einen Vergleich mit den ostasiatischen Inseln anzudeuten, der tiefsinniger aussieht, als er ist. Durch häufige Angaben von Längen, Breiten, Flächenräumen u. s. w. wird die oft trockene Aufzählung zu etwas mehr, als einem Abschreiben der Karte. Die Schilderung von Africa erinnert an die alte Zeit, wo die Sahara als Tiefland galt, wo man keinen Nyami-, Nyassy- (und Uniamesi-) See kannte, keinen Kilimandscharo- und Kenia-Schneegipfel. Die Entdeckungen Livingston's und Barth's sind für diese Darstellung so viel wie nicht geschehen. Am meisten fällt der Widerspruch auf, zwischen den Benennungen Tiefland bei Landschaften von mehr als 800 bis 1300' a. Höhe und der Beschränkung des Tieflands im §. 121 von 0' bis 600'. Unrichtig ist auch, wenn der Verfasser die Sahara durchweg als mit tiefem Sande bedeckt erklärt. — Bei aller Umständlichkeit erfährt man demnach nicht mit Bestimmtheit, welche Grenzen Dr. Staedler zwischen Europa und Asien annimmt, besonders über den kaspischen Isthmus hinweg. Die Anzahl der □M. lässt auf die engsten Naturgrenzen schließen. Die Höhe des Berninagipfels ist um wenigstens 5000' zu niedrig angegeben, vermuthlich durch Verwechslung mit der Passhöhe. Beim Montblanc sind drei Höhenzahlen angegeben, was bei diesem sorgfältig trigonometrisch gemessenen Punkte entbehrlich gewesen wäre und nur in Zweifel lässt, welche der drei Zahlen die richtigste ist. Bezüglich der Berghöhe scheinen dem Verfasser nicht überall verlässliche Zahlen zu Gebote gestanden zu haben, namentlich in Siebenbürgen (S. 294), der höchste Gipfel fehlt (Negoi 7800 P. F.), der Bucses ist um mehr als 1000' zu hoch angegeben, der Büdös um mehr als 4000'! Binder's Aufsatz über das Hochland Siebenbürgen (in den Schriften der Wiener Akad. d. Wissensch.) ist schon zu lange erschienen, als dass man eine Unbekanntschaft der Geographen ver-

auszusetzen berechtigt wäre. Durch die große Kürze, mit welcher die Gebirge Europa's abgethan werden mussten, wird mancher Tadel entkräftet, jedoch lässt sich der nicht wegräsonieren, dass die Beschreibung wenig mehr als eine Abschrift des linearen Zuges ist, und beinahe nirgend passende Epitheta vorkommen, um auch nur die oberflächlichsten Charakterunterschiede der Gebirge oder der Hauptketten derselben anzuzeigen. Was wollte der Verfasser mit den zahlreichen Angaben der geographischen Länge und Breite bezwecken, die zusammen genommen, einen ziemlichlichen Raum füllen würden? So nützlich und nothwendig, solche Verzeichnisse dem Landkartenzeichner sind, so gut sie auf einige Cardinalpuncte angewendet, für die Schüler passen, so wenig interessieren und nützen sie in solcher Anzahl (z. B. bei jedem See) und blofs in Graden und Bruchtheilen derselben. So viel kann von der nächstbesten Karte abgelesen werden, wozu damit dem Raum für besseres schmälern? — Der Mannbartswald (statt -berg) wird noch so lange die Runde machen, als ältere Compendien den nächst folgenden solche Daten überliefern, und die Geographen ohne Quellen- und Kartenstudium ihre Bücher schreiben werden. — Bei der apenninischen Halbinsel vermisst man den Sub-Apennin, bei der pyrenäischen Halbinsel das sogenannte Iberische Gebirge. So viel Höhenzahlen vorkommen, so fehlen sie zuweilen am wichtigsten Orte, z. B. bei den Hochebenen Castiliens u. s. w. — Die zu hohen Zahlen beim Miamani und Pic de Sorata sind bereits gerügt. — S. 338 u. f. folgt 1. ein Höhenverzeichnis, gebildet aus allen vorher vorgekommenen Zahlen, geordnet nach der Höhe, und in Columnen gesondert nach den Erdtheilen; 2. ein Verzeichnis der Hauptströme nach Märgenieten; 3. der Seen und 4. der größten Inseln, zu Vergleichen wohl geeignet.

formen die Definitionen folgten, allein vergeblich sucht man an vielen Orten darnach und bleibt über Staatseinrichtung und Regierungsform vieler Länder im Dunkeln. So z. B. ist nirgend zu finden, welche Regierungsformen Spanien, Portugal, Russland u. s. w. haben, und doch ist diess nicht bloß geographisch, sondern auch geschichtlich wichtig. In dieser Beziehung besteht daher eine Leere, die eine spätere Bearbeitung wird ausfüllen müssen. Beim speciellen Durchgehen drängen sich die folgenden Bemerkungen auf.

Der Flächeninhalt des chinesischen Reiches ist (selbst mit Hinzurechnung von Anam, Siam etc.) viel zu hoch angesetzt, um so mehr, wenn die an Russland gefallen Theile der Mandschurei und Mongolei in Abschlag gebracht werden. Der Fehler liegt darin, dass in der Summe von 180.000 □M. für die unterworfenen Länder die 70.000 □M. für das eigentliche China schon enthalten sind, die dann nochmals dazu gerechnet wurden. — Der berühmte Porcellanthurm besteht nicht mehr. — Die angedeuteten Versuche der Russen, sich des Amurlandes zu bemächtigen, haben seither durch vertragsmäßige Abtretung eines Drittels vorläufig ihr Ende gefunden. — Über die historischen Daten, die sehr zahlreich eingestreut, oder in besonderen Abschnitten erscheinen, erlaube ich mir kein Urtheil, und überlasse den Ausspruch über deren Richtigkeit und gute Zusammenstellung den Historikern vom Fache. Ihr Dasein gehört jedenfalls zu den Lichtseiten des Buches, aus dem man durch diese Zugaben viel erfährt, was man in Hunderten gewöhnlicher Erdbeschreibungen nicht finden wird. Dass der Verfasser bei seiner Arbeit die Werke der ausgezeichnetsten Vorgänger K. Ritter, Knapp u. a. benützt hat, und stellenweise seine Gewährsmänner wörtlich citirt, ist nur ein Vortheil mehr, in so fern der weiter strebende mit Originalwerken höheren Ranges bekannt wird, die ihm sonst vielleicht lange unbekannt geblieben wären. — Was in diesem Haupttheile störend wirkt, ist die mehrmals stattfindende Trennung der Schilderung (in geographischer Hinsicht) zusammengehörige oder gar derselben Gebiete an mehreren Orten. So z. B. muss das alte Persien (§. 201, 202, 203) ganz wo anders gesucht werden, als das neue Persien (§. 246), ebenso Alt-Hellas und Neu-Griechenland, Alt- und Neu-Aegypten u. s. w. Das Inhaltsverzeichnis liefert bei sehr vielen Artikeln den Beweis zwei- und dreifacher Zertheilung. Mag diess durch die Schwierigkeiten, die ein inniges Durchdringen des historischen und geographischen Stoffes mit sich führt, wodurch derselbe Schauplatz weiter und enger wird, entschuldigt werden, so bleibt es trotz der vielen Hin- und Her-Citirungen eine Unbequemlichkeit und erschwert die Übersicht. Die Mittelstraße des Gleichgewichts beider Disciplinen scheint nicht die gerathenste zu sein; die nothwendige Rücksicht auf die Präponderanz des geographischen Theiles dürfte eher erfordern, dass die Schilderung der Weltreiche vertheilt werde, als dass der Schauplatz nach kurzem Erscheinen verschwindet und wiederkehrt. Das Sprichwort, man könne nicht zwei

Nutzen zugleich dienen, erleidet vielfältige Anwendung auf das gleichzeitige (und absichtlich gleichmäßige) Behandeln zweier Wissenschaften, deren Ordnungselemente ganz verschieden sind, wie z. B. bei der Geographie der Raum, in der Geschichte die Zeit. Bei einer principiell vollständigen Durchdringung beider kann (mit Rücksicht auf die Erdbeschreibung) mit Vortheil kaum eine andere Combination gedacht werden, als die Entwicklung der historisch-politischen Geographie aller Zeiträume auf Grundlage des vorangeschickten Naturbildes. Die schwerste Kunst wird darin bestehen, jene Naturgebiete und deren Grenzen zu bestimmen, in welchen so zu sagen die Geschichte ihre Brennpunkte besitzt, zumal wenn trotz dem Wechsel der Völker und Staaten innerhalb derselben Naturgebiete neue Brennpunkte ganz oder beiläufig die Stelle der alten eingenommen haben. Dass es dabei im ganzen und einzelnen nicht ohne einigen Zwang abgehen wird, scheint keiner Erörterung zu bedürfen, doch glaube ich, dass der geographische Standpunkt auf jede andere Art weniger gewahrt werden könne.

In dem vorliegenden Werke wechseln reingeschichtliche Abschnitte mit historisch-geographischen und mit vorherrschend geographischen, es fehlt die vollkommene Beherrschung und Unterordnung des Stoffes unter ein oberstes Princip; damit aber ist nicht ausgesprochen, dass die Arbeit des Hrn. Drs. Staedler keine wesentliche Verdienste habe, und insbesondere den Lehrern an Schulen, wo der Unterrichtsplan eine Verbindung von Geschichte und Geographie normiert, keine guten Dienste leisten werde. Die allgemeine Bemerkung gilt nicht dem reichhaltigen Stoffe, sondern der Form, in welche er gegossen ist, und die nicht so homogen und handsam erscheint, als der idealistische Theoretiker sich dieselbe prämeditirt. In politischer Beziehung hält sich der Verfasser fern von Parteilärbung; selten verräth sich die Confession durch gele-

und die drei Kreise in Krain. Sonderbar, dass nur dieser Theil der neuen, in alle Karten und Geographien bereits übergegangenen politische Eintheilung der Monarchie von Hrn. Dr. Staedler nicht berücksichtigt wurde, während er bei anderen Kronländern sie nebst der alten zu Grunde legte oder (wie bei Tirol) trotz der Erwähnung einer neuen Eintheilung die alte beibehielt. Wie Oberkrain bei Tirol als eines der umgebenden Länder genannt werden konnte, ist schwer zu erklären. — Ungarns Nebenländer sind gleichberechtigte Kronländer geworden; ein Hayduken-district besteht nicht mehr; Siebenbürgens Hauptstadt ist nun Hermannstadt; Slavonien ist mit Croatien vereinigt und die jetzige slavonische Militär-grenze reicht nicht bis zur Donau, daher auch einige der genannten Orte aus ihr zu scheiden sind. In Ungarn gibt es keine Kreise, sondern Comitate, so wie im lomb.-venez. Königreiche Provinzen (vormals Delegationen). Selbstverständlich fehlt es bei so vielen Fehlern in der Eintheilung nicht an Unrichtigkeiten in der Ortsbeschreibung, von welchen im Eingange einige als Proben angeführt wurden. Die Zahlen der Bevölkerungen sind meist veraltet. Allein alles das wäre eher nachzu-sehen als jene Lücken, die aus einer vollständigen Vernachlässigung aller sonstigen Verhältnisse hervorgehen. Man erfährt nicht, wie die Nationalitäten in Österreich vertheilt sind, nichts über Natur- und Kunst-production, nichts über Handel, Schiffahrt, staatliche Einrichtung u. s. w.! Kann man politische Eintheilung und Topographie für das ganze eine Erdbeschreibung ansehen? Wenn noch die Topographie diese Lücken einigermaßen ergänzte, aber vergeblich suchte man Eisenerz, Idria, die in jedem Schulbuche stehen, oder bei genannten Orten eine Hinweisung auf wichtige Industrieerzeugnisse, z. B. bei Reichenberg, Brünn u. s. w. Das traurige Resultat davon ist, dass man nicht im Stande ist, aus den gegebenen sich ein solches Bild des wichtigsten Staates in Mittel-Europa zusammenzusetzen, wie man von einem Lehr- und Hand-buche zu erwarten berechtigt ist. Da sich aber Österreich nicht allein in diesem Falle befindet, sondern fast ganz Mittel-Europa das eben-berührte Verhalten theilt, so kann man sagen, dass gerade das Vater-land schlimmer daran ist, als andere Staaten Europa's und der übrigen Erdtheile.

Im Register, das etwa 1000 Objecte nennt, ist die Aussprache der Eigennamen eingeschaltet. Dieses Register war höchst nöthig. Denn nur mit solcher Hilfe ist man im Stande die *distecta membra* ein und derselben Landschaft, ein und desselben Ortes, oder Volkes u. s. w. zusammenzufinden. Nun noch ein Rückblick auf das ganze, seine Tendenz und Erfüllung.

Der Verfasser wollte, wie er in seinem Vorworte kundgibt, die „Ergebnisse der geographischen Wissenschaft sowol der Schule als dem gebildeten Publicum in einer den Bedürfnissen und Anforderungen der Zeit entsprechenden Weise überliefern.“ Er wollte „alles dasjenige vereinigt und im geordneten Zustande darstellen,

was dazu erforderlich ist, von der Erde, die wir bewohnen, die uns den Stoff und Anlass unserer Thätigkeit, die Gegenstände unseres Forschens und Erkennens bietet, eine bestimmte und umfassende Vorstellung geben.* Im politischen Theile legte er den Schwerpunkt in die geschichtliche Entwicklung nacheinander, um die Staaten als „ein durch das Band geschichtlicher Nothwendigkeit zusammengehaltenes Ganze“ erscheinen zu lassen und zu zeigen, wie sie geworden, was sie nun sind. Diese wechselseitige Ergänzung von Geschichte und Geographie ist es, wodurch der Verfasser den Geschichtsunterricht an Gymnasien, Realschulen u. a. zu unterstützen und zu fördern suchte. Wenn man die Leistung mit den Grundsätzen der allgemeinen Anordnung und speciellen Verarbeitung des Stoffes vergleicht, so ergibt sich aus der Summe der vorhergehenden Detailuntersuchungen, dass Hr. Dr. Staedler die Bedürfnisse und Anforderungen der Zeit wol nicht missverstanden, denselben aber nicht in dem Maße genügt hat, als es der, durch das Bestehen kleinerer und größerer geographischer Lehrbücher und größerer Werke von bestem Rufe, immer höher gewordene Standpunkt erfordert. Denn der physische Theil sticht an innerer Güte und Vollständigkeit gegen den einleitenden (viel zu wertwendigen) kosmischen Theil bedeutend ab, um so mehr, als er im dritten Theile nur geringe Ergänzung erhält; der historisch-geographische Theil aber, der eigentliche Nerv des Buches, ist, trotz den guten Principien, so lückenhaft als geographisches Bild der Staaten und so zerissen im präponderierenden historischen Bestandtheile, dass weder Geographie noch Geschichte dabei gewinnen, und dass jenes Gesamtbild, was erreicht werden wollte, und das aus den individuellen Detailbildern zusammengesetzt wird, wie ein Relief aus den einzelnen Höhen, der Unvollkommenheit dieser Detailbilder wegen als nicht genügend erreicht

Dritte Abtheilung.

Verordnungen

österreichischen Gymnasialistik.

Persönlichkeiten

Schulnotizen.

(Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen u. s. w.) — Der Gymnasiallehrer zu Triest, Hr. Valentin Puntschart, Dr. der Philosophie und der Rechte, zum Lehrer am Gymnasium der Theresianischen Akademie in Wien.

Der Supplent am k. k. Gymnasium zu Tarnopol, Hr. Anton Krygowski, zum wirklichen Gymnasiallehrer mit einstweiliger Verwendung an dieser Lehranstalt.

— Der Präfect der Theresianischen Akademie zu Wien, Hr. Thomas Schrey, zum wirklichen Lehrer am Gymnasium zu Tarnow.

— Der Lehrer am Gymnasium zu Przemyśl, Hr. Leo von Stellecki, zum Lehrer am akademischen Gymnasium in Lemberg, und der Supplent am Gymnasium zu Sambor, Hr. Basil Bankowski, zum wirklichen Lehrer für das Gymnasium zu Przemyśl.

— Der bisherige supplierende Religionslehrer am vollständigen Gymnasium zu Krakau, Hr. Johann Chęćmecki, über Vorschlag des hochw. krakauer Bischofs, Ordinariats, zum wirklichen Religionslehrer für die 4 oberen Classen dieser Anstalt.

— Die Gymnasiallehrer, Hr. Dr. Wilhelm Wystoužil zu Tarnow, Hr. Johann Hayduk zu Stanislawow und Hr. Heinrich Lewinsky, Weltpriester zu Przemyśl, dann der Lehrer an der Lemberger Oberrealschule, Hr. Johann Limberger, zu Lehrern am Czernowitzer Gymnasium.

— Der Religionslehrer und prov. Director an der k. k. Oberrealschule am Schottenfelde in Wien, Hr. Johann Engel, mit Allerhöchster Entschliessung vom 29. Juni l. J., zum wirklichen Director dieser Lehranstalt.

— Der prov. Assistent bei der k. k. Landeshauptheasse in Gratz, Hr. Ludwig Aichenegg, zum wirklichen Lehrer an der k. k. Oberrealschule in Klagenfurt.

— Der Lehrer an der Kreishauptschule und Supplent an der k. k. Unterrealschule in Roveredo, Hr. Stephan Schenk, zum wirklichen Lehrer an dieser letzteren Anstalt.

Über Vorschlag des Ordinariats der Graner Erzdiecece der Weltpriester Hr. Ignaz Zimandý zum Religionslehrer an der k. k. Oberrealschule in Ofen.

— Der außerordentliche Professor der österreichischen Geschichte an der k. k. Rechtsakademie zu Agram, Hr. Mathias Mesić, zum ordentlichen Professor dieses Lehrfaches und des canonischen Rechtes daselbst.

— Se. Hochwürden der fürsterzbischöfll. Ordinariatecommissär am Gymnasium zu Klagenfurt, Hr. Maximilian Waliner, Consistorialrath und Stadtpfarrer alldort, zum Ehrendomherrn an dem Gurker Domcapitel.

— Se. Hochw. der Rector des Knabenseminars zu Raab und Professor, Hr. Karl Nogall, zum Ehrendomherrn bei dem dortigen Domcapitel.

— Der Studienpräfekt und Professor der Akademie in dem bischöflichen Seminar zu Padua, Se. Hochw. Hr. Ludwig Simonetti, zum Domherrn für das Canonicat di S. Francesco Saverio an dem Kathedralcapitel zu Padua.

— Der Lehrer am k. k. Gymnasium zu Olmütz, Hr. Anton Lorenz (Vater des geschätzten Herrn Mitarbeiters an der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien), geachtet als Lehrer während seiner langen Dienstzeit an den Gymnasien zu Troppau, Igau und Olmütz, so wie bekannt als Verfasser einer Reihe von kleinen Hilfsbüchern zu der früher gebrauchten lateinischen Grammatik (die unter dem Titel: „Beispielsammlungen zum mündlichen Übersetzen in's Lateinische“ vielfach benutzt waren), ist in den wohlverdienten Ruhestand versetzt worden.

— Die um das Archivwesen und die Geschichte Mährens hochverdienten Männer, Hr. Peter Ritter von Chlumetzky, mährisch-ständischer Archivdirector und Statthaltereisecretär, und Hr. Dr. Joseph Chytil, mährisch-ständischer Archivar, haben, ersterer das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens, letzterer das goldene Verdienstkreuz mit der Krone erhalten; auch wurde ersterer laut Allerhöchster Entschliessung vom 13. Juli l. J. zum Statthaltereirathe bei der mährischen Statthalterei Allergnädigst ernannt.

— Die Wiederwahl des gegenwärtigen Secretärs am Institute der Wissenschaften zu Venedig, Hrn. Dr. Hyacinth Namias, wurde auf

— Eine Lehrerstelle für lateinische und griechische Sprache am k. k. Gymnasium in Olmütz mit dem jährl. Gehalte von 945, eventual 1050 fl. ö. W. und dem Anspruch auf Decennalzulagen. Termin: 15. August l. J., bei der k. k. mährischen Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 9. Juli l. J., Nr. 160.)

— Am Gymnasium zu Königgrätz eine Lehrerstelle für classische Philologie und aushilfsweise für deutsche Sprache mit dem Gehalte von 735, eventual 840 fl. ö. W. Termin: Binnen 6 Wochen bei der k. k. böhm. Statthalterei in Prag. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 22. Juli l. J., Nr. 173.)

— An der öffentl. städt. confessionel-simultanen Oberrealschule zu Prefsburg eine Lehrerstelle für Arithmetik, Buchhaltung und Physik, mit dem Jahresgehälter von 840, eventual 1050 fl. und 1200 fl. ö. W. Termin: 15. September l. J., bei dem Gemeinderathe der k. k. Freistadt Prefsburg. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 22. Juli l. J., Nr. 173.)

— An der mit der k. k. Normalhauptschule vereinigten Unterrealschule zu Gratz eine Lehrerstelle für Chemie als Hauptfach, dann Naturgeschichte und Freihandzeichnen als Nebenfächer, mit einem Jahresgehälter von 600 fl. ö. W. Termin: 15. August l. J., bei der k. k. steiermärk. Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 23. Juli l. J., Nr. 174.)

— Die Custosstelle an der k. k. Universität zu Lemberg mit dem Gehalte jährl. 735 fl. ö. W., und eventual die Scriptorstelle mit dem Gehalte jährl. 525 fl. ö. W. Termin: 10. September l. J., bei der k. k. galizischen Statthalterei in Lemberg. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 4. August l. J., Nr. 186.)

— Über einen an der k. k. Theresianischen Akademie erledigten n. ö. ständ. Stiftungsplatz, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 7. Juli l. J., Nr. 158.

— Über ein in der Freiherrl. von Olber-Rummel'schen Stiftung erledigtes Universitäts-Stipendium von 420 fl. ö. W., s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 13. Juli l. J., Nr. 163.

— Über Erledigung eines Jahresstipendiums zu 105 fl. für einen Hörer der Technik und eines Reisesstipendiums von 525 fl. für einen absolvierten Techniker, aus den Interessen der Salomon Mayer Freiherr v. Rothschild'schen Stiftung, im Jahre 1859, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 22. Juli l. J., Nr. 173. S. 3134.

— Über einen erledigten Virgilianischen Stiftungsplatz in der Theresianischen Akademie zu Wien, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 28. Juli l. J., Nr. 179.

— Über drei erledigte Stipendien für den höheren nautischen Curs an der k. k. Handels- und nautischen Akademie in Triest, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 2. August l. J., Nr. 184.

(Todesfälle.) — Am 18. Juni l. J. zu München Hr. Josef Hartmann Stuntz, k. bayr. Hofcapellmeister (geb. zu Arlesheim am 23. Juli 1793), als Operncompositeur geschätzt.

— Am 27. Juni l. J. zu Pinkafeld (Eisenburger Comitath Ungarn) Se. Hochw. Hr. Joseph Weinhofer (geb. ebendort am 16. Mai 1778) Pfarrer und Dechant, geh. kämmer. Sr. Heiligkeit des Papstes, Ritter des k. ö. Leopold-Ordens u. s. w., ein um das Volksschulwesen hochverdienter Mann.

— Am 11. Juli l. J. zu London der als Diplomat und Kunstfreund bekannte Hr. William Richard Hamilton (geb. 1777), Übersetzer des Thukydides, Retter der berühmten Elgin-Marbles von Parthenon, des Steines von Rosette u. a. w., später einer der Vorsteher des britischen Museums, ein getreuer Beschützer heimischer wie ausländischer Künstler und Kunstbestrebungen.

— Am 12. Juli l. J. zu Wien Hr. Joh. Ludw. Deinhardstein (geb. am 21. Juni 1794 zu Wien), k. k. wirkl. Regierungsrath, mehrerer Orden Ritter, emer. Professor der Aesthetik, gewes. Vice-Director des k. k. Holburgtheaters u. s. w., als dramatischer und lyrischer Dichter, so wie als Herausgeber der „Wiener Jahrbücher der Literatur,“ welche Redaction ihn noch mit dem Altmeister Goethe in Berührung brachte, im engeren Vaterlande, wie auswärts vortheilhaft bekannt.

— Am 16. Juli l. J. zu Wien Hr. Anton Forti, k. k. pens. Hofopernsänger (geb. in Ungarn am 8. Juni 1790), seiner Zeit als trefflicher Repräsentant in den dramatischen Meisterwerken Mozart's, Beethoven's, Spontini's, Weber's u. a. geschätzt.

— Am 25. Juli l. J. zu Ofen Hr. Franz v. Káfa, s. Professor der Numismatik an der Pesther Universität, und Mitglied der ungarischen Akademie u. s. w., als Alterthumsforscher, Verfasser mehrerer einschlägiger Abhandlungen und Besitzer einer werthvollen Antiquitätensammlung bekannt.

Am 28. Juli l. J. zu Breslau der praktische Arzt und Privatdocent, Hr. Dr. Friedrich Günsburg. Redacteur der Zeitschrift f. klinische Medizin, als Fachschriftsteller bekannt, im Alter von 39 Jahren.

— Am 30. Juli l. J. zu Berlin der wirkl. geheime Oberrechnungsrath, Hr. F. F. W. Dieterici (geb. zu Berlin 1790), Director des statistischen Bureau's, Professor der Staatswissenschaft an der dortigen Universität, als Schriftsteller in seinem Fache ausgezeichnet u. s. w.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Lateinische und deutsche Übersetzungsproben

(Fortsetzung von 1857. Hft. IX. S. 742—748.)

II.

*Horat. Carm. l. 1. **)

Gern ist mancher bereit Staub zu Olympia
Aufzuwirbeln im Kampf, wenn das umkreiste Ziel
Und des Siegesgespanns rühmliche Palme ihm
Überirdisches Glück dünket und göttergleich.

Wer im kleinen Besitz heimischen Ackerguts
Selbst zu führen den Pflug still sich bescheidet, wird
Nicht um lockenden Preis, wird nicht um Attalus'
Schatz des Cyprischen Kiels schwankender Bahn vertrau'n.

Auf Icarischer See ringend mit Sturmeswuth
Preist des heimischen Herds Ruhe der reisige
Kaufmann! aber doch bald lässt des Gewinnes Sucht
Ihn auf's neue zur Fahrt rüsten den lecken Kiel.

Jener liebt den Genuss, liebt durch der Rebe Saft
Sich zu kürzen den Tag, süßer Vergessenheit
Bald im Schatten des stets grünenden Arbutus,
Bald am Rande des sanft murmelnden Quells geweiht.

And're locket das Feld, locket des Kriegers Stand,
Wenn Drommetengetön schmetternd zum Kampfe ruft,
Ach, der Mutter zum Leid; häuslichem Glück zum Trotz
Weilt in nächtlichem Frost willig der Jägersmann.

*) Nach dem Texte der Ausgabe von Dr. G. Linker. Vgl. die Verhandlungen der Breslauer Philol. Versammlung S. 100 ff. und den Bericht in dieser Zeitschrift. Jahrg. 1857, S. 823 ff.

Nicht erhebet der Preis kundiger Dichterstern,
Trennt vom Haufen der krauz grünen Eppichs ab.
Wenn Euterpe mir hold, und Polyhymna
Süß ihr lesbisches Spiel eint mit der Flöte Klang.

III. 30.

Fest auf dauerndem Grund schuf ich des Dichterruhms
Denkmal, fester als Erz: nicht die entfesselte
Windsbraut, nicht Element mag es bedroh'n, es trotzt
Selbst der flüchtigen Zeit, trotz der Vergänglichkeit.

Nicht ganz schwind' ich dahin! Todesverhängnis droht
Nicht dem besseren Theil. Wachsend in Ruhmesglanz
Lebt mein Name, so lang neben der schweigenden
Jungfrau zum Capitol schreitet der Pontifex.

Mein wird bleiben das Lob, dass an des Aufidus
Stolzem Strome zuerst Lesbische Weise neu
Klang im heimischen Lied. Nahe, Melpomene,
Lad mit Delphischem Reis kränze des Dichters Haupt.

I. 22.

Reiner Sinn, o Fuscus, und reines Herz darf
Unbesorgt der Mauren Geschoss entbehren,
Nicht den Bogen führen, noch giftgetränkte
Pfeile im Köcher,

Mag durch Syrtengluten der Weg ihn leiten.
Mögen auch des Caucasus öde Klippen
Ihn umfassen, oder die märchenhafte
Flur des Hydaspes

Literarische Notizen.

Der Unterricht im Griechischen an den französischen Lehranstalten. — In dem so eben erschienenen Hefte der Jahn'schen Jahrbücher (Bd. 80. Heft 6. S. 271—276) ist eine höchst interessante, offenbar aus unmittelbarer Kenntnis der Verhältnisse geschöpfte Nachricht gegeben über den gegenwärtigen Zustand des griechischen Unterrichtes an den Lehranstalten Frankreichs. Wir machen auf diese authentische Nachricht angelegentlich aufmerksam; für diejenigen unserer Leser, in deren Hände die Jahn'schen Jahrbücher nicht gelangen, geben wir einen kurzen Auszug aus jener Mittheilung.

Die griechische Grammatik von Burnouf (*Méthode pour étudier la langue grecque, adoptée par l'université de France etc.*) ist schon früher einmal in dieser Zeitschrift (1853. S. 786), bei Gelegenheit einer italienischen Nachbildung derselben, als eine ziemlich leichthin gefertigte, durch zahlreiche grobe Verstöße entstellte Compilation aus den während den ersten Decennien dieses Jahrhunderts in Deutschland erschienenen Grammatiken charakterisiert. Der Akademiker Burnouf veröffentlichte dieselbe im Jahre 1813. und da sie, trotz der Menge ihrer Fehler, gegen die früher im Gebrauche gewesenen Grammatiken doch ein Fortschritt war, so hatte sie einen so grossen Erfolg, dass sie schnell alle anderen Grammatiken verdrängte. Der Verfasser selbst wurde durch diesen unerhörten Erfolg seines Buches so von dessen Trefflichkeit überzeugt, dass er mit der sechsten Auflage — jetzt hat diese Grammatik, nachdem ihr Verfasser schon 1844 gestorben ist, bereits die sechs und fünfzigste Auflage erlebt — sie für unverbesserlich erklärte: „Aucun chapitre, aucun article, aucun chiffre n'a été déplacé; la pagination même n'a plus varié depuis la seconde édition“ lautet die Versicherung in der sechsten und so in den folgenden Ausgaben. Der bloß factische Erfolg wurde durch einen Erlass des Ministers Fortoul sanctioniert, durch welchen die Burnouf'sche Grammatik an allen höheren und niederen Lehranstalten Frankreichs officiel eingeführt und jede andere griechische Grammatik von der Concurrenz ausgeschlossen wurde. Gegen diese officiële Sanctionierung der Unwissenheit liess sich die Stimme nur eines Mannes vernehmen, aber des Mannes, den man in Frankreich, wenn es sich um den Unterricht im Griechischen handelt, vor allen andern, oder allein hätte hören sollen, die Stimme des gelehrten Hellenisten Fr. Dübner. Hierüber können wir uns nicht versagen, den Verfasser jenes „Eingesandt“ der Jahn'schen Jahrb. selbst reden zu lassen.

„Gegen dieses Treiben erhob sich endlich Dübner und machte in mehreren Brochüren das Ministerium auf die Mängel des 'ouvrage impérissable' aufmerksam, darauf nämlich, dass es mehr Fehler als Paragraphen enthalte. Gern hätte man Dübner zum Schweigen gebracht, allein man besaß, obgleich sämtliche Philologen des Kaiserthums zur Disposition standen, unter ihnen nicht eine einzige Kraft, die auch nur eine Zeile gegen Dübner zu schreiben gewagt hätte. Man begnügte sich also damit, Dübner's Angriffe zu ignorieren. Doch trat der Drucker der Universität und Verleger der Burnouf'schen Grammatik, Delalande, um seinen besten Verlagsartikel besorgt zu werden anfleng, auf einem Process gegen Dübner auf und klagte auf Unterdrückung jenes unbequemen Büchlein, auf 5000 Fr. Schadenersatz und 500 Fr. Strafe für jedes Exemplar der Brochüren, dessen Verbreitung constatirt werden könnte. Das Gericht wies ihn aber ab und ermächtigte seinen Gegner, so viel Brochüren über Burnouf zu schreiben, als er nur immer wolle. Jetzt schleuderte Dübner einen neuen Brand gegen Burnouf, und diessmal mit mehr Erfolg. Man rannte auf dem Ministerium wider durch-

einander und wollte anfangs dem Autor das Schreiben verbieten und das Buch suspendieren, in welchem Taxile Déford in einer Art heroischen Heldengedicht, der Grammatomachie, tapfer für Dübner gewritten hatte. Am Ende jedoch sah man von diesen Maßregeln ab und beauftragte eine Commission, welche aus den Institutmitgliedern Ledere, Babbé, Quigniaut, Egger, und drei obskuren Professoren, Berger, Pieron und Pissonneauz bestand, mit der Prüfung des angefochtenen Buches. Nach geraumer Zeit las man endlich im Journal de l'Instruction publique die Erklärung, die hohe Commission habe sich einstimmig dahin entschieden, que la grammaire de M. Burzouf devait être conservée dans sa forme actuelle, sans à y introduire les modifications nécessaires; elle a déclaré, en outre, mieux ce, qu'il ne conviendrait pas de la remplacer, quant à présent, par un autre ouvrage. Bei diesem Bescheid, der weder gehalten noch gestochen war, hatte es denn sein Bewenden, und man war nur neugierig, welche Modificationen in die nächste Auflage Burzoufs eingeführt werden würden, die, wie man erfuhr, von zwei Mitgliedern des Instituts redigiert wurde. Nach drei Monaten erschien sie endlich. Diesmal übte Dübner die Fehler der officiellen Grammatik nach und zeigte in seinem Examen détaillé, der zugleich eine Beurtheilung jener unmotivierten Erklärung der hohen Commission enthält, dass in Folge der Bemühungen der ersten Gelehrten Frankreichs auf viele Thorheiten entfernt und in 306 Paragraphen immer noch 500 mehr oder weniger grobe Böcke beibehalten worden sind. In Folge der neuen Weisung wurde eine zweite Commission ernannt, die abermals über Burzouf richten sollte, und auch Dübner ersucht an ihren Sitzungen theilzunehmen, oder mit anderen Worten, die von ihm selbst erstellten Correcturen in den Schoß des Eigenthümers der Grammatik niederzulegen. Er war klug genug nicht in die Falle zu gehen und lehnte die Ehre in einem freimüthigen Briefe ab, der zum großen Ärger des Ministers dem dritten Gesang der Grammatomachie (Stücke vom 5. Juli 1848) einverleibt wurde. Übrigens war die zweite Commission nicht viel weiser als die erste, denn nach Jahr und Tag und nach dem Aufgebot der bewährtesten Hellenisten des Instituts war man so glücklich, von den 500 Schnitzern der "fossilen" Grammatik ganze 40 entfernt und einige zum hinzugefügt zu haben. Seit jener Zeit änderten wiederholte

Um die zähe Consequenz, mit welcher das Privilegium der Bur-
nouffschen Grammatik aufrecht erhalten wird, in ihrem vollen Lichte zu
schauen, muss man auf Beispiele von den groben Fehlern achten, auf
deren Menge hinzuweisen Dübner in seinen Brochüren, deren jener Be-
richt acht auführt, sich nicht hat müde machen lassen. Denn wenn
man liest, dass jene Grammatik z. B. lehrt, man könne τὸν αὐτόν in
ταυτόν zusammenziehen, so mahnt ein solcher Fehler durch seine Nai-
vetät schon an die *Præcepta latina*, über welche diese Zeitschrift vor
kurzem Nachricht gab, oder an die 'Curiosa philologischer Schriftstellerei
im neunzehnten Jahrhundert,' welche die Jahn'schen Jahrbücher 1858
Bd. 77. S. 138--147 durch Auszüge aus einer in Verona 1844 erschie-
nenen lateinischen und einer in Turin 1850 stereotypierten griechischen
Grammatik mittheilten. Und die Folgen der mehr als vierzigjährigen
Herrschaft eines solchen Schulbuches liegen für jeden, der die Augen
nicht verschließt, offen da. Vergeblich sucht man aus den letzten De-
cennien nach französischen Leistungen auf dem Gebiete der griechischen
Philologie; die umfassenden Unternehmungen der Didot'schen Bibliotheca
Graeca, der neuen Herausgabe von Stephani Thesaurus, sind durch die
Arbeiten deutscher Gelehrten getragen. Niemand wird diess so misver-
stehen, als sollte das Darniederliegen der griechischen Studien in Frank-
reich, welches von Franzosen selbst unverholen anerkannt wird, aus-
schliesslich dem hartnäckigen Festhalten an einer schlechten Grammatik
für die Schulen zugeschrieben werden. Das Gedeihen und Erblühen irgend
eines Studienzweiges ist immer ein Product mannigfacher Factoren,
deren jeder sorgsam beachtet sein will. Aber der gewissenlose Miß-
brauch der Staatsgewalt zur Sanctionierung eines als unbrauchbar er-
wiesenen Buches, durch welches sogleich die Grundlage verdorben und
die der Jugend gebotene Beschäftigung mit dem Griechischen zu einer
bloßen Zeitverschwendung gemacht wird, trägt, so viel lässt sich nicht
läugnen, ihren reichlichen Theil dazu bei, die griechische Philologie
im Keime zu ersticken.

H. B.

*Erstes Buch der römischen Geschichte seit der Gründung der
Stadt Rom bis zum ersten Samnitenkriege. das ist: vom Jahre 754
bis zum Jahre 344 vor Christi Geburt. Ein Zeitraum von 410 Jahren.
Mit Anmerkungen versehen von Friedrich Herschelsky. Groß-
Kanisa, 1858.*

Um dem Urtheile unserer Leser in keinerlei Weise vorzugreifen,
sondern ihnen selbst eine ungefähre Anschauung von diesem Buche zu
verschaffen, wollen wir den Hrn. Verfasser selbst sprechen lassen. —
Im Vorworte steht zu lesen: „Ich habe mich zur Herausgabe einer
römischen Geschichte entschlossen, nicht weil etwa ein Mangel an et-
chen fühlbar wäre; nein! einzig und allein: Aus Liebe zum Ab-
thume, aus Vorliebe für das Geschlecht der Römer. Ich gebe die Ursache
daraus an, weil bei allen, die eine Schrift veröffentlichen, diess schon
so gang und gebe ist, von denen auch ich keine Ausnahme machen
will, so wie ich ohne alle Scheu gestehe, dass mir bei der Bearbeitung
dieses Geschichtswerkes der Livius hauptsächlich als Quelle diente und
auch bei der Fortsetzung dienen wird, weil er doch jederzeit der König
aller Historiker bleibt, wie denn diess auch Martial in seinen Epigra-
men bestätigt, indem er sagt: *Pellibus exiguis arctatur Livius ingens*
Quem mea non totum Bibliotheca capit. Kleinpergamentene Felle um-
schließen den Livius, dessen völlige Grösse nicht mein Bücherbehälter
umschließt.“

S. 5. „Die Häuser (Roma) waren aus Flechten zusammengesetzt, mit Stroh gedeckt und sah mehr einem Dorfe als einer Stadt gleich.“
 S. 7. „Die Quellen, aus denen die Historiker die Geschichte der ersten Zeit Roms schöpfen, waren sehr unsicher. Sie bestanden in: mündlichen Sagen, Traditionen, Heldengedichten, die sich von Generation zu Generation forterbten, Inschriften auf Denkmälern und Mäusen, Urkunden, Annalen und Chroniken ohne Zusammenhang, und diese so dürftig, dass durch sie die Begebenheiten, wie sie aufeinander folgten, nicht mit Gewissheit angegeben, sondern nur errathen werden konnten, und es bestanden die Thaten der Könige, wie sie uns überliefert wurden, aus Sagen, denen obsohon eine historische Wahrheit zu Grunde liegt, aber so sehr entstellt sind, dass man das Wahre von dem Fingierten zu unterscheiden nicht vermag.“ S. 10. „Toga candida, die weisse Toga, durch eine künstlich zubereitete Kreide weiss und glänzend gemacht, von Bewerbern um ein Amt getragen, und darum wie heute noch Amtsbewerber, Candidaten hiessen.“ — S. 11. „Es scheint also, dass die unterjochten Gallier Schimpfes wegen zur Annahme der Toga gezwungen wurden, die die Römer im dritten oder vierten Jahrhundert schon ablegten.“ — S. 12. „Virgil hat eine sehr schöne Epöee geschrieben und das Schicksal des trojanischen Helden auseinandergesetzt; in derselben lässt er die Dido, die Erbauerin Karthagos, mit dem Aeneas in gleichem Zeitalter leben, welche Annahme jedoch falsch ist, da beide zuverlässig zwei Jahrhunderte von einander lebten. Schiller hat eine freie Übersetzung dieser Aeneide.“ — S. 16. „Rom hat seinen Namen entweder vom griechischen ῥωμα, die Stärke, die Mächtige, oder von der Erbauerin Roma, oder von dem Flusse Ruman, wie ehemals die Tiber hiess oder auch wie gesagt wurde vom Romulus selbst. Anderer Meinung ist, dass Romulus erst von der Stadt Rom seinen Namen habe, und dass Remus nicht gezeugt worden, sondern über die Alpen geflohen und die Stadt Rheims gegründet habe.“ — S. 18. „Das bewaffnete junge Römervolk . . . raubte gegen 680 Mädchen.“

S. 20. (nachdem der Hr. Verf. die Entrückung des Romulus mit der des Elias und Henoch verglichen, fährt er fort): „So lässt Virgil in seiner Aeneide III. B. V. 252 und Horaz in der Ode Cap. 20. V. 16 den Ganimedes vom Jupiter . . . zum Wohnsitz der Götter emportragen.

Das Präsidium der vorjährigen Versammlung hat sich um so mehr damit einverstanden erklärt, je mehr zu wünschen sei. „dass die glücklich angeknüpfte Verbindung zwischen deutschen Schulmännern und Philologen ausserhalb und innerhalb Österreichs durch den Besuch der nächsten Versammlung fortgesetzt werde, wozu in diesem Jahre keine Aussicht sei.“ Im speciellen Interesse derjenigen Männer, welche aus Österreich zu der Versammlung gehen möchten, wird auch von dieser Seite gewünscht, dass ihr Zusammentreten um ein Jahr verschoben werde. Indem wir uns gern der Hoffnung überlassen, dass die im vorigen Jahre zu Wien mit freudiger Theilnahme begrüßte „Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Bestrebungen in Deutschland und Österreich“ durch die nachfolgenden Versammlungen immer mehr gefördert werden, und dass der Versammlung ferner kein Hinderniss in den Weg treten wird, werden wir nicht ermangeln im nächsten Jahre dem uns gewordenen Auftrage zu entsprechen und rechtzeitig die Versammlung zu berufen.

Braunschweig und Wolfenbüttel im Juli 1859.

G. T. A. Krüger. J. Jeop.

B e r i c h t i g u n g e n .

In meinen Aufsatz über des Boethius Glaubensbekenntnis, welcher in den Verhandlungen der achtzehnten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten Wien. 1858. S. 78—92 mitgetheilt ist, haben sich durch meine Schuld da ich die mir zugesandte Correctur allzuflüchtig durchgelesen, einige sinnstörende Druckfehler eingeschlichen, die ich hier berichtige. S. 78, Z. 8 v. u. lies *ita esse variatum* st. *esse variatum ita*, S. 88, Z. 11 v. o. *atque* st. *utque*, S. 89, Z. 14 v. o. ist *ita* zu streichen, S. 91, Z. 12 v. o. *effeminatos* st. *affeminatos*, S. 92, Z. 4 v. u. *indice* st. *indice* und *storia della Lett.* st. *storia della Call.*

Innsbruck.


Dr. Karl Schenkl.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Über den Gebrauch und die Bedeutung der iterativen Imperfecta und Aoriste im Griechischen.

Will man bei der Lectüre griechischer Classiker Stellen, welche iterative Formen des Imperfects oder des Aoristes aufweisen, richtig verstehen, so genügt es im allgemeinen bloß zu wissen, dass diese Formen, wie Kühner sagt, eine in der Zeit oder auch im Raume öfters wiederkehrende, sich wiederholende Handlung bezeichnen, und man wird auch dann, wenn man dergleichen Stellen übersetzen will, schon durch den Zusammenhang derselben mit dem übrigen Texte auf das Richtige geführt. Auf den Unterschied in der Bedeutung der iterativen Formen des Aoristes von denen des Imperfectes ist durch die angeführten Worte nicht ausdrücklich eingegangen: G. Curtius bezeichnet denselben (Zeitschr. f. vgl. Sprachforschung, 1859, Heft 1), indem er sagt, dass der Aorist iterative Formen



Iterativer Aorist.

Der Aorist zeigt im allgemeinen das Eintreten der Handlung in die Wirklichkeit an. Diese Bedeutung des Aoristes tritt mit Ausnahme der Verba, welche etwas Zuständliches bezeichnen, nirgends so deutlich hervor, wie bei den iterativen Aoristformen. Nicht der Begriff der Abgeschlossenheit einer Handlung in der Vergangenheit ohne Rücksicht auf die Gegenwart, nicht der des bloßen schnellen Vorübergehens, welcher übrigens, wie Curtius richtig bemerkt, in den meisten Fällen auch in Anschlag gebracht werden muss, tritt bei den iter. Aoristformen in Bezug auf die jedesmal stattfindende Handlung in den Vordergrund, sondern einzig und allein der Begriff des Eintretens der Handlung in die Wirklichkeit. Durch diese Eigenthümlichkeit des Aoristes überhaupt sind die Gesetze bedingt, an welche der Gebrauch des iterativen Aoristes im Griechischen gebunden erscheint, und die besonders den iterat. Aorist als eine ganz eigenthümliche Iterativform erscheinen lassen, als eine Form, die sich von allen im Lateinischen und Slavischen zur Bezeichnung der Wiederholung einer Handlung vorkommenden Formen unterscheidet, während die griechischen iter. Imperfectformen mehr Ähnlichkeit mit denselben haben. Diese dem Aoriste eigene Bedeutung muss demnach auch festgehalten werden, wenn die verschiedenen Arten von Verbindungen, in welchen der iter. Aorist vorzukommen pflegt, nicht als bloß zufällig, sondern auf inneren Gründen beruhend, aufgefasst werden sollen. Es lassen sich aber mit Rücksicht auf die Art dieser Verbindungen im allgemeinen drei Fälle unterscheiden.

I. Der iterative Aorist kommt häufig in einer solchen Verbindung vor, dass er eine Handlung anzeigt, die immer wieder eintrat, so oft eine andere, sie bedingende Handlung, oder so oft überhaupt irgend ein näher bestimmter Zeitpunkt eingetreten. Die Handlung, bei deren jedesmaligem Eintreten auch die durch den iter. Aorist bezeichnete immer wieder eintrat, erscheint gewöhnlich durch einen sogenannten Optativus frequentiae ausgedrückt, K 489 f.:

Ὅντινα Τυδείδης ἄορι πλήξειε παραστάς,
τὸν δ' Ὀδυσσεὺς μετόπισθε λαβὼν ποδὸς ἐξέρυσσασκεν.

«Wen der Tydide mit dem Schwerte erschlug, den zog Odysseus beim Fusse heraus;» so oft jene Handlung eintrat, trat auch diese ein; und sollte diese eintreten, musste auch jene eingetreten sein. — So auch B 189 f. 198 f.:

Ὅντινα μὲν βασιλῆα καὶ ἑξοχὸν ἄνδρα κιχείη,
τὸν δ' ἀγανοῖς ἐπέεσσιν ἐρητύσασκε παραστάς. —

Ὅν δ' αὖ δῆμον τ' ἄνδρα ἴδοι βοόωντά τ' ἐφρεύροι,
τὸν σκήπτρῳ ἐλάσασκεν, ὁμοκλήσασκέ τε μύθη.

X 194 ff.: Ὅσσάκι δ' ὀρμήσειε κυλάων Λαρδανιάων
 ἄντιον αἰξασθαι, ἐνδμήτους ὑπὸ πύργους,
 τοσσάκι μιν προπάροιθεν ἀποστρέψασκε παραφθάς
 πρὸς πεδίον. . . .

Von gleicher Art sind ferner Γ 216 ff. Θ 270 f. Σ 544 ff.
 Ω 14 f. Θ 87 ff. λ 585 ff., 596 ff. und andere. An allen sol-
 chen Stellen erscheinen die durch den iterativen Aorist bezeich-
 neten einzelnen Handlungen an die durch den Optativ bezeich-
 neten vertheilt, und zwar gleichmäßig vertheilt, so dass
 jene mit diesen gleichsam parallel laufen.

Die Handlung, bei deren jedesmaligem Eintreten auch die
 durch den iterat. Aorist bezeichnete Handlung immer wieder ein-
 trat, wird jedoch nicht immer durch einen Optativus frequentiae
 bezeichnet; es finden sich manchmal andere Arten von Verbin-
 dungen vor, durch welche die Vertheilung der durch den iterat.
 Aorist bezeichneten Handlungen an andere angedeutet wird. So
 lesen wir z. B. I 328—332:

δάδεκα δὴ σὺν νηυσὶ πόλεις ἀλάπαξ' ἀνθρώπων,
 πειρὸς δ' ἐνδεκά φημι κατὰ Τροίην ἐρίβωλον·
 τῶν ἐκ πασέων κειμήλια πολλὰ καὶ ἐσθλά
 ἐξελόμην, καὶ πάντα φέρων Ἀγαμέμνονι δόσκειν
 Ἄτρεϊδῃ· ὃ δ' ὅπισθε μένων παρὰ νηυσὶ θοῇσιν
 δεξιόμενος διὰ παῦρα δασάσκετο, πολλὰ δ' ἔχεσκεν.

Offenbar weist hier ἐξελόμην auf eine ein- für allemal in der
 Vergangenheit abgeschlossene Thatsache hin, ohne Rücksicht auf
 die bei der Einnahme einer jeden von den dreißig Städ-
 ten stattgefundene Wiederholung des „Erbeutens,“ und nur der
 Zusammenhang zeigt, dass sich diese Handlung bei der Ein-
 nahme einer jeden Stadt wiederholt hat; während durch δόσκειν

Gleicher Art ist die in Hesiods Fragmenten vorkommende Stelle (Tzetzes ad Lycophr. 344):

ὅττι κε χερσὶ λάβεσκεν, αἰδέλα πάντα τίθεσκεν.

Wie man sieht, verhält sich hier — abgesehen vom Unterschiede des Optativs vom Indicativ — *ἔλεσκε* zu *πέρνασκε*, *λάβεσκε* zu *τίθεσκε*, wie sich an anderen Stellen, wo der iterat. Aorist mit einem Opt. freq. verbunden vorkommt, dieser zu jenem verhält. So oft die durch *ἔλεσκε* oder *λάβεσκε* bezeichnete Handlung eintrat, gieng auch die durch das iterat. Imperfect *πέρνασκε* oder *τίθεσκεν* ausgedrückte vor sich. Dieser Umstand, sowie auch alles, was bis jetzt über die Verbindung des iterat. Aoristes mit einem Optativ gesagt worden, beweist hinlänglich, dass die Benennung desselben als eines Optativus frequentiae seine guten Gründe hat, obwol nicht geläugnet werden kann, dass die Wiederholung der Handlung schon durch den Zusammenhang selbst angezeigt wird. Wird doch die durch den iterat. Aorist bezeichnete Wiederholung einer Handlung überall dort, wo derselbe mit einem Opt. freq. in Verbindung steht, ebenfalls schon aus dem Zusammenhange ersichtlich, und steht auch in der That überaus häufig eine einfache Aorist- und Imperfectform an solchen Stellen im Homer, an welchen wir den iterativen Aorist erwartet hätten.

In dem bis jetzt besprochenen Falle zeigt demnach der iterative Aorist überall eine Handlung an, die immer wieder eintrat, so oft eine andere, mit ihr in Verbindung stehende — und sie bedingende — Handlung vor sich gegangen, obwol manchmal der iterat. Aorist auch die Rolle eines Optativus frequentiae übernehmen kann. Die Verbindung des iterat. Aoristes mit einem Opt. freq. ist in diesem Falle auch die gewöhnliche. Bei Herodot finden wir nur eine einzige iterative Aoristform, nämlich *λάβεσκον*, und zwar an zwei Stellen IV. 78 und 130 (vergl. Krüger's Dialecte §. 32. A. 9), jedesmal in Verbindung mit einem Optativus frequentiae.

II. Während nun in dem eben besprochenen Falle der Zeitpunkt, bei dessen Eintreten auch die durch den iterat. Aorist bezeichnete Handlung immer wieder eintrat, ein bestimmter ist, indem die gewöhnlich durch den Opt. freq. ausgedrückte Handlung selbst diesen Zeitpunkt näher bestimmt, erscheint derselbe an anderen Stellen als ein mehr oder weniger unbestimmter, indem bloße unbestimmte Adverbien der Zeit (*ἄλλοτε, ὅτε*) auf den Zeitpunkt der durch den iterat. Aorist bezeichneten Handlung hinweisen. In diesem Falle jedoch steht mit dem Satze, in welchem der iterat. Aorist vorkommt, und der durch jene unbestimmten Adverbien eingeleitet erscheint, ein anderer ihm abgeordneter Satz in Verbindung, der durch dasselbe oder ein ihm ähnliches Adverb eingeleitet, ebenfalls einen iterat. Aorist oder ein iterat. Imperfectum, zuweilen auch ein einfaches Imper-

fectum enthält. Es verhalten sich dann die durch die beiden iterat. Formen bezeichneten Handlungen in Bezug auf die Zeit zu einander so, dass der durch die unbestimmten Zeitadverbien nur allgemein angedeutete Zeitpunkt des Eintretens einer jeden Handlung durch die ihr vorausgegangene oder nachgefolgte andere Handlung begrenzt — negativ bestimmt — erscheint.

4 331 f.:

ἄλλοτε μὲν τὰ Νότος βορρῇ προβάλεσκε φέρεσθαι,
ἄλλοτε δ' αὖτ' Ἑὺρος Ζεφύρῳ εἰλασκε διώκειν.

„Hizl schleuderte der Süd dem Nord es zum Schwunge zu, jetzt wieder wich der Ost dem West im Verfolgen“ (Zauper).

Der iterat. Aorist zeigt in einer solchen Verbindung, wie man sieht, eine Handlung an, die immer wieder eintrat, so oft ihr eine durch die andere iterat. Form bezeichnete Handlung vorausgegangen oder nachgefolgt. Da sich aber keine der beiden durch jene iterat. Formen bezeichneten Handlungen zur anderen als Bedingendes zum Bedingten verhält, so erscheinen sie mit einander bloß im Verhältnisse der Abwechselung, und zwar gewöhnlich in dem der raschen Abwechselung.

Von gleicher Art ist ψ 94 f.:

ὅψει δ' ἄλλοτε μὲν μιν ἐνωπαδίως ἐσίδεσκειν,
ἄλλοτε δ' ἀγνώσασκε κακὰ χροὶ εἴματ' ἔχοντα.

Σ 599 -602 finden wir einen seinem Gebrauche nach hierher gehörigen iterat. Aorist, der zugleich auf eine Wiederholung im Raume hinweist, obwol im Grunde doch nur an eine Abwechselung in der Zeit zu denken ist.

οἱ δ' ὅτε μὲν θρόνον ἐπισταμένοισι πόδεσσιν,
ῥεῖα μάλ', ὥς ὅτε τις τροχὸν ἄρμενον ἐν παλάμῃσιν
ἔξομενος κεραιμὲν πειρήσεται, αἶ κε θέησιν

welche Stellung auf jenem Schilde gleichsam verkörpert erschien, vernünftigt.

A 64 f. erscheint der iterative Aorist nur im ersten Gliede, ist aber im zweiten hinzuzudenken:

ὡς ἔκτωρ ὅτ' ἐν μὲν τε μετὰ πρώτοισι φάνεσκεν,
ἄλλοτε δ' ἐν πυράτοισι κελύων

In dem einen Satztheile iterat. Aoriste, in dem anderen ein iterat. Imperfect weist A 566 ff. auf; in dem ersten Gliede ein einfaches Imperfect, im anderen einen iterat. Aorist Ψ 868 f. Ohne Beihilfe von un- und verbiien erscheint das Ver- hältnis der Abwechs- bloßen Zusammenhang an- gedeutet Ξ 381 f. al in dem einen Satze ein einfaches Imperfect vi

οἰχόμενοι δ' ἑσθλὰ μὲν ἔσ-
σι τεύχε' ἄμειβον.
ἵα δὲ χεῖρονι δόσκειν.

In Hesiod (und in anderen Fragmenten) kommen bloß zwei iterat. Aor. von welchen eine unter I. angeführt worden, die andere vorher gehört; Schol. Apol- lon. ad I. 156.

ἄλλοτε μὲν
αἰετός, ἄλλοτε δ' αὐτὰ πελεσκετο, θαῦμα ἰδέσθαι,
μύρμηξ.

III. Erscheint der iterat. Aorist auf die unter I. und II. besprochene Art gebraucht, so zeigt er immer eine in der Zeit öfters wiederkehrende Handlung an. Das zu dem iterat. Aoriste gehörige Subject ist da bei einem jeden Eintritt der Handlung in die Wirklichkeit stets dasselbe. Der iterat. Aorist kann aber auch eine Handlung anzeigen, die, umgekehrt, fast zu einer und derselben Zeit, oder — strenger gefasst — ohne Rücksicht auf die Zeit von verschiedenen von einander unabhängigen Subjecten, von jedem derselben einzeln, ausgegangen und auf diese Weise sich wiederholt hat. Diesen Fall repräsentiert das in der Ilias und Odyssee so oft wiederkehrende „ὡς δέ τις εἶπεσκε“ κτλ. (B 271, Γ 297 u. a. m.). — Das Pron. indef. τις weist an solchen Stellen auf eine unbestimmte Mehrheit von Subjecten hin, an welche die durch εἶπεσκεν bezeichneten einzelnen Handlungen gleichmäßig vertheilt erscheinen. Statt τις steht auch ἄλλος als Subject β 331 „ἄλλος δ' αὐτ' εἶπεσκε νέων ὑπερηγορόντων.“ Dies ist nun die dritte Art der Verbindung, in welcher der iterat. Aorist vorkommen kann.

Es bleibt hier jedoch noch eine Stelle zu besprechen übrig, auf die schon unter I. hingewiesen worden, die aber theils auch hieher gehört, indem der darin vorkommende iterat. Aorist eine Handlung bezeichnet, die nicht bloß als eine in verschie- denen Zeitpunkten eintretende, sondern auch als eine von einer

unbestimmten Mehrheit von einander unabhängiger Subjecte ausgehende gedacht werden muss. Es ist dies A 636:

ἄλλος μὲν μογέων ἀποκινήσασκε τραπέζης
πλεῖον ἐόν, Νέστωρ δ' ὁ γέρον ἀμογητὶ ἄειρεν.

Wie man sieht, würde ἄλλος als Subject mit einer iterat. Form verbunden stets auf eine Mehrheit von Subjecten hindeuten, da man unmöglich an ein und dasselbe bestimmte Subject für alle die einzelnen Fälle des Eintretens der durch den iterat. Aorist bezeichneten Handlung denken kann. Die Unbestimmtheit des Subjectes gibt dann dem ganzen Satze eine eigenthümliche Färbung, was schon der Umstand beweist, dass man z. B. an dieser Stelle das ἀποκινήσασκε theils durch „hob,“ theils durch „hätte gehoben“ übersetzt, obgleich ἀποκ. nichts weniger als ein hypothetischer Indicativ ist. Den Anstrich des Hypothetischen gibt jedoch dieser Stelle, wie man sieht, nicht so das ἄλλος, als vielmehr μογέων und der Gegensatz zu ἀμογητὶ. Eine ähnliche Stelle mit einem iterat. Imperfect soll weiterhin berührt werden.

Alle im Homer, Herodot und Hesiod vorkommenden iterat. Aoriste gehören ihrer Verbindung nach in eine der unter I., II. und III. besprochenen Kategorien; nur ein einziger iterat. Aorist macht hievon eine Ausnahme, nämlich ἀνδῆσασκε, E 786 (ὅς τόσον ἀνδῆσασχ', ὅσον ἄλλοι πεντήκοντα), an welcher Stelle — abweichend von dem unter I. besprochenen regelmässigen Gebrauche — die durch den iterat. Aorist bezeichnete Handlung an keinen bestimmt angegebenen Umstand geknüpft erscheint, obwohl derselbe in Gedanken leicht suppliert wird: der (so oft es nöthig war, in der Schlacht) so zu rufen im Stande war, wie andere fünfzig.



die während ihrer jedesmaligen Erscheinung nicht lange gedauert, sondern schnell vorübergiengen, meist durch den iterat. Aorist ausgedrückt werden, ist aus der eigenthümlichen Bedeutung des Aoristes überhaupt leicht zu erklären.

b) Der iterat. Aorist bezeichnet in der Regel eine solche Handlung, die unter gewissen näher angegebenen Umständen immer wieder eingetreten. Die Handlung nämlich, mit deren Eintreten in dem unter I. besprochenen Falle auch die durch den iterat. Aorist ausgedrückte Handlung immer wieder eintritt, oder die mit derselben unter II. abwechselnd erscheint, ist ein den Zeitpunkt des jedesmaligen Eintretens der durch den iterat. Aorist bezeichneten Handlung näher bestimmender Umstand, sowie auch in dem unter III. berührten Falle dem ὡς δὲ τις εἶπεν immer die Darlegung eines solchen Factums vorausgeht, das die durch εἶπεν bezeichnete Handlung veranlasst hat, daher man es auch durch „da sprach so Mancher“ übersetzt. Nur erscheint die Verbindung der durch den iterat. Aorist ausgedrückten Handlung mit derjenigen, die sich zu ihr als ein näher bestimmender Umstand der Zeit verhält, unter I. und II. auch syntaktisch genauer dargelegt und vermittelt, unter III. aber nur lose angedeutet. In den ersten zwei Fällen ferner erscheint der näher bestimmende Umstand ebenso oft wieder eintretend, wie die durch den iterat. Aorist bezeichnete Handlung, im dritten Falle jedoch nur einmal, indem die von einem jeden der von einander unabhängigen Subjecte ausgehende Handlung durch ein und dasselbe nur einmal eingetretene Factum veranlasst wird. Von dieser ganz regelmässigen Erscheinung macht, wie oben bemerkt worden, nur eine einzige Stelle eine Ausnahme, nämlich E 786.

Es ist übrigens auch ganz natürlich, wenn die Wiederholung einer einzeln in die Wirklichkeit eintretenden — meist schnell vorübergehenden — Handlung, die überdiess immer auch unabhängig von ihrer früheren Erscheinung wieder eintritt, in der Regel auf eine solche Weise bezeichnet wird, dass zugleich auch der Umstand angegeben erscheint, an welchen sich diese jedesmal wieder eintretende Handlung gleichsam anlehnt; so sagt man wol auch im Deutschen losgetrennt von aller weiteren syntaktischen Verbindung: „er trug immer ein Schwert,“ keineswegs aber „er ergriff jedesmal ein Schwert“ oder „es erhob sich jedesmal ein Wind,“ — weil das aoristische „ergreifen,“ „sich erheben“ in diesen Sätzen eine nähere temporale Bestimmung erheischt. Ich weise hier jedoch auf das Deutsche hin, um zu vergleichen, keineswegs aber, um zu viel zu beweisen. Dass aber der Gebrauch des iterat. Aoristes bei weitem nicht so frei gewesen, wie der des iterat. Imperfects, beweist ganz deutlich schon der Umstand, dass der iterat. Aorist in Homer viel seltener anzutreffen ist, als

das iterat. Imperfectum, während er bei Herodot und Hesiod nur an zwei Stellen vorkommt. Dass in den Fragmenten der Cyklicher weder ein iterat. Aorist noch ein iterat. Imperfectum erscheint, mag etwas bloß zufälliges sein.

c) Der iterat. Aorist bezeichnet nicht so sehr ein Imperfectum — d. h. eine unbestimmte Reihe — von einzelnen in die Wirklichkeit eintretenden Handlungen, als vielmehr eine einzige — die je des malige Handlung. — Will man über die Eigenthümlichkeit der iterat. Aoriste mit Rücksicht auf deren Gebrauch etwas ausführlicher sprechen, so sieht man sich freilich gezwungen zur Erzielung der nöthigen Deutlichkeit zu Ausdrücken, wie „Reihe von Handlungen,“ „Mehrheit von einzelnen Handlungen“ u. dgl. die Zuflucht zu nehmen; es ist jedoch nicht zu übersehen, dass dergleichen Ausdrucksweisen mehr dem lateinischen Imperfectum, wenn dasselbe die Wiederholung einer Handlung bezeichnet, als dem griechischen Aoriste entsprechen, da sich bei diesem in der Regel der Begriff der jedesmaligen Handlung, also des einzelnen, vor dem der Reihe geltend macht. Der iterat. Aorist kommt nämlich regelmässig in einer solchen Verbindung vor, dass durch den ganzen Zusammenhang auf einen einzigen, unbestimmten, mehrere Fälle gleicher Art vertretenden Fall hingewiesen wird. Betrachten wir zuerst den unter I. besprochenen Fall, so sehen wir da den iterat. Aorist meist in Verbindung mit einem Optativus frequentiae, und dieser hat häufig ein unbestimmtes Pronomen zum Objecte (ὅν τινα) vergl. die unter I. angeführten ersten Beispiele. So wie dieses unbestimmte Pronomen auf ein einziges unbestimmtes Object hinweist, so hebt auch der Optal. fr. die Unbestimmtheit des angenommenen Falles (eben als ein Optativ) noch mehr hervor. Auf gleiche Weise hat auch der iterat. Aorist, wenn er ein Object, das (Ordet, für, mit

Object sich bezogen oder — wenn das Object fehlt — beim Eintreten eines jeden Falles gleicher Art wieder eingetreten, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich bei ihrem jedesmaligen Eintreten wiederholt hat oder nicht. So drückt z. B. das ἐρητύσασθαι B 190 das bloße Eintreten der Handlung des „Zurückhaltens“ mit Rücksicht auf ein und dasselbe jedesmalige Object aus, abgesehen davon, ob sie sich bei einem minder Willigen nicht etwa wiederholt hat. — Auf ähnliche Weise wie in diesen wird auch in Sätzen anderer Art durch ὅτε, ὅποτε u. ä. auf einen unbestimmten, allgemeinen Fall hingewiesen. — Dasselbe gilt auch bezüglich der unter II. besprochenen Verbindung des iter. Aoristes. Sowol ἄλλοτε als ὅτε weisen auf einen unbestimmten einzelnen Zeitpunkt hin, der in der Wirklichkeit bald dieser, bald jener war, so dass auch hier der Begriff der einzelnen, jedesmaligen Handlung hervortritt. — Am klarsten zeigt sich diess im Falle III., wo die Iterativform stets nur mit einem Subjecte im Singular erscheint, nämlich mit τις, ἄλλος. Vergleichen wir z. B. das ὧδε δέ τις εἶπεσκεν Ἀχαιῶν τε Τρώων τε Γ 297 mit dem darauf hinweisenden ὡς ἔφην im Verse 301 desselben Gesanges, so tritt die Bedeutung des iterat. Aoristes ganz deutlich hervor. Das εἶπεσκεν weist auf einen einzelnen, viele andere Fälle gleicher Art vertretenden Fall hin, ἔφην aber fasst alle diese möglichen Fälle zusammen, daher auch dort der Singular, hier der Plural.

Wenn ich jedoch auf den Singular des Subjectes oder Objectes besonders hinweise, so thue ich es nur der größern Deutlichkeit halber, da es sich von selbst versteht, dass durch den Plural des Objectes dort, wo überhaupt ein Object vorkommt, die Bedeutung des iterat. Aoristes in nichts modificiert wird, ebenso wenig, wie dieselbe durch den Plural des Subjectes modificiert werden kann; denn auch für diesen Fall ist die jedesmal eintretende Handlung als eine von einer und derselben Mehrheit der Subjecte wie von einem einzigen Subjecte ausgegangen oder auf eine für jeden einzelnen Fall auf eine Mehrheit von Objecten wie auf ein einziges Object zu beziehende aufzufassen (vergl. bezüglich des Plurals des Subjectes die unter II. angeführte Stelle Σ 599—602 und mit Rücksicht auf den Plural des Subjectes und Objectes zugleich Herodot IV. 180).

Weniger klar tritt der Begriff der einzelnen Handlungen dort hervor, wo die Angabe des immer wieder eintretenden Umstandes, an den sich die durch den iterat. Aorist bezeichnete Handlung anschliesst, mit Beihilfe von Zahlwörtern vermittelt wird, z. B. an den unter I. angeführten Stellen I 328—331, λ 206—208.

Erwägt man nun das eben jetzt unter c) gesagte, und wirft zugleich einen Blick auf b) zurück, so kann man unmöglich länger in Zweifel darüber sein, was für eine Iterativform

der iterat. Aorist seinem Gebrauche nach ist. Er ist nämlich, wie man aus dem ganzen ersieht, eine distributive Iterativform, indem einerseits die einzelnen durch den iterat. Aorist angedeuteten Handlungen an andere immer wieder eintretende Handlungen (I. und II.), oder auch an mehrere von einander unabhängige Subjecte (III.) gleichsam vertheilt erscheinen, anderseits aber der Begriff der einzelnen in die Wirklichkeit eintretenden Handlung vor dem der Reihe sich geltend macht. Gerade so, wie in dem Satze „*Post Romuli mortem per quinos dies senatores imperaverunt*“ — das *quini dies* nichts mehr bezeichnet als „fünf Tage,“ jedoch so, dass man die jedesmaligen fünf Tage zu verstehen hat, wodurch sich eben *quini* von *quinque* unterscheidet; ebenso bezeichnet auch der iterat. Aorist vor allem wol die einzelne, dabei jedoch auch die jedesmalige Handlung, worin er vom einfachen Aoriste seiner Bedeutung nach abweicht. Wie sich ferner *deni* in dem Satze „*Caesar et Ariovistus praeter se denos ad colloquium adduxerunt*“ zu *viginti* verhält, so würde sich auch — abgesehen von jedem anderen Unterschiede — des iterative Aorist zum einfachen Imperfectum verhalten, wenn durch dieses die durch den iterat. Aorist bezeichnete Wiederholung ausgedrückt werden sollte.

Der iterat. Aorist ist demnach eigentlich eine distributive Iterativform. — Dass übrigens *ἀνδιόσασθαι* an der oben angeführten Stelle den Begriff der einzelnen Handlung nicht in eben dem Maße hervorzuheben im Stande ist, leuchtet ein (vgl. das iterat. Imperfectum).

α) Aus β) und γ) folgt zugleich, dass die durch den iterat. Aorist bezeichnete jedesmalige Handlung stets als eine solche auf-

hindurch andauernde Wiederholung einer Handlung bezeichnet werden soll; diess ist jedoch bei weitem seltener und findet bloß in besonderen Fällen, die weiter unten besprochen werden sollen, statt.

Erwägt man diess alles, so kann man daraus leicht die eigentliche Bedeutung des iterat. Aoristes bestimmen. Der iterat. Aorist zeigt nämlich eine unter gewissen, in der Regel näher angegebenen Umständen immer wieder eintretende Handlung an. Ist nun auf diese Weise die Bedeutung des iterat. Aoristes bestimmt, so ist es nicht nöthig, auf die verschiedene Weise, wie sich durch die Übersetzung ins Deutsche derselben gerecht werden lässt, ausführlicher einzugehen. Der Umschreibung durch 'pflegen' entzieht sich die iterative Aoristform meistens eben durch die distributive Bedeutung, welche in ihr die ursprüngliche und in dem Umfange des Gebrauches die vorherrschende ist. Aber auch der Versuch, die distributive Bedeutung durch Adverbia 'jedesmal, stets, immer wieder, immer' zu ersetzen, ist in vielen Fällen unausführbar, theils wegen der Schwerfälligkeit des Ausdruckes, theils weil diese Umschreibungen durch die Satzfügung unmöglich gemacht werden. In den meisten Fällen muss man es aufgeben, der iterativen Form des Aoristes ihren besonderen Ausdruck in der Übersetzung zu geben, und es dem Leser überlassen, die Bedeutung desselben aus dem Zusammenhange zu entnehmen.

Iteratives Imperfectum.

Wie der iterat. Aorist das jedesmalige einer solchen Handlung bezeichnet, die an und für sich, abgesehen von dem Begriffe der Wiederholung, durch einen einfachen (nicht iterat.) Aorist ausgedrückt würde, so deutet wieder das iterat. Imperfectum das jedesmalige einer an und für sich durch das einfache Imperfectum auszudrückenden Handlung an. Bezüglich der Art seines Gebrauches jedoch sind zwei Hauptfälle zu unterscheiden; es kann nämlich entweder in den unter I., II. und III. besprochenen Verbindungen vorkommen, in denen der iterative Aorist regelmässig vorzukommen pflegt, oder losgelöst von diesen Verbindungen.

A. Das iterative Imperfectum kann zuerst in allen jenen Verbindungen vorkommen, in welchen der iterative Aorist regelmässig vorzukommen pflegt, und man trifft es, wie man es schon aus den im vorangehenden angeführten Stellen ansehen, häufig in Gesellschaft eines iterat. Aoristes.

Zu I. Das iterat. Imperfect kann eine Handlung bezeichnen, die immer wieder vor sich gieng, so oft eine andere, dieselbe

bedingende Handlung stattgefunden, oder überhaupt ein bestimmter Zeitpunkt wieder eingetreten. Diese bedingende Handlung oder der jedesmalige Zeitpunkt erscheint wie beim iterat. Aoriste näher bezeichnet § 87—92:

ἦτοι ὅτε λήξειεν αἰδῶν θεῶς ἀοιδός,
θάκον' ὁμορξάμενος κεφαλῇς ἄπο φάρος ἔλεσεν,
καὶ δέκας ἀμικνύπειλλον ἑλὼν σπείσασκε θεοῖσιν.
αὐτὰρ ὅτ' ἄψ' ἤρχοιτο καὶ ὀτρύνειαν αἰδεῖν
Φαιήκων οἱ ἄριστοι, ἐπεὶ τέρπον' ἐπέεσσιν
ἄψ' Ὀδυσσεὺς κατὰ κρᾶτα καλυψάμενος γοῶάσκειν.

Während an dieser Stelle durch *ἔλεσε* und *σπείσασκε* das bloße jedesmalige Eintreten der durch diese iterat. Aoriste bezeichneten Handlungen angezeigt wird, drückt *γοῶάσκειν* das jedesmalige der in ihrer Dauer vorgestellten Handlung aus. Zugleich tritt bei den an dieser Stelle vorkommenden iterat. Formen der Unterschied zwischen dem schneller vorübergehenden und dem länger andauernden offen zu Tage.

Die Handlung jedoch, welche die durch das iterat. Imperfect bezeichnete bedingt, erscheint ebenso wie beim iterat. Aoriste nicht immer durch einen Optat. freq. ausgedrückt, sondern oft durch andere Formen, vgl. I 333, Q 752, und mit einem Particip Q 23 f. Auch kann der jedesmalige Zeitpunkt mit Hilfe eines Substantivs bezeichnet werden; Herod. VII. 106 (*πέμπισκε δὲ ἀνὰ πᾶν ἔτος*).

Zu II. Das iterative Imperfect kann auch im Verhältnisse der bloßen Abwechselung vorkommen, man trifft es jedoch nur in Verbindung mit einem iterat. Aoriste in dem anderen nebengeordneten Satze oder Gliede des Satzes: § 371—376.

ὁ μὲν ἐν μέσῳ ἄνδρα φέρεσεν,
τὼ δ' ἐτέρῳ ἐκάτερθεν ἱτην σῶοντες ἐταίρους.
„der in der Mitte trug seinen Mann.“

Eine ähnliche Stelle, wo jedoch ein Neutrum Pluralis als Subject vorkommt, findet man v 194:

τοῦνεκ' ἄρ' ἄλλοιθ' ἐὰν φαίνεται πάντα ἄνακτι
„darum schien dem Könige alles verändert.“ Das durch πάντα bezeichnete unbestimmte Mehrere erscheint in den nachfolgenden Versen näher bestimmt durch ἀτραπιτοὶ τε διηυκτές λιμένες τε πύργοι τε πύλαι τε ἄλλα καὶ δένδρεα τηλεθόοντα. —

Freilich ist hier z hingewiesen, da bei eine gewisse Zeitfolge dieser Stelle offenbar auch überhaupt an f stimmte Mehrheit v Wirklichkeit eintrete.

zeitig aufgefasst wer

Aus dem zu I

Imperfects gesagen

α) Dass das iter

ihre Dauer vorgestellten Handlung bezeichnet, während der iterat. Aorist das bloße jedesmalige Eintreten einer Handlung anzeigt. Ist diess nun im ganzen richtig, so darf doch nicht übersehen werden, dass auch in ihrer Dauer aufgefasste Handlungen mit Rücksicht auf die Länge dieser Dauer eine große Verschiedenheit zeigen. Man vergl. z. B. „sitzen“, „loben“ mit „fallen“, „einmal geben“, wie unbedeutend ist oft die Dauer dieser letzteren zwei Thätigkeiten! Wie noch unbedeutender bei dem oben besprochenen „werfen“ oder bei „verwunden“, „stechen!“ Der Anfang und das Ende dieser letzteren Handlungen fließen gleichsam zusammen, sie sind momentan. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir Stellen mit ῥίπτασθον, οὔτασθε finden, wo es uns schwer wird, den Begriff der Dauer nachzuweisen. Während es uns bei der oben citierten Stelle θ 374—376 gelungen ist, ῥίπτασθε durch Hinweisung auf das Schwingen genügend zu erklären, gelingt es nicht im gleichen Maße z. B. O 23:

ὃν δὲ λάβοιμι,
ῥίπτασθον τεταγὼν ἀπὸ βήλου.

Oder in II. O 745: οὔτασθε.

ὃς τις δὲ Τρώων κοίλῃς ἐπὶ νηυσὶ φέροιτο,
τὸν δ' Αἴας οὔτασθε δεδεγμένος ἔχει μακρῷ.

Vergleicht man das iterat. Imperf. οὔτασθε an dieser Stelle mit οὐτήσασθε X 373:

ὥς ἄρα τις εἶπεσθε καὶ οὐτήσασθε παραστάς,

so wird man wol — abgesehen von dem verschiedenen Gebrauche des iterat. Aoristes an dieser und des iterat. Imperfectes an jener Stelle — einen erheblichen Unterschied kaum ausfindig machen können. Freilich ist es zuletzt doch nur subjectiv, ob man irgendwo eine Dauer annehmen will oder nicht, und ist demnach ein zwingender Beweis in diesem Puncte unmöglich. — Selbst die Annahme, dass *ῥιπτασθον* auf eine mit Anstrengung, *οὐρανός* aber auf eine mit Vorsicht vorgenommene Handlung hinweise, würde mich nicht zufrieden stellen können.

β) Das iterative Imperfect bezeichnet in den angegebenen Fällen eine unter gewissen, näher angegebenen Umständen immer wieder stattgefundene Handlung.

γ) Auch das iterative Imperfect ist ursprünglich eine distributive Iterativform.

δ) Das iterative Imperfect bezeichnet eine Handlung, die erst nach einem längeren oder kürzeren Zeitraum immer wieder stattgefunden (ad I. und II.) oder die von einer unbestimmten Mehrheit von einander unabhängiger Subjecte ausgegangen (ad III.).

ε) Auch das iterative Imperfect kann, wenn es die Wiederholung in der Zeit bezeichnet (I. und II.), eine sowohl während eines längeren als auch kürzeren Zeitraumes immer wieder stattfindende Handlung andeuten. Wenn man jedoch alle hierher gehörigen Stellen mit einem iterat. Imperfect vergleicht, so sieht man, dass das iterat. Imperfectum zur Bezeichnung einer nur kurze Zeit hindurch immer wiederkehrenden Handlung nur dort gebraucht wird, wo entweder der Begriff der Dauer der jedesmaligen Handlung besonders hervorzuheben ist, oder wo es eine Handlung bezeichnet, die

würden, die auch in ihrer jedesmaligen Dauer auf einen nur kurzen Zeitraum beschränkt wäre; bedenkt man jedoch, dass Handlungen, die im Verhältnisse der bloßen Abwechselung vorgestellt werden, meist als schnell abwechselnd aufgefasst werden müssen, so hat man sich jene Erscheinung zur Genüge erklärt. Soll nämlich eine bei ihrem jedesmaligen Stattfinden länger andauernde Handlung mit einer anderen ihr hierin ähnlichen im Verhältnisse der Abwechselung dargestellt werden, so muss in der Regel sowol diese als auch jene eine nähere temporale Bestimmung bei sich haben. Hierfür spricht die in der Odyssee sich wiederholende Stelle (z. B. B 104 f.):

ἐνθα καὶ ἡματιῇ μὲν ὑφαίνεσκεν μέγαν ἱστὸν,
νύκτας δ' ἀλλύεσκεν, ἐπεὶ δαῖδας παραθείτο.

Die durch die hier vorkommenden iterat. Imperfecta bezeichneten Handlungen stehen nicht im Verhältnisse der bloßen Abwechselung, denn es gehört die ganze Stelle nicht bloß zu II., sondern auch zu I., indem ὑφαίνεσκεν durch ἡματιῇ, ἀλλύεσκεν aber durch νύκτας und ἐπεὶ δαῖδας παραθείτο temporel ganz genau bestimmt erscheint.

Im ganzen kann man sagen, dass das iterat. Imperfect zur Bezeichnung einer nur kurze Zeit hindurch immer wiederkehrenden Handlung in der Ilias und Odyssee kaum an vollen zehn Stellen gebraucht vorkommt.

Das iterative Imperfect bezeichnet daher seinem bis jetzt besprochenen Gebrauche nach eine unter gewissen näher angegebenen Umständen immer wieder stattfindene, in ihrer Dauer aufgefasste Handlung.

Bei Herodot erscheint das iterat. Imperfect mit Ausnahme einer einzigen Stelle VI. 12 (ἐθέλεσκον) stets auf die unter I. besprochene Weise gebraucht, indem der Umstand, welcher die durch das iterat. Imperfect ausgedrückte Handlung bedingt, entweder durch einen Satz mit einem Optat. freq. (was meistens der Fall ist), oder durch ein Particip oder auf eine andere Art klar angedeutet wird, so dass sich das iterat. Imperfect überall als eine distributive Iterativform geltend macht. Auch erstreckt sich die durch diese iterat. Imperfecta bezeichnete Wiederholung immer auf einen längeren, verhältnismäßig langen Zeitraum.

B. Das iterat. Imperfect kommt jedoch häufig so gebraucht vor, dass der Umstand oder Zeitpunkt, bei dessen jedesmaligem Eintreten auch die durch das iterat. Imperf. bezeichnete Handlung immer wieder vor sich geht, nicht angegeben erscheint. Stellen, an welchen das iterat. Imperf. auf diese Weise gebraucht vorkommt, sind bei Homer bei weitem zahlreicher, als diejenigen, an welchen auf den Zeitpunkt der stets wiederkehrenden Handlung mit Bestimmtheit hingewiesen wird.

Obwol nun das iterat. Imperf. auch auf diese Weise gebraucht im allgemeinen eine Handlung bezeichnet, die immer wieder stattgefunden, so versteht es sich doch von selbst, dass der Begriff der Distribution bei solchen Imperfecten nicht so deutlich hervortreten kann, indem sich da mehr der Begriff der Reihe geltend macht als der der einzelnen Handlung. Das iterative Imperfect bezeichnet in diesem Falle stets eine durch längere Zeit andauernde Wiederholung der Handlung; doch ist hierbei ein Unterschied zu machen zwischen solchen iterat. Imperfecten, die eine erst nach einem bestimmten Zeitraum immer wiederkehrende Handlung bezeichnen, und solchen, die eine ohne alle Unterbrechung vor sich gehende Wiederholung andeuten.

Zu den letzteren gehören iterative Imperfecte von Verben, die einen lange Zeit hindurch andauernden Zustand oder auch eine solche lange Zeit hindurch wiederholte Handlung bezeichnen, die mit Rücksicht auf das Object derselben als etwas Zuständliches aufgefasst werden kann; z. B. *φιλέειν*, *μαρτυράειν*, *ἴσκειν*, *καλέειν* u. ä. (das zuletzt angeführte Imperfect bezeichnet eine Handlung, die mit Rücksicht auf das Object als etwas Zuständliches gelten kann: genannt werden, heißen). Iterative Imperfecta dieser Art unterscheiden sich bei Homer und Hesiod von den einfachen Imperfecten nur dadurch, dass durch dieselben der Begriff des stets, von jeher Stattgefundenen und eine lange Zeit hindurch Andauernden nachdrücklicher hervorgehoben wird. Bei Herodot jedoch kommt *ἴσκειν* stets als eine streng distributive Iterativform vor.

Die anderen iterativen Imperfecte jedoch, nämlich jene, die

häufig die sogenannte mehrmomentige Form angewendet, wie sie denn auch sonst dem iterat. Imperfecte des Griechischen sehr nahe kommt. Vgl. *T* 85 f., *Θ* 863, *I* 451 u. a. —

So viel wäre über das iterat. Imperfect überhaupt zu sagen, wenn dasselbe eine immer wieder stattgefundenene Handlung bezeichnet, ohne dass zugleich die Umstände, unter denen sie immer stattfand, angegeben erscheinen. Ich berühre nur noch das, dass auch beim iterat. Imperfecte der Fall eintreten kann, dass durch das Subject ἄλλος neben der Iteration in der Zeit zugleich auf die Mehrheit der Subjecte hingewiesen werden kann. *II* 225 f:

ἐνθα δέ οἱ δέπας ἔσκε τετυγμένον, οὐδέ τις ἄλλος
οὔτ' ἀνδρῶν πίνεσκεν ἀπ' αὐτοῦ αἰθοπα οἶνον,
οὔ τέ τεφρ σπένδεσκε θεῶν, ὅτε μὴ Διὶ πατρὶ.

Man ersieht aus dem über das iterat. Imperfect gesagten, dass es im Deutschen offenbar ungleich häufiger durch Umschreibung mittels „pflegen“ wiedergegeben werden kann, als der iterat. Aorist, dass jedoch auch hier eine Umschreibung durch „pflegen“ vom griechischen Texte in den meisten Fällen ebenso abweicht, wie das immer wieder stattfindende von dem, was stattzufinden pflegt; daher denn auch in Übersetzungen — abgesehen von der Unbequemlichkeit einer solchen Umschreibung — hierzu seltener Zuflucht genommen wird. Über andere Versuche, für die iterative Form des Verbums einen Ersatz durch ein Adverbium zu suchen, welches den Ausdruck der Zeit oder der Wiederholung in sich aufnimmt, gilt das gleiche wie beim iterativen Aorist, dass die Beschaffenheit der einzelnen Stelle über die Möglichkeit und Angemessenheit entscheiden muss; ihre Mannigfaltigkeit lässt eine allgemeine Norm für die Übersetzung nicht zu, und oft ist man auch beim iterativen Imperfect genöthigt, auf ein Wiedergeben durch den sprachlichen Ausdruck zu verzichten.

Das Verhältniss des iterativen Aoristes zum iterativen Imperfectum.

Vergleicht man das über die iterativen Aoriste und Imperfecta gesagte im allgemeinen, so lassen sich folgende Unterschiede zwischen dem iterativen Aoriste und dem iterativen Imperfect in Bezug auf ihren Gebrauch und ihre Bedeutung aufstellen:

1. Der iterative Aorist bezeichnet das bloße Eintreten, das iterative Imperfect die Dauer einer immer wiederkehrenden Handlung.

2. Der Zeitpunkt, mit dessen Wiederkehr auch die durch den iterativen Aorist bezeichnete Handlung immer wieder eintrat, erscheint in der Regel bestimmter angegeben; das iterative Imperfect kommt jedoch sehr häufig so gebraucht vor, dass jener Zeitpunkt, in welchem die durch dasselbe ausgedrückte Handlung jedesmal stattfand, nicht ausdrücklich angegeben wird.

3. Sowol der iterative Aorist als auch das iterative Imperfect sind ursprünglich distributive Iterativformen, und es macht sich der Begriff der einzelnen jedesmaligen Handlung mehr oder weniger überall dort geltend, wo der Zeitpunkt des Stattfindens derselben bestimmter angegeben erscheint, während dort, wo dies nicht der Fall ist — vorzugsweise beim iterativen Imperfect — der Begriff der Reihe in den Vordergrund tritt.

4. Weist der iterative Aorist und das iterative Imperfect auf eine Wiederholung in der Zeit hin, so ist die durch dieselben bezeichnete Handlung in der Regel als eine solche aufzufassen, die immer erst nach einem bestimmten Zeitraum stattgefunden. Doch zeigt das iterative Imperfect manchmal auch eine Handlung an, die lange Zeit hindurch ohne alle Unterbrechung andauert, wenn das Verb an und für sich schon einen lange andauernden Zustand ausdrückt.

5. Der iterative Aorist kann eine sowol längere als auch kürzere Zeit hindurch fortgesetzte Wiederholung der Handlung bezeichnen; es wird aber zur Bezeichnung einer nur kurze Zeit hindurch andauernden Wiederholung der Handlung stets der iterative Aorist gebraucht, wenn die Dauer der Handlung nicht nachdrücklich hervorgehoben werden soll.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Platon's ausgewählte Schriften. Für den Schulgebrauch
erklärt von Dr. Christian Cron, Gymnasialprofessor in Augsburg.
Erster Theil. Vertheidigungsrede des Sokrates und Kriton. (XIV u.
134 S. gr. 8.) Leipzig, G. Teubner, 1857. — 9 Ngr.

Vorliegende Ausgabe ist bereits seit geraumer Zeit dem Publicum bekannt, so dass es fast als Anachronismus erscheinen kann, dieselbe noch anzeigen zu wollen; allein es wäre unrecht, wenn eine Besprechung dieser so vortrefflichen Arbeit in diesen Blättern fehlen würde, und dann mag ja auch die grössere Bekanntheit, die das Werk seither erhalten hat, das Interesse an der Besprechung erhöhen.

In der ausführlichen (8 Seiten starken) Vorrede legt der Hr. Verf. die sehr richtige Ansicht nieder, dass die Schulausgabe nie der Thätigkeit des Schülers oder Lehrers vorgreifen, nie den Lehrer überflüssig zu machen versuchen soll. Dass der lebendige Verkehr zwischen Lehrer und Schüler Vortheile bringt, die nie und auf keine Weise durch noch so sorgfältige schriftliche Mittheilung ersetzt werden können, weiß jeder, der auch nur eine Stunde in der Schule gelehrt hat. Wenn aber der Hr. Vf. sagt, dass der Wunsch der Selbstthätigkeit des Schülers nicht vorzugreifen ihn bestimmt hat, keine Übersicht des Inhaltes der Apologie, sondern statt derselben eine rhetorische Disposition zu geben, so geht er unserer Ansicht nach viel zu weit in dieser Sorgfalt. Schon der Umstand, dass der Hr. Vf. die Disposition gibt, zeigt deutlich, dass etwas derartiges unvermeidlich ist; denn es ist ebenso Bedürfnis für den Leser, wie für den Schreiber, das viel besprochene doch auch wenigstens zu einer vorläufigen Anschauung zu bringen. Wenn es aber diess unvermeidlich ist, so ist nicht einzusehen, warum man sich auf geradem Wege zum Ziele zu gelangen, auf allerhand Umwegen derselbe verfehlen soll; denn was soll in einer Einleitung zur Apologie des Sokrates eine rhetorische Disposition, bei der der Hr. Vf. sorgfältig vermeidet Grenzpunkte anzugeben, und nur einfach versichert, dass die betreffenden Stücke sich wirklich in der Apologie vorfinden. Ebenso schwankend und alle bestimmten Andeutungen vermeidend ist die An-

gabe der Disposition des Kriton. Die Angabe einer Disposition hat aber nur dann ihre volle Bedeutung, wenn die Grenzen der Theile genau angegeben sind. Man soll nicht, wie der Hr. Vf., eine Disposition zugleich angeben und nicht angeben; denn der Wunsch, auf den Leser anregend zu wirken, darf doch nicht die Form willkürlicher Reticenz annehmen. Während hier unserem Urtheile nach der Hr. Vf. zu sorgfältig das Gebiet der Thätigkeit des Schülers abgrenzt, scheint er uns dagegen auf anderer Seite in einer nicht passenden Weise für sein Buch die Thätigkeit des Lehrers zu vindicieren. Wir meinen die im Commentar nicht selten beliebte Frageform der Anmerkungen. Dieses scheint uns in der That ein ganz fruchtloser Versuch, in die Thätigkeit des Lehrers einzugreifen. Der Lehrer hat ein Recht eine Frage zu stellen, er kann die Frage allmählich dem Denken des Schülers anpassen, er kann im Fragen lehren, und endlich wenn er zu all dem zu ungeschickt wäre, so liegt es doch in seinem eigenen wie des Schülers Interesse, zu wissen, was derselbe weiß; für das todte Buch gilt all das nicht; es hat daher gar kein Recht uns Fragen zu stellen, oder die Beantwortung der gestellten zu erwarten.

In der Einleitung bildet natürlich den ersten Theil eine kurze Skizze des Ganges der vorsokratischen Philosophie, dieses nothwendige Übel einer jeden Einleitung für Schulausgaben der Platonischen Schriften. Wir finden sie hier bei aller Kürze in lobenawerther Präcision gegeben; nur gegen folgende Stelle (S. 3) müssen wir Einspruch erheben: 'Diese Fassung des Ausdruckes zeigt genugsam, dass Heraklit . . . durch das immer lebende Feuer nur die lebendige Kraft des Werdens bezeichnen wollte' . . . An eine Kraft darf man bei Heraklit überhaupt nicht denken; am allerwenigsten aber das Feuer als solche bezeichnen, das vielmehr die Stufe der höchsten, vollkommensten Existenz der Ma-

position annimmt . . . » und weiter (S. 34): 'Kaum mochte ein gebildeter Athener, wenn er die Schrift las, sich der Erinnerung an die Aeschyleische Tragödie haben entschlagen können, in welcher die weisheitsvolle Schutzgöttin Athene selber durch ihre Stimme den Angeklagten freisprach. Hier, wo nicht die Weisheit zu Gericht saß, wurde er verurtheilt; aber wir fühlen es, auch hier geht er als Sieger hinweg . . .'; so geht er in seiner Begeisterung weiter als billig ist. Der Charakter des Großartigen ist in der Schrift vielmehr gemieden, der des Dramatischen fehlt ebenso sehr, als sich unserer modernen Vorstellung, deswegen dürfen wir ihn zu allerwenigsten ist aber Anlass des Aeschylos zu denken, oder muthe, die höchst wahrscheinlich, eben nur an diese werden gedacht haben.

Nach einer kurzen das attische Gerichtswesen.

Die grammatisch . . . Anlass zu entgegenenden

darauf, in präciser Fassung das zum (vollständigen) Verständnisse der Stelle nothige zu geben, und dass sie diess vollkommen erreichen, ist das beste Lob derselben. Nur hie und da möchten wir in Kleinigkeiten Einsprache erheben:

17 C möchten wir jetzt τῆς τῇ ἡλικίᾳ lieber temporal fassen. — 18 C die Bemerkung über λόγος δίκαιος und λόγος ἀδίκος ist dahin zu vervollständigen, dass dort λόγος δ. die altväterische und λ. ἀδίκος die moderne Anschauungsweise repräsentiert. — 19 C sehr richtig dagegen ist die Auffassung der bisher durchaus falsch ausgelegten Worte μὴ πως — φύγοιμι: 'ich sage diess nicht um einer Anklage des M. zu entgehen.' — 20 B 'Εὐχρὸς κτλ. Drei Antworten auf drei Fragen. Es wird ein älterer und ein jüngerer unterschieden.' Die Fassung ist mangelhaft. — 21 B δέμης ist genau das lat. *fas*, 'das in der Weltordnung begründete,' keineswegs von ausschließlich sittlicher Bedeutung; wie Strepsiades in den 'Wolken' den Arynias fragt, ob denn nicht wie das Capital durch das Hinzuschlagen der Zinsen, so auch das Meer durch das Hineinfließen der Flüsse größer wird, antwortet dieser 'ὅτι γὰρ δέμης αὐτῇ' 'es wäre gegen die Weltordnung' ein Umsturz der Welt würde dadurch entstehen. — Zu 22 D ἡπίστατο: 'so fand es S. damals; dem accommodiert sich das Verb, obwol die Handlung nicht auf diese Zeitsphäre beschränkt dargestellt werden soll.' Soll wol heißen: 'obwol die Sache nicht auf diese Zeitsphäre beschränkt ist;' denn als beschränkt wird sie dargestellt, oder vielmehr es wird von der ganzen unbeschränkten Dauer der Sache nur so viel als hier eben in Betracht kommt, dargestellt. — Ebendas. 12 'ὅπερ καὶ . . . καὶ of. Das doppelte καὶ hat correl. kraft. Im D. wird eines nicht übersetzt.' Man

kann beide übersetzen, das erste mit 'schon, bereits,' das zweite mit 'auch.' — 27 A καὶ πρὶν. πρὶν kann hier wol als abstractes Nomen dem προτιθέναι entsprechend gelten. — 31 B ἀπὸ in ἀνασχυντῆσαι drückt keineswegs die Vollendung aus, 'ihrer Unverschämtheit die Krone aufsetzen,' sondern das aus dem Innern heraustreten, das sich loslösen der Handlung. — 31 C bei dem δαμόνιον des Sokrates dürfte auch auf den Gegensatz zu achten sein zu dem ἐκδοσιάζειν der ποιηταὶ und χορηγοί. — 32 A οὐ λόγους, ἀλλ' ὃ ὑμεῖς τιπέτε, ἴσση. Als eine der schlimmsten Wirkungen, die der Umgang mit Sokr. bei den Jünglingen mit sich bringt, nennt Aristophanes in den 'Froschen' 1491 das λαλεῖν vorlautes müßiges Schwatzen: χαρτεῖ οὖν μὴ Σωκράτη παρακρήνους λαλεῖν ἀποβαλόντα ποσειδῆν τὰ τε μέγιστα παλαιόντα τῆς τραγῳδικῆς τέχνης. — 32 B dass in ἡρεῖα und ἐβούλευσα hier der Unterschied von ἡρεῖα u. ἐβούλευσα nicht in Betracht komme, ist nicht richtig, überhaupt gar nie denkbar; man muss ihn eben zur Geltung bringen. — 33 E 'καταδηθῆναι: wie deprecari vielleicht mit dem Nebenbegriffe: gegen seine Überzeugung.' Dies ist unmöglich; es müsste κατὰ dann in doppelter Bedeutung stehen. Die Bedeutung des Wortes ist einfach 'den in jemandem sich erhebenden Entschluss der Rache oder auch nur die sich erhebende Erbitterung (das ἰκαίρεσθαι) durch Bitten beruhigen.'

Der Art ist, was wir in den Bemerkungen zu beanstanden fanden; anderes, z. B. die Frage über die Glosseme, lässt sich nicht leicht in den beschränkten Raum einer Anzeige fassen. Wir können übrigens nur mit dem Wunsche schließen, dass das Buch zum Frommen der Platonlectüre recht weite Verbreitung finden möge.

Wien.

Alfred Ludwig.

Platon's Laches und Kriton, zum sprachlichen Verständn.

hohen sprachlichen Verständnisses solchen Anforderungen gerecht zu werden. Seine Absicht ist daher, durch Schaffung von literarischen Hilfsmitteln den Gang des sprachlichen Verständnisses beim Schüler zu beschleunigen, damit der Lehrer in der Schule mehr Zeit habe den besonders betonten Forderungen der bayerischen Schulordnung nachzukommen. Zu diesem Zweck hat der Hr. Vf. es sich angelegen sein lassen, bei allen in diesen Dialogen vorkommenden Wörterverbindungen, Redensarten, Wort- und Satzverbindungen, die dem Schüler mit seinen Mitteln ohne fremde Hilfe nicht leicht dürften verständlich sein, theils durch Hinweisung auf die betreffenden das Verständnis anbahnenden Stellen der Grammatiken (der Vf. citiert häufig acht Grammatiken zugleich), theils durch eigene kurze Erläuterungen dem Schüler zum Verständnisse zu verhelfen, und so allmählich den Schüler im sprachlichen Elemente des Verständnisses zu befestigen. Obwol nun jeder über die Erreichbarkeit dessen, was die bayerische Schulordnung verlangt, seine eigenen Ansichten haben kann*), so ist doch aus dem oben gesagten klar, dass der Hr. Vf. der an den Gymnasien beginnenden Platolectüre kaum einen bessern Dienst erweisen und für seine Schrift nicht leicht vortheilhaftere Gesichtspuncte fassen konnte. Wir zweifeln daher nicht, dass das Buch besonders die Privatlectüre der Schüler in erwünschtester Weise zu fördern geeignet ist.

W i e n.

Alfred L u d w i g.

Kleine lateinische Sprachlehre, zunächst für die unteren und mittleren Classen der Gymnasien bearbeitet von Dr. F. Schultz. 5. verbesserte Ausgabe (VIII u. 248 S. gr. 8.). Paderborn, Schöningh, 1858. — 13 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Lateinische Schulgrammatik, für die unteren Classen bearbeitet von M. Siberti. Neu bearbeitet und für die mittleren Classen erweitert von Dr. M. Meiring. 12. vielfach verbesserte Auflage (V u. 329 S.). Bonn, Habicht, 1857. — $\frac{3}{4}$ Rthlr.

Es liegen uns hiemit zwei Bücher zur Besprechung vor, von denen sich jedes, wie schon die Zahl der Auflagen zeigt — Nr. 1 erschien zuerst 1850 — eines bedeutenden Beifalls der Schulmänner zu erfreuen hat und gewiss mit Recht erfreut. Bestimmt sind beide für den Unterricht auf derselben Stufe des Gymnasiums, für unser Untergymnasium. Man kann nun freilich den schon so oft ausgesprochenen Zweifel hegen, ob es denn gut sei, dass der Schüler zwei verschiedene Grammatiken überhaupt — und wären sie auch vom selben Verfasser nach einem Plane gearbeitet — im Laufe seiner Gymnasialzeit in Händen habe, und wir gestehen auch zu den Zweiflern zu gehören. Die Übelstände, die ein Wechsel der Grammatik mit sich bringt, und die desto größer werden, je genauer sich die Knaben in dieselbe hinein gelebt haben, sind schon oft besprochen worden, so dass wir sie als zugestanden betrach-

*) Vgl. hierüber in dieser Zeitschrift Jahrg. 1854. S. 360 ff.

ten und einer nochmaligen Erörterung derselben uns überhoben glauben dürfen. Man wendet nun freilich zuweilen ein, eine Grammatik für das ganze Gymnasium sei ein praktisch unausführbares Ideal, das herzustellen nicht gelingen dürfte. Dass übrigens eine bedeutende Zahl deutscher Schulmänner schon vor Jahrzehnten es glaubte gefunden zu haben, und zwar in der nicht weniger als bequemen Grammatik des Vaters Zumpt, mag der ganz außerordentliche Umstand zeigen, dass von derselben von 1818 bis 1856 zehn Auflagen nothwendig waren, während von dem von Zumpt veranstalteten *Auszuge* in nahezu selbstem Zeitraume nur sechs Ausgaben sich nöthig machten. Doch gesetzt, das sei auf Rechnung anderer Umstände, wie des, dass man neben der größeren Zumpt'schen Grammatik Elementargrammatiken von anderen Verfassern gebrauchte, zu setzen: prüfen wir die Forderung etwas näher. Wie jetzt die Dinge stehen, kann ihr auf zwei Wegen Genüge geschehen, entweder muss sich die im Obergymnasium gebrauchte Grammatik bequemen, auch ins Untergymnasium — wir stehen nicht an zu sagen, in die erste Classe desselben — hinabzusteigen, oder es muss die im Untergymnasium gebrauchte auch in den obersten Classen ausreichen. Wir kennen Anhänger beider Wege. Prüfen wir zuerst den zweiten Fall. Zur Lectüre des Nepos und Cäsar reichen die beiden vorliegenden sogenannten kleinen Sprachlehren unterschieden aus, wir glauben auf keinen Widerspruch zu stoßen, wenn wir sagen, auch für die des Cicero, wenn man überhaupt an dem einzig vernünftigen Grundsatz festhält, dass von der Präparation der Schüler nur die Erklärung des Regelmäßigen verlangt wird, singuläre Abweichungen der Schule vorbehalten bleiben müssen. Für das Abweichende des Livius, Sallust, Tacitus und der Dichter findet man in den größeren Grammatiken in der Regel ebenso wenig Auskunft als in den kleinen. Was das Lateinschreiben angeht, so haben, was das dazu er-

sein — vom Anfang an zu Grunde zu legen. Freilich ist hierzu unerlässliche Bedingung, dass der Lehrer sein Buch durch und durch kenne, und dass er pädagogischen Tact besitze, zwei Forderungen übrigens, ohne die er, bei was immer für einer Einrichtung der Grammatiken, ja doch nichts erreicht. Den einen oder anderen Weg einzuschlagen, müsste eben dem Ermessen des betreffenden Lehrers überlassen bleiben. Nur würde sich bei dem zuletzt besprochenen Wege noch gebieterischer die Forderung herausstellen, dass derselbe Lehrer möglichst lange den Unterricht leite, entweder von I^a bis VIII^a oder doch von I^a bis IV^a. Freilich von diesem zweiten Wege ist ein grosser Theil der Schulmänner noch so weit entfernt, dass sie nicht einmal die kleinen Grammatiken von Schultz, Siberti u. a. in I^a zulassen, sondern entweder Zwitter von Grammatiken und Übungsbüchern unter dem Namen Elementarbücher, oder Grammatiken ganz eigenthümlicher Construction verfassen, in denen der Lehrstoff aus seiner natürlichen Ordnung gerissen und nach dem subjectiven Ermessen des Einzelnen, nach dem Bedürfnisse einer bestimmten einzelnen Schule in willkürliche Zusammenstellungen gebracht wird, bei denen aber doch der pädagogische Grundgedanke, aus dem solche Bücher hervorgehen, alle Augenblicke verlassen wird — wollten ihn die Verfasser solcher Bücher streng im Auge behalten, so müssten sie so ziemlich die ganze Syntax unter die einzelnen §§. der Formenlehre vertheilen, z. B. die Conjunctionen mit dem Conjunctiv nach der ersten Conjugation abhandeln u. s. w. — Die Misstände eines solchen Wechsels liegen zu sehr auf der Hand, als dass es längerer Hinweisen bedürfte. In seiner Grammatik soll der Schüler, besonders der in den unteren und mittleren Classen, so heimisch werden, dass er jede Regel ohne alles Herumsuchen zu finden weiss, während nun, kaum dass er sich in seinem Elementarbuch etwas orientiert hat, er es wegwerfen und in der kleinen Grammatik dasselbe Geschäft ohne Lust und Liebe von vorne wieder anfangen soll, um nach zwei oder drei Jahren auch diese wieder ad acta zu legen. — Darum noch einmal eine Grammatik durch das ganze Gymnasium.

Doch wenden wir uns zurück zu den zwei Büchern, die den Ausgangspunkt unseres Excurses bildeten. Wenn wir im folgenden eine Reihe Bemerkungen zu beiden und zwar zunächst zur Casuslehre geben, so möge von vorne herein erklärt sein, dass durch sie dem Werthe derselben nichts soll genommen werden. Wir sprechen unsere aufrichtige Überzeugung aus, wenn wir erklären, dass wir beide sehr hoch schätzen, und dass die Wahl zwischen beiden uns mehr von äusseren Umständen, z. B. von Rücksicht auf die grösseren Grammatiken u. ä. als von innerer Gehaltsdifferenz abzuhängen scheint. — Wenn unsere Bemerkungen oft kleinlich scheinen, so möge uns unsere Überzeugung entschuldigen, dass in Schulbüchern, besonders in solchen für Anfänger, Präcision und Klarheit Erfordernisse sind, die nicht blofs für die Erlernung des einzelnen Gegenstandes von Wichtigkeit sind, sondern auch eine weitere pädago-

gische Bedeutung haben; wenn sie etwa im Vergleich zu dem, was der Recensent der kleinen Schulze'schen Grammatik in der Mützell'schen Zeitschrift, März 1859, auszustellen fand, zahlreich scheinen, so wird man doch anerkennen, dass wir das Buch etwas schärfer angesehen haben als derselbe. — Sch. §. 189 A. 7 '1) «Man sagt auch *nos* statt *ego*; ähnlich zuweilen *mitis*, *Romanus*, *Volscus* statt *mitius*, *Romani*, *Volsci*." Was ist da „ähnlich?“ — Sch. §. 190, 2 «Sind die Subjecte (Subjective ist wohl Druckfehler) lebende Wesen von verschiedenen Geschlechtern, so steht das Prädicatanomen im Masculinum, natürlich immer im Plural.» In der Anmerkung 2 zu diesem §. steht: „oft indes richtet sich das Prädicat nur nach einem . . Subjecte . . *Homerus fuit et Hesiodus*“ etc. Entweder muss zur Hauptregel noch ein ein beschränkender Zusatz treten, oder das „natürlich immer“ wegfallen. — Sch. §. 191 A 1 und M. §. 398 wird die Assimilation eines pronominalen Subjectes oder Objectes an ein substantivisches Prädicat ungenau dargestellt. — Überhaupt ist Sch. §. 191 die Anordnung zu tadeln. 1 handelt von der Congruenz des Adjectivs (das prädicative brauchte nach §. 189, 3, b nicht erwähnt zu werden, und dürfte es nicht wegen der dadurch entstehenden Ungenauigkeit, 'das Adjectiv muss als Attribut sowohl wie als Prädicat, mit seinem Substantiv übereinstimmen' etc.) 2 von der der adjectivischen Pronomina, Participia und Numeralia, 3 von der der substantivisch gebrauchten Pronomina (diese Bezeichnung dürfte passender sein, als die hier gewählte „Pronomen ohne Substantiv“), 4 und 5 vom attributiven Substantiv und der Apposition, 6 vom substantivierten Neutrum der Adjectiva und Pronomina. Besser hat M. die C, 83 und 84 getrennt; nur hätte §. 400 — Sch. §. 191, 6 nicht als Anmerkung gegeben werden sollen. — Sch. §. 191, 5, Anm. 2 hätte wol der Name „adverbiale Apposition“ gebraucht werden sollen; mit

Attribut eines bloß copulativen Verbum mit einem nominalen Prädicat abhängt, dieses im Nominativ bleibt. Bei der jetzigen Schultz'schen Darstellung sieht man nicht, wie auf einmal *videor* und *dicor*, *trador* etc. daher kommt. Fast möchte man glauben, der Hr. Verf. sei selbst darüber nicht klar gewesen, sonst hätte er nicht ein Beispiel mit verbalem Prädicate „*lectitaviase studiosae Platonem Demosthenes dicitur*“ aufgenommen; denn der Subjects-nominativ, d. h. die persönliche Construction, ist nicht hier sondern dort zu behandeln, wo von der passiven Construction der Verba dicendi und sentiendi die Rede ist. S. 272 (§. 373 ist Druckfehler). Wird aber hier schon davon ge- und wiederum anschließen *esse* etc. Gut behandelt Verba mit nominalem Präd dem Ausdruck „doppelter“ als Sch. §. 192, 2. — Nominativ ist bei M. treffe zuerst vom Subject §§. 40 spricht, ist bei Sch. §. nominalen Prädicat 2, d. vom Nomin. o. Inf., ohne subjects oder Prädicates wegen. — Ubrigens können wir die übliche Behandlung des Nominatives nicht ganz entsprechend finden, seine Stelle ist, wie sie Fromm z. B. ihm ganz passend anweist, bei der Lehre von der Congruenz zwischen Subject und Prädicat, also bei Sch. §. 189, M. C. 82. —

Wenn man, wie M. §. 417 den Accusativ als Objectscasus definiert, so sollte man, wie es gewiss das richtige ist, sämtliche Gebrauchsweisen des Accusativs als Objecte behandeln; glaubt man, dass dieses für den ersten Unterricht zu viel Schwierigkeiten bietet, da man, um nur eines zu erwähnen, das immanente Object voranstellen müsste, so möge man lieber auf eine Definition des Casus verzichten, wie es M. beim Dativ und Ablat. auch wirklich gethan hat. Sch. unterlässt zwar diese Definition, dafür leidet jedoch sein §. 193 an einer anderen Ungenauigkeit. „Alle transitiven Verba haben auf die Frage *wen?* oder *was?* den Gegenstand im Accusativ bei sich.“ Welchen Gegenstand? Soll der Schüler auch nach „entflichen“ mit „wen“ fragen? — M. §. 420 hätte *effugere ex* doch wol erwähnt werden sollen. — Sch. §. 194 A 4. Da als Charakteristikon der Verba transitiva §. 193 der Objectscasus bezeichnet ist, ist es unrichtig, zu sagen: „zu einigen Intransitiven tritt zuweilen ein Objectscasus von einem Wort desselben Stammes.“ Ferner gehörte *stille sanguinem* u. ä. nach dem immanenten Object und war daran die Erwähnung der neutralen Pronominalobjecte zu knüpfen, welche jetzt §. 202 in der 2. Anmerkung zum Accusativ des Ausrufes an ganz unpassender Stelle stehen. — Sch. §. 195 waren die Composita mit *super* zu erwähnen. — Sch. §. 197 A 2 wäre eine

Verweisung auf §. 208 A 2 am Platze — Die Verba mit doppeltem Objecte sind bei M. §. 423 — 426 passender dargestellt, als bei Sch. §. 198, besonders durch die Trennung der Verba *poscere*, *flagitare* von *rogare*, *interrogare*. Die Regel Sch. §. 198, 2, der zu diesen sämmtlichen Verben bemerkt „wird die Sache . . immer durch den Accusat. ausgedrückt, oft auch zugleich die Person,“ ist entschieden falsch, wie denn gleich in der Note nachfolgt, dass *rogare* und *interrogare* die Person „nur“ im Accusat. haben; es hätte noch dazu gesetzt werden sollen, was freilich mittelbar aus A 3 hervorgeht, dass ein Acc. der Sache bei diesen Verbis selten und nur auf gewisse Worte und gewisse Formen der Verba beschränkt ist. Auch M. §. 425 hätte vielleicht besser gesagt: *posco flagito* haben einen doppelten Accusativus bei sich, der Sache und der Person“ (statt „der Person und der Sache“). — M. §. 424 vermisst man eine Andeutung, wie das Passiv. von *docere* construiert oder durch andere Verba ersetzt wird für den Fall, dass man nicht *de* setzen darf. Ebenso mangelhaft ist M. §. 430, der unter §§. 425 und 427 zu vertheilen wäre. Ebenso hätte §. 428 vor §. 427 gestellt werden sollen, während die Anm. 1 zu §. 425 nach §. 427 gehört. Es würde sich dann an *poscere flagitare* anschließen *petere* und *querere* und die Passivconstruction von *poscere*, an §. 427 *rogare interrogare* „fragen“ *orare rogare* „bitten“ (mit §. 429 vereinigt), daran die Passivconstruction dieser Verba. Dieselbe Gruppierung würde auch das, was jetzt Sch. §. 198, Anm. 2 vereinigt ist, verständlich und genießbar machen. — M. 433 war die Trennung des Accusat. der Zeit von dem des Raumes kaum nöthig, jedenfalls aber ist der Ausdruck: „der Accusativ bezeichnet die Ausdehnung der Zeitdauer“ tautolog. Ungenau ist im entsprechenden §. 199 bei Sch. die Anm. 2: *puer novem annos natus; plus novem annos natus*. Aber ohne *natus* nur *Scipio maior, Cato minor*. Das „*natus*“ macht die Verschiedenheit nicht sündeln, das

nung dieselbe eben zur „Ortseinheit“ wird — Praktisch wäre es vielleicht zu rathen, aus Fromm II den §. 279 herüberzunehmen. —

In der Lehre vom Dativ hat M. strenger, als es Sch. §. 203 thut, den Dativ bei Verbis und bei Adjectivis getrennt. Über die Nothwendigkeit dieser Trennung ließe sich rechten, entschieden scheint uns jedoch unrichtig, den sogenannten Dativus commodi bei verbis transitivis und intransitivis (wozu auch der Dativ bei *persuadere, vacare, nubere, supplicare* gerechnet wird) §. 445 — 448 zu trennen von dem bei Verbis des Nützens, Schadens etc. §. 452 und bei *mederi, patrocinari* etc. §. 453, so wie dem bei hiefür scheint gewesen zu sein. Bei Verbis der Dativ zur Nothwendigkeit (dativisches Objekt) gegen zufällig ist. Die Darstellung in Meiring, Dativ bei Verbis des Nützens etc. §. 452. Eine solche Trennung ist aber unrichtig; denn in *vir boni sed vitae diuturnae* bezeichnet der Dativ den Gegenstand, auf den die Handlung gerichtet ist.

Ferner entspricht die Herleitung des Dativs bei Verbis aus dem bei Adjectivis nicht dem Wesen des Casus, der seine Stelle eigentlich nur beim Verbum und zwar eigentlich nur dem einen das „Sein“ bezeichnenden Theil des Verbum hat, und zu Adjectiven nur durch Zusammenziehung des Verbal- zum Nominalbegriff (ähnlich wie die Participia) treten kann. Übrigens würde man sich diese Abweichung gerne gefallen lassen, wenn irgend ein praktischer Vortheil erzielt würde. So viel wir aber sehen, entstehen nur Nachteile. Weil sich in *mederi, parcere, studere, insidere, maledicere, obrectare, patrocinari* der Begriff des Nützens oder Schadens finden lässt — nahe liegend ist er gewiss nicht — sind diese Verba von *nubere, persuadere, vacare, supplicare* getrennt. Die Verba ferner, die je nach verschiedener Rection eine Modification der Bedeutung haben, (*metuere* etc.) sind nach *mederi* etc. gestellt, gewiss nicht zur Förderung des Verständnisses. Sie gehören dorthin, wo jetzt *vacare* steht, unmittelbar nach dem Dativus commodi. Freilich ist der Weg, durch den der Schüler sich über diese Verba klar werden kann, weggelassen, nämlich die Anführung der Construction mit Accusativ und Dativ neben einander. Der Anfang zur richtigen Stellung und Darstellung dieser Verba ist gemacht §. 447 mit *vacare*, von dem man durchaus nicht sieht, warum es von *metuere, cavere* u. ä. getrennt ist. Sch. ist in der kleinen Grammatik §. 203 und 204 praktisch ganz zufriedenstellend, in der lat. Sprachl. §§. 263 — 265 ist seine Darstellung der Meiring'schen fast gleich. — M. §. 457, Sch. §. 205 handeln vom Dativ bei den Verbis compositis. M. sagt: „Im Deutschen werden diese Verba häufig ebenfalls mit dem Dativus verbunden.“ Während dieses

nur ungenau ist aus dem Streben nach Kürze, ist Sch. rein unverständlich; «die mit den Präpositionen *ad* etc. zusammengesetzten Verben werden, wofern die Präposition dem Sinne nach auch vor dem Substantiv stehend gedacht werden kann, oft mit dem Dativ verbunden.» Diese Erklärung, die erst in der 5. Ausgabe eingefügt wurde, ist eben so unbrauchbar, als die in der ein Jahr früher erschienenen 4. Ausgabe der lat. Sprachl. §. 266. Besser drückt sich Meiring in der lat. Gramm. §. 490 aus. Wir möchten sagen, dass, während die einfachen Verba die Handlung für sich bezeichnen, durch die Composition mit Präposit. ihre Bedeutung so modificiert wird, dass sie noch den Punkt, rücksichtlich dessen die Handlung stattfindet, zu sich nehmen können. — Sch. 206, M. 459 sollten bei den Verbis *circumdare* etc. wol nicht nach Person und Sache theilen; *circumdare*, *circumfundere* z. B. haben gewiss nur selten Person und Sache bei sich, sondern gewöhnlich zwei Sachangaben. Sch. fühlte dies, hat aber durch den Zusatz der 5. Ausgabe: «oder der als Person aufgefassten Sache» nichts verbessert. Am einfachsten wäre es, nur die Formel *alicui rem* und *aliquem re* anzugeben. — Die Definition des Dativus beim reinen *esse* (Dat. possess.) ist bei Sch. §. 207 Muster einer Definition, wie sie nicht sein soll: «*esse* mit dem Dativ wird öfter gebraucht für haben, wie zum Theil auch im Deutschen.» Gut bei M. §. 462. — M. §. 466 ist es ungenau, zu sagen: «*esse* in der Bedeutung gereichen und die Verba, welche anrechnen bedeuten, haben außer dem Dativ der Person auch einen Dativ der Sache bei sich auf die Frage wozu? Besser spricht Sch. §. 208 von einem Dativ der Bestimmung, auch bei Meiring lat. Gramm. §. 497 ist wenigstens die Hauptregel richtig gegeben. Wenn ferner *dare venire* mit zwei Dativen u. ä. bei M. von *esse* getrennt werden — und diess gewiss theoretisch und praktisch richtiger, als die Vereinigung bei Sch. §. 208 — so sollte man wol sagen: «*dare venire*

Stelle der Genitive nicht aus. Sollte jedoch bei Sch. §. 210 das folgende „unter bestimmten 2107 Genitivus subjectivus und objectivus“ die Definition nur zu dem subject. und object. Genitiv bei Substantiven stehen; §. 210 allein handelt, hinsichtlich, ob es derselbe und so eng; müßte, wie es nach dem folgenden §. des Autors ist, sämtliche Genitivgebräuche des Genitivs unter die Rubriken „subjectiv und objectiv“ zusammengefaßt werden, so ließe sich am besten der Genit. possess. unter dem subject. zusammenfassen, s. §. 210. 1 A, ebenfalls durchführen, wie es z. B. Hübner und am strengsten Füssen gethan haben. Jedoch würde es beim Genit. possess. einen veränderten Genit. positiv gestalten. Für die Schule ist daher auch, während er den Genit. auf den object. Genitiv in verba criminis consequenter des qualitativus und participii. — Wie man es aus der, nicht im Wesen des Genitivs am besten die Darstellung bei gewünscht, die übliche ganz abstrakte, bei Adjectivis und

bei Verbis doch einmal angegeben werden. Warum soll es nicht selbst praktisch vertheilbarer sein, an den Genitivus possessivus bei Substantivis (also im attributiven Gebrauch) unmittelbar den possessivus als Prädicat bei den unvollständigen Verbis und wal auch dem bei *interest* und *refert*; an den qualitativus den Gen. participii, an die erste Erwähnung des object. Genit. bei Substantivis den bei Adject., Verbis memoriae und criminis anzuschließen? — Die Definition des object. Genitivus ist sowohl bei Sch. §. 210, 2 als bei M. §. 469 ungenau. Sch. sagt „zur Bezeichnung dessen, auf den als Object eine Handlung gerichtet zu denken“, M. „drückt die Person oder Sache aus, auf welche etwas sich erstreckt oder übergeht“. (Letzteres könnte man im Grunde auch auf den possess. Genit. anwenden). Es dürfte am einfachsten sein, ihn als den Gegenstand zu bezeichnen, auf den die im regierenden Substant. (entweder directen Verbalsubstant. von transitiven Verbis oder mit einem solchen von gleicher Bedeutung) liegende Thätigkeit als ihren Inhalt gerichtet ist. — M. §. 469 A 1. Der Genit. bei *causas* und *gratias* ist nicht ein objectiver, sondern ein subjectiver, denn er bezeichnet, von wem die *causas* für mein Handeln ausgeht. — M. §. 471, Sch. §. 210 A 3 könnte an *aus ipsius mori, contra omnia in aeternum* u. ä. erinnert werden. Dagegen hätte bei Sch. die A. 2 (Bestimmungs- oder Appositions-genit.) in die neueste Ausgabe nicht aufgenommen zu werden gebraucht. A 4 (das Fehlen des Beziehungswortes des zweiten von zwei verglichenen Genitiven) wäre nicht bloß an ein paar Beispielen zu zeigen gewesen. Entschieden nicht hierher gehören Verkürzungen wie *quae cum excellens virtus in illis fuit, ut cum materibus*

mostris comparanda. — M. §. 472, Sch. §. 211. Beim Genitiv qualitatis war wie beim Abl. qualitatis der attributive und prädicative Gebrauch desselben um so mehr ausdrücklich zu erwähnen, da für ersteren erwähnt werden muss, dass er nicht unmittelbar an Eigennamen treten darf, sondern durch ein vermittelndes Appellativ verbunden werden muss. — M. §. 481, 482, 485 hätten die neutralen Adjectiva und Pronomina, so wie die substantivisch gebrauchten Mafsadverbia mit §. 480 (Genitiv bei Mafs- und Gewichtsbestimmungen) doch wol durch die Bezeichnung als Genitivus quantitatis verbunden werden sollen. §. 479, so wie Sch. §. 212 A 3 war doch auf die pronominalen Genitive bei *utroque* hinzuweisen. Sch. hätte auch hier nicht bloße ein Beispiel anführen, sondern eine Regel aufstellen sollen. Ungenau ist es ferner, wenn Sch. 16 A 3 sagt: „wenn das Adjectiv nach der dritten geht, so bleibt der Nominativ.“ Es kann ja auch der Accusativ sein. Ausserdem möchte es gerathen sein, zu sagen: „die substantivierten Neutra numeri singularis von Adjectiven etc. — Sch. 213, A 2. So lange die „kleine lat. Sprachl.“ nicht für die höheren Classen mit ausreichen soll, ist *amixtus animi* und gar *pendere animi* überflüssig. — Sch. §. 214. Zu sagen, die Partic. präs. haben den Genit., „wenn sie nicht sowol eine Handlung, als vielmehr eine Eigenschaft bezeichnen,“ reicht nicht aus, da es ja überhaupt das eigenthümliche der Participien ist, die vom Subject ausgehende oder an ihm vollzogene Handlung als Eigenschaft demselben beizulegen; richtig sagt M. 488 „bleibende Eigenschaft.“ Der Unterschied zwischen *patiens frigoris* und *p. frigus* kann nur dann klar gemacht werden, wenn man für *patiens* dieselbe Bedeutung festhält. — Sch. §. 215 M. §. 498 wird aufs sorgfältigste vermieden zu sagen, dass der Genitiv bei *esse* und *fieri* nichts anderes, als ein prädicativ gebrauchter Genit. possessivus ist (wie er dazu kommt, gehört freilich nicht in eine Grammatik für Anfänger). Wir glauben, man thut daran unrecht,

den durch „ich habe den Vater noch im Gedächtnis“ (er bildet den Inhalt meines *meminisse*, daher auch *m. p. dicere*, ich habe den Vater im Gedächtnis, nämlich sein Sagen), während *memini patris* = *memor sum patris* eines der Verhältnisse bezeichnet, die zwischen mir und dem Vater bestehen. — M. §. 495 hätte *reus* und auch *noxius* erwähnt werden sollen, schon als Vermittler zwischen *Adjectivis relativis* und den *Verbis criminis*. — Sch. §. 217 hätte als Lemma auch hier den objectiven Genitiv voranstellen sollen. Vor Sch. hat M. hier die Trennung von Verbrechen und Strafe voraus; etwas ungenau ist M. §. 496 „die Schuld wird häufig auch durch *de* ausgedrückt, es sollte dazu gefügt werden „in gewissen Formeln nur.“ Die Bezeichnung der Geldstrafe war auf den Genitiv und Ablativ des Schätzens zurückzuführen. Wozu übrigens *incusare* allgemein in gleicher Reihe mit *accusare* etc. unter den gerichtlichen Ausdrücken angeführt wird? Warum zu *accusare negligentiam alicuius* nicht auch *incusare*, wenn es auch vielleicht zufällig nicht bei Cicero steht? — M. §. 492 fehlt beim Genitiv des Werthes *pluris* etc. *esse*, das gerade die Brücke zwischen dem prädicat. Genit. qualitatis und diesem bildet. — M. §. 499 fehlt, dass bei *interesse* das Subject auch ein indirecter Fragesatz sein kann. Andererseits halten wir es nicht für nöthig, bei der Erwähnung des Acc. c. Inf. eine Erklärung zu geben, was er sei (auch Sch. §. 219, A 1 will durch seine Verweisung etwas ähnliches); denn die Schüler, die eine zusammenhängende Casualehre lernen, müssen den Acc. c. Inf. schon kennen. In beiden Grammatiken fehlt die Bemerkung, dass mit *interesse* selten der Genitiv der Person und des Preises zugleich verbunden vorkomme. Wir können jetzt nur anführen: Pompeius bei Cic. ad. Att. 8, 6 *quantum rei publicae intersit omnes copias in unum locum . . . con venire*.

Mit Sch. §. 220 den instrumentalen Ablativ an die Spitze der Darstellung des Ablativs zu stellen, ist theoretisch unrichtig, da der Ablativus instrumenti eine Fortbewegung des causalen sein kann, und praktisch gleichgiltig; keinesfalls war zwischen instrumentalem, §§. 220—222, und causalem Ablativ, §. 224, der Ablativus modi einzuschieben, §. 223, von dem wieder der Ablativus qualitatis, §. 230, nicht durch limitative §. 225—227 (als solche scheint Hr. Sch. den Ablativ copiae und den bei *opus est* zu betrachten), instrumentalen (*utor* etc.) §. 228 und lokalen (der Trennung) §. 229 zu trennen war. Eben so war an dem zur Gruppe der causalen Ablative gehörigen limitativen der Ablativus comparationis §. 233; mensurae §. 234, zum lokalen §. 231 *ponere* u. ä. Verba §. 235 in nahe Beziehung zu setzen. — M. beobachtet die vier Hauptarten des Ablat. causal, modal, temporal und local im ganzen genau, nur trennt er den Ablat. der Trennung, §. 521, vom lokalen und den Ablativus comparationis und mensurae von den Arten des causalen; einen Grund für diese Trennung gibt er in der „lat. Gramm.“, wo die Anordnung wieder etwas anders ist, nicht an. Dass aber der Ablat. der Trennung, der das

woher angibt, eben so local ist, wie der das wo angehende ist klar. Vgl. Fromm II §. 197 fg. Dass der Ablativus comparationis zunächst an den finitiven und hiedurch an den causalen sich anschliesst, zeigen vor allem Ausdrücke wie *opinioe cilius*, *aequo plus*, während der des Mafses rein causal ist. — Was nun das einzelne betrifft, so ist Sch.'s Darstellung des instrumentalen und causalen Ablativs unrichtig, indem er den Ablativus causae offenbar viel zu eng §. 224 nur auf die Wörter der Gemüthsstimmung beschränkt. Schon der Name „Ablat. des Grundes und der Ursache“ hätte auf die Unrichtigkeit dieser trotz des „namentlich von Wörtern, die eine Gemüthsstimmung bezeichnen“ ganz ernst gemeinten Beschränkung (über ein paar unrichtig hieher gezogene Dinge später) aufmerksam machen sollen. Die Hauptreihe von causalem Ablativen, die bei Passivis und bei Activis intransitivis, die sich als zuständliches Resultat eines transitivum ergeben, stehen dagegen beim instrumentalen, so dass §. 220 ganz gleichgestellt sind *dente lupus cornu taurus petit*, *concordia parvae res crescunt*, *trahimur omnes laudis studio*. Es genügt gegen eine solche Auffassung, bei der man consequenterweise doch *Roma per Romulum condita est* erwarten müsste, nicht aber das den Ausgangspunct (also die causa) markierende *ab*, auf M. §. 503 und vor allem auf Fromm II. §. 220 Anm. zu verweisen. — In der Anm. zu §. 220 ist sehr vieles durcheinander gemengt. So gibt die deutsche Frage womit?, d. h. eine unrichtige Anwendung derselben, Anlass über *cum* zu sprechen, eben so M. §. 506. Mit der Angabe ferner, dass *et* heisse „durch Gewalt, *per vim* mit Gewalt, auf gewaltsame Weise“ ist, selbst abgesehen von dem Widerspruch, dass doch unmittelbar vorher die Frage womit? als die angeführt ist, auf die der Ablativus instrumenti folge, dass ferner unmittelbar vorher steht „wenn Personen das Mittel oder Werkzeug sind, steht *per*“ nichts gewonnen, da der Deutsche sehr selten „durch Gewalt“ sagt; uns kommt es,

u. ä. — Sch. §. 221 wird in der Anm. gesagt: „wird der Preis durch ein Adjectiv ausgedrückt, so steht der Genitiv; doch werden bei *emendo* etc. die Wörter *magna, parva, plurimo, minimo, nihil* als Ablative gebraucht.“ Abgesehen von der schlechten Fassung im letzten Theil, sagt M. §. 509 gerade das Gegentheil, und gewiss mit Recht, denn der Genitivus pretii ist wol nur von *tantum, quantum, pluris, minoris* im Brauch. — Der Ablat. limitationis ist bei Sch. §. 225 besser definiert als bei M. §. 510, denn „um eine nähere Bestimmung oder Beschränkung auszudrücken“ dient ebenso der Genitiv oder Adjectiva. Dass das Urtheil beschränkt wird, oder, besser gesagt, dass vom Subject überhaupt erst vermöge des im Ablat. gesagt werden, muss erwägendes das Prädicat kann ausbald nicht an die Spitze der des Verbums ist. Hingegen s Urtheil durch Angabe des in *claudum esse altero pede*, Ablat. wirklich den Malstab ist gerechnet: „*lapidibus* erwägt, dass für den Römer den Griechen sein *δωδεκίη* bei *pluere* als Instrumentalis aus mittels der Steine.“ — Sch. §. 227 könnte die Übersetzung von *nihil opus est libris* „es bedarf für mich der Bücher“ durch eine wirkliche deutsche ersetzt werden,“ etwa wie sie M. §. 515 gibt. Überhaupt ist die ganze Regel: „man gebraucht es entweder persönlich und dann steht die Sache im Nominativ“ in ziemlich nachlässigem Gesprächston gehalten. — M. §. 516. Beim Ablat. bei den Deponenten hätte wol an *uti aliquo patre* u. ä. erinnert werden sollen mit einer Rückweisung auf §. 431 für die erstere Construction. — M. §. 521. Beim Ablativ der Trennung hätten wol auch die den Verbis entsprechenden Adjectiva angeführt werden sollen; wenigstens wird kaum etwas gewonnen damit, *alienus* unter die Adj. *dignus* etc. mit causalem oder instrumentalem Ablat. zu setzen, wie diess schon die §. 520 angeführte Construction *alienus ab aliquo* zeigt, für welche die §. 519 sonst angeführten Adjectiva keine Analogie bieten. Ausserdem wäre wol auch *procul* anzuführen, wenn man es nicht lieber zum Abl. mensurae ziehen will, und die publicistischen Ausdrücke *tribus senatus movere, abdicare se dictatura*. Letztere Constructionen fehlen auch bei Sch. §. 229, 2 — Dafür ferner, dass auch *ex* cum Ablat. für den bloßen Ablativ der Trennung stehen kann, dürfte wol M. nicht anführen: *potest ex casa vir magnus exire*, da hier jede Erinnerung an eine Trennung verwischt ist. — Sch. §. 230, M. §. 523 war beim Ablat. qualitatis, wie schon oben zum Genit. qualitatis erinnert wurde, zu unterscheiden zwischen attributivem und prädicativem Gebrauch. Wenn M. ferner sagt: „bei *esse* oder bei einem Substant. mit Auslassung von *esse*

steht der Ablat.² etc., so ist dieses insoferne gewiss richtig, als der Ablativus qualitatis durch eine Contraction zu dem das Sein in sich ausdrückenden Substant. gesetzt ist, wie umgekehrt der Genitivus qualitatis zu unvollständigen Verbis durch eine Distraction treten kann; nur kann der Ausdruck, verbunden mit der gleich folgenden Erläuterung: „*Hic discipulus, magno ingenio tuentis, a praeceptore laudatur*“ leicht verwirren. Die Interpunction hier und die Regel können nämlich im Gegensatz zu stehen scheinen, da nach dem Beispiel der Schüler versucht wird, aufzulösen: *discipulus, qui est tuentis magno ingenio* nach der Regel: *discipulus, tuentis, qui est magno ingenio*, beides ungenau. Da M. §. 525 angibt, in welchem Falle der Ablat. qualit. nicht steht, hätte er zumal nach dem §. 524 aus Nepos angeführten Beispiele *Thyrum hominem maximi corporis terribilique facie* angeben sollen, in welchem Falle nur der Ablativ zu stehen pflege. — M. §. 526. Die Gründe, warum beim modalen Ablat., der dem qualitativen ganz richtig unmittelbar nachgestellt ist, zuerst über die Construction eines Substantivi mit *cum* gesprochen ist, und dann erst über die Fälle, wo der bloße Ablat. eintreten kann, sind leicht kenntlich, doch dünken uns dieselben nicht wichtig genug, um die sonst bei der Casuslehre eingehaltene Norm, nur die Casus an sich mit Übergehung der durch Präposit. hinzutretenden genaueren Bestimmung zu betrachten, in diesem Falle zu verlassen. Ob man ferner wol die §. 527 Sch. §. 223 A 1 angeführten Ablat. *stentio, inertia, voluntate* unter die modalen zu rechnen hat? Wenn man einmal, was freilich eigentlich nicht hieher gehört, über den Unterschied von *ferro* und *cum ferro* spricht, so wäre es aus stilistischen Gründen nicht so unwichtig, auf Fälle, wie *Miltades magna cum offensione civium rediit* u. ä. hinzuweisen. — M. §. 528 fg., Sch. §. 232 behandeln den Ablativus temporis, und zwar spricht M. §. 528 über die Frage

rechtfertigt halten wir es doch nicht, in einer Anfängergrammatik zu schreiben: „Ortsbestimmungen auf die Frage wo? werden oft durch den bloßen Ablativ ausgedrückt, wenn mit dem Substantiv ein Adjectiv verbunden ist.“ Man wird mit gar vielen Ablativen ohne Präposition zu kämpfen haben, oder von vornherein das Lehrbuch ignorieren müssen. Auch hätte M. die wol eigentlich instrumentalen Ablat. *quo, ea, secus* etc. ausdrücklich erwähnen sollen, da sie unter seine oben angeführte Regel nicht fallen. — M. §. 538 fg. zum Ablat. comparationis hätten noch zwei Dinge Erwähnung finden können, einmal die so häufige Anwendung desselben in rhetorischen Fragesätzen, besonders mit relativen Ablat. waren um so mehr zu besprechen, als ihre Übersetzungen Schwierigkeiten zu machen pflegt. Ferner die Fälle, wenn man einen Gegenstand nicht mit ihm vergleichen will, sondern mit einem andern, tiberius gesagt an ihm gemessen, dass das Vergleichungsmitglied ein allgemeiner Gedanke ist, an wie *spe optime aequo iusto* u. ä. Auch Sch. erwähnt §. 233 = letzteren gar nicht, die ersteren zwar A 1, ohne jedoch die das W. „Abl. noch am ehesten bezeichnende Übersetzung: „in mit“ anzuführen. Die Bemerkung über „noch“ beim Comp. §. 643 gehört nicht hierher. — Sch. §. 234. Wenn überhaupt Verba mit Comparativbedeutung aufgezählt werden, zu denen ein Ablativus mensurae treten kann, so vermisst man *abesse* um so mehr, als einerseits die Ablat. bei diesem Verbum sich nicht auf den ersten Blick als Ablat. des Masses ankünden, andererseits sie in dem Schriftsteller, den der Schüler bald genug zu Handen bekommt, Caesar, so ungemein häufig sind. *Doctissimus quisque* u. ä. gehört eigentlich in Schultzens 38. Capitel, wenn ferner in A 2 gesagt wird, dass bei den Verben mit Comparativbedeutung auch die Adverbialformen *longe, multum, tantum* gebraucht werden, selten aber bei Comparativen vorkommen, so war für *longe* an seine Verbindung mit Superlativen zu erinnern. — Sch. §. 235 A 2 kann man doch nur sagen, dass die deutschen Verba: ankommen, versammeln, zusammenkommen u. ä. gewöhnlich eine Ortsbestimmung auf die Frage wo? bei sich haben.

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass für den ersten Unterricht an diese beiden Grammatiken sich anschließende Übungsbücher erschienen sind, das zur Schultz'schen vom Hrn. Verfasser selbst, das zu Sieberti-Meiring von Spiefs bearbeitet.

Salzburg

L. Viehhaber.

Lateinisches Übungsbuch für die erste Classe der k. k. österr. Gymnasien. Von Steph. Wolf, k. k. Direct. des Gymnasiums in Czernowitz. Wien, L. W. Seidel, 1859 (VIII u. 126 S. gr. 8.). 61 kr. ö.W.

Das Bedürfnis eines latein. Übungsbuches für die unteren Classen unserer Gymnasien, das sich dem für dieselben vorgerechneten Lehr- gange genau anschliesse, ist ein von competenten Stimmen offen anerkanntes und auch in diesen Blättern mehrfach erörtertes. Wenn es daher der Hr. Verf. unternahm, diesem Bedürfnisse, vorerst für die erste Classe, abzuhelfen, so kann diess Unternehmen nur als ein zeitgemäßes anerkannt und zugleich als ein erfreuliches Zeichen reger Thätigkeit auf dem Felde unserer Schulliteratur begrüßt werden. Auch sind die Grundsätze, welche der Hr. Verf. in der Vorrede als leitend für den Plan seiner Arbeit entwickelt, gewiss nur zu billigen; sie entsprechen fast durchgehend den Forderungen, die man jetzt an derlei Hilfsmittel für den Lateinunterricht stellt. Somit werden wir uns bei der folgenden Besprechung einfach an diese Grundsätze zu halten und dabei zu untersuchen haben, in wie weit es dem Hrn. Verf. gelungen ist, dieselben praktisch zu verwerten.

Des Hrn. Verfassers Bestreben gieng, nach seinen eigenen Worten (Vorr. S. V) dahin, ein Übungsbuch zusammen zu stellen, das eine kleine Blüthenlese aus den römischen Classikern darstellte, welche einerseits für den Knaben leicht verständlich, anderseits aber geeignet wäre, ein Bild von dem Guten, Schönen und Großen, welches die römische Denk- und Handlungsweise zu Tage förderte, der Seele des Schülers vorzuführen — und die Keime einer edlen Gesinnung und guter Grundsätze einzupflanzen.² Es kann nun, auch bei gewissenhaftester Einhaltung dieser Grundsätze, an ein solches Übungsbuch wohl nicht die Anforderung gestellt werden, dass alle darin vor-

lich erscheinen müssen; z. B. S. 11: „die verborgenen Nachstellungen verschaffen den Griechen einen glänzenden Sieg über die Trojaner“ S. 13 „Ein einziger wüthender Klopfflechter führt Krieg gegen das Vaterland.“ S. 25: „Deine Kniee erzittern vor Furcht.“ S. 39: „Ich befreie dich, bester Freund, von aller Furcht.“ S. 40: „Über den Staat habe ich nichts an dich zu schreiben.“ S. 17: „*Duplicatur civium numerus.*“ S. 31: „*Persarum erant centum milia, equitum vero triginta milia.*“ S. 44: „*Respublica mea minus operta est seculis.*“ S. 97: „*pulsus te attrahitum tri, si de pace a* — — — — —
 ihrer vorliegenden Fassung
 gehen, oder über ihren still
 „Die Esel schreiten langsam
 ein stummes Geschöpf.“ S. 13.
 S. 26 „Entschlossen ist kei
 S. 31 „Natürliche Fehler we
 „*Virtus eadem in homine*“
 weder gegen den deutschen
 hafter Latinität. Z. B. S. 24:
 Parthen.“ S. 32: „Im Jahr
 war Hannibal Besieger der Römern“; obwol gleich darauf in
 demselben Abschnitte folgt: „im Jahre 1859 nach Chr. Geburt“, und zwar
 ohne weitere Bemerkung. Ist nicht der Unterschied der lateinischen von
 der deutschen Ausdrucksweise in beiden Fällen der nämliche, und muss
 nicht der Schüler durch die verschiedene Fassung derselben auf den
 Gedanken kommen, sie seien auch im Latein verschieden zu geben? —
 So steht ferner S. 4: „Die Erfahrung ist die Schule des Lebens.“ S. 6
 „Griechenland ist das Vaterland der Dichter und der Bildung Euro-
 pas.“ In dem angehängten Wörterverzeichnisse zu diesen Übungen wird
 nun S. 122 für Schule *schola* angegeben, und S. 123 für Bildung
cultura. Wir meinen jedoch, dass sich schwer classische Beispiele auf-
 finden lassen werden, die den Gebrauch dieser Ausdrücke für diese Be-
 griffe in dieser Verbindung rechtfertigen. Über das erwähnte
 Verzeichniss ist noch folgendes zu bemerken. Der Hr. Verf. erklärt, das-
 selbe auf die ersten Übungen beschränkt zu haben mit dem Zwecke „dass
 der Schüler dadurch sein Präparationsheft anzulegen und die Vocabeln
 zu memorieren angeleitet werde“ (Vorr. S. VIII). Zu Erreichung dieses
 Zweckes scheint uns aber eine systematische Ordnung der Vocabeln
 nach Redetheilen, Declinationen, Conjugationen erforderlich: die bloß
 zufällige Aneinanderreihung unterstützt weder das Gedächtnis genugsam
 noch erleichtert sie irgendwie das Verständnis. Auch wäre größere Ge-
 nauigkeit im einzelnen zu wünschen. So steht z. B. S. 1 „*Ridentur*“,
 im Verzeichnisse dazu heisst es S. 121 „*Rideo* — lachen.“ Müsste der
 Schüler darnach nicht übersetzen: „sie werden gelacht?“ So fehlt zu den

Einige darunter dürften in
 ziemlicher Heiterkeit Anläch-
 lenken erregen. Z. B. S. 8:
 „Ohne Rede ist der Mensch
inquit in defectu oratorum.“
 schätzlich als Schnelligkeit.“
 Weisheit abgelegt.“ S. 44:
 andere endlich verstoßen ent-
 , oder verleiten zu zweifel-
 waren viele Kriege mit dem
 dem gegründeten Rom

Beispielen in Nr. 2 die lat. Bedeutung für „grundlos“, zu jenen in Nr. 4 die Bedeutung für „Gast.“

Wir hoffen, dass der Hr. Verf. dem für das ganze Übungsbuch versprochenen Vocabular um so grössere Sorgfalt zuwenden werde, und gehen zur Betrachtung eines weiteren Grundsatzes über, den derselbe bei seiner Arbeit im Auge gehabt zu haben erklärt, nämlich den, „von dem Einfachsten auszugehen und allmählich, wenn das Einfachere hinreichend verarbeitet sein möchte, Stoff zu gesteigerter Kraftübung zu bieten (Vorr. S. VI).“ Dieser Grundsatz ist nun im allgemeinen gewiss vollkommen zu billigen; aber leicht kann man im einzelnen damit zu weit gehen. Was sollen z. B. die zu einfachen Vorübungen S. 1—2 mit den nackten Verbalformen, als *Erras — portat — vitant* — du eilst — er schreit — sie rufen“ oder „du vermehrst nicht, wenn du sitzt und nicht arbeitest u. s. w. — Derlei Einübungen überlasse man getrost dem Lehrer allein und verschwende auch keine Seite eines Buches daran! — In dieselbe Kategorie stellen wir Beispiele, die nichts als bloße Umstellungen aus dem Singular in den Plural, aus dem Activum in das Passivum u. s. w. sind, wie z. B. noch S. 27 nebeneinander: „Der Stein ist härter als die Nuss. — Die Steine sind härter als die Nüsse. — Das Meer ist tiefer als der Fluss. — Die Meere sind tiefer als die Flüsse“ u. a. ähnl. m. — Umgekehrt ist es gegen den richtigen Grundsatz der anfänglichen Einfachheit und nur allmählichen Steigerung der Schwierigkeiten, wenn Schülern, die noch mit den Formen der Declination zu ringen haben, zu lange oder durch ihren Inhalt zu schwere Sätze geboten werden. Dahin rechnen wir gar manche aus den philosophischen und rhetorischen Schriften Ciceros u. a. ähnliche, wie z. B. S. 10 *Natura solitarius nihil amat semperque ad amicitiam tamquam ad adiutrium vitae ducit.* S. 20: *Omnium querelarum in moribus est culpa, non in potestate. Moderati enim et nec difficiles nec indurati tenet*

Beispiel? So steht ferner S. 10: „*Non bonus est somnus de prandio*“ mit der Bemerkung „*de* (über, von) reg. den Ablativ (*de prandio* nach dem M.); ebenso S. 11: „*Artivestus pro castris suas copias producit*“ mit der Note „*pro* (für, anstatt) reg. den Ablat. (*pro castris* vor das Lager).“ Die Präpositionen *de cum pro* werden mit diesen Beispielen dem Schüler zum ersten Male vorgeführt: ob nun diese Beispiele mit diesen Bemerkungen gerade geeignet seien, die Bedeutung und den Gebrauch derselben den Schülern besonders klar zu machen, darüber möge das Urtheil jedes Schulmannes entscheiden. —

Übrigens würde man sich ²¹ mitik des Hrn. Vf's. könn betreffenden Fälle erhalten was wir ganz natürlich für Anfänger handelt.

Weiterhin erklärt d Erläuterungen geben zu v. lassen; denn „syntaktische Sätzen vermieden, Wir wollen zur Beurtheilung nur einige Beispiele „

den Übungen über das Adjectiv als Substantiv gegeben. Jeder Schulmann weiß, dass diese Partie der Grammatik nicht zu den leichten gehört, und es ist eine gerechtfertigte didaktische Forderung, dass man sich auf der untersten Stufe des Unterrichts hiebei auf die allergewöhnlichsten Fälle zu beschränken habe. Wie soll sich aber der Schüler, der eben erst noch mit den bloßen Formen zu thun hat, irgendwie zurechtfinden, wenn alle möglichen Fälle, Singular und Plural von Masculinum und Neutrum, mit den verschiedensten Adjectiven aneinander gereiht werden? — Wie soll er z. B. „Von dem Guten lerne Gutes“ übersetzen, wenn er den kurz vorher angeführten Satz: *In malis operare bonum, nisi innocens, nemo solet*“ mit der Regel in der Grammatik des Hrn. Vf's, auf deren §§. 168—169 ausdrücklich hingewiesen wird, vergleicht? Dort aber steht: „Das Neutrum Pluralis von Adjectivis — wird oft substantivisch gebraucht, wenn darunter mehrere Einzelheiten, Dinge, Sachen verstanden werden,“ und in Anm. 2: „Der Singular bezeichnet insbesondere einzelne abstracte Begriffe, als: *bonum*, das Gut“ u. s. w. — Derlei subtile Unterscheidungen passen für die allerersten Anfänge des Lateinunterrichtes in keiner Weise, und folglich sind ähnliche Beispiele hier nicht an ihrem Platze. Ebenso gehören Beispiele, wie S. 40: „*Veterrima quaeque sunt maximissima*“ oder S. 58: „*operam dabo, ut ab optimo quoque probarer*“ wegen der syntaktischen Schwierigkeit, die im Gebrauche des Superlativs mit *quoque* liegt, nicht hieher. Syntaktisch zu schwierig scheinen uns auch Beispiele mit dem Coniunctiv nach Relativis. wie

man vermeinte, in der Grammatik näheren Aufschluss über die des §. 146 schweigt darüber, sich eben nicht um Fälle für

S. VII) in seinen Noten keine solchen dem Lehrer zu überbrücken seien in den Bemerkungen nicht finden.“ theil dieser letzteren Scharp-

rr. 22 und 34 (S. 22—23) wer-

S. 57: „*Iugurum vocabatur, quod uno iugo bouum in die exarari possit.*“ S. 55: „*Ut ibi dent quod optes.*“ S. 52: „*Domitianus, quoties otium esset, alea se oblectabat*“ — und nicht minder manche andere mit dem Coniunctiv nach *quum, quia, antequam* u. s. w.

Schließlich müssen wir noch bemerken, dass uns manche von den im Anhang gegebenen latein. Lesestücken für die erste Classe zu schwer scheinen, so z. B. Nr. 8 die Erzählung aus Cic. off. 3, 22 mit Constructionen, wie „*ei que est pollicitus, si praemium sibi proposuisset, ac*“ etc. und „*Aunc Fabricius reducendum curavit,*“ oder Nr. 11 aus Plinius mit dem Schlusssatz: „*At quibus bestis erat in cibis, ut altius generis bestis vescerentur, aut vitra natura dedit*“ etc. — Auch wäre Nr. 7 aus Seneca de ira 21 in pädagogischer Beziehung besser weggeblieben. — Die deutschen Übersetzungsaufgaben endlich scheinen uns für diese Stufe durchweg zu hoch gegriffen. Man betrachte nur gleich die erste: „Werth der Übung des Gedächtnisses,“ — wie soll ein Schüler der ersten Classe, und sei er auch recht gut eingeschult, auch nur diese Aufschrift ohne sehr bedeutende Nachhilfe des Lehrers übersetzen, abgesehen von den mannigfachen Schwierigkeiten, die ihm der einsichtige Gebrauch des Coniunctivs in den meisten Fällen, die richtige Anwendung der Zeiten, des Gerundiums u. s. w. machen muss. Da überdiess die unten beigefügten Bemerkungen mitsammt der Verweisungen auf früher vorgekommene Fälle ausreichende Erläuterungen nicht bieten, so wird eine selbständige Übersetzung durch den Schüler, und auf eine solche kommt es doch an, wol kaum zu erzielen sein.

Übrigens ist die Ausstattung des Büchleins recht anständig, der Druck in der Regel correct. Von einzelnen Ungleichmäßigkeiten und Fehlern bemerken wir folgende. Ungleichmäßig in Bezeichnung der

Regeln für die deutsche Rechtschreibung **nebst** einem Wörterverzeichnisse. Ein Vorschlag zur Einigung zunächst für die kurhessische Volksschule von Dr. H. E. Bezenberger. 2. Aufl. Kassel, J. G. Luckhardt, 1859 (68 S. gr. 8.). — 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.

A. Schilbe, Prüfung der Regeln für die deutsche Rechtschreibung von H. E. Bezenberger. Mit einem Gutachten von A. F. C. Vilmar. Marburg, Elwert, 1859. (41 S. gr. 8. — $\frac{1}{2}$ Thlr.

Wer dem Gang der orthographischen Frage, wie sie seit einer Anzahl von Jahren in dieser Zeitschrift erörtert wird, gefolgt ist, der erinnert sich, dass die orthographischen Differenzen in zwei wol zu unterscheidende Klassen zerfallen. Ein Theil derselben nämlich ist der Art, dass sich für beide Schreibweisen Gründe aufbringen lassen, deren Abwägung für die eine oder die andere Seite entscheiden wird, je nachdem man die verschiedenen dabei in Betracht kommenden Rücksichten höher oder geringer anschlägt. Ob man schreiben soll *Königta* oder *Königinn*, *alle* oder *Alle* und dergleichen mehr, sind Fragen, die man so oder so entscheiden kann, und ein verständiger Mann wird sich ohne vieles Sträuben der Schreibweise unterwerfen, welche in solchen Fällen vereinbart wird.

Ganz anders verhält es sich mit dem andern, wirklich wichtigen Theil der orthographischen Differenzen, nämlich mit dem, welcher aus einem prinzipiellen Zwiespalt hervorgeht. Hier handelt sich's um nichts geringeres als um das ganze Wesen der Schriftsprache und um die Ansicht, die man von der geschichtlichen Entwicklung der Sprache überhaupt hat. Es fragt sich, ob die Schriftsprache etwas durch die Geschichte gegebenes ist, oder ob der Grammatiker das Recht hat, die Entwicklung, welche die wirklich vorhandene Schriftsprache genommen hat, umzustossen und an deren Stelle eine neue Sprache zu konstruiren. Diese letztere Ansicht hat sich sehr mit Unrecht die historische genannt, und die Leser erinnern sich, wie dieselbe in dieser Zeitschrift eben vom Boden der Geschichte aus als völlig unhistorisch bekämpft worden ist ¹⁾. Wer nun über diese wesentlichen Fragen unserer Rechtschreibung mitsprechen will, der muss vor allen Dingen zeigen, dass er die prinzipiellen Gegensätze kennt und nach gründlicher Prüfung derselben seinen Standpunct gewählt hat. Ist dies nicht der Fall, so wird er durch seine Bemühungen nur sich und anderen die Zeit verderben. Wir bedauern, die vorliegenden Schriften der Herren Bezenberger und Schilbe sammt dem der letzteren angehängten Gutachten des Hrn. A. F.

¹⁾ Vgl. die in besonderen Abdrücken erschienenen Arbeiten des Unterzeichneten: Über deutsche Rechtschreibung. Wien, 1855. — Weitere Beiträge zur deutschen Rechtschreibung. Wien, 1857. — Das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm. Wien, 1858.

C. Vilmar in die Klasse dieser unfruchtbaren Bemühungen setzen zu müssen. Sämmtliche drei Herren gehen nämlich von der Überzeugung aus, dass die fälschlich so genannte historische Ansicht von der Entwicklung der Sprache unerschütterlich feststehe. Dass diese ganze Ansicht durch ein tieferes Eindringen in die wirklichen Vorgänge der Sprachumwandlung und in das Wesen der Schriftsprache umgestoßen worden ist, davon haben sie keine Ahnung. Nur darüber sind sie unter einander in Streit gerathen, wie weit man aus praktischen Gründen in der Durchführung jener Sprachkonstruktion gehen dürfe. Hr. Bezenberger nämlich ist zu der Einsicht gelangt, dass sich eine solche Neukonstruktion der Sprache nicht so ohne weiteres in unseren Schulen durchführen lasse. „Wie schwierig, sagt er, zeitraubend, ja unmöglich es aber ist, diese historische Schreibweise in einer Schule, und nun gar in der Volksschule, mit nur einigem Erfolge ein- und durchzuführen, und welchen Anstoß man damit erregt, habe ich schon vor Jahren, noch vor dem Erscheinen der betreffenden Aufsätze im hessischen Volksfreunde und der Schrift Weinhold's durch die Übung selbst hinreichend erfahren“²⁾. Da er sich aber bei alle dem ausdrücklich auf Seite der s. g. historischen Schreibweise stellt und nur aus praktischen Gründen deren endliche Durchführung vorläufig bloß anbahnen möchte, so muss er ganz mit Recht von Seite der Herren Schilbe und Vilmar den Vorwurf der Inkonsequenz hören. Er wird sich auch seiner Gegner nicht erwehren können, wenn er sich nicht entschließt, den Standpunkt der historischen Konstruktion, den er bisher mit seinen Widersachern theilt, gänzlich aufzugeben und sich den durch die neuere Forschung gewonnenen Ergebnissen anzuschließen. An mehr als einer Stelle seiner Schrift sieht man, dass Hr. Bezenberger das Unstatthafte seiner eigenen Prinzipien fühlt; aber weil er sich nicht entschließen kann, das, was er einmal als Axiom angenommen hat, über Bord zu werfen, so ver-

geschlossen und an eine principielle Umgestaltung unserer Schreibung denkt jetzt niemand mehr.² Was aber insbesondere die Schreibung der Zischlaute anbetrifft, die wir fast überall als symptomatisches Kriterium für die Grundansichten der verschiedenen Gelehrten haben kennen lernen, so gibt Hr. Hoffmann die früher von ihm angenommene historische Schreibweise ausdrücklich auf und sucht an deren Stelle eine den neueren Forschungen entsprechende zu setzen. Er spricht sich darüber in der Fortsetzung der oben angeführten Stelle folgendermaßen aus: „Es wird deshalb auch wohl kaum jemand Wunder nehmen, dass ich bei dieser Auflage meines Buches zu der gewöhnlichen Schreibung der S-Laute zurückgekehrt bin. Wenn ich mich in dieser Hinsicht in gleicher Lage mit Adelung befinde, der zuletzt auch zum Gewöhnlichen zurückgieng; so erklärt sich dies einfach daraus, dass die Ansichten aufhören müssen, sobald der Tatbestand klar vorliegt. Wer aber die Sache genauer kennt, der wird leicht sehen, dass die jetzt gegebene Darlegung der Regeln über die S-Laute in sehr wesentlichen Punkten von derjenigen Auffassung abweicht, welche vor Jahren gebräuchlich war und uns in unserer Kindheit eingeprägt wurde. Es kann nicht mehr die Rede sein von einem materiellen Unterschiede zwischen *f* und *ß*, und eben so ist man über das Schluss-*s* zu ganz anderen Resultaten gelangt. Dazu hat nicht bloß die historische Sprachforschung beigetragen, indem sie die Lücke ausgefüllt hat, welche sich zwischen dem Mittelhochdeutschen und der neuhochdeutschen Schriftsprache verband; sondern es sind auch die physiologischen Untersuchungen von R. v. Raumer und Brücke hinzugekommen, durch welche die ganze Consonantlehre des Nhd. umgestaltet ist. Ohne eine völlige Umgestaltung dieser Lehre würde ich von meiner früheren Schreibung der S-Laute nicht haben abgehen können. Nimmt man die neuere Erkenntnis hinzu, dass auch das Ahd. sich nicht in der Weise aus dem Gothischen entwickelt hat, wie es Grimm einst annahm, sondern zum Gothischen in demselben Verhältnis steht, wie das Nhd. zum Mhd.: so wird es von selbst klar werden, dass das Mhd. nur noch subsidiarisch für das Nhd. benutzt werden kann. Somit ist denn aber auch die aus dem Mhd. gezogene Schreibung der S-Laute jetzt aufzugeben.“ Mögen die Herren, die sich in ihren abgethanen Ansichten so sicher fühlen, an dieser Stelle ersehen, wie ein Mann über die Sache urtheilt, welcher dem Gang der neueren Forschung wirklich gefolgt ist.

Erlangen.

Rudolf v. Raumer.

- F. Gatti, Geographische Bestimmungen der Lage und der Verhältnisse geschichtlich merkwürdiger Orte und Territorien. Ein Hilfsbuch der mittleren und neueren Geschichte an Mittelschulen. Wien, Beck, 1857 (VIII u. 272 S.). — 1 fl. 48 kr. 5. W.
- F. Hoyer mann, Geographisch-historischer Wegweiser. Mittelalter und Neuzeit (III u. 143 S. 8.). Altona, Montzel, 1858. — 18 Ngr.

Wir bedauern, das erste Werk trotz der vielen Mühe, die sich der Hr. Vf. offenbar gegeben hat, für ein verfehltes Unternehmen erklären zu müssen; denn ein Buch von einem Umfange von 17 Bogen, das alle möglichen Notizen über Städte und Reiche gibt, wie sie Fremdenführer und Reisebücher bieten, kann als Hilfsbuch an Mittelschulen, für die es der Hr. Vf. bestimmt, doch unmöglich am Platze sein. Zahlreiche Versehen im einzelnen würde man im übrigen einem Unternehmen zu gute halten, das so verschiedenartigen Zwecken genügen soll. Ref. will Leser und Vf. mit einem Verzeichnisse um so weniger beschweren, als er wie gesagt mit der ganzen Anlage nicht einverstanden ist; manches irrige wird sich wol auch nur durch Schreibfehler oder momentane Vergesslichkeit eingeschlichen haben; denn es ist doch bekannt genug, dass z. B. der heil. Rupert (Artikel Salzburg) kein „Schotte“ war und dass Whitehall (Artikel London) längst abgebrannt ist.¹

Die Arbeit des Hrn. Hoyer mann bildet nach des Vf.'s Vorwort „ein kleines historisch-geographisches Lexikon, welches die nöthigsten geographischen Bemerkungen über die wichtigsten Örter, Landschaften und Staaten nach ihrer historischen Entwicklung mittheilt und durch Hinweisung auf die Staatengestaltung unserer Zeit und der modernen Geographie vermittelt. Bei allen Ortsangaben, welche in dem Buche vorkommen, waltet das Princip vor, größere und bekannte Städte, Flüsse, Gebirge u. s. w. als Ausgangspunkte anzunehmen und nach ihnen die

Anfängen hatten, z. B. findet sich die Geschichte des Königreichs Neapel oder beider Sicilien unter „Normannisches Reich in Unteritalien.“ Geradezu ungereimt ist es, die Geschichte Österreichs unter dem Schlagworte „Awarische Mark“ zu bringen, von deren Existenz der Hr. Vf. überhaupt ganz irrige Vorstellungen hat, wie denn auch in dem vorhergehenden Artikel über die Awaren kaum ein par Zeilen richtig sind. Solche und ähnliche Ausstellungen können aber den Ref. nicht verhindern, das Buch für verdienstlich und brauchbar zu erklären.

Wien.

Max Büdinger.

Grundriss der Geographie von Daniel Völter, Professor am kgl. Schullehrer-Seminar in Eßlingen. Zweite, vermehrte und umgearbeitete Auflage der Elementar-Geographie (XII u. 511 S.) Eßlingen, C. Weichardt, 1859. — 1 Thlr.

Von demselben Verfasser besteht ein größeres Lehrbuch, welches bereits in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1857, S. 232) besprochen wurde und in Hinsicht auf die Gliederung und Durchführung des Lehrstoffes vollkommen mit dem vorliegenden übereinstimmt. Beide verfolgen die systematische Reihenfolge der drei Hauptabtheilungen (der mathematischen, physikalischen und politischen Geographie) mit den üblichen Unterabtheilungen, in welchen einerseits den terminologischen Erläuterungen die analogen Objecte angereiht werden, anderseits den Übersichten der Erdtheile die Beschreibung der einzelnen Staaten folgen, mit den Abschnitten: Grundmacht (Land Volk), Cultur (Landwirtschaft, Industrie, Handel und geistige Bildung), Verfassung und Verwaltung und Topographie.

Zeichnet sich das größere Werk im allgemeinen durch fleißige Benützung guter Quellen und das Bestreben möglichster Richtigkeit an, so gilt diess auch von dem kleineren, so zu sagen, dem Auszuge, obgleich mitunter allerhand Gebrechen vorkommen, von welchen wol kein geographischer Schriftsteller sich ganz frei erhalten wird und kann. Man stößt hie und da auf Schwächen in den Definitionen und Anwendungen der Terminologie, die von keiner [großen kritischen Schärfe] zeugen, man findet nicht selten unbestimmte Angaben, wo es von Interesse wäre, über Quantität oder Qualität einen Aufschluss zu erhalten, man gewahrt da und dort eine durch zu große Kürze entstandene Verbindung nicht zusammengehöriger Namen und Zahlen, endlich erscheinen viele Stellen, wo nicht mehr gegeben wird, als die nächste beste gute Karte ohne Mühe erkennen lässt, u. dgl. m. Aus allem zusammen geht hervor, dass ein kleiner Theil der höchst reichhaltigen Angaben unrichtig ist, ein etwas größerer wegen Unbestimmtheit zu inhaltslos erscheint, und ein dritter für überflüssig erachtet werden kann. Ein genaueres Durchgehen irgend eines Stückes wird einige Proben zur Be-

gründung des gesagten Hofers. Ich wähle dazu vorzugsweise die 25 Seiten, welche die Beschreibung der österreichischen Monarchie einnimmt.

Gleich in der ersten Zeile begegnet uns ein Druckfehler (40° n. Br. statt 42°), der im Verzeichnisse nicht angezeigt ist. Besser als das Abschreiben der Grenzen von der Karte würde die Angabe der Längen und Beschaffenheit (trockene, wasse Greuze) befriedigt haben, ohne namhaft mehr Raum einzunehmen. Der Text soll die Karte nicht copiren, sondern ergänzen, und sonach das bringen, was sie nicht zeigt, oder was ihr nur mit Mühe und wenig Zuverlässigkeit entnommen werden kann. Das Verhältnis zwischen Hoch- und Tiefland, Gebirgsland und Ebene, hätte vollständiger aus Ziegler's hypsometrischem Atlas entnommen werden können. Es ist eine misliche Sache, die hydro-orographischen Schilderungen nach der staatlichen Vertheilung vornehmen zu müssen und wenn nicht Zerstückelung der Ganzen erfolgt, so sind doch Wiederholungen unvermeidlich. In der Eintheilung der linearen Züge folgt Hr. Dr. Völker so ziemlich der Heerstrasse und scheint bezüglich der Alpen dem einfachen Princip Schaubach's nicht zugethan. Der Absatz 4 ist nur eine Aufzählung von Namen, keine Schilderung des plastischen Gepräges. Ich meine damit nicht, es sollten Charakterbilder in landschaftlicher Beziehung gegeben, wol aber wichtige Unterschiede, sei es der geologischen Beschaffenheit oder der Erhebung, Ausdehnung u. s. w. hervorgehoben sein. Statt der Culminationspunkte werden zuweilen untergeordnete Gipfel angeführt, z. B. der h. Pfaff, statt der Karalpe, der Stuhlek, der Wechsel u. s. w., anderseits werden Theile des Ganzen mit der Culminationszahl des Stockes verbunden, z. B. Gebatscher Fernen (ein Theil des Oetzthaler Stockes) mit der Höhenzahl, die der Wildspitze zukommt; der Sattel bei Eisenerz kommt in drei Zeilen dreimal vor, als wären Prebuhl, Vorderberger

nischen Volksstämme übergangen ist. Die gar zu große Kürze erlaubt kaum mehr als bloße Nennung der Natur- und Kunstproducte, und acht Zeilen über den Handel können kein genügendes Bild gewähren. Bei der Reibung der Nationen bezüglich der geistigen Bildung hätte wol die italienische das Mittelglied einnehmen sollen; auch vergaß der Hr. Vf., dass es eine polnische und böhmische Literatur gibt. — Die angegebenen Landesvertretungen u. m. a. werden in Österreich erst erwartet. — In Wien ist nur der Ausdruck *Innere Stadt* üblich, nie wird *Altstadt* gebraucht. — Eine stehende Rubrik bei den Orten sind: Fabriken, Gewerbe, Handel, einzeln oder zusammen. Mit solchen Beisätzen ist gar nichts gesagt. Das gewöhnliche verschwindet ohnedies in einem Lehrbuche von so geringem Umfange, aber das außerordentliche sollte bestimmt genannt werden, wie vielfältig geschehen und nicht geschehen ist. Letzteres z. B. bei Hauptindustriestädten, wie Reichenberg, Brünn u. s. w. — Szegedin wird fälschlich als Festung angeführt, ebenso Finne, Neusatz u. a., auch Lemberg, dagegen fehlen Przemyśl und Venedig. — Die Lage der Orte ist gewöhnlich umständlich angegeben, nur wird zuweilen darin gefehlt, dass statt an es heißen sollte nächst (z. B. bei Linn), statt oberhalb — nördlich u. s. f.

In den Begriffsbestimmungen ist der Verfasser meistens genau und treffend, doch entschlüpft ihm hier und da ein Übersehen oder eine falsche Vorstellung, z. B. im §. 40, wo die Eintheilung der Special- und Generalkarten nach dem Maßstabe aller Praxis zuwider ist. Relative Begriffe lassen sich nicht zu bestimmten Grenzen verwenden, besser man lässt diese wenig sagenden Fremdworte fahren und spricht bloß von Karten in sehr großem, großem, mittlerem, kleinem, sehr kleinem Maße. In den oro- und hydrographischen terminologischen Erklärungen gibt es mehrere unhaltbare Behauptungen. Gebirgsstock und Gebirgsknoten ist Hr. Völter einerlei. Gewiss sind die Oetzthaler Ferner ein Gebirgsstock, aber ebenso gewiss kein Knoten und so viele andere. Wären zu jedem Begriffe einige Beispiele gegeben, so würde der Hr. Vf. auf diese Widersprüche gestossen sein. Bei den Bergformen fehlt der Rücken, überhaupt findet man auf diesem Gebiete auch in den besten Lehrbüchern nur selten eine streng logische Scheidung der Ausdrücke und eine solche Anordnung, die richtiges Verständnis und Nutzen schafft. Bezüglich der Liman's sollten die Herren Begriffsbestimmer die russischen Karten anschauen, wo diese Formen vorkommen, und sie mit ihren Definitionen vergleichen! Beim Schnee wäre besser der Firn erwähnt worden (statt Graupeln).

Es gäbe noch manches im Buche, was einem Zweifel unterläge, aber weil es mehr Sache der Meinung und die Folge üblicher Principien ist, so passt dessen Erörterung besser an andere Plätze; dergleichen wäre, ob der Bako.y-wald nicht mit mehr Recht zu den Karpathen als zu den Alpen gerechnet werden sollte, da er mit den ersteren trotz des Donau-Durchflusses innig und homogen zusammenhängt, während ihn

K. A. Schmidt, *Encykl. des Unterrichtswesens*, ang. v. **H. Böttger**. 727

ein weites Flachland von den Alpen scheidet? Ich übergehe daher solche sich aufdrängende Bemerkungen und schliesse damit, dass ich Hrn. Dr. Völter's Buch trotz der bezeichneten Mängel unter die besten dieser Gattung zähle, dass ich mich aber zu der Meinung hingedrängt fühle, dass für den Anfangsunterricht diese Form kaum den größtmöglichen Nutzen schaffen wird; denn vermöge der getrennten systematischen Behandlung des Stoffes würde sich aus den Tausenden von nackten Thatfachen das Gesamtbild ohne sonstige tüchtige Nachhilfe, dessen Festhaltung im Gedächtnisse als Endziel des geographischen Unterrichtes zu betrachten ist, schwer erzielen lassen. Der Lehrer und die Karte müssen redlich den Hauptschritt zum Gelingen thun, dann erst wird der Erfolg ein sicherer sein. Der Lehrer muss gute Karten richtig lesen lehren und einüben, muss die Zeichnung derselben anbahnen und leiten, und dadurch erzielen, dass die zerstreuten Glieder des Buches annähernd sich zum Gesamtbilde sammeln; dann erst wird das Resultat kein leicht verfügbender Gedächtniskram, sondern eine reele Geisteserrungenschaft sein. Dann wird auch das Buch zum bequemen Nachschlagebuch werden, und man wird es ihm Dank wissen, dass es 5000 trockene Daten auf 31 Druckbogen sammendrängt.

Wien.

A. Steinhauser.

Encyclopædie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, bearbeitet von einer Anzahl Schulmänner und Gelehrten, herausgegeben unter Mitwirkung von Prof. Dr. v. Palmer und Prof. Dr. Wildermuth in Tübingen, von K. A. Schmid, Rector des Gymnasiums in Ulm. Gotha, R. Besser, 1859. Bd. I. oder Lieferung 1—10. A—Dinter. 958 S. Lexikon 8. Lieferung 11 u. 12. S. 1—92. — Heft a 80 kr. 8. W.

Bahnen. Wo solche Ansichten nicht geradezu ausgesprochen werden, kann man sie thatsächlich sich erweisen sehen; denn über Fragen, deren Beantwortung von pädagogischen Principien abhängt, glaubt jeder, der an ihnen ein persönliches Interesse nimmt, eine competente Entscheidung geben zu können, und während niemand ungestraft es wagen dürfte, auf mathematischem oder linguistischem Gebiete eine Monographie zu veröffentlichen, ohne diesen Wissenschaften ein eingehendes Studium gewidmet zu haben, können wir pädagogische Monographien in Menge emporschiesen sehen, deren Verfasser es keineswegs als die unerlässliche Bedingung betrachtet haben, sich vorher in das gesamte System von Begriffen, welche dieses Gebiet beherrschen, vertieft zu haben.

Es wäre gewiss unrecht, wenn man diesen Gegensatz in der Werthschätzung, der eine Thatsache ist und den ignorieren zu wollen nichts nützt, einer doctrinären Verstiegtheit auf der einen Seite oder einer leichtfertigen Geringschätzung wissenschaftlicher Strenge auf der andern Seite zuschreiben wollte. Solch absprechendes Urtheil verbietet sich von selbst, sobald man darauf achtet, wie gar oft die eine der entgegengesetzten Ansichten ebenso wie die andere mit persönlichen Verdiensten ihrer Vertreter in ihrer didaktischen Berufsthätigkeit verbunden ist. Irren wir nicht, so liegen vielmehr theils in der Verwechslung von Aufgaben, welche, so nahe sie zusammenhängen, doch nicht unmittelbar zusammenfallen, theils in dem factischen Zustande der Wissenschaft selbst, um die es sich handelt, hauptsächliche Ursachen zu diesem Gegensatz der Überzeugungen.

Für den Unterricht in irgend einem Gegenstande ist unzweifelhaft das Wissen eben dieses Gegenstandes, welches der Lehrer zu seiner Lehrthätigkeit bereits hinzubringen hat, die hauptsächliche und jedenfalls unerlässliche Bedingung; nicht bloß das Ziel des Unterrichtes kann nicht höher gesteckt werden, als das eigene Wissen des Lehrers reicht, sondern, was noch wichtiger ist, die Art des Wissens, welches bei den Schülern erstrebt und erreicht wird, kann sich von der des Lehrers nicht wesentlich unterscheiden. Wer selbst sich den Inhalt einer Wissenschaft nur wie einen äußerlichen Stoff gedächtnismäßig angeeignet hat, wird und kann auch nur auf die gleiche gedächtnismäßige Auffassung bei seinen Schülern wirken; wer in seinem eigenen Wissen den glänzenden Flitter des Scheines höher schätzt, als jene Gewissenhaftigkeit, die sich bescheidet vieles nicht zu wissen, kann auch auf seine Schüler nur eine sophistisch verderbliche Wirkung ausüben. Nur die Strenge der Gründlichkeit, der innere Zusammenhang, die eigene Sicherheit der Herrschaft, sei es auch immerhin auf eng begrenztem Gebiete, kann zu den entsprechenden Ergebnissen im Unterrichte führen. Sie allein kann es, aber sie muss es nicht. Wer kennt nicht die Erfahrungen, dass auf dem mathematischen und naturgeschichtlichen oder auf dem sprachlichen Gebiete Lehrer, deren gediegenes Wissen und deren Eifer

für ihren Beruf keinem Zweifel unterliegt, doch des rechten Erfolges im Unterrichte fast gänzlich entbehren. Abgesehen von zufälligen Umständen, die hierbei in einzelnen Fällen mitwirken, zeigt diese bekannte Thatsache, dass die Gediegenheit des eignen Wissens des Lehrers nicht unbedingt und nicht ausschliesslich das Mafs seiner Erfolge im Unterrichte bestimmt. Die eigne Bethätigung an den Fortschritten einer Wissenschaft lenkt gar manchmal den Blick ab von den einfachen Elementen, deren Feststellung die Bedingung alles Fortschreitens im Lernen für den Anfänger ist; die Forderung der Gründlichkeit, welche der Lehrer an sein eignes Wissen zu stellen hat, ist wesentlich verschieden von der, welche er an die Schüler richten darf und von ihnen auf das strengste zu fordern hat, und ein auch nur theilweises Verkennen dieses Unterschiedes untergräbt bei dem besten Willen und dem wohlgemeintesten „wissenschaftlichen“ Streben die Grundlagen des Unterrichtes. Kurz — denn es ist nicht nöthig derlei Andeutungen weiter auszuführen — schon der Unterricht als solcher setzt, um seines Erfolges sicher zu sein, zu dem Wissen des Gegenstandes selbst noch das Nachdenken voraus über den naturgemäfsen Gang in seiner Auffassung. Bei Lehrgegenständen, welche schon seit Jahrhunderten eine ununterbrochene Praxis der Schule aufzuweisen haben, bildet diese Tradition insoweit einen Ersatz für das eigene Nachdenken des Lehrenden über die Methode, dass sie vor den stärksten Abwegen im allgemeinen behüten kann; aber jene Tradition ist ja eben nichts anderes, als das Ergebnis des Nachdenkens und der Erfahrung verdienter Schulmänner, nur seiner individuellen oder localen Färbung allmählich entkleidet.

In Fachschulen für ein specielles Gebiet, z. B. in Bauschulen, Forstschulen, Agriculturschulen, Handelsschulen u. ä., ist ein bestimmtes Mafs des Wissens und Könnens das ausschliessliche Ziel, welches

doch recht ungebildet sein. Und wenn endlich in den geistigen Interessen, die jemandes Gedankenkreis beherrschen, ein wesentliches Moment seines sittlichen Charakters enthalten ist, so begreift man die Erwartung und den Anspruch, den der Staat an seine Mittelschulen richtet, dass sie nicht nur durch die strenge und gerechte Ordnung der äusseren Zucht erziehend einwirken, auch nicht die erziehende Thätigkeit in eigenem bequemen Zuschauen ausschliesslich von dem elterlichen Hause und von den Organen der Kirche erwarten, sondern durch den bildenden Unterricht an ihrem Theil einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung des sittlichen Charakters ihrer Schüler geben sollen. Für diese Forderung der bildenden und der erziehenden Einwirkung, welche der Staat an seine Mittelschulen stellen muss und wirklich stellt, ist das Wissen der zu lehrenden Gegenstände nicht ausreichend; Vorschriften und Instructionen können vor einzelnen auffallenden Fehlern warnen, sie können aber nie den Geist einhauchen, der allein dieses Ziel zu erreichen befähigt; schon die Aufgabe selbst als Aufgabe zu verstehen, vollends aber zu ihrer Erreichung als Glied eines Collegiums an seinem Theile richtig beizutragen, ist nicht möglich, wenn man der Pädagogik nicht, ehe man in den praktischen Beruf eintritt und während desselben, eingehendes Nachdenken widmet.

Also: wer in unseren Gymnasien und Realschulen nur Anstalten sieht, welche an ihren Schülern ein für allemal fest begrenztes Mass des Wissens und Könnens in gewissen Gegenständen zu erreichen haben, der hat Recht, wenn er in dem gründlichen Wissen der Lehrer auf ihren Gebieten so gut wie die einzige Bedingung des Gedeihens sieht und auf Pädagogik keinen Werth legt; die überlieferte Praxis ist ihm genügender Ersatz für das pädagogische und didaktische Nachdenken des Einzelnen. Wer dagegen von Gymnasien und Realschulen erwartet, dass sie bildend und erziehend auf die heranwachsende Generation einwirken, der muss auch die Bedeutung anerkennen, welche für die Lehrer an diesen Anstalten das Studium der Pädagogik hat.

Doch vielleicht nur die Bedeutung, welche das Studium der Pädagogik dann haben würde, wenn diese Wissenschaft selbst bereits ihre volle Ausbildung erhalten hätte. Denn allerdings in dem Verhältnisse des wirklichen Zustandes der Pädagogik als Wissenschaft zu der Aufgabe, welche ihr gestellt ist, liegt ein zweiter Hauptgrund, der die herabsetzenden Ansichten und Urtheile über ihren Werth erklärt. Man mag den Männern, welche vom Alterthum an bis zur Gegenwart dieser Wissenschaft ihr Nachdenken widmeten und dessen Ergebnisse zum Gemeingut machten, die vollste und dankbarste Anerkennung zollen, so lässt sich doch auf der andern Seite nicht verkennen, dass die Pädagogik als Wissenschaft auch jetzt noch in ihren Anfängen begriffen ist. Niemand wird in Zweifel ziehen, dass Bildung des Zöglings zu einem sittlichen Charakter die Aufgabe der Erziehung ist. Wenn aber die Wissenschaft der Pädagogik die Bedingungen und die Mittel zur Er-

E. A. Schmidt, Encykl. des Unterrichtswesens, ang. v. **H. Doms**, 1881

reichung dieses Zweckes darzulegen hat, so verwickelt schon die Zurückführung jenes Begriffes auf seine nothwendigen Voraussetzungen in gewichtige Schwierigkeiten; welche Einwirkung der religiöse Glaube, welche die Bildung des Gedankenkreises durch Unterricht im weitesten Sinne des Wortes, welche endlich selbst die äußerliche Zucht und Gewöhnung an bestimmte Sitte auf das natürliche Object der Erziehung, die Individualität des Züglings, thatsächlich ausübt, um dieselbe sittlich zu bilden, darüber eine principielle Übereinstimmung erzielen zu können, ist man noch weit entfernt. Und steigt man von den allgemeinsten Principien und Zielen herab zu ihrer Ausführung in der Wirklichkeit des Einzelfalles, so kann diese nur basirt sein auf die Gesetze der geistigen Thätigkeit. Die Psychologie bildet das notwendige Mittelglied, um von den allgemeinsten Grundsätzen der Paedagogik zur Beantwortung der einzelnen Fragen gelangen zu können; dass aber die Psychologie erst in neuester Zeit angefangen hat, das Platonisch-Aristotelische Substanziren allgemeiner Abstractionen von Seelenerscheinungen, als seien sie wirkliche Kräfte, ernstlich aufzugeben und in strengere Untersuchung des Gegenstandes selbst sich einzulassen; dass diese Untersuchungen noch weit von einem vollständigen Ausbau der Wissenschaft entfernt sind, wird jeder anerkennen, dem die Psychologie anders als vom bloßen Hörensagen bekannt ist. Endlich jede Ausführung der Paedagogik in's einzelne muss die verschiedene Art der Vertheilung, welche die gemeinsame Aufgabe der Erziehung unter das elterliche Haus, die Kirche und die Schule erfährt, muss ferner bei unseren Culturzuständen die Höhe des Standpunctes im Leben, den der Erwachsene voraussichtlich einst einzunehmen haben wird, wesentlich in Rechnung bringen, wenn sie nicht unausführbare Forderungen an die Schule stellen oder selbst die ausführbaren und pflichtmäßigen aufgeben will — Verhältnisse, die sich oftmals schwer und kaum jemals genügend begrifflich fixiren lassen —

zeugung von der Competenz zum Urtheil über die Einzelfragen dieser Gebiete fast allgemein verbreitet ist. Wir sehen dann im Schulleben vollkommen dieselben Erscheinungen vorgehen wie im politischen. Irgend ein Schlagwort ist es, in welches sich die gesamte Aufgabe der Erziehung oder des Unterrichtes oder die Gesamtheit ihrer Mängel in der Wirklichkeit zusammenzudrängen scheint, und so zweideutig in der Regel, so beschränkt jedenfalls die Geltung eines solchen Lösungswortes ist, mit ihm, als mit dem allein berechtigten, wird umgestaltend in die Einrichtungen des Unterrichtes eingegriffen. Man kann leicht beobachten, wie sich dergleichen Worte und Fragen, die sogleich zu Signalen von Parteien zu werden pflegen, in verschiedenen Zeiten ablösen und jedesmal in engerem oder weiterem Kreise ihren bestimmenden Einfluss geltend machen. Gegenüber z. B. einem bloß mechanischen Einlernen von Dingen, die oft kaum halb verstanden sind, einem Annehmen auf die Autorität des Lehrenden, macht sich einmal die Bildung des Verstandes als das wesentliche oder alleinige Ziel des erziehenden Unterrichtes geltend, und es wird dann nicht schwer, von dem bekämpften Gegner ein solches Zerrbild zu entwerfen, dass niemand es wagen möchte sich seiner anzunehmen. Oder mit etwas vornehmerem Klange wird „formale Bildung“ zu dem Lösungsworte gemacht, durch welches man die schwierigen, aber unerlässlichen Fragen über die Nothwendigkeit und über die gegenseitige Abgrenzung der wirklichen Unterrichtsgegenstände glaubt niederschlagen zu können; das Wort erhält wol gar, indem man es oft und mit Nachdruck gebraucht hört, einen solchen Curs, als habe es überhaupt eine selbständige Geltung oder Bedeutung, als gäbe es in irgend einem Gebiete eine Form aufser an einem bestimmten Inhalte, als gäbe es eine formale Bildung anders als an einem bestimmten Inhalte des Wissens und nur für diesen giltig. „Unserer Jugend wird zu viel zu lernen zugemuthet; unter der Überbürdung mit Aufgaben des Lernens wird die körperliche Entwicklung gehemmt, die geistige Frische erstickt, der Charakter entkräftet.“ Dieser Weheruf erhebt sich immer von Zeit zu Zeit und wächst sogleich in reissender Geschwindigkeit, ganz vornehmlich gesteigert durch solche Eltern, die unbewusst und sorglich an der Überbürdung ihrer Kinder einen gröfseren Theil tragen, als die Schule; wo man dagegen die anklagenden Stimmen ernstlich beim Worte nimmt und zum tatsächlichen Grunde durchzudringen sich nicht scheut, pflegt sich derselbe auf ein Minimum zu reducieren. Gegenüber der Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche die Schule der Beschäftigung ihrer Schüler darbietet, entsteht die an sich wohl begründete Sorge wegen Zerstreuung, Zersplitterung der Kräfte, Oberflächlichkeit der Schüler im Wissen und Charakter; „Concentration des Unterrichtes“ wird das Signal für die Einrichtung der Schulen; diese Forderung scheint so ausschliesslich berechtigt, dass weder die Nothwendigkeit eines vielseitigen Interesses in Betracht gezogen wird, noch das Nachdenken sich auf die

Herstellung des inneren Zusammenhanges unter den oft nur scheinbar disparaten Gegenständen richtet, sondern sie am liebsten sogleich selbst auf Kosten eines nothwendigen Lebensorganes ihre Erfüllung suchen möchte. — Doch genug solcher Beispiele, die sich leicht jeder Lehrer aus eignor Erinnerung oder aus der Geschichte der Paedagogik vermehren wird; nur darauf sollte hingewiesen werden, dass gerade in den Zeiten solcher didaktischen und paedagogischen Kämpfe der Mangel an ernster Beschäftigung mit der Paedagogik und an Kenntnis derselben sich am schwersten rächt. Ihm ist es zum großen Theile zu verdanken, dass auf dem Gebiete der Didaktik ähnlich wie in politischen Kämpfen die extremsten Richtungen die meiste Aussicht haben ihren Worten Anklang zu verschaffen. Nur das unbefangene und eindringende Nachdenken über die Aufgabe der sittlichen Bildung und die Mittel zu ihrer Lösung kann gegenüber solchen schwankenden Strömungen die Besonnenheit des Urtheils bewahren, welche Lösungsworten der Parteien den Zauber ihrer Kraft nimmt und sie auf ihren wahren Werth herabsetzt. Zu solcher Vertiefung des Nachdenkens liegen in unserer Zeit die dringendsten Mahnungen vor. Es gilt diess nicht bloß für die Bewegungen des Schulwesens in Österreich, wo die binahe neue Schöpfung der Realschulen, getragen von der lebhaftesten Theilnahme des gebildeten Bürgerstandes, einen kaum geahnten Aufschwung gewonnen hat, aber zu dauerndem Gedeihen sich noch mannigfach wird abklären müssen, und wo die Umgestaltung der Gymnasien, erst allmählich auch außerhalb des Schulbereiches zur Beachtung und Würdigung gelangt, selbst nachdem ihr nunmehr die kaiserliche Sanction zu Theile geworden ist, die fernere Probe der Erfahrung zu bestehen hat, aber die gedeihliche Ausführung der Einrichtungen ebenso wie die Beurtheilung der Ergebnisse von gründlicher Einsicht in das Wesen der Aufgabe abhängig ist. Es gilt diess nicht minder von dem nicht-österreichischen Deutschland; wer den Bewegungen nament-

Unterrichtswesen Theil nimmt, das Zutrauen zu den bereits ausgefahrenen Bahnen ausreichen; ernste Beschäftigung mit der Wissenschaft der Paedagogik und Didaktik ist erforderlich, um zu ruhigem Umblicke und fester Überzeugung zu gelangen; sonst wird man als schwankendes Rohr von dem wechselnden Winde der Meinungen hin- und hergetrieben.

Die vorstehenden Andeutungen über die Bedeutung der Paedagogik als Wissenschaft für die Praxis des Lehrberufes und der Schuleinrichtungen schienen mir erforderlich, um gestützt darauf den Werth, den das zur Anzeige vorliegende Werk beanspruchen kann, und den Gebrauch, der von ihm zu wünschen ist, näher zu bezeichnen.

Es ist hier zum ersten Male unternommen, von dem „gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesen“ eine „Encyklopädie“ herzustellen welche in alphabetischer Ordnung „über alle für die Erziehung und den Unterricht wichtigen Gegenstände zuverlässige, dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechende Auskunft geben soll.“ Das Werk, zu dessen Bearbeitung sich unter der sachkundigen Redaction geachtete Schulmänner und Gelehrte in grosser Zahl vereinigt haben, ist nach sehr umfassendem Plane angelegt. „Zu den Gegenständen,“ heisst es in dem Vorworte S. VII, „welche besprochen werden müssen, rechnen wir die allgemeine Paedagogik mit ihren Hilfswissenschaften, die Schulkunde, die Geschichte der Paedagogik und die Schulstatistik. Was in diese vier Hauptfächer gehört, glaubten wir in unseren Plan aufnehmen zu müssen.“ „In den zu der ersten Gattung gehörenden Artikeln ist von den grundlegenden Begriffen der Paedagogik, von dem Wesen, den Voraussetzungen, der Aufgabe, den Zwecken und Mitteln der häuslichen und öffentlichen Erziehung und des häuslichen und öffentlichen Unterrichts und den Potenzen, welche auf diesem Gebiete Einfluss üben, zu handeln, sodann von den psychologischen Grundbegriffen, den verschiedenen Kräften, Trieben und Neigungen, Zuständen und Entwicklungsstufen des Zöglings, von den für den Erzieher wichtigsten Lehren der Ethik, den verschiedenen Richtungen und der Bildung des Willens, von der Didaktik, der Kunst, Form, Methode und den Mitteln des Unterrichts, endlich von allem, was zur körperlichen Erziehung gehört. Wir verhehlen uns nicht, dass es die Wissenschaft in diesem weit ausgedehnten Felde noch keineswegs überall zu einem ähnlichen relativen Abschlusse gebracht hat“ u. s. w. „Die Artikel der zweiten Gattung gehören der Schulkunde an und behandeln die rechtlichen und sonstigen Verhältnisse der Schule und der Lehrer, die Aufgabe der verschiedenen Arten von Schulen, von der Kleinkinderschule bis zur Schwelle der Hochschule, soweit sie von allgemeiner Bedeutung für das Volksleben sind, also mit Ausschluss der Specialschulen (Ackerbau-, Forstschulen etc.), die Methodik der verschiedenen Unterrichtsfächer, das Schulregiment, das Äussere u. a. L.; diese Artikel sollen vorzugsweise das geschichtlich Gewordene treu dar-

stellen, zum Verständniss bringen, von den rechten Gesichtspuncten aus beurtheilen, und so die Erkenntnis des Wahren fördern helfen.“ — „Wenn aber bei den Artikeln der ersten und zweiten Gattung die historische Betrachtung, wo sie überhaupt Platz greifen kann, für die Darstellung dessen, was jetzt als Wahrheit angenommen wird oder Geltung hat, durchgängig nur die Grundlage bildet, so sind die Artikel der dritten Gattung rein geschichtlich; es enthält diese theils übersichtliche Charakteristik größerer Partien, theils und hauptsächlich eingehendere Darstellungen derjenigen Männer des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit (in der Regel mit Anschluss der noch Lebenden), welche als die Träger der Geschichte der Pädagogik anzusehen sind oder vermöge ihrer hervorragenden Bedeutung für das geistige Leben der Nation im Allgemeinen auch auf die Bildung der Jugend einen tiefen Einfluss geübt haben oder noch jetzt üben.“ „Die statistischen Artikel endlich sollen das Erziehungs- und Unterrichtswesen der civilisierten Welt darstellen. Nach einem umfassenden Fragenplan ausgearbeitet, geben sie für alle die Länder, welche ein näheres Interesse für uns haben, zuverlässigen, aus den besten, in der Regel amtlichen Quellen geschöpften Bericht über ihre Schulzustände, die betreffende Gesetzgebung, die Zahl, Einrichtung und innere Ordnung der verschiedenen Arten von Schulen, die Verhältnisse der Lehrer u. s. f. So weit unsere Kunde reicht, existiert bis jetzt noch kein Werk, das eine so vollständige, eingehende und genaue Statistik der Schulen enthielte, wie das unserige.“ (S. V—VII.)

Das Werk ist auf vier Bände, je von 60 Bogen des größten Octavformat, mit compressedem, aber sehr deutlichem Drucke, berechnet; es erscheint in Lieferungen von je 6 Bogen, deren 10 einen Band bilden. Die bis jetzt erschienenen zwölf Lieferungen reichen bis zu dem Artikel 'Erkenntnisvermögen'; es lässt sich hiernach erwarten, dass der be-

didaktik erfordern, um ersprießlich behandelt zu werden, dass unter der Herrschaft leitender allgemeiner Grundsätze jemand Nachdenken, Beobachtung, Versuche gerade einem engeren Gebiete zugewendet habe und mit den speciellen Fachkenntnissen ausgerüstet sei, welche eben diesen Bereich betreffen. Man darf nicht erwarten noch verlangen, in einem allgemeinen systematischen Werke über Paedagogik Einzelfragen aus verschiedenen Gebieten des Unterrichts, z. B. des Unterrichts im Deutschen und in der Mathematik, gleich eingehend und mit gleicher eigener Vertiefung des Verfassers behandelt zu finden. Eine monographische Behandlung von Männern, welche bei Verschiedenheit ihrer speciellen Studien oder Erfahrungskreise in wesentlichen Gesichtspuncten zusammenstimmen, hat zur Ergänzung und Erweiterung dessen, was ein systematisches Werk darbieten kann, einen unverkennbaren Werth. Dazu kommen dann noch die beiden historischen Bestandtheile der Encyklopaedie. Treffend gezeichnete Bilder von dem Leben und Wirken solcher Männer, die auf Erziehung und Unterricht in ihrer Zeit bestimmend eingewirkt haben, sind vorzugsweise geeignet, den Lehrer in seiner eignen Thätigkeit zu ermuntern, in seiner Richtung zu bestärken oder vor Abwegen zu warnen. Und ein sorgfältiger Umblick auf die Schuleinrichtung von Staaten, welche in ihren Culturverhältnissen mit dem Vaterlande mehr oder weniger vergleichbar sind, ist unbedingt erforderlich, wenn man die Einrichtungen der Heimath besonnen würdigen oder zu ihrer Weiterbildung beitragen will.

In denjenigen Theilen, die sich nach dem eben gesagten für eine monographische Bearbeitung vorzugsweise eignen, liegt auch der hauptsächlichste Werth des vorliegenden mit Umsicht geleiteten, mit warmem Interesse für den Gegenstand und mit gewissenhafter Sorgfalt gearbeiteten Werkes. Die Artikel über einzelne Seiten und Fragen des Unterrichts sind größtentheils gehaltreiche Monographien, in denen das Ergebnis der bisherigen Discussionen des Gegenstandes zu klarer Übersicht gebracht ist; die historischen Artikel zeigen eine wohl überlegte Auswahl des bedeutendsten, und Übertragung der Bearbeitung an Gelehrte, welche gerade den betreffenden Partien ihre besonderen Studien gewidmet haben; die statistischen Abschnitte vereinigen ein Material, wie es sich in solcher Vollständigkeit und Glaubwürdigkeit und so beherrscht von den wesentlichen paedagogischen und didaktischen Gesichtspuncten sonst nicht irgendwo beisammen finden dürfte. Dass dagegen in der Erörterung von Gegenständen, welche am unmittelbarsten mit den allgemeinen Begriffen der Paedagogik und Psychologie zusammenhängen, sich die Übelstände einer encyklopaedischen Bearbeitung zeigen, lässt sich im voraus erwarten, und man wird diese Erwartung größtentheils bestätigt finden. Über den gemeinsamen Charakter dieser, nach den angeführten Worten der Vorrede zu der ersten Gruppe gehörenden Artikel, spricht sich die Vorrede unverholen aus: „Leitende Norm ist uns in allen Kernpuncten das Evangelium; auf dem Boden des evangelischen Bekenntnisses stehen

wir mit unserer ganzen Überzeugung und wir glauben, dass es auch auf dem Gebiete, das wir bebauen helfen wollen, eine christliche Wissenschaft gibt; Gerechtigkeit aber und Wohlwollen gegen die Vertreter abweichender Ansichten ist mit dem entschieden christlichen Standpunkte nicht nur vereinbar, sondern wesentlich durch ihn geboten⁸ (S. VI). Man wird es nur billigen können, dass dem christlichen Glauben seine volle Bedeutung auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes gewahrt ist; dieser christliche Charakter gibt sich nicht bloß kund in den verhältnismäßig zahlreichen und umfassenden Artikeln, welche ausdrücklich der religiös-christlichen Seite der Erziehung und des Unterrichtes gewidmet sind (z. B. Abendmahl, Aberglaube, Andachtsübungen, Ärgeris, Aufklärung, Beichte, Bibel, Bibellesen, Biblische Geschichte, das Böse, Confirmation, Erbsünde), sondern überhaupt in der Wärme und der Festigkeit des christlichen Glaubens, welche durchgängig die Behandlung paedagogischer Fragen durchdringt. In den meisten Fällen wird für die paedagogischen Gesichtspunkte, um die es sich handelt, die Eigenthümlichkeit der evangelischen Confession, welcher die Bearbeiter dieser Artikel des Werkes angehören, keinen wesentlichen Unterschied für andere christlichen Confessionen machen; in anderen Fällen tritt nicht bloß das Charakteristische des evangelischen Bekenntnisses, sondern noch innerhalb desselben das Specifiche derjenigen Richtung, welche durch den Namen des Prof. Dr. von Palmer in Tübingen (des Verl. der „Evangelischen Paedagogik“⁹) bezeichnet ist, von dem zahlreiche, umfassende und trefflich geschriebene Artikel in diesem Gebiete verfasst sind¹⁰), in einer zwar nicht unduldsamen, aber stark markirten Weise hervor, mehr als man es für ein allgemein encyklopaedisches Werk wünschen möchte. Wie auf diesem Gebiete die freilich schwer zu bestimmende Grenze eines allgemein encyklopaedischen Werkes gegenüber systematischen Arbeiten von her-

einen kleinen Theil der Aufsätze, und zwar denjenigen, der an sich am wenigsten den Werth eines encyklopaedischen Werkes zu bestimmen geeignet ist. Denn dessen Schwerpunkt liegt, wie gesagt, an anderen Stellen, und zwar zunächst in der eingehenden monographischen Bearbeitung einzelner Gebiete und Fragen der Didaktik. Auf den Reichthum nicht bloß anregender, sondern wahrhaft belehrender Aufsätze, der in dieser Hinsicht dem Leser dargeboten wird, kann Ref. nur durch Anführung einiger Beispiele hinweisen. Zunächst in der Erörterung einzelner Unterrichtsgebiete muss der Aufsatz des vor kurzem verstorbenen, um Wissenschaft und Schule hochverdienten Nägelsbach über „*Classische Schullectüre*“ vor allem hervorgehoben werden. Auf beschränktem Raume (S. 797—807) ist über das Was? und Wie? der classischen Schullectüre mit einer Klarheit und Überzeugungskraft gehandelt, dass es schwer sein möchte, den Gegenstand treffender zu erörtern. Ref. kann nur wünschen, dass kein Lehrer des philologischen Gebietes, kein Director eines Gymnasiums diese gewichtigen Worte des edlen Verstorbenen ungelesen und unbeherzigt lasse. — Der „*Deutsche Unterricht an höheren Schulen*,“ schwierig durch die eigenthümliche Mannigfaltigkeit seiner Aufgaben, überdiess auch in dem aufserösterreichischen Deutschland noch nicht durch eine lange Praxis des Schullebens zu vollkommen gesicherter Abgrenzung und festen Bahnen gelangt, findet in der Encyklopaedie eine seiner Wichtigkeit wie seiner Schwierigkeit vollkommen entsprechende Vertretung. Dr. Heiland (Gymn.-Director in Weimar) behandelt S. 908—930 besonders die grammatische Seite, die Lectüre und die zu derselben hinzutretenden literarhistorischen Elemente; ein sachkundiges Eingehen auf alle wichtigeren Streitfragen der Didaktik auf diesem Gebiete macht den Aufsatz interessant, und das besonnene Urtheil des Verfassers wird in den meisten Fällen die Beistimmung des aufmerksamen Lesers gewinnen. Einer Seite des deutschen Unterrichts, welche besonders reich an Anlässen zu Irrwegen ist, den „*Deutschen Aufsätzen*“ sind zwei Artikel der Encyklopaedie gewidmet, der eine S. 313—330 von Dr. Deinhard (Gymn.-Director in Bromberg), dessen didaktisch-philosophische Schriften durch ihre reife Erwägung und ihre abgerundete Form in verdienter Anerkennung stehen, die andere S. 330—346 von dem Herausgeber der Encyklopaedie K. A. Schmid. Deinhard behandelt mit gründlichem Eingehen auf die herrschenden Ansichten und wohlervogenem Urtheile alle einschlägigen Fragen: den Zweck der Aufsätze, die Wahl des Stoffes (ein Abschnitt reich an treffenden Andeutungen), die Abstufung in der Schwierigkeit der Aufgaben, die Abfassung und die Beurtheilung der Aufsätze. In der Abhandlung von K. A. Schmid tritt besonders die polemisch-kritische Seite hervor, gerichtet gegen die Verirrungen, die in einem Überschreiten der natürlichen und nothwendigen Grenzen der Mittelschulen ihren Grund haben. — Wir finden außerdem in den bisher vorliegenden Hefen eingehend erörtert die didaktische Seite der Lehr-

gegenstände: 'Algebra, Analysis, Analytische Geometrie, Chemie'; 'Arithmetik' ist, wie sich diess bei wichtigen Gegenständen öfters in dem vorliegenden Werke findet, von zwei Mitarbeitern behandelt, von Dr. Teilkampf (Dir. in Hannover) und Dr. Nagel (Rector in Ulm), beides Männer, die sich durch ihre geschätzten Schulbücher um den mathematischen Schulunterricht Verdienste erworben haben. — Unter den auf allgemeine Fragen der Didaktik und der Schuleinrichtung bezüglichen Artikeln genüge es folgende zu erwähnen: 'Anschauungsunterricht,' zuerst S. 174—182 von Karl v. Raumer, mehr vom historischen Gesichtspuncte aus behandelt, dann von L. Völter S. 192—202 mit dem genauesten Eingehen in die einzelnen Gebiete und in die reichhaltige darüber vorhandene Literatur — eine Abhandlung, die für den Unterricht in der Volksschule der Beachtung auf das angelegentlichste zu empfehlen ist; 'Concentration des Unterrichtes,' zuerst im Allgemeinen, dann für die einzelnen Kategorien der Schulen, Volksschule, Gymnasium, Realschule; 'Classen- und Fachlehrersystem;' 'Confessions- und Communal-schulen;' über 'Chrestomathien' lesen wir einen bei aller Kürze (S. 779—789) reichhaltigen und sehr interessanten Aufsatz von Director Dr. Eckstein; über 'Alumnate' (Convicts) hat Prof. Dr. R. Deitsch einen reichen Schatz von Erfahrungen aus seiner Schulzeit und seiner Lehrthätigkeit in klarer Übersichtlichkeit niedergelegt. — Die körperliche Entwicklung ist ebenfalls in den Bereich der Encyklopaedie gezogen, so z. B. die Artikel: 'Baden, Bewegungsspiele (ein Aufsatz, der Lehrern oder Praefecten an Convicten und Erziehungsanstalten zu empfehlen ist), Entwicklungsperioden.' Die Artikel, welche die Verwaltung der Schulen betreffen (z. B. 'Amtsantritt, Amtsaustritt, Amtsinstruction, Beeidigung, Besoldung, Director; Aufnahme der Schüler, Austritt der Schüler u. a.), zum

standes an sich besonders die Artikel 'Amerikanisches Unterrichtswesen' S. 88—143 (von G. Baur), 'das Unterrichtswesen Badens (S. 386—417), Bayerns (S. 426—468), Belgiens' (S. 491—521 von Prof. Dr. Le Roy in Lüttich) die Aufmerksamkeit der Leser auf sich ziehen. Der gedrängte Artikel über das Schulwesen in 'Braunschweig' S. 738—748 verdient wegen der Darstellung des historischen Verlaufes in der Einrichtung des dortigen Schulwesens beachtet zu werden.

Eine in das einzelne eingehende Kritik wird man gegenüber einem Werke, in welchem die Arbeit vieler Gelehrten und Schulmänner vereinigt ist, von dem einzelnen Referenten nicht erwarten. Ob sich in den historischen oder statistischen Aufsätzen einzelne Ungenauigkeiten finden, das kann nur der prüfen, der denselben Gebieten seine speciellen Studien zugewendet hat, und es ist ein bloßer Zufall, wenn sich dem Ref. hier und da beim Durchlesen zu einem Zweifel Anlass bot; inwiefern aber an den historischen und speciel den biographischen Aufsätzen die Confession der Verfasser etwa auf die gesammte Auffassung eingewirkt haben mag, muss Ref. ablehnen in Betracht zu ziehen. Bei den Aufsätzen über verschiedene Gebiete und über allgemeine Fragen des Unterrichtes würde manchmal Veranlassung sein, eine entgegengesetzte Ansicht der Sache geltend zu machen und zu begründen. Aber oft genug findet sich in solchen, noch der Discussion unterworfenen Fragen an einer anderen Stelle derselben Encyklopaedie von einem andern Mitarbeiter bereits das Entgegengesetzte ausgesprochen. So erklärt z. B. Dir. Heiland in der schon hervorgehobenen Abhandlung über 'Deutsche Sprache' gelegentlich (S. 913): „Wir begreifen es nicht, dass man in einzelnen Staaten die bildende Kraft des Lateinischen so verkennen mochte, dass man es aus Realschulen, die doch auch eine allgemeine grundlegende Bildung geben wollen, verbannen konnte!“ Fände man sich hiedurch veranlasst, die Einrichtung unserer Realschulen gegen diesen Einwand zu rechtfertigen, so wird man dessen schon durch eine Bemerkung des Dir. Nagel in seinem Aufsätze 'Concentration des Unterrichtes in der Realschule' überhoben, S. 850. „Ohne uns hier auf Einzelheiten einzulassen, müssen wir uns vom Standpuncte der Concentration des Unterrichtes entschieden gegen die Aufnahme des Lateinischen überall da erklären, wo die Realschule sich ungehindert durch äussere Einflüsse frei nach einem Principe entwickeln darf und wo ihr nicht das Lateinische von aussen octroyiert wird,“ und es lässt sich erwarten, dass, abgesehen von diesen gelegentlichen Äußerungen, diese ganze Streitfrage über das Latein an Realschulen im weiteren Verlaufe der Encyklopaedie ihre besondere Discussion erhalten wird^{*)}. Bei wich-

^{*)} So eben geht dem Ref. eine sehr beachtenswerthe Abhandlung über diese Frage zu:

Stimmen aus Nord- und Süddeutschland über den Werth des Lateins für die Realschule, gesammelt im Jahre 1859 von Dr. C. A. Kletke, Realschul-Director in Breslau. Breslau, Hirt, 1859. 38 S. 4.

tigen Fragen und Gegenständen des Unterrichts ist die Redaction, wie sich schon aus den obigen Auszügen ergibt, darauf bedacht gewesen, divergierenden Ansichten gleiches Recht der Äußerung zu geben. Wo diess nicht der Fall ist, z. B. in der Frage über 'Classenlehrer- und Fachlehrersystem,' S. 786—794 (von Dr. Thilo, Seminar-director in Berlin) ist wenigstens das Bemühen unverkennbar, den einander entgegensitzenden Gründen gerecht zu werden. Erreicht ist freilich, wenigstens so weit sich die Frage auf Mittelschulen bezieht, diese Gerechtigkeit nicht; sondern Licht und Schatten sind nachweisbar ungleich vertheilt. Für das System der Classenlehrer werden stillschweigend die günstigsten Voraussetzungen gemacht, dass derselbe Lehrer nach seinen Kenntnissen, seiner didaktischen Kunst, seiner Neigung alle Fächer des Unterrichts zu vertreten den gleichen Beruf habe; es ist leicht zu sehen, dass sich aus so idealen Voraussetzungen die herrlichsten Folgerungen für den bildenden und erziehenden Einfluss des Unterrichts ziehen lassen. Dass in der Wirklichkeit, um andere Gesichtspuncte ganz zu übergehen, das System der Classenlehrer meistens statt zu einer engeren Verbindung der gesamten Unterrichtsfächer, vielmehr zu einer willkürlichen oder unwillkürlichen Bevorzugung eines bestimmten engeren Kreises führt, ist durch die schließliche Verwahrung „unter der Voraussetzung, dass die geeigneten Lehrerpersönlichkeiten vorhanden sind“ und „— Misstände, die der schul- und lebenserfahrene Mann sich selber zu sagen weiß,“ kaum angedeutet, sondern vielmehr schonend überdeckt. Andersseits ist für das System der Fachlehrer stillschweigend die ungünstige Voraussetzung gemacht, dass jeder Lehrer von der Ausschließlichkeit des Werthes seines Lehrgebietes durchdrungen sei und ihm die Anerkennung, dass dasselbe nur ein Glied in einem größeren Organismus ist, nur äußerlich aufgezwungen werden

geben darf, das System der Fachlehrer als ein nothwendiges Übel, in das man sich muss möglichst zu finden suchen. Vor allem aber hat die ganze Art der Erörterung durch ihren ausschließlich doctrinären Charakter etwas unfruchtbares. Diese beiden Systeme werden, als handle es sich überhaupt ernstlich um Durchführung des einen oder andern, bloß in schroffem Gegensatze und, wie nachgewiesen, nicht unter gleicher Beleuchtung, charakterisiert. Es handelt sich aber in Wirklichkeit vielmehr um die dem Zusammenhange der Lehrgegenstände und der natürlichen, durch die Wirklichkeit gerechtfertigten Ansprüchen an die Lehrkräfte angemessenste Vertheilung des Unterrichts in derselben Classe. Dadurch wird die Frage freilich complicierter, aber nur in dieser Fassung gewinnt ihre Discussion einen Werth für die wirkliche Aufgabe der Mittelschulen. — Es steht übrigens nach der ganzen Einrichtung der Encyklopaedie zu erwarten, dass noch bei anderen Gelegenheiten von anderen Seiten aus die Frage zur Behandlung kommt.

Der österreichische Gymnasiallehrer wird beim Lesen didaktischer Monographien in dieser Encyklopaedie sich unabweislich die Frage aufwerfen, inwiefern etwa die gegenwärtig gesetzlich bestehende Einrichtung unserer Gymnasien durch gewichtige Stimmen geachteter Schulmänner Bestätigung oder Bestreitung finde, sei es unter ausdrücklicher Beziehung auf die österreichischen Einrichtungen, sei es ohne eine solche nur durch die Sache selbst. Bemerkungen dieser Art werden sich dem österreichischen Leser sehr häufig darbieten; es mögen beispielsweise einige wenige erwähnt werden. Die Auswahl und Folge der griechischen Lectüre, welche Nägelsbach in der erwähnten gediegenen Abhandlung bezeichnet, stimmt auf das genaueste mit derjenigen zusammen, die bei uns gesetzliche Geltung hat; für die lateinische Lectüre zeigt sich ein bemerkbarer Unterschied fast nur in der Empfehlung philosophischer Schriften Cicero's zur Lectüre; indessen selbst diese Empfehlung, welcher beizupflichten Ref., bei aller Achtung vor dem Werthe dieser Schriften in anderer Beziehung, sich nicht entschließen könnte, ist noch durch erhebliche Bedingungen beschränkt. Die erwähnte treffliche Abhandlung des Dir. Heiland über 'Deutsche Sprache' nimmt ausdrückliche, sehr eingehende Rücksicht auf die Anordnung dieses Unterrichtes an den österreichischen Gymnasien. Wir heben, um die Richtung zu bezeichnen, in der diess geschieht, einige Sätze wörtlich aus: „Erst die letzten Bewegungen — riefen in einigen Staaten Organisationen der Gymnasien hervor, in denen der deutsche Unterricht nach Ziel und Methode näher bestimmt wurde. Insbesondere geschah dies in Österreich und Württemberg. Der wesentliche Fortschritt, der dadurch gemacht wurde, bestand, besonders in dem österreichischen Organisations-Entwurfe, in einer consequenteren Beseitigung alles Theoretisierens und Schematisierens, so wie in der Forderung einer historisch begründeten Kenntniss der Sprache," S. 910. Und dann bei der Frage über die Beschäftigung mit dem älteren Deutsch heisst es S. 918:

„Nach unserer obigen Auseinandersetzung hat nur das Mittelhochdeutsche ein Anrecht, in die Gymnasialdisciplinen einzutreten. In Österreich ist dasselbe durch die neue Organisation auch wirklich eingeführt, mit der bestimmten Instruction, die Lectüre zur Hauptsache zu machen und an ihr das Grammatische, soweit es zum jedesmaligen Verständnis erforderlich ist, zu erklären. Die Forderung, auch einige Proben des Althochdeutschen und Gothischen zu geben, geht schon zu weit. Dort hat die Praxis immer mehr ein sicheres Urtheil über jene Methode herausgestellt und die Österreicher trafen gewiss bei den Verhandlungen über jene Frage auf der Philologenversammlung zu Breslau (1857) das Rechte.“ — „Unserer Ansicht nach hat Carl Weinhold am treffendsten die Beschaffenheit eines solchen (mittelhochdeutschen) Lesebuches für die Oberclassen des Gymnasiums gezeichnet, Österr. Gymn. Ztschr. 1850. S. 348 f.“ — Was in demselben Aufsätze über die Behandlung der deutschen Lectüre in den oberen Gymnasialclassen, was in der Deinhard'schen Abhandlung 'Deutsche Aufsätze' über die Wahl des Stoffes gesagt ist, stimmt in so wesentlichen Puncten mit den in dieser Zeitschrift von einem geehrten Mitarbeiter durchgeführten Grundsätzen (1857, S. 341 ff. 1859, S. 187 ff.) zusammen, dass diese Übereinstimmung bei beiderseitiger vollkommener Selbständigkeit nicht verfehlen wird, die Überzeugungskraft noch zu verstärken. — In Deinhard's an treffenden und beherzigenswerthen Bemerkungen reichem Aufsätze 'Director' wird auf die im Österr. Org. Entw. für die Stellung des Directors enthaltenen organischen Bestimmungen und namentlich auf die Instruction mit lebhafter Anerkennung Bezug genommen.

Doch Ref. muss abbrechen und es sich versagen, die Leser noch ferner auf einzelne Artikel oder Stellen des vorliegenden Werkes aufmerksam zu machen; das bisherige wird hinreichen zu zeigen, dass

Monographien benützt werden möchte; auch hat unsere Programmliteratur schon selbst diesen Weg eingeschlagen. Doch konnte und sollte damit nicht gesagt sein, dass paedagogische und didaktische Abhandlungen von den Programmen auszuschliessen seien; die eigenthümliche Richtung des Nachdenkens und der Beobachtung gibt manchmal einem Lehrer das volle moralische Recht, solche Gegenstände zur Besprechung in den Programmen zu wählen; die didaktische Literatur ist durch einige in Programmen veröffentlichten Abhandlungen bleibenden Wertes wesentlich bereichert. Aber wer überhaupt etwas durch den Druck der allgemeinen Öffentlichkeit übergibt, hat die Pflicht, sich gewissenhaft mit all dem bekannt zu machen, was auf demselben Gebiete bereits zur Öffentlichkeit gelangt ist. Ist diese Pflicht für didaktische Abhandlungen selbst in Städten mit reichen Bibliotheken meist schwer oder nur unvollständig zu erfüllen, so machen unsere Gymnasialbibliotheken ihre Erfüllung geradezu unmöglich. Das vorliegende Werk bietet nicht allein durch den Inhalt seiner Aufsätze, sondern namentlich durch die in den meisten derselben gegebene Übersicht der wichtigsten Literatur einen theilweisen Ersatz für diesen Mangel.

Der Redaction der vorliegenden Encyklopaedie wünscht Ref., dass sie in der schwierigen Leitung dieses dankenswerthen Unternehmens nicht ermüde und wie bisher so bis zum Schlusse durch die Thätigkeit geachteter Schulmänner und Gelehrten unterstützt werde.

Wien.

H. Bonitz.

Dritte Abtheilung.

Verordnungen für die österreichischen Gymnasien: Statistik.

Erlässe.

Verordnung des Ministers für Cultus und Unterricht
vom 8. August 1859,

womit eine Aenderung der in dem Allerhöchsten Handschreiben vom 9. December 1854 (Reichs-Gesetz-Blatt Nr. 315) enthaltenen Bestimmung bezüglich des Mafses, in welchem die deutsche Sprache in allen Gymnasien, mit Ausnahme der lombardisch-venetianischen, als Unterrichtssprache zu gelten hat, kundgemacht wird.

Se. k. k. Apost. Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 20. Juli 1859 Allergnädigst zu gestatten geruht, dass an Gymnasien in Gegenden, deren Bevölkerung überwiegend einer anderen als der deutschen Sprache angehört, von der im Allerhöchsten Handschreiben vom 9. December 1854 (Reichs-Gesetz-Blatt Nr. 315, §. 2) ausgesprochenen allgemeinen Regel, der zufolge die Unterrichtssprache in den

Handwritten signature

Personal- und Schulnotizen.

(Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen u. s. w.) — Der Ministerialrath im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht, Hr. Joseph Andreas Zimmermann, ist bis auf weiteres mit der Leitung der k. k. Consistorien Augsburgischer und Helvetischer Confession in Wien betraut worden.

— Der Supplent am Gymnasium zu Znaim, Hr. Dr. Anton Roth, zum wirklichen Lehrer daselbst.

— Der Gymnasiallehrer zu Zara, Hr. Dr. Wilhelm Braun, zum Lehrer am Gymnasium zu Triest und der Gymnasialsupplent, Hr. Stephan Zarich, zum wirklichen Lehrer am Gymnasium zu Zara.

— Der Lehrer am Gymnasium zu Warasdin, Hr. Kaspar Thurm und der Supplent am Gymnasium zu Fiume, Hr. Friedrich Žakelj, zu wirklichen Lehrern am k. k. Gymnasium zu Fiume.

— Der Lehrer am Gymnasium zu Troppau, Hr. Eduard Jahn, zum Lehrer am Kleinseitner Gymnasium zu Prag.

— Der Supplent am Gymnasium zu Böhmisches-Leipa, Hr. Joseph Hollub, zum wirklichen Lehrer am k. k. Gymnasium zu Eger.

— Der Gymnasialsupplent zu Troppau, Hr. Dr. Ottomar Ritter von Stainhausen, zum wirklichen Lehrer am Gymnasium zu Eger.

— Der Supplent am Gymnasium zu Leitmeritz, Hr. Wenzel Klauček, zum wirklichen Lehrer an derselben Lehranstalt.

— Der supplierende Religionslehrer am Gymnasium zu Königgratz, Hr. Dr. Vincenz Kraus, über Vorschlag des bischöflichen Ordinariates, zum wirklichen Religionslehrer daselbst.

— Dem Supplenten am Ordensgymnasium zu Böhmisches-Leipa, Hrn. Dr. Cajetan Watzel, ist der Titel und Rang eines Gymnasiallehrers taxfrei Allerhöchstdigst verliehen worden.

— Der Lehrer am Gymnasium zu Görz, Hr. Franz Kott, und der Lehrer am Gymnasium zu Znaim, Hr. Karl Steyskal, zu Lehrern am Gymnasium zu Olmütz.

— Der Supplent am katholischen Gymnasium zu Teschen, Hr. Paul Wallnöfer, zum Lehrer an derselben Anstalt.

— Über Vorschlag des betreffenden erzbischöflichen Ordinariates der Supplent des Bibelstudiums an der Universität zu Lemberg, Hr. Dr. Lucas Solecki, zum Religionslehrer in allen acht Classen des akademischen Gymnasiums zu Lemberg für Schüler des latein. Ritus und gleicherweise zum Religionslehrer am Franz Josephs-Untergymnasium ebendort der supplierende Religionslehrer am akademischen Gymnasium daselbst, Hr. Eduard Wilkomitzer.

— Der Gymnasiallehrer zu Iglau, Hr. Theodor Wolf, zum Lehrer am Gymnasium zu Czernowitz.

— Der Lehrer am evangelisch-helvetischen Gymnasium zu Nagy-Körös, Hr. Ludwig Kifs, mit Allerhöchster Entschliessung vom 15. September l. J., zum Schulrathe für Ungarn.

— Die Gymnasiallehrer, Hr. Ludwig Chevalier in Kaschau, Hr. Karl Eisele in Ofen, Hr. Emanuel Týn in Olmütz, Hr. Anton Zeithammer in Agram, der Gymnasialsupplent zu Salzburg, Weltpriester Hr. Joseph Ampferer, und der Assistent an der Wiener Handelsakademie Hr. Dr. Matthias Wretschko, zu wirklichen Lehrern am zweiten katholischen Gymnasium in Pesth.

— Der Gymnasialsupplent zu Laibach, Hr. Anton Heinrich, zum wirklichen Lehrer am Gymnasium zu Kaschau.

— Der Supplent am Gymnasium zu Budweis, Hr. Johann Nafel, zum wirklichen Lehrer am Untergymnasium zu Schemnitz.

— Der Lehrer am Gymnasium zu Ofen, Hr. Anton Krichenbauer, zum wirklichen Director des Ungvárer Gymnasiums.

— Der Gymnasiallehrer zu Tarnow, Hr. Franz Pandura, zum Lehrer am katholischen Gymnasium zu Leutschau.

— Der Gymnasiallehrer zu Gratz, Hr. Franz Kofinek, zum Lehrer am Gymnasium zu Agram.

— Der geprüfte Lehramts Candidat und bisherige Supplent am k. k. Obergymnasium zu Santa Caterina in Venedig, Hr. Joseph dalla Vedova, zum wirklichen Lehrer für die venetianischen Staatsgymnasien.

— Die Lehrer des zu Vicenza bestandenen Communal-Gymnasiums, Hr. Eugen Meggiolaro, Weltpriester, Hr. Matthäus dalla Valle und Hr. Wilhelm Toaldi, zu wirklichen Lehrern des dortigen Staatsgymnasiums.

— Der Lehramts Candidat, Hr. Anton Schindler, zum wirklichen Lehrer an der k. k. Oberrealschule in Linz.

— Der Hauptschuldirector und Katechet in Hallein, Hr. Weltpriester Albin Maufs, zum Director der Normalhauptschule und Lehrerbildungsanstalt in Salzburg.

— Der Adjunct an der mit der Normalhauptschule vereinigten Unterrealschule zu Gratz, Hr. Michael Glock, zum Lehrer dieser Lehranstalt.

— Der supplierende Lehrer an der 3classigen Unterrealschule zu Joachimsthal, Hr. Andreas Wondra, zum wirklichen Lehrer an dieser Lehranstalt.

— Der provisorische Director der k. k. Oberrealschule in Olmütz, Hr. Joseph Houška, zum wirklichen Director dieser Lehranstalt.

— Der Lehramts Candidat Hr. Friedrich Horner und der Assistent am k. k. polytechnischen Institute in Wien, Hr. Ferdinand Flamminger, zu wirklichen Lehrern an der k. k. Oberrealschule in Troppau.

Oberrealschule in Mailand, Hr. Dr. Johann Veladini, zum wirklichen Director der Oberreal- und nautischen Schule zu Venedig.

— Der geprüfte Realschul-Lehramtsandidat und bisherige Supplent, Hr. Cajetan Čegani, zum wirklichen Lehrer an der k. k. Oberrealschule in Venedig.

— Der nautische Lehrer zu Spalato, Hr. Robert Zamára, zum Professor der Mathematik und Nautik an der oberen nautischen Schule in Fiume.

— Der bisherige Gymnasiallehrer und Universitäts-Dozent, Hr. Franz Hochegger, mit Allerhöchster Entschliessung vom 22. September l. J., zum ordentlichen Professor der classischen Philologie an der Prager Universität.

— Der Privatdocent für classische Philologie an der Universität zu Gratz, Hr. Dr. Max v. Karajan, mit Allerhöchster Entschliessung vom 27. September l. J. zum unbesoldeten außerordentlichen Professor desselben Faches.

— Der gewesene Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu Pavia, Hr. Joseph Müller, zum ordentlichen Professor des gleichen Lehrfaches an der Universität zu Padua.

— Der Professor der Anatomie an der chirurgischen Lehranstalt in Klausenburg, Hr. Dr. Joseph v. Lenhossek, zum Professor der descriptiven und topographischen Anatomie an der Pesther Universität.

— Der Adjunct am k. k. Thierarznei-Institut zu Pesth, Hr. Med. Dr. Martin Galambos, zum außerordentlichen Professor an diesem Institute.

— Der Professor am st. st. Joanneum, Hr. Dr. Georg Göth, zum Vicedirector dieser Lehranstalt und zugleich zum Custos des Joanneums.

— Die von der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien beschlossene Wiederwahl des Professors Hrn. Anton Schrötter zu ihrem Generalsecretär und zugleich Secretär der mathem.-naturwissenschaftl. Classe und des Hrn. Dr.'s Ferdinand Wolf zu ihrem zweiten Secretär und zugleich Secretär der philos.-historischen Classe ist Allergnädigst genehmigt worden.

— Der Vorstand des k. k. Hof-Mineralien-Cabinets, Hr. Dr. Moriz Hörnes, hat die Allerhöchste Bewilligung erhalten, das ihm verliehene Commandeurkreuz des k. portugiesischen Christus-Ordens anzunehmen und zu tragen.

— Dem Mitgliede der Novara-Expedition, Hrn. Dr. Karl Schorzer ist, für sein eifriges und erfolgreiches Wirken im Bereiche der Handelspolitik und Geographie, der Orden der eisernen Krone 3. Cl. mit Nachsicht der Taxen, und dem Zoologen am Naturalien-Cabinete zu Wien, Hrn. Johann Zelebor, für sein unermüdliches Sammeln und Erwerben werthvoller Naturalien bei derselben Expedition, das goldene Verdienstkreuz mit der Krone Allergnädigst verliehen worden.

— Dem Lehrer am Gymnasium zu Meran, Se. Hochw. Hrn. Paul Perkmann, Benedictiner-Ordenspriester des Stiftes Marienberg, ist das silberne Verdienstkreuz *pro ptis meritis* Allergnädigst verliehen worden.

— Der Domherr und emeritierte Gymnasialdirector zu Szathmár, Se. Hochwürden Hr. Anton Majorhold, hat in Anerkennung

seines vieljährigen erspriesslichen Wirkens für Kirche und Schule das goldene Verdienstkreuz mit der Krone erhalten.

— Der Professor der Philosophie an dem bischöfl. Seminar zu Ceneda, Hr. Luigi Spagnol, ist zum Domherrn für das Canonicat di S. Andrea Apostolo an jenem Domcapitel ernannt worden.

— Der Vicepräsident der kais. Akademie der Wissenschaften, Hr. Dr. Theodor von Karajan, ist von der kön. Akademie in München zum ordentlichen auswärtigen Mitgliede ernannt worden.

— Dem Oberfinanzrathe Christian d'Elvert in Brünn, ist, in Anerkennung seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen und literarischen Thätigkeit, so wie seiner Verdienste um die Landeskunde Mährens, das Ritterkreuz des Franz Joseph.-Ordens Allerhöchstdigst verliehen worden.

— Dem medicin. Professoren-Decan an der Universität in Krakau, Prof. Dr. Dietl, ist das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens Allerhöchstdigst verliehen worden.

— Dem in Ruhestand getretenen Spätprediger an der Stadtpfarrkirche St. Aegydt in Klagenfurt, Sr. Hochw. Hrn. Simon Martin Mayer (bekannt als Redacteur der „Carinthia“, der „kärnthnerischen Zeitschrift“, so wie als Schriftsteller und Förderer der Literatur in seiner Heimat), ist, in Anerkennung seiner vielseitigen vieljährigen Verdienste, das goldene Verdienstkreuz mit der Krone Allerhöchstdigst verliehen worden.

— Der definitive Fortbestand der Sechssigen Gymnasien zu Tarnopol, Stanislawow und Sambor mit dem systemmässigen Personal- und Gebührenstatus auf Kosten des öffentlichen Studienfonds, unter Aufrechthaltung der für sie aus Ortsquellen ermittelten Dotationsbeiträge, ist (laut Erlasses des h. Ministeriums für Cultus und Unterricht vom 22. August l. J.) Allerhöchstdigst genehmigt.

(Concurrenz, Erledigungen, Stiftungsplätze, Stipendien u. s. w.) — An der selbständigen Communal-Unterrealschule zu Brünn eine Assistentenstelle für das geometrische und freie Handzeichnen mit dem Jahrl. Gehalte von 210 fl. o. W. Termin: Ende August.

Gemeinderathe der k. k. Hauptstadt Brünn. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 10. September l. J., Nr. 222.)

— Am k. k. zweiten Gymnasium in L e m b e r g 2 philologische Lehrerstellen, jede mit dem Gehalte jährl. 945 fl., eventuel 1050 fl. ö. W. und dem Anspruche auf Decennalzulagen. Termin: 15. October l. J., bei der k. k. galizischen Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 11. September l. J., Nr. 223.)

— Am k. k. Staatsgymnasium zu Neusohl 2 Lehrerstellen für classische Philologie (mit deutsch-slavischer Unterrichtssprache), jede mit dem jährl. Gehalte 735 fl., eventuel 840 fl. ö. W. und dem Anspruche auf die systemmäßigen Decennalzulagen. Termin: 15. October l. J., bei der k. k. Statthalterei zu Prefsburg (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 18. September l. J., Nr. 230.)

— An der 3classigen Unterrealschule zu P a n c s o v a 2 Lehrerstellen (eine für schriftliche Aufsätze, Handelskunde, angewandte Mathematik, Warenkunde und doppelte Buchhaltung, die andere für Technologie, Zeichnen, Geographie und Schönschreiben), mit dem Gehalte jährl. 600 fl., eventuel 800 fl. ö. W., Naturalquartier oder Quartier-Relutum und Anspruch auf Versorgung. Termin: 1. October l. J., beim k. k. serb. banat. Landes-General-Commando. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 22. September l. J., Nr. 234.)

— An der k. k. Oberrealschule zu L e m b e r g eine Lehrerstelle für deutsche Sprache in den oberen Classen als Hauptfach, mit dem Gehalte jährl. 630 fl., eventuel 840 fl. ö. W. und dem Vorrückungsrecht in 1050 und 1260 fl. ö. W. Termin: 15. October l. J., bei der k. k. galizischen Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 22. September l. J., Nr. 234.)

— An der k. k. Universität zu Pesth die Assistentenstelle der Lehrkanzel der Physiologie mit dem jährl. Stipendium von 315 fl. ö. W., freiem Quartier oder Relutum dafür von 63 fl. ö. W. und Brennholz. Termin: 15. October l. J., bei dem betreffenden k. k. Decanate. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 29. September l. J., Nr. 241.)

— Am Gymnasium zu K ö n i g g r ä t z eine Lehrerstelle für classische Philologie und aushilfsweise für das deutsche Sprachfach, mit dem Gehalte von 735 fl. ö. W. und dem Vorrückungsrecht in 840 fl. ö. W. Termin: Binnen 6 Wochen, bei der k. k. böhm. Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 30. September l. J., Nr. 242.)

— Über die Wiederbesetzung der 2. Custos- und im Falle der Gradualvorrückung der 1. und rücksichtlich 2. Scriptorstelle an der k. k. Universitätsbibliothek in Wien, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 9. October l. J., Nr. 251.

— An der Unterrealschule zu Z o m b o r die Directorsstelle mit dem Jahresgehälter von 525 fl., einer Remuneration von 105 fl., einem Holzrelutum von 63 fl. und einem Quartiergelde von 105 fl. ö. W. Termin: 10. November l. J., bei dem Magistratspräsidium der k. Frei- und Kreisstadt Zambor. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 9. October l. J., Nr. 251.)

— An der k. k. Oberrealschule zu L i n z die Stelle eines Nebenlehrers für italienische Sprache mit der fixen Remuneration jährl. 300 fl. Termin: 20. October l. J., bei der k. k. ob. österr. Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 12. October l. J., Nr. 254.)

— Am Gymnasium zu B a j a eine Obergymnasiallehrerstelle mit dem Jahresgehälter von 735 fl. und nach abgelegter vollständiger Lehrbefähigungsprüfung von 840 fl. Termin: Binnen 6 Wochen, bei dem Magistrat und Gemeinderathe der Stadt Baja. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 14. October l. J., Nr. 256.)

— An der in der Errichtung begriffenen Oberrealschule zu Agram eine Lehrerstelle für Chemie als Hauptfach und Naturgeschichte als Nebenfach, mit dem Jahresgehalte von 630 fl. und dem Quartiergeldbeitrage von 105 fl. ö. W. Termin: 10. November l. J., bei der k. k. croatisch-slavonischen Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 16. October l. J., Nr. 258.)

— Über ein an der Haupt- und Unterrealschule in der Josephstadt in Wien erledigtes pädagogisches Stipendium jährl. 126 fl. ö. W., s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 14. September l. J., Nr. 226.

— Über die Erledigung 2 gräfll. Millesimo'scher Stiftungsplätze, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 4. September l. J., Nr. 216.

— Über ein erledigtes Franz Anton Zinner'sches Stiftungsstipendium jährl. 63 fl. ö. W., s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 18. September l. J., Nr. 230.

— Über einen an der Theresianischen Akademie in Wien erledigten von Schellenburg'schen Stiftungsplatz, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 25. September l. J., Nr. 237.

— Über einen erledigten Johann v. Radic'schen Stiftungsplatz, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 29. September l. J., Nr. 241.

— Über die Erledigung von 5 Stiftsätzen in Althan-Jonas'schen Convicte zu Krems, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 12. October l. J., Nr. 254.

— Über 6 erledigte Stipendien aus dem Wiener Bürgermeistersstiftungsfonde für Schüler am k. k. polytechnischen Institute zu Wien, s. Amtsbl. zur Wr. Ztg. vom 13. October l. J., Nr. 255.

— Über 4 erledigte Universitätsstipendien aus der von Frau Maria Hedwig von Mardelli Bretschneider errichteten Erinnerungsstiftung, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 14. October l. J., Nr. 256.

— Über zwei im gräfll. Löwenburg'schen Convicte in Wien erledigte Stiftungsplätze, nämlich einen freiherrlich v. Kielmannsegg'schen und einen Theresia von Kriechbaum'schen, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 14. October l. J., Nr. 256.

nischen Institute in Wien und die Aufnahme in dasselbe, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 6. September l. J., Nr. 218.

— Über die Aufnahme von Schülern in die k. k. Akademie der bildenden Künste, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 21. September l. J., Nr. 233. S. 3974.

— Über die Aufnahme von Militär-Zöglingen in das k. k. Militär-Thierarznei-Institut, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 13. August l. J., Nr. 195. S. 466.

(Todesfälle.) — Am 6. April l. J. zu Wien Hr. Karl Kotterba (geb. zu Troppau), akademischer Kupferstecher, einer der tüchtigsten Vertreter seines Kunstfaches in Österreich, im 59. Lebensjahre.

— Am 28. Mai l. J. zu Feldkirchen (Oberösterreich, Mühlkreis) der dortige Pfarrer, Se. Hochw. Hr. Ferdinand Mayr (geb. zu Wien am 18. April 1781), reg. Chorherr des Stiftes St. Florian, von 1807 bis 1831 als Lehrer, dann bis 1836 als Präfect, und nach kurzer Unterbrechung bis 1848 wieder als Vicedirector am Gymnasium zu Linz thätig, für seine vielfachen Verdienste im Lehramte durch Verleihung der großen goldenen Ehrenmedaille am Bande ausgezeichnet.

— Am 3. August zu Klein-Čechtitz bei Jungbunzlau der gewesene Oberstlandschreiber von Böhmen, Hr. Johann Heinrich Ritter von Neuberg, als Freund der Kunst und Wissenschaft und eifriger Sammler von böhmischen Alterthümern, Münzen u. s. w. bekannt, im Alter von 64 Jahren.

— Am 5. August zu Mährisch-Trübau der dortige Stadtphysicus, Hr. Dr. Vincenz P. Weber (geb. am 11. Jänner 1809, zu Trautenu in Böhmen), als dramatischer Dichter („Spartacus“, „Die Wahabitin“ u. s. w.) bekannt.

— Am 6. August l. J. zu Halle der durch seine archäologischen Studien bekannte Hr. Dr. Ludwig Rofs, früher Professor der Archäologie an der Universität zu Athen (geb. auf dem Gute Horst in Holstein am 22. Juli 1806).

— Am 6. August l. J. zu Berlin der Staatsminister a. D. Hr. v. Raumer, als geistlicher und Unterrichtsminister hochverdient, im Alter von 54 Jahren.

— Am 15. August l. J. zu Rosenau (Ungarn), Hr. Maximilian Kosvitzky, einer der tüchtigsten Lehrer am dortigen kath. Ober-gymnasium, nach 17jähriger erfolgreicher Thätigkeit im Lehramte zu Kaschau und Rosenau, im 45. Jahre seines Alters.

— Am 21. August l. J. zu Altorf Hr. Dr. Lusser, Alt-Land-ammann der Urkantone, als Arzt, Magistrat und Schriftsteller (Geognost und Geschichtsforscher) geehrt.

— Am 28. August l. J. zu Putney nächst London Hr. James Henry Leigh Hunt (geb. zu Southgate unfern London am 19. October 1784), einer der letzten Repräsentanten der glänzenden englischen Literaturperiode, als Dichter, Übersetzer und Kritiker bekannt.

— Am 29. August l. J. zu Nixdorf (Böhmen) der von dort gebürtige Hr. Dr. Franz v. Ditttrich, Professor der Pathologie und Klinik an der Universität zu Erlangen, im 44. Lebensjahre.

— Im August l. J. zu Gent der quiescierte Professor der griechischen Literatur an der dortigen Universität, Hr. Rafsmann, ein Deutscher, durch seine Theilnahme an Van der Hagen's Minnesängern bekannt.

— Im August l. J. zu Montrouge Hr. Pierre Boitard, einer der gelehrtesten französischen Botaniker, im 70. Lebensjahre.

— Am 1. September l. J. zu Karlowa bei Dorpat Hr. Bulgarin, der ehemalige Redacteur der „Nordischen Bienen“, ein Koryphäe der russischen Literatur, im Alter von 71 Jahren.

— Am 3. September l. J. zu München der ausgezeichnete Genre-maler Hr. Gisbert Flüggen (geb. zu Köln im J. 1811).

— Am 4. September l. J. im Bade Warmbrunn der geh. Oberforstrath Hr. Dr. W. Pfeil, Director der höheren Forstlehranstalt zu Neustadt Eberswalde, im 77. Lebensjahre.

— Am 5. September l. J. zu Gotha der Director der dortigen Handelslehranstalt, Hr. Dr. F. E. Feller, früher Rector an der Universität und Lehrer an der Handelschule zu Leipzig, durch mehrere lexicalische Werke in weiteren Kreisen bekannt.

— Am 6. September l. J. zu Frankfurt der Zoll-Directionsrath, Hr. Dr. iur. Bender, früher Professor der Rechte an der Universität Gießen, als Verfasser juridischer Lehrbücher bekannt, im Alter von 62 Jahren.

— Am 6. September l. J. zu Venedig Hr. Dr. Nicolò de Vergottini (aus Parenzo in Istrien), ein durch seine schriftstellerischen Arbeiten („Analisi del Concordato austriaco“ u. s. w.) bekannter Gelehrter, im 63. Lebensjahre.

— Am 12. September l. J. zu Hietzing nächst Wien der Med. Dr. Hr. Johann Malfatti v. Montereggio (geb. zu Lucca 1776), einer der renommiertesten Ärzte, der Nestor der medicinischen Facultät in Wien, der Mitgründer und erste Präses der k. k. Gesellschaft der Ärzte, auch als Fachschriftsteller bekannt, im 86. Lebensjahre.

— Am 13. September l. J. zu München der verdienstvolle Hof- und Reichsarchivarath Hr. Dr. Nathanael v. Schlichtegroll, Honorär-Professor an der dortigen Hochschule u. s. w., im 64. Lebensjahre.

— Am 13. September l. J. zu Wien Hr. Dr. Joseph Grailich (geb. zu Presburg am 16. Februar 1829), Custos-Adjunct am k. k. Mineralien-Cabinet, a. o. Professor der höheren Physik an der Wiener Universität und Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission für Lehramtsandidaten, auswärtiges corresp. Mitglied der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften u. s. f. (Vgl. dessen Nekrolog S. 755 ff.)

— Am 28. September l. J. zu Berlin Hr. Karl Ritter (geb. am 7. August 1779 zu Quedlinburg), ordentlicher Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität, Docent der Geographie an den höheren Militär-Bildungsanstalten in Berlin, der berühmte Geograph („Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geschichte der Menschen,“ „Vorfälle europäischer Völkergeschichte von Herodot,“ „Geschichte des peträischen Arabiens“ u. s. w.).

— Am 3. October l. J. zu Bern der als Journalist und Dichter bekannte Hr. Pfarrer Schädlin, in voller Lebenskraft.

— Am 3. October l. J. zu München in Folge der Entladung seiner Jagdflinte beim Ausgleiten im Walde (zu Bentenried nächst Gauting) der hoffnungsvolle Thiermaler Hr. Edmund Wagner (geb. zu Nürnberg am 6. November 1830).

— Am 4. October l. J. zu Coblenz der als Herausgeber der weitverbreiteten Reisehandbücher bekannte Buchhändler, Hr. Karl Bädker, im Alter von 58 Jahren.

— Am 12. October l. J. zu Innsbruck, Hr. Dr. Johann Schuller, k. k. Universitätsprofessor (geb. zu Matrei), durch längere Jahre hindurch Redacteur des „Tiroler Boten,“ im Alter von 59 Jahren.

— Am 12. October l. J. zu London der berühmte Ingenieur, Hr. Robert Stephenson (geb. am 16. December 1803 zu Newcastle), die grösste Auctorität im Eisenbahn- und Brückenbaufache.

— Am 14. October l. J. zu Capodistria, Hr. Johann Schmuck (aus Tirol gebürtig), Supplent am dortigen Gymnasium.

— Am 14. October l. J. zu München der k. Staatsrath im außerordentlichen Dienst und Präsident des obersten Rechnungshofes, Hr. Hermann v. Beisler, vormals Minister des Cultus, einer der verdientesten Staatsmänner Bayerns, im 68. Lebensjahre.

— Am 16. October l. J. zu Blansko Hr. Toth, Dr. der Philosophie und Chemie, Mitglied der naturwissenschaftlichen Section der mähr. schles. Akerbaugesellschaft.

Im October l. J. zu Burgdorf nächst Hannover Hr. Dr. Karl Johann Spitta (geb. zu Hannover 1801), seit 1837 Pastor zu Wechold bei Hoya, als Dichter religiöser Lieder („Psalter und Harfe“ u. s. w.) weithin bekannt.

Dr. Joseph Grailich.

Wir erfüllen eine schmerzliche Ehrenpflicht, indem wir von dem Leben und Wirken unseres theueren, um diese Zeitschrift hochverdienten Mitarbeiters, Dr. Joseph Grailich, unseren Lesern Nachricht zu geben versuchen. Wenige Worte reichen aus, den einfachen Gang des äußeren Lebens des frühe dahingeschiedenen zu bezeichnen; aber wenn es uns nicht gelingt, in der Andeutung der geistigen Bedeutung Grailich's denen zu genügen, die ihn kannten, so wird die hohe Genialität und die seltene Vielseitigkeit des vorstorbenen es erklären, dass das Wort hinter der Wirklichkeit zurückbleibt.

Joseph Grailich wurde am 16. Februar 1829 in Pörsburg geboren, wo sein noch lebender Vater Professor am evangelischen Lyceum ist. Seine Gymnasialbildung erhielt er in seiner Vaterstadt an der evangelischen Schule, deren Lehrern er stets die wärmste Dankbarkeit bewahrte. Nachdem er im Sommer 1846 die philosophischen Kurse absolviert hatte, verwendete er noch ein Jahr des Privatstudiums auf seine allgemeine Bildung, und trat dann im Herbste 1847, ausgerüstet

Privatunterricht, den er während der übrigen Zeit neben seinen Studien ertheilen musste, wurde für Grailich wieder ein Mittel, in anderen Bereichen seine Bildung zu erweitern. Und dass auf dem Gebiete seines unmittelbarsten Studiums, dem der Naturwissenschaften, Grailich die Vorlesungen am Polytechnicum und an der Universität, die Sammlungen des mineralogischen und des botanischen Museums, in denen man ihn regelmäßig arbeitend traf, nicht zu bloßem Auffassen des Gegenstandes benützte, sondern selbständigen Forschungen nachgieng, das bewies bereits im J. 1852 eine der kais. Akademie vorgelegte und von ihr publicierte Abhandlung „Bestimmung des Winkels der optischen Axen vermittelst der Farbenringe“ (Sitzungsb. IX. 934—946). Dieser ersten Abhandlung, welche auf den jugendlichen Forscher die Aufmerksamkeit der Meister lenkte, folgte in dem kurzen Zwischenraume von dritthalb Jahren eine Reihe anderer von der kais. Akademie veröffentlichter Arbeiten („Bestimmung der Zwillinge in prismatischen Körpern mit Hilfe des polarisierten Lichtes.“ Ebend. X. 193—210. „Untersuchungen über den ein- und zweiaxigen Glimmer XI. 46—87. Bewegung des Lichtes in optisch-einaxigen Zwillingskrystallen.“ XI. 817—841. XII. 230—233. „Note in Betreff der Grundgestalt des Glimmer.“ XII. 526—539. „Beitrag zur Theorie der gemischten Farben.“ XII. 733—847. XIII. 201—284. „Das Sklerometer, ein Apparat zur genaueren Messung der Härte der Krystalle.“ XIII. 410—436; diese letztere gemeinsam mit Pekárek). Jede dieser Abhandlungen zeigte in eigenthümlicher Weise die Schärfe und Gewissenhaftigkeit unermüdlich angestellter Beobachtungen, geleitet von neuen, fruchtbaren Gesichtspuncten, und die größte Leichtigkeit in Unterwerfung der einzelnen Daten der Beobachtung unter die Herrschaft des höheren Calcüls; jede der Aufhellung einer einzelsten Frage gewidmet, ließen sie doch insgesamt ein gemeinsames Ziel der Forschung errathen. Gestützt auf diese von den Koryphäen der Wissenschaft im Inlande und im Auslande (vgl. Liebig und Kopp. Jahrbücher etc. 1853 S. 183, 189, 813) mit einstimmiger Anerkennung begrüßten Arbeiten, suchte Grailich einen Wirkungskreis als Lehrer an dem polytechnischen Institute, dem er sich für die Grundlage seiner wissenschaftlichen Fachbildung verpflichtet fühlte, und that die gesetzlich erforderlichen Schritte, um sich an demselben als Privatdocent zu habilitieren. Die Bewerbung um die Erlaubnis, „Krystallographie“ zu lehren, konnte nicht leicht von jemand mit größerer wissenschaftlicher Berechtigung angestellt werden, als von Grailich; competente Stimmen am Polytechnicum selbst hoben mit dem vollen Nachdruck wohlbegründeter Überzeugung die Bedeutung des gründlichen Forschers hervor und bezeichneten seine Lehrthätigkeit am Polytechnicum als einen wesentlichen Gewinn für diese Anstalt. Dessenungeachtet gelang es ihm nicht, die Habilitation daselbst zu erwirken, und er sah sich demzufolge darauf angewiesen, die gleiche Stellung an der Universität zu suchen. Für die Habilitation an der Universität ist die Erlangung des philosophischen

Doctorgrades gesetzliche Vorbedingung; durch diese Erschwerung nicht abgeschreckt, unterzog sich Grailich sogleich den dazu erforderlichen strengen Prüfungen. Die nicht wohl zu vermeidende Vorbereitung hierzu brachte noch eine Vermehrung seiner Thätigkeit, aber keine Beschränkung der Arbeiten auf seinem Gebiete, und der glänzende Erfolg der Prüfungen in den seinem Fache ferner liegenden Bereichen gab einen Beweis des vielseitigen Interesses und der allgemein humanen Bildung, die er sich angeeignet. Seine Bewerbung um Privatdocentur an der Universität fand danach sogleich Gewährung; er hatte Krystallographie, Physik der Krystalle und allgemeine Physik mit Zugrundelegung des höheren Calculs als die Gegenstände bezeichnet, denen er seine Lehrthätigkeit besonders widmen wollte. Bald nach seiner Habilitation (März 1855) ward Grailich zum Custos-Adjuncten am k. k. Mineralien-Cabinet, ungefähr $\frac{3}{4}$ Jahre nachher unter Beibehaltung dieser Stellung zum a. o. Professor der höheren Physik an der Universität ernannt, und zugleich zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission für Lehramtsandidaten. Die Akademie der Wissenschaften zu München wählte ihn im J. 1857 zu ihrem auswärtigen corresp. Mitgliede; im Mai l. J. wählte ihn die kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien zu ihrem correspondierenden Mitgliede, und diese Wahl war dadurch besonders ehrend, dass sie mit einer Einhelligkeit geschah, die nach der Natur der Sache nur in Fällen eminenter Anerkennung möglich ist.

Die wissenschaftlichen Publicationen Grailich's nahmen in dieser Zeit einen raschen Fortgang; wir müssen uns begnügen, die umfangreichsten und bedeutendsten zu nennen. Das 'Lehrbuch der Krystallographie' (1856. 328 S.) lieferte Grailich in dankbarer Bescheidenheit als eine Übersetzung des Miller'schen Werkes erscheinen; competente Stimmen haben anerkannt (s. in dieser Ztschr. 1857, S. 157), dass aus dieser Grundlage durch die Bearbeitung und das richtige Zurechtlegen

Sitzungsber. 1857 und 1858) zeigte schon in ihrem Titel näher den Gedanken, welcher die physikalischen Arbeiten Grailich's durchdringt. Grailich war Physiker der Krystalle im umfassendsten Sinne des Wortes; er untersuchte an den Krystallen nicht bloß ihre Gestalt oder ihre sogenannten mineralogischen Eigenschaften, sondern die Gesamtheit ihrer physikalischen Verhältnisse, und dieses alles um die Gesetze des Zusammenhanges zwischen der chemischen Zusammensetzung und den physikalischen Eigenschaften der Krystalle zu erforschen. Der Gedanke, dass ein solcher Zusammenhang bestehe, liegt an sich nahe und mag nicht unbedingt neu sein; dass die Aufhellung des Zusammenhanges zu den größten Triumphen der Wissenschaft zählen müsste, ist offenbar; aber an die wirkliche Lösung dieses Problems zu gehen, davor möchte wol selbst ein kühner Geist zurückschrecken. Nicht durch einzelne geistreiche Blicke oder sinnige Vergleiche wird die Gesetzmäßigkeit der Dinge selbst enthüllt; tausende der mühsamsten Beobachtungen müssen auf das gewissenhafteste angestellt, in den Brennpunct eines Gedankens gesammelt, durch die Mittel der höheren Mathematik verarbeitet werden, die Freude an einer glücklich gewonnenen Gesetzmäßigkeit muss neuen Thatsachen willig zum Opfer gebracht werden, wenn zur Lösung dieses Problemes auch nur einige Schritte geschehen sollen. Was Grailich auf diesem Gebiete gethan, ist nur der Anfang der Arbeiten, in deren Fortführung er den Beruf seines Lebens erkannt hatte; aber was er geleistet, ist bereits so viel, dass es für die Wissenschaft ein unschätzbarer Gewinn bleibt; denn das Problem ist soweit gefördert, dass seine weitere Bearbeitung unmöglich unterbleiben kann.

Wer die Leistungen Grailich's aus dem kurzen Zeitraume von sieben Jahren nach ihrem Umfange und nach den Voraussetzungen der Vorarbeiten dazu überblickt, der muss zu dem Gedanken gedrängt werden, dass der geniale Jüngling während dieser Zeit ausschließlich der eigenen Forschung hingegeben war. Aber Grailich war zugleich im vollsten Sinne des Wortes Lehrer. Seine Vorlesungen über die schwierigsten, selten in Vorträgen behandelten Partien der Physik versammelten die strebsamsten Jünger der Wissenschaft; im physikalischen Institut, der Pflanzstätte für Lehrer der Physik, war er unter der Leitung des würdigen Altmeisters die belebende Seele, welche die Kräfte in frischer Thätigkeit erhielt; er verstand es, Talente zu erkennen und zu fesseln, und aus Schülern sich Theilnehmer der Forschung zu ziehen. Schon nach der kurzen Zeit der Lehrthätigkeit hatte Grailich eine Schule, deren Bestehen sich bereits literarisch kund gab. Nur im Vereine mit eifrigen Theilnehmern der Forschung hielt es Grailich überhaupt für möglich, der Erfüllung seines wissenschaftlichen Berufes sich zu nähern, und so trat bei ihm Lehrthätigkeit und eigene Forschung in die glücklichste, beide fördernde Verbindung.

Wir würden ein Unrecht begehen, wenn wir mit diesen Andeutungen über Grailich's Wirksamkeit als Forscher und als Lehrer die

Umriss seines Lebens schließen wollten; wir hätten hiermit nur jene Seiten seiner kurzen aber inhaltsreichen Thätigkeit bezeichnet, welche die Geschichte der Physik aufbewahren wird. Wer mit Grailich in persönlichem Verkehr stand, dem musste zwar bei jeder Begegnung schon in der äußerlich bedeutenden Erscheinung, dem geistvollen Auge, der hohen breiten Stirne, in der Schärfe des lebhaften, gedankenreichen Gespräches sich die Achtung vor dem genialen Denker aufdrängen; aber er mochte dann leicht den gelehrten Forscher vergessen über dem gebildeten Mann, in dem jede Wissenschaft und jede Kunst verwandte Saiten erklingen ließe, und über dem sittlichen Charakter, der nichts Unedles in seiner Nähe duldete. Die Leser unserer Zeitschrift werden sich der bedeutenden Aufsätze erinnern, in denen Grailich über die Stellung der Naturwissenschaften in dem Organismus der Mittelschulen und über die Methode ihres Unterrichtes sich aussprach (1856. S. 173—194. 1857. S. 867—881. 1859. S. 1—15); sie waren ein Ausfluss ebenso sehr seiner geistigen Herrschaft über die Naturwissenschaften als seiner harmonischen allgemeinen Bildung und seiner edlen Gesinnung. Die Bedeutung zu ermessen, welche die Naturwissenschaften für allgemeine Bildung erlangen können und sollen, war der Mann gewiss berufen, der auf die Gesetzmäßigkeit der Natur seinen forschenden Blick unablässig gerichtet hielt, und der dabei in seiner eignen Bildung wie in jener, die er der Jugend wünschte und zu schaffen bemüht war, die Naturwissenschaften nur als ein Glied betrachtete, das mit anderen harmonisch zusammenwirken muss, um eine edle Menschlichkeit herzustellen. Nicht eine bloße Neugierde der Knaben und Jünglinge wollte er durch den naturwissenschaftlichen Unterricht befriedigt sehen, noch weniger gieng er darauf aus, die Schüler zu Physikern von Fach vorzubereiten, wie so oft in einseitigem Eifer der Philolog aus seinen Schülern Philologen, der Mathematiker der Physiker, Jünger seines Euler, aus dem zu bilden

Herzen aller derer, die ihn näher als bloß aus seinen Schriften kannten, tief und unerschütterlich eingegraben. Seinen Schülern im physikalischen Institut war Grailich nicht bloß das Ideal ihrer Bestrebungen und der Impuls zu ihren Arbeiten, sondern zugleich der heitere Genosse ihrer Freuden, der treue Rathgeber und sichere Helfer in jeder Bedrängnis; von einem Kreise jüngerer schätzbarer Forscher auf allen Gebieten der Naturwissenschaften war Grailich als ihr geistiger Mittelpunkt geschätzt, als treuer Freund geschätzt und geliebt.

Das selbstgeschaffene Glück des erfolgreichen Forschens und Lehrens, der Anerkennung von den größten Autoritäten des Inlandes und Auslandes, der Achtung und Liebe in dem ihn umgebenden Kreise schien durch die Gründung einer edlen Häuslichkeit seinen Abschluss erreicht zu haben, als die Symptome eintraten, dass der vielseitigen Anspannung des Geistes die Kräfte des Körpers, trotz aller Elasticität, nicht länger gewachsen waren. Schon im Februar d. J. musste Grailich, mitten in umfassenden Forschungen begriffen, erfüllt von weitgreifenden Plänen fernerer Untersuchungen, plötzlich aufhören zu arbeiten; noch lebhaft in gedankenvollem Gespräch, frisch und anregend in seinen Vorträgen, musste er jeden Versuch der Anspannung zu forschenden Arbeiten sich versagen. Dieser Zustand war nur der Vorbote der bald hervorbrechenden körperlichen Krankheit. Die Tuberculose hatte bereits eine so weite Ausbreitung gewonnen, dass in dem halben Jahre schweren Leidens wol zuweilen ein leiser Schimmer der Hoffnung sich zeigte, aber selbst die Frische der Jugendjahre nicht ausreichte die Gewalt der Krankheit zu besiegen. Die aufrichtige Theilnahme in weiten Kreisen begleitete ihn durch die ganze Dauer seines Leidens, der thätige Beistand, den seine Schüler zu leisten nicht müde wurden, war nur der natürliche Ausdruck ihrer Anhänglichkeit an den verehrten Lehrer und Freund.

(Diesem Hefte sind fünf literarische Beilagen beigegeben.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Über den Begriff $\delta α λ μ ω ν$ in seiner geschichtlichen Entwicklung ¹⁾.

Zur Bezeichnung göttlichen Wesens hat Homer zwei Worte: $\theta ε ό ς$ und $\delta α λ μ ω ν$. Die $\theta ε οί$ sind Persönlichkeiten, in welchen eine Gruppe unter sich verwandter Eigenschaften zum vollendeten Ganzen abgerundet und zu idealer Vollkommenheit erhoben ist. Ähnlich Nitzsch: „ $\theta ε ό ς$ bezeichnet bei Homer das Göttliche als die höhere Trefflichkeit einer über das gemeine Maas begabten Natur.“ Als Personen können sie nur als $\alpha ν θ ρ ω π ο φ υ ε ι ς$ und $\alpha ν θ ρ ω π ο ε ι δ ε ι ς$ gedacht werden, da erfahrungsmässig für die begrenzte Persönlichkeit keine höhere psychische und leibliche Form gefunden werden kann als die menschliche. Im übrigen sind sie weder blofs ethische Mächte noch auch blofse Personificationen von Naturkräften, sondern beides in eben derselben Weise vereint, in welcher im Bewusstsein des Menschen das In- und Nebeneinander der psychischen und körperlichen Erscheinungen sich darstellt, und zwar vertritt jeder einzelne $\theta ε ό ς$ besondere Seiten des ethischen Lebens und besondere physische Wirksamkeiten, in der Art, dass ihre Gesamtheit als Götterstaat oder Götterwelt gewissermassen ein allseitiges Abbild der Dinge selbst gibt. Auch wird dem Verstandespostulat der

¹⁾ Literatur: Gerhard. Über Wesen, Verwandtschaft und Ursprung der Dämonen und Genien, in Abhandlg. der Berliner Akad. 1852. II. S. 237 ff. — Ukert. Über Dämonen. Heroen und Genien, in Abhandlg. der hist. phil. Kl. der k. sächs. Ges. d. W. 1850. II. S. 137 ff. — Solger. Nachgelassene Schriften. Bd. II. S. 650. — Lehrs. Populäre Aufsätze aus dem Alterthum. S. 121 ff. — Die Abhandlung Jos. Neuhäuser's *de Graecorum daemonibus. Pars prior. Berolini 1857* ist dem Verfasser dieses Aufsatzes nur aus dem Citat bei Welcker. Griechische Götterlehre, I. S. 731, bekannt.

Einheit in der Vielheit durch die bevorzugte Stellung des Zeus Rechnung getragen. Doch genügte diese Welt persönlicher Götter nicht allen Anforderungen des religiösen Bedürfnisses. Der einzelne *θεός* ist als Persönlichkeit vielseitig aber nicht allseitig und kann daher nur in bestimmten Richtungen und in bestimmter Weise wirken und in die menschlichen Dinge eingreifen. Wenn der Grieche in einer bestimmten Lage oder Stimmung des Gemüths das Eingreifen der Gottheit empfindet oder wünscht und erfleht, so denkt er dabei an denjenigen *θεός*, in dessen besonderer Art es eben in dieser bestimmten Lage auf eine gewisse Weise sein. Auch kann der Einzelne in einer gewissen Epochen oder auch sein ganzes Leben hindurch, verschaffen mit einem in anderen ethischen Verwandtschaft mit einem in seinen besonderen seinen ändern, dessen Wesen dem einzigen nicht ist, sich dauernd feindlich denken. Mit solcher und aber die vom Menschen als real empfundenen zur Gottheit keineswegs schöpft. Das Verhält- ist ein einseitiges, durch bestimmte Umstände scheint aber auch das ganze menschliche Sein in ununterbrochener Dauer unbedingt von einem göttlichen abhängig, und in jedem Moment durch dasselbe bestimmt. Wenn das Verhältniß des Menschen zum *θεός* insofern als ein vom Menschen verstandenes bezeichnet werden kann, als derselbe in der Gleichartigkeit seiner eigenen Empfindungen den Schlüssel zu den Motiven des *θεός* besitzt, so ist jene andere Macht für ihn eine ganz unverständliche. Sie erscheint als absolut und hat mit der Natur des Menschen nichts gemein, bleibt also auch seinem Verständnis undurchdringlich. Er empfindet sie nur durch ihre Berührung von außen her, und kann zu ihr in keine andere Beziehung treten, als dass er von ihr das Unvermeidliche und Unverständene leidet. Diese absolute und deshalb von den Griechen unpersönlich gedachte Macht, die des dunklen, allwaltenden Schicksals, heißt bei Homer *δαίμων*²⁾.

Allein auch die persönlichen Götter heißen bei ihm *δαίμονες*, so dass das Wort völlig gleichbedeutend mit *θεοί* erscheint³⁾. Da der Gebrauch des Wortes *δαίμων*, als unpersönliches, absolutes Wesen, feststeht, so kann sich hierin nichts anders aussprechen, als dass die *θεοί* am Wesen des *δαίμόνιον*

²⁾ *ἐπινοεῖν πρὸς δαίμονα* II. 19, 188. — *πρὸς δαίμονα φρεσὶ μάχεσθαι* 17. 98. — *καὶ πρὸς δαίμονά τις* 17, 104. — *σὺν δαίμονι* 11, 792 u. s. w.

³⁾ Von Aphrodite heißt es II. 3. 420: *ἦρξε δὲ δαίμων* und 1, 222 geht Athene nach dem Olymp *μετὰ δαίμονας ἄλλους*. vgl. 20, 595: *δαίμονες εἶναι ἄλιττος* u. s. w. — Plut. de def. or. 415 A: *Ἕλληνας δ' Ὀμηρος μὲν φαίνεται κοινῶς χράμενος τοῖς ὀνόμασι καὶ τοὺς θεοὺς εἶναι ὅτε δαίμονας προσαγορεύων*.

Theil haben, und dass der *δαίμων* auch durch die Vermittelung der *Θεοί* auf die Menschen wirkend gedacht wird, insofern nämlich als ein *Θεός* vermöge seiner besonderen Natur vorzüglich geschickt ist, in einem besonderen Falle diese Vermittelung zu übernehmen. Mit andern Worten: das *δαιμόνιον* kommt in der Persönlichkeit eines *Θεός* zur Anschauung, wenn das Eingreifen der Schicksalsmacht nach menschlichen Motiven verständlicher erscheint, und deshalb auch mit der besonderen Natur eines der *Θεοί*, die ja auch nach menschlichen Motiven handeln, verträglich gedacht werden kann. Von der andern Seite angesehen: der *Θεός* ist *δαίμων*, wenn in ihm das absolut Göttliche, der menschlichen Natur Ungleichartige zur Erscheinung kommt. Als *Θεός* nämlich kann er auch essen, trinken, schlafen u. s. w. und erscheint mit allen Vehikeln menschlicher Lebensäußerungen ausgestattet, als *δαίμων* aber thut er nur eins, er vermittelt das Walten des Schicksals, und der Nebengedanke an das Anthropomorphe entfällt hierbei gänzlich. Dass das Verhältnis beider Begriffe bei Homer nicht anders gefasst werden darf, erhellt wie aus der weiteren Geschichte derselben, so auch aus folgendem. Während bei Homer die noch nicht personifizierte *μοῖρα* neben und mit den Göttern auftritt (Il. 19, 87: *Ζεὺς καὶ μοῖρα*, 410: *Θεὸς τε μέγας καὶ μοῖρα κραταιή*. — 16, 849: *ἀλλὰ με μοῖρ' ὅλοη καὶ Ἀητοῦς ἔταυσεν υἱός*) oder als von den Göttern abhängig dargestellt wird (Od. 3, 269: *ἀλλ' ὅτε δὴ μιν μοῖρα θεῶν ἐπέδρασε δαμῆναι*. — 11, 291: *χαλεπὴ δὲ θεοῦ κατὰ μοῖρα πέδρασε*), ist beides mit *δαίμων* nie der Fall. Er steht entweder absolut, oder tritt in der Person der Götter auf.

Da der Begriff des persönlichen, also beschränkten *Θεός*

Scene des ethischen und physischen Lebens einnehmen müssen. Der *δαίμων* als absolute, nicht persönlich zu gestaltende Macht, in seinem völligen Gegensatz zu der beschränkten Persönlichkeit gefasst, scheint zwar keine Vermittelung mit dem Endlichen und Persönlichen zuzulassen, allein dergleichen extreme Gegensätze existieren nur in der momentanen Anschauung, während sämtliche Schöpfungen des dichtenden religiösen Geistes in der That Vermittelungsversuche zwischen dem Absoluten und dem Endlichen sind, und insofern als die *θεοί* einerseits dem Schicksal unterstehen und anderseits als an der Handhabung des Schicksals thätig betheiligt erscheinen, müssen sie als Vermittler zwischen dem Menschlichen und dem *δαιμόνιον* gefasst werden. Diese Ansicht gelangt zwar in der griechischen Mythologie nicht zur plastischen Darstellung, allein der Homerische Sprachgebrauch schließt sie ein. In kurzen Worten lässt sich derselbe so ausdeuten: der *δαίμων* ist bei Homer noch die absolute und dem menschlichen Verständnis unvermittelte Schicksalsmacht, allein es ist auch schon der erste Schritt geschehen, dieselbe dem menschlichen Verständnis zu nähern, denn die *θεοί*, welche als *ἀνθρωποφύεις* und *ἀνθρωποειδείς* nach Motiven handeln, welche dem Menschen verständlich sind, erscheinen als Vermittler der Geschehnisse, und heißen insofern *δαίμονες*.

Ganz anders bei Hesiod. In den *Opp. et d.* tritt die Dreitheilung aller beseelten Wesen in Götter, Dämonen und Heroen auf, welche nach Athenag. *legat. c. 21* zuerst Thales ausgesprochen haben soll *). Aus den Menschen des goldenen Zeitalters werden durch den Willensschluss des Zeus nach ihrem Hinscheiden Aufseher und Wächter der irdischen Menschen und diese nennt Hesiod *δαίμονες*. *Opp. 120 ff.* heißt es:

αὐτὰρ ἐπειδὴ τοῦτο γένος κατὰ γαῖα κάλυψεν
τοὶ μὲν δαίμονες εἰσι Διὸς μεγάλου διὰ βουλὰς
ἑσθλοί, ἐπιχθόνιοι, φύλακες θνητῶν ἀνθρώπων,
οἳ ῥα φυλάσσουσιν τε δίκας καὶ σχέτλια ἔργα,
ἥερα ἑσσάμενοι πάντῃ φοιτῶντες ἐπ' αἶαν
πλουτοδότηι καὶ τοῦτο μέρος βασιλήϊον ἔσχον.

Dieser *ἐπιχθόνιοι* sind *τρὶς μύριοι* (*Opp. 250*) und ihnen entsprechen unterirdische. Man sieht, der Dichter bewegt sich hier auf einem ganz anderen als dem Homerischen Boden. Die *δαίμονες* sind keine Götter mehr, sondern schon *δεύτεροί θεοί*, *ἐπόμενοι θεοῖς* (cfr. Plato *legg. VIII. 828. 834. 848. Maxim. Tyr. diss. XIV. 8*) und stehen den Heroen näher als jenen, wie denn auch später, wenn den Göttern am Tage des Neumonds geopfert wurde, man erst am folgenden Tage diesen

*) Πρῶτος Θαλῆς διαιρεῖ εἰς θεὸν, εἰς δαίμονας, εἰς ἥρωας· ἀλλὰ θεὸν μὲν τὸν νοῦν τοῦ κόσμου εἰσάγει, δαίμονας δὲ οὐσίας ψυχικάς καὶ ἥρωας τὰς κεχωρισμένας ψυχὰς τῶν ἀνθρώπων.

Dämonen zugleich mit den Heroen das Opfer darbrachte (Plut. Quaest. Rom. 25). Sie sind wirkliche Vermittler zwischen den Göttern und Menschen. Woher nun plötzlich diese Mittelwesen? Mit Recht sagt Solger (Nachgelass. Schriften II. S. 651): „In der griechischen Religion, wo eine ewige, rein vorherbestimmte Naturnothwendigkeit alles in sich hält und auch überall das einzelne und seinen Verlauf bestimmt, und auf der andern Seite die Natur sich selbst durch Selbsterzeugung hervorbringt, und durch die ursprünglich in ihr liegenden Gegensätze sich zu einer aus ihr selbst erwachsenen Übereinstimmung entwickelt, sollte man ein solches Zwischenglied nicht vermuthen.“ In der That sind bei Homer ^{*)}, wie auch noch in der spätern Dichtung, die Götter selbst Wächter über Recht und Unrecht.

In einzelnen Homerischen Stellen ^{*)} scheint allerdings ein Übergang von dem mehr abstract und unpersönlich zu fassenden *δαίμων* zu dem bereits persönlich gestalteten zu liegen. Wenn die Schicksalsmacht in einem besonderen Fall zum einzelnen Menschen in eine nähere Beziehung tritt, ihm gute oder böse Gedanken eingibt, seine Thätigkeit zu einem bestimmten Ausgange wendet, seinetwegen die Elemente beruhigt oder aufregt, so entsteht im Leser unwillkürlich die Vorstellung, als sei hier der Dämon mit den Werkzeugen menschlicher Thätigkeit ausgestattet und als der persönliche Dämon des Einzelnen gedacht. Auf ähnliche Weise bildet sich aus dem weiteren Gattungsbe-
griff Erinyen, als der strafenden und rächenden Macht, die Vorstellung von besonderen Erinyen einzelner Personen. So büßt Ares die Erinyen seiner Mutter II. 21, 412 und die Söhne des Oedipus werden von denen des Vaters verfolgt Aesch. Sept. 921. Zu vergleichen sind die *ἔγχοροι κύνες* μ η τ ο ὁ σ. Aesch. Choeph. Bei Homer aber findet dieser

die Religionen der den Griechen verwandten asiatischen Völker die einzelnen Phasen auf, die demjenigen Stadium der Entwicklung nothwendig vorausgehen mussten, in welchem der Mythos bei Hesiod erscheint. Bei den Indern (vgl. Haug's Darstellung bei Welcker, Griech. Götterl. I. S. 735 ff.) werden die Hingeschiedenen, die „Väter,“ zu Geistern, welche die Ihrigen schützend und segnend umschweben und sie mit freundlichen Gaben bedenken. An ihrer Spitze steht der Urmensch *Yama*. Sie werden auch mit den Namen alter, berühmter, von den Göttern mit besonderem Reichthum gesegneter Geschlechter bezeichnet, entsprechen also ganz den Menschen des goldenen Zeitalters bei Hesiod. Diese „Väter“ werden dann zu wirklichen Schutzgeistern, welche das Böse unter den Menschen bekämpfen. *Varuna*, der Himmels-gott, der alles überschaut und durchdringt, hat unzählige solcher Genien, *Späher* genannt, welche rastlos und eines Irrthums unfähig Himmel und Erde überwachen und jede Übertretung der göttlichen Gebote wahrnehmen. Auch der *Mithra* der Iranier hat solche „Späher“ auf allen „Höhen und Warten“ sitzen, um das Böse zu erschauen. Im Parsismus nimmt dieser Glaube ungefähr dieselbe Entwicklung, wie die Dämonenlehre bei den späteren Griechen, indem jene Mittelwesen in gute und böse gespalten werden und zuletzt mit dem Begriff des Dämonischen der des absolut Bösen fast identisch ist. So wird *Zoroaster* ein „gegen die Dämonen gegebener“ Prophet genannt. — Den „Vätern“ der Inder entsprechen die *Manen* der Römer. Es ist also gewiss, dass die Hesiodeischen *δαίμονες φύλακες*, von denen Homer noch nichts weiß, sich bei den verwandten Völkern Asiens bis in das einzelkste entsprechend vorfinden; auch schlossen sich schon *Buttmann*, *Münter*, *Göttling* u. a. der Meinung *Plutarch's* vom orientalischen Ursprung des Mythos an. Im Grunde nicht sehr abweichend ist die Meinung *Welcker's* (Griech. Götterl. S. 734), wonach die Sage von den dämonischen Wächtern wie viele andere, von welchen sich bei Achäern, Doriern und Ioniern keine Spur finde — z. B. *Prometheus* und *Pandora*, *Weltalter*, *Ogyges* — sich nur bei den Aeolern erhalten habe, und erst in der nachhomerischen Zeit plötzlich hervortrete. Es ist gewiss, dass die Italer den Glauben der asiatischen Urheimat nicht verloren hatten, und so ist es auch möglich, dass bei den Aeolern sich der Glaube an die Dämonen-Wächter immer erhielt. Auch die *Pisiden* opferten vor dem Male den „Vätern,“ *γονεῦσιν* (*Nikolaos* p. 150. *Welcker* S. 740). Allein es steht auch fest, dass zwischen der Hesiodeischen Sage und der Homerischen Anschauung kein

καὶ συνάπτον ἐξευρόντες, εἴτε μάγων τῶν τε περὶ Ζωροάστου
ὁ λόγος οὗτός ἐστιν, Θράκιος ἀπ' Ὀρφέως εἴτ' Αἰγύπτιος ἢ
Φρύγιος.

wirkliches Bindeglied vorhanden ist. Auch schließt sich die Anschauung derjenigen späteren Schriftsteller, welche als Repräsentanten des im Bewusstsein der Gebildeten veredelten Volksglaubens gehalten werden dürfen, sehr leicht an die Homerische an und bedarf der Hesiodischen Sage als Vermittelung nicht. Dass sie durch dieselbe eine bestimmtere Färbung erhält, ist erklärlich, da der Mythos keine der griechischen Anschauung ganz heterogenen Elemente enthält, und überdiess die Spaltung des δαίμων in zahllose persönliche Wesen dem allgemeinen Gang der religiösen Entwicklung bei den Griechen entspricht, welcher der pandämonischen Seite gegenüber die theistische mehr und mehr ausbildet und selbst die Naturmächte und allegorischen Gottheiten aus ihrer abstracten Unfassbarkeit heraus zu freien, selbständigen Wesen umbildet (Nägelsbach Nachhom. Theol. S. 96). Sonst hat Hesiod das Wort δαίμων Scut. H. 94: αὐτὰρ ἐμοὶ δαίμων χαλεποὺς ἐπέειλεν ἄεθλους, wo es in der Homerischen Bedeutung steht. Die Stelle Op. 314: δαίμονι δ' οἷός ἐστιν τὸ ἐργάζεσθαι ἄμεινον wird später ihre Erklärung finden. Theog. 991 nennt der Dichter den Phaëthon δαίμονα διόν, wo schon des Beiwortes wegen dem Worte der Begriff eines Mittelwesens inwohnen muss.

Wie bei Homer, so wird auch bei Pindar δαίμων ganz gleichbedeutend mit θεός gebraucht. So Isthm. IV, 13: κρίνεται δ' ἀλλὰ διὰ δαίμονας ἀνδρῶν i. e. divino munere cōtingit, Schol.: τῇ τῶν θεῶν εὐμενείᾳ; Isthm. VIII, 49: ὁ (Asæus) καὶ δαιμόνεσσι δίνας ἐκείρανε; Ol. IX, 42: ἀγαθοὶ δὲ καὶ σοφοὶ κατὰ δαίμον' ἀνδρες ἐγένοντο; Schol.: ἐκ θεοῦ μόρας (gut und weise giengen die Menschen aus des Gottes Hand hervor). Ebenso Pyth. I, 22, III, 106. IV, 50. Ol. I, 55 VI, 77. Die τύχη der einzelnen geht von den Göt-

an die wirkliche Personification anstreift; so wenn Nem. V, 28 gefragt wird: καὶ τίς ἄνδρας ἀλκίμους δαίμων ἔλασεν, oder wenn die Qualität durch ein Adjectiv, wie ἕτερος, bezeichnet wird, Pyth. III, 62: δαίμων δ' ἕτερος ἐς κακὸν τρέψας ἔδαμάσατό νιν. Von hier aus ist nur noch ein kleiner Schritt zu dem wirklich persönlichen Schicksalsgeist oder Genius, welcher den Menschen von Geburt aus begleitet. Dieser erscheint Ol. XIII, 148: εἰ δὲ δαίμων γενέθλιος ἔρπει; Schol.: τὸ συγκληρωθὲν δαιμόνιον, und Ol. XIII, 38: Ξενοφῶντος εὖθυνε δαίμονος οὖρον; Schol.: ὁ θεὸς ὁ διοικῶν τοῦ Ξενοφῶντος τὸν βίον ἀπὸ γενέσεως. Damit, dass das Schicksal mit dem einzelnen Menschen eng verknüpft, oder auch an einen besonderen Zeitabschnitt gebunden erscheint (Kallim. Ep. 54: δαίμονα τίς δ' εὖ οἶδε τὸν αὖριον, Plut.: τύχη τῆς ἐκείνης ἡμέρας u. ä.), ist der Anfang gemacht, die frühere absolute Universalität und Einheit des δαίμων, als der absoluten Schicksalsmacht, zu zersplittern, um zahllose Persönlichkeiten aus ihm zu bilden. Hiedurch wird im Volksbewusstsein die Anschauung der Einheit in der Weltregierung verdunkelt, bis sich auf dem umgekehrten Wege, durch Zusammenfassen der Einzelschicksale wieder ein neuer Gesamtbegriff für die Schicksalsmacht bildet, aber mit verändertem Wesen und Namen, die Μοῖρα und Τύχη nämlich. Diese beiden Begriffe haben also den umgekehrten Entwicklungsgang durchgemacht. Der ursprünglich einheitliche, weil absolute, aber unpersönliche δαίμων theilt selbst und durch die vermittelnden Götter den Sterblichen ihre Lose oder Theile zu: μοῖρα πέπρωται Aesch. Prom. 511; daher auch die passiven Bestimmungen der μοῖρα und τύχη als πεπρωμένη und εἰμαρμένη. So noch Demosth. p. 297: τῇ τύχῃ δέ, ἣν ὁ δαίμων ἀπένειμεν ἐκάστοις, ταύτῃ κέχρηται, und das Pindar'sche τύχα δαίμονος. Während aber im weiteren Verlaufe das Einheitliche im Begriff des δαίμων völlig zersplittert wird, bildet sich durch Zusammenfassen der einzelnen μοῖραι und τύχαι der neue Gesamtbegriff, der dann den gewöhnlichen Verlauf bis zur Personification durchmacht, und so erscheinen dann Μοῖρα und Τύχη ihrerseits als die persönliche Schicksalsmacht, das Schicksal der Einzelnen, welches nun δαίμων heisst, diesen activ zutheilend.

Die δαίμονες γενέθλιοι des Pindar haben mit den Dämonen Hesiod's wenig zu thun. Sie finden vielmehr ihre Erklärung in dem Einfluss der Orphischen Theologie, welchen dieselbe unbestreitbar auf Pindar geübt hat. Nach dieser ist ihm die menschliche Seele eine *particula auras divinae* cfr. Thrafragm 2: τό (das Bild des Lebens, die Seele) γάρ ἐστι μόνον ἐκ θεῶν. Die Seele ist also das θεῖον oder δαιμόνιον am Menschen. Die dichterische Vorstellungsweise Pindar's schwankt aber noch, ob diess δαιμόνιον mit der Seele identisch sei, oder

neben derselben hergehe. Die letztere Vorstellung führt ihn zum δαίμων γενέθλιος. Dass aber die schon vorhandenen und dem Dichter gewiss bekannten Dämonen Hesiod's bei der Personification der Pindar'schen Geburtsgenie gleichsam Hebammendienste leisten konnten, ist möglich und wahrscheinlich. Wie Pindar das Schicksal des Einzelnen personificiert, so auch Eigenschaften und Thätigkeiten der Götter (Nägelsbach S. 114). Ol. XI, 4 ist ihm die αλάθεια eine Tochter des Zeus, und VIII, 82 ἀγγυλία die des Hermes. Diese werden dann den Göttern äußerlich beigesellt, und fallen später ebenfalls unter den erweiterten Gattungsbegriff „Dämonen.“ In ihrem Verhältnis zu den Göttern heißen sie δαίμονες πρόπολοι, bei Plato Legg. VIII, p. 848. D. οἱ ἐπόμνοι θεοῖς δαίμονες, bei den Römern ancult und anculae oder famuli dei. (Schon bei Homer findet sich dies Verhältnis der Unterordnung eines Gottes unter den andern: Od. IV, 386 heißt Proteus Ποσειδάωνος ὑποδμῶς). In noch späterer Zeit werden diese Wesen durch neue Personificationen, welche bald mehr bald weniger sinnig oder willkürlich sind, in's unendliche vermehrt. So erscheint Ἄδρευς als ein δαίμων πρόπολος der Demeter, Ἄκρατος des Dionysos, Τυμναίος und Τύχων der Aphrodite u. s. w. Vgl. Lobeck. Aglaoph. p. 1235³).

Aus dem Gesagten erhellt, wie schwankend die Vorstellung von der persönlichen Existenz dieser Wesen gewesen sein muss, und dies findet auch gewiss auf den Pindar'schen δαίμων γενέθλιος seine Anwendung²), und es darf dies um so mehr behauptet werden, als diese Personification den nächstfolgenden Schriftstellern entweder gänzlich fehlt oder ihnen auch nur in den unbestimmtesten Umrissen vorschwebt. Trotzdem bildet auch dieser Zustand des Begriffes ein nothwendiges Übergangsglied in

Bei Aeschylus ist δαίμων noch die unpersönliche Schicksalsmacht. So Pers. 875: ὥς ὠμοφρόνως δαίμων ἐνέβη Περσῶν γενεᾷ; Eum. 580: γελᾷ δὲ δαίμων ἐπ' ἀνδρὶ θερμοεργῷ; Ag. 1648 und Choeph. 506: δαίμονος πειρώμενος u. s. w. Gleichbedeutend mit θεός steht das Wort an vielen Stellen. Sehr groß ist auch die Zahl der Stellen, in welchen die δαίμονες, gleichbedeutend mit θεοί, als eigentliche Schicksalsmächte auftreten, unabhängig von der impersonellen höheren Macht, die also im Bewusstsein zurückschreitet. Hiezu stimmt es, wenn Sept. 21 gesagt wird θεός εὐ ῥέπει, wo früher gewiss δαίμων gesagt worden wäre, wie es denn auch Pers. 598 heisst ὅταν δ' ὁ δαίμων εὐροῇ. Es erscheint also die Weltregierung mehr in den Händen der theistischen Mächte und übereinstimmend hiemit macht die Personification des von diesen Mächten zugetheilten Schicksals Einzelner oder auch ganzer Geschlechter weitere Fortschritte, obgleich diess nicht so prägnant hervortritt wie im δαίμων γένεθλος Pindar's. Vgl. Ag. 1550: δαίμονι τῶν Πλεισθενιδῶν ὄρκους θεμένῃ; 1456: τὸν τριπάχχιον δαίμονα γέννας τῆσδε κικλήσκων; 1461: μέγαν οἴκοις τοῖσδε δαίμονα καὶ βαρύμηνιν; Pers. 154: εἴ τι μὴ δαίμων παλαιὸς νῦν μεθέστηκε στρατῷ. — Ganz aus der besonderen Natur des tragischen Dichters heraus geschieht es, dass das Schicksal zumeist als ein unheilvolles auftritt, denn die unlösliche Verknüpfung von großer Schuld und deren Sühnung durch schwere Strafe ist ja Hauptmotiv der tragischen Poesie. Deshalb ist der δαίμων häufiger als bei den früheren ein vorzugsweise verderblicher. Es liegt in der Natur der Sache, dass das Schicksal, so lange es noch im Dunkel der Zukunft verborgen liegt, gefürchtet wird, denn dem Menschen ist die Scheu vor dem Dunkeln und Unbekannten eingeboren. Auch kommen aus Vergangenheit und Gegenwart unheilvolle Schicksalsfälle in dem Menschen zu einem viel schärferen und bleibenderen Bewusstsein als freudige, und es kann auch gesagt werden, dass der Einzelne, während er alles seine Wünsche fördernde als selbstverständlich hinnimmt, Hindernisse und Störungen derselben besonders scharf empfindet und solche vorzugsweise dem Schicksal zuschreibt, und man kann daher auch vom griechischen δαίμων mit Recht sagen, dass dem Wort schon von Homer an die Neigung inwohnt, diejenige dunkle Macht zu bezeichnen, welche in's Leben verderblich eingreift (Nägelsbach. S. 115). Bei Aeschylus tritt diese Färbung, welche später immer allgemeiner wird, besonders hervor. Vrgl. oben Pers. 875, ferner Ag. 1148: καὶ τίς σε κακοφρονεῖν τέθηκε δαίμων ὑπερβαρὴς ἐμπιπνών; Pers. 337: ὧδε δαίμων τις κατέφθειρε στρατόν; der oben genannte δαίμων γέννας heisst Pers. 846: ἀλάστωρ ἢ κακὸς δαίμων. Geradezu in der Bedeutung von Tod und Verderben steht das Wort Sept. 794: οὕτως ὁ δαίμων κοινὸς ἦν ἀμφοῖν ἄμα;

Pers. 885: οὗς νῦν δαίμων ἀπέκτισεν. (So schon einmal bei Homer II. 8, 166: παρὸς τοὶ δαίμονα δῶσα.)

Ein weiterer Fortschritt liegt bei Aeschylus in folgendem: Pers. 620 und 641 nennt er den Schatten des Darius einen Dämon, wol nur deshalb, weil ihm nach persischer Sitte göttliche Verehrung zu Theil wird, wie er denn auch v. 642 geradezu θεός genannt wird; allein es ist diess doch ein Übergang zu der späteren Sitte, die Geister der Verstorbenen Dämonen zu nennen, (wobei denn das Wort wie das lat. *manes* auch in der Mehrzahl steht, z. B. τοὺς Ἀλξάνδρου δαίμονας Jos. Ant. XIII, 16, 977; ὁ πατὴρ δαίμωνες, o *pater defuncte* Liban. Decl. T. IV p. 770; τοὺς Ἐρμούδου δαίμοσι Lydus Men. p. 71. cfr. Lobeck Aglaoph. p. 769, wenn nicht anders hierin eine bloße Herübernahme der lateinischen Redeweise zu sehen ist). Wie Darius wird auch Agamemnon in den Choeph. als ein Wesen betrachtet, dem göttliche Verehrung erwiesen werden kann; er empfängt Opfer, erhört Gebete und besitzt die Macht, vom Hades aus auf die Oberwelt zu wirken. Er ist also ein δαίμων, wenn er auch nicht so genannt wird. Hiermit sind wir den Dämonen Hesiod's viel näher gekommen, als diess mit dem Pindar'schen δαίμων γενέθλιος der Fall war.

Auch Sophokles gebraucht δαίμων gleich θεός, so O. C. 713 von Neptun, O. R. 244 von Apollo. Sonst erscheint das Wort in der Bedeutung von Schicksal bald mehr, bald weniger persönlich oder abstract: O. R. 1479: καὶ δὲ-δαίμων ἄμεινον ἢ μὲ φρονήσας τύχοι; Tyr. 13, 1 (499 D.) μὴ σπείσῃ πολλοῖς τὸν παρόντα δαίμονα; El. 1298: τῷ παρόντι δαίμονι; vgl. Ant. 826, O. C. 1372. 1339. Da, wo die Personification anscheinend wirklich stattfindet — O. C. 76: πλὴν τοῦ δαίμονος wird die Blindheit, Aj. 543 die Raserei als Dä-

dem Einzelnen einen persönlichen Schicksalsdämon beizugeben und die Seelen Verstorbener in dämonische Wesen umzuwandeln. In beiden Vorstellungsweisen spricht sich der Glaube an die göttliche Natur des Menschengeistes aus.

Bei Euripides wird alles anders. Seine eigentliche Ansicht über die Art der Weltregierung spricht er wol aus, wenn es Hecub. 782 heisst: *ἀλλ' οἱ θεοὶ σθένουσι καὶ κείνων κρατῶν νόμος*. Es ist also an die Stelle des dunklen und unverständlichen, nur mit Furcht und Staunen erfüllenden absoluten *δαίμων* ein ganz anderer Begriff getreten, der des Gesetzes, welches zwar auch insofern absolut ist, als es seinen Schwerpunkt nur in sich selbst hat, aber doch auch die Merkmale des harmonisch gegliederten, in sich selbst klaren, durchdachten und deshalb auch verständlichen an sich trägt. Hiemit wird die ganze Weltanschauung eine andere. Das slavische Verhältnis zum *δαίμων* und das kindliche zu den *θεοῖς* hört auf, und der Mensch eignet sich selbst einen Grad von Göttlichkeit zu, indem er unbewusst sein eigenes Denken, — denn das ist doch der menschlich gedachte und deshalb auch verständliche *νόμος*, — an die Stelle der höchsten Schicksalsmacht setzt. Dieser neue Fortschritt war durch die Orphische Theologie vermittelt; denn wenn die menschliche Seele göttlicher Natur ist, so muss sie auch einen Einblick in die göttliche Ordnung der Dinge schon vermöge ihrer Natur selbst haben, und der dunkle *δαίμων* muss dem verständlichen *νόμος* weichen. Es zeigt sich hierin aber auch der Einfluss, welchen Heraklit von Ephesus, bereits auf die Anschauung der Gebildeten gewonnen hatte. Er hatte freilich das Weltgesetz noch tiefer erfasst, und es von vorne herein, gemäß seiner Übereinstimmung mit dem ethischen Gesetz im Menschen, *δίκη* genannt; aber auch damit war die *εἰραμένη* oder der alte *δαίμων* zu dem geworden, was die Stoiker später die *συμπλοκὴ ἀλτιῶν τεταγμένη* oder den *εἰρμὸς ἀλτιῶν* nannten (Plut. Placit. I. 27. 28.), eben das harmonisch gegliederte, im Causalnexus des folgenden mit dem vorhergegangenen verständliche Gesetz.

Entsprechend der Aufgabe des Dramatikers müssen jedoch auch die überlieferten Vorstellungen von der Natur der Weltregierung und des Schicksals bei Euripides ihren Ausdruck finden; daher Iph. T. 1454: *τὸ γὰρ χρεὼν σοῦ τε καὶ θεῶν κρατεῖ*, während an anderen Stellen die eigene geläuterte Anschauung den Dichter drängt, seine Zweifel an der hergebrachten Vorstellungsweise anzusprechen, Phoen. 351: *ὅλοιτο τάδ' εἴτε σίδηρος εἴτ' ἔρις εἴτε πατήρ ὁ σὸς ἀλτιος, εἴτε τὸ δαιμόνιον κατεκώμασε δώμασιν Οἰδίποδα*. Auch das Wort *δαίμων* kommt in allen alten Bedeutungen vor. Es steht gleichbedeutend mit *θεός* Iph. A. 1490: *βωμόν γε δαίμονος θεᾶς*; Iph. T.: *οὐδένα γὰρ δαιμόνων οἶμαι κακὸν* u. a. a. O.; in der Bedeutung Schick-

salsmacht Hipp. 832 δαίμονος τύχη; Or. 656: ὅταν δ' ὁ δαίμων ἐν διδῶ, τί χρὴ φίλων; Phoen. 1662: ἔκριν' ὁ δαίμων παρθέν' οὐχ ἅ σοι δοκεῖ. Gleichbedeutend mit Glück steht es Med. 9:5: κείνης ὁ δαίμων, κείνα νῦν αὖξει θεός; mit Tod Med. 1100: εἰ δὲ κυρήσει δαίμων, Schol. δαίμονα τὸν θάνατον ὠνόμασε. Der persönliche δαίμων γενέθλιος wird beinahe erreicht in Stellen wie Hec. 706: ὦ τλήμων, ὃς σε πολυπονωτάτην βροτῶν δαίμων ἔθηκεν, ὅστις ἐστὶ σοι βαρὺς; Andr. 98: στερόδ' ὃν δὲ τὸν ἐμὸν δαίμον', ᾧ συνεζύγη; Ion. 1375: τὰ τοῦ θεοῦ μὲν χρηστά, τοῦ δὲ δαίμονος βαρύνει cfr. Suppl. 592. Wie unbestimmt und schwärmend aber der Begriffsinhalt in solchen Stellen gefasst werden muss, erhellt besonders aus Fr. 598: οὐ χρὴ ποτ' ὀρθαίς ἐν τύχαις βεβηκότα ἔξιν τὸν αὐτὸν δαίμον' εἰς αἰὶ δοκεῖν ὁ γὰρ θεὸς πως, εἰ θεὸν σφε χρὴ καλεῖν, κάμνει ξυνῶν τὰ πολλὰ τοῖς αὐτοῖς αἰεῖ, wo δαίμων zuerst scheinbar abstract steht, doch aber persönlich zu nehmen ist, da er θεός genannt wird, dann gesagt ist, dass dieser persönliche Dämon gewechselt werden kann, und schließlich wieder seine göttliche Natur bezweifelt wird. (S. Nägelsbach. S. 113.) — Auch die δαίμονες Hesiod's hat Euripides Hecub. 160: ποῦ τις θεῶν ἢ δαίμόνων ἐπαρωγός; Schol.: θεοὺς ὑψηλότερόν τι τάγμα ἡγοῦντο τῶν δαιμόνων. ὃν γὰρ λόγον ἔχουσιν οἱ ἥρωες πρὸς τοὺς λοικοὺς ἀνθρώπους, ὑψηλότεροί τινες δοκοῦντες καὶ ὑπερέχοντες, τὸν αὐτὸν λόγον καὶ οἱ θεοὶ πρὸς τοὺς δαίμονας ὑψηλότεροί τινες δοκοῦντες τούτων εἶναι. λέγονται δὲ καταχρηστικῶς θεοὶ καὶ οἱ δαίμονες.

Eine neue Phase in der Entwicklung des Begriffes findet ihren Ausdruck in der Stelle Phoen. 1668: οὐκοῦν ἔδωκε τῇ

freiwillige des Opfers, worin doch das einzig entschuldigende liegt, gänzlich wegfallen, wenn an den, gemäß der Vorherbestimmung nothwendigen Tod *ἐξ εἰμαρμένης καὶ δαίμονος* zu denken wäre. *Δαίμων* ist also hier nichts anders als das persönliche Selbst, das eigene Ich des Menschen. Auch Nägelsbach Nachhom. Th. S. 118. Anm. fasst die Stelle so auf. Man vergleiche übrigens noch Thuc. VI, 23: *τῇ τύχῃ παραδούς ἑμαυτὸν βούλομαι ἐκπλεῖν*, was offenbar dieselbe Redensart ist, nur dass statt *δαίμονα* steht *ἑμαυτόν*, was eben beweist, dass beide Ausdrücke dasselbe besagen sollen. Nachdem einmal dem Einzelnen ein besonderer Schicksalsgeist beigegeben war, und dieser schon durch seinen Namen als Theilhaber am göttlichen Wesen bezeichnet wurde, den herrschenden Ansichten gemäß aber auch die menschliche Seele als eine *particula aerae divinae* aufgefasst wurde, so bedurfte es keines weitläufigen Denkprocesses, um beide Begriffe, die Seele nämlich und den ihr verbundenen Dämon, die eine wie der andere göttlicher Natur, zusammenfallen zu lassen. Es geht aber dennoch mit dem Inhalt des Begriffes hiedurch eine entscheidende Veränderung vor sich: während nämlich der Begriff des Schicksals und Schicksalsgeistes zurücktritt, kommt der der reinen *οὐσία ψυχική* zum Vorschein, den schon Thales aufgestellt haben soll. In der Natur der Sache liegt es, dass die Stellen, welche solche Übergänge aussprechen, auch auf zweifache Weise genommen werden können. Schon in einer der oben beigebrachten Pindar'schen Stellen findet der Übergang vom Begriff des Göttlichen und des Schicksalsgeistes zu dem der *οὐσία ψυχική* seinen deutlichen Ausdruck. In Ol. IX, 42: *ἀγαθοί τε καὶ σοφοὶ κατὰ δαίμον' ἄνδρες ἐγένοντο* ist das *κατὰ δαίμονα* offenbar zu übersetzen: von Gott aus, denn der Satz dient zur Einleitung, um die Tugend und Tüchtigkeit des Herakles in ihrer Möglichkeit zu erklären; sie sind eben Mitgift, von Gott aus ihm anerschaffen. Es wird aber auch Sinn und Zusammenhang der Stelle nicht im mindesten verändert, wenn sie so gefasst wird: die Menschen sind gut und weise in Ansehung ihrer (durch die spätere Berührung mit der Welt noch nicht getrüben) *οὐσία ψυχική*, welche göttlicher Natur ist. — Dass aber die Deutung der Stelle Eur. Phoen. 1658 ganz in die philosophischen Anschauungen des Euripides passt, erhellt aus den heraklitisierenden Äußerungen über den Tod: Polyid. Fr. 684: *τίς οἶδεν, εἰ τὸ ζῆν μὲν ἐστὶ κατθανεῖν, τὸ κατθανεῖν δὲ ζῆν κάτω νομίζεται* und Phrix. Fr. 821: *τίς δ' οἶδεν εἰ ζῆν τοῦθ', ὃ κέκληται θανεῖν, τὸ ζῆν δὲ θνήσκειν ἐστί*. Der Tod kann nur dann als Leben aufgefasst werden, wenn die Seele unsterblich, d. h. göttlicher Natur ist. Dass aber gerade diese gottähnliche Seele es ist, welche *δαίμων* genannt wird, erhellt wiederum daraus, dass dieselbe bei jedem Menschen, von welchem nach

seinem Tode zu reden der Mühe sich lohnt, zu einem δαίμων wird. Beispiele sind oben schon angeführt. So ruft auch Perigrinus Proteus bei Lucian die Schatten seiner Vorfahren als δαίμονες πατρῶοι καὶ μητρῶοι an, und ist auch von sich selbst überzeugt, dass er zu einem nachthütenden δαίμων wird; und der Schol. zu Eur. Alc. 1140 sagt geradezu: φασὶ τοὺς νεκροὺς δαίμονας. — Die obigen Aussprüche über den Tod zurückgeführt auf die Sätze Heraklit's¹⁰⁾, haben als Substrat die Ansicht, dass die Substanz der Götter und Menschen eine sei.

Hiermit ist also die Entwicklung des Begriffes δαίμων auf dem Punkte angelangt, von welchem aus die Entstehung der Dämonen Hesiod's dem gebildeten Bewusstsein vermittelt erscheinen konnte; und es ist nun noch deutlicher geworden, dass der Hesiodeische Mythos seiner Zeit der selbständigen Entwicklung des griechischen religiösen Lebens fremd war; es ist aber auch ersichtlich geworden, wie der damals unvermittelt angenommene Mythos mit den herrschenden Vorstellungen vom δαίμων allmählich verwuchs und so wesentlich dazu beitrug, den Glauben an das im einzelnen Menschen vorhandene göttliche Wesen hervorzurufen.

Aristophanes hat das Wort noch in der Bedeutung der Schicksalsmacht, aber immer nur sehr annähernd an die persönliche Fassung. So Eir. 946: νῦν γὰρ δαίμων φανερώς εἰς ἀγαθὰ μεταβιβάζει; Nub. 1267: ὦ σκληρὸς δαίμων, ὦ τύχαι θραυσάντῳ; Il. 7: τοῦ σώματος γὰρ οὐκ ἐγὼ τὸν κύριον κρατεῖν ὁ δαίμων. Noch persönlicher Pl. 854: ἰὼ. ἰὼ. οὕτω πολυφώρῳ συγκέκταται δαίμονι. Bei ihm erscheint schon das persönliche Schicksal als von der μοῖρα zugetheilt; Thesm. 1056: ἰὼ μοι μοῖρας ἀτρέχτε δαίμων. ὦ κατάρατος ἐγὼ und die

Ar. 926: τὰ θεῖα μὴ φανύλως φέρε. — Die Dämonen als Mittelwesen treten ebenfalls auf; Pl. 81: ὦ Φοῖβ' Ἀπολλὸν καὶ θεοὶ καὶ δαίμονες. Aristophanes hält also einfach an den überlieferten Vorstellungen fest¹¹⁾).

Von den Historikern ist nur Herodot zu erwähnen. Das Schicksal ist durchaus göttlicher Natur bei ihm, und steht selbst über den Göttern: I, 91: τὴν πεπρωμένην ἀδύνατά ἐστι ἀποφυγέειν καὶ θεῶ. Der δαίμων als Schicksalsmacht ist bei ihm noch eben so unpersönlich wie bei Homer; III, 19: εἰ δαίμων ἐθέλει; I, 111: κατὰ δαίμονα. Dafür steht auch τὸ δαιμόνιον; V, 87: τὸ δαιμόνιον διαφθείρει τὸ Ἀττικὸν στρατόπεδον, VI, 84: ἐκ δαιμονίου, ebenso VII, 18: δαιμονίη τις ὁρμή. In demselben Sinne steht aber auch θεῖη τύχη I, 126: θεῖον πρῆγμα II, 66. VI, 99; σὺν θεῶ I, 86, III, 153; deshalb stehen auch δαίμων und θεός in diesem Sinne neben einander; IV, 79: ἡμῖν γὰρ καταγελάτε, ὦ Σκύθαι, ὅτι βακχεύομεν καὶ ἡμέας ὁ θεὸς λαμβάνει, νῦν οὕτως ὁ δαίμων καὶ τὸν ὑμέτερον βασιλέα λελάβηκε; auf dieselbe Weise entsprechen sich die Stellen I, 210; ὁ δαίμων προέφαινε und VI, 27 ταῦτα μὲν σφι σημήια ὁ θεὸς προέδεξε. In nähere Beziehung zum Einzelnen tritt der δαίμων I, 87: ἐγὼ ταῦτα ἐπρηξα τῇ σῇ μὲν εὐδαιμονίῃ, τῇ ἐμεωντοῦ δὲ κακοδαιμονίῃ, aber auch Homer hat schon ὀλβιοδαίμων II. 3, 182. Die eigentlichen Götter heißen auch bei Herodot δαίμονες, so VI, 12: τίνα δαιμόνων παραβάντες, quo numine laeso? I, 87 von der Isis: τὴν μεγίστην δαίμονα ἥγηνται u. a. m. Der Herodoteische Gebrauch des Wortes unterscheidet sich bis hieher vom Homerischen also nur dadurch, dass bei Homer die unpersönliche Schicksalsmacht häufiger von dem theistischen Wesen geondert auftritt (wodurch eben deutlich wird, dass ursprünglich dämonische Macht und theistische Natur völlig auseinander gehalten wurden), während bei Herodot beide mehr in einander verschmelzen. — Herodot kennt aber auch die Dämonen als Mittelwesen, denn er unterscheidet IX, 76: οὔτε δαιμόνων οὔτε θεῶν ὅπιν ἔχειν, ähnlich II, 45: παρὰ τῶν θεῶν καὶ παρὰ τῶν ἡρώων εὐμένεια εἶη. — Thucydides und Xenophon bieten nichts besonders bemerkenswerthes.

Wir gehen nun zu Plato über. Die älteste Bedeutung des Wortes, als der absoluten Schicksalsmacht, ist bei ihm schon gänzlich in den Hintergrund getreten, und da, wo die dem Worte anhaftende Beziehung auf das Schicksal hervorgehoben werden,

¹¹⁾ Im Gegensatz gegen die heraklitisirenden Stellen des Euripides über Leben und Tod vgl. Arist. Ran. v. 1114 und die parodierenden Verse, die der Dichter dem Dionysos in den Mund legt. ib. v. 1525 f. τίς οἶδεν, εἰ τὸ ζῆν μὲν ἐστι κατθανεῖν, τὸ πνεῖν δὲ δειπνεῖν, καὶ τὸ καθεύδειν κώδιον.

soll, erscheint es meist in Verbindung mit dem erläuternden *τύχη*; so Rep. X, 619 C: *τύχην τε καὶ δαίμονας αἰτιάσθαι*. Hipp. maj. 304 B: *σὺ μὲν μακάριος εἶ... ἐμὲ δὲ δαιμονία τις τύχη κατέχει ὅστις κλινῶμαι*. Tim. 25 E: *ὡς δαιμονίως ἐκ τινος τύχης*. Wo es allein steht, tritt eben so sehr der Begriff der seelischen Beschaffenheit hervor, welche das persönliche Schicksal influencierend gedacht wird, z. B. Epin. 992, D: *τούτοις μόνον τὰ τοῦ δαιμονίου ξύμπαντα λεκνῶς εἴληξε*.

Um so bedeutender ist die Rolle, welche den *δαίμονες* als Mittelwesen zufällt. Plato hat hier sowol die Dreitheilung Hesiod's (Rep. III, 392 A: *περὶ θεῶν καὶ περὶ δαιμόνων τε καὶ ἡρώων*, vgl. Legg. IV, 717 B. V, 788 D) als auch die Zweitheilung (Phædr. 246 E: *στρατιά θεῶν τε καὶ δαιμόνων*; vgl. Legg. VIII, 848 D. X, 906 A.) Diese Dämonen stammen aber nicht, wie in dem fremden, durch Hesiod herübergenommenen Mythos, von Menschen ab, sondern, wie es dem ursprünglichen Inhalt des Begriffs gemäß ist und wie es die Platonische Anschauung erfordert, von den Göttern: Apol. 27 D: *εἰ δ' αὖ οἱ δαίμονες θεῶν παῖδες εἰσὶ νόθοι τινὲς ἢ ἐκ νυμφῶν ἢ ἐκ τινῶν ἄλλων*, oder sind selbst für Götter zu halten: ibid. C: *τούς δὲ δαίμονας οὐχὶ ἤτοι θεούς γε ἡγοῦμεθα ἢ θεῶν παῖδας*. Jedenfalls haben sie des Göttlichen mehr in sich als die Menschen: Legg. IV, 713 D: *ἐφίστη βασιλέας... οὐκ ἀνθρώπους ἀλλὰ γένους θειοτέρου τε καὶ ἀμείνονος, δαίμονας*, und sind deshalb, wie die Götter, durchaus wahrhaft: Rep. II, 382 E: *πάντη ἀψευδὲς τὸ δαιμόνιον καὶ τὸ θεῖον*. Eine bloß etymologisierende Erklärung des Wortes gibt die Stelle Crat. 398, B: *ὅτι φρόνιμοι καὶ δαήμονες¹²⁾ ἦσαν, δαίμονας αὐτοὺς ὠνόμασε*.

¹²⁾ Dies ist eben nur eine platonische Etymologie und nichts weiter.

Von den Menschen heisst es Legg. X, 906 A: ἡμεῖς κτήματα θεῶν καὶ δαιμόνων. Jedem Menschen ist ein solcher Dämon zugetheilt, dessen Verhältniss zur Seele übrighens schwankend erscheint: Phaed. 107 D: ὁ ἐκάστου δαίμων, ὅσπερ ζῶντα εἰλήχει. Polit. 274 B: τοῦ πεκτετημένου καὶ νέμοντος ἡμεῖς δαίμονος cfr. Rep. X, 617, E.: Phaed. 108 B: ὑπὸ τοῦ προστεταγμένου δαίμονος οἴχεται ἀγομένη (ἡ ψυχὴ.) Ax. 731 C: ὅσοις ἐν τῷ ζῆν δαίμων ἀγαθὸς ἐνέ-

setzt: „Für einen so verständigen (δαήμων) Menschen, wie du — Perses — es früher gewesen bist, ist es besser zu arbeiten.“ Dieser Sinn ist aber für den Zusammenhang offenbar zu schwächlich. Übereinstimmend erklären die Scholien zu dieser Stelle δαίμων durch τύχη: Schol. Par. B: δαίμονι. τύχη καὶ τάξει; am Rand: τῇ τάξει δὲ, οἷος ἄρα εἴ, τὸ ἐργάζεσθαι καλόν. Par. H.: δαίμονι. τῇ δαιμονίᾳ δόσει καὶ τύχῃ δηλαδὴ καὶ τῇ τάξει. Tzetzes: τῷ δαίμονι καὶ τῇ τύχῃ οἷος ὑπάρχεις, ἀτυχῆς ἢ εὐτυχῆς, ἢ πένης ἢ πλούσιος, τὸ ἐργάζεσθαι ἄμεινον. Ähnlich Proculus. Von der übereinstimmenden Auffassung der Alten abzuweichen, haben wir kein Recht. — Aber auch aus inneren Gründen muss die Anwendung des Attributs „wissend“ oder „verständlich“ als Bezeichnung der Schicksalsmacht, oder der Personalgeister für unmöglich gehalten werden. Die Erfahrung oder Empfindung von der Natur beider ist im Menschen zu primitiv, als dass sie durch ein auf so langem Wege gebildetes Attribut bezeichnet werden könnten, um so mehr da diess Attribut weder der Natur der Sache nach, noch auch den Anschauungen und Äusserungen der Alten gemäß, das Wesen jener Begriffe auch nur theilweise wiedergibt. Viel näher läge schon die Ableitung von δαίεσθαι, welche sich auch bei den Alten findet. Neuhäuser (bei Welcker p. 731) sagt: *non rerum scientia ac cognitione, verum distributione ac constitutione omnis daemonis natura continetur*, und führt das Wort auf die Sanskrit-Wurzel *da* zurück, welche *dare* und *daiein* umfasse, und auf den Begriff *dator*, *distributor* führe. Allein auch diese Bezeichnung wäre kaum partiell zutreffend zu nennen, und entspricht, wie die Geschichte des Begriffs δαίμων am besten zeigt, dem Wesen desselben durchaus nicht. (Das Hesiodische *πλουτοδόται* ist nämlich ganz orientalischen Ursprungs und bezieht sich nur auf die besondere Gattung von Mittelwesen, die wir eben nur bei Hesiod antreffen.) Da die Geschichte des Begriffs zeigt, dass der ursprüngliche Inhalt desselben die absolute Göttlichkeit sein muss, so ist kein Grund, die schon von Bensley im Griech. Wurzellex. gegebene Etymologie zurückzuweisen, welche das Wort auf die Wurzel *dīs* zurückführt. Demnach ist δαίμων gleich Sanskr. *dato-man*, d. i. mit göttlicher Eigenschaft begabt. Derselben Wurzel entstammen sanskr. *deva*, griech. *Zeús*, *θεός*, lat. *deus* u. A. Sie bedeutet glänzen, und es wird sonach der in der Arischen Völkerfamilie am weitesten verbreitete Name für Gott und Göttliches auf eine primitive Empfindung zurückgeführt, auf die des Staunens und der heiligen Freude am Lichtglanz des Äthers. Dass im Griechischen und Lateinischen zahlreiche sprachliche Erscheinungen hiezu stimmen, ist bekannt. — Erwähnt sei noch die Ableitung von *δαμαίνομαι* bei Euseb. Caes.

πνευσεν. Tim. 90, A: *δαίμονα θεὸς ἐνάστω δέδωκε*. Das *δαίμόνιον* (sc. *σημειον* od. *ἐναντίασμα*) des Sokrates ist hinreichend bekannt. Was in diesen Vorstellungen schwankendes und unwesentliches ist, leuchtet von selbst ein. Sie sind sämtlich durch das vorhergegangene vermittelt. Der Grundgedanke ist, dass ein den Göttern und Menschen gemeinsames vorhanden ist, welches eben durch diese Mittelwesen dargestellt wird. Es ist also ein formeller, wenn auch kein wesentlicher Unterschied zwischen der Platonischen Anschauung und der Heraklit's¹²⁾ von Ephesus vorhanden. Den vollkommensten Ausdruck erhält die Platonische Lehre in der folgenden Stelle. Sympos. 202 E sagt Diotima vom Eros, er sei weder Gott noch Mensch, sondern etwas zwischen beiden, eben ein großer Dämon, καὶ γὰρ πᾶν τὸ δαίμόνιον μεταξύ ἐστὶ θεοῦ τε καὶ θνητοῦ, ἐρηγνύον καὶ διακορδμεύον θεοῖς τὰ παρ' ἀνθρώπων καὶ ἀνθρώποις τὰ παρὰ τῶν θεῶν. ἐν μέσῳ δὲ ὃν ἀμφοτέρων συμπληροῖ ὥστε τὸ πᾶν αὐτὸ αὐτῷ ξυνδιδέσθαι.

Hiermit ist der Höhepunkt in der Entwicklung des Begriffs erreicht. Die Dämonen Hesiod's haben den Beruf der Vermittlung zwischen Göttern und Menschen, welchen die fremde Sage ihnen zuwies, innerhalb des selbständigen griechischen Geisteslebens erfüllt. Sie gaben die Form ab, in welche der alte Inhalt des Begriffs *δαίμων* allmählich sich ergoos, um endlich den Begriff eines die Einheit des göttlichen und menschlichen Wesens darstellenden Bindegliedes zu bilden. Gerhard, Griech. Mythol. I. S. 599 sagt: „Aus dem Glauben an vermittelnde Dämonen ging allmählich der Glaube an ein im einzelnen Menschen vorhandenes göttliches Wesen hervor. Der dieser Idee vorschwebende Glaube an eine durchgängige Beseelung der Götter sowol als der Menschen vermittelst dämonischer Kraft ist derjenige Be-

gen des geistigen Lebens gelegt. Die Unsterblichkeit der Seele ist verbürgt, und, was eben so wichtig, der Gang der menschlichen Dinge ist verständlicher geworden; denn von nun an erscheint das Schicksal (*δαίμων*) des Einzelnen nicht mehr als ein dem Menschen bloß äußerliches, dem gegenüber er sich rein passiv verhält und das ihm unverständlich bleibt, sondern es erscheint mit den ihm angeborenen psychischen Qualitäten (*δαίμων*) in untrennbarer Wechselbeziehung, ja mit denselben identisch¹⁴⁾ und deshalb dem Selbstbewusstsein verständlich. Es ist selbstverständlich, dass diese Anschauungen nur für den Gebildeten vorhanden sein konnten; für den Volksglauben gieng durch den angedeuteten Process der *δαίμων* als oberste Schicksalsmacht einfach verloren, und an seine Stelle trat «die princip- und vernunftlose *Τύχη*, in welcher sich lediglich die blinde Zufälligkeit alles Seins und Werdens darstellt.» (Nägelsb. S. 156.)

Ohne uns auf die weitere Ausbildung der Dämonenlehre einzulassen, welche die dem Aberglauben und der theosophischen Speculation geneigte spätere Zeit derselben zu Theil werden ließ, suchen wir nur noch die beiden Hauptrichtungen zu charakterisieren, in welchen die Geschichte des Begriffs verläuft.

Plutarch ist hier der passendste Repräsentant. Er bedient sich der gemeingiltigen Vorstellung vom persönlichen Dämon des Einzelnen, welcher nach dem Tode dessen fortlebender Theil ist, und den Menschen als *φάσμα* sichtbar werden kann. (Artax. 15. Caes. 69. Mor. p. 109 D.) Die besonderen Eigenschaften, welche den lebenden Menschen auszeichneten, bleiben auch nach dem Tode an seinem Dämon haften, also: Identität des Dämons mit den psychischen Qualitäten: Caes. 69: *ὁ μὲντοι μέγας αὐτοῦ δαίμων, ὃ παρὰ τὸν βίον ἐχρήσατο καὶ τελευτήσαντος ἐπηκολούθησε τιμωρὸς τοῦ φόνου*. Plutarch ist aber bemüht, diesen Glauben von der Fortdauer der Seele zu läutern, und der groben Vorstellung des Volksglaubens gegenüber die ethische Bedeutung und die sittlich erhebende Seite desselben hervorzukehren: Romul. 28: *οὐδὲν οὖν δεῖ τὰ σώματα τῶν ἀγαθῶν¹⁵⁾ ἀναπέμπειν παρὰ φύσιν εἰς οὐρανόν, ἀλλὰ τὰς ἀρετὰς καὶ τὰς ψυχὰς παντάπασιν οἰεσθαι κατὰ φύσιν*

¹⁴⁾ Deshalb sagt schon Heraklit bei Alex Aphrod. de fato VI, p. 16. ed. Orelli u. a. a. O.: *ἡ θοσ γὰρ ἀνθρώπῳ δαίμων*. Schleiermacher übersetzt *ἡθος* mit Gemüth, Plutarch mit *νοῦς*. Alex. Aphr. richtiger: *τουτέστι φύσις*, d. h. die Gesamtheit der Qualitäten, welche sein Wesen ausmachen, sind des Menschen Schicksalsdämon. Dasselbe in Form einer praktischen Alltagsregel bei Plutarch: *γλῶσσα τύχη, γλῶσσα δαίμων*. Lassalle II. S. 451.

¹⁵⁾ Die Seelen der Guten sind es vorzüglich, welche, schon im Leben *ἰσοδαίμονες*, nach dem Tode zu Dämonen werden: Hierokl. p. 45: *τὰς ἀνθρωπίνας ψυχὰς ἀληθείᾳ καὶ ἀρετῇ νοσηθησείας δαίμονας καλεῖ*.

καὶ δίκην θείαν ἐκ μὲν ἀνθρώπων εἰς ἥρας, ἐκ δ' ἡρώων εἰς δαίμονας, ἐκ δὲ δαιμόνων, ἃν τέλειον ὥσπερ ἐν τελευτῇ καθαρθῶσι καὶ ὁσιωθῶσιν, εἰς θεοὺς ἀναφέρεσθαι. Hier liegt der Zuspunct der griechischen Theologie. Die aurea Pythagoreorum carmina schließen:

ἦν δ' ἀπολάφας σῶμα ἐξ αἰθέρ' ἡρώεσσιν ἐβόηε,
 ἴσασαι ἀθάνατος θεὸς ἄμβροτος, οὗτις ἐτι θνητός,

und mit welchem Bewusstsein die Ausbildung dieser Lehre als die höchste Leistung des menschlichen Geistes gefasst wurde, zeigen die Worte des Commentators p. 310: τοῦτο πέρας τῶν πόνων τὸ κάλλιστον. τοῦτο, Πλάτων φησὶν, ἂ μέγας ἀγὼν, καὶ ἐλαίς ἢ μεγάλῃ. τοῦτο φιλοσοφίας ὁ τελειώτατος καρπός. τοῦτο τῆς ἐρωτικῆς καὶ τελεστικῆς ἔργον τέχνης τὸ μέγιστον, οἰκειῶσαι μὲν καὶ ἀναγαγεῖν πρὸς τὰ ὄντως καλὰ κ. τ. λ.

Diess ist die eine Seite, die, auf welcher sich der bessere Theil des Begriffsinhaltes als dauernder Gewinnst den bleibenden Resultaten geistigen Strebens anreicht; die andere ist die entgegengesetzte. Indem nämlich δαίμων gleichbedeutend gefasst wird mit der menschlichen οὐσία ψυχική, kann das δαιμόνιον mit dem menschlichen Wesen auch insofern zusammenfallend gedacht werden, als dasselbe im Gegensatz gegen das göttliche gefasst wird. Also gerade der schwächere, mehr dem Bösen zugeneigte Theil der Psyche, der sich von der Göttlichkeit am weitesten entfernt, kann auch als das Dämonische im Menschen gefasst werden. Daher sagt Plutarch Mor. 996 D: τὸ ἐν ἡμῖν ἄλογον καὶ ἄτακτον καὶ βίαιον οὐ θεῖον ἀλλὰ δαιμονικόν und 153 A: τί ὠφελιμώτατον; θεός. τί βλαβερώτατον; δαίμων. So überraschend diese Wendung des Begriffes¹⁴⁾ erscheinen mag, so ist sie doch in der Sprache vermutelt und

anhafteten. In der Ableitung δαιμονάω z. B. sprach sich seit langer Zeit diese Färbung ganz rein und entschieden aus. (Aesch. Choeph. 566: δαιμονᾶ δόμος κακοῖς. Sept. 1001: δαιμονῶντες ἐν ἅτῃ. Eur. Phoen. 895 δαιμονῶντες. Schol.: σκληρῶ δαίμονι καὶ ἀπανθρώπῳ χρώμενοι. So auch bei Plut. Marc. 23: δαιμονῶντι καὶ παραφρονοῦντι. Mor. p. 169 D: τετύφωνται καὶ δαιμονῶσιν) und dasselbe ist mit δαιμονίζομαι der Fall (Plut. Mor. p. 706: δαιμονίζονται = μεμήνασι; auch von der Epilepsie ¹⁷⁾ gebraucht.) Es kann nicht auffallen, dass die christlichen Schriftsteller, welche in den Dämonen die von ihnen bekämpfte Vieltheilung der Gottheit am auffallendsten hervortreten sehen, den Begriff des Dämonischen nur in diesem letzteren Sinne auffassen. Bei ihnen bezeichnet der Ausdruck „dämonisch“ geradezu das absolut hässliche und schlechte. cfr. Nil. Epist. p. 43, 12: πᾶν πάθος αἰσχρὸν καὶ δαιμονικῶδες. Max. Confess. Περί διαφορ. ἀπορ. ed. Oehler fol. 259. b. πονηρὸν καὶ δαιμονικῶδες πνεῦμα. Mehr noch als die oben nachgewiesene Vermittelung dieser Begriffswendung berechtigte hiezu der Gebrauch, welchen der Aberglaube der letzten griechischen Zeiten von der Dämonenlehre machte ¹⁸⁾).

Überblicken wir nun nochmals die Geschichte des Begriffes, so ergibt sich als Resultat folgendes: Sein ältester Inhalt ist der der unpersönlichen Schicksalsmacht, d. i. des dem menschlichen Verständnis unvermittelt bleibenden Theiles der Welt-Ordnung und Regierung. Insofern dieselbe aber nach menschlichen Motiven begriffen wird, kann sie auch den anthropomorphisirten θεοῖς zugeschrieben werden, und insofern heißen auch diese δαίμονες. In Form einer fremden Überlieferung tritt sodann bei Hesiod der Mythos von den Dämonen-Wächtern auf. Indem nun das ehemals allgemein und absolut gefasste Schicksal sich mehr und mehr in die Einzelschicksale spaltet, und diese an den Einzelnen unlöslich geknüpft erscheinen, verschmelzen die persönlichen Ge-

¹⁷⁾ Die ἐκὰ νόσος, sonst die nach der gewöhnlichen Vorstellung von Dämonen verursachte Epilepsie, bringt Heraklit auf ganz andere Art mit dem δαίμων in Verbindung. Lassalle. II. p. 300. Diog. Laert IX, 7: τὴν δὲ οἰήσιν ἐκὰν νόσον ἔλεγε, das Wähnen nannte er die heilige Krankheit. Das „Wähnen“ ist aber das Setzen der eigenen Vorstellung an die Stelle des realen Seins, mit anderen Worten die Verwechselung des persönlichen δαίμων mit dem absoluten δαίμων. Es zeigt sich also schon hier die Auffassung des persönlichen δαίμων als des beschränkten und ungöttlichen im Menschen in ihren ersten Anfängen.

¹⁸⁾ Etym. M. p. 263. 13: Δεισιδαιμονία λέγεται ἡ πρὸς τοὺς πονηροὺς δαίμονας ἐπιμέλεια... ἰστέον ὅτι παρὰ μὲν τοῖς Ἑλλήσιν ἐπὶ καλοῦ λαμβάνεται, παρὰ δὲ ἡμῖν τοῖς Χριστιανοῖς ἐπὶ τῆς ἀσεβείας λέγεται. Cfr. Plut. Alex. 75: δεινὸν μὲν ἀπιστία πρὸς τὰ θεῖα καὶ καταφρόνησις αὐτῶν. δεινὴ δ' αὖθις ἡ δεισιδαιμονία.

stalten der Wächter-Dämonen mit dem Begriff des Einzelschicksals, und es bildet sich so der neue Begriff des Geburts- und Schicksalsdämons, welcher den Einzelnen begleitet. Beide aber, der Mensch und sein Dämon, fallen bald in einen einzigen Begriff zusammen, und da die Orphische Theologie die Seele als Ausfluss der Gottheit betrachtet, so wird eben dieser *δαίμων* als die am göttlichen Wesen theilhabende *οὐρα ψυχῆς* des Menschen angesehen, und das *δαίμόνιον* stellt nun die Verknüpfung des Göttlichen und Menschlichen oder die Einheit beider Begriffe dar. Hier ist der Höhepunkt und es erfolgt nun die Wendung. Auf der einen Seite bemächtigt sich der Aberglaube des sinkenden Griechenthums der Lehre von den Dämonen und verunstaltet sie zu phantastischen Zerrbildern; auf der andern Seite aber wird von Männern, in denen der griechische Geist den Untergang des Griechenthums überdauerte, von Männern der damaligen Weltbildung, der tiefere Inhalt des Begriffes fortentwickelt, um den thatsächlichen Übergang zu dem in die Geschichte tretenden und für alle Zeit die Zügel der Herrschaft ergreifenden christlichen Monotheismus zu bilden.

Wien.

Ad. Wärmuth.

Noch einmal das Prooemium zu Tacitus' Agricola.

Tacitus hebt mit dem Satze an, dass großer Männer Leben der Nachwelt zu überliefern vor alters Brauch gewesen, und dass auch in der Gegenwart dieselbe Sitte dann wenigstens auftauche, wenn die Größe den Neid zum Schweigen bringe. Mit *clarorum virorum* sind an sich weder 'erlauchte Zeitgenossen' noch erlauchte Tode bezeichnet: die Beziehung auf Zeitgenossen ergibt sich erst aus den folgenden Worten: *incuriosa suorum aetas*. Die Behauptung aber, *clarorum* hätte 'geradezu fehlen können', da die Bedeutung des Wortes in dem zur 'Erläuterung desselben angefügten Nebensatze: *quotiens magna aliquis eo nobilis virtus vicit... ignorantiam recti et invidiam*' ausreichend gegeben sei, ermangelt ebenso sehr der Überlegung wie die andere, dass dem Ausdruck *clarorum virorum* entgegengesetzt sei *defuncti hominis*¹⁾. Wäre dieser Gegensatz überhaupt möglich, so fehlte noch viel, dass ihn Tacitus hier beabsichtigt hätte, da derselbe durch so viele Zwischenglieder verwischt würde und ein anderer Gegensatz um so viel näher gelegt ist. Denn Tacitus fährt fort: aber ehemals sahen die talentvollsten Köpfe, ohne Selbstsucht und jeglichen Nebenzweck, eine edle Aufgabe darin, die Tüchtigkeit hervorragender Erscheinungen literarisch zu verewigen; ja selbst die, welche ihr eigenes Leben zum Vorwurf nahmen, fanden nicht minder Glauben als Anerkennung bei ihren Zeitgenossen. Aber jetzt, da ich mich anschicke das Leben eines Dahingeschiedenen zu erzählen, bedarf ich der *venia*. Dass *defuncti vitam* den Autobiographien eines Rutilius und Scaurus gegenübergestellt sei, liegt auf der Hand: *at nunc narratur mihi (non meam sed) defuncti vitam*. Mit *at nunc* aber be-

¹⁾ Dass *clarus* die in dieser Zeitschrift X, 598 behauptete Einschränkung auf lebende nicht erträgt, davon hätte das Lexicon überzeugen können, zumal wenn man nicht bloß die Anwendung desselben auf Personen, sondern den Gebrauch überhaupt und die andern von demselben Stamm gebildeten Nomina wie *claritas* und *claritudo* in Betracht gezogen hätte. Wenn Tacitus Ann. I, 1 schreibt: *Sed reteris populi Romani prospera vel adversa claris scriptoribus memorata sunt*, sollen wir dann wirklich an noch zu Tacitus Zeit lebende Historiker denken, oder annehmen, dass sie nur im Verhältnis zu ihren Zeitgenossen *clari* genannt würden? Auch in der S. 596 gegebenen Erörterung über *defunctus* ist wenigstens die citierte Stelle des Tacitus (Ann. II, 71) missverstanden: denn bedarf es erst des Beweises, dass in den Worten: *non hoc praecipuum amicorum munus est, prosequi defunctum ignaro questu, sed quae voluerit meminisse, quae mandaverit exequi*, der *ignavus questus*, d. i. die träge, unthätige Klage der thatkräftigen Befolgung der Wünsche des Verstorbenen entgegengestellt wird?

zeichnet Tacitus, was nie hätte bezweifelt werden sollen, seine eigene Zeit, deren lange Gepresstheit das Interesse an literarischen Bestrebungen dieser Art, wie das Talent berufener Schriftsteller erstickt hat. Dass darin Veranlassung und Inhalt der Bitte um *venia* gegeben sei, kann niemand entgehen, der den Schluss des dritten Capitels (*natura tamen infirmitatis humanae cet.*) mit Aufmerksamkeit gelesen hat. Das ganze Proemium aber ist diese *petitio veniae*, und wie Thucydides sein Geschichtswerk mit den Worten beginnt: *Θουκυδίδης Ἀθηναῖος ἐυνόγραφῶς τὸν πόλεμον*, so konnte Tacitus — allerdings nach Art des Briefstiles — im Präteritum sagen: *venia opus fuit*. Aber in Tacitus lebte das Bewusstsein seiner Kraft und die Zuversicht, dass sein Werk sich auch in der noch kaum erwachten Gegenwart Theilnahme verschaffen würde; wenn er dennoch um Nachsicht bittet, so thut er es, um die Schreckenszeit, von der die Welt eben aufathmete, für die Erschlaffung alles geistigen Strebens anzuklagen: *quam non petissem ni incusaturus tam saeva et infesta virtutibus tempora*. Denn nach allem, was bisher über diese Worte vorgebracht, bleibt doch Lipsius' Verbesserung in ihrem vollen Rechte stehen *). Mit jener Bemerkung ist der Übergang geschafft zu der Schilderung der jüngst verlebten Zeit (dass damit ein neues Capitel beginnt, ist vollkommen gerechtfertigt), aus der er solche Züge heraushebt, die mit seinem eigenen Unternehmen in Beziehung stehen. Und kein Anstoß ist daran zu nehmen, dass mit *nunc* im Anfang des dritten Capitels nochmals des Tacitus eigene Zeit bezeichnet wird; denn die unmittelbare Gegenwart empfindet zwar den despotischen Druck selbst nicht mehr, aber die in der Erschlaffung und dem Mangel geistiger Regsamkeit nachwirkenden Spuren des langen Druckes. Darum

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Platons ausgewählte Schriften. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Christian Cron. Zweiter Theil. **Gorgias**, erklärt von Dr. Julius Deuschle, Professor am F. W. Gymn. in Berlin (XII u. 240 S. 8.). Leipzig, B. G. Teubner, 1859. — 1 fl. 20 kr. Ö. W.

Das Erscheinen von Schulausgaben des Platonischen Gorgias mit zweckmäßigen Erläuterungen wird jeder, der die Lectüre Platons an Gymnasien für werthvoll hält und ihre Ausbreitung wünscht, mit der aufrichtigsten Freude begrüßen. Der Platonische Gorgias ist durch die eigenthümliche Verbindung des philosophischen und historischen Elementes sehr wohl geeignet, reiferen Schülern in der obersten Gymnasialclassen Interesse einzuflößen; er stellt nirgends durch Voraussetzung eines tieferen Eingehens in die eigenthümlichsten Hypothesen der Platonischen Philosophie der Lectüre solche Schwierigkeiten entgegen, die auch nur beseitigen zu wollen außerhalb der Aufgabe der Schule liegt. Aber nur mit reiferen, wohl vorbereiteten Schülern, die mindestens schon einen der kleineren Platonischen Dialoge gelesen haben, nur in Classen, die eben auf diesem Gebiete sich tüchtig zeigen, ist es rathsam, den Gorgias zu lesen; schon der erhebliche Umfang des Werkes setzt voraus, dass der jugendliche Leser über die gewöhnlichsten Hindernisse der Sprache hinaus sei, um selbst in diesem weiteren Bereiche dem Zusammenhange aufmerksam zu folgen. Und auch in diesem Falle wird zur Ermöglichung einer den Schüler selbst befriedigenden Präparation bei einer Schullectüre, vollends aber um den Gorgias der Privatlectüre zugänglicher zu machen, eine Ausgabe mit angemessenen Erläuterungen höchst erwünscht sein. Eine solche Bearbeitung ist vor kurzem von einem österreichischen Gymnasiallehrer erschienen, von E. Jahn (vgl. in dieser Zeitschrift 1859. Heft VIII. S. 607 ff.), welche der Einführung in das Verständnis des Einzelnen mit gewissenhafter Sorgfalt sich widmet (häufig wol mit einem zu geringen Vertrauen in die grammatischen Kenntnisse von Schülern, die den Gorgias lesen), und zugleich durch eine umfassende wohlüberlegte Einleitung die Einsicht in den Zusammenhang vorzubereiten bemüht ist. Eine zweite Bearbeitung, bei

deren Drucke die Jahn'sche noch nicht ausgegeben war, liegt uns hier vor, ausgeführt von einem Manne, der seine umfassenden Platonischen Studien durch mehrere gedankenreiche Monographien und durch eingehende Kritiken der bedeutendsten neuesten Werke über Platon erwiesen hat. Dass eine Schulausgabe des Gorgias, bearbeitet von einem so geschätzten Kenner der Platonischen Philosophie und schriftstellerischen Kunst, wie Deuschle es ist, dem Leser manche treffende Bemerkung darbietet, versteht sich von selbst; es würde zudringlich sein, auf solche Punkte hinzuweisen; Aufgabe dieser Anzeige wird es vielmehr sein, gewissenhaft zu prüfen, ob diese Ausgabe als Schulausgabe zur Sicherung des Verständnisses im Einzelnen und zum Anbahnen der Einsicht in den Zusammenhang des Ganzen ihrem Zwecke entspricht.

Wie es jetzt auch für Schulausgaben allgemein als Grundsatz anerkannt wird (auf eigenthümliche Unterschiede in der Ausführung desselben ist hiernach einzugehen), widmet die vorliegende Ausgabe einen Theil des Raumes, ungefähr ein Fünftel des Ganzen (S. 1—20, und S. 195—220), der Erörterung solcher Punkte, die zu dem Verständnisse des Einzelnen hinzutreten müssen, um in den Zusammenhang und Zweck des Ganzen Einsicht möglich zu machen. Mit der Behandlungsweise dieser allgemeinen Fragen würde ich mich an manchen Stellen im Interesse des Gegenstandes an sich und speciel der Bestimmung der Ausgabe für die Schule nicht unverstanden erklären können; einige Beispiele mögen zeigen, inwiefern meine Einwendungen auf principieller Verschiedenheit in der Auffassung beruhen und ob sie hinlänglich begründet sind.

Den Unterschied zwischen *πραθηναίαι* und *πραξιοναίαι* oder zwischen *ἐπιτήρησις* und *κίσις* erweist Plato Gorg. p. 454 E mit folgenden Worten: *Ἐπεὶ δὲ γὰρ τίς ἐστι ἑτοιμοῦ ἄν' ἔστι τις, ὃ Γοργίας, κίσις περὶ τοῦ καὶ ἀντιπρὸς τοῦτο ἄν' ὅτι ἐστὶν αὐτῷ. Ἐπεὶ δὲ*

der Identität, angewandt auf den vorliegenden Fall. Identisch sind Begriffe mit gleichen Merkmalen, nicht identisch mit verschiedenen Merkmalen, oder was wahr und falsch sein kann und was stets wahr sein muss, kann nicht identisch sein. Nimmt man diess als Obersatz (propositio maior) des Syllogismus, die beiden gegebenen Urtheile zusammen als Untersatz (propositio minor), so ergibt sich der Schluss: Glauben und Wissen sind nicht identisch. Wir haben einen kategorischen Syllogismus der ersten Figur mit Namen Celarent.² Der Hr. Vf. hat erstens durch seine deutsche Übersetzung der beiden Prämissen die Präcision der Form, gegenüber dem, was sich bei Platon findet, beeinträchtigt, indem er nicht denselben Mittelbegriff *ψευδής και ἀληθής*, d. h. zwischen Wahrheit und Irrthum schwankend, in beiden Prämissen gelassen, in der einen affirmativ, in der andern negativ. Aber ganz abgesehen davon ist es mir nicht möglich einzusehen, welches logische Gesetz dazu führen soll, einem regelrechten Schlusse der zweiten Figur auszuweichen, oder wie es durch die Natur dieses Abschnittes, in welchem Platon mit der äussersten fast peinlichen Gewissenhaftigkeit Schritt für Schritt vorgeht, gerechtfertigt werden soll, wenn man ihm eine Verschweigung des eigentlich dabei vorauszusetzenden Obersatzes zumuthet. Übrigens nach der hier eingeschlagenen Methode lassen sich begreiflicher Weise alle Schlüsse, welcher Figur sie auch angehören und welchen Modus innerhalb derselben sie bilden mögen, auf die erste Figur reducieren; man braucht nur das Wesen eben dieses Modus in dieser Figur als Grundsatz ausgesprochen zum Obersatze zu machen und die beiden Urtheile in ein Ganzes zusammenfassend als Anwendung dieses Grundsatzes zum Untersatze. Zu solchen logischen Spaziergängen ist es aber wol nicht nöthig, klare Stellen aus Platon zu verwenden.

Platon lässt im Gorgias den Sokrates eine Gruppierung der Künste in dem Sinne vornehmen, dass in der einen auf die Pflege der Seele bezüglichen Gruppe die einen die Entwicklung derselben zu fördern (*σοφιστική*) und gestörte Verhältnisse wiederherzustellen (*δικαιοσύνη*) wirklich bemüht sind, die anderen nur den Schein davon täuschend annehmen (*σοφιστική, ῥητορική*), und stellt diesen ganz entsprechend eine andere auf den Leib bezügliche Doppelgruppe der wirklichen Pflege (*γυμναστική, ἰατρική*) und des bloßen Scheines (*κομμωτική, ὀφθαλμική*) gegenüber. Die Durchführung dieser Analogie gibt dem von Sokrates ausgesprochenen Gedanken eine grössere Anschaulichkeit, und ihr Festhalten im weitem Verlaufe verstärkt öfters den Eindruck der Beweise des Sokrates und wird zum kürzesten und schlagendsten Ausdrucke für verwerfende Urtheile über die bloßen Scheinkünste. Über diese zwischen Leib und Seele durchgeführte Analogie nun lässt sich der Hr. Vf. S. 11 so aus: „Das Wesen der Seele wird aber im Gorgias nicht ausführlich erörtert; es kommt zunächst nur auf die für die Ethik wichtigen Grundlagen an, diese führen auf den Gegensatz zwischen Leib und Seele zu-

rück. In dem Leibe wurzeln die Begierden, man erlangt wahres Leben nur durch Befreiung von ihm. Und diese Freiheit der Seele von der Sinnlichkeit — der Wurzel der Sünde nach Platonischer Auffassung — hat eben die Ethik zu bewirken. Hieraus wird sich erklären, warum Platon in dem Dialoge die Analogie zwischen Leib und Seele so häufig in Anwendung bringt.² Bedarf es denn überhaupt irgend einer besonderen Erklärung, dass für geistige Verhältnisse äußerlich sinnliche als erläuternde Analogie angewendet werden, für Pflege der Seele die des Leibes? Ist es ja doch in vielen Fällen nicht einmal möglich, anders als durch selbst unwillkürliche Analogien dieser Art sich auszudrücken. Aber wenn die Anwendung dieser Analogie einer rechtfertigenden Erklärung bedürfte, so kann diese in den vom Hrn. Vf. bezeichneten Gesichtspunkten nicht gefunden werden. Denn darin, dass die Seele zu dem Leibe den vollständigsten Gegensatz bilde, dass die Seele zur Vollständigkeit ihres Wesens nur durch gänzlichen Ausschluss alles Leiblichen, „durch Befreiung von ihm“ gelangen könne, liegt doch nimmermehr ein Grund dazu, die Ähnlichkeit beider in den Vordergrund zu stellen. Von Seele und Leib ist allerdings in beiden Fällen die Rede, das ist aber auch der einzige Zusammenhang; es ist ein täuschender Wortklang, aus dem einen das andere erklären zu wollen.

In einem Abschnitte der Einleitung über „den Zweck und Grundgedanken des Platonischen Dialogs“ schreibt D. unter anderem: „So hatte in der Person des Sokrates die Ethik durch die herrschende Politik eine Niederlage erlitten. Siegen konnte sie nur auf dem Gebiete der Wissenschaft, der philosophischen Untersuchung und Kritik. Die Sokratische Ethik hatte sich nur auf die Tugendlehre für das Individuum beschränkt. Jetzt war die Frage unumgänglich, in welchem Verhältnisse jene Ethik zum Staate stehe und ob die herrschende Politik

und bleibt vielleicht immer der Gegenstand schwankender Combinationen. Dass Platon im Gorgias die Wahl der Philosophie zum Lebensberuf nicht nur oder nicht sowol für Sokrates, als für seine eigene Person vertheidige, ist eine sehr treffende Vermuthung Schleiermacher's ¹⁾ (Platon II, 1. S. 15. 3te Aufl.). Dass Platon von dem Nachdenken über das Wesen der Tugend des Einzelnen zum Nachdenken über die sittlichen Gesetze des Staatsganzen fortschritt, wird durch die aus andern Gründen sich erweisende Zeitfolge der Dialoge im höchsten Grade wahrscheinlich. In welchen Zusammenhang mit seinen allgemeinen ethisch-politischen Grundsätzen und speciel mit seinem sittlichen Verwerfungsurtheil über den thatsächlichen Zustand des athenischen Staates Platon die Verurtheilung des Sokrates bringt, ist aus seinen Dialogen, namentlich dem Gorgias, gewiss; ob in der Wirklichkeit erst mit dem Tode des Sokrates Platon sein ethisches Nachdenken auf die sittliche Aufgabe des Staates und des Einzelnen in ihm richtete, darüber gibt es nur unsichere Combinationen. Aber gesetzt, diess alles sei thatsächlich gewiss, so wird es doch eben nur eine Thatsache, und die Behauptung, dass es so geschehen musste, durch nichts gerechtfertigt. — Möge man es nicht für kleinlich erachten, dass ich auf diese Ausdrucksweise solches Gewicht lege. Wer die neueren schätzenswerthen Arbeiten über Platon durchgeht, wird leicht bemerken, dass der Ton apodiktischer Gewissheit gerade in Dingen bloßer Wahrscheinlichkeit oder unsicherer Vermuthung im Brauche ist; die Zuversichtlichkeit der Worte kann die fehlende Sicherheit der Sache nicht ersetzen, wol aber wird sie dazu führen, das Bewusstsein über die Unsicherheit des Bodens, auf dem man sich befindet, zu unterdrücken. Also in ein Schulbuch gehört solche Ausdrucksweise, zu der sich aus der vorliegenden Einleitung noch mehr beibringen liesse, gewiss nicht.

Über die „Zeit, in welcher das Gespräch gehalten wird,“ handelt der Hr. Vf. in einer sehr übersichtlichen Weise S. 18—20; er führt zunächst unter Nr. 1—6 die Punkte an, welche auf die erste Hälfte des peloponnesischen Krieges, etwa 427—420, als vorausgesetzte Zeit für das Gespräch führen, dann unter Nr. 7—12 diejenigen, welche den Dialog bis zum Jahre 405 hinabziehen. Aus dem Gegenüberstehen der beiden Reihen gleichberechtigter Thatsachen für die eine und für die andere Zeitbestimmung macht sodann der Hr. Vf. die vereinigenden Folgerungen. — Über die ansehnliche, in beiden Reihen gleiche Anzahl chronologischer Daten ist man zunächst verwundert; doch reducirt sich selbst bei flüchtiger Betrachtung die Anzahl erheblich, da sich mehrere

¹⁾ Unter den Namen der Männer, deren Vorarbeiten er dankend benützt habe (S. XI), führt der Hr. Vf. Schleiermacher nicht an, obgleich er andere Verstorbene (Heindorf, Hermann) nennt. Sollte diess mehr als ein Zufall sein, so wäre es ein schweres Unrecht.

nicht einmal der Erwähnung werth zeigen. Unter Nr. 2, Erwähnung des Malers Polygnotos 448 B, sagt zwar der Hr. Vf. selbst: „Doch ist es nicht durchaus nöthig, dass man ihn für jene Stelle noch unter den Lebenden sich denken muss.“ Gewiss! aus den Worten ἤτοι Ἀριστοφάνῃ ὁ Ἀγλαοφάντος ἢ ὁ ἄδελφός αὐτοῦ ἔπαινος ἢ τίνος lässt sich für die chronologische Frage, um die es sich hier handelt, nichts schliessen. Zeuxis dagegen wird allerdings 463 C als lebend erwähnt, τὸς ἔστι τῶν ζωγράφων Ζεύξις, aber diesen Umstand für den späteren Zeitansatz anzuführen, ist bei den chronologischen Zweifeln über Zeuxis nicht zulässig. Aus den Worten des Sokrates τίς ποτε βούλευεν λαλῶν 473 C schliesst der Hr. Vf., dass der Dialog in das Jahr 405 falle. Dass im J. 406 Sokrates Buleut war, ist gewiss, und er war es „nach Apol. p. 32 nur ein einziges Mal.“ Der Hr. Vf. folgt in der Identificierung der im Gorgias und der Apologie enthaltenen Angaben der von K. F. Hermann (S. 104. N. 71), Brandis (II, 1. S. 13, Ak.), Zeller (3. Aufl. II, 50. A. 3) vertretenen Ansicht; die erheblichen Gegenbemerkungen Steinhardt's (II. S. 393, vgl. dazu auch Munk S. 122) lassen sich keinesfalls ignorieren oder leicht beseitigen. Dass Sokrates „nach Apol. p. 32 nur ein einziges Mal“ Mitglied des Rathes gewesen sei, lässt sich aus dem Wortlaute der citierten Stelle nicht erweisen; der Umstand, dass uns von einer anderen Theilnahme des Sokrates an der Bule, ausser der im J. 406, keine ausdrückliche Nachricht vorliegt, kann nicht auffallen, da aus leicht begreiflichen Gründen nur diese politische Bethätigung des Sokrates Anlass zur Erwähnung darbot. — Für das Versetzen des Dialogs in das Jahr 405 spricht auch, sagt der Hr. Vf., „die Hindeutung auf den dem Sokrates wahrscheinlich bevorstehenden Process und die aladann zu fürchtende Verurtheilung 521 C. Diese hat in den ersten Zeiten des peloponnesischen Krieges noch keinen Sinn.“ Als „bevorstehend“ wird jener Process nicht bezeich-

gegen gehören die Tragödie *Antiope* des Euripides, aus der Kallikles eine Stelle anwendet, und die Regierung des Archelaos von Makedonien, die zu einem ausführlichen Beispiel benützt wird, sicher in das nächste Jahrzehnt nach 420. Schwerlich hat man ein Recht, den zuletzt bezeichneten Momenten der Zeitbestimmung für die Auffassung des gesamten Dialogs ein gleiches Gewicht beizulegen, als den ersteren. Gerade dieses gleiche Gewicht der Gründe für die eine und für die andere Zeit ist es aber, welches der Hr. Vf. auf das nachdrücklichste betont. Es tritt uns nicht bloß äußerlich in der gleichen Zahl der Gründe für die eine und für die andere Zeit entgegen, sondern der Gedanke, dass man sich durch den Dialog in die erste Hälfte des peloponnesischen Krieges versetzt finde, wird, wie er von einigen Seiten her nothwendig ist, so in anderer Hinsicht als unmöglich bezeichnet. „Den schlimmsten Anachronismus scheinen aber diejenigen in der That zu begehen, welche den Dialog noch in den ersten Theil des peloponnesischen Krieges versetzt wissen wollen; denn in dieser Zeit konnten unmöglich die unsittlichen und der Tyrannis zustrebenden Ansichten des Polos und Kallikles öffentlich hervortreten. Das wäre ein ganz unerträglicher Anachronismus, weil er den Grundgedanken und den Geist des Dialogs betrifft. nicht bloß eine für das Ganze gleichgiltige Bemerkung. Kurz der Dialog wird dann in sich unmöglich.“ Ich möchte es nicht über mich nehmen, diese extreme Behauptung zu vertreten; denn die unausbleibliche Consequenz derselben wird sein, dass wir den Thucydides in seiner charakteristischen Darstellung derselben Zeit des Anachronismus beschuldigen müssten. — Welchen Ausweg findet nun aber der Hr. Vf., da ihm die Versetzung des Gespräches in die erste Hälfte des peloponnesischen Krieges und die in das J. 405 eine so nothwendig und eine so unmöglich ist wie die andere? „— ohne Zweifel,“ schreibt der Hr. Vf. S. 20, „war Platon sich selbst der chronologischen Widersprüche des Dialogs bewusst. In demselben bringt er wirklich zwei in sich verschiedene Zeiträume in innere Berührung, die Zeit, wo jene unsittliche Lebensrichtung nur erst im Keime vorhanden war — durch Gorgias vertreten — und die, wo sich die Keime allseitig ausgebildet und entwickelt haben und das Bewusstsein über die Principien der herrschenden Praxis längst erwacht war. Diese Zeit stellt sich natürlich in Kallikles dar, und in der Mitte liegt die Übergangszeit, eine Zeit der Halbheit und des Schwankens, die in Polos so treffend charakterisiert ist. Sind wir dann auch genöthigt eine ideale Zeit für die vor uns sich entwickelnde Scene anzunehmen, so gewinnen doch die einander scheinbar widersprechenden Zeitbestimmungen einen höheren künstlerischen Werth und treten in den Dienst des philosophischen Zweckes und Grundgedankens dieses Dialogs, dessen Verwirklichung und sachgemäße Darstellung die Hauptaufgabe Platons sein musste.“ Mit dieser Erklärung würde ein weittragender, für die Lösung der mancherlei Anachronismen in den Platonischen Dialogen wichtiger Grundsatz ge-

wonnen sein, wenn sie haltbar ist, ich bekenne, dass ich von dem, was der Hr. Vf. unter idealer Zeit in diesem Zusammenhang versteht, mir keine Rechenschaft geben kann. Platon führt uns in diesem wie in den meisten seiner Dialoge bestimmte, seinen Zeitgenossen sehr wohl bekannte Personen vor; er gruppiert sie in solcher Weise, lässt sie auf allbekannte Zeitereignisse Bezug nehmen, dass seine Zeitgenossen sich beim Lesen in eine bestimmte Zeit mussten versetzt finden. Diess schließt nicht aus, dass aus jener Zeit, die zwischen der angeblichen des Dialogs und der wirklichen seiner Abfassung liegt, gelegentlich etwas, bewusst oder unbewusst, absichtlich oder unabsichtlich berührt werde; es wird den einheitlichen Eindruck des Dialogs in seiner scenischen und dramatischen Seite um so weniger stören, je weniger es in die Verhältnisse der eigentlichen Träger des Gesprächs und der durch sie vergegenwärtigten Zeit eingreift. Aber von einer „idealen Zeit,“ deren Wesen darin bestünde, dass der Schriftsteller uns in eine ganz bestimmte Zeit versetzt und nöthigt den Dialog in dieser uns gehalten zu denken, und dass er anderseits uns verbietet, an diese Zeit zu denken, wenn nicht das Ganze „in sich unmöglich“ werden soll, vielmehr von uns verlangt, wir sollen uns zugleich in eine wesentlich verschiedene Zeit versetzt finden — von dieser kann ich mir keinen Begriff machen, noch weniger ansehen, wie in dieser Aufhebung der Widersprüche zur Einheit ein „höherer künstlerischer Werth“ liegen soll. Es ist zu wünschen, dass der Hr. Vf. über diesen eigenthümlichen Gesichtspunct für die Zeitbestimmungen weitere Aufklärungen gebe.

Diese einzelnen beispielweise angeführten Fälle, in welchen ich den auf den Dialog als Ganzes bezüglichen Erörterungen des Hrn. Vf.'s nicht beistimmen kann, werden im Wesentlichen Gleichartigkeit zeigen; durchweg ist es eine größere Einfachheit in der Art der Auffassung

Verständnisse des Dialogs besonders erforderlich schien² (S. VII). Durch die Begriffe: Gerechtigkeit und Strafe, Wissen und Meinen, Lust und Gutes, das Schöne, Ethik und Psychologie, falsche und wahre Rhetorik, Mythos, sind die Gesichtspunkte bezeichnet, die hier in möglichster Kürze zur Sprache gebracht werden. Es folgt dann im 4. Abschnitte eine Charakteristik der „Personen, welche als Träger des Gesprächs erscheinen“ (S. 13—18), nämlich des Polos, Kallikles, Chäerephon. Der 4. Abschnitt handelt über „die Zeit, in welcher das Gespräch gehalten wird“ (S. 18—20). Als Anhang wird eine „Logische Analyse des Dialogs“ (S. 195—220) gegeben. „Die Aufgabe jenes Anhangs,“ so spricht sich der Hr. Vf. selbst darüber in der Vorrede aus, „war die Darlegung der logischen Functionen und Gesetze, welche in der philosophischen Untersuchung zur Anwendung kommen. Im Anschluss daran wird es nicht schwer fallen, den Schüler mit den Anfangsgründen und Hauptlehren der Logik — denn nur diese gehören in den Schulunterricht — bekannt zu machen.“ Was hiemit gemeint ist, kann aus dem oben besprochenen Beispiele, abgesehen von der Einwendung, zu der es Anlass gab, leicht ersehen werden. Wenn man diese einzelnen Abschnitte überblickt und selbst noch den Commentar hinzunimmt, eingedenk der Bemerkung des Hr. Vf.'s, „dass die verschiedenen Theile dieser Ausgabe, Einleitung, Anmerkungen, Anhang als ein Ganzes betrachtet sein wollen“ (S. II), so wird man dennoch eine präcise Darlegung der Gliederung und des Gedankenganges des Dialogs vermissen. Die in dem Anhange gegebene „logische Analyse“ kann nicht als Ersatz dafür dienen, wenngleich gar manches zur Einsicht in die Gliederung und in den Gedankengang dieselbe in derselben dargeboten wird. Nicht die Gliederung und der Gedankengang des Dialogs ist der Zweck der Erörterung in jenem Anhange, sondern das Zurückführen einzelner und einzelster Abschnitte desselben auf bestimmte Lehren der Logik. Wie man die Lectüre eines Schriftstellers dazu benützen kann, nicht um in diesen selbst und in sein Verstandes einzuführen, sondern um mit Hilfe des von ihm dargebotenen Stoffes Formenlehre oder Syntax zu lehren, in diesem Sinne behandelt der bezeichnete Anhang den Platonischen Gorgias. Man mag nun darüber, ob solche Erörterungen für die vom Lehrplane der preussischen Gymnasien ausgeschlossene und nach des Hrn. Vf.'s Urtheile „mit vollem Rechte“ ausgeschlossene philosophische Propädeutik der zweckmäßige Ersatz seien, denken wie man wolle, so wird man doch darüber nicht in Zweifel sein können, dass sie, bei ihrem steten Ablenken von den Gedanken des Schriftstellers auf bestimmte Abschnitte der Logik, für einen Überblick des Ganzen unterstützende präcise Darlegung der Gliederung nicht können Ersatz sein. Ebenso wenig kann der 2. Abschnitt der Einleitung „Zweck und Grundgedanke des Platonischen Dialoges“ die Darlegung ersetzen, die wir als vermisst bezeichneten. Wir lesen in diesem Abschnitte über den Gegensatz Platonischer Ethik gegen die sittlichen und Culturzustände seiner Zeit als den inneren Beweggrund

über Momente in der geistigen Entwicklung als äußere Beweggründe (vgl. oben S. 789), und erfahren, was der Grundgedanke des Dialogs sei, nämlich „die Frage nach dem wahren und falschen Lebensberufe des Menschen zu erörtern.“ Der Hr. VI. hat dabei den Gedanken, dass dieser zweite Abschnitt der Einleitung „schon vor der ersten Lectüre mit den Schülern durchgenommen und besprochen werden sollte“ (S. VII). Ich bekenne offen, diesen Gedanken des Hrn. VI.'s nicht zu begreifen. Platon lässt im Dialoge Gorgias den Gegensatz seiner sittlichen Überzeugungen gegen die verbreiteten und in Geltung stehenden Ansichten erst allmählich in immer größerer Deutlichkeit und Schärfe hervortreten, und wir sollen seine in kunstvollster Weise ausgeführte Absicht vereiteln, indem wir dem Schüler vor dem Lesen der ersten Zeile aussprechen, ja mit ihm „durchnehmen,“ was ihm durch die Lectüre erst aus der Ferne und dann immer näher vor das geistige Auge treten sollte? Während die einzelnen Hauptglieder des Dialogs, z. B. das Gespräch des Sokrates mit Gorgias, dann das mit Polos u. s. f., scheinbar disparaten Fragen gewidmet sind, und erst ein eindringender Überblick des Ganzen das Zustreben aller Theile nach einem gemeinsamen Zielpuncte zeigen kann, sollen wir mit Aufzeigung dieses gemeinsamen Brennpunctes schon der Lectüre selbst vorausseilen, Reflexionen über ein Ganzes anstellen, von dem noch kein Theil gekannt ist, das Wort des Räthsels zu dringlich aussprechen, ehe das Räthsel selbst auch nur vernommen ist? Doch sehen wir selbst von diesem gewiss nicht haltbaren Gedanken ab, betrachten wir jenen zweiten Abschnitt der Einleitung als dazu bestimmt, nach der Lectüre folgend das Verständnis des Ganzen als solchen anzubahnen, immer fehlt dann die Brücke, welche von der Auffassung oder Analyse des Einzelnen zu der Einsicht in einen einheitlichen Grundgedanken des Ganzen führe; diese Brücke ist in nichts anderem zu finden, als in der Einsicht in die vom Schriftsteller selbst

selbst beabsichtigten, nicht von irgend einem Leser erst hineingetragenen Gliederung, ist es unmöglich, über „Zweck und Grundgedanke“ des Ganzen zu einer objectiv begründeten Überzeugung zu gelangen. Der Hr. Vf. hat unzweifelhaft nach ausdrücklicher Überlegung einen Abschnitt der bezeichneten Art von seiner Einleitung fern gehalten; eben deshalb glaubte ich darauf hinweisen zu sollen, warum ich denselben für unerlässlich und durch keine anderweite, selbst an sich schätzbare Erörterung ersetzbar halte.

Doch gehen wir endlich zu dem umfassendsten Theile des vorliegenden Buches, Text und Commentar, S. 21—194, über. Für den Text ist zwar im allgemeinen die Ausgabe von K. F. Hermann zu Grunde gelegt, aber die Abweichungen davon theils durch Bevorzugung eines anderen Theiles der handschriftlichen Überlieferung, theils und häufiger durch eigene oder fremde Conjectur, sind so zahlreich (s. Anhang III. S. 238—240), dass man die vorliegende Ausgabe als eine neue Textesrevision zu betrachten hat. Der Hr. Vf. hat „die Rechtfertigung derselben für einen anderen Ort vorbehalten“ (S. XI); es gebührt sich also, Einwendungen, die sich in einigen Fällen darbieten, bis auf das Erscheinen dieser näheren Begründung zurückzuhalten.

Was nun den Commentar betrifft, so möge zunächst eine die

fünf Haupttheile gegliedert sein, und legt diese Gliederung der von ihm gegebenen Entwicklung des Gedankenganges und seiner Charakteristik der einzelnen Haupttheile zu Grunde. Susemihl (Genet. Entwicklung der Platon. Philos. I. S. 91 ff.) schließt sich in dieser Hinsicht, wie schon nach seinem früher ausgesprochenen beistimmenden Urtheile über diese Gliederung (Jahn'sche Jahrbücher. Bd. 67. S. 429) zu erwarten war, vollständig an Steinhart an. Deuschle macht in seiner ausführlichen Abhandlung über die Susemihl'sche Schrift (Jahn'sche Jahrbücher. Bd. 71. S. 573—608, 759—774) gegen diese für den Dialog Gorgias vorausgesetzte Gliederung keine Einwendung (vgl. ebend. S. 601), so dass man berechtigt zu sein scheint, seine Beistimmung dazu anzunehmen. In meinen „Platonischen Studien“ habe ich S. 1—41 und speciell S. 36 ff. nachzuweisen gesucht, dass jene Fünftheilung durch die Composition des Dialogs nicht gerechtfertigt ist und ihre Annahme der Einsicht in den Gedankengang Eintrag thut, dass vielmehr drei Haupttheile von Platon auf das deutlichste auseinander gehalten werden. In der vorliegenden Ausgabe erhalten wir auf diese Frage nach der Gliederung keine ausdrückliche Antwort, man müsste sie denn darin finden wollen, dass der Hr. Vf. in der anhangsweise gegebenen „Logischen Analyse“ durch trennende Überschriften drei Haupttheile, entsprechend den von mir bezeichneten, zu unterscheiden scheint. — In der mir erst während des Druckes dieser Anzeige bekannt gewordenen Übersetzung des Gorgias (Stuttgart, Metzler, 1859) gibt Hr. Deuschle eine sehr detaillierte und bestimmt gegliederte Inhaltsübersicht; inwiefern ich gegen einzelne Punkte der Gliederung Einwendung würde geltend machen, ist aus dem entsprechenden Abschnitte meiner „Platonischen Studien“ zu ersehen.

Form betreffende Kleinigkeit mit einem Worte erwähnt werden. Der Hr. Vf. gehört zu denjenigen Herausgebern von Schulcommentaren, die es angemessen finden, zuweilen statt selbst eine Bemerkung zu geben, eine Frage an ihre Leser zu richten. Ob diese Form wirklich den Nutzen hat, den man von ihr sich versprechen mag, scheint mir höchst zweifelhaft (vgl. in dieser Zeitschrift 1859. S. 697): jedenfalls aber darf die Form der Frage nur da angewendet werden, wo es ausreicht den Schüler aufmerksam zu machen, dass er etwas nicht übersehe; es muss ihm möglich sein, die Frage, sobald sie nur eben ihm als solche gestellt ist, sich zu beantworten. Das gilt nun freilich von den Fragen, welche der Hr. Vf. aufstellt, durchaus nicht immer, sondern er fragt den Schüler gar manches, was nicht blofs der Schüler, sondern vermuthlich auch der Lehrer unbeantwortet lässt — und ich setze hinzu, mit Recht unbeantwortet lassen soll. Z. B. 458 E sagt Sokrates: *ἴσως γάρ τοι σὺ ὀρθῶς λέγοντος ἐγὼ οὐκ ὀρθῶς ὑπολαμβάνω*. Dazu bemerkt D.: „σὺ λέγοντος. Warum nicht parataktisch?“ Unter parataktisch kann doch nur eine Ausdrucksweise gemeint sein, wie: *ἴσως γάρ τοι σὺ μὲν ὀρθῶς λέγεις, ἐγὼ δὲ οὐκ ὀρθῶς ὑπολαμβάνω*. Was an dieser Ausdrucksweise auszusetzen wäre, sehe ich nicht, kann also nicht sagen, warum Platon die andere vorgezogen hat. Die übrigen Worte der Anmerkung „Anders 480 E σὺ τότε ταῦτα λέγοντος ὑπέλαβον“ tragen nichts dazu bei, uns den Gedanken des Hrn. Vf.'s errathen zu lassen, denn sie beziehen sich nur auf das verschiedene Verhältniss des Particip zum Verbum finitum in beiden Stellen. — Oder zu 459 B: *Σ. Ὁ δὲ μὴ λατρός γε δῆπον ἀνεπιστήμων ὢν ὁ λατρός ἐπιστήμων. Γ. Δῆλον ὅτι. Σ. Ὁ οὐκ εἰδὼς ἄρα τοῦ εἰδότες ἐν οὐκ εἰδόμε πιθανώτερος ἔσται* — fragt der Hr. Vf. „Warum ὁ οὐκ εἰδὼς, aber ὁ μὴ λατρός?“ Warum ὁ μὴ λατρός gesagt ist, wird sich leicht beant-

letzteren Worte helfen uns nichts dazu, den vom Hrn. Vf. vorausgesetzten Unterschied zu errathen; denn ebenso ist an der anderen Stelle die gleiche Formel dazu bestimmt, den ungewöhnlich derben Ausdruck zu entschuldigen. Nun setzt allerdings G. Hermann ad Vig. p. 832 (auch von Stallb. z. d. St. citiert) den Unterschied von καὶ εἰ und εἰ καὶ gerade in diesen beiden fast gleichlautenden und ihrem ganzen Zusammenhange nach ganz gleichgestalteten Stellen des Plat. Gorgias auseinander; aber wenn der Hr. Vf. es wirklich über sich nehmen sollte, den von Hermann vorausgesetzten Unterschied der Bedeutung (denn dass ein Unterschied des grammatischen Verhältnisses statt findet, versteht sich von selbst) als in der Natur dieser beiden Constructionen begründet und durch alle Beispiele wirklich durchführbar zu vertreten, so geht es doch nicht an, einen subtilen Unterschied, über dessen Vorhandensein die Gelehrten nicht einig sind, dem Schüler einfach als eine Frage vorzulegen, die er natürlich werde beantworten können.

Genug der Beispiele, um zu zeigen, dass, wenn man einmal für diese Form des Commentars eine besondere Vorliebe hat, ihre Anwendung jedenfalls grössere Vorsicht erfordert, als sich in derlei Fällen zeigt, sonst könnte das Schulbuch gar den Schein auf sich laden, durch Räthselfragen necken zu wollen. Gehen wir lieber auf den Inhalt des Commentars selbst ein. Es ist sehr schätzenswerth, dass der Hr. Verf. sich nicht darauf beschränkt, das Verständniss der einzelnen Worte und Sätze zu fördern, sondern den feineren Beziehungen der Gedanken im Einzelnen aufmerksam nachforscht. Jedem Leser des Sophokles ist es bekannt, welche Verdienste um das eingebende Verständniss dieses Dichters im Einzelnen sich der verstorbene Schneidewin gerade in dieser Beziehung durch gewissenhafte und sinnige Aufmerksamkeit erworben hat; Platon verdient eine nicht geringere Bemühung des Interpreten und lohnt sie gewiss noch an vielen Stellen. Aber eines bleibt dabei streng einzuhaltendes Gesetz, dass man sich jede blofs subjective Deutelei, nehme sie sich auch noch so treffend und geistreich aus, unbedingt versage und sich gewissenhaft an die Worte des Schriftstellers binde. Diese Vorsicht gilt einer Schulausgabe in noch höherem Grade; selbst ansprechende Bemerkungen, aber ohne jene strenge Gewissenhaftigkeit der Begründung, wären eine sehr verderbliche Mitgift, die wir unsern Schülern aus dem classischen Studium verschafften. Unsere Leser mögen aus einigen Beispielen selbst beurtheilen, ob diese Warnung in der vorliegenden Ausgabe einen Anlass hat.

Sogleich beim Beginn des Dialogs fragt Chærephon den Gorgias, ob es wahr sei ὅτι ἐπαγγέλλει ἀποκρίναισθαι ὃ τι ἂν τις σε ἐρωτᾷ; Γορ. Ἀληθῆ, ὦ Χαιρεφῶν. καὶ γὰρ νῦν δὴ αὐτὰ ταῦτα ἐπηγελλόμην, καὶ λέγω ὅτι οὐδεὶς μὲ πω ἠρώτηκε καὶνὸν οὐδὲν πολλῶν ἐτῶν. Χαιρ. Ἡ πού ἄρα ῥαδίως ἀποκρίνεις, ὦ Γοργία. Γορ. Πάρεστι τοῦτον πείραν, ὦ Χαιρεφῶν, λαμβάνειν. Πωλ Νή Δία, ἂν δέ γε βούλη, ὦ Χαιρεφῶν, ἐμοῦ. Dazu bemerkt D. «Man bemerke auch, dass Polos ἐμοῦ

(πειραν λαμβάνειν πάρεστιν) sagt, also den Versuch gleich auf seine Person bezieht, während Gorgias wenigstens noch in τούτων die Sache walten liefs.* Aber τούτων in den Worten des Gorgias erhält seinen Inhalt aus dem Vorausgehenden, es ist das ἐκάγγελμα des Gorgias ἀποκρίνεσθαι ὅτι εἴ τις ἐρωτᾷ, also πάρεστι τούτου πειραν λαμβάνειν bedeutet nur: πάρεστι πειραν λαμβάνειν πότερον ἐγὼ οἷός εἰμι ἀποκρίνεσθαι ὅτι εἴ τις ἐρωτᾷ. Zudringlich erklärt dagegen Polos πάρεστιν ἐμοῦ πειραν λαμβάνειν, das heisst πάρεστι πειραν λαμβάνειν πότερον ἐγὼ οἷός εἰμι ἀποκρίνεσθαι ὅτι εἴ τις ἐρωτᾷ. Allerdings ist von πειραν λαμβάνειν erst das Neutrum τούτου, dann das Pron. person. ἐμοῦ abhängig; aber im Gedanken selbst ist ein Gegensatz von Sache und Person nicht zu entdecken, eine solche Annahme würde sogar den Zusammenhang der Unterredung aufheben. — Gegen die Lobeserhebung der Rhetorik, dass sie die größten Güter verschaffe, lässt der Platonische Sokrates die Meister jener Künste auftreten, welche die in der höchsten Schätzung stehenden Güter erwerben, die Meister der Heilkunst, der Turnkunst, des Gelderwerbes. Nachdem der Arzt erklärt hat οὐ γὰρ ἔστιν ἡ τούτου τέχνη περὶ τὸ μέγιστον ἀγαθὸν ἀλλ' ἡ ἐμῇ, heisst es 452 B: εἰ δ' αὖ μετὰ τούτων ὁ παιδοτρέβης εἰποι ὅτι θαυμάσιόν τι τῶν ὡς εἰρηκαίτες. καὶ αὐτός, εἰ σοι ἔχοι Γοργίας μείζον ἀγαθὸν ἐκιδεῖξαι τῆς αὐτοῦ τέχνης ἢ ἐγὼ τῆς ἐμῆς κτλ. Dazu D: „καὶ αὐτός bezeichnend für die Aufgeblasenheit des Turnlehrers und sein Selbstgefühl.“ Es ist möglich, dass der Turnlehrer mit grossem Selbstgefühl auftritt, aber in den Platonischen Worten steht davon nichts. Der Arzt hat in Abrede gestellt, dass Gorgias ein höheres Gut verschaffen könne als er, der Arzt; nach ihm tritt der Turnlehrer auf, und erhebt auch seinerseits, καὶ αὐτός, εἰ ἴπσε, denselben Einwand gegen die Versicherungen des Gorgias. — Der Satz, dass die Befriedigung der Begierde als solcher ein Gut sei, führt, sobald man consequent sein will,

aufgegeben oder gleichsam aufgegeben hätte, und wenn er ihn so betrachtete, so könnte doch ἀνέκτεσθαι 'verhüllt andeuten', eben nur das Aufgeben des Räthsels, nimmermehr aber, wie der Hr. Vrf. dem Worte zumuthet, zugleich dessen Auflösung bezeichnen. — Am Schlusse des Mythos 527 A sagt Sokrates: τάχα δ' οὖν ταῦτα μῦθος σοι δοκεῖ λέγεσθαι ὥσπερ γραὸς καὶ καταφρονεῖς αὐτῶν, καὶ οὐδέν γ' ἂν ἦν θαυμαστὸν καταφρονεῖν τούτων, εἴ πη ζητοῦντες εἴχομεν αὐτοῦ βελτίον καὶ ἀληθέστερα εὑρεῖν. νῦν δὲ ὁρᾷς κτλ. Dazu D: «ἀληθέστερα, der Comparativ, weil die erkannte Wahrheit durch neue Erkenntnisse und Gründe noch mehr gestützt und vertieft werden kann.» Nicht um die weitere oder tiefere Begründung der von Sokrates bewiesenen Sätze handelt es sich ja, sondern darum, dass man bei aller Mühe des Forschens nicht andere Sätze finden konnte, die sich als besser und begründeter erwiesen hätten, als die des Sokrates. — Dass die Eigenthümlichkeit der Sprache, welche als Organ zum Ausdrucke der Begriffe angewendet wird, auf die Philosopheme selbst einen wesentlichen Einfluss geübt hat und übt, ist eine bekannte Thatsache. Man kann diess in Betreff des griechischen Ausdruckes εὖ πράττειν nicht verkennen bei einem Gedankengange, wie er 507 C bezeichnet wird: τὸν δὲ ἀγαθὸν εὖ τε καὶ καλῶς πράττειν ἃ ἂν πράττη, τὸν δ' εὖ πράττοντα μακάριόν τε καὶ εὐδαίμονα εἶναι κτλ. Der Hr. Verf. erkennt diess auch an, indem er bemerkt «εὖ τε καὶ καλῶς πράττειν wird in zweifacher, in transitiver und intransitiver Bedeutung gebraucht und dient so zum Übergange zu dem Synonymon 'glücklich sein'.» Man kann vielleicht in der Verbindung dieser beiden Bedeutungen in demselben Worte — mit Recht oder mit Unrecht — einen für den griechischen Charakter bezeichnenden Zug finden; aber viel tiefer geht der Hr. Verf. wenn er nach den angeführten Worten fortfährt: «Darin liegt aber keine Erschleichung; denn dieses Sein» [das heisst doch das 'glücklich sein'], «muss mit jenem Handeln zusammenfallen, weil auch dieses auf einem Sein, dem Wissen beruht. So erleichtert die Sprache nur die Ergänzung des Beweises.» Der Hr. Verf. wolle es nicht als einen Scherz ansehen, wenn ich wünsche, diesen Beweis der Identität in der Art der von ihm zum Gorgias gegebenen «logischen Analyse» auf einen bestimmten Modus einer bestimmten Schlussfigur zurückgeführt, und überdiess erwiesen zu sehen, dass diese Beweisführung in Platons Sinne geführt ist. Ohne solche Unterstützung erscheint mir die ganze Reflexion, selbst zugegeben, dass das Wissen «ein Sein» sei, als eine viel stärkere Erschleichung, als jene, vor deren Verdacht der Hr. Verf. Platon schützen wollte.

Die obigen Beispiele, wenige aus zahlreichen Fällen, die mir beim Lesen auffielen, habe ich ausschliesslich nach dem Gesichtspuncte ausgewählt, dass ich möglichst nur Platon und seinen Interpreten selbst durfte reden lassen und das Urtheil den Lesern anheimstellen. Mögen diese entscheiden, ob ich Recht oder Unrecht habe, in solcher Methode

der Auslegung einen Nachtheil für die strenge geistige Zucht der Schule zu finden.

Im Vergleich zu der bisher berührten Seite des Commentars, welche der Nachweisung des Zusammenhanges und fernerer Beziehungen im Einzelnen gewidmet ist, nimmt die sprachliche Seite nur einen geringen Umfang ein, ich meine darunter Bemerkungen, in welchen Erklärung der Worte oder ihrer grammatische Verbindung ausdrücklich dazu angewendet wird, um ein genaues und vollständiges Verständniß des Einzelnen herbeizuführen und zu begründen. Allerdings finden sich in einem Anhang S. 220—237 zu mehr als 500 Stellen des Gorgias diejenigen Paragraphen und Anmerkungen der Krüger'schen Grammatik citirt, welche über die dabei in Frage kommende Construction Auskunft geben. Indessen schon die Verweisung in einen Anhang lässt sich doch kaum anders deuten, als dass der Hr. Verf. dieses Herbeiziehen der Grammatik nicht als einen nothwendigen und integrierenden Theil der Interpretationsaufgabe betrachtet wissen wollte. Auch die Bemerkung in der Vorrede, der Verf. habe „aus dem im Dialoge vorhandenen überreichen (grammatischen) Materiale eine Auswahl vorgenommen, die darauf berechnet ist, dass im Laufe der ganzen Lectüre eine Wiederholung so ziemlich der ganzen Grammatik möglich werde“ (S. XI), weist darauf hin, dass jener Anhang mehr dazu bestimmt ist, auf Grundlage des im Gorgias enthaltenen sprachlichen Stoffes dem grammatischen Interesse als solchen, mag diess nun bei der Lectüre selbst oder getrennt davon gefördert werden, als der eigentlichen Erklärung der Schrift, um die es sich handelt, zu dienen. Jedenfalls wird es keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn wir jene gewiss zu mancherlei Zwecken brauchbaren Citate nicht einer Prüfung in Betreff ihrer Richtigkeit oder ihrer Auswahl unterziehen, sondern uns ausschließlich an die im Commentare vom Hrn. Verf. selbst ausgeführten Bemerkungen halten. In diese gebö-

vom Hrn. Verf. gegebenen sprachlichen Erklärungen selbst. In diesen nun vermisste ich nicht selten jene Schärfe und Präcision im Gedanken und Ausdruck, in denen grammatische Bemerkungen, namentlich über Dinge, die ja keinem Zweifel mehr unterliegen, ihren Werth suchen müssen. Z. B. 487 A σοφῶ μὲν-έστόν, ἐνδεστέρω δὲ παρρησίας καὶ ἀσχυντηροτέρω μᾶλλον τοῦ δέοντος· πῶς γὰρ οὐ; ὧ γὰρ εἰς τοσοῦτον ἀσχύνῃς ἐληλύθατον κτλ. Dazu D: „πῶς γὰρ οὐ; ὧ γὰρ lässt die Ironie auch äußerlich in der Form durchscheinen. ὧ γὰρ ist concessiv 'sind sie doch'." Der Hr. Verf. scheint sich durch die deutsche Übersetzung haben täuschen zu lassen, denn der durch ὧ γὰρ eingeführte Satz steht nicht in concessivem, sondern begründendem Verhältnisse zum vorausgehenden. — 487 C: ἐνίκα ἐν ὑμῖν τοιάδε τις δόξα, μὴ προθυμεῖσθαι D: „προθυμεῖσθαι. Der Infinitiv ist entstanden aus einem Conj. adhort. der Or. recta." Dann wird man den Infinitiv nach jedem Verbum des Beschliessens u. ä. aus einem Conjunctiv der unabhängigen Rede entstehen lassen müssen. Diese Bemerkung soll übrigens offenbar dazu dienen, die falsche Erklärung von 503 D, die nachher erwähnt werden mag, vorzubereiten. — 491 A ὥσπερ περὶ τούτων ὄντα τὸν λόγον. D: „Selten findet sich der Acc. absol. so, mit zugefügtem Subjecte, in personellen Redensarten." Wie sich die beiden Bestimmungen „mit zugefügtem Subjecte" und „in personellen Redensarten" zu einander verhalten, ist nicht zu ersehen; sie können doch wol nur dasselbe bezeichnen, und die erstere reichte also schon aus. Jedenfalls aber war statt des unbestimmten 'selten' die Bedingung dieses Gebrauches anzugeben, die ja Krüger in der vom Hrn. Verf. im Anhang zu d. St. citierten Bemerkung bezeichnet, nämlich die Verbindung mit ὥς oder ὥσπερ. — 498 E. Ἀγαθοὶ ἄρα οἱ ἂν χαίρωσι, κακοὶ δ' οἱ ἂν ἀνιῶνται; — Πάντο γε. — Οἱ μὲν γε μᾶλλον μᾶλλον, οἱ δὲ ἥττον ἥττον κτλ. D: „οἱ μὲν γε μᾶλλον, nämlich χαίροντες." Es muss natürlich heißen χαίρουσι. — 499 B ὥς δὴ σὺ οἶε ἐμὲ — οὐχ ἡγεῖσθαι τὰς μὲν βελτίους ἡδονάς, τὰς δὲ χείρους. D: „τὰς μὲν βελτίους ἡδονάς eine Art Attraction für τὰς μὲν τῶν ἡδονῶν βελτίους." Es ist unstatthaft, feste grammatische Termini, z. B. Attraction, zu der begrifflichen Unbestimmtheit zu verflüchtigen, wie in diesem Falle. Übrigens sehe ich zu der vom Hrn. Verf. gegebenen Auflösung keinen Grund; man wird in ganz üblicher Weise zu ergänzen haben: τὰς μὲν ἡδονάς βελτίους ἡδονάς, τὰς δὲ χείρους ἡγεῖσθαι. — 509 B: ἀλλὰ πολλὴ ἀνάγκη ταύτην εἶναι τὴν αἰσχίστην βοήθειαν, μὴ δύνασθαι βοηθεῖν μήτε αὐτῷ μήτε τοῖς αὐτοῦ φίλοις τε καὶ οἰκεῖοις κτλ. Der Hr. Verf. gibt hier zunächst die nothwendige, ebenso bei Stallbaum und E. Jahn sich findende Erklärung über Assimilation des Prädicates an das Object, so dass diese Worte gleichkommen einem Satze: αἰσχίστον εἶναι μὴ δύνασθαι βοηθεῖν ταύτην τὴν βοήθειαν. Hierauf aber fährt derselbe fort: „Diese Assimilation ist darum auch gar nicht unlogisch, weil das Fehlen dieser Art von βοήθεια keineswegs das Vorhandensein einer anderen (hier der Fähigkeit

durch rhetorische Kunstgriffe sich vor Strafe zu sichern) ausschließt und gerade in dieser Art² [der Hr. Verf. meint damit wohl die zuletzt erwähnte hypothetische andere Art] „von *βούθρα* liegt dann das Schimpfliche.“ Das heisst, wenn ich den Hrn. Verf. recht verstehe, der Mangel der Fähigkeit A wird übersetzt in das Vorhandensein der Fähigkeit *non A* und hiedurch auch logisch der Schein der Affirmation hergestellt, den man im grammatischen Ausdrucke hat. Vor solchen Kunststücken, welche den klaren Worten des Schriftstellers Gewalt anthun, wünsche ich die Behandlung der griechischen Syntax, wünsche ich namentlich unsere Jugend bewahrt. — 460 A *ἀλλ' ἐνὶ μὲν οἴματι, ὃ Ζώνηστος, ἐν τῷ μὲν εἰδώς, καὶ ταῦτα* (nämlich *τὰ δίκαια*) *παρ' ἐποῦ μαθήσεται*. Dazu D: „οἴματι. Gorgias kann darauf nicht einmal eine bestimmte Antwort geben, denn er weiss nicht, worin diese Lehre überhaupt bestehen möge. Er setzt voraus — *ἐν τῷ μὲν εἰδώς* — dass jeder schon von selbst oder durch Zufall wisse, was recht und sittlich ist. Die Stellung von *μὲν* nach *τῷ* ist daher bemerkenswerth.“ Welche andere Stellung hätte denn *μὲν* einnehmen können? Diese räthselhafte Bemerkung über die Stellung von *μὲν*, sodann die auffallenden Worte „durch Zufall wissen“, zu denen der Text gar keinen Anlass gibt, werden unzweifelhaft gar manchen Schüler verführen, *τῷ* für den Dativ von *τῷ* ansehen zu wollen. — Auf die so eben erwähnten Worte des Gorgias erwiedert Sokrates: *ἔξε δὲ καί τις γὰρ λέγεις. εἰς ποῦ δὴ τοιοῦτον σὺ τίνα ποιήσεις, ἀνάγκη αὐτὸν εἰδέναι τὰ δίκαια καὶ*. Hierzu bemerkt D. „ἔξε δὲ, Aufforderung zum Festhalten an dem Gesagten, weil diess Grundlage der weiteren Untersuchung werden soll.“ D. nimmt also die Deutung G. Hermann's an ad Vig. n. 185 b *hinc igitur hoc de quo locuti sumus*,³ die auch Stallbaum z. d. St. billigt. Gewiss ist die eben vorliegende Stelle dazu geeignet, um sich für die Voraussetzung der traditionellen Bedeutung von *ἐπεὶ* und die

beiden, übrigens in ihrem ganzen Zusammenhang sehr verwandten Stellen eine verschiedene grammatische Auffassung erfahren soll? So unbegreiflich, wie diese Methode der Deutung, ist die Erklärung, welche D. von der Entstehung des intransitiven Gebrauches von ἔχειν zu 467 D gibt: „πράγματ' ἔχειν entspricht im passiven Sinne dem activen πράγματα παρέχειν. Solche Ausdrücke bilden den Übergang zu der intransitiven Bedeutung des einfachen ἔχειν.“ Es wäre interessant, des näheren zu erfahren, wie zu den constatirten und unzweifelhaften Fällen des intransitiven Gebrauches von ἔχειν, wenn derselbe überhaupt einer Rechtfertigung bedarf, ein πράγματα ἔχειν u. ä. den Übergang bilden soll, und schwerlich dürfte diess ohne weiteres dem Nachdenken der Schüler überlassen werden. — 460 E νῦν δέ γε — φαίνεται ὁ ῥητορικὸς οὐκ ἂν ποτε ἀδικήσας. „ἀδικήσας. Das Participium Aoristi bezeichnet, dass die Thatsache so unmöglich ist, nach der Behauptung des Gorgias, dass sie nie vorgekommen ist.“ Aber es steht ja im Texte οὐκ ἂν ἀδικήσας, der Satz würde also, aus der Abhängigkeit von φαίνεται herausgehoben, lauten ὁ ῥητορικὸς οὐκ ἂν ποτε ἀδικήσειεν, worin zu der vom Hrn. Verf. dargelegten Auffassung kein Anlass liegt. — 470 D τὰ γὰρ ἐχθὲς καὶ πρόην γεγονότα ταῦτα ἱκανά σε ἐξελέγξει. D. „τὰ γὰρ ἐχθὲς καὶ πρόην bezeichnet das vor ganz kurzer Zeit geschehene. Diese Redensart hat ihren Ursprung im Homer. χθιζά τε καὶ πρόιζ' B 303.“ Gewiss nicht! Jene Homerische Stelle ist allerdings für uns im Griechischen die älteste, welche diese Formel enthält; aber jene Homerischen Worte selbst setzen voraus, dass die Verbindung „gestern und vorgestern,“ wie an sich natürlich, als anschaulicher Ausdruck für 'das vor ganz kurzer Zeit geschehene' eine bereits übliche Formel war.

In manchem der bisher angeführten Beispiele gieng der Mangel an Präcision des Ausdruckes über grammatische Verhältnisse, um dessentwillen ich sie anführte, schon in Unrichtigkeit über; indessen tritt diess in andern Fällen noch entschiedener hervor. Zum Belege dieses Urtheils ein paar Beispiele. 448 E — ἐγκωμιάσεις μὲν αὐτοῦ τὴν τέχνην ὥσπερ τινὸς ψέγοντος, ἥτις δέ ἐστιν οὐκ ἀποκρίνει. „Statt des Part. Präs. in ψέγοντος würde man Aorist erwarten. Aber man hat zu construieren ὥσπερ ἂν τις ἐνεκωμιάζε, daran kann sich nur das Präsens anschliessen.“ Zu solcher Behauptung liegt in der Bedeutung der fraglichen Tempora kein Grund; dass sie thatsächlich unrichtig ist, zeigt jede Grammatik, z. B. Krüger §. 54, 10, 4. — 450 E die Erklärung von οὐχ ὅτι ist schon vor Kurzem in dieser Zeitschrift behandelt (Hft. 8. S. 610). Daher übergehe ich sie, so wie die behauptete Ellipse von διαφέρει zu οὐδέν 497 E, 515 E, die ich bei anderer Gelegenheit bestritten habe (in dieser Zeitschr. 1858. S. 842). — 452 E Νῦν μοι δοκεῖς δηλῶσαι, ὦ Γοργία, ἐγγύτατα τὴν ῥητορικὴν ἦντινα τέχνην ἡγεῖ εἶναι. D: „ἐγγύτατα doppelsinnig, denn es lässt sich, wie auf das δηλῶσαι, so auch auf das Wesen der Rhetorik beziehen. Im letztern Falle bezieht sich auch die Frage ἢ ἔχεις τι λέγειν ἐπὶ πλεόν darauf zurück. In der

Rhetorik ist weiter nichts als *πειθῶ* zu suchen (keine Wahrheit).² Grammatisch ist nur eine Construction möglich, nämlich zu *δηλῶσαι*. Wie aus dieser einzig möglichen Construction eine doppelte Beziehung hervorgehen soll, einmal auf *δηλῶσαι*, das andere mal auf das Wesen der Rhetorik, hat der Hr. Vfr. unterlassen, durch Übersetzung nach jeder der beiden Beziehungen bestimmter zu bezeichnen. Aus der Anführung von *ἐπὶ πλῆθος* als Gegensatz dazu, und der Hervorhebung, dass die Rhetorik „weiter nichts“ sei, möchte man fast vermuthen, dass selbst *ἐγγύστατα* falsch verstanden sei. Die einfach richtige Erklärung kann man schon bei Schleiermacher und Stallbaum finden. — 453 C *ὥσπερ ἂν εἰ ἐτύγγανόν σε ἐρωτῶν τίς ἴσται τῶν ζαγγράφων Ζεῦξίς, εἰ μοι εἴπῃς ὅτι ὁ τὰ ζῶα γράφων, ἀρ' οὐκ ἂν δικαίως σε ἠρώμην* κτλ. D: „Durch *ὥσπερ ἂν εἰ* wird bei Platon ungemein häufig die Erläuterung einer all-gemeinen Frage durch einen ähnlichen fingirten Fall eingeleitet. Leicht ordnet sich dann noch ein zweiter hypothetischer Satz unter. Prot. 311 B.³ Also der Satz *εἰ μοι εἴπῃς* soll dem Satze *εἰ ἐτύγγανόν* untergeordnet sein — denn anders lassen sich des Hrn. Vfrs. Worte doch füglich nicht verstehen. Dass das Gegentheil der Fall ist, kann man sich durch die bekanntesten Mittel der Satzumbildung (vgl. E. Jahn zu d. St.) überzeugen; dasselbe gilt von der citirten Stelle Prot. 311 B. und den andern, die man bei den Interpreten auf diesen Anlass angeführt findet. Über diese ganze Art der Satzfügung verdient vornehmlich Nägelsbach lat. Stilistik § 116 nachgelesen zu werden. — 468 D. *Οὐκοῦν εἴπερ ταῦτα ὁμολογοῦμεν. εἰ τις ἀποκτείνει τινὰ ἢ ἐμβάλλει ἐν πόλει ἢ ἀφαιρεῖται χρήματα, εἴτε τύραννος ὢν εἴτε δήτωρ, οἷόμενος ἄμεινον εἶναι αὐτῷ, τυγχάνει δὲ ὃν κάμιον, οὗτος δῆπον ποιεῖ ἃ θναῖ αὐτῷ. ἢ γάρ;* D: „*τυγχάνει* der Form nach Gegensatz zu *ἀποκτείνει*, dem Inhalt nach zu *οἷόμενος* κτλ.“ Eine solche die Auffassung beirrende und von dem wesentlichen Gesichtspunkte ablenkende Bemerkung

von ihm, was zu ihm selbst kommt, ist, in
Einfluss auf die Construction.* Bei der
Nachsetzung zu dem hypothetischen Satze
Nr. 19., wie das Orakel von Krüger §. 41
zu die Fälle entgegen gesetzter hypotheti-
scher Homerischen αἰὲς ἔστιν ὁμοῖον
und. Aber diese Art von Ellipse findet
die entgegen gesetzten hypothetischen Ver-
bindungen eingeführt sind: hier weist dage-
gen unverkennbar darauf hin, dass daraus
werden soll, unter welcher Sokrates die
Frage ausgesprochene Behauptung zuge-
fügt etc.* Die gesammten hernach vom Hrn.
Schwienkroten, über die Construction von
sagend weggeworfene ὅτι, verschwinden,
zung hinzugefügt, welche das Verhältnis zu
mit Nothwendigkeit darbietet, nämlich
ἀπορροῖς τὰς αἰῶνες κτλ. So ist die Stelle
Während aber der Hr Vfr. in diesem Sa-
und über sie den Leser zu beruhigen hat
der Construction der Worte τοῦτο δὲ τὸ
lene sprachliche Schwierigkeit gar nicht!

Übrigens ist es nicht bloß die Auf-
gung, bei welcher im vorliegenden Com-
offenbarer Unrichtigkeit führt, sondern es
sich eben nur um strenge Auffassung der
constatierten Gebrauchsweise einzelner Wo-
manche Unrichtigkeiten an Stellen, die zu
klärung keinen Anlass geben. Z. B. 450
und dann ist es nicht bloß, sondern es ist

auch dieser Ausdruck über *ἔναι δέ* hält, so ist er doch selbst in dieser Allgemeinheit unrichtig, denn es ist klar, dass *ἔναι δέ* eine Beziehung zu τὸ πολὺ ganz und gar nicht hat. Die Beachtung der im Obigen zum Überflusse durch den Druck hervorgehobenen Gegensätze zeigt, dass λόγον (αὶ μὴ) βραχὺς δέονται *ἔναι δέ* οὐδένος sich ebenso verhält, wie in dem zweiten Eintheilungsstücke λόγον ἢ οὐδένος προσδέονται ἢ βραχὺς πάν. — 494 B. Καὶ. — ἀλλ' ἐν τούτῳ ἐστὶ τὸ ἡδέως ζῆν, ἐν τῷ ὡς πλεῖστον ἐπιρροεῖν. Σωκ. Οὐκοῦν ἀνάγκη γ', αὖ πολὺ ἐπιρροεῖ, πολὺ καὶ τὸ ἀπὸν εἶναι, καὶ μεγάλ' ἄντα τὰ τεμήματα εἶναι ταῖς ἐκροαῖς; Καὶ. Πάνυ μὲν οὖν. Σωκ. Καταδεῖοι τινὰ αὐτὸν βίον λέγεις, ἀλλ' οὐ νεκροῦ οὐδὲ λείπον. καὶ μοι λίγῃ τὸ τοιόνδε λέγεις ὅσον πεινῆν καὶ πινυμένα ἐσθλύν. Zu diesen letzten Worten bemerkt der Hr. Vfr. «τὸ τοιόνδε, nämlich εἶναι τι.» Diese Ergänzung ist ebenso unberechtigt als nichtsagend; die vorausgehenden Worte zeigen deutlich, wonach Sokrates fragt, nämlich τὸ τοιόνδε λέγεις τὸ ἡδέως ζῆν (so E. Jahn zu d. St.), denn dieses hatte Kallikles zunächst nur durch jenen bildlichen Ausdruck τὸ ὡς πλεῖστον ἐπιρροεῖν definiert. Könnte man noch in Zweifel sein, ob man durch diese Ergänzung den Gedanken Platons richtig getroffen habe, so benehmen die folgenden Worte jeden Zweifel: Καὶ. Ἐγώ γε. Σωκ. Καὶ διψῆν γε καὶ διψῶντα πίνειν. Καὶ. Αἰγῶ. καὶ τὰς ἄλλας ἐπιθυμίας ἀπείσας ἔχοντα καὶ θυνάμενον πληροῦν χαίροντα εὐδαιμόνως ζῆν. — 520 B — μόνοις δ' ἔγωγε καὶ ᾤμην τοῖς δημηγόροις τε καὶ σοφισταῖς οὐκ ἔγχωρεῖν μέμφεσθαι τούτῳ τῷ πράγματι, ὃ αὐτοὶ παιδεύουσιν, ὡς ποιεῖν ἐστιν εἰς σφᾶς, ἢ τῷ αὐτῷ λόγῳ τούτῳ ἄμα καὶ ἑαυτῶν κατηγορεῖν κτλ. D: «Nach ἢ ist ἔγχωρεῖν mitzudenken — oder es trete der Fall ein, dass ihre Worte zugleich eine Selbstanklage enthalten.» Um durch die Ergänzung von ἔγχωρεῖν einen zulässigen

Es wird nicht nöthig sein, das bisher dargelegte in die Form eines Gesammturtheils zusammenzufassen; der Leser wird die Gesichtspunkte leicht überblicken, aus denen ich, bei voller Anerkennung so manches Treffenden in dieser Ausgabe, doch in Zweifel ziehen muss, dass sie sich für den Schulgebrauch eigne. Nur die Bemerkung sei mir gestattet zu wiederholen, dass bei den Entgegnungen über Einzelnes in der Einleitung und namentlich im Commentar Vollständigkeit im Berühren derjenigen Fälle, in denen ich glaubte entgegen zu müssen, gänzlich aufser meiner Absicht lag; es sind nur aus verschiedenen Partien einzelne möglichst bezeichnende Fälle ausgewählt, um gegenüber dem geschätzten Hrn. Verf. entgegengesetzte Überzeugungen wenigstens beispielsweise zu begründen.

Die äufsere Ausstattung ist die bekannte treffliche der Teubner'schen Officin. Druckfehler finden sich vielleicht einige mehr, als sonst in den Drucken dieser Officin, wie S. 5 *Paranomasien* für *Paronomasien*, S. 15 *rethorisch*, und ebend. Z. 3 v. u. *des* für *das*. S. 16 Philosophie, und dagegen S. 101 *φολοσοφίας*, S. 21 in der Überschrift *TA* für *TA*, in den Anm. *ἐπεδείξεται* für *ἐπιδείξεται*, S. 22 Anm. *δὲ* für *δέ*, S. 27 *ἄλλας*, S. 29 Anm. *brachte* für *beachte* u. a. m. Man möchte auch *οὐτωςίη* für ein solches Übersehen halten, wenn es sich nicht S. 144 dreimal (einmal im Texte, zweimal im Commentar) und S. 155 im Commentar fände, so dass es durch eine hartnäckige Ansicht des Setzers oder Correctors hineingebracht zu sein scheint.

Wien.

H. Bonitz.

1. Herodotos, erklärt von Heinrich Stein. Zweiter Band. Buch III und IV 8. (327 S. Mit zwei Karten von Kiepert und einigen Holzschnitten.) Berlin, Weidmann 1857. — 1 fl. 50 kr. Ö. W.
2. *Herodoti Halicarnassensis Musæ. Textum ad Gaisfordii editionem recognovit, perpetuum tum Fr. Creuzeri tum sua annotatione instruxit, commentationem de vita et scriptis Herodoti, tabulas geographicas, imagines ligno incisas indicesque adiecit J. C. F. Bæhr.* — Editio altera emendatior et auctior. Gr. 8. Lipsiæ. Hahn Vol. I. XII, 897 S. 1856. Vol. II 726 S. 1857. Vol. III 823 S. 1859. — 14 fl. 67 kr. Ö. W.
3. *The History of Herodotus. A new English version, edited with copious notes and appendices, illustrating the history and geography of Herodotus from the most recent sources of in-*

schaft übernommen hatte," im Widerspruche mit der hier gegebenen Bemerkung, welche wir sogar in jener Übersetzung selbst, Einleitung S. 248, lesen: „Ähnlich wird auch 523 B von der Herrschaft des Zeus und doch von einer sehr entlegenen Zeit gesagt καὶ ἔτι νεωστὶ τοῦ Διὸς τὴν ἀρχὴν ἔχοντος." Die Zeit, um die es sich handelt, ist aber nicht entlegen von dem Ausgangspunkte der Rechnung, nämlich dem Beginne der Herrschaft des Zeus.

formation; and embodying the chief results, historical and ethnographical, which have been obtained in the course of cuneiform and hieroglyphical discovery. By George Rawlinson M. A. late fellow and tutor of Exeter College Oxford. Assisted by Col. Sir Henry Rawlinson, K. C. B. and Sir J. G. Wilkinson F. R. S. In four Volumes. With Maps and Illustrations. London, John Murray. Gr. 8. Vol. I, V, 690 S. 1858. Vol. II, VIII, 616 S. 1858. Vol. III, VIII, 583 S. 1859. — 26 fl. 50 kr.

1. Es ist eine peinliche Aufgabe über die erstgenannte Bearbeitung Herodot's zu berichten, nicht dass sie etwa wertlos wäre, sondern weil sich gutes und schlechtes in ihr in einer Weise vermengen, die ebenso geeignet ist, das Urtheil zu trüben, wie sie seinen Ausdruck erschwert. Hr. Stein hat sich vornehmlich die Aufgabe gestellt, die sachliche Erklärung des Geschichtschreibers durch seinen Beitrag zu fördern. Er hat zu diesem Behufe nicht nur das vorhandene überreiche und zum Theil weitergestreute Material mit außerordentlichem Fleisse gesammelt, sondern, was wichtiger ist, das gesammelte auch mit selbständigem Urtheil verarbeitet und zum Theil auch mit (in dieser Fortsetzung des Werkes entschieden reiferer) Einsicht benützt. Er hat sich ferner damit nicht begnügt, sondern, was sehr anerkennenswerth ist, über der Realerklärung auch nicht ihren scheinbaren Gegensatz, in Wahrheit aber ihre unerläßliche Grundlage, die Textkritik, vernachlässigt. Das Studium des kritischen Apparats hat ihn zu einer Ansicht von dem Verhältnis und dem relativen Werth der Handschriften geführt, welche auch wir im wesentlichen für die richtige halten, und die jedenfalls den Vortheil hatte, sein Augenmerk auf eine Anzahl mehr oder weniger bedeutender, aber unzweifelhaft richtiger und bisher übersehener Lesearten zu lenken¹⁾. Diese sind die unverkennbaren und nicht gering zu achtenden Vorzüge dieser Arbeit. Allein dicht neben so vielem guten und zum Theil vor-

zufügen können, monströser und fast gesuchter) „Irrthümer durch kein irgend denkbare Maass sonstiger Vorzüge aufgewogen werden kann und vollkommen ausreicht, um davor zu warnen.“ Diess ist auch die Rücksicht, welche uns im folgenden die Feder führen soll. Wir verzichten zunächst darauf, die gelungenen Änderungen von den grundlosen oder verfehlten, die richtigen Erklärungen von den unrichtigen im einzelnen zu scheiden, und begnügen uns damit, hier unsere Überzeugung auszusprechen, dass diese Bearbeitung Herodot's denjenigen, welchen sie zunächst gewidmet ist, nämlich allen, die in diesen Dingen nicht für sich selbst zu urtheilen fähig oder gewohnt sind, durchaus nicht zu empfehlen ist, wol aber den Sachkundigen, die die Spreu von dem Weizen zu sondern verstehen, und vor allem dem Hrn. Verf. selbst zur strengsten Durchsicht und Ausmerzung vielfacher Willkür und Verkehrtheit.

Es mag uns erlaubt sein, uns bei Begründung dieses Urtheiles für das vorliegende Heft (vgl. in dieser Ztschr. VIII S. 442—452) so kurz als möglich zu fassen, indem wir uns auf ein unerlässliches Minimum von Belegen beschränken, die ja auch hier nicht gezählt, sondern gewogen werden wollen und die wie überdiess gleichmäfsig aus allen drei Gebieten der Thätigkeit des Herausgebers, der Textkritik, der Sprachlehre und der Sacherklärung wählen. Wir beginnen mit der erstern.

IV, 134, 9 (S. 268) liest man im Text: *πυνθόμενος δὲ σφας τὸν λαγὸν διώκοντας...*, *εἶπε* — und eine Anmerkung lehrt uns, dass die Punkte nach *διώκοντας* nicht, wie jedermann vermuthen wird, die absichtslose Zuthat des Setzers, sondern das wohlüberlegte Werk des Herausgebers selbst sind. „In der Lücke stand *βοᾶν, θορυβέσθαι* od. ä.“ Man traut seinen Augen nicht. Warum sollen wir hier eine Lücke annehmen? Was in aller Welt konnte den Herausgeber veranlassen, eine solche mit apodiktischer Gewissheit vor auszusetzen und uns nur mehr die Wahl zu lassen, wie wir dieselbe ausfüllen wollen? Man wird nicht leicht eine Antwort finden. Die Lösung des Räthfels scheint zu sein, dass der Hr. Verf. einen Augenblick vergaß (denn wissen musste er es doch), dass man im Griechischen ebensowohl sagen kann: *πυνθάνομαι σε διώκοντα* als *πυνθάνομαι σε διώκειν* und statt sein Gedächtnis in dem nächsten Wörterbuch oder in einer Schulgrammatik zu erfrischen, es vorzog, sofort Hand an den Text des Geschichtschreibers zu legen.

III, 154, 7 (S. 148) lesen wir: *κάριτα γὰρ ἐν τοῖσι Πέρσῃσι αἱ ἀγαθουργίαι αἱ ἐς τὸ πρόσω μεγάθεος τιμούνται* — und dass der Artikel nach *ἀγαθουργίαι* nicht ein Druckfehler ist, erfahren wir wieder aus der betreffenden Anmerkung, die uns zugleich die authentische Erklärung der also geänderten Worte liefert: „Großthaten, Verdienste (c. 160, 1 vgl. I, 67, 23) die auf Erweiterung der Gröfse (der Herrschaft) abzielen.“ Wir wissen nicht, ob die eingeschlossenen Worte („der Herrschaft“) nur ein erklärender Zusatz zu dem vorangehenden, „der Gröfse“ sind, oder ob wir geradezu die Gröfse

der Herrschaft, in *πέσθος* zu suchen haben, und es liegt ja auch nicht viel daran, ob wir etwas mehr oder weniger in den Text hineininterpretieren. Wenn sich Kritik und Erklärung so in die Hand arbeiten, so wird das Geschäft des Herausgebers freilich kein undankbares. Die beiden Stellen, die der Herausgeber zur Unterstützung — und als die einzige Unterstüttzung — seiner Änderung und Erklärung anführt «Vgl. I, 6 τὸ πρόσω τοῦ λόγου 'Fortsetzung der Darstellung', III, 56 τὸ πρόσω τῶν πρηγμάτων 'Fortgang der Unternehmungen',² können für diese nichts beweisen. (Es scheint übrigens durchaus kein Grund, mit Krüger und dem Herausgeber an letzterer Stelle — ἐς τὸ πρόσω τε οὐδὲν προσκόπτετο τῶν πρηγμάτων — τῶν πρηγμάτων von τὸ πρόσω abhängen zu lassen und nicht vielmehr zu verbinden: οὐδὲν τῶν πρηγμάτων ἐς τὸ πρόσω προσκόπτετο wie an der ganz analogen Stelle I, 190 ἀντίφω τε — τῶν πρηγμάτων — προσκοπόμενον).

Weit merkwürdiger aber und einzig in ihrer Art ist die erklärende Anmerkung zu IV, 88, 3 (S. 236), wo übrigens der Mißbrauch sprachlicher Erklärung nicht der grundlos zerstörenden, sondern der, wie wir denken, hier ebenso grundlos erhaltenden Kritik ihre hilfreichen Dienste leistet. Doch darüber kann man verschiedener Meinung sein; die Sache aber ist diese. Es gilt die Erklärung der Worte: *Λαρεῖος — Μαρδοκουλία τὸν Σάμιον ἰδωρήσατο πᾶσι δένα*. Hiesu die Anmerkung: *πάντα δένα* scheint ein proverbialer Ausdruck zu sein, um eine reiche Fülle zu bezeichnen. Vgl. IX, 81 *Πανσανίη δὲ πάντα δένα ἐξαιρέθη τε καὶ ἰδοῦθαι, γυναῖκες ἱεροὶ τάλαντα κάμηλοι ὥς δὲ αὐτῶς καὶ τάλια χρέματα*, wo natürlich die Zahl nicht genau zu nehmen ist. Wollte man sich noch stärker ausdrücken, so sagte man *πάντα ἑκατόν* (Theopompus bei Athen. S. 144 f. *ἑκατόν πάντα παρατίθεσθαι διεικνούσιν ἐπὶ τὴν τράπεζαν*), selbst *πάντα μύρια* (III, 74, 11).³ Die Anmerkung ist

sätze zum Texte Strabon's verwiesen hat, über deren Richtigkeit aber, wie wir auch im folgenden sehen werden, kein begründeter Zweifel besteht. Allein richtig oder nicht, die Erklärung kann nicht zu I, 50 gültig und zu IV 88 desselben Schriftstellers ungültig sein — die vage Andeutung „scheint ein proverbialer Ausdruck u. s. w. zu sein,“ überhebt nicht der Nothwendigkeit, die Worte grammatisch zu erklären und entweder die neuangenommene Bedeutung aus der früher geltenden abzuleiten oder aber das Vorhandensein einer zweifachen Bedeutung desselben Ausdruckes zu erweisen. Geschieht diess nicht, so ist die bloße Behauptung, dieselben Worte haben an verschiedenen Stellen verschiedene Bedeutung je nach Convenienz und Belieben des Erklärers, wol das äußerste, wozu mafslose Interpretenwillkür sich erheben kann — ein äußerstes freilich, an das uns der Hr. Her. bereits gewöhnt hat. Denn ebenso finden wir, um diess beiläufig zu erwähnen, die Worte τὰ πάντα zu III, 66, 6 durch: „im Ganzen, zusammen“ erklärt, während dieselben Worte zu IV, 7, 3 ganz anders übersetzt werden: „τὰ σύνπαντα, in runder Summe; vgl. zu I, 163, 9.“ An letzterer Stelle findet man allerdings diese Erklärung des Ausdruckes, nur wird daselbst unter anderem auch III, 66, 6 als Beleg dafür angeführt! Ein Widerspruch, zu dessen Lösung die Bemerkungen des Ref. über jene Erklärung (Bd. VIII dies. Ztschr. S. 443) vielleicht etwas beitragen können. Dort war die Unmöglichkeit jener Erklärung gerade an III, 66, 6 nicht nachgewiesen (dessen bedurfte es ja nicht), sondern nur durch die entsprechende Übersetzung der Stelle dargethan. Demgemäfs wurde, wie es scheint, die eine unrettbare Stelle aufgegeben, während der Herausgeber sich für dieses Opfer dadurch schadlos hielt, dass er dieselbe Erklärung an allen andern Orten beibehielt, an denen sie nicht zu eben so handgreiflichen Unmöglichkeiten führte. Doch wir wollen, um von dieser Abschweifung zurückzukehren, gegen den Herausgeber billiger sein, als er gegen sich selbst ist und ihn nicht mit seinem eigenen Mafse messen. Wenn πάντα τριζύγια *ter millena omnia* bedeutet (wie G. Hermann übersetzt), so muss, das gibt er uns vielleicht zu, auch πάντα δέκα *dena omnia* und πάντα ἑκατόν *centena omnia* bedeuten; allein warum sollen nicht zehn und hundert wie so oft auch hier die Bezeichnung einer runden Summe sein können und eben nur eine grofse Menge und reiche Fülle bedeuten? Das wäre ja an sich wol denkbar; dass jedoch ein derartiger lockerer Gebrauch dieser Zahlwörter an jenen Stellen wirklich statthabe, wäre zu erweisen, oder mindestens wahrscheinlich zu machen; wie wenn es nicht einmal möglich wäre? Und um diess zu erkennen, braucht man in der That die Stellen nur in ihrem Zusammenhang zu lesen. Man lese in Athenæos den angeführten Satz zu Ende: Theopomp erzählte von einem paphlagonischen Könige: ἑκατόν πάντα παρατίθεσθαι δειπνῶντα ἐπὶ τὴν τράπεζαν ἀπὸ βοῶν ἀρξάμενον (IV, 25). Das heifst, wenn wir der Andeutung des Hrn. Her.'s folgen: jener König habe eine reiche Fülle (oder vielmehr eine sehr reiche Fülle, denn es heifst ja ἑκατόν)

von Speisen auf die Tafel setzen lassen, und dabei mit Rindfleisch den Anfang gemacht. So wunderbare Dinge waren doch wol nicht nur in Paphlagonien zu finden! und das hätte erst Theopomp bezeugen müssen! Anders freilich Casaubonus, der nach dem gemeinen Wortverstande ohne alle Fälschung erklärt: „*Pula centum boves, centum apros, centum oves et haec de caeteris, quas inter edulia locum habent.*“ So wäre denn die Erzählung, wenn sie anders einen Sinn haben soll, ganz wortlich zu verstehen; ob sie freilich wahr ist, ist eine von dieser ganz verschiedene Frage, die zu verneinen wir jedoch durchaus keinen Grund absehen. Man vergleiche, was derselbe Athenaeos alsbald aus Herakleides von Kyme über den Perserkönig berichtet: „*ἔστι μὲν γὰρ τῷ βασιλεὶ χίλια ἑσπρία τῆς ἡμέρας κατανοπτόμενα· τοῦτων δ' οἱ καὶ ἄνθρωποι καὶ κύνες καὶ βοὸς καὶ ὄνοι καὶ.*“ Das meiste davon wurde von der königlichen Leibwache verzehrt, der diese Rationen an Soldes statt zugetheilt wurden. (Mit 15,000 Mann pflegte der König nach Dinon und Ctesias [ibid.] zu Mittag zu speisen). Nicht anders steht es mit IX, 81; Herodot schildert die Vertheilung der reichen Beute bei Plataeae: nachdem den Göltern ihr Theil bei Seite gesetzt war, wurde das übrige unter die Kämpfer vertheilt, jedem nach seinem Verdienste: „wie viel nun die Tapfersten für sich erhalten haben, werde nicht gemeldet.“ — *Πανσανίη δὲ πάντα διῆνα ἕκαστῷ (τε καὶ ἰδιότῃ) γυναικὶς ἔπκοι τάλαντα κύνελοι, ὥς δὲ αὐτὸς καὶ τὰλλα χρήματα.*“ Bedarf es noch eines Wortes zur Widerlegung jenes Einfalls, daes „natürlich die Zahl nicht genau zu nehmen ist?“ Doch das wunderbarste kommt, wie billig, zuletzt: Wenn man sich stärker ausdrücken wollte, so sagte man (wie unsere Leser sich erinnern werden) *πάντα ἑαυτῶν* — „selbst *πάντα μύθια* (III, 74, 11).“ Wir suchen diese Stelle auf, die sich ja in demselben Hefte befindet, und was finden wir? Die Mager versprochen dem Prexaspes, wenn

auffordern; doch soll es der letzte sein. Die 'erklärende Anmerkung', zu der wir uns jetzt wenden, besitzt die Eigenthümlichkeit, dass sie Dinge zu erklären sucht, die keiner Erklärung bedürfen und zwar indem sie — nicht etwa (mit Aristoteles zu sprechen) die Sonne mit der Laterne beleuchtet, sondern, was minder harmlos ist, über das hellste Sonnenlicht eine Wolke dichter Finsternis verbreitet! Man wird es begreiflich finden, dass wir uns des Dunkels zu erwehren suchen, so gut wir eben können.

Periander von Korinth — so erzählt Herodot im 48. Capitel des 3. Buches — hatte, um die Ermordung seines Sohnes an den Corcyräern zu rächen, dreihundert Knaben aus den edelsten Familien dieser Insel geraubt, in der Absicht, sie an den Hof des Königs Alyattes von Lydien zu senden und dort entmannen zu lassen. In Samos angelangt, wo die Schiffe unterwegs anlegten, wurden die unglücklichen vom Volke befreit in ein Asyl (einen Tempel der Artemis) gebracht und dort so lange ernährt, bis die korinthischen Begleiter von der Verfolgung abstanden. Diess ist im wesentlichen die Erzählung Herodot's. Ob sie in allen Einzelheiten auf geschichtlicher Wahrheit beruht, ob nicht, wer kann diess entscheiden? Jedenfalls ist hier alles klar, einfach und verständlich, und der arglose Leser wird schwerlich ahnen, in welcher Falte dieser schlichten Darstellung ihn der Hinterhalt einer tückischen Anmerkung erwartet. Allein die menschliche Wissbegier ist bekanntlich grenzenlos, und die Fähigkeit, Fragen zu stellen, keineswegs von dem entsprechenden Vermögen, sie auch passend zu beantworten, irgend bedingt oder beschränkt. So werden wir auch hier von einer Frage überrascht, welche wol noch niemals die Gemüthsruhe eines Lesers unseres Geschichtswerkes, weder eines antiken noch eines modernen, gestört hat. Man könnte lange vergeblich rathen. Warum flüchteten die Knaben in den Tempel eben der Artemis, und nicht irgend einer anderen Gottheit? Warum in der That? Da ihnen doch nicht nur alle anderen uns bekannten oder unbekannten Tempel auf der an Heiligthümern gewiss nicht armen Insel zu Gebote standen, sondern, wie wir hinzufügen können, das im ganzen Alterthum als Asyl berühmte Heraion wenigstens auch schon zu jener Zeit bestand (Vgl. 5, 92, 7). Man sieht, die Frage ist eine heikle. Mit seichten, trivial-praktischen Erklärungsversuchen (wie dass jener Zufluchtsort den bedrängten vielleicht eben der nächste und bequemste war)^{*)} oder gar mit einer Berufung auf die Macht des Zufalls in dergleichen Dingen, ist solchen Problemen nicht wohl beizukommen. Der zart geschürzte Knoten will nicht von plumper Hand gelöst sein. Man höre also — und urtheile:

^{*)} Jedenfalls befand sich der Artemistempel in der nächsten Nähe des Hafens: ἐπ' ἀριστερᾷ δὲ (προσπλέονσι) τὸ προάστειον τὸ πρὸς τῷ Ἡραίῳ. ὁ Ἰμβρασος ποταμός καὶ τὸ Ἡραῖον. (Strab. XIV, 637). Vgl. den Plan der Insel bei Rawlinson II, 448.

Ἀρτέμιδος; von der Lage ihres Tempels in der Nähe des Fl. *Ἰπβρασιος* und des Vgh. *Χήσιον* südwestlich der Stadt, hieß sie *Ἰπβρασίη* und *Χησιὰς* (Kallim. Hymn. Dian. 218). Ihrem Wesen nach identisch mit der ephesischen Artemis und der lydischen Kybele (V, 102, 2), mit deren Culten die Entmannung verknüpft war (zu VIII, 105, 7), mochte ihr Tempel als der natürliche Zufluchtsort der ihrem Dienste bestimmten Knaben erscheinen.*

Wir sammeln uns einen Augenblick, um uns von der Flut betäubender Eindrücke zu erholen, von welchen wir hier wie in einem Sturzbad überschüttet werden, und suchen sodann das Gerüst dieses kühnen Baues zu entdecken, jenes logische Gefüge, welches sich hinter den Thatsachen hier vielleicht allzu bescheiden versteckt hat. Doch ist ein solches vorhanden, und es besteht, wenn wir nicht sehr irren, schulgerecht ausgedrückt, aus zwei Vordersätzen und einem Schlusssatz. Die Prämissen, also Sätze, welche hier keines Beweises bedürfen, lauten wie folgt: 1. Die von Periander nach Sardes gesandten Knaben waren zu Hierodulen in den Tempeln der Göttin Kybele bestimmt. 2. Die lydische Kybele ist ihrem Wesen nach identisch mit der hellenischen Artemis. Aus beiden zusammen folgt (denn woraus sollte es sonst folgen?), dass das Heiligthum der Artemis zu Samos der natürliche Zufluchtsort jener corcyräischen Knaben war. Diess ist der Thatbestand, so unbefangen als möglich dargestellt, suchen wir ihn zu beurtheilen.

Hier trifft es sich nun recht unglücklich für uns, dass wir uns sogleich zur Beurtheilung jener letzten Schlussfolgerung für incompetent erklären müssen, aus dem einfachen Grunde, weil wir sie — offen gesagt — nicht verstanden haben. Wollten wir die Worte der Anmerkung freilich nur nach dem gemeinen deutschen Sprachgebrauch — ohne Rücksicht auf Sinn und Verstand — auffassen, so müsste der Hr. Herausgeber eben dieses sagen wollen: Weil jene Knaben dem Dienste der



Kybebe geweiht⁹; hier ist uns nicht nur die Absicht des Hrn. Herausgebers vollkommen deutlich, sondern wir müssen auch nach sorgfältiger Erwägung bekennen, dass wir in diesem Satze nur einen Fehlschluss der allergewöhnlichsten, wenn nicht der allerleichtesten Art vor uns haben. Es wird eben nur eine baare Möglichkeit für zweifellose Gewissheit ausgegeben. Es ist gewiss denkbar, dass irgend welche jener Knaben, wenn sie das Ziel ihrer Bestimmung erreicht hätten und zu Eunuchen geworden wären, vielleicht dann auch zu Cultuszwecken in den Tempeln der Kybebe verwendet worden wären, ebenso wie es wol möglich ist, dass auch manche von den unglücklichen, aus deren Verstümmelung jener Panionios sein ruchloses Gewerbe machte, in den Tempel der ephesischen Artemis gerathen sein mögen. (Dieses meint doch der Hr. Herausgeber mit seiner Verweisung auf 8, 105, 2). Beides ist gewiss nicht völlig undenkbar, obgleich der eigentliche Zweck jener barbarischen Sitte natürlich ein anderer war, wie uns ein Blick auf den heutigen Orient und zum Überfluss auch noch das ausdrückliche Zeugnis Herodot's selbst an letzterem Orte lehrt (*κατὰ γὰρ τοῖσι βαρβάροις τιμωτέροι εἰσι οἱ εὐνοῦχοι πλείους εἶνεκα τῆς πάσης τῶν ἐνορχίων*). Kaum möglich ist es nun freilich mehr, dass Periander selbst dieses oder sonst etwas über die künftige Verwendung der Knaben verfügt hätte, da er doch ausser von seinem Rachegeföhle (*τιμωρόμενος* 49 lin. *ἀντὶ τούτων ἐτιμωρέετο* 53 lin.) gewiss nur von dem Wunsche geleitet wurde, sich den lydischen Despoten durch eine zarte Aufmerksamkeit zu verpflichten, und er war wol Weltmann genug, um den Werth seiner Gabe nicht durch beschränkende Bestimmungen in Betreff ihres Gebrauches zu verringern. Doch wir wollen hier gewiss nicht allzu ängstlich die Goldwage handhaben, um so weniger, da wir ja herzlich froh sein können, von diesem Satze wenigstens so leichten Kaufes loszukommen.

Nicht ohne Bangen gehen wir jedoch an die Besprechung der Prämisse Nr. 2. Artemis ist „ihrem Wesen nach identisch mit der lydischen Kybebe!“ Diesem Orakelspruch stehen wir rathlos und hilflos gegenüber. Es wird uns nicht leicht, ihm beizustimmen, aber noch viel schwerer, ihn zu widerlegen; denn wie soll man das umstossen, auch mit Gründen, was niemals aufrecht gestanden hat? Eine Gottheit gleich der anderen! Man weiss woher dieser Wind weht. Allein auch in der grossen Zauberküche, in der dieser Göttermischtrank zuerst gebraut ward, ist diese Identificierung wenigstens nur mittelbar und wie andeutungsweise versucht worden. „Ist doch im Grunde diese armenisch-kappadocisch-pontische Göttin nicht etwa blofs verwandt, sondern identisch mit der assyrischen Mylitta, der persischen Mitra, der arabischen Alilat, der syrisch-phönizischen Astarte, Athara, Atergatis, Derketo, der armenischen Anaitis, der scythischen Artimpasa, der Demeter Maia, oder mit ... der grossen Mutter der Phrygier, mit der Artemis Taurica, Perasia u. s. w.“ Daraus folgt freilich, nach dem Axiom von zwei Grössen, die einer drit-

ten gleich sind, auch: Kybebe = Artemis (wenn auch nicht unbedingt) *quod erat demonstrandum*. Wir wissen nicht, ob der Hr. Herausgeber seine Einsicht in die Wesensgleichheit der jungfräulichen Artemis und der phrygisch-lydischen Götttermutter auf diesem systematischen oder auf einem anderen, mehr originalen Wege gewonnen hat, und da wir den Pfad nicht kennen, der zu jenem Ziele geführt hat, so fehlt uns auch jedes Urtheil über den relativen Werth oder die genauere Beschaffenheit der demselben zu Grunde liegenden Kette von Trugschlüssen.

Wir haben einen schüchternen Versuch gewagt, jenen Gedankensprüngen von ferne nachzugehen — gewiss mit geringer Aussicht auf Erfolg; denn wenn „das Wort der Wahrheit einfach ist,“ so sind ja die Wege des Irrthums zahllos und unerschöpflich. Die im obigen besprochene Behauptung (Identität der Artemis und Kybebe) ist, so allgemein gefasst, gewiss offenkundiger Unsinn. Darum muss sich der Hr. Herausgeber, so folgerten wir, wenn er — wie wir annehmen müssen — irgend etwas dabei gedacht hat, etwas ganz anderes gedacht haben. Vielleicht folgendes: Als die Artemis, welche zu Samos verehrt ward, ist öfter (auch in Panofka's Monographie *Res Samiorum* p. 63) die Gestalt der Göttin bezeichnet worden, welche Artemis Tauropolos genannt ward. Zwischen dieser Artemis und der phrygisch-lydischen Göttin lässt sich durch eine Reihe von Schlüssen vielleicht ein gewisser Zusammenhang, durch eine Reihe entsprechender Fehlschlüsse wol auch Identität erweisen. Das Mittelglied wäre die räthselhafte Göttin von Komana. Dass „der Dienst“ dieser Gottheit mit dem der phrygisch-lydischen Göttin „in einer ursprünglichen Verwandtschaft gestanden haben müsse,“ hat man aus der Ähnlichkeit „der hierarchischen Einrichtungen“ folgern wollen — vor allem hat Stühr, dessen Worte wir soeben anführten, auf diese Analogie großes Gewicht gelegt. (Vgl. Strabo XII, 567 und XII, 535). Nun hat die Sage eine kappadokische Gottheit auch zu der taurischen Göttin

beruht nämlich — so viel ich irgend sehen kann, — nur auf einer Flüchtigkeit des Steph. Byz., welcher s. v. *Ταυροπόλιον* (*ἐν Σάμῳ Ἀρτέμιδος ἱερὸν Στραβῶν τεσσαρεσκαίδεκάτῃ*) übersieht, dass sein Gewährmann an jener Stelle (XIV, 639) nicht mehr von Samos, sondern von der benachbarten kleinen Insel Ikaria spricht. (Der Irrthum ist auch, obgleich zweifelnd, berichtigt bei Welcker Gr. Götterl. 592, Anm. 17). Im übrigen scheint weder eine Nachricht noch ein Bildwerk vorhanden zu sein, aus dem das mindeste für diese Übereinstimmung der zu Samos verehrten und der Artemis Tauropolos folgen würde; ebenso wenig für Identität derselben mit der ephesischen, der einzigen Gestalt der Gottheit, auf welche die Bemerkungen des Herausgebers irgend anwendbar wären. (Denn was Spanheim Obs. in hymn. in Dian. p. 333 über eine daselbst abgebildete Münze bemerkt *«idem ferre Dianae, qualis nempe Ephesiae — habitus»* ist grundlos, da eben das unterscheidende Merkmal der „hundertbrüstigen Nährmutter“ fehlt). Wir wollen den Gegenstand nicht verlassen, ohne daran zu erinnern, dass für jene Annahme ursprünglicher Verwandtschaft der kappadocischen und der phrygisch-lydischen Gottheit ein viel stärkerer, (wenn ich nicht irre, bisher übersehener) Grund spricht, als alle Analogien der Culte oder hierarchischen Einrichtungen: die Gleichheit des Namens. Vgl. Strabo XII, 535 (von der Göttin von Komana) *ἣν ἐκεῖνοι Μᾶ ὀνομάζουσι* und Steph. Byz. s. v. *Μάστουρα*: *ἐκαλεῖτο δὲ καὶ ἡ Πέα Μᾶ* (in Lydien), (womit man auch vgl. die Vermuthung Grote's über die Etymologie des Namens *Μαρσύας* Hist. of Gr. III, 289).

Über das äußerst umfangreiche Nr. 2 können wir uns sehr kurz fassen. Es ist die zweite sehr vermehrte Ausgabe (*emendatior et auctior* heisst es auf dem Titelblatt; wir würden lieber das zweite Beiwort voranstellen) eines altbekannten Werkes, welches längst in allen Bibliotheken, wenn nicht in allen Händen ist. Jedermann weiß, was er darin zu suchen hat und was er nicht darin zu finden hoffen darf. Von wahrhaft kritischer Behandlung des Textes, von eindringender sprachlicher Erklärung ist hier überall ernstlich nicht die Rede — Beweis genug dafür, dass der Gaisford'schen Recension sich ängstlich anschmiegende Text (die evidentesten Änderungen Bekker's sind nicht aufgenommen, von anderen Kritikern nicht zu sprechen), die unaufhörlich angerufene Autorität Matthiä's in grammatischen Dingen. Von selbständiger kritischer Thätigkeit des Hrn. Herausgebers haben wir in den ersten zwei Bänden eine Spur gefunden: zu IV, 36 fin. wird das Wort *ἐξηγησάμενον* verdächtigt; doch sind wir einer Anzahl — für uns wenigstens — neuer Conjecturen begegnet aus einer Philologenschule, die man in dieser Umgebung kaum suchen würde, der Schule Cobet's. Dieser selbst hat dem Hrn. Herausgeber eine Reihe von Änderungsvorschlägen mitgetheilt, die zum Theile im Vorwort zum 1. Bd. angeführt werden — von Cobet's Schülern Naber und Mehler werden Conjecturen aus der (wol auch den

meisten unserer Leser unzugänglichen) Zeitschrift *Mnemosyne* mitgetheilt. Zwei derselben die uns höchst wahrscheinlich scheinen, seien hier erwähnt: Mehlers Änderung zu IV, 115 *ἐκείθεν* [καὶ ἰσότησαν] ταῦτα of *νεηλενοί* (vgl. das darauf folgende; auch 118 *ἐκείθεν* καὶ ταῦτα of *νεηλενοί*;) und desselben Vorschlag zu IV, 104 s. An.: *ἵνα καὶ γνητοί τε ἀλλήλων [ἴσας] καὶ οὐκ ἴσοι ἴοντες πάντες, μήτε φθόνη μήτ' ἐξοῦς χρεώωνται ἐς ἀλλήλους.* — Die eigentliche Provinz des Hrn. Herausgebers ist die Realerklärung. In diesem Betrachte sind die zahllosen Noten und Excurse dieser Bände in der That ein weitachtichtiges Repertorium, in welchem man alle möglichen zu dem Verständnis Herodot's in näherer oder entfernterer Beziehung stehenden, mehr oder minder wissenschaftlichen Dinge findet. Die europäische Literatur ist zu diesem Behufe mit unermüdlichem Sammlerfleiß durchgearbeitet worden; ebenso werden die verschiedenen Meinungen der Gelehrten ausführlich mitgetheilt und eingehend erörtert. Eine bündig zusammenfassende Formulierung derselben, eine durchgreifende Entscheidung wird man wol auch hier meistens vermischen; hingegen findet man das reichste Material, um sich selbst ein Urtheil zu bilden, nöthigenfalls das des Herausgebers zu berichtigen oder zu widerlegen. Aus der großen Zahl der Excurse sei vor allem ein (unvollendeter) Brief C. Fr. Hermann's an den Herausgeber hervorgehoben: *De Sophocle et Herodoto* (das Verhältniß der Verse der Antigone 905–912 zu Herodot III, 119 betreffend), in dem sich einige sehr beachtenswerthe Winke über die Zeit der Abfassung und Vollendung des herodoteischen Geschichtswerkes befinden, meist im Gegensatz zu der von Dahlmann in Betreff dieser Frage vertretenen Ansicht.

Der Bähr'schen Bearbeitung ist neuerlich eine namhafte Concurrenz auf ihrem eigenen Gebiete erwachsen, in der englischen Übersetzung George Rawlinson's, einem Werk, von dessen Inhalt und Bedeutung wir hier nur eine ganz unzulässige Vorstellung geben können. Das erste

der feindlichen Berührungen zwischen Griechen und Barbaren anderseits, war es dem Geschichtschreiber in den zahlreichen Episoden zu thun, welche den steten Fortgang seiner Erzählung unterbrechen, sondern er wollte offenbar ein Weltgemälde in grossem Stile entwerfen, ein Bild des Zustandes und der Vorgeschichte aller Culturvölker seiner Zeit nebst einer ethnographischen Skizze auch der bekannteren unter den Barbaren. Dass ein solches Bild in einer Vollständigkeit geliefert wird, welche wol den Gedanken an planloses Entstehen ausschliesst, (mit der einen bemerkenswerthen und schwer erklärlichen Ausnahme in Betreff Phönicieus) wird ja auch von Hrn. Rawlinson hervorgehoben, und er hat es daher wol nur im Ausdruck versehen, wenn es zunächst den Anschein gewinnt, als sei dieser ganze bedeutsame Theil des Werkes doch nur wie nachträglich hinzugethan, um Lücken in dem ursprünglichen Entwurf des Werkes zu stopfen⁴⁾. In Betreff der oft verhandelten Frage, ob der Vater der Geschichte das Werk seines Lebens zu völligem Abschluss gebracht habe oder nicht, wird die Ansicht geäussert, dass „dasselbe zwar innerlich vollendet“, d. h. zu dem Ziele, das Herodot seiner Erzählung gesteckt hatte, gelangt, „aber äusserlich nicht völlig abgeschlossen sei.“ (*His work though not finished throughout, is concluded* S. 121). Für den letzteren (wie wir denken eines Beweises sehr bedürftigen) Theil dieser Behauptung wird auch auf den „ungeschickten und plötzlich abbrechenden Schluss“ des Buches verwiesen („*the awkwardness and abruptness of its close*“ S. 357 — eine Bemerkung, die unseres Erachtens nicht wol grundloser sein könnte).

Die Übersetzung, welche der Einleitung folgt (im 3. Band bis einschliesslich des 6. Buches vollendet), mag an Treue des Tones und der Färbung wol den besten Leistungen der Gattung (der Laugeschen Herodot-Übersetzung oder dem kleinen Meisterstück P. L. Courier's) nachstehen, doch ist sie durchaus selbständig und sorgsam gearbeitet und wirft nicht selten (wie diess bei guten Übersetzungen so oft der Fall ist) vielleicht unbewusste Streiflichter auf die Beschaffenheit des Textes. Z. B. 1, 105 fin.: *They themselves confess... and travelers who visit Scythia can see, what sort* etc. 2, 16: *For is it not their theory, that the Nile separates Asia from Libya?* 6, 9 *which shall overtake them assuredly* — alles Stellen, in welchen die Übersetzung zu dem überlieferten Text freilich schlecht genug stimmt, aber eben

⁴⁾ *Had Herodotus confined himself rigidly to these three interconnected heads of narration, the growth of the Persian empire the previous hostilities between Greece and Persia and the actual conduct of the great war, his history would have been meagre and deficient in variety. To avoid this consequence, he takes every opportunity which presents itself of diverging from his main narrative and interweaving with it the most stores of his varied knowledge, whether historical geographical or antiquarian.* (S. 122).

dadurch auch auf verborgene Schäden hinweist, welche wir wenigstens ebenfalls zu bemerken und in übereinstimmender oder auch in abweichender Art heilen zu können geglaubt halten *). Wichtiger jedoch als die Übersetzung ist der fortlaufende Commentar, welcher dieselbe in einer Reihe von Anmerkungen begleitet, ohne sie doch jemals zu überladen. Das letztere ist dadurch vermieden worden, dass alle Gegenstände, die eine selbständige Behandlung zuließen oder zu erfordern schienen, in Excursen verwiesen wurden, welche sich den einzelnen Büchern anschließen und deren der 1. Band z. B. 11 gibt (alle zum ersten Buch gehörig). (Diese handeln: Von der ältesten Chronologie und Geschichte Lydiens; von der physischen und politischen Geographie Kleinasiens; von der Chronologie und Geschichte des medischen Weltreichs; von den zehn Stämmen der Perser [von Sir Henry Rawlinson]; von der Religion der alten Perser; von der Vorgeschichte Babylons [von Sir Henry Rawlinson]; von der Chronologie und Geschichte des assyrischen Reichs; von der späteren Geschichte Babylons; von der Geographie Mesopotamiens und der angrenzenden Länder; von der Religion der Babylonier und Assyrier [von Sir Henry Rawlinson]; von den Stammverschiedenheiten der Nationen Westasiens). Als Hauptzweck dieses aus Anmerkungen und Excursen bestehenden Commentars (die letztern, wie man sieht, von verschiedenen Verfassern und gewiss auch von sehr ungleichem Werth) wird der Wunsch bezeichnet: alles, „was auf die Darstellung des Geschichtsschreibers ein neues Licht werfen kann und durch die gelehrte Forschung der Neuzeit zu Tage gefördert wurde, dem Leser übersichtlich geordnet vorzulegen.“ Vorzügliche Rücksicht sollte dabei auf die „Ethnographie des Orients, die Geographie, Geschichte und Religion Babylons und Assyriens“ genommen werden (s. die Vorrede zum 1. Band). — Als den unbestrittensten, wenn auch nicht den bedeutend-

wenn auch minder unbekannt sind die Abbildungen zum 2. Buch.) — Die Ergebnisse der assyrischen Keilschriftforschung werden zum großen Theil von dem Entzifferer der Inschriften (Sir Henry Rawlinson) selbst mitgetheilt. Derselbe macht öfter auf das Unsichere seiner eigenen Deutungen aufmerksam, unterscheidet zwischen dem was ihm gewiss und was ihm mehr oder minder wahrscheinlich scheint, — kurz seine Darstellung erregt gewiss nicht den leisesten Verdacht gegen die gewissenhafte Treue seiner Forschung. Nichts desto weniger wird man jedoch diese Mittheilungen, auch nach dem was uns ein so gründlicher Kenner wie E. Renan erst kürzlich über den Stand dieser jungen Forschung berichtet hat (vgl. dessen *Histoire générale et système comparé des langues sémitiques* S. 70 — 76), hoffentlich mit dem erforderlichen Mäße von Skepsis aufnehmen. — Einer genauen Prüfung scheint auch der gesamte linguistisch-ethnographische Theil dieser Untersuchungen gar sehr bedürftig. Völlig unbegreiflich ist uns z. B. eine Anmerkung wie die folgende zu den Worten Herodot's: 'Es war ein König von Sardes, Kandaules genannt, den die Griechen Myrsilus nennen': *That is son of Myrsus — a patronymic of a Latin, or perhaps it should rather be said of an Italic type [So Larthial-t-sa «the wife of the son of Larthius — This single example of which hardly any notice has been taken, is probably the strongest argument we possess in favour of the Lydian origin of the Etruscans. — H. R. S. 160].* Ein griechischer Name also — denn als solchen bezeichnet ihn ja Herodot ausdrücklich — nach der gewöhnlichen griechischen Analogie gebildet (man denke z. B. nur *Χερσίλος*) soll den lydischen Ursprung der Etrusker beweisen! — Auch sonst macht der freie und umfassende Gebrauch, der hier von unbekannten Größen wie kuschitisch, hamitisch, scythisch und insbesondere turanisch gemacht wird, eben keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Z. B. sogleich in einer Anmerkung zum 2. Capitel des 1. Buchs, wo die Beziehung, welche die Sage oder vielmehr die gelehrte Sagendeutung der Perser zwischen dem Raub der Europa und dem der Medea statuirt hat, durch die folgenden Bemerkungen begründet werden soll: *«the traditions of mutual reponsibility are more readily explained by our remembering that there was a close ethnic relationship between the two nations, Colchis in the time of the Argonauts being peopled by the same Cushite or (so called) Aethiopian race, which in the remote age of Inachus, and before the arrival of the Semites in Syria, held the seaboard of Phoenicia. The primitive Medes were one of the principal divisions of the great Cushite or Scythic race [!] and their connexion with Colchis and Phoenicia is marked by the myth of Medea in one quarter and of Andromeda in the other. So too all the ancient Scythic monuments of Northern Media and Armenia are referred by Strabo to the Argonauts, Jason, as the husband of Medea, being the eponymous hero of the race [H. R.]. — — Der Aus-*

ürk turanisch, der auch sonst in den letzten Jahren eine so große Rolle gespielt hat, wird einmal ganz verständlich als ein Sammelname für alle europäischen und asiatischen Sprachen bezeichnet, die weder zum arischen noch zum semitischen Stamme gehören (S. 644 — 645)*), eine Definition, die man jedoch im Folgenden bald aus den Augen verliert, wenn es z. B. (S. 656) von den Macrones, Mosynoeci und anderen kleinasiatischen Völkerschaften, von denen wir kaum mehr als die Namen kennen, heißt: *Local position, constant association with tribes known to have been Turanian, peculiarity of nomenclature and other reasons seem to incline the balance in these comparatively obscure cases in favour of a Tatar or Scythic origin for the nation in preference to any other.* Die Entstehung der semitischen Sprachen wird in folgender Weise erzählt (S. 646): „In gewissen von der Natur begünstigten Gegenden, in der großen mesopotamischen Ebene, im Nilthal — *the primitive or Turanian character of speech exhibited a power of development, becoming first Hamitic and then after a considerable interval and by a fresh effort, throwing out Semitism. It is impossible to say at what exact time the form of speech known as Hamitic originated. Probably its rise preceded the invention of letters, and there are reasons for assigning the origination of the change to Egypt.*“

Als einen der größten Vorzüge dieses Commentars müssen wir die ebenso fruchtbare als umfassende Benützung der modernen Reise-literatur bezeichnen; man vgl. z. B. im 3. Band zu Ende des 4. Buchs (zu der Landesbeschreibung von Libyen) die Anmerkungen zu 4, 183, 9); 184, 7); 189, 9); 197, 5); 194, 8); 195, 3), 5), 6), 7), wo uns aus den unveränderten Natur- und zum Theil Culturzuständen jener Gegenden Schlag auf Schlag die überraschendsten Parallelen zu den Mittheilungen unseres Geschichtschreibers zu entnehmen lassen

der andere Fall vorgekommen, wo Meinungen dieses Gelehrten mit entscheidenden Gründen widerlegt werden, was bei der nahezu unfehlbaren *justesse d'esprit* — dieser seltensten aller Forschertugenden — die diesem großen Geschichtschreiber eigen ist, nicht wenig sagen will. Doch genug — diese flüchtige Notiz sollte eben nur die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift auf ein Werk lenken, welches der künftige Bearbeiter Herodot's oder des entsprechenden Abschnittes der griechischen Geschichte nicht wird ungestraft umgehen können.

Die Excurse zum 2. und 3. Band handeln (zum 2. Buch) über Ägypten (eine Abhandlung Sir Gardner Wilkinson's in 8 Capiteln. darunter das 5. „über die Schriftarten der Ägypter“); zum 3. Buch über den Cult der Venus Urania (ebenfalls von G. W.); über die Verschwörung der Mager und die Regierung des falschen Smerdis; über das persische Verwaltungs- und Regierungssystem; über die Topographie Babylons; auch wird in drei größeren Anmerkungen die Hauptinschrift Nebuchadnezzar's, ein Bericht über die Keilschrift-Forschungen des Hrn. Oppert und vor allem auch die große Inschrift von Behistun (mit sorgfältiger Unterscheidung dessen, was in ihr überliefert und was durch Conjecturen ergänzt ist) mitgetheilt. Zum 4. Buch gehören drei Excurse: über die Cimmerier Herodot's und die Wanderungen der kymrischen Race, über die Ethnographie der europäischen Scythen und über die Geographie Scythiens (noch ohne Kenntniss des bedeutenden Neumann'schen Werks, welches nebenbei bemerkt bei Bähr eine sehr abschätzige Beurtheilung erfährt); zum 5. Buch zwei Versuche über die Vorgeschichte Sparta's und Athen's; endlich zum 6. Buch zwei Abhandlungen über die Schlacht bei Marathon und über die Pelasger.

Wir erlauben uns dieser Besprechung einiger neuerer auf die Kritik und Erklärung Herodot's bezüglicher Arbeiten auch einen geringfügigen Beitrag zur Textkritik des Werkes selbst anzureihen — Änderungsvorschläge zunächst das 5. und 6. Buch betreffend; die Zahlen der Capitel und Zeilen sind die der zweiten Bekker'schen Ausgabe.

E.

6, 2 πωλεῦσι τὰ τέκνα ἐπ' ἐξαγωγῇ· τὰς [δὲ] παρθένους οὐ φηλάσσουσι — (om. S V). 6, 4 τὰς δὲ γυναῖκας ἰσχυρῶς φυλάσσουσι [καὶ] ὠνέονται — (om. S V). 6, 6 [καὶ] τὸ μὲν ἐστίχθαι εὐγενὲς κίκριται — (om. S V). 9, 6 τοῖσι οὕνομα εἶναι Σιγύννας ἐσθῆτι [δὲ] χρεωμένους Μηδικῇ (om. S V). 9, 7 τοὺς δὲ ἔππους αὐτῶν εἶναι λείλους ἅπαν τὸ σῶμα ἐπὶ πέντε δακτύλους τὸ βάθος τῶν τριχῶν — l. . . . καὶ ἐπὶ πέντε δακτύλους κτλ. — (καὶ S V) (vgl. 2, 69; 3, 113).

10, 1 ὥς δὲ Θρηῖκες λέγουσι μέλισσαι κατέχουσι τὰ πέρην τοῦ Ἰστροῦ — l. . . . μέλισσαι αἱ κατέχουσι τὰ πέρην τοῦ Ἰστροῦ εἰσί — (κατέχουσαι — εἰσί S — κατέχουσαι V). 12, 8 προκατιζόμενον ἐς τὸ προάστειον [τὸ] τῶν Ἀνδῶν — (om. S V). 18, 3 αἵτεον ἐλθόντες ἐς ὄψιν τὴν Ἀμύντεω [Δαρείῳ βασιλεί] γῆν τε καὶ ὕδωρ — (Δαρ. βασι

om. 3, βασι. om. V). 23, 6 τὴν παρὰ Δαρείου αἰχμαστὴς ἔτυχε μισθὸν [δωρεῇ] φυλακῆς τῆς σχεδίας (vgl. 5, 124, woher wohl δωρεῇ in unsere Stelle kam). 20, 13 τοὺς δὲ ἄλλους Μιλησίους [τοὺς πρὶν στασιάζοντας] τούτων ἔταξαν πείθεσθαι. 31, 19 ἀπὲρ δὲ ἑκατὸν νεῶν διεκώσιαται κτλ. — I. ἀπὲρ γὰρ ἑκατὸν νεῶν κτλ. — (γὰρ 3 V). 35, 2 οὐκ εἶχε τὴν ἐπόσχασιν τῷ Ἀρταφέρνηϊ ἐκπληρῶσαι — I. οὐκ εἶχε τὴν ἐπόσχασιν τῷ Ἀρταφέρνηϊ ἐκτελείσαι — (ἐκτελείσαι 3 V). 35, 5 ἰδόντες [τε] τὴν βασιλείην τῆς Μιλήτου ἀπαιρεθῆσθαι — (om. 3). 35, 10 βουλόμενος τῷ Ἀρισταγόρῃ σημῆναι [ἀποστῆναι] ἄλλως κτλ. (vgl. z. B. 1, 123, 14 und die Nachbildung wohl dieser Stelle in 7, 239, 12).

36, 7 οὐκ ἔα πόλεμον βασιλεῖ [τῶν Περσέων] ἀναστῆναι. Nur hier und 3, 102, 10 findet sich βασιλεῖ τῶν Περσέων sprachwidrig statt βασι. τῷ Περσέων — an letzterer Stelle von Bekker berichtigt — und diese sind zugleich die beiden einzigen Stellen, in welchen ohne Gegensatz (wie z. B. 3, 21, 15 βασιλεὺς ὁ Αἰθιοπῶν συμβουλεύει τῷ Περσέων βασιλεῖ) oder sonstige Nothwendigkeit einer Unterscheidung der Perserkönig als solcher bezeichnet und nicht einfach βασιλεὺς oder βασι. ὁ Μήδων genannt wird. Dies genügt wohl, den Verdacht der Interpolation zu begründen. Der Zusatz ist an unserer Stelle überdies unpassend und störend, denn nicht den „König der Perser“ fürchtet Hekataios, sondern den „Großkönig,“ den König κατ' ἐξοχὴν — καταλέγων τὰ τε ἔθνη καὶ πάντα τῶν ἡγετῶν Δαρείος — (vgl. z. B. 6, 13, 8: καταφαίνεται οὗτοι εἶναι ἀδύνατα τὰ βασιλείας περὶ γράται ἀπερβαλῆσθαι).

40, 4 ἔνα μὲν τι ἄλλοιον περὶ αὐτοῦ [οἱ] Σκαρτεῖται βουλεύονται — (oi om. 3 V P F). 45, 1 ταῦτα δ' αὖ οὗτοι λέγουσι. I. ταῦτα μὲν οὗτω λέγουσι. Codd. ταῦτα δὲ οὐκ οὗτοι (οὕτως zwei Brit bei Schweigh.)

812) gebraucht (*ἐνόντια τὰ ἐν φρεσὶν τοῖσι ἑκαργέτα*); für die letztere genügt es, auf Plato, Krito 44 B: *ἐκαργέτης μὲν εὖν* (*τὸ ἐνόντιον*) zu verweisen, und diess ist offenbar auch der Sinn unserer Stelle. In keinem von beiden Fällen ist jedoch die Verbindung des Adjectivs mit einem Dativ, der eine nähere Bestimmung enthielte, nachgewiesen oder irgend erklärlich. Wie äusserst ungeschickt übrigens diese Erwähnung des *καίθως* unmittelbar vor der Erzählung desselben ist — denn dann erst folgt: *κτείνουσι Ἀριστογείτων καὶ Ἀρμόδιος* —, fühlt wohl jeder, der darauf aufmerksam gemacht ist.

66, 4 καὶ Ἰσαγόρης [ὁ] Τιεάνδρου (om. S V P K F). (Vgl. 6, 127 pass.). 67, fin. τὴν δὲ ἄλλην θυσίην [τῷ] Μελανίππῳ (om. S V F K F). 69, 7 πρότερον ἀπεσπένον, τότε πάντα (codd. ausser S V πάντων) l. πρότερον ἀπεσπένον πάντων, τότε. Denselben Vorschlag finde ich schon bei Schweighäuser; doch sei er, da er ganz vergessen scheint, bei der Wichtigkeit der und oft und erst kürzlich wieder nicht glücklich behandelten Stelle wieder in Erinnerung gebracht. 73, 11 εἰ μὲν δευῶσι βασιλεῖ Δαρείῳ [Ἀθηναῖοι] γῆν τε καὶ ὕδωρ, ὃ δὲ σφε συραχὴν συνετίθετο, εἰ δὲ μὴ δεδοῖναι, ἀπαλλιάσασθαι [ἀνθρώποις] ἐκέλευε (om. S V). Vgl. das Folgende: οἱ δὲ ἄγγελοι — διδόναι ἔρωσαν. 75, 9 ἔπεσθαι ἀμφοτέρους τοὺς βασιλεῖς ἐξιούσης [τῆς] στρατιῆς (om. F V). 82, 15 καταινέσαντες δ' ἐπὶ τούτοις l. κατανέσαντας δὲ τούτοις (S V). Vgl. Thuc. 4, 122, 1. 84, 1 κλειφθέντων δὲ [παύσας] τῶν ἀγυμάτων (om. S V). 85, 3 οἱ [ἄπο] παρεφθέντας ὑπὸ τοῦ περὶ (om. S V). 87, 11 τοῦτον λαβούσας, [καὶ] κεντέσας τῇσι παρῶσιν (om. S V). 90, fin. [καταλειφθέντας δὲ ὁ Κλειμένης ἀνέλαβε]. Man vgl. das Vorhergehende wie das Folgende. 91, 6 μαθόντας [δὲ] τούτων θύματα (om. S V). 92, 1), 2 καὶ [οἱ] ἄνθρωποι πορὸν ἐν θαλάσῃ ἔβαντο καὶ [οἱ] ἔχθυρες τὸν πρόμακρον ἄνθρωποι (om. S V F). 92, 1), 3 ὅτε γε ἔπειθ, ὃ Μακαθαιμόνιοι, τὰς ἰσοκρατίας καταλόντας l. ... καὶ λόντας (S V).

Die Hand eines Interpolators war wol in diesem ganzen im Alterthum gewiss vielgelesenen Abschnitt vielfach thätig. Man vgl. oben 90 in fin.; dann 91, 8 die von Schäfer, wir denken mit Recht verdächtigten Worte εἰς τὸ κατωπρόγεονσι οἱ Παισιερπετίδαι; die von Eltz nach S V*) berichtigte complizierte Interpolation und Verderbnis 91, 23: τὸν παιρησόμεθα σφραγῆμα ὅμην ἀπακόμενοι τίνασθαι et τὸν παρ. σφραγῆμα ὅμην ἀπακόμενοι — und dieser Hand möchten wir schliesslich auch

*) Auch τίνασθαι fehlt in V wie in S. — Meine Angaben über den Vindobonensis beruhen auf Autopsie; im Übrigen folge ich Gaisford. Die genaue Collation eines guten Theiles jener Handschrift (der ersten drei Bücher) hat mich den Charakter derselben kennen gelehrt; sie stammt aus demselben Archetypen, wie der Sanroflinianus, ist Schwester, nicht Tochter desselben. — Die Lesarten der werthlosen, weil durchaus abhängigen Parisini sind hier nicht berücksichtigt worden.

nach die mühsigen Worte καὶ τοῦτο, nach συνέπτες, 92, 3) 4 ausschreiben (συνέπτες δὲ εἶχον ἐν ἡσυχίῃ).

92, 3) 14 τῶν πρώτων αὐτῶν λαβόντα (τὸ παιδίον) προσουδίσαι (om. S V). 96, 4 οὕτως [αἱ] Ἀθηναίαι γινώσκουσι πρὸς ὅντι (om. S V). 97, 1 Ναρξοῦσι δὲ καὶ τὰς ἡ. Ναρξοῦσι δὲ τὰς (δὲ S V).

97, 13 πολλοὶ γὰρ οἷα εἶναι εὐπειθέστερον διαβάλλειν ἢ εἶναι ἢ πολλοὶς ἄρα οἷα εἶναι: α. v. 1. Verwechslung von γὰρ und ἄρα in den Hss. α. B. 5, 87, 8. So scheint 8, 135, 2 der Zusammenhang zu fordern: εἰθάρ γὰρ τὸν Ἑσπερίαν Μῶν καὶ. (codd. ἄρα) wie in all den zahlreichen Fällen, in denen auf das ankündigende τόδε zunächst ein vorhergehender Satz folgt. (Vgl. Herold, Emend. Her. Pars. I. S. 11.) Ist nicht auch 2, 119, 8 das γὰρ in S V aus ἄρα verderbt und dieses in dem Text zu setzen: ἐπειδὴ δὲ τοῦτο καὶ πολλὸν τοιοῦτο ἦν, ἐπιστρέφεται ἄρα πρῆγμα οὐκ ὅσιον; — Dass im obigen der so paradoxe Ausspruch, welchem die Begründung mit den Worten: εἰ Κλαρμένης μὲν καὶ. auf dem Fusse folgt, mit γὰρ statt des in solcher Verbindung allein üblichen ἄρα eingeführt sein sollte, kann wol unglaublich scheinen. (Z. B. 6, 100, 6: τῶν δὲ Ἑσπερίαν ἦν ἄρα οὐδὲν ὄγινε βοόλευμα, αὖ μὲν καὶ.)

106, 12 εἴτε πρὸς ταῦτα [δὲ] Ἰστιαίος (om. S V). 109, 4 ὁκοτέροισι βούλεσθαι προσφέρειν [ἢ Πίρρῳ ἢ Φολίῳ] (om. S V). 109, 7 ἡμέας δὲ ἐς τὰς νῆας ἐμβαίνειν ἢ. ἡμέας δὲ ἐς τὰς νῆας ἐσβαίνειν (εἰβ. S V F). 112, 9 καὶ προσφερόμενον [αὐτὸν] τὸν Ἀργείον (om. S V).

113, 1 μαχομένων δὲ καὶ τῶν ἄλλων Στησίνοιο καὶ. ἢ. μαχομένων δὲ καὶ τῶν ἄλλων αὖ Στησίνοιο καὶ. (Das Wörtchen, welches hier der Zusammenhang gebieterisch zu fordern scheint, ist α. B. auch 5, 27, 2 in S V ausgefallen). 114, 5 ἐμὸς μελισσῶν ἐσθὺς ἐς αὐτὴν κηρίαν μιν ἐνέπλη-

φαίνεται σφι εἶναι ἀδύνατα τὰ βασιλέος πράγματα ὑπερβαλέσθαι). 15, 3 παρείχοντο μὲν γὰρ, ὥσπερ κτλ. 1. οὐ παρείχοντο μὲν, ὥσπερ κτλ. (οὐ *S V* γὰρ om. *S V*). 15, 8 οὐκ ἐδικαίουν γενέσθαι τοῖσι κακοῖσι [αὐτῶν] ὅμοιοι. (Muss wol ein sprichwörtlicher Ausdruck gewesen sein). 23, 1 Σάμιοί τε [γὰρ] κομιζόμενοι ἐς Σικελίην ἐγίνοντο — καὶ Ζαγκλαῖοι κτλ. (om. *S V*). 23, 10 ὡς ἐπόθεντο ἐχομένην τὴν πόλιν [ἐωντῶν] ἐβοήθειον αὐτῇ (om. *S V*). 23, 14 Σκύθην μὲν τὸν μούναρχον τῶν Ζαγκλαίων ἀποβαλόντα τὴν πόλιν 1. Σκύθην μὲν τ. μούν. τῶν Ζαγκλ. ὡς ἀποβαλόντα τὴν πόλιν (ὡς *S V*). (Vgl. z. B. 9, 93, 17, κατέκρινας ὡς τὴν φυλακὴν κατακοιμήσαντα).

43, 6 ἄγων δὲ τὸν στρατὸν [τοῦτον] ὁ Μαρδόνιος — αὐτὸς μὲν ἐπιβὰς ἐπὶ νεὸς ἐκομίζετο ἅμα τῇσι [ἄλλῃσι] νηυσί (om. *S V*). „Heer“ und „Flotte“ werden einander entgegengesetzt. 48, 3 καὶ τὰς νέας [τὰς] πάσας ἐκόμισαν ἐς Ἀβδηρα (om. *S V*).

53 τάδε δὲ κατὰ ταῦτά — γράφω· τούτους [γὰρ δὴ] τοὺς Δωριέων βασιλέας (om. *S V*) — τούτους τοὺς Δωριέων βασιλέας ist Apposition zu τάδε. Vgl. z. B. 3, 16: πολλοῖσι μὲν νυν καὶ ἄλλοισι ἐστι σταθμώσασθαι — ἐν δὲ καὶ τῷδε τῷ [Λίβυος] Ἰνάρῳ παιδί Θαννύρῳ κτλ. 57, 4 καὶ ἀπὸ τούτων πρῶτον ἄρχεσθαι 1. καὶ ἀπὸ τούτων πρῶτων ἄρχεσθαι (πρώτων *V*). 58, 15 τούτων ὧν καὶ τῶν εἰλωτέων [καὶ αὐτῶν Σπαρτιητέων] om. *S V P*. Vgl. zwei Zeilen vorher: χωρὶς Σπαρτιητέων, wo es übrigens wol heißen muss: ἀριθμὸν τῶν περιοίκων. 69, 16 οὕτω [δὴ] ὧ καὶ ἔχεις πᾶν (om. *S V F*). 69, 20 λέγοντες ὡς [αὐτὸς ὁ] Ἀρίστων (om. *S V*). 75, 4 κατελθόντα δὲ [αὐτὸν] αὐτίκα ὑπέλαβε μανίῃ νοῦσος (om. *S V*).

75, 19 ὅτι τὴν Πυθίην ἀνέγνωσε τὰ περὶ Δημάρετον [γενόμενα] λέγειν. Die Pythia hatte un w a h r e s über Demaretos ausgesagt, was unmöglich τὰ-γενόμενα heißen kann. Das Wort ist wol in den Text geschlichen wie 136, 9 (auch in den besten Hss.). τὰ περὶ Δημάρετον wie 4, 154, 3: τὰ περὶ Βάκτον; 1. 93, 6: τὰ περὶ Κῦρον, um nur bei Personennamen zu bleiben. 82, 12 ὅτι οὐκ αἰρέει τὸ Ἄργος 1. ὡς οὐκ αἰρέει τὸ Ἄργος (ὡς *S V*). 85, 9 ἐὼν ἐν [τῇ] Σπάρτῃ δόκιμος ἐνῆε *S V F K P*. (Ebenso 63 fin. τῶν ἐν [τῇ] Σπάρτῃ om. *S V P K F*; 86, 2) 5: ἦλθον ἐς [τὴν] Σπάρτην (om. *S V P*). 86, 1 fin. καὶ τάδε [τὰ] σύμβολα σῶζε λαβών (om. *S V*). 87, 6 steht πεντετηρὶς (als Schömann's Conjectur bei Bekker empfohlen) in *S V*. 92, 1 ταῦτα μὲν νυν σφίας [αὐτοὺς] οἱ Ἀλγινῆται ἐργάσαντο (om. *S V*). 95, 10 καὶ τὸν πεζὸν στρατὸν ἐσβιβάσαντες [ἐς τὰς νέας] (om. *S V*). 98, 4 καὶ ὅσατα μέχρι ἐμεῦ σειςθεῖσα 1. καὶ ὅσατα τὸ μέχρι ἐμεῦ σειςθεῖσα (τὰ *S V*).

98, 13 [καὶ ἐν χρησμῷ — ἀκίνητόν περ εὐθυσαν] om. *F K M*. Diess scheint einer der seltenen Fälle, in denen die schlechtere Hss. Classe von einer Interpolation frei geblieben ist; ebenso fehlt der von Bekker 6, 123 mit Recht aus dem Text verwiesene Abschnitt in *F K M P*. Die

obigen ungeschickten Worte erinnern an die plumpe Interpolation 8, 77 *χορηγοίαι* — *ἐνδείκται* (von Krüger verdächtigt).

100, 12 *φράζει τοῖσι ἤκουσι* [ταῖς] *Ἀθηναίων* (om. *S VF*). 103 *ἢν. ὁ μὲν δὲ πρεσβύτερος τῶν παίδων* [τῷ] *Κίμωνι* (om. *S V*). *παρὰ τῷ πάτρι Μιλτιάδῃ* l. *παρὰ τῷ πάτρι οἱ Μιλτιάδῃ*? (*S of—V f*). 104, 8 *ὅπῃ διακιστῆριον* [αὐτόν] *ἀγαγόντες* (om. *S V*). 108 *καὶ πόνοτος ἔπει* *αὐτῶν* [οἱ] *Ἀθηναῖοι* (om. *S V*). 119, 18 *τὸ δὲ ἔλαιον* [συνάγουσι *ἐν ἀγγείοις*, τὸ] *αἱ Πέρσαι καλίουσι* [τοῦτο] *ῥαδιτάκην* om. *VFAH* — *τοῦτο VPKP*. So wollte schon Gronov lesen. 123, 9 sind mir die Worte *τοὺς λοιποὺς* so entschieden verdächtig, wie sie schon Wesseling erschienen. 127, 7 *οὗτος δὲ ἐν τοῦ Ἰονίου κόλπον* l. *οὗτος δὲ ἐν τοῦ Ἰονίου κόλπον* Ebenso in *ἢν. οὗτος δὲ ἀπ' Εὐβοίης μεσῶς* (hier mit *S*). 133 in *ἢν. οἱ δὲ ὅπως διαπολάξουσι τὴν πόλιν* [τοῦτο] *ἐμμηχανίστο* (om. *S V*). 137, 13 *ὡς δὲ* [αὐτοὶ] *Ἀθηναῖοι λέγουσι* (om. *S V*). 138 in *ἢν. προσαπολλύνουσι δὲ σφῶν καὶ τὰς μητέρας* l. *προσαπολλύνουσι δὲ σφῶν καὶ τ. μ.* (σφῶν *S V*). 139, 12 *καὶ τράπεζαν ἐπιπλήν ἀγαθῶν πάντων παραθέντες* l. *καὶ τράπεζαν ἐπιπλήν ἀγαθῶν παντοίων παραθέντες* (dies auch bieten, was freilich unerheblich, die Hss. des Suidas s. v. *ἐπιπλήν* Ed. Bernh. I, 2 S. 443).

Wien.

Th. Gomperz.

Dr. C. Vogel's und O. Delitsch's Wandkarte der Hemisphären auf Wachstuch. Leipzig, Hinrichs, 1859. Zwei Blätter von circa 29 □ Schuh Flächenraum (65" im Gevierte). Preis auf schwarzem Grunde 14 Thaler, auf blauem Grunde 15 1/2 Thaler. Das Wandgradnetz allein 3 1/2 Thaler.

Im J. 1857 erschien die erste der von den beiden obengenannten Autoren beabsichtigten vier Wandkarten auf Wachstuch, näm-

träglich ist und als ein Rückschritt gedeutet werden könnte. Trotz der eigenthümlichen und vielfachen Schwierigkeiten, die sowohl Zeichner als Vervielfältiger zu überwinden hatten, ist durch Fleiß und Beharrlichkeit, durch gewissenhaftes Benützen der erreichbaren besten Materialien einerseits und durch die durch Übung gesteigerte Geschicklichkeit andererseits ein Product entstanden, das die Kritik, besonders vom Standpunkte des Schulzweckes, dem eigentlichen Kern der Arbeit, wohl zu bestehen vermag. Es ist kein flüchtiges Kind der Speculation, die beim Auftauchen einer neuen Idee besseren Arbeiten, die Zeit und Mühe brauchen, den Rang ablaufen will, es ist ein Erzeugnis, hervorgegangen aus gutem Wissen und Gewissen, aus der Erkenntnis eines unzweifelhaft nachhaltigen Erfolges bei gehöriger Anwendung. Ein näheres Eingehen wird diese Meinung zu rechtfertigen suchen.

Bezüglich der Umrisse gewahrt man eine der Vervielfältigungsweise angemessene und für den Schulzweck genügende Richtigkeit und Reichhaltigkeit, selbst eine unbestreitbare Nettigkeit, ungeachtet der Druck mit zusammengesetzten Holzplatten, Metallstanzen und Ölfarben eigenthümliche Hindernisse bietet. Man muss mühsam suchen, um Spuren der Zusammensetzung zu entdecken, oder kaum merkbare Lücken im Gewässernetze. Letzteres erscheint zufolge der Metallstreifen zuweilen etwas eckig, ohne deshalb dem Charakter des Laufes ungemäß zu werden. Sehr geübte Topographen pflegen auf ihren Skizzen und Studien absichtlich den Lauf der Gewässer auf gleiche Art zu charakterisieren, und es kann nicht geläugnet werden, dass die Auffassung durch die derbere Contour sogar erleichtert wird. Dass die kleinen Inseln im Drucke gleichförmig kreisrund und größer ausfallen, ist kein Umstand von Belang, im wahren Mafse würden sie kaum sichtbar sein. Muss doch so vieles auf unsern besten topographischen Karten vielmal größer ausgedrückt werden, als dem Verhältnisse der natürlichen Dimension entspricht.

Zum Ersatze der schraffirten Bergzüge findet man fünf Schichtentöne für die Höhen bis 500, 1500, 4000, 8000 und über 8000 P. F. Weiter noch die Schneeregion. Es zeigt sich, dass bis zur Vollendung der Arbeit die Ausbeute der Wissenschaft redlich beachtet wurde; dass allerneueste Entdeckungen nicht mehr berücksichtigt werden konnten, versteht sich von selbst, und es wäre ungerecht zu verlangen, dass die Ergebnisse der kaum verkündeten neuesten Entdeckungen Burton's u. a. schon im Bilde des innern Südafrica's erscheinen, das seit Monaten durch die Presse geht. Ist doch der Zeichner ohnedem schon in dem ungünstigen Falle, bei dem Mangel einer üblichen Darstellung zweifelhafter Unebenheitsverhältnisse, hypothetische Voraussetzungen oder gar Unbekanntes in bestimmter Form hinzustellen. Wenn Hrn. Delitsch's Zeichnung in dieser Beziehung im Innern Africa's später einigen Modificationen der Umrisse unterliegen wird, so theilt sein Werk nur das Schicksal so vieler anderer, zu ihrer Zeit trefflicher Arbeiten hohen Fleißes, die durch die Erweiterung unseres erdkundlichen Wissens

veraltet sind. Wo über noch unersorschte Stellen Meinungen herrschen, z. B. über den Ober-Lauf der himalayischen Flüsse, ist Hr. Delitsch den haltbarsten Ansichten gefolgt.

Was die Wirksamkeit der Schichtenzeichnung anbelangt, so muss, abgesehen von der zuvor entschuldigten Unsicherheit, auch in Rechnung gebracht werden, dass nur wenige Schichten, darunter solche von grossem Abstände gewählt werden mussten, und alle Schnitte derselben einer allgemeinen Scala unterliegen. Wenige Schichten waren nöthig, um die Kosten des Druckes nicht zu sehr zu vermehren; der Abstand mehrerer Tausend Fusa war eine natürliche Folge davon. Die allgemeine Scala hindert zwar das Zerschneiden eines Gebirges in mehr ausagende charakteristische Abstände, sie ist aber zum Vergleiche unerlässlich und macht sich, in Verbindung mit sehr beschränkter Schichtenzahl, mehr bei nachbarlichen Detaildarstellungen von, an Höhe und Form verschiedenen, Gebirgen als lästige Norm fühlbar. Bei dem noch sehr kleinen Mafsstabe der Hemisphären, obwohl sie 5 Schuh Durchmesser haben, kann von einem detaillierten orographischen Bilde keine Rede sein, es muss generalisirt werden und zuweilen sogar mit kleinen Abweichungen, um das allgemeine Bild in einfachen Grundzügen falschlich erscheinen zu machen. Nicht die Einzelheiten wirken an solchen Stellen, sondern die Massen und der Charakterausdruck. Wenn die Alpen nur 2 □ Zolle bedecken, so können unmöglich alle einzelnen Inseln der Schneeregion ausgedrückt werden, und könnte dies geschehen, so würde die Absicht, die Alpen als ein in die Schneeregion reichendes Gebirge von weitem erkennen zu lassen, durch die Unausgichigkeit des Mittels vereitelt werden; um das zu verhindern, dürfen nur die grossen Massen Ausdruck erhalten, sogar nach Umständen einen überschwänglichen u. s. f. In diesem Sinne hat auch Hr. Delitsch seine Aufgabe richtig erfißt und lohnenswerth durchgeführt. Auffällig



Unterrichte zu verwenden sind, ist dem Praktiker, der unter den verschiedenen Methoden, nach welchen Geographie vorgetragen werden kann, sich der wirksamsten, der zu Grundlegung eines verständigen gewandten Kartenlesens, zugewendet hat, hinlänglich bekannt, so wie dass dieses Kartenlesen nicht im Ablesen der Namen von einer beschriebenen Karte, sondern im Lesen und Memorieren der überblickten Gegenstände bestehe. Diese in ihrem Zusammenhange aufzufassen, durch öftere Wiederholung, durch Einzeichnung des fehlenden, durch einzelne, später durch zusammengesetztere Reproduktionen zu üben, ist das Ziel des Elementar-Unterrichtes, bei dem die Karte die Hauptrolle spielt, und dem zur vollen Ausbeutung noch die Netz-Wandkarten dienen. Dem Lehrer, welcher die Wirksamkeit der Methode des successiven Entstehenlassens der Karte auf dem leeren Netze während seines Vortrages bei gleichzeitigem Nachzeichnen der Schüler erprobt hat, sind die Netzkarten ein unentbehrliches Hilfsmittel, da sie ihm die stets sich wiederholende Mühe des vorherigen Entwurfes ersparen.

Noch fehlt eine Karte in dem versprochenen Cyclus. die von Mitteleuropa. Es ist zu erwarten, dass sie ein ebenbürtiges Product zu ihren Vorgängern werden und ihnen, trotz den mit dem gröfseren Mafstabe sich bedeutend mehrenden Schwierigkeiten, in nichts nachstehen werde. Dafür bürgt der gewissenhafte Fleifs des Hrn. Prof.'s O. Delitsch und der pädagogische Tact des Begründers dieser Schichtenwandkarten, Hrn. Dr.'s Vogel, der mit grofser Befriedigung auf seine langjährigen Leistungen für die Schule zurückblicken kann, und auf die weithin reichenden Erfolge, die mit seinen Werken errungen worden sind.

Wien.

A. Steinhauser.

Dritte Abtheilung.

Verordnungen für die österreichischen Gymnasien; Statistik.

Personal- und Schulnotizen.

(Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen u. s. w.) — Der Supplent am Gymnasium zu Roveredo, Hr. Jakob Verbas, zum wirklichen Lehrer an derselben Lehranstalt.

— Über Vorschlag des bischöfl. Capitular-Consistoriums zu Laibach zu Religionslehrern am dortigen Gymnasium die Welpriester, Hr. Domcaplan Dr. Johann Gogola und Hr. Joseph Marn.

— Der Supplent am Gymnasium zu Spalato, Hr. Hieronymus Cindro, zum wirklichen Lehrer an derselben Lehranstalt.

— Der Schulrath in Siebenbürgen, Hr. Karl Schuller, ist über sein Ansuchen in den bleibenden Ruhestand versetzt, und demselben bei diesem Anlasse in Anerkennung seines vieljährigen, durch hervorragende Verdienste ausgezeichneten öffentlichen Wirkens, der Titel und Rang eines Statthalterseirathes Allerhöchstdigst verliehen worden.

— Der provisorische Director des kathol. Gymnasiums zu Hermannstadt, Hr. Dr. Theol. Wenzel Krátký, mit Allerhöchster Entschliessung zum wirklichen Director dieser Lehranstalt.

— Dem Director der Oberrealschule zu Brünn, Hr. Joseph Auspitz, ist für sein eifriges und erfolgreiches Wirken zur Hebung und Förderung gewerblicher Kenntniss, das goldene Verdienstkreuz mit der

II. Bei den judiciellen Staatsprüfungen:

als Präses: Dr. Ignaz Graßl, k. k. Regierungsrath und ordentlicher Professor;

als Vicepräses: Joseph v. Schulheim, k. k. Ober-Landesgerichtsrath;

als Prüfungs-Commissäre: Dr. Anton Beck, k. k. Ministerial-Secretär im Justizministerium; Dr. Joseph Dworžak, k. k. außerordentlicher Professor; Dr. Franz Edlauer, k. k. ordentlicher Professor; Dr. Franz Egger und Dr. Joseph Ellinger, Hof- und Gerichtsadvocaten; Dr. Julius Glaser, k. k. außerordentlicher Professor; Ludwig Freiherr v. Haan, k. k. Ministerialrath im Justizministerium; Dr. Franz Haimperl, k. k. ordentlicher Professor; Dr. Franz Kalessa, k. k. Ober-Finanzrath; Dr. Gustav Keller, k. k. Ober-Landesgerichtsrath und Ober-Staatsanwalt; Dr. Wenzel Kolisko und Dr. Karl Krammer, Hof- und Gerichtsadvocaten; Eduard Krenn, k. k. Ober-Landesgerichtsrath; Dr. Joseph Kreuzberger, Hof- und Gerichtsadvocat; Dr. Eduard List, k. k. Landesgerichtsrath; Dr. Michael Melkus, k. k. Notar; Dr. Eugen Megerle v. Mühlfeld, Hof- und Gerichtsadvocat; Dr. Leopold Neumann, k. k. Regierungsrath und ordentlicher Professor; Dr. Theodor Pachmann, k. k. ordentlicher Professor; Dr. Emanuel Raindl, Hof- und Gerichtsadvocat; Johann Salomon, k. k. Ober-Landesgerichtsrath; Dr. Leopold Schiestl, Hof- und Gerichtsadvocat; Dr. Moriz v. Stubenrauch, und Dr. Joseph Unger, k. k. ordentliche Professoren; Dr. Wilhelm Wahlberg, k. k. außerordentlicher Professor; Dr. Joseph Weisl und Dr. Eduard v. Wiedenfeld, Hof- und Gerichtsadvocaten.

III. Bei den staatswissenschaftlichen Staatsprüfungen:

als Präses: Dr. Eduard Ritter v. Tomaschek, k. k. Ministerialrath im Ministerium für Cultus und Unterricht;

als erster Vicepräses: Dr. Johann Springer, k. k. Regierungsrath und ordentlicher Professor;

als zweiter Vicepräses: Dr. Moriz v. Stubenrauch, k. k. ordentlicher Professor;

als Prüfungs-Commissäre: Dr. Hermann Blodig, k. k. Professor am Polytechnicum; Dr. Joseph Dworžak, k. k. außerordentlicher Professor; Dr. Adolf Ficker, k. k. Ministerial-Secretär; Dr. Otto Freiherr v. Hingenaus, k. k. Bergrath und außerordentlicher Professor; Dr. Gustav Höfken, k. k. Sectionsrath; Dr. Franz Kalessa, k. k. Ober-Finanzrath; Dr. Leopold Neumann, k. k. Regierungsrath und ordentlicher Professor; Dr. Lorenz Stein, k. k. ordentlicher Professor.

— Der außerordentliche Professor der Pathologie und Therapie u. s. w. an der Universität zu Prag, Hr. Dr. Johann Waller, zum ordentlichen Professor dieser Lehrfächer.

— Dem außerordentlichen Professor der Pædiatrik u. s. w. zu Prag, Hrn. Dr. Joseph Löschner, ist, in Anbetracht seiner fortgesetzten verdienstlichen Leistungen im Lehrfache, der kaiserliche Rathstitel taxfrei Allergnädigst verliehen worden.

— Der Scriptor der Innsbrucker Universitätsbibliothek, Hr. Alois Joseph Hammerle, zum Bibliothekar der Salzburger Studien-Bibliothek.

— Auch im laufenden Studienjahre hält der k. k. o. ö. Universitätsprofessor, Hr. Dr. August Kunzck, an der k. k. Universität populäre Vorträge über Physik, und zwar vom 6. November l. J. anfangen an allen Sonn- und Feiertagen von 11 bis 12 Uhr Vormittags (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 9. November l. J., Nr. 282.)

— Das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht hat mit Er-

laß vom 26. October 1859 bestimmt, dass an den öffentlichen Gymnasien in den venetianischen Provinzen, sowie an dem Staatsgymnasium zu Mantua von dem daselbst mit 1. November beginnenden Schuljahre 18⁵⁹%, angefangen bis auf weiteres nur solche Studierende als öffentliche Schüler zugelassen oder als Privatschüler inscribirt werden dürfen, welche in dem bezüglichen Provinzen ihr legales Domicil haben.

— Dem Director der geologischen Reichsanstalt, Hrn. Sectionsrathe Wilhelm Haidinger, ist, in Anerkennung seiner hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen überhaupt und insbesondere der Verdienste, die er sich bei der Leitung der besagten Anstalt erworben, der Titel und Charakter eines wirklichen Hofrathes mit Rücksicht der Taxen Allerhöchstdigst verliehen, auch ist demselben Allerhöchstdigst gestattet worden, das Commandeurkreuz des k. portugiesischen Christus-Ordens anzunehmen und zu tragen.

— Se. k. k. Apost. Majestät haben Allerhöchstdigst zu gestatten geruht, dass der Professor, Dr. Beda Dudík, das Ritterkreuz des k. sächsischen Albrecht-Ordens annehmen und tragen dürfe.

— Aus Anlaß der Schillerfeier haben die österreichischen Dichter: Hr. Franz Grillparzer und Hr. Eligius Freiherr v. Münch-Bellingshausen (Friedrich Halm), ersterer von der Universität zu Leipzig, letzterer von der zu Jena, das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie erhalten.

— Der Statthaltereirath und Landesarchiv-Director in Mähren, Hr. P. Ritter v. Chlumetzky, zum auswärtigen und der mährisch-sächsischen Archivar, Hr. D. J. Chytil, zum correspondierenden Mitgliede der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.

(Concourse, Erledigungen, Stiftungsplätze, Stipendien a. a. w.) — Am k. k. Gymnasium zu Olmütz eine Lehrerstelle für lateinische und griechische Sprache, mit einem jährl. Gehalte von 945, eventual 1050 fl. ö. W. und dem Anspruch auf die gesetzlichen Decennalzulagen. Termin: 15. August l. J., bei der k. k. mähr. Statthalterei. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 9 Juli l. J., Nr. 160.)

Die Lehrkanzel für Mineralogie, Geognosie, Paläontologie und

bei dem bischöfl. Consistorium zu St. Pölten. (S. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 15. November l. J., Nr. 288.)

— Über einen erledigten Adam Isaak Arnstein'schen Stiftungsbetrag, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 2. Juli l. J., Nr. 153.

— Über drei an der k. k. Theresianischen Akademie erledigte Battascher Stiftungsplätze, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 9. Juli l. J., Nr. 160.

— Über ein oder eventuel mehrere in Erledigung kommende Mannagetta'sche Familienstiftungsplätze, s. Amtsbl. z. W. Ztg. v. 2. Juli l. J., Nr. 160.

— Über Wieder
in der Theresiani
Ztg. v. 28. October l.

— Über die Erlö
stiftungsplätze, s. Am

— Über die Erlö
ner Handelsakad
Nr. 274.

— Über ein er
pendium, s. Amtsbl.

— Über ein
Stipendium, s. Amtsbl.

rgilianischen Stiftungsplatzes
in Wien, s. Amtsbl. z. Wr.

J. v. Radler'scher Familien-
Nr. 29. October l. J., Nr. 271.

Freizüglingsplätzen an der Wio-
z. Wr. Ztg. v. 1. November l. J.,

ernand Hörak'sches Handsti-
November l. J., Nr. 285.

ernhard v. Pocksteiner'sches
5. November l. J., Nr. 288.

(Todesfälle.) —

Wetterau) der lutherische Pfarrer, Hr. Rudolph Ludwig Oeser, als volksthümlicher Schriftsteller unter dem Namen O. Glaubrecht in weiteren Kreisen bekannt.

— Am 19. October l. J. zu Krems der hochw. Hr. Joseph Bach Stadtpfarrer, Propst, Dechant, Ehrendomherr, Bezirks-Schulaufseher, bischöflicher Studien-Commissär, Ritter des Franz Joseph-Ordens.

— Am 22. October l. J. zu Kassel der General-Musik-Director, Hr. Ludwig (Louis) Spohr, (geb. am 5. April 1784, zu Gandersheim im Braunschweig'schen), als Componist von Opern, Kammermusiken, Messen, Oratorien und Liedern rühmlichst bekannt.

— Am 26. October l. J. zu Leipzig Hr. Friedrich Bülow, (geb. am 8. October 1805 zu Freiburg im Erzgebirge), ordentlicher Professor der praktischen Philosophie und Politik u. s. w. an der Leipziger Universität bekannt als Fachschriftsteller und Publicist.

— Am 31. October l. J. zu Jena Hr. Dr. Ernest Apelt, ordentlicher Professor der Philosophie an der dortigen Universität, als Lehrer und Fachschriftsteller („Die Epochen der Geschichte der Menschheit“ 2 Bände, „Johann Keplers astronomische Weltausicht“, „Die Theorie der Induction und zuletzt Metaphysik“ u. s. w.) bekannt.

— Am 31. October l. J. zu Linz Se. Hochwürden der Domdechant, Hr. Matth. Kirchsteiger, Ritter des k. österr. Leopold-Ordens, als theologischer Schriftsteller geachtet.

— Am 1. November l. J. zu Pesth Hr. Anton Kronberger, Priester der Veszprimer Diöcese, Redacteur des Volksblattes „Der katholische Christ.“

— Am 3. November l. J. in Zittau der Archidiaconus, Hr. Dr. Christian Peschek, auswärtiges Mitglied der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften u. s. w., um die Geschichte seiner Vaterstadt Zittau hochverdient, so wie als Geschichtsforscher („Geschichte der Gegenreformation in Böhmen“, „Die böhmischen Exulanten in Sachsen“ u. m.) in weiteren Kreisen bekannt, im 73. Lebensjahre.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Lateinische und deutsche Übersetzungsproben¹⁾.

III.

Die Gesetzgebung des Lycurgus
und Solon. (Von Schiller.)

Um den Lycurgischen Plan gehörig würdigen zu können, muss man auf die damalige politische Lage von Sparta zurücksehen und die Verfassung kennen lernen, worin er Lacedämon fand, als er seinen neuen Entwurf zum Vorschein brachte. Zwei Könige, beide mit gleicher Gewalt versehen, standen an der Spitze des Staates; jeder eifersüchtig auf den andern, jeder geschäftig sich einen Anhang zu machen und dadurch die Gewalt seines Throngehilfen zu beschränken. Diese Eifersucht hatte sich von den zwei ersten Königen Procles und Eurysthen auf ihre beiderseitigen Linien bis auf Lycurg dergestalt fortgeerbt, dass Sparta während dieses langen Zeitraums

*Comparantur inter se Lycurgi
leges et Solonis.*

*Lycurgi constitutum quod fuerit
vere aestimare cupientes res ipsa
hortari videtur supra repetere ac
Spartanorum res publica qualis
tum temporis fuerit disserere, cum
denovo ille legibus civitatem con-
stituere temptavit. Summum igitur
in civitate locum obtinebant binii
reges, quorum alter alteri parem
qui utebatur potestatem cum in-
viderat, factione magis pollere
studebat, quod malum inde a
primis regibus Eurysthenes et Procle
ad utriusque posterum quasi here-
ditate propagatum multos per an-
nos adeo invaluerat, ut usque ad
Lycurgi aetatem continuo Sparta
partium contentione turbaretur.
Iam vero quod singuli fere reges,
qui in suis partes neminem trahere*

Verzweiflung der letzteren äußerte sich in Empörung. Von innerer Zwietracht zerrissen musste der schwache Staat die Beute seiner kriegerischen Nachbarn werden oder in mehrere kleine Tyrannien zerfallen. So fand Lycurgus Sparta; unbestimmte Grenzen der königlichen und Volksgewalt, ungleiche Austheilung der Glücksgüter unter den Bürgern, Mangel an Gemeingeist und Eintracht und eine gänzliche politische Entkräftung waren die Übel, die sich dem Gesetzgeber am dringendsten darstellten, auf die er also bei seiner Gesetzgebung vorzüglich Rücksicht nahm.

Als der Tag erschien, wo Lycurgus seine Gesetze bekannt machen wollte, lies er dreißig der vornehmsten Bürger, die er vorher zum besten seines Planes gewonnen hatte, bewaffnet auf dem Marktplatz erscheinen, um denen, die sich etwa widersetzen würden, Furcht einzujagen. Der König Charilaus, von diesen Anstalten in Schrecken gesetzt, entfloh in den Tempel der Minerva, weil er glaubte, dass die ganze Sache gegen ihn gerichtet sei. Aber man benahm ihm diese Furcht und brachte ihn sogar dahin, dass er selbst den Plan des Lycurgus thätig unterstützte.

Zu Hause fand der Spartaner nichts, das ihn hätte fesseln können; alle Reize hatte der Gesetzgeber seinen Augen entzogen. Nur im Schoße des Staates fand er Beschäftigung, Ergötzung, Ehre, Belohnung; alle seine Triebe und Leidenschaften waren nach diesem Mittelpuncte hingeleitet. Der Staat hatte also die ganze Energie, die Kraft aller seiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeist, der alle zusammen entflammte, musste sich der Nationalgeist jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher ist es kein Wunder, dass die Spartanische Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich erscheinen muss. Daher kam

sua dissociaretur, ut singulis dominis singulae partes purerent. Haec erat Sparta conditio, ad mores, ubi Lycurgus prodit, qui cum intellexisset populi regumque iura incerta fluctuare, singulorum civium opes nimis inter se differre, deesse communitatem et concordiam, publicas opes praesens esse imminutas, summum inde lumen periculum iura ratus novis legibus scriptis immutare ea omnia et in melius convertere studebat.

Atque eo quidem die, quo promulgare leges suas statuerat, triginta ex nobilissimis civibus, quorum ante sibi animos conciliaverat, in forum armatos produxit, ut si qui forte oppugnari essent terrerentur. Quae cuncta Charilaus rex contra se vola esse ratus in aedem Minervae confugit: sed mox meliora edocuit illa sententiam mutavit, ut Lycurgi consilia Atridae ipse iungeret.

Spartani cum domesticae vitae intercebris ac delictis tantum non omnibus eo consilio essent ab Lycurgo privati, ut sola singulis res publica labores gaudia, praemia honores praeberet, non poterant non hac re incitari, ut in unum quasi una quicque studia ac vires conferrent et converterent iam vero communitas illa, qua omnium robur ac vires erant in rem publicam conversae, cum ad singulorum civium animos necessario ita redundaret, ut quo quoque erga patriam accensus esset ardore amoris magis in dies efferveresce- ret, mirum non est, eam eadentem integritatem ac virtutem,

es, dass bei dem Bürger dieser Republik gar kein Zweifel stattfinden konnte, wenn es darauf ankam, zwischen Selbsterhaltung und Rettung des Vaterlandes eine Wahl zu treffen. Daher ist es begreiflich, wie sich der spartanische König Leonidas mit seinen dreihundert Helden die Grabeschrift verdienen konnte, die schönste ihrer Art und das erhabenste Denkmal politischer Tugend:

Erzähle, Wandrer, wenn Du nach Sparta kommst, dass wir, seinen Gesetzen gehorsam, hier gefallen sind^{*)}.

quae in universum intuenti vis credibilis esse videatur. Hinc igitur factum, ut huius civitatis ceteris omnino dubius esse non posset utrum eligeret, ubi alterum tantum ei relictum erat, ut aut se ipsum, aut patriam servaret. Inde facile intelligitur, quibus animis Leonidas Spartanorum rex ac trecenti eius comites elogium illud meruerint praeter ceteris omnibus cum laudantissimum laudatorum virtute celebratum (quo neque pulchrius ullum excogitari neque iustius tributum publicae virtuti potuit).

Dic, hospes, Sparta, nos te hic vidisse iacentes Dum sanctis patriae legibus obaequimur.

*) Simonid. Cel. epigr. fr. 93 Bergk. ed. alt:

*Ὁ ξείν', ἀγγέλλειν Λακεδαιμονίοις, ὅτι τῶδε
κείμεθα τοῖς καίτοις ἔφηροι καὶ θόμβοι.*

Die im Texte gegebene Übersetzung ist bekanntlich die des Cicero (Tusc. I. 42. 101), welche freilich an die Einfachheit und Eleganz des Originals nicht heranreicht. Man könnte etwa auch versuchen:

*Dic, hospes, Sparta, quem nos lex iussit, eundem
Vires, defunctos obtinuisse locum.*

oder *Parentes patriae nos legibus obtinuisse*

Qui legi haec, hospes, dic Lacedaemoniis.

oder *Ossa, refer Sparta, nos hic posuisse, viator,*

Dum sanctis patriae legibus obaequimur.

oder *Qua lex sancta patrum nos iussit stare, viator,*

Mortua Spartanis ossa cubare refer.

Gefallenen zu danken. Zu einer solchen unnatürlichen Stärke des Geistes hätte man der Menschheit nicht Glück wünschen sollen. Eine zärtliche Mutter ist eine weit schönere Erscheinung in der moralischen Welt, als ein heroisches Zwittergeschöpf, das die natürliche Empfindung verläugnet, um künstliche Pflicht zu befriedigen. Welch schöneres Schauspiel gibt der rauhe Krieger Coriolanus in seinem Lager vor Rom, der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Thränen der Mutter nicht fließen sehen kann.

pla adcurrit ut grates ageret pro occiso altero, hunc animi rigorem contra naturam duratum minime laudibus celebrandum esse ego quidem censeo, quippe cui mater liberorum amore tantis multo propius accedere videretur ad iustam et ingenuam probitatem, quam quae ultra humanum modum egressa ut fictae alieni legi obsequatur vel seminum exit. Quanto magis adridet severi illius militis exemplum Coriolani, qui cum ad urbis Romae portas castra posuisset, quoniam flecti resistere matri nequibat, et ultionis et victoriae opportunitatem dimisit.

Wir haben gesehen, dass Fortschreitung des Geistes das Ziel des Staates sein soll. Der Staat des Lycurgus konnte nur unter der einen Bedingung fortdauern, wenn der Geist des Volkes stille stünde; er konnte sich also nur dadurch erhalten, dass er den höchsten und einzigen Zweck eines Staates verfehlte. Was man also zum Lobe des Lycurgus angeführt hat, dass Sparta nur so lange blühen würde, als es dem Buchstaben seines Gesetzes folgte, ist das Schlimmste, was von ihm gesagt werden konnte. Eben dadurch, dass es die alte Staatsform nicht verlassen durfte, die Lycurg ihm gegeben, ohne sich dem gänzlichen Untergang auszusetzen, dass es stehen musste, wo ein einziger Mann es hingeworfen, eben dadurch war Sparta ein unglücklicher Staat, und kein traurigeres Geschenk hätte ihm sein Gesetzgeber machen können, als diese gerühmte ewige Dauer einer Verfassung, die seiner wahren Größe und Glückseligkeit so sehr im Wege stand.

lam vero cum satis patet, hoc summum idemque unum legum publicarum consilium esse debere, ut eorum qui parcam animi ad meliorem cultum et maturitatem temporum decursu excolantur, res publica qualem Lycurgus constituit non potest non a vero bonoque longe abfuisse dici, quippe quae hac sola condicione durare posset, ut civium animi immoti quasi torperent. Et quod hic illic fuisse qui gloriantes iactarent, vigere Spartam omnino non potuisse, nisi quamdiu Lycurgi legum vestigia quam artissime persequeretur, id tantum abest ut in laudem Lycurgi trahi possit, ut nihil omnino de eo dictum sit acerbum. Nam Sparta quod ab ipsa est antiqua rei publicae forma, quam Lycurgus legibus sanxerat, nisi omnino inruptura in perniciem non debebat deflectere, tanto eadem utique condicionem retinere et quo statu unius vtri arbitrium reliquerat stare immota, hac ipse re misere oppressa languebat, ut cui legum auctor nihil potuisset tristius intungere celebrata illa legum perpetuitate, quae verae magnitudini ac felicitati tanto opere obficebat.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Vortrag, gehalten bei der Schillerfeier des k. k. akad. Gymnasiums zu Wien¹⁾.

Heute vor hundert Jahren wurde ein stilles schwäbisches Bürgerhaus durch die Geburt eines Knäbleins in lebhafte und freudige Aufregung versetzt — aber keiner von denen, die des Neugeborenen Wiege theilnehmend umstanden, mochte ahnen, dass die Stunde dieser Geburt von vielen tausenden gesegnet, von einem großen Volke noch nach einem Jahrhunderte dankbar gefeiert würde. Friedrich der Große von Schwaben, wie ein Novellist unserer Tage in treffendem Scherze sagt — unser Friedrich Schiller ist es, dessen Gedächtnis das Vaterland heute feiernd begeht: ja so weit deutsche Laute tönen, über die Grenzen un-

immer mehr würdigen lernen, durch dessen Streben und Schaffen wir uns recht lebendig als Deutsche fühlen.

Zwar will ich keine Lebensgeschichte des großen Dichters geben — denn was könnte ich da in der Hauptsache vorbringen, was nicht jedem von Ihnen bekannt oder doch leicht zugänglich wäre — noch weniger eine kritische Beleuchtung seiner Kunst im allgemeinen oder eines besonderen Kunstwerkes — wir würden uns bei einem solchen Beginnen gar leicht die festliche Stimmung trüben, wenn wir dessen gedenken müssten, was in jener Hinsicht aus Unverstand oder Übelwollen gegen den Dichter gesündigt worden ist; es lockt mich vielmehr der Versuch ein Bild des Mannes vor Ihre Seele zu rufen, der über seine Zeitgenossen eine fast dämonische Gewalt des Geistes übte, und den bei seinem Scheiden „jedes Herz verloren hatte.“ Zu dem vergänglichen Menschenangesicht, das uns die zeichnenden Künste aufbewahrt haben, sollen die unsterblichen Züge seines Geistes gesammelt werden, und zwar aus seinen Kunstwerken wie aus den Zeugnissen, die uns sein vielseitiger brieflicher Verkehr mit den Besten der Zeitgenossen in reichem Maße zukommen ließ.

Die Vorsehung hat die junge Seele unseres Schiller in eine Umgebung gesetzt, die für die Entfaltung ihrer zarten Keime von den segensreichsten Einflüssen war. Das Vorbild eines bis in sein Alter nach Vervollkommenung mit äußerster Willenskraft strebenden redlichen Vaters, die liebevolle Leitung einer frommen, nur in der Aufopferung für die Ihrigen beglückten Mutter, sowie der christlich rechtschaffene, bürgerliche Sinn des Hauses gaben dem Knaben frühe die Richtung für sein ganzes Leben. Das Wort Gottes und eine Anzahl religiöser Dichtungen hörte der junge Schiller alsbald aus dem Munde der Mutter, deren liebste Erholung es war, die Kinder diesen reichen Quellen menschlicher Erbauung und Veredlung zuzuführen. Der hier gestreute Same, sowie der Unterricht des lebenswürdigen Pfarrers Moser in Lorch, dem der dankbare Zögling ein so schönes Denkmal in seinen Räubern setzte, weckten die Neigung des Knaben zum Predigerstande. Damals trat also schon der durch sein ganzes spätere Wirken hindurchgehende Zug hervor „zu lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren.“

Aber die empfängliche Seele des Knaben, die einer liebevollen Mittheilung sich sinnig erschloss, wurde auf der lateinischen Schule zu Ludwigsburg durch pedantischen Regelzwang abgestoßen und verletzt. Zwar erfüllte auch hier Schiller, besonders im Hinblick auf seinen Vater, jede Forderung auf das gewissenhafteste; aber die freithätige Lust zur Arbeit war durch eine geistlose Methode herabgestimmt. Noch nachtheiliger für seine Gesamtbildung war das schwere Opfer, welches der gute Sohn seinen Eltern durch den Eintritt in die Karlsschule brachte, und die dadurch bedingte Lossagung von dem gewählten Berufe.

Für die Bildung seines Charakters freilich war dies gerade von den wichtigsten Folgen: denn hier wurde in der fast weiblichen Seele des Jünglings eine Widerstandskraft geweckt und geübt, die ihm in allen Lebensgeschicken Halt und Festigkeit gewährte. Der barbarische Druck, unter dem mittelmäßige Naturen verkommen, erfüllte die Besseren mit einem ingrimmigen Freiheitsdrange, der bei Schiller noch dadurch gesteigert wurde, dass sein Berufsstudium ihm aufgedrungen und die Beschäftigung mit der Literatur, zu der eine stets wachsende Neigung ihn zog, durch die Vorschriften der Anstalt auf das strengste verpönt war. Bekanntlich lag in jenen Tagen ein beklemmender Alp auf der europäischen Welt; der amerikanische Freiheitskampf und der kühnere Flug einzelner Geister auf dem Gebiete der Literatur hatte die Gährung noch gesteigert. Zwar wurde die unmittelbare Ansteckung durch sorgsame Absperrung von der Karlschule abgehalten; aber die drohenden Anzeichen des Sturmes im Gebiete der Dichtkunst konnten der freiheitsdürstenden Jugend nicht verdeckt werden. Diese nährte vielmehr den niedergehaltenen Trieb durch heimlichen Genuss all' der kraftgenialischen Werke, die auch in der Kunst den Umschwung der Geister so scharf bezeichneten. Kein Wunder daher, dass Schiller's erste dramatische Trias mit titanischem Muthe sich gegen die Schranken der verfaulten Wirklichkeit bäumte, und dass der begeisterte Fürsprecher menschlicher Freiheit, der Schiller sein ganzes Leben hindurch blieb, alsbald für die Rechte der erniedrigten Menschheit eintrat. Doch auch schon da zeigt sich des jungen Dichters sittliche Besonnenheit, durch die er die zeitgenössische Jugend weit überragte. Sein poetisches Abbild nämlich, der Räuber Moor, findet nicht etwa durch Flucht aus der beengenden

Läuterung und Erziehung des Menschen durch die Kunst; denn aus dem geschichtlich gewordenen, oder dem Naturstaate, sei der Übergang zum sittlich-höheren Vernunftstaate erst dann möglich, wenn eine harmonische Entfaltung aller Geisteskräfte vorhergegangen sei, und das könne nur die Kunst bewirken. Daher müsse die Menschheit durch die menschenbildende Schönheit zur Freiheit wandern; der Dichter aber gebe der Welt, auf die er wirke, die Richtung zum Guten und überlasse die fernere Entwicklung dem ruhigen Rhythmus der Zeit. Der Menschheit Besserung und sittliche Veredlung war also das Ziel seiner kindischen Träume, es war das Ideal, das der feurig stürmende Jüngling von der Scene herab, da ihm die Kanzel durch widrige Umstände versagt war, zu verwirklichen suchte, es war der Inhalt seines männlich gereiften Strebens; denn in diesem Sinne kündigt er auch sein großes literarisches Unternehmen, die Horen mit folgenden Worten an: „Ohne Bezug auf den jetzigen Weltlauf und die nächsten Erwartungen der Menschheit zu nehmen, soll diese Zeitschrift an dem stillen Bau besserer Begriffe, reiner Grundsätze und edlerer Sitten, von denen zuletzt alle wahre Besserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Kräften geschäftig sein.“

Das Bewusstsein der großen Aufgabe liefs nun aber den Dichter seine besten Kräfte im Dienste seiner Kunst aufwenden, denn er war nicht der schlechte Mann, der nie bedacht was er vollbringt. Der jubelnde Beifall, der seinen ersten Trauerspielen entgegentönte, hob zwar die Brust des jungen Dichters in unendlichem Entzücken, dennoch aber übersah er es in seiner Freude nicht, dass ihm die Reife der Bildung noch nicht eigen sei, mit der er den höchsten Anforderungen, die er selbst an den Dichter stellte, genügen könnte. Die angestrengtesten Studien, die er deshalb, trotz aller Einreden vertrauter Freunde, zuerst der Geschichte, dann der Philosophie, sogar mit Aufopferung seiner körperlichen Gesundheit zuwendete, sollten ihm die Lücken der Bildung ausfüllen, die ungünstige Jugendverhältnisse verschuldet und die ihm selbst fühlbar geworden waren. In der Philosophie suchte und fand er nämlich Entscheidung für mancherlei kunsttheoretische Fragen, deren Lösung er früher dem blofsen Gefühle anheimgestellt, oder gar dem Irrthume ausgesetzt hatte. Aber neben der abstracten Lehre suchte er auch die Quellen auf, denen die ewige Schönheit so reich und unerschöpft entquillt; er beschäftigte sich mit den Musterwerken der griechischen Kunst, die ihn so nachhaltig anregten und fesselten, dass er sogar in seinem Mannesalter noch die Sprache zu erlernen begann. Nur die Abmahnungen seiner Freunde, die für seine eigne Production besorgt wurden, brachten ihn von einem Vorhaben zurück, das er im Streben nach ganzer Erfassung jener ewigen Vorbilder auszuführen gedachte; denn das wollte Schiller erreichen, dass

die Kunstmäßigkeit ihm so zur Natur werde, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung.

Unser Dichter arbeitete schwer, er selbst klagt oft darüber; aber nicht aus Mangel an schöpferischer Kraft, nicht aus Armuth der Phantasie, sondern weil er sich selbst so schwer genügte. Dann konnte er freilich nur selten einem Besserungseinfalle der Freunde nachgeben, weil er mit unermüdetem Ringen das Beste selbst gesucht hatte. Wie reich aber sein Gestaltungsvermögen gewesen, das zeigt beispielsweise die lebendige Soldatenwelt, die sein Wallenstein, das täuschende Bild des Alpenlandes, das sein Tell vor unsere Blicke zaubert, und für jenes schöpfte er nur aus Büchern, für dieses nur aus den Erzählungen des befreundeten Dichters. Und bei dem glücklichsten Vollbringen besaß er dennoch die edle Bescheidenheit Goethe gegenüber, dessen ruhige Größe ihn anfangs gedrückt, später so freudig gehoben hatte. Nur in „den muthvollsten“ Augenblicken glaubte er, dass auch ihm die gütige Vorsehung Kräfte geschenkt habe, die jenem versagt wären, und dass die Nachwelt nicht einen dem andern unterordnen, sondern beide unter einer höhern Einheit zusammenstellen würde!

Wahrlich, wie wir dem rastlos strebenden Künstler unsere höchste Bewunderung zollen, so gehört dem edlen Menschen unser ganzes Herz! Wohin wir blicken, in allen menschlichen Beziehungen ist uns Schiller ein leuchtendes Vorbild!

Welch' ein Sohn ist Schiller seinen Eltern, an deren Freude oder Kummer er bei allen Entschliessungen denkt, deren Zufriedenheit und Beruhigung ihm oft mehr am Herzen lag als das eigene Wohlergehen. Bei jeder Eroberung des Lebens, und wann fiel ihm eine solche ohne den härtesten Kampf zu. erhöht seine

rechtigkeit zu üben fiel ihm daher durch keine Rücksicht schwer, und am wenigsten nachsichtig war er gegen sich selbst. Die strengste Kritik über die Räuber war bekanntlich vom Dichter selbst veröffentlicht worden, und über seine Jugendarbeiten, die doch den Zeitgenossen wie uns lieb geworden, fällt er selbst die härtesten Urtheile. Getäuschte Hoffnungen aber erfuhr er ohne Klage, mit der männlichsten Ergebung; so als er aller andern Aussichten bar, ein armer Flüchtling dem Freih. v. Dalberg und kurz darauf der Theilnahme des Publicums gläubig vertraut hatte. Wir hören von keinem weibischen Verzagen, stets hält ihn das Gefühl der eigenen Kraft und rüstig verfolgt er neue Bahnen, wenn die eingeschlagenen nicht zum Ziele führen.

Mit welchen Gefühlen muss die deutsche Jugend zu dem Manne emporblicken, der seinen Tag zwischen schriftstellerischem Erwerb und rastlosem Studium theilt, dem auch die Leiden eines siechenden Körpers kein unüberwindliches Hindernis sind, der muthig wirkt, so lang ihm das Leben geliehen ist, und alles, was er unternimmt, mit ungetheiltem Wesen durchführt. Denn so war er als akademischer Lehrer, so als Redactor der verschiedenen schönwissenschaftlichen Zeitschriften, die er begründete, so selbst als Briefschreiber; alles ist ihm eine ernste, wahre Angelegenheit, nie begnügt er sich mit dem Halben, dem Unbedeutenden. Daher war er auch im geselligen Verkehre im höchsten Grade anregend und begeisternd; in diesem Zuge, wie in der milden Güte seines Wesens lag die unwiderstehliche Gewalt, mit der er jeden fesselte, der ihm nahen durfte. Das Gespräch konnte, wo er Theil nahm, nie gewöhnlich, nie gemein bleiben; jedem Gegenstande wusste er eine höhere Seite abzugewinnen, überall stieg er von der zufälligen Erscheinung zum Allgemeinen, zur Idee. Seine Gelegenheitsgedichte, die geselligen Lieder haben alle einen bedeutenden Inhalt, obwol er mit den Fröhlichen von Herzen fröhlich sein konnte. Kurz, er verklärte alles, was er mit dem Zauberstabe seines reichen Geistes berührte. Des Lobes sind die grössten seiner Zeitgenossen voll; Goethe selbst gesteht es, dass Schiller ihn jung, ihn wieder zum Dichter gemacht habe.

Anderseits war ihm selbst geistiger Verkehr das höchste Bedürfnis, denn nicht bloß geben auch empfangen wollte er durch gesellige Mittheilung. So lange er den ernstesten Studien oblag, brachen die Gegenstände, die seinen Geist beschäftigten, überall, im Gespräche wie im Briefwechsel hervor. Wie Sokrates treibt ihn jede gewonnene Ansicht zur Besprechung derselben, und wie dieser führt er sich selbst klärend andere zur Erkenntnis. Als er z. B. verschiedene ästhetische Fragen sich zu lösen suchte, schrieb er die wahrhaft epochemachenden ästhetischen Aufsätze und trug vor einem kleinen Kreise akademischer Jünger über Aesthetik vor. Der wissenschaftliche Verkehr ferner mit Goethe

ist ja das schönste Beispiel zweier unendlich reicher Geister, die sich von ihrem Überflusse mittheilen. Man fühlt es recht lebendig, wenn man des Mannes Wirksamkeit betrachtet, auch wenn er es nicht selbst ausgesprochen hätte, dass in seinen Augen Fleiß und Thätigkeit dem Leben allein Werth verleihen; und man könnte versucht sein zu glauben, Schiller habe Bedenken getragen, von der ihm zugetheilten Spanne Zeit auch nur eine Stunde in nichtigen Dingen zu vergeuden. Welche erstaunliche Fruchtbarkeit zeichnet die letzten zehn Lebensjahre des Mannes aus, von denen doch, wie er selbst klagen muss, sein kranker Körper nur etwa ein Drittheil dem Dichter zur freien Thätigkeit gestattete. Und gleichwol hat er selbst da noch den regsten Sinn für die Bestrebungen seiner Freunde, deren Arbeiten, Entwürfe und Fragen er brieflich wie mündlich der eingehendsten Würdigung unterzieht — denn auch als Freund war er groß, aufopfernd und treu, sofern nur der Gegenstand seiner Neigung dieser würdig blieb. In allen Fällen ist das freilich nicht geschehen, und Täuschungen konnten ihm hier um so weniger erspart bleiben, als seine ganze Natur, wie er selbst scherzend eingesteht, ihn nicht zum Menschenkenner werden ließe — denn einestheils fehlte seinem innerlichst lebenden Geiste die Klugheit, die nur ein offener Blick für das wirkliche Leben zu geben vermag, andererseits trug er auch noch aus seinem edlen Herzen und seiner stets thätigen Phantasie ideale Züge in die Wirklichkeit, so dass manchmal Enttäuschung und alsbaldige Erkältung des angeknüpften Verhältnisses nicht ausbleiben konnten. Besonders anziehend sind die widersprechenden Urtheile, die er über Einzelne, mit denen er lange zusammenlebte, in vertrauten Briefen ausspricht — anziehend, weil sie uns zeigen, aus wie reiner Quelle seine Mängel entspringen. Aber zwei seiner Freundschaftsbündnisse ha-

hebenderen Anblick als diese zwei Männer auf den höchsten Bahnen neidlos neben einander wandeln zu sehen, wie einer des andern Wesen ehrt und auf sich wirken lässt, einer des andern Vorzüge freudig erkennt und mitgenießt. Und so sei mir denn mit den Worten zu schliessen gestattet, die Goethe dem zu frühe entrissenen Freunde nachrief, Worte, die den überlebenden in gleichem Masse ehren wie den Todten und Schiller's sittliche und künstlerische Grösse in knapper aber bedeutender Weise aussprechen:

. . . Er war unser — mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen:
Er mochte sich bei uns, im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten. Schönen;
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Wien.

Dr. K. Reichel

•

Erziehung und Unterricht mit Rücksicht auf Gymnasien.

Unterricht und Erziehung sind zwei, wenn auch verwandte und mannigfach zusammenhängende, so doch keineswegs coincidierende Begriffe. Jeder Unterricht wirkt zwar erziehend, und die Erziehung selbst nimmt am häufigsten die Form des Unterrichtes an, allein die letzten Zielpuncte sind bei beiden wesentlich verschieden. Der Unterricht hat sein Ziel erreicht, wenn ein bestimmtes Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten bei dem Zöglinge Eingang fand; wie diese Kenntnisse als Vorstellungen des Bewusstseins auf die Entwicklung des Seelenlebens einwirken, welchen Einfluss sie auf das Gefühls- und Begehrungsvermögen des Schülers ausüben, wie die dadurch gegebene Richtung mit den anderweitig, wie z. B. durch andere Unterrichtszweige und durch die übrigen psychologischen Factoren gebotenen Anregungen zu einem resultierenden Effecte sich vereinigen werden, diese und ähnliche Rücksichten sind dem Unterrichte als solchem eben so fremd, wie dem Maurer und Zimmermann die künftige Bestimmung des Gebäudes, an dem er arbeitet. Die Erziehung geht ungleich weiter. Sie beobachtet vor allem die Tragweite der unterrichtenden Thätigkeit und ihr Verhältnis zu den letzten Zwecken des Menschen. Sie bedenkt, dass die Worte des Lehrers nicht bloß auf den Boden des Verstandes fallen, sondern wegen der innigen Wechselwirkung zwischen dem Vorstellen, Fühlen und Streben diejenige Verfassung seines Seelenlebens mitbedingen helfen, auf welcher sich der künftige Charakter aufbaut und aufbauen soll. Sie umfasst mit gleicher Sorgsamkeit die Menge der verschiedenen wirkenden Einflüsse, welche von verschiedenen

organisatorischen und instructiven Normen der Gesetzgebung auf unzweideutige Weise festgesetzt. Wenn man auch dem Gymnasium die Last der Verantwortlichkeit für die Gesammterziehung seiner Zöglinge keineswegs aufbürden kann, indem die häuslichen und öffentlichen Verhältnisse einen erheblichen Bruchtheil der erziehenden Einflüsse auf sich nehmen, und die Schule bekanntlich wenig oder gar nichts in der Erziehung ausrichtet, wenn das „Haus“ ihr entgegenarbeitet; so besteht gleichwol für das Gymnasium die Pflicht, neben den didaktischen die pädagogischen Rücksichten um so mehr im Auge zu behalten, als die Charakterbildung des Menschen der Geistesbildung im Werthe nie nachgesetzt werden kann, und als die Gymnasiallehrjahre derjenige Lebensabschnitt sind, in welchem die ersten, für alle Zukunft entscheidenden Lineamente der Charakterbildung gezogen werden. Was uns in den gegenwärtigen Culturverhältnissen vor allem noth thut und worin unser Zeitalter weit entfernt ist fortzuschreiten, ist Charakterfestigkeit. Der „Organisationsentwurf“ weist ausdrücklich auf diesen Punct hin, indem er in den „Vorbemerkungen“ (S. 7) sagt: „Die schwierigste pädagogische Forderung, welche man an den Unterricht stellen kann, aber auch stellen muss, ist ein solches Zusammenwirken aller Theile desselben bei jeder Mannigfaltigkeit der Lehrgegenstände, dass er die eine Frucht zur Reife bringt, welche das letzte Ziel aller Jugendbildung ist, ein gebildeter, edler Charakter.“ Goldene Worte, die man nicht oft genug wiederholen kann. Denn was würde es dem Gymnasialschüler nützen, wenn er nach absolviertem achtjährigem Gymnasialcursus und nach abgelegter Maturitätsprüfung mit allen möglichen Wissenschaften, Sprachen, Fertigkeiten ausgerüstet die Lehranstalt verliesse, wenn jedoch diese Kenntnisse in seinem Bewusstsein gleich den Artikeln eines Conversationslexicons nebeneinander oder gar gegenüber einander ständen, ohne denjenigen Grad von gegenseitiger Durchdringung erreicht zu haben, der allein sie befähigt, ihrem Träger ein Compass zu sein auf dem Irrwege des Lebens!...

Wenn somit die Wichtigkeit pädagogischer Zwecke neben den didaktischen kaum angezweifelt werden kann, so lässt sich andererseits eben so wenig verkennen, dass in dem Organismus der Gymnasien mächtige Handhaben zur Förderung pädagogischer Zwecke anzutreffen sind. Der O. E., welcher „auf die erziehende Thätigkeit der Schule ein besonderes Gewicht legt“ (S. 9), gibt auch die Mittel an die Hand, welche die Förderung derselben ermöglichen. Es sind deren zwei. Erstens „ein Zusammenstreben aller Lehrgegenstände zu den Ideen der Religion und Sittlichkeit als ihrem gemeinsamen Mittelpuncte“ und zweitens „eine gute

Disciplin.“ Während für die Handhabung der letzteren besondere Weisungen erlassen und Veranstaltungen getroffen sind, hat der Gesetzgeber das erstere „der Einsicht und dem Tacte der Lehrer“ zu überlassen für gut befunden.

Dass der Unterricht an sich, mag sein Inhalt noch so indifferent erscheinen, nicht ohne Einfluss bleibt auf die Gesamtverfassung des Menschen, dass ihm also ein gewisses „erziehendes Moment“ innewohne, dürfte schwerlich bestritten werden können. Man kann nicht unterrichten, ohne zu bilden, und man kann nicht bilden, ohne zu erziehen. Jeder Unterrichtszweig enthält einen Zugang zu dem Ganzen der intellectuall-moralischen Bildung des Menschen, welche, so vielseitig und umfassend sie auch sein mag, immer nur die eine und untheilbare bleibt. Kein Unterrichtszweig verhält sich in dieser Beziehung indifferent, ein jeder lässt sich in Beziehung bringen zu „den Ideen der Religion und Sittlichkeit.“ Die Mathematik mit ihren trockenen Zahlen und Formeln lehrt den Menschen durch eben diese trockenen Zahlen und Formeln unverbrüchliche Punctlichkeit und genaue Ordnung in allen Beziehungen des Lebens, Eigenschaften, die wir in dem Charakter des Mathematikers deutlich ausgeprägt finden; sie lehrt ihn, überall auf den Kern der Sache loszugehen, Lagen und Verhältnisse sich deutlich zu machen, ohne Gründe nichts als wahr anzunehmen — und bewahrt auf diese Weise vor gekünstelter Falschheit im Umgange, vor Halbheit und Unentschiedenheit in den Verrichtungen, vor Leichtsinne und Aberglauben in den Überzeugungen. Die Naturwissenschaft arbeitet nur an dem physikoteleologischen Beweise für das Dasein Gottes, indem sie nachweist, dass die Natur nicht zu verstehen, nicht zu begreifen ist ohne die Annahme einer göttlichen Intelligenz, welche in den Erscheinungen der Natur

und Demuth des Herzens. Und so ließen sich ähnliche Beziehungen bei einem jeden Unterrichtszweig mehr oder weniger darlegen.

Der O. E. verlangt aber nicht bloß ein Hinstreben, sondern ein **„Zusammenstreben aller Lehrgegenstände“** zu einer einheitlichen, pädagogischen Wirkung, und hier sind wir bei einem Punkte angelangt, wo es von entschiedenem Nachtheile sein würde, sich die Schwierigkeiten zu verhehlen, welche die gegenwärtige Einrichtung der Gymnasien einem einheitlich pädagogischen Wirken in den Weg legt, und welche schon der O. E. in den Vorbemerkungen (S. 8 oben) vorgesehen hat. Es wird übrigens genügen, eingesehen zu haben, dass diese Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind. Ein **„Zusammenstreben aller Lehrgegenstände“** ist nämlich um so schwerer zu erzielen, je zahlreicher und entgegengesetzter Lehrer und Lehrgegenstände in einer Classe sind, und je mehr der Schwerpunkt des Unterrichtes nicht in einem einzelnen Lehrobjecte, sondern **„in der wechselseitigen Beziehung aller Lehrgegenstände aufeinander“** liegt. Wir müssen uns hier im vorhinein dagegen verwahren, als ob wir principiell gegen die Mehrheit dieser Gegenstände oder gegen das gesetzliche Gleichgewicht derselben sprächen; dessen ungeachtet aber können wir nicht umhin, auf die pädagogischen Nachtheile des gegenwärtigen Systems, dessen wir uns übrigens herzlich freuen, mit Unumwundenheit hinzuweisen. Das alte **Classenlehrersystem**, in welchem das Latein und **„die Theorie des Stils“** den Schwerpunkt bildeten, alle übrigen Gegenstände aber nur diejenige Bedeutung hatten, welche ihnen der **„Classenprofessor“** anzuweisen für gut fand, war um den Einheitspunkt der erziehenden Thätigkeit keineswegs verlegen. Ein einziger Lehrer gieng in der Schule aus und ein und erfasste den einzelnen wie die ganze Classe mit der ganzen Wucht seines ununterbrochen fortwirkenden pädagogischen Einflusses; alle Lehrgegenstände wurden in diejenige Wechselbeziehung gebracht, die sie ursprünglich in dem Bewusstsein des Professors hatten¹⁾. So groß auch die Übelstände waren, die sich an dieses System knüpften, und so sehr dabei der einzelne Schüler von dem glücklichen Wurf abhängt, der ihn diesem oder jenem Lehrer in die Hände spielte — so lässt sich doch nicht läugnen, dass die eigentliche Erziehung innerhalb desselben mit starker Hand vorwärts geführt wurde oder doch wenigstens geführt werden konnte. Aus guten Gründen wurde dieses System aufgelassen. Es ist der Überzeugung gewichen, dass die **„allgemeine Bildung,“** welche das Gymnasium anstrebt, nicht auf einen einzigen Gegenstand, sondern auf alle

¹⁾ Wie leer giengen dabei nicht selten einzelne Gegenstände aus, denen im Bewusstsein des Professors eine mehr oder weniger leere Stelle entsprach? Wie wurde z. B. die Mathematik, die Geschichte an einzelnen „lateinischen Schulen“ nicht behandelt?...

zusammen basiert werden müsse, und dass die Verbreitung über die Mehrheit dieser Unterrichtsgegenstände von Seite des Lehrers eine Vertiefung in jeden einzelnen derselben, ohne welche der Unterricht nicht gedeihen kann, illusorisch mache. Dadurch wurden jedoch die Unterrichtsverhältnisse zu Ungunsten der pädagogischen Einheit abgeändert. Lehrer, deren Zahl sich nicht selten auf 6 bis 7 beläuft, gehen in einer Classe aus und ein, jeder als Vertreter des Faches, dem er sich mit einer gewissen Exklusivität hingegeben hat, und einzig und allein bestrebt, seinem Fache bei den Schülern die erforderliche Geltung zu verschaffen, die Schüler vorzugsweise in diesem Fache auszubilden³⁾. Jeder Lehrer schlägt einen eigenthümlichen Weg ein, um seinen Zweck bei den Schülern zu erreichen, und somit stehen einander nicht bloß die Lehrgegenstände, sondern auch die Methoden und Persönlichkeiten der Lehrer scharf gesondert gegenüber, so dass es besonders dem geweckteren Schüler ein eigenthümliches, ich möchte sagen, boshafte Vergnügen gewährt, an dieser Verschiedenheit sich zu weiden, die hingeworfenen Äußerungen, Mafsregeln und Grundsätze verschiedener Lehrer mit einander zu vergleichen und sich dadurch unwillkürlich über seine Lehrer zu stellen. Misfallen ihm allenfalls die Mafsregeln des einen, so findet er Behagen an dem Verhalten des anderen. Diese Behauptungen sind keineswegs eine theoretische Ausgeburt; es sind diese Erfahrungen, die bei einem näheren Verkehr mit den Schülern überall mit Leichtigkeit gemacht werden. Hier mangelt der natürliche Einheitspunkt für die didaktisch-pädagogische Wirksamkeit der Schule, indem er weder mit einem Lehrgegenstande, noch mit einem Lehrer coincidirt und man muss darauf bedacht sein, denselben auf künstliche Weise herzustellen. An die Stelle

ordnungen einzelner Lehrer, in dem Lehrgange einzelner Lehrgegenstände und dem Charakter einzelner Lehrstunden sichtbar entgegentritt. Er muss gewahr werden, dass dasjenige, was in der einen Lehrstunde verboten, in der anderen nicht erlaubt sein kann, dass dasjenige, was ein Lehrer als tadelnsworth hinstellt, unmöglich auf die Billigung eines zweiten Anspruch machen könne, dass die Vergehungen gegen den einzelnen Lehrer in der einzelnen Lehrstunde der Gesamtheit des Lehrkörpers bekannt werden u. s. w. Nur auf diese Weise wird „ein Zusammenstreben aller Lehrgegenstände zu einem einzigen Mittelpuncte“ ermöglicht werden. Als äußere Mittel zur Herstellung dieses Verständnisses lassen sich anführen die gegenseitige Besprechung der Lehrer untereinander, die Benützung des Classenbuches im *Untergymnasium*, vor allem jedoch das im Gesetze so trefflich vorgezeichnete Institut des *Classenordinariats*, welches jedoch, so weit die Erfahrungen des Gefertigten reichen, gerade zu denjenigen Dingen gehört, denen der Weg von dem Papier zur Wirklichkeit am schwersten geworden ist. Das Amt des „*Classenlehrers*“ sollte nicht als ein bloßer Titel, es sollte als ein wichtiges Amt angesehen und nur im vollen Gefühle der großen Verantwortlichkeit desselben angetreten und fortgeführt werden³⁾. Dass die gewissenhafte Führung dieses Amtes dem *Gymnasiallehrer* viel Selbstaufopferung auferlegt, wird jeder Betreffende gerne eingestehen.

Als ein specielles auf die Herstellung eines gegenseitigen Verständnisses abzielendes Mittel, welches meines Wissens noch nicht so allgemein anerkannt ist, als es sein sollte, erscheint mir die gegenseitige Hospitierung in den Unterrichtsstunden. Der einzelne bekommt dadurch nicht bloß Gelegenheit, fremde Lehrmethoden kennen zu lernen und mit der seinigen zu vergleichen, sondern er wird auch in die Lage gesetzt, das Verhalten der Schüler zu anderen Lehrgegenständen und Lehrern beobachten zu können.

So sehr aber auch die einzelnen Lehrer von dem Bewusstsein ihrer hohen Sendung erfüllt sein mögen, so bleibt es bei der großen Verschiedenheit der menschlichen Köpfe und bei der oft bedeutend contrastierenden Schärfe der Umrisse, in denen sich die menschlichen Individualitäten ausprägen, immerhin eine schwere Sache, unter der Mehrzahl der in einer Classe beschäftigten Lehrer auch nur annäherungsweise diejenige Einhelligkeit und Einheit zu erzielen, welche in Bezug auf didaktisch-pädagogisches Wirken dem Einflusse der einen Lehrpersönlichkeit nahezu gleich käme. Daraus ergibt sich die Forderung, die Anzahl

³⁾ Dem Gefertigten sind Fälle bekannt, wo das Classenlehreramt einem Lehrer übertragen wurde, der in der betreffenden Classe zwei wöchentliche Lehrstunden hatte.

der in einer Classe beschäftigten Lehrer bei der Fachvertheilung auf ein Minimum zu reducieren. Diese Nothwendigkeit ist an höchster Stelle erkannt worden und das hohe Ministerium hat für die Prima, wo die Rücksichten auf pädagogisch-einheitliche Führung noch mehr hervortreten, die positive Anordnung erlassen, die Lehrerzahl auf ein Minimum zu beschränken.

Die Convergenz sämtlicher Unterrichtsgegenstände zu einer pädagogisch-einheitlichen Wirkung wird aber auch wesentlich bedingt durch die Behandlung der einzelnen Lehrgegenstände von Seite der Lehrer, d. h. durch die Lehrmethode. Wenn die Habilitation zum Unterrichte von zwei wesentlichen Factoren abhängt, nämlich von der wissenschaftlichen Ausbildung des Lehrenden einerseits und sodann von der Befähigung desselben, die erworbenen Kenntnisse an den Mann zu bringen — so muss man gestehen, dass bei uns, was die Ausbildung für das Gymnasiallehramt betrifft, in Bezug auf das erste Moment sehr viel, in Bezug auf das zweite sehr wenig geschieht. Die Anforderungen bei der Lehramtsprüfung halten sich mit Recht auf der Höhe reiner Wissenschaft, allein auf dieser Höhe stehen, und von ihr aus bis in die Tiefen jugendlicher Auffassung sich herablassen können, sind zwei nicht immer leicht vereinbare Eigenschaften, und die Erfahrung hat es bestätigt, dass es bei dem jungen Gymnasiallehrer erst eine Zeit braucht, bevor er sich von jener Höhe des wissenschaftlichen Standpunctes losmacht, um in der Unmittelbarkeit des Schullebens zu einem wahrhaft gedeihlichen Wirken zu erwarman. Die Kunst zu lehren und lehrend zu erziehen ist keineswegs so leicht, dass man sie bei jedem gebildeten jungen Manne ohne weiters voraussetzen könnte; ein großes Maß von Kenntnissen bei geringer Lehrgabe wirkt eher schädlich als förderlich.

in keinem Verhältnis zu der Menge des wirklich aufgenommenen, der Schüler lerne nur für die Prüfung; nicht fürs Leben, und wie dergleichen Sätze lauten. Wenn sich diese Vorwürfe auch nicht auf das Wesen des gegenwärtigen Lehrplanes, sondern nur mehr auf dessen gegenwärtige Durchführungsphase beziehen, so liegen in ihnen dennoch nicht zu unterschätzende pädagogische Winke. Der Organisationsentwurf spricht es S. 99 geradezu aus, dass „als Maßstab des zu Leistenden nicht die Menge der Kenntnisse, ja nicht einmal die Sicherheit dieser Kenntnisse, sondern diejenige Aneignung derselben zu gelten habe, wodurch aus dem bloßen „Wissen“ ein „Können“ wird, weil nur diejenigen Kenntnisse, welche zu einer solchen Kraft des Könnens in ihrem Gebiete erstarkt sind, einen dauerhaften Werth über die Zeit der Schulforderungen hinaus haben.“ Die Kenntnisse sind taube Blüten am Baume der Geistesbildung, welche bei dem leisesten Wehen der Zeit abfallen, wenn sie nicht in Saft und Mark, in Fleisch und Blut übergehen, d. h. wenn aus dem „Wissen“ nicht ein „Können“ wird. Dieses Können ist eben der Ausdruck für diejenige Vertiefung des Wissens, wodurch dasselbe nicht vereinzelt dasteht, sondern in ein Verhältnis zu der Summe der übrigen bereits erworbenen Kenntnisse tritt, so dass es bei jeder Gelegenheit und zu jedem Zwecke, wozu man es braucht, durch spontane Thätigkeit reproducirt und nutzbar gemacht werden kann. Auf die Herstellung eines solchen „Könnens“ ist die wahre Lehrmethode gerichtet, welche demnach die Kenntnisse nicht schon in verarbeiteter Form dem Zöglinge eintrichternd mittheilt, sondern dieselben auf Sokratische Weise durch die geistige Hebammenkunst aus dem Bewusstsein des Zöglings heraus erzeugt. Hier kommt es also vor allem darauf an, die Urtheilsfähigkeit des Schülers zu wecken, ihm die Freude zu lassen, dasjenige zu finden, was er selbst finden kann, einen und denselben Stoff von verschiedenen Gesichtspuncten aus zu betrachten und den Inhalt des Wissens nach allen Richtungen hin flüssig zu machen. Dadurch verwandelt sich der Unterricht in geistige Gymnastik, die Schule in einen Turnplatz, in ein wahres Gymnasion, wo alle Nerven und Muskel des geistigen Organismus in lebensfroher Thätigkeit arbeiten. Dadurch wird aber auch jeder Unterrichtsgegenstand nicht vereinzelt für sich dastehen, sondern in eine vielseitige Berührung treten mit allen übrigen, die Philologie mit der Geschichte, die Mathematik mit Physik und Naturgeschichte u. s. w. Kurz es wird auf diese Weise dasjenige Zusammenwirken aller Lehrgegenstände erzielt werden, welches dem Organisationsentwurf als das letzte Ideal alles Gymnasialunterrichtes vorschwebt.

Wenn eine solche Beziehung des „Wissens“ zum „Können“ bei allen Unterrichtsgegenständen anwendbar ist, so bietet sie sich besonders in umfassendem Maße dar bei dem Unterricht in der Muttersprache, auf dessen Wichtigkeit in diesen Blättern und in den sonstigen Organen des Schulwesens immer wieder hingewiesen wird, und der recht eigentlich dazu berufen zu sein scheint, die Vermittelung zwischen den einzelnen Unterrichtsgegenständen in dem Bewusstsein des Zöglings zu vollenden, den Probierstein für das „Können“ abzugeben. Denn hier werden dem Schüler die Ideen in der für ihn fasslichsten Form, in der Sprache, die am eindringendsten zu seinem Verstande und Herzen spricht, beigebracht, und in dieser Sprache kann er auch am ungezwungensten seinen eigenen Gedanken Ausdruck und Wirklichkeit leihen. Während beim Studium der altclassischen Sprachen das reale dem formalen, der geistige Gehalt dem sprachlichen Ausdrucke schon wegen der Schwierigkeit des Verständnisses den ersten Platz einräumen muss, so dass bei gar manchem Schüler die Auffassung der Lectüre über die Bollwerke der sprachlichen Schwierigkeiten zu dem wahren geistigen oder aesthetischen Gehalte des gelesenen kaum gelangt: tritt bei der Lectüre in der Muttersprache, deren Klänge dem Ohre des Schülers so vertraulich klingen, der Gedanke in unmittelbar greifbarer Gestalt vor den jugendlichen Geist, um seine volle psychologische und ethische Wirkung auf denselben auszuüben. Dazu kommen die schriftlichen Übungen in der Muttersprache, deren bildendes und erziehendes Moment nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Sind es doch so zu sagen die einzigen „freien Aufsätze“ des Gymnasiums, d. h. Aufsätze, bei denen die Auffassung des Gedankens, die spontane Urtheilskraft des Schü-

Wenn somit nach dem gesagten das Zusammenwirken aller Unterrichtszweige und aller Lehrer zu dem einen Hauptzwecke der Gesamterziehung des Schülers immerhin keine leichte Aufgabe ist — unmöglich ist sie doch nicht! Nur muss man sich dieselbe klar vor Augen halten, damit man über dem einzelnen nicht das ganze aus dem Gesichte verliert.

Cilli.

Gustav Lindner.

Zusatz zu der vorstehenden Abhandlung.

Der geehrte Verf. des vorstehenden Aufsatzes verbindet mit der durch ihre Klarheit überzeugenden allgemeinen Erörterung über „Erziehung und Unterricht mit Rücksicht auf Gymnasien“ zugleich Bemerkungen, welche speciel die gegenwärtige Einrichtung unserer Gymnasien und deren thatsächlichen Zustand betreffen, und weist auf Schwierigkeiten hin, welche die erstere enthält, auf Mängel, die sich in dem letzteren zeigen. Die Wichtigkeit gerade derjenigen Gesichtspuncte, welche der Hr. Vf. verfolgt, ist von der Redaction dieser Zeitschrift nie verkannt worden; wiederholt sind theils ausdrücklich, theils bei zufällig sich darbietenden Gelegenheiten eben die Gegenstände behandelt, denen der Hr. Vf. seine eingehende Aufmerksamkeit gewidmet hat. Wie vollständig ich den von dem Hrn. Vf. vertretenen Grundsätzen beipflichte, kann ein Blick auf frühere Besprechungen dieser Verhältnisse, z. B. 1857 S. 862 ff., 1859 S. 727 ff. zeigen. Es möge mir gestattet sein, aus Anlass des vorstehenden Aufsatzes einige Momente noch kurz zu berühren, so dass dabei nicht die allgemeinen theoretischen Gesichtspuncte, sondern das specielle unserer Einrichtungen und Zustände besonders hervorgehoben wird.

Die Mängel in dem gegenwärtigen Erfolge unserer Gymnasien im allgemeinen, welche von neuem zur Sprache gebracht zu haben wir dem Hrn. Vf. aufrichtig danken, lassen sich im wesentlichen darauf zurückführen: Es fehlt an Einheitlichkeit der Einwirkung auf den Schüler; dieser Mangel an Einheitlichkeit hat ebensowohl seine Folgen für die bildende Wirkung des Unterrichtes wie für den erziehenden Einfluss der Schule überhaupt. Diese Einheitlichkeit zu erreichen, ist durch die gegenwärtige Einrichtung an sich erschwert, aber die wirkliche Ausführung bleibt noch erheblich zurück hinter dem, was erreicht werden kann und was gefordert werden muss.

Betrachten wir, um praktischen Folgerungen aus diesen Erörterungen uns zu nähern, jede dieser Seiten für sich, also zunächst die Schwierigkeiten, welche die gegenwärtige Gym-

nasialeinrichtung selbst der Einheitlichkeit der Einwirkung auf den Schüler setzl.

Der gegenwärtig geltende Lehrplan hat Gegenstände, welche früher ganz hintangesetzt waren (Muttersprache, deutsche Sprache) zu selbständiger Geltung erhoben, er hat andere, welche sonst in den obersten Stufen des Gymnasiums — den damaligen sog. philosophischen Cursen — auf einmal in ihrem ganzen Umfange vorgetragen wurden (Physik, und grofsentheils auch Mathematik, ferner Naturgeschichte) zu allmählicher Aneignung auf das ganze Gymnasium vertheilt. Dadurch ist der sonst für die sechs ersten Gymnasialclassen vorhanden gewesene Mittelpunkt, nämlich die Alleinherrschaft des Lateinunterrichtes, geschwunden; es sind vom Anfange des Gymnasialunterrichtes an andere Gegenstände neben dem Latein nicht nur geduldet, sondern in ihrem Mafse berechtigt. Mit dem Aufgeben der Alleinherrschaft eines Gegenstandes ist nun ferner in nothwendiger Consequenz auch der Grundsatz aufgegeben worden, dass alle Gegenstände derselben Classe (mit Ausnahme des Religionsunterrichtes) in der Hand desselben Lehrers liegen; an die Stelle des Systems der Classenlehrer ist, wie man sich kurz, aber nicht genau ausdrückt, das der Fachlehrer getreten. Die Einheitlichkeit der bildenden und erziehenden Einwirkung auf die Schüler ist hiermit in dem Mafse erschwert, als einheitliches Zusammenwirken mehrerer Personen schwieriger ist, als das einer einzigen Person.

Wenn von den durch die gegenwärtige Einrichtung entstandenen Schwierigkeiten irgend eine willkürlich heraufbeschworen ist, so ist es Pflicht, den gethanen Schritt auf das schnellste zurückzunehmen: ist dagegen durch den gegenwärtig-

rigkeit dieses Unterrichtes an sich und seine relative Neuheit Fehler der Ausführung in einer Menge und einer Stärke veranlasst hat, wie schwerlich irgend ein anderer Lehrgegenstand sie aufzuweisen vermag. — Fragt es sich aber endlich, ob für die naturwissenschaftliche Seite des Unterrichtes (Naturgeschichte, Physik, Mathematik) es das richtige ist, seine Aneignung nach vorheriger völliger Vernachlässigung in das 17. und 18. Lebensjahr des Schülers zu verschieben, oder diese Gegenstände schon während des ganzen Verlaufes des vorherigen Unterrichtes in den Gedankenkreis des Schülers einzuführen, so ist man wirklich in Verlegenheit, worauf man sich am liebsten berufen soll — auf das natürliche unabweisbare Interesse und das ausreichende Verständnis, welches die Schüler schon in den früheren Jahren diesen Gegenständen entgegenbringen, oder auf die unbedingte Verurtheilung, welche die Wissenschaften der Psychologie und Pädagogik einstimmig über die Hast später Aneignung ausgesprochen haben, oder endlich auf die thatsächlich vorliegenden Erfahrungen aus dem österreichischen Staate; denn der Lehrplan von 1820, welcher diese Unterrichtsgegenstände auf das Ende der Gymnasialzeit verschoben hatte, rief einen Widerspruch hervor, der allmählich bis zu einer unbedingten und einhelligen Verwerfung von Seite der höchsten Autoritäten des Staates sich ausbreitete. Außer diesen Änderungen in der Werthschätzung und Aufeinanderfolge der Lehrgegenstände zeigt der gegenwärtige Lehrplan im Vergleiche zum vorausgehenden nur noch eine solche Erweiterung des Unterrichtes im Griechischen, dass die dem Gegenstande einmal zugewendete Zeit nicht weggeworfen ist, und die Bedeutung, welche dieser Unterricht für eine edle Jugendbildung zu gewinnen vermag, einigermaßen erreichbar wird.

Niemand kann daran denken, jede Einzelbestimmung des gegenwärtigen Gymnasial-Lehrplanes für unabänderlich halten zu wollen; eine solche Ansicht könnte nur bei einem beschränkten, mit dem Wesen und der Geschichte des Unterrichtes unbekannten Eigensinn aufkommen. Es bleiben vielmehr, sobald man nur von den allgemeinsten Grundsätzen herabzusteigen beginnt, Fragen der mannigfaltigsten Art offen. Die Gesamtzahl der Lehrstunden ist nicht unabhängig von einer einmal schon vorhandenen Sitte, und damit hängt dann die gegenseitige Abmessung der Lectionen für die einzelnen Gegenstände zusammen; das richtige Ausmaß des Lehrstoffes in Naturgeschichte und Physik sowohl für die untere als für die obere Stufe des Gymnasialunterrichtes wird bei einem für den Unterricht relativ neuen Gegenstand nur dann allmählich gefunden werden, wenn der Vereinigung von Sachkenntnis und Lehrtalent die erforderliche Freiheit der Bewegung gestattet ist; das Verhältniß des Unterrichtes in der deutschen Sprache und in der etwa davon ver-

schiedenen Muttersprache einer Mehrzahl oder Minderzahl der Schüler richtig zu bestimmen, ist doppelt schwer, da es nicht leicht möglich wird, in Bestimmungen hierüber die Zwecke des Unterrichtes, frei von jedem Nebengedanken, zum ausschließlichen Maßstabe zu machen; endlich, was wol der wichtigste Punkt ist, ob die für die Gymnasialzeit bemessene Anzahl von Jahren, oder, was auf dasselbe hinausläuft, die Bestimmung des durchschnittlichen Lebensalters für den Eintritt in das Gymnasium richtig getroffen ist, unterliegt gegründeten, sehr beachtungswerthen Zweifeln. Aber mögen dieser Fragen und Zweifel noch mehr werden, je mehr man in das einzelne eingeht, über die wesentlichen Punkte des stofflichen Unterschiedes des jetzigen Lehrplanes gegen den zunächst vorausgegangenen, nämlich

dass der Unterricht im Latein aufhört, für die ersten sechs Classen des Gymnasiums die alleinige Geltung zu haben, und dass selbst als der classisch-philologische Theil des Gymnasialunterrichtes nicht das Latein ausschließlich, sondern das Latein und das Griechische zu betrachten ist,

dass Muttersprache und deutsche Sprache ihre ernstliche Vertretung am Gymnasium verlangen,

dass die Lehrfächer der Mathematik, Physik, Naturgeschichte, wenn sie einen Beitrag zur Bildung geben sollen, nicht ein Verschieben auf die letzte Zeit des Unterrichtes zulassen, sondern eine stufenweise methodische Entwicklung und somit eine Vertheilung über die ganze Unterrichtszeit erfordern,

über diese Punkte darf man mit Zuversicht aussprechen, dass sie nicht aus subjectivem Belieben, nicht aus doctrinärer Versteiegenheit, nicht aus vorgeblicher Nachahmung von auswärtigen Einrichtungen, die für Österreich nicht passen, sondern aus der inneren Natur der Sache hervorgegangen sind und

welche sich die gegenwärtige Lehreinrichtung in den gebildeten Kreisen des österreichischen Staates allmählich aber sicher gewonnen hat, und die Anerkennung, die ihr selbst ausserhalb des österreichischen Staates zugewendet wird, unbeachtet lassen, aber man würde das Gewicht der Stimmen, die sich dann im Interesse des allgemeinen Wohles dagegen erheben würden, nicht beseitigen können.

Wenn die in dem jetzigen Lehrplane enthaltene Aufnahme und Vertheilung von Lehrgegenständen in den bezeichneten wesentlichen Punkten als nothwendig anerkannt wird, so ergibt sich daraus als unausbleibliche Folge, dass schon für die unteren Stufen des Gymnasiums der Grundsatz aufgegeben werde, alle Lehrgegenstände (ausser dem Religionsunterrichte) demselben Lehrer anvertrauen zu wollen. Man kann nicht zugleich die Nothwendigkeit anerkennen, für Mathematik, Physik, Naturgeschichte einen methodischen Stufengang durch das ganze Gymnasium herzustellen, und zugleich diesen Unterricht Lehrern zumuthen, welche nur nebenbei sich eine oberflächliche Kenntniss der Sache erworben haben, und so die Wirkung des Unterrichtes vereiteln wollen; das richtige Mafs des Unterrichtes und eine wahrhaft bildende Methode sind nur auf der Grundlage umfassender, wohlverarbeiteter Sachkenntniss zu erreichen. Wenn man nun sagt, es sei statt des Systems der Classenlehrer das der Fachlehrer eingetreten, so ist dieser Ausdruck sehr ungenau, und geeignet, durch diese seine Ungenauigkeit gegründete Einwendungen zu veranlassen. Wer einen Blick wirft auf das Prüfungsgesetz für das Gymnasial-Lehramt, wird leicht bemerken, wie sehr für das Zusammenhalten verwandter Gebiete Vorsorge getroffen ist und wie klein die Anzahl von Lehrern ist, unter welche sich der Unterricht namentlich in den unteren Classen zweckmäfsig vertheilen lässt.

Immerhin aber ist schon für die unteren Classen die Einheit der Person des Lehrenden allerdings aufgegeben, und es sind damit der Einheitlichkeit der Einwirkung auf die Schüler in didaktischer und pädagogischer Hinsicht Schwierigkeiten gesetzt. Es ist nun nicht genug sich überzeugt zu haben, dass diese Schwierigkeiten nicht willkürlich herbeigeführt, sondern in der Natur der Sache gegründet und dass sie nicht unüberwindlich sind: man muss hinzufügen: es sind nicht etwa Schwierigkeiten geschaffen, wo vorher keine waren, sondern es sind nur andere an die Stelle der früheren getreten. In der früheren Einrichtung hing von der Persönlichkeit eines Lehrers der Gewinn ab, den ein Schüler während eines Jahres, ja oft während vier und noch mehr aufeinander folgender Jahre seines Schullebens von der Schule ziehen sollte. Wohl dem, der das Glück hatte, einen Classenlehrer von wahrem Beruf zu erhalten; dass aber der entgegengesetzte Fall auch eintreten konnte und eintrat, und dass

ein nicht geringer Theil der Männer, deren Gymnasialzeit in die Herrschaft des Classensystems fiel, an die vier Jahre der Grammatikclassen oder an die beiden der Humanität oder an alle sechs zusammen sich erinnert als an eine verlorene Zeit, während welcher alles, was er für seine Bildung gewann, außerhalb und trotz der Schule geschah, das ist niemanden, der sich um den Gegenstand je gekümmert hat, unbekannt. Die gegenwärtige Einrichtung entzieht jedem Schüler etwas von der volleren Wirkung, welche die Einwirkung eines einzigen Lehrers möglicherweise haben kann, aber sie gibt auch nicht in gleichem Maße ganze Generationen der zufällig ungenügenden Einwirkung eines Lehrers für alle Seiten ihrer Schulbildung preis*).

Also: das Aufgeben des Systems der Classenlehrer im strengen Sinne dieses Wortes schon für die unteren Stufen des Gymnasiums ist eine Nothwendigkeit in demselben Maße, als die Aufnahme und methodische Vertheilung neuer Lehrgegenstände in der vorhin bezeichneten Weise sich als Pflicht der Gymnasien erwiesen; durch diese Änderung sind nicht Schwierigkeiten erwachsen, wo früher alles leicht und eben war, sondern nur anders an die Stelle der früheren getreten.

Dass diese Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind, ist bekannt und anerkannt; auf Mittel, welche zu ihrer Überwindung beitragen, weist der Org. Entw. hin, manche derselben finden in dem vorstehenden Aufsatze eine eingehende, an treffenden Bemerkungen reiche Erörterung. Es ist wichtig, vor allem diejenigen Mittel, die sich sofort zur Ausführung bringen lassen, sich zu vergegenwärtigen; man wird sich leicht überzeugen, dass ihre consequente Anwendung diejenigen Vorwürfe, welche der

schon für die unteren Classen vermehrt. Et ist daher gewiss darauf zu sehen, dass jede weitere Vermehrung der Zahl der Lehrgegenstände, so weit es irgend möglich ist, vermieden werde. Dass sowohl die deutsche Sprache, als eine von dieser verschiedene Landessprache, insofern sie Muttersprache einer Mehr- oder Minderzahl der Schüler ist, Gegenstand des Unterrichtes sein muss, kann nicht in Zweifel gezogen werden. Aber ein schwerer Druck erwächst einem Gymnasium, wenn für alle Schüler oder für einen Theil derselben ausser der deutschen Sprache zwei Landessprachen, nach einander oder gar gleichzeitig, obligater Lehrgegenstand sind, z. B. für Schüler magyarischer Muttersprache ausser ihrer Muttersprache und der deutschen Sprache noch die tschechische Sprache, für Schüler illyrischer Zunge ausser ihrer Muttersprache und der deutschen Sprache die italienische, für Schüler italienischer Zunge ausser ihrer Muttersprache und der deutschen die illyrische u. dgl. m. Ich kann die Überzeugung nicht aufgeben, dass eine eingehende Würdigung der besonderen Verhältnisse es ermöglicht, diesen Übelstand zu beseitigen, ohne den Schülern für ihre spätere Verwendbarkeit oder der Ordnung der Schule einen Nachtheil zu bringen. Bei dieser Verpflichtung zu zwei Landessprachen ausser der deutschen Sprache kommt nicht nur die dadurch entstehende Überbürdung der Schüler in Betracht, sondern auch der Umstand, dass durch eine solche Einrichtung in der Mehrzahl der Fälle eine Oberflächlichkeit im Aneignen von Sprachen befördert wird, welche der Reinheit und strengen Sorgfalt in der Sprachauffassung überhaupt einen später schwer zu beseitigenden Nachtheil bringt.

Ferner: die Anzahl der schon in den unteren Classen unbedingt nothwendigen Lehrgegenstände bestimmt durchaus nicht, dass eine ihr gleiche oder nahe kommende Anzahl von Lehrern in derselben Classe beschäftigt sein müsse. Es wurde schon darauf hingewiesen, dass durch die Bestimmungen des Prüfungsgesetzes die zweckmässige Vereinigung mehrerer Lehrgegenstände in derselben Hand vorgesehen ist. Das Prüfungsgesetz aber steht nicht blofs auf dem Papier, sondern indem es seit einem vollen Jahrzehent in Wirksamkeit ist, befindet sich innerhalb eines bestimmten Bereiches von Gymnasien eine große, zum Theil eine überwiegende Zahl von Lehrkräften, welche nach diesem Gesetze ihre Qualifikation erwiesen haben. Die höchste Unterrichtsbehörde hat in Betreff der angemessenen Verminderung der Lehrerzahl innerhalb derselben Classe, namentlich des Untergymnasiums, die zweckmässigsten Weisungen gegeben. Wer aber einen Blick in die Schulnachrichten unserer Gymnasialprogramme wirft, hat Gelegenheit sich zu überzeugen, dass im ganzen die durch das Prüfungsgesetz dargebotene Möglichkeit keineswegs in der von hoher Stelle aus vorgezeichneten Weise

benützt wird. Mit ihrer richtigen Benützung würden auch so zweckwidrige Übertragungen des überaus wichtigen Classenordinariates, wie deren der Hr. Vf. mit vollstem Rechte als eine thatsächliche Verhöhnung dieser Einrichtung rügt, von selbst verschwinden.

Sodann: Die gegenwärtige Lehereinrichtung der Gymnasien steht mit der Einrichtung für die Prüfung der Candidaten in dem genauesten Zusammenhange; in dem dieses Gesetz motivirenden Vortrage vom 23. Aug. 1849 wird dargelegt, wie das Gelingen des Gymnasialunterrichtes in seiner jetzigen Gestalt durch die vollständige Ausführung dieses Prüfungsgesetzes bedingt ist; aber nicht minder erforderlich ist anderseits, dass diesem Gesetze ungeschmälert Folge gegeben werde. Auf zwei Punkte dürfte in dieser Hinsicht hinzuweisen sein. Wenn Gymnasien selbst ein Jahrzehent nach dem Eintreten der jetzigen Organisation, also nach einem Zeitraum, innerhalb dessen fast die Hälfte der Lehrer einer Anstalt zu wechseln pflegt, keinen oder fast keinen nach den jetzigen Anforderungen als qualificiert erwiesenen Lehrer aufzuweisen haben, so ist es nicht möglich vorzusetzen, dass sich an ihnen die gegenwärtigen Einrichtungen mit einem für die studierende Jugend segensreichen Erfolg verwirklichen lassen. In welcher Anzahl dennoch Gymnasien der bezeichneten Art nicht nur bestehen, sondern, was die Hauptsache ist, mit solchen, die eine ordnungsmässige Entwicklung gewonnen haben, in allen Rechten gleichgestellt sind, ist in der Vorrede zu den vorjährigen statistischen Tabellen dargelegt. Dieser Umstand ist bei einer Beurtheilung des Erfolges der jetzigen Einrichtungen von sehr gefährlichem Gewichte; denn schon durch ihre Zahl gehen für das Urtheil solche Anstalten den Ausschlag,



die ihrem Wesen entsprechende Wirkung, so wird dadurch nicht nur der bedeutende Aufwand von Zeit und Kraft auf die Lehr-
 amtsprüfung grossentheils unnütz gemacht und gerade der Theil
 der Lehrer, auf welchen die Hoffnung für das Gedeihen unserer
 Gymnasien hauptsächlich ruht, entmuthigt, sondern, worauf es
 uns hier ankommt, das Gelingen des Gymnasialunterrichtes wird
 dadurch erheblich beeinträchtigt. Denn der Gesamterfolg des
 Unterrichtes und das Zusammenwirken aller Factoren für den-
 selben ist durch die richtige Vertheilung der disponibeln Kräfte,
 durch zweckmässige Verwerthung gerade der tüchtigsten, wesent-
 lich bedingt; man hat wenigstens kein Recht, der Einrichtung
 Vorwürfe zu machen, wenn Vortheile, welche sie bereits dar-
 bietet, nicht vollständig benutzt werden. Dass aber, was auch
 immer der Anlass sein mag, nach den beiden bezeichneten Rich-
 tungen hin, für die Verwendung der Lehrkräfte innerhalb der-
 selben Anstalt und für das Aufsteigen zu Anstellungen an beden-
 tenderen Gymnasien, der Inhalt des Prüfungszeugnisses, selbst
 wenn er noch überdies durch die nachherigen Leistungen be-
 stätigt ist, nicht immer seinen wohlbegründeten Einfluss hat, ist
 eine Thatsache, deren Bedeutung man nicht verkennen darf.

Von besonderer Wichtigkeit endlich für die Herstellung
 eines einheitlichen Wirkens der Schule und für das Gelingen der
 Aufgabe des Gymnasiums überhaupt ist die Wirksamkeit des
 Directors, ein Punkt, den der Hr. Verf. des vorstehenden
 Aufsatzes wol nur darum unerwähnt gelassen hat, weil er ihn
 als selbstverständlich betrachtete. Dass bei einer Einrich-
 tung, wie die gegenwärtige der Gymnasien es ist, die Wirk-
 samkeit des Directors ein noch entscheidenderes Gewicht hat, als
 unter Voraussetzung des Systems der Classenlehrer, bedarf keines
 Beweises. Was für die Lehrer überhaupt wesentliche Bedingung
 ihres didaktischen Zusammenwirkens ist, nämlich Einsicht in die
 Bildungsaufgabe des gesammten Gymnasiums und besonnenen
 Würdigung des Beitrages, welchen hierzu die einzelnen Sei-
 ten des Unterrichtes zu geben haben, diess kommt bei dem
 Director, der die Einheit des Ganzen herzustellen und zu erhal-
 ten berufen ist, in noch höherem Grade in Betracht, als bei den
 übrigen Lehrern. Es ist daher begreiflich, dass die Besetzung
 von Directorstellen eine der schwierigsten, mit der grössten Ver-
 antwortlichkeit verknüpften Aufgaben einer Studienbehörde ist;
 und wenn in manchen Ländern ein besonderes *colloquium pro*
rectoratu angeordnet ist, um über die allgemeinen didaktischen
 und pädagogischen Studien der Männer sich Gewissheit zu ver-
 schaffen, welche man mit dieser schwierigen Aufgabe zu be-
 trauen gedenkt, so mag diess nur als ein äusserlicher Beleg er-
 wahnt werden für die Wichtigkeit, welche bei einem Director
 auf diese Seite seiner Bildung gelegt wird. Und mit vollem
 Recht; denn auf ihr ruht jene Sicherheit der Überzeugung und

jene ruhige Umsicht, welche die gesammte Handlungsweise des Mannes charakterisieren muss, dem die Leitung einer Schulanstalt anvertraut ist.

Dass in den so eben bezeichneten Richtungen Mängel der Ausführung noch bestehen, lässt sich nicht in Abrede stellen; an der Möglichkeit ihrer unmittelbaren Beseitigung ist nicht zu zweifeln. Mit consequenter Entfernung dieser Übelstände würden, das lässt sich mit unbedingter Zuversicht aussprechen, die Vorwürfe, die man der gegenwärtigen Einrichtung in Beziehung auf Einheitlichkeit der Einwirkung auf die Schüler macht, so gut wie alle entkräftet und beseitigt sein. Es wäre indessen ein Verletzen der Wahrheit, wenn man verkennen wollte, dass der vollen Wirksamkeit der jetzigen Gestaltung des Gymnasialwesens noch ein Übelstand entgegensteht, der sich nicht unmittelbar beseitigen, zu dessen allmählicher Entfernung aber sich beitragen lässt. In diesem Sinne möge derselben schliesslich noch gedacht werden.

Damit ein Zusammenwirken der Lehrer verschiedener Gegenstände in derselben Classe, der Lehrer desselben Gegenstandes in verschiedenen Classen überhaupt erreichbar sei, ist erforderlich, dass ein jeder seine Lehraufgabe nur als ein Glied in dem gesammten Organismus der Aufgabe der Gymnasialbildung betrachte, und das, was gleichzeitig neben ihm, was vor und nachher von der Schule an denselben Schülern geschieht, nicht bloß gleichgiltig dulde, sondern als wesentliches Moment des Ganzen anerkenne. In dieser Hinsicht zeigen die Lehrkörper unserer Gymnasien jetzt gar häufig einen die Einheit untergrabenden Mangel. Wenn Lehrer des mathem.-naturwissenschaftl. Gebietes den Werth der philolog.-historischen Seite des Unterrichtes nicht ahnen und nicht anerkennen, und von der andern

leicht, ihre Constatierung zu erhalten. Bei der schriftlichen Prüfung der Lehramts-Candidaten wird außer den Aufgaben, welche dem Lehrgebiete des Examinanden angehören, auch eine gestellt, aus deren Bearbeitung sich zeigen kann, in wie weit der Candidat philosophische Studien getrieben und namentlich die Bedeutung seines Lehrgebietes in dem Ganzen des Gymnasialunterrichtes, sein Verhältnis zu den übrigen Fächern und die Mittel seiner Durchführung zum Gegenstand seines Nachdenkens gemacht hat. Es liegen seit der definitiven Gestaltung des Prüfungsgesetzes Erfahrungen in hinlänglichem Umfange vor, um daraus zu ersehen, dass die Leistungen in diesen allgemein wissenschaftlichen oder pädagogischen Arbeiten denen in den speciellen Lehrfächern im Ganzen bedeutend nachstehen; es wird sich auch bereits ermitteln lassen, ob sich durchschnittlich ein verschiedener Grad dieser Mangelhaftigkeit zeigt, je nach den verschiedenen Gruppen von Lehrfächern, denen die Candidaten angehören.

Geht man nun einen Schritt weiter und fragt nach der Ursache dieses Mangels, so hat man für das erste kein Recht, die bestehenden Einrichtungen über die Studien und die Prüfung der Gymnasiallehrer dafür verantwortlich zu machen. Das bestehende Gesetz legt auf jene für den zukünftigen Lehrer wichtige allgemeine Bildung den gebührenden Werth und bietet ein vollkommen zweckmäßiges Mittel dar, um über das Maß, in welchem sie erreicht ist, Kenntniss zu erlangen. Dass nicht bestimmte philosophische Collegia obligat gemacht sind, betrachte ich als eine höchst dankenswerthe Enthaltensamkeit im gebieten; es lassen sich philosophische Collegia auf Geheiß hören, es lässt sich selbst eine Prüfung über den Inhalt des vorgetragenen bestens bestehen, ohne dass darum die allgemein wissenschaftlichen Grundsätze mit dem speciellen Fachwissen und mit dem eigenen Berufe des Lehrers in wahre Verbindung treten —, und nur hierin liegt doch der Werth, auf den es im vorliegenden Falle ankommt.

Es wäre ebenso unrecht, die Ursache des unläugbaren Mangels in ungenügendem Eifer derjenigen Studierenden suchen zu wollen, welche das Lehrfach erwählen. Wer die Universitätsjahre unserer Gymnasiallehrer zu beobachten die Gelegenheit hat und benützt, der darf, so lebhaft er auch die durchschnittliche Beschränkung auf die Fachstudien und die Vernachlässigung der Philosophie beklagen mag, über den Eifer dieser Studierenden im allgemeinen nicht anders als mit der vollsten Achtung sprechen.

Aber der Druck der Sorge um die materielle Existenz lastet fast auf allen Studierenden dieses Bereiches; unter den Candidaten des Lehramtes dürften (von den Gliedern des geistlichen Standes abgesehen) kaum fünf Procent sein, welche von ihren Angehörigen das nothdürftig erforderliche für ihre Stu-

dienzeit empfangen; die grössere Hälfte ist ohne jegliche Unterstützung vom Hause auf ihre eigene Thätigkeit für ihren Unterhalt angewiesen; bei einem nicht geringen Theile endlich rechnen vielmehr die Eltern ihrerseits auf Unterstützung von ihrem Sohne schon während seiner Universitätszeit. Man wird die Belhätigung aufopfernder Pietät, die man kennen lernt, nicht ohne Rührung betrachten; man muss der zähen Ausdauer so vieler junger Männer Achtung zollen und die Opfer betrauern, die gar manchmal dem Uebermaße der Anstrengung fallen: aber man kann darum nicht verkennen, dass hierin der Hauptgrund liegt, weshalb die Mehrzahl sich auf die zunächst nothwendigen Fachstudien zu beschränken sucht und zu weiterer Entwicklung nicht nur die Zeit, sondern vor allem die sorgenfreie Bewegung des Geistes fehlt. Nicht unter den Himmelsstrichen, in welchen die Natur ihre Gaben in verschwenderisch üppiger Fülle dem Menschen darbietet, aber auch nicht da, wo ihre eisige Kargheit das Leben zu einem beständigen Ringen um die physische Existenz macht, gedeihen die Blüten des Geistes am vollsten; sondern das Mittelmaße von Sorge und Befriedigung ist die günstige Stätte für die geistige Entwicklung. Das gleiche gilt, mit den Beschränkungen und Ausnahmen, welche jede Vergleichung erfordert, vom Überfluss und drückenden Mangel in der Lage derjenigen Jünglinge, die sich wissenschaftliche Studien, speciel im vorliegenden Falle, die sich der wissenschaftlichen Vorbereitung für den Lehrstand widmen. Die höchste Unterrichtsbehörde thut das möglichste mit unerschöpflicher Liberalität, um diesem äußeren Mangel abzuheffen; aber diese Abhilfe bleibt ein Palliativmittel, welches überdiess die andere Gefahr herbeiführt, dass dann manchmal weniger der in-

Man wird diesen Bemerkungen schwerlich den Vorwurf machen, dass sie von ihrem eigentlichen Gegenstande, der Erwägung eines wichtigen Mangels in unseren gegenwärtigen Gymnasialzuständen, nach einer davon wesentlich verschiedenen Seite abgesprungen seien. Es ist Pflicht, die Mängel der thatsächlichen Leistungen unserer Gymnasien unverhohlen anzuerkennen und ihren Ursachen gewissenhaft nachzuforschen. Aber man darf den Blick nicht auf diejenigen Mängel beschränken, deren sofortige Beseitigung möglich ist, wenngleich diesen die größte Wichtigkeit muss beigelegt werden; und man darf den Weg gewissenhafter Nachforschung nach der Ursache der Mängel auch dann nicht aufgeben, wo er in ein scheinbar disparates Gebiet führt. Nur die Erkenntnis der letzten Ursache eröffnet zugleich die Aussicht auf eine wirkliche Abhilfe.

Wien.

H. Bonitz.

Über die allmähliche Heranbildung der Selbständigkeit bei der Gymnasialjugend.

Auf die Wichtigkeit einer allmählichen Heranbildung der Jugend zur Selbständigkeit ist bei jeglicher Erziehung von jeher von allen Pädagogen ein großer Nachdruck gelegt worden, so dass es unnütz erscheinen könnte, über einen so bekannten Gegenstand zu schreiben. Indes lehrt die Erfahrung, dass derselbe in der Praxis weniger Bedeutung erlangt hat, als wünschenswerth ist, weshalb es zweckmässig sein dürfte, denselben im Zusammenhange zu besprechen.

Jeder Unterricht hat zur höchsten Aufgabe, seine Objecte in der Weise zum Eigenthume des Lernenden zu machen, dass er nicht bloß unter Anleitung, sondern auch selbständig dieselben zu gebrauchen und zu verwerthen im Stande sei. Auch, so weit es möglich ist, auf Grund des erhaltenen neues weiter zu bauen, und so die selbständige Thätigkeit erst im vollen Mafse zu zeigen, auch das muss ein richtiger Unterricht zu erzielen sich bestreben. *Jurare in verba magistri* muss man allerdings für eine Zeit lang dem Lehrling als höchsten Grundsatz hinstellen, um ihn vor Übergriffen, Eigendünkel und Selbstüberschätzung zu bewahren und ihn zu gewöhnen, das, was die gereifte Einsicht des Lehrers ausspricht, zu achten, und da einer nicht alles allein bewältigen kann, dort, wo zur Durchbildung zu gelangen ihm selbst nicht möglich ist, von anderen anzunehmen. Daraus folgt auch nicht, dass er seine Thätigkeit unterschätzen müsse, sondern er wird gerade dadurch derselben den ihr gebührenden Platz anweisen, er wird, wenn er durch Vergleichung seines und des fremden Eigenthums zum Bewusstsein des Werthes seines eigenen gekommen ist, die Mängel und

Fehler, die er hat, am besten zu erkennen und zu beseitigen im Stande sein.

Jeder wird mit größter Freude und nicht geringerer Dankbarkeit an diejenigen Lehrer sich erinnern, welche ihn nicht dazu anhielten, viele Kenntnisse, aber unverarbeitet, mechanisch dem Gedächtnisse einzuprägen, so dass dieses nur ein Aggregat von Einzelheiten aufnahm, die Denkkraft hingegen, oder wie Jean Paul sagt (Levana, 3. S. 105), die schaffende Kraft, aus gegebenen Gedächtnisideen eine folgende so frei zu wecken und zu erfinden oder zu finden, als Witz und Phantasie die ihrigen, selten zu einer Speise gelangte, welche sie aus dem Schlummer geweckt und den Geist mit Leben erfüllt hätte. Man sieht es allen Zeiten an, in denen rein Polyhistorie getrieben wurde, wie der Geist fast durchgängig versumpfte und verdampfte, und die Menschheit in der Entwicklung nicht nur stehen blieb, sondern sogar zurückgieng. Und man kann es ja auch jetzt wahrnehmen, wie diejenigen, welche von Jugend auf eine Menge wissenschaftlicher Dinge ohne Verarbeitung und Durchbildung des Stoffes sich aneigneten, verlegen werden, wenn sie von ihren Kenntnissen Rechenschaft legen sollen. Sie werden vieles hersagen können, aber doch immer an der Oberfläche bleiben, weil sie beim lernen nie zur Klarheit und Deutlichkeit, zum vollen Bewusstsein der Lernobjecte gekommen sind. Dergleichen schlechtweg receptive Köpfe erstarren und verknöchern am Ende völlig über der großen Masse des Materials, dessen sie sich nicht bemeistern können. Weil ihre Kenntnisse auf keiner sicheren Grundlage beruhen, kann von einer lebendigen Fortbildung derselben und einem weiteren Baue auf ihnen keine Rede sein. Denn nicht wer viel, sondern so viel, als seine Kräfte vermögen und dabei schon von allem

thätigkeit beim Lernen wirkt auf Selbständigkeit im Handeln und diese wieder auf jene, es ist ein Process gegenseitiger Ergänzung.

Würde die erwähnte Weise des Unterrichtes durchgängig beobachtet — und diess ist doch bei fester Willenskraft erreichbar, — dann würden wir unter der Jugend nicht so viel Beweise von Flatterhaftigkeit und Leichtsinne haben, als man deren tagtäglich mit grossem Schmerze wahrnehmen muss. Ist aber für den einzelnen der Vortheil so bedeutend, um wie viel grösser erscheint er, wenn man auf den Staat, auf die menschliche Gesellschaft überhaupt Rücksicht nimmt. Man klage nicht über die Jugend, dass sie unbeständig ist, sondern suche die edlen Keime, die in ihr vorhanden sind, zur schönen Pflanze, zur vollendeten Frucht zu ziehen, und man wird Männer von Charakterstärke erziehen. Die Jugend geht dorthin, wohin man sie führt, und ein verständiger Erzieher wird, so weit es ihm möglich ist, sie so heranzubilden können, wie er es für das Beste hält.

Und so wie endlich die gesamte Didaktik nur dann ihren Zweck erreicht hat, wenn sie den Lehrling schon von der ersten Unterrichtszeit an, je nach der Stufe seiner Entwicklung zu selbstthätigem Denken angeleitet und ihn schliesslich nach Vollendung ihrer Thätigkeit zur Mündigkeit des Denkens geführt hat, ebenso verhält es sich mit der Pädagogik. Nicht wenn der Zögling nur so lange, als er unter den Augen des Erziehers ist, das was ihm als Pflicht auferlegt wird, thut, sondern wenn ihm die Grundsätze seines Handelns so kräftig und nachhaltig eingeprägt wurden, dass er auch frei von Überwachung, von innen aus gedungen sich nach ihnen richtet, dann erst hat die Erziehung ihre Aufgabe gelöst. Im ersten Alter nun ist es nicht zu erwarten, dass der Knabe einen festen Charakter zeige, aber die Grundlagen zu einer solchen Festigkeit müssen schon in allen Anfängen von dem Erzieher gelegt werden. Wie gross auch die Hindernisse seien, die sich entgegenstellen, in der Natur der Sache selbst so wie in speciellen Umständen, die Nothwendigkeit der Aufgabe wird nicht in Abrede gestellt werden, und somit auch nicht die Pflicht, auf Mittel zu ihrer, wenn auch nur annäherungsweise Erfüllung zu denken. Es ergibt sich daraus, dass der Knabe nicht immer am Gängelbände geführt werden darf, sondern dass man ihm hie und da Gelegenheit geben muss, dasjenige was er unter den Augen des Erziehers thun musste, auch dann zu thun, wenn er von demselben sich nicht beobachtet glaubt oder weiss. Denn je früher sich der Knabe frei fühlt, desto eher bildet sich in ihm ein sittlicher Charakter. Dafür muss somit eine regelmässige Haus-, eine richtige Schulerziehung sorgen. Die letztere kann nun freilich nicht das leisten, was das Haus, aber sie ist verpflichtet, die ihr zu Gebote stehenden Mittel gewissenhaft zu benützen. Sie muss dem Schüler auch über die Schule hinaus etwas als Eigenthum mitgeben, was er im Leben

brauchen kann. *Non scholae sed vitae discendum*. Sie wird also, wenn sie richtig erzogen hat, die moralischen Grundsätze so tief dem Gemüthe einprägen und durch eine verständige Anleitung sie befähigen im Handeln so feste Wurzeln zu fassen, dass es nur einer sehr heftigen Erschütterung gelingen könnte, den Knaben von dem Standpuncte herabzudrängen, auf dem er in der Schule sich befand. Darauf hinzuarbeiten, dass ihr Einfluss über den Bereich der Schule hinaus Geltung behalte, ist die Schule eben so sehr den Schülern als sich selbst schuldig. Sie muss freilich sehr fremdartige Elemente, gute und böse, in ihren Bereich aufnehmen, und wird, damit das gute erhalten, das böse allmählich gebessert und endlich völlig beseitigt werde, stets ein wachsames Auge über die ihrer Pflege Anvertrauten haben müssen. Hat sie aber durch eine während längerer Zeit unausgesetzte Aufmerksamkeit, eine gewisse Harmonie und Willensfestigkeit in den Handlungsweisen ihrer Zöglinge erzeugt, dann soll sie ihre Sorge darauf wenden, dass dieselben, auch ohne vom Lehrer beobachtet zu sein, sich wohlstandig verhalten. Kurz: Knaben und Jünglinge müssen, wie Herbart sagt (Allgem. Pädag. S. 51), gewagt werden, um Männer zu werden.

Es gibt wol einige, welche meinen, dass diess in der Schule sich nicht erzielen lasse, und von einer Anleitung der Jugend zum selbständigen Handeln in der Schule nichts wissen mögen. Aber die Überzeugung ist wohlbegründet, dass diejenigen Erzieher, die es mit ihrer Erziehung nicht weiter gebracht haben, als dass ihre Pfleglinge nur so lange gutes thun, als sie sich unter ihren Augen befinden, ganz offen bekennen müssen, sie hätten ihre Aufgabe entweder nicht richtig aufgefasst, oder ihre Lösung sei ihnen nicht gelungen. Und nicht der Gedanke, dass, was bis jetzt

das muss die einsichtsvolle Erziehung schon im zarten Alter ihm einimpfen, wenn unter Männern beim Handeln moralische Gesichtspunkte vorhanden sein sollen, deren Mangel man leider häufig bemerkt.

Die Entwicklung jener Seite beim Knaben ist übrigens nicht minder zu berücksichtigen und zu pflegen, als jedes andere Vermögen, welches derselbe besitzt. Es ist eine unlängbare psychologische Wahrheit, dass der Trieb der Selbsterhaltung dem Menschen unverwüstlich eingepflanzt ist. Die Befriedigung dieses Triebes äußert sich je nach der Bildungsstufe des Menschen, nach den ihm anezogenen Ansichten und den diesen entsprechenden Interessen, die er beim Handeln verfolgt, auf verschiedene Weise. Selbst bei den reinsten Bestrebungen wird man finden, dass im Hintergrunde die Erhaltung der Individualität sich vorfindet, mögen die Principien, von denen man bei seinen Handlungen ausgegangen ist, wie immer beschaffen sein. Bewusst oder unbewusst, nach mehr oder minder reinen, sittlichen oder unsittlichen Motiven strebt jeder sein Ich zu dem klar vorgesteckten oder blind verfolgten Ziele zu führen. — Damit also der Zögling, wenn er seine Bildungsanstalt verlässt, nicht im Dunklen tappe, unschlüssig was er zu thun und zu meiden hat, muss auch die Schule nach Kräften Sorge tragen. Sie hat ihn an eine gewisse Selbständigkeit in seinen Handlungen zu gewöhnen, damit er, in's bunte Gewirre der Welt hintretend, nicht rathlos dastehe, und wenn er unselbständig wäre, vom ersten besten Einflusse ergriffen und beherrscht, zu was immer für einer Handlung nicht nach eigenem Entschlusse, weil er diesen nicht kennt, hingezogen werde. Man sieht leicht ein, wie weit der Mangel an Entwicklung der Selbständigkeit führen kann, und man glaube ja nicht, dass durch die Gewohnheit jedem Knaben die gute Handlungsweise allenfalls zur zweiten Natur werde. Auf die Wichtigkeit der Gewohnheit haben wol alle Pädagogen ein großes Gewicht gelegt und anerkannt, dass durch sie mitunter mehr gutes zustande kommt als durch positive Gesetze, indem das durch die Gewohnheit hervorgebrachte mechanische Handeln später in ein Handeln nach Grundsätzen übergehen kann. Es ist bekannt, welchen Werth Locke auf die Gewöhnung legte. Und ich will nicht läugnen, dass bei vielen Knaben, die nämlich ein gutes Herz und reines Gemüth, die von Natur aus Neigung zum guten haben, das gute bleibend sich so heranbilden und in den Charakter übergehen könne. Aber solche Erscheinungen werden auch vielfache Ausnahmen erleiden. *Nititur in vetitum semper cupimusque negata.* Es ist in der Natur begründet, dass innerhalb bestimmter Gesetze die grösste Mannigfaltigkeit sich entwickle, und so wie es im allgemeinen sich verhält, so ist es auch im besonderen. Nicht alle Knaben haben, sei es von Natur, sei es in Folge günstiger Verhältnisse der ersten Lebensperiode, gleich

viel Hang zum guten. Wird nun unter diesen Umständen die selbständige Handlungsweise bis in diejenige Zeit hinausgeschoben, in welcher der junge Mensch völlig frei sich selbst überlassen wird, wer kann es im voraus berechnen und Bürgschaft dafür leisten, dass derselbe, nachdem die äußeren Bande, die ihn in den Grenzen der Moralität hielten, verschwunden sind, seinem ursprünglichen Hang nicht nachgebe, leidenschaftlich dem bösen nachrenne und in den Abgrund der Unsittlichkeit stürze? Die Erfahrung liefert auch vom letzten traurige Beweise, „und kann man etwas gutes und schönes sehr achten, das an der nächsten Berührung verwelkt?“ Wer aber nach und nach gewöhnt wird, zu moralischen Handlungen sich freiwillig zu entschließen, den hält nicht das lockere Gefüge äußerer Bande zusammen, sondern da er selbst über sich Herr zu sein gelernt hat, wird er in dieser dem guten nachstrebenden, selbständigen Handlungsweise verbleiben und sich nicht leicht durch jemand darin beirren lassen, weil niemand gerne seine Selbständigkeit verliert, sondern als Individuum sich erhalten will und muss.

Zur Mündigkeit also, aber wohl verstanden, zur relativen Mündigkeit, zur moralischen Selbstkenntnis muss der junge Mensch am Gymnasium erzogen werden. Der Gymnasiast soll für die Universität nicht bloß das Zeugnis der Reife in wissenschaftlicher Beziehung mitbringen, sondern auch, was mit dieser auf einer Linie steht, eine gewisse Reife des Charakters. In der wissenschaftlichen Ausbildung ließe sich vielleicht eher ein oder der andere Mangel übersehen, weil die Universität den Gang des bisherigen Unterrichtes kontinuierlich weiter hinauf verfolgend, manches, was früher hätte ausgebildet werden sollen, nachbessern kann. Aber groß kann die Gefahr werden, wenn ein moralisch

kann, dass sie aus reiner Achtung vor derselben, so lange sie in ihrem Bereiche sich befinden, zur Moralität, Zucht und Ordnung sich gedrungen fühlen, was kann man von solchen Schülern erwarten, daas sie thun werden, wenn sie aus der Schule hinaus kommen? Vielleicht wird man sagen, dass das viele hitzige Blut, welches in einer Schule beisammen ist, viel Veranlassung zu Unruhe, gegenseitiger Reibung und zu dem in Folge dessen erzeugten Toben findet. Allein steht der junge Mensch, wenn er in die Welt eintritt, isolirt? Gibt es nicht der Elemente, mit denen er in Berührung kommt, bei weitem mehr, und sind sie nicht oft viel schädlicher als die in der Schule? Das hitzige Blut muss, wenn es weise in Schranken gehalten wird, so gemässigt werden, dass es in der Schule und durch die Wirkung dieser auch ausser derselben nicht leicht übersprudle, sondern in dem ihm gebührenden Kreislauf bleibe.

Die Mittel zur Erreichung des Zweckes sind vorhanden. Vorerst und hauptsächlich der Tact des Erziehers, seine Auctorität. Ernst und Strenge ohne Morosität müssen stets das wesentliche Merkmal seiner Handlungen sein, allein sie dürfen nicht einsam bleiben, sondern mit Freundlichkeit und Milde so gepart werden, dass der Zögling bald die Überzeugung gewinnt, auch derjenige, was ihm anfangs hart und rauh vorkam, sei von jener liebevollen Absicht durchdrungen, aus ihm etwas gutes zu schaffen. Diese Ansicht soll und muss der Zogling vom Erzieher sich gebildet haben, ohne sie bleibt er für vieles, was sonst für seine Bildung sehr dienlich sein konnte, unempfänglich. Consequenz in den Reden und Übereinstimmung der Handlungen mit diesen ist ein zweites sehr wichtiges Postulat. Man handle lieber, ohne seine Handlung früher angekündigt zu haben; hat man aber einmal gesprochen, dann lasse man sich doch nicht die Bloße beikommen, dass das mitunter nachdrücklich und feierlich verkündete Wort am nächsten, oft selbst an dem-selben Tage Lügen gestraft wird. Ist diess an sich eines gebildeten Mannes, so ist es noch mehr eines Erziehers unwürdig; denn abgesehen davon, dass er an Achtung vor seinen Zöglingen verliert, und deshalb die Erziehung ihm erschwert wird, fehlt er auch dadurch gar sehr, dass er jenen das Beispiel eines wankelmuthigen Charakters gibt. Die Jugend urtheilt in dieser Beziehung sehr schnell ganz richtig und behält die dadurch empfangenen Eindrücke auf lange Zeit. Sie ist namentlich auf die Handlungsweisen ihrer Erzieher aufmerksam, weil sie sich von selbst hingezogen fühlt, ihr Leben nach ihnen einzurichten, und bildet sich oft von ihnen treffende Urtheile in erstaunenswerther Weise, ein Beweis, dass die Beobachtungsgabe in ihr in nicht geringem Grade vorhanden ist und eine gute Nahrung von allen Seiten erhalten soll. Jeder Zögling sieht zu, ob die Praxis des Erziehers mit seiner Theorie übereinstimme, diess ist eine allbekannte

Sache. — Es versteht sich hiebei von selbst, dass man an den Erzieher, wenn er für die Schule ein heiteres Gemüth behalten und erfolgreich wirken soll, nicht unnütze Ansprüche und Forderungen machen darf, dass man ihm vielmehr unter die Arme greifen und seinen schweren Beruf nach Möglichkeit erleichtere muss. Die menschliche Kraft hat ihre Grenzen und bedarf zur erfolgreichen Arbeit Erholung und angemessene Unterstützung.

Nicht minder wichtig für die Heranbildung jener Solidarität im Benehmen der Schüler ist das harmonische Wirken aller Factoren, die bei der Erziehung eines oder mehrerer Zöglinge theiligt sind. Zu einer solchen Differenz, wie sie etwa die einzelnen Theile des Gespanns, mit dem die Seele im Platonischen Phaedros verglichen wird, darstellen, wird es natürlich nie kommen. Jener *ἡμολογος* aber ist unseren Anstalten noch sehr nothwendig. Abgesehen von kleinen Unebenheiten, wie sie immer vorhanden sein werden, muss jene oben angedeutete Verfahrensweise die Norm für alle abgeben. Und ist ein so einträchtiges Handeln vorhanden, dann kann der erwünschte Erfolg schwerlich ausbleiben. Man verARGE mir es nicht, dass ich so bekannte Sachen vorführe, denn mir handelt es sich darum, mit Nachdruck auf die noch vielfach im Bereiche der Möglichkeit sich befindenden Mittel aufmerksam zu machen, durch welche jene Selbständigkeit erzielt werden kann. Auch der Gehorsam nimmt hier eine sehr wichtige Stelle ein. Kant erklärt mit vollem Rechte, dass das Kind anfangs blindlings gehorchen müsse. Aber nach und nach muss der Gehorsam zum freiwilligen Entschlusse sich herausbilden, wenn er wirklich als Sittlichkeit des Charakters sich äussern soll, und es wird derselbe hauptsächlich durch Zutrauen hervorgebracht. Nicht minder bedeutungsvoll ist hie-

ihm nicht die Möglichkeit geben, im Voraus zu berechnen, welche Strafe ihm für sein Vergehen treffen soll; denn durch eine derartige Berechnung erscheint ihm die gleichsam selbst bestimmte Strafe vorkommendenfalls als gering, und das soll keine Strafe scheinen, denn auch die an sich geringste soll sein Ehrgefühl tief verwunden. Die Strafe muss vielmehr, um wirksam zu sein, unerwartet und rasch erfolgen, sonst wird der weniger gefühlvolle, wenn er über sich selbst früher zu Gerichte sitzt, denken, diess oder jenes kann ich thun, weil ja die darauf gesetzte Strafe so gering ist, und am Ende noch mit dem Lehrer rechten wollen, wenn die Strafe denn doch anders ausfiel, als er es berechnet hatte. Und zuletzt soll man ja nicht den Weg bei der Erziehung einschlagen, durch Aufstellung von Strafen den Zügling vom bösen abzuhalten, sondern durch Vorstellung des Guten zu diesem direct zu führen; denn wer nur aus Furcht vor einem Übel vom bösen abgehalten wird, in dem kann sich der Sinn für das gute nicht ausbilden, und wenn er glaubt etwas ungestraft thun zu können, wird er seiner Neigung die Erfüllung nicht versagen*).

Auch könnte man vielleicht, um den Gymnasiasten für das selbständige Leben vorzubereiten, in den obersten Classen allenfalls hie und da eine Concession machen, die in den unteren Classen nicht gemacht werden kann, und gewiss wäre diess besser, als manches zu verbieten, wovon man doch weiss, dass das Verbot nicht eingehalten wird, weil man es nicht überwachen kann

*) Über dieses Abdrucken der Strafen in den Disciplinurvorschriften vgl. Thaulow Gymn. Pädag. S. 189.
Krakau. Steph. Cholawa.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Vollständiges Wörterbuch zu den Werken des Julius Cäsar von O. Ch. Crusius. Fünfte durchaus berichtigte Ausgabe. 8. VI u. 252 S. Hannover, Hahn, 1857. — 1 fl. 20 kr. 8. W.

Die Zeit der Specialwörterbücher für Schulen, von denen man sich so große Hoffnungen gemacht und doch so wenig erfüllt gesehen hat, ist wie die fortwährenden neuen Ausgaben der aus dem umfassenden Hahn'schen Verlag hervorgegangenen und sogar das Auftauchen anderer mit diesen concurrirender Artikel zeigen, noch lange nicht vorbei; natürlich, sind sie doch für die Faulheit der Schüler gar bequeme Ruheklissen. Wir wollen jedoch nicht gegen das ganze Genus nochmals das schon oft gesagte wiederholen, zumal nach dem, was vor kurzem Hr. Prof. Schenkl in diesen Blättern gesagt, sondern uns zu der uns vorliegenden Species wenden. Das Wörterbuch zu Cäsar von Crusius ist nicht besser als die andern von demselben federfertigen Verfasser; für ein *Lexicon Caesarianum*, das sehr nothwendig wäre, ist es natürlich

dass wir allen Artikeln des Buches durch sämtliche Commentare Cäsars und seiner Fortsetzer folgen, so wollen wir nur das herausheben, was in Bezug auf die ersten fünf Bücher des *bellum gallicum*, die kritisch am besten erhalten und deren Erklärung am gesichertsten ist, entweder falsch erklärt oder übergangen oder falsch angeführt ist, ohne uns jedoch auf kleinere Ungenauigkeiten sowie auf die Anordnung innerhalb der einzelnen Artikel weiter einzulassen²⁾.

A, ab cohortatione nicht 2, 24, sondern 2, 25. Als letzte Bedeutungsclassen wird aufgestellt: „4) Angabe des Theiles von einem Ganzen (st. *ex*) *ab novissimis unus*, vgl. 2, 11.“ In 2, 25 zeigt schon der Zusammenhang *scuto ab novissimis uni militi detracto . . . in primam aciem processit*, dass es bedeutet: auf Seite, bei. Was das an sich richtige Citat 2, 11, 4 *cum ab extremo agmine consisterent* zu der gegebenen Erklärung soll, ist nicht zu sehen. — *Abstistere*. Die Übersetzung „von irgendwo sich entfernen, weggehen“ passt für die Stelle 5, 17, 2 *ut ab signis legionibusque non abstererent* nicht, es ist = fern bleiben. — *Absum* 3, 18, 4 *neque longius abesse, quam proxima nocte Sabinus clam ex castris exercitum educat* soll heißen „es fehlte nicht mehr viel, beinahe wären u. s. w.“ Siehe Kraners zwar etwas undeutliche aber richtige Erklärung. — *Acclititas* . . . Abdachung *collis* 2, 18 †, die Stelle heißt *ab eo flumine pari acclivitate collis* (Nominativ) *nascebatur*. — *Adhaerescere* ist falsch 5, 46 statt 5, 48 citiert. — *Adigere* herantreiben, hintreiben a) vom Geschosse . . . b) von der Flamme: *flammam turri* 5, 53. Gemeint muss sein 5, 43: *paulum quidem intermissa flamma et quodam loco turri adacta et contingente vallum tertiae cohortis centuriones recesserunt*. Selbst Schüler werden nicht lange zweifeln, *turri* mit *adacta et contingente* als abl. absol. zu verbinden. — *Aditus* 5, 41, 1 *qui aliquem sermonis aditum causamque amicitiae cum Cicerone habebant* soll wörtlich heißen „Zutritt zu einer Unterredung mit C.“ vgl. Kraner h. l. — *Administrare*. Was soll 4, 29, 2 *neque ulla nostris facultas aut administrandi aut auxiliandi daretur* die Übersetzung „Anstalten treffen“? — *Adversus*, fehlt die Construction mit dem Dativ 3, 14, 2. — *Aliter*. Es fehlt „im Gegenfalle“ vgl. 4, 17, 2 *aut aliter non traducendum exercitum existimabat*. — *Amentia* ist als ἄπαισιμία 1, 40 bezeichnet; es steht noch 5, 7, 2. — *Amicus*, hätte der Superl. angeführt werden sollen, 5, 31, 6. — *An*. Die Weise, wie von *an* „in der einfachen (sic!) Frage“ gesprochen wird, lässt keine Einsicht in die hierher gehörigen Fälle zu. — *Angu-*

²⁾ Wenn wir auf Goeler's „Cäs. gall. Krieg“ mehrfach abweisend zu sprechen kommen, so möge zur Vermeidung von Missverständnissen hier erklärt sein, dass wir dieses Buch sehr hoch schätzen, und dass das von uns berührte eine Zugabe zu dem sonstigen Inhalte ist. Ein par sonstige gelegentliche Bemerkungen möge der zufällige Anlass entschuldigen.

stis, 3, 18, 4 *quibus angustis ipse Caesar a Venetis prematur* kann nur sehr ungefähr mit „durch Noth gedrängt werden“ übersetzt werden. — *Angustus*, 4, 21, 3 *ita montibus angustis mare continebatur, ut ex locis superioribus in litus telum adigi posset* kann, wie der Folgsatz beweist, nicht heißen „nahestehende Berge — non adeo inter se distantes,“ vgl. Kraner z. d. St. — *Animus*. Anzuführen und zu erklären war 5, 49, 4 *eosque ad dimicandum animo confirmat*, vgl. b. c. 2, 4, 5, falsch erklärt Fischer die Rectiouslehre bei Caesar 8.29: „durch den Muth, den man macht.“ — *Annus* mußte 4, 1, 1 *ea quae secula est Aeneae qui fuit annus Gneo Pompeio Marco Crasso consulibus* erwähnt werden. — *Antecursor*. Dass die *antecursores* nicht „Fourierschützen“ sind, „um für das nachfolgende Heer das Nothwendige zu besorgen,“ sondern — Vortrupp, zeigt b. c. 1, 18, 3, vgl. Rüstow Heerwesen und Kriegsführung Cäsars S. 98. — *Apertus*. *Aperto mari* auf offenem Meere 3, 8.* Die Stelle heißt: *et in magno impetu maris atque aperto punctis portibus interiectis*. Hält man die Stelle für richtig, so kann *aperto* nur mit *impetu* verbunden werden, vgl. Kraner a. a. O., wie Crusius unter *impetus* selbst angibt: „*impetus maris apertus* die offene stürmische See 3, 8.“ Kraners Ausdeutung „dem großen . . . und zwar offenen ungehemmten Andrang des Meeres“ stimmt jedoch zum gewöhnlichen Gebrauch des *apertus* nicht, vgl. Schultz lat. Syn. 236. Bedenkt man sich, eine *traiectio epithetorum* anzunehmen, vgl. Kraner zu b. c. 2, 28, 2, so wird man vielleicht vorsiehen zu lesen: *in magno impetu ventorum* (cf. 3, 13, 6) *atque mari aperto*. — *Aries*. 4, 17, 9 kann uns Crusius ebenso wenig als die Commentatoren überzeugen, dass in: *sublucos ad inferiorem partem fluminis agebantur, quae pro ariete subjectae . . . vim fluminis exciperent* („wie ein Mauerbrecher“ Kraner) richtig sei; diese die Piloten stützenden Stroben haben

auch seine von mehreren angenommene Ansicht, es sei das belgische Land überhaupt, ist kaum zu halten. Vielleicht hat man unnütze Mühe auf corrumpierte Stellen verwendet. — *Bis*, war doch die jedenfalls fehlerhafte Stelle 3, 12, 1 nicht anzuführen.

Casa, wo heisst es „Landhaus“? — *Casus* fehlt die Bedeutung „Lage“ 2, 31, 6. 3, 5, 1 und die auch von Kraner und Doberentz falsch erklärte Stelle 3, 13, 9 *quarum rerum omnium nostris navibus casus erat extimescendus*. Es heisst hier nicht Unglück (Kr. D. u. a.), sondern „Eintreffen,“ vgl. 8, 34, 1. — *Centurio* ist sehr ungenau; schon die Übersetzung „Hauptmann“ verursacht leicht falsche Gedanken über die Stellung der Centuriones. — *Cogitare*, fehlt die Construction mit *ne*, 5, 57, 1. — *Cognoscere*, 4, 11, 5 *huc postero die quam frequentissimi convenirent, ut de eorum postulatis cognosceret* soll heissen „Erkundigungen einziehen, sich in Kenntniss setzen,“ was nach c. 8 und 11, 2 und 3 unmöglich ist; es ist eben gerichtlicher terminus — untersuchen, entscheiden. — *Commodum*. Die angeführte Stelle 5, 8, 6 *quas sui quisque commodi fecerat* muss dem Schüler erklärt werden. — *Communicare*, fehlt die Construction mit *ut*, 5, 36, 3. — *Comprehendere*, 5, 31, 1 *comprehendunt utrumque et orant* soll heissen „umarmen“; die ganze Situation zeigt, dass es ist „an der Hand fassen.“ — *Concilium*. Zu erinnern wäre an die von Cäsar berufenen gallischen Landtage, Kraner zu 5, 2, 4. — *Conjurare*. Es ist nur die Bedeutung „sich verschwören“ angegeben; 3, 23, 2 heisst es nach dem Zusammenhang „sich eidlich verbinden.“ — *Consectari*. Es fehlt die Bedeutung: einholen, 3, 19, 4 *reliquos equites consecrati paucos, qui ex fuga evaserant, reliquerunt*. — *Consistere*. Es fehlt die Bedeutung „Stand fassen,“ 4, 24, 2 *in fluctibus erat consistendum*. — *Constituere*, fehlt eine Angabe über den Unterschied der Construction mit dem Infin. und mit *ut*, sowie die höchst interessante Stelle 2, 10, 4, wo aus leicht erkennbarem Grunde beide Constructionen verbunden sind. — *Constare*, fehlt die Bedeutung „stand fest, war allgemeine Meinung.“ — *Consuetudo*, fehlt der Fall, dass es Prädicat zu einem Infin. ist, 5, 41, 7. — *Continere*. Wie wird der Schüler 5, 24, 7 *hiberna . . . milibus passuum centum continebantur* übersetzen? — *Contrarius*. Für 2, 18, 2 *coltis nascebatur adversus huic et contrarius* ist mit den Angaben „gegenüber“ (unter *adversus*) und „gegenüberliegend“ (unter *contrarius*) doch wohl nichts erklärt, vgl. Kraner und Doberentz z. d. St. (Göler's Erklärung ist sprachlich ungerechtfertigt). — *Contumelia*. 3, 13, 4 *naves totae factae ex robore ad quamvis vim et contumelliam perferendam* ist letzteres Wort viel zu eng durch „die Schiffe halten den Stoss aus“ gegeben. — *Copula*. „Band, Strick, Leine, vielleicht auch Enterhaken, 3, 13 (v. l. *scopulis*) †.“ Das ganze Wort ist reine Conjectur, die codd. haben *scopulis*, B *scopolis*, und eine sehr bedenkliche Conjectur, da es in der hier nöthigen Bedeutung sich nicht nachweisen lässt. Wir möch-

ten lesen: *et eadem de causa minus commode corvis continebantur*, vgl. Curtius 4, 2, 12 ed. Foss *ferreae quoque manus corvisque et alia inendis urbibus excogitata praeparabantur*; 4, 3, 24 *ad impitcanda navigia validis asseribus corvos et ferreas manus cum unctis ac falchbus illigaverant*; ib. 26 *corvi vero et ferreae manus tormento remissae plerisque raptabant*.

Decertare proelio — Entscheidungsschlacht liefern, vgl. besonders 1, 50, 4. — *Dicere*. 3, 3, 3 *nonnullae autemmodi sententiae dicebantur, ut eruptione facia . . . ad salutem contenderent* hat *ut* mit *dicere* gar nichts zu schaffen. — *Dies*. Zu erläutern war die Construction *diebus decem quibus* — 10 Tage, nachdem 4, 18, 1. cf. 3, 23, 2. 5, 28, 1; und *ut esset luna plena, qui dies* 4, 29, 1. — *Dimetiri Opere dimenso* 2, 19, 5 ist nicht: „nachdem das Festungswerk abgesteckt war;“ und für *tigna dimensa ad altitudinem fluminis* 3, 17, 3 paßt die Übersetzung: „vermessen, ausmessen“ nicht. — *Disponere stationes* nicht 5, 15, sondern 5, 16. — *Dare* fehlt Construction mit dem Partic. präsent. pass. als Prädicat 5, 24, 2.

Edocere „mit einem Relativsatz allein 3, 18.“ Die Stelle heißt: *Aut magna praemissis persuadet . . . et, quid fieri velit, edocet*. Der Gebrauch des Ausdrucks „Relativsatz,“ wo die abhängige Frage so sich aufdrängt, ist störend, aber durch die ganze Terminologie des Hrn. Vrf. bedingt; das Object zu *edocet* ist doch wohl einfach, wie hundertmal aus dem vorausgehenden, hier *Aut*, zu entnehmen. — *Efferre*. „*Litteras* Berichte aussenden 5, 45.“ Die Stelle heißt: *hic servo . . . persuadet . . . ut litteras ad Caesarem deferat. Haec ille in laculo illigatas effert et . . . ad Caesarem pervenit*. — *Ex*. Statt nutzloser Häufung des Gewöhnlichen hätte manches Eigenthümliche erklärt werden sollen, z. B. 5, 13, 2 *qua ex parte est Hibernia* 3, 14, 4 *turribus*

fabros deligit et ex continenti alios arcessi iubet berufen, wo gerade die gewählten Ausdrücke zeigen, dass an andere zum Schiffbau verwendbare Soldaten zu denken ist. — *Facere*. Nicht zu übergehen waren eigenthümlich kurz gehaltene Ausdrücke wie 3, 21, 3 *arma tradere iussit facit*. — *Facultas*. „*Habere facultatem navium* eine Menge von Schiffen haben, 3, 9.“ Die Stelle heisst: *Romanos neque ullam facultatem habere navium.* — *Ferre*. „*Ventus fert navem*, treiben, 3, 15.“ Aber *navem* steht nicht in der Stelle: *conversis in eam partem navibus, quo ventus ferebat*, und die Erklärer, die *ferre* absolut nehmen, haben wohl Recht. — *Fides*. „*Fidem alicui interponere* sein Wort zum Pfande geben 5, 6,“ bei *interponere* steht „*i. fidem*: seine Aufrichtigkeit versichern, 5, 6.“ Was gilt? doch wohl nur die erste Erklärung! — *Fidem facere* soll heißen „Glauben schenken!“ Wie man übersetzt demnach: *Ambiorigem ostentant fidei faciundae causa* 5, 41, 3. — *Fortuna*. 5, 3, 7 soll es heißen: „Habe und Gut.“ *Se suas civitatisque fortunas eius fidei permissurum.* — *Frustrari* ist nach h. Al. 71, 1 als Deponens bezeichnet. Diomed sagt uns aber, dass Caesar gesagt habe: *non frustrabo vos milites*. Nipperdey Fragm. S. 751 fin.⁹⁾

Gaudere. An der einzigen Stelle, wo es in den Caesartexten steht, 4, 13, 6 ist es nichts weniger als sicher, da die entscheidenden codd. alle haben *quos sibi Caesar oblatos gravius illos retineri iussit*; zum mindesten würde das *esse* zu *oblato*s kaum fehlen dürfen; vielleicht ist zu lesen: *gravius incusatos* (statt *illos*), vgl. 1, 40, 1. 1, 16, 6, andere Vermuthungen bei Oudend. und Dähne. — *Gratulatio*: „der Glückwunsch 1, 53.“ Wie soll also der Schüler 1, 53, 6 *neque eius calamitate de tanta voluptate et gratulatione quicquam fortune deminuerat* übersetzen?

Habere „*non habeo quae dicam* ich habe oder ich weis nichts zu sagen 5, 26.“ Das Citat ist denn doch gar zu frei, denn die Stelle heisst: „*habere se, quae de communire dicere vellent.* — *Sibi persuasum habere* 3, 2, 5 sollte nicht fehlen. — *Hic* „zeigt auf einen nahen

⁹⁾ Bei dem Umfang, den Crusius seinem Wörterbuche gegeben, wäre es sehr erwünscht gewesen, die Fragmente mitzunehmen. Es stellen sich eine ziemliche Zahl Worte, die in den Commentaren nicht stehen, als Caesarianisch heraus, anderseits sind manche in eigenthümlicher Weise construiert. Interessant ist übrigens die Vergleichung des von Suet. Caes. 6 bewahrten Fragmentes aus der Laudatio für Caesars Tante Julia: *est ergo in genere et sanctitas regum, qui plurimum inter homines pollent, et caeremonia deorum, quorum ipsi in potestate sunt reges* mit Cic. pro Dej. 40 *semper regium nomen in hac civitate sanctum fuit* und ib. 26. Die von Halm zur letzteren Stelle bemerkte Schmeichelei Cicero's wird um so bezeichnender, wenn Cicero einen von Caesar selbst wahrscheinlich nicht bloß in jener Leichenrede gebrauchten Gedanken bis aufs Wort verwendet.

gegenwärtigen Gegenstand hin.² Die Beziehung zur 1. Person ist recht klar 1, 31, 11. — Zu erklären war 3, 13, 6 *pelles pro veils atutaeque tenniter confectae, haec sive propter lini inopiam* etc. — *et haec quidem*. — *Horridus* „horridior aspectus“ 5, 14.² Die Texte haben aber *horridiores sunt in pugna aspectu*. — *Humanitas* ist gerade an den zwei hiefür angeführten Stellen 1, 1, 3 und 1, 47, 4 nicht „das feine Wesen im Umgang, feine Bildung.“

Idem, falsch 1, 39 statt 1, 37. — *Ilio*, „dahin d. i. zur Sache eodem illo pertinere“ 4, 11.² Von einem „zur Sache gehören“ ist in dieser Stelle keine Spur. — *Impeditus* ist mehrfach als Adject. behandelt, wo es doch reines Partic. ist z. B. 2, 23, 1. — Nicht sollte fehlen 5, 7, 5 *At omnium* (oder vielleicht mit *A omnibus*) *impeditis animis*. — *Imperium*. Mehreres fehlt, so die Verbindung mit *potestas* 4, 16, 4; *summa imperii bellique administrandi* 5, 11, 8; *totum bello imperioque* 5, 11, 9. — *Imperare*, fehlt die Angabe, es sei 1, 31, 12 so viel als *imperatorem esse*. — *In*. „In his“ darunter, um die Einführung eines Beispiels einzuleiten 5, 53.² Von „Beispielen“ ist an der citierten und ähnlichen Stellen keine Rede, es ist eine kurze Ausdrucksweise, wie sie Kraner a. a. O. richtig erklärt. — Zu erwähnen waren: *nulla ab Caesare in eam sententiam dicta sunt*, 1, 45, *et tantum in agris vastandis . . . noceretur* 5, 19, 3. — *Inanis navis* 5, 23, nicht 5, 25. — *Indignus*, „nicht verdienend“ 5, 35.² Die Stelle heisst: *nihil quod ipsi esset indignum, committebant*. — *Inferior*. 2, 8, 3 ist von *inferior animo* kein Wort, 2, 24, 3 haben *inferiore animo* nur die schlechteren Handschriften, die bessere Sippe hat *infirmiore animo*, an das wir aber eben so wenig glauben und statt dessen nach 2, 10, 4 vermuthen möchten *impeditos in agmine et sub sarcinis iniquiore loco adoriri cogitabant*. — *Inferre, bellum*

Bestimmungsgenitiv; das *rettendere* der *equites* v. ist eben die *tutaria*. — *Inserere*. 3, 14, 5 *falces praecutulae insertae affixaeque longuritis*. Unter *insertae* steht „hineinfügen, hineinstecken,“ unter *affigere* „befestigen;“ mit welchem Unterschied? Es ist wohl in der That kein vernünftiger herauszufinden. Da ferner nach *insertae* gar kein Anlass zu irgend welcher nähern Bestimmung durch ein Synonymum vorliegt, dürfte *insertae* entweder zu streichen oder zu ändern sein. Ob in *inflexae*? Natürlich fällt in beiden Fällen das *que* weg. — *Integer*. 3, 26, 2 liest man jetzt *intritae a labore* statt *integrae* nach den Spuren der besten codd. — *Interdicere*. Die beiden Stellen 5, 22, 5. 5. 58, 4 mussten erörtert werden. An beiden ist ein positives Wort des Befehles mit *!* verbunden, aber so, dass an der ersten nur die Eindringlichkeit des Verbotes gehoben wird, an der zweiten jedoch beide Worte ihre Beziehung auf je einen abhängigen (positiven und negativen) Heischesatz haben. — *Ipse*. 5, 58, 6 und 4, 33, 1 waren zu erwähnen. — *Irrumpere*. 5, 44, 4 ist zu flüchtig ausgeschrieben. — *Is*. Es fehlt *is sum qui*, z. B. 5, 30, 2. — *Iustus*. 4, 16, 1 ist die *iustissima causa* nicht der „gerechteste Grund,“ sondern, wie der Zusammenhang ergibt, der gültigste.

Legatus. Wie Caesar nicht vom Anfang neun Legionen hatte, so auch nicht neun Legati. 1, 52 hat er z. B. 5. Ferner heisst Labienus *legatus pro praetore* 1, 21 trotz der Anwesenheit des Feldherrn. — *Legio*. Nicht mit sechs Legionen übernahm Caesar Gallien, sondern mit vier, dazu hob er zwei neue aus. — *Littera*. Anzuführen war, dass 5, 45, 1 *litterae* von mehreren Briefen gesagt ist. — *Longe*. Die Angabe über Constructionen wie 5, 47, 5 *tria milia passuum longe ab suis castris consedissee* ist so gehalten, dass man das Eigenthümliche daran nicht sieht, und sie eben so gut auf Stellen wie 5, 21, 2 *non longe ex eo loco* beziehen könnte, es ist gesagt „mit Angabe der Entfernung.“

Meridies. Es fehlt *meridie* = zu Mittag 5, 17, 1. — *Mille*. Auf die Stellung der kleineren Zahl ist nicht geachtet, vgl. 3, 6, 2. — *Moles*, nicht 3, 112, sondern 3, 12. — *Mora*. Zu erklären war 5, 58, 4 *quod mora reliquorum spatium nactum illum effugere nolebat*. — *Multum*. Unter dem „A d v e r b“ *multum* ist angeführt *non multum abest quin*. — *Munire*. Das Wort geht in Verbindung mit *castra hiberna* geradezu in die Bedeutung: ein befestigtes Lager bauen, und da das wesentliche des römischen Lagers Wall und Graben sind, geradezu in die: „Lager schlagen“ über, vgl. 5, 25, 5. 1, 49, 2 und oft. — *Munitio* ist nicht blofs das Befestigungswerk, sondern auch das dazu nöthige Material, 5, 39, 2.

Ne. Unter *ne-quidem* fehlt die Bedeutung „auch nicht,“ 5, 44, 5. — *Necessario*. 1, 17, 6 nimmt Caesar die, wie es nach Nipperdey's Angaben scheint, nur vom Par. I gebotene Lescart: *quod necessario rem coactus enuntiarit* an und erklärt „durch den Drang der Umstände

genöthigt.“ Die Erklärung ist jedenfalls unrichtig, denn *necessario* als causalen Abl. zu *coactus* zu nehmen, geht bei Caesar nicht, es muss für sich allein zu *exantiarit* construirt werden und eben so *coactus*, wo dann allerdings das eine oder das andere überflüssig ist. Auch die Wortstellung scheint gegen diese Textesconstitution zu sein. Will man nicht *coactus* als Glossem zu *necessario* streichen, so bleibt nichts anders als der Leseart von ACD zu folgen und mit Kraner *necessarium rem c. a.* zu schreiben. Die Stellen, die für die von Cr. recipierte Leseart beigebracht werden könnten, b. c. 3, 49, 5. 3, 78, 4 sind anderer Art. — *Neglegere*, fehlt die Construction c. inf. 3, 27, 2. — *Negotium*. Der Ausdruck *magna negotio* gehört nicht bloß, wie nach Cr. vermuthet werden könnte, dem Hirtius an, er steht auch Caesar 5, 11, 2. — *Negus*, es fehlt mehreres; *neque is* — und zwar nicht 3, 2, 3; *neque* — *neque* außer Responsion 1, 21, 11; *neque* — *neque* correspondierend und anknüpfend — und weder — noch; 1, 36, 6 u. d. Kraner. — *Nes* steht nicht bloß zur Anknüpfung eines vollständigen Prohibitivsatzes, sondern auch in zusammengezogenen Sätzen mit demselben Prädicat. 5, 22, 5 *ne Munduvario neu Trinobantibus nocent*. — *Nisi*. Es war die vollere Ausdruckweise: *nos nihil . . . reperiebamus, nisi breviores esse noctes videbamus* 5, 13, 4 zu erwähnen. — *Numerus*. Zu erwähnen waren Constructionen wie 4, 12, 1 *quorum erat quinque milium numerus* vgl. ebd. 15, 3.

Obsidio 4, 19, 4 *ut Ubios obsidione liberaret* kann nicht durch „entsetzen“ übersetzt werden, s. Kraner z. d. St. — *Optimo*. 5, 48, 1 *eisi optimo trium legionum delectus* „Hoffnung auf die drei Legionen.“ 3, 17, 8 *tantumque opinionem timoris praebuit* „den Schein von Furcht haben“ sind sehr ungenaue, das Verständnis nicht fördernde Übersetzungen. — Wenn 4, 17, 7 *ut opinione et ani-*

zukommen. *Kramer's* Vermuthung ist wegen des schleppenden Anhängsels zu *omnis in victoria posita existimarent* kaum richtig; *Goeler's* S. 135 Vermuthung: ... *pares* (die Eburonen). *nostris* etc. ist nicht wahrscheinlich, weil dem an so ausgezeichnete Stelle stehenden *nostris* kein Subject entgegenstände; vielleicht ist mit Veränderung des anstößigen *numero*. Beibehaltung des handschriftlichen *pugnandi* und der *Davis*. Conjectur *nam etiam* zu schreiben: *erant et virtute et studio pugnandi pares nostri; nam etiam ab duce et a fortuna deserebantur, in-
num omnium spes salutis in virtute ponebant*. Für den absoluten Gebrauch des *pares* vgl. *Nep. Them.* 4. 2. — *Paras*. Es war 3, 10, 2 zu erklären *ne hac parte neglecta reliquae nationes sibi idem nocere crederentur*, ob wirklich, wie einige wollen, *paras* übersetzt werden darf mit „Landstrich.“ — *Per*, es fehlt *per se* = in eigener Person 3. 33. 3; — an sich 5, 49, 7 und Stellen wie *si per te licet* 5, 30, 2. — *Periculum*. Wie soll der Schüler *magno sibi periculo* 4, 28, 2 erklären? — *Perrumpere*. Man kann doch kaum von einem milit. termin. technic. sprechen. — *Pertinere*, *ad aliquem* jemand betreffen 5, 25.“ Damit ist für die bezügliche Stelle *quod ad plures pertinet* nichts gewonnen, vgl. *Kraner a. a. O.* — *Plana*, nicht 5. 39. sondern 5. 40. — *Plebs*. „Der Bürgerstand mit Ausschluss der Senatoren und Patricier;“ wie steht es mit den *equites romani*? vgl. den Art. *eques*. — *Ponere*, *arma ponere* steht nicht 5, 77, sondern 5. 37. — *Porrigere* ... „*porrectus* ausgestreckt, eben, *locus* 2, 19.“ Leider sind die *porrectus loca aperta* der waldfreie untere Theil eines Hügels. Die richtige Erklärung (*porrecta pertinebant* = sich erstreckend reichte) bei *Kraner*. — *Portorium*, *portoria* sind nicht bloß Hafenzölle, die denn doch Kaufleute in den Alpenpässen 3. 1, 2 nicht zahlten. — *Possidere*. Für 4, 7, 4 *vel patiantur eos (agros) tenere, quos armis possederat* muss man das Verb der 3. Conj. *possidere* annehmen, vgl. *Kraner a. d. St.* — *Post*, „*post diem quartum quam* d. i. die quarto 4, 29“ ist für den Schüler ganz unverständlich, vgl. *Kraner* zu 4. 9. 1. — *Praeceps*, „*agere* einen schleunig vertreiben 5. 17“ ist vielleicht richtig gemeint, aber sehr leicht missverständlich. — *Prae-
stare*. „absol. *inter Belgas auctoritate* 2, 15.“ In den Texten steht durchweg nach den codd.: *sed quod erat civitas magna inter Belgas auctoritate atque hominum multitudine praestabat*. — *Prisquam*. Die bekannte Stelle 3, 18, 7 mit scheinbarem Conj. perf. war zu erörtern (anders steht die Sache in dem indirect abhängigen Satze 5, 58, 4). — *Privatim*, es fehlt die Erwähnung des adjectivischen Gebrauchs 5, 3. 5 *de suis privatim rebus*. — *Probare virtutem* nicht 5, 43, sondern 5. 44. — *Prohibere*. „*se ab iniuria* 2, 28.“ Das Wort, das diese Verbindung erklärlich macht, ist ausgelassen; *se suosque* steht in den Texten. — *Proicere*; 4, 25, 4 *se ex navis proiecit atque in hostes equitum ferre coepit* ist „aus dem Schiffe hervorstürzen“ wiss nicht ein Übersetzungsmuster. — *Propungere*. Ob 4, 17, 2

est summa difficultas faciendi pontis proponebatur wirklich, wie auch erklärt wird, *proponere* ist = vorstellen, nämlich vor die Augen stellen, ist sehr zweifelhaft. Wir möchten es fassen = vorlag, d. i. vorhanden war. — *Prospectus*; *in prospectu esse* vor den Augen sein 5, 10.² Es heisst dort von den ausmarschierenden Soldaten: *cum iam extremi essent in prospectu*. Dass man nicht etwa mit Goeler *extremi* als die feindliche Nachhut nehmen darf, zeigt ausser dem Worte *extremi* noch das Fehlen eines substant. Subj. gegenüber *his aliquantum itineris progressis*. — *Provehere* „forttragen“? — *Publicare domus* nicht 5, 54, sondern 5, 56, 2. — *Publicus*. „3) Das *publicum*, d. i. jeder öffentliche Ort oder Platz.“ Die Erklärung war nöthig, sonst würde man den vielleicht provinciellen Gebrauch des Wortes *Publicum* nicht verstanden haben.

Quaestor, „eine obrigkeitliche Person in Rom, welche die Staatscasse unter Aufsicht des Senates zu verwalten hatte. Nach verfloßenem Amtsjahre gieng er mit einem Consul oder Prätor als Proquästor in eine Provinz.“ Was doch die 20 Quästoren seit Sulla in Rom mögen gethan haben und wie groß die „vorzügliche Berücksichtigung“ gewesen sein muss, die Hr. Grotefend den „realen Artikeln zu Theil werden“ liefs! Wegen der Proquästores vgl. Lange röm. Alt. I 641. Zu erwähnen war die Verwendung der Caesarianischen Quästores, die doch Civilbeamte waren, als Commandanten, 1, 52. 5, 24. 5, 46. — *Quam*. Erwähnenswerth war 5, 1, 2 die Kürze des Ausdrucks. — *Quantus*. Neben 2, 11, wozu nothwendig das demonstr. Glied anzuführen war, vgl. 4, 17, 6, war noch die eben so eigenhümliche Ausdrucksweise 4, 35, 3 zu erwähnen: *tanto spatio secuti quantum cursum ei viribus efficere potuerunt*, vgl. 5, 19, 2. — 5, 28 *quantavis magnas copias* ist wohl *magnas* zu streichen. — *Que*, es fehlt — und daher 3, 19, 2

quo differt hoc nomen inter esse ist *quo* nicht Adverb — worin, sondern ganz gewöhnlicher Ablativ. — *Quod*. Dass nur in der oratio obliqua der Conjunctiv stehe, ist viel zu eng. Was macht Cr. mit dem fast regelmäßigen Conjunctiv der Verba des Meinens u. ä. bei *quod*, z. B. 1. 23, 3. 1, 27, 4. 5, 6, 3? — *Quum*. Bei *cum primus* war neben der bekannten Construction mit *Pr.* Ind (was freilich nicht erwähnt ist) auf Fälle hinzuweisen wie *cum primus posset, in fenestras proficisci* *Inter* 3, 11, 5. Die Verschiedenheit wird freilich der Schüler gleich merken. Es fehlt *quum* = während 5, 33, 1. 6, 36, 1. Mit „näherem“ und „entfernteren“ ist bei *cum* — *tunc* nichts zu machen.

Recipere. 4, 34 steht einfach *se ex timore*, nicht *ex timore ac fuga*. — *Receptus*. 4, 33 nicht *r. impeditus*, sondern *expeditus*. — *Regio*. 3, 7, 1 *quod eas quoque nationes adire et regiones cognoscere voluit* ist von einem „Gegensatz gegen die Stadt“ keine Rede, eben so wenig 1, 44. — *Religio*: *partim quod religionibus impediti esse diceret* 5, 6, 3 ist nicht „durch Gelübde oder unglückliche Vorbedeutungen gehindert werden,“ sondern allgemeiner „religiöse Bedenken,“ wie es zu der absichtlich undeutlich gehaltenen Angabe des Demetrius allein passt. — *Relinquere*. 5, 9, 8 *quod magis partem eius consumptis munitioni castrorum tempus reliquit voluit* ist nicht „Zeit zur Verschanzung gewinnen.“ — *Remanere*, „eigentlich mündlich Nachricht bringen,“ das liegt nicht in *re*, dessen Bedeutung später richtig angegeben wird. — *Repellere*, *ab hac spe repulsi* ist mehr als „die Hoffnung aufgeben.“ — *Repete*. Seit Nipperdey wird 2, 33, 2 nach den Haupthandschriften das Adv. *repentino* gelesen, das, mochten Crusius Grotendorf auch die Oudend. Coniectur billigen (*repentinum*), jedenfalls anzunehmen war. — *Res*. Manches konnte genauer bestimmt werden, so Verbindungen wie 3, 12 *multumcuius rei*; 5, 45, 1 *res ad punctatam defensorum pervenerat*; 3, 17, 5 *idoneo cunctis rebus loco* (wo übrigens eben so wie 4, 14, 2 Kräners Erklärung „in jeder Hinsicht“ wohl nicht die richtige ist). — *Revocare*, „abrufen aliquem ab amore 3, 17.“ Dadurch, dass die Stelle verstümmelt angeführt ist, wird sie unverständlich. Caesars Worte sind: *quos spes praedandi studiumque bellandi ab agricultura et cotidiano labore revocabat*. — *Ripa*. Es war an den so häufigen Plural von einem Ufer zu erinnern. Kränzer zu 1, 37, 3. — *Rursus* steht wie es scheint nach Cr. überall „überflüssig.“ 4, 1, 5 hat jedenfalls Kränzer nach anderen dem *rursus* und dem *iterum* gesonderte Bedeutungen mit Recht vindiciert.

Sagittarum. Ob wohl die Aquitaner, von denen das Wort nur gebraucht ist, 5, 42, 3, das *sagittarum* der Römer trugen? — *Sapere*. Die Worte 5, 30, 2. die Sabinus gegen die Opposition des Cotta und des Centurionen sagt: *At sapient, si quid gravius acciderint abs te rationem reposcent*, sind in der Regel als leicht verständlich übergangen. Aber was heisst *sapient* hier? Mit „weise sein, Verstand haben“ ist

nichts anzufangen. Mehrfach (z. B. Goeler, der aber nicht die Officiere als Subject denken durfte) übersetzt man „diese werden zur Einsicht kommen“ etwa mit Erinnerung an: *vero sapient Phryges*. Vielleicht ließe sich eine in etwas anderer Weise aus der Grundbedeutung abgeleitete Erklärung geben — diese werden's spüren, d. h. werden die Folgen deiner Obstation zu leiden haben; wie wir im Deutschen kosten oder provinciell geradezu schmecken sagen. Belege kann ich freilich nicht beibringen. — *Scandere* ist mit Recht als falsche Lesart 5, 51, 4 bezeichnet für *scindere*. Es möge nur gestattet sein, gegen Goeler, der a. a. O. S. 173 *scandere* vertheidigt, im Grunde nur damit, dass *vallum scindere* sonst nicht vorkomme, das handschriftliche *scindere* zu vertheidigen. Er dachte wohl nicht an 3, 5, 1, oder falls er auch dort ändern wollte, an 7, 86, 5 *fulcibus vallum ac loricam rescindunt*. Entscheidend aber scheint uns die offenbar aus der vorliegenden Stelle Caesars geschöpfte Erzählung dieses Factums bei Frontin. strat. 3, 17, 6, wo es heisst: *Galli . . . fossas implere et vallum detrudere coeperunt*. — *Scrivere*, zu beachten in *litteris scribit* 5, 48, 6, und mit *ut* 5, 11, 4. — *Sectio*. Neben der gewöhnlichen Erklärung verdiente die Th. Mommsen's doch angeführt zu werden. — *Sed*. Erwähnenswerth war das Fehlen der Präpos. bei mit *sed* entgegengesetzten Subst., vgl. Nipperdey qu. Caes. S. 56. — *Sequit* heisst nicht immer „verfolgen,“ sondern auch einfach: nachrücken 5, 17, 3. Unter den tropischen Gebrauchweisen fehlt *sequi fidem populi Romani* 4, 21, 8. — *St.* 1, 31, 14 ist *ut* nicht „pleonastisch,“ siehe Kraner z. d. St. — *Sic*. Ob *sic* am Anfang oder in der Mitte des Satzes steht, hat doch eine specielle Bedeutung. Wichtiger war auf die Zusammenfassung des ganzen Satzes durch *sic* (οὕτως) hinzuweisen 5, 11, 2 Kraner; statt 5, 31 l. 5, 51, 9 — *Siccitas*, nicht 5, 26, sondern 5, 24. — *Sicut*.

nackte Boden.² — *Spes*, es fehlt *spes Venetici belli* 3, 18, 6 und 4, 16, 6. — *Statio*. Für die *stationes dispositae* 5, 16, 4 ist „Soldaten, welche Wache stehen,² nicht entsprechend und verwirrend. — *Successus*, „das Heruntergehen.“ Schade, dass 2, 20, 2 die Nervier bergauf stürmen. — *Sus*. Von Gen. subj. und praedicati (Genit. possess. und qualit. als Attribut und Prädicat) zu reden ist nicht passend. Der Abl. qualit. wird nur als Prädic. angeführt; aber er steht ja auch in attributiv. Gebrauch, vgl. die auch sonst bemerkenswerthe Stelle 1, 18, 3. — *Summus*. Die *summae copiae* 5, 17, 5 sind nicht „sehr zahlreiche Truppen,² sondern: die gesammte Truppenzahl. — *Supplicatio*. 2, 35, 4 steht nicht *diarum quindectim supplicatio decreta est*, sondern *illes*; vgl. Kraner z. d. St.

Tamen „ut 3, 9.“ Was gemeint ist, erräth Niemand. Die Stelle heisst: *ac iam ut omnia contra opinionem acciderent, tamen se plurimum navibus posse*; hingegen fehlt *tamen ut* — *illa tamen. ut* 5, 15, 1. — *Tempus*, man vermisst: *ad natum et ad tempus* 4, 23, 5. — *Timere*. Die Anticipation 1, 39, 6 durfte nicht fehlen. — *Totus*, es fehlt *totis moenibus* — im ganzen Umkreis der Mauer, 2, 6, 2, vgl. 7, 72, 4. — *Transmissus*. 5, 2, 3, wo es aber gewiss nicht als Subst., sondern als Partic. erklärt werden müsste (wenn es zu erklären wäre), ist es seit Nipperdey (nach Faernus und Scal. Vorgang) aus den Texten verschwunden. — *Tum*, es fehlen Gebrauchsweisen wie 5, 43, 4 = da erst recht; auch 5, 49, 6 steht nicht so einfach.

Una, beachtenswerth *cum his una Communitum mittit* 4, 21, 6. — *Usum*. 3, 9, 3 *quae ad usum navium pertinent* war wegen des Gen. zu erwähnen. — *Ut* = wie. Es durften nicht fehlen 2, 23, 1 *milites ut in sinistra parte acie constiterant . . . Atrebates . . . compulerunt* etc. 2, 19, 6. 5, 43, 5. Das *ut* consecutivum ist auch hier die Rumpelkammer für *facere ut*, *cogere ut*, *monere ut*, *petere ut*, *impetrare ut* u. a. — *Uti* „scientia 1, 47.“ Die Stelle heisst: *et propter linguae Gallicae scientiam, qua multa iam Ariovistus . . . utebatur*. Die Quartaner beziehen *qua* hoffentlich auf *linguae*.

Valetudo, nicht 5, 46, sondern 5, 40. — *Vereri*. 5, 47, 4 schreiben Nipperdey, Kraner u. a. *ut* statt *ne non*. Da die Stelle handschriftlich zu unsicher ist, sollten beide Lesearten angeführt werden. — *Virtus*, „Tapferkeit, Herzhaftigkeit, Muth 1, 1, 2, 13. 2, 15, 21, 33. 5, 8.“ An letzterer Stelle ist es von der Anstrengung im Rudern gebraucht. — *Vulnerare*. Sonst ist Cr. freigebig mit adjectivischem Gebrauch der Participien, hier hat er ihn nicht statuiert trotz 5, 40, 5 *non aegris non vulneratis facultas quietis datur*.

Hiermit möge die Aufzählung geschlossen sein, mit der Versicherung, der man wohl gerne Glauben schenken wird, dass die nicht in Betracht gezogenen Bücher um nichts besser sind. Dass dieses Lexikon auf Schulen, denen es doch die Stelle eines Commentars vertreten soll, nicht nutzbringend wirken kann, indem es viel falsches und noch mehr halb wah-

res in die Köpfe der Schüler bringt, und durch die fast stets recht ungenaue Übersetzung zur Flüchtigkeit verleitet, wird nach dem Gesagten klar sein. Glaubt man, dass das bellum gallicum ohne weitere Hilfsmittel als Grammatik und ein allgemeines Lexicon für die Schüler zu schwer sei (wir glauben es nicht, wenn man nur nicht verlangt, dass sie jede indirecte Rede nach der Präparation fertig übersetzen), so gebe man ihnen eine ihrer Stufe angemessene commentierte Ausgabe, am besten die das Gute der für Quartaner zu hohen Kraner'schen vollständig (nicht selten mit Kraners Worten) in sich fassende Doberentz'sche.

Salzburg.

L. Vielhaber.

1. Kleine Schulgeographie von Theod. Schacht. Achte verbesserte Auflage mit 1 Karte. Mainz, C. G. Kunze, 1859. VIII u. 144 S. — 74 kr.
2. Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit mit besonderer Rücksicht auf politische und Culturgeschichte von Theodor Schacht. Sechste Auflage, verbessert und theilweise neu gearbeitet, nebst 3 Karten, 3 Fig.-Tafeln. Mainz, C. G. Kunze, 1859. X u. 794 S. — 5 fl. 34 kr

Es ist einem Zusammentreffen besonderer Umstände zuzuschreiben, wenn in diesen Blättern bisher die beiden obigen Werke nicht zur Besprechung gelangten, obschon sie, längst in weitem Kreise rühmlich bekannt, eine eingehende Würdigung verdienten. Beide sind Erzeugnisse einer echt praktischen Tendenz, die auf einem bestimmten Wege mit wohlüberlegter Verwerthung aller Mittel unverwandt ihrem Ziele zustrebt. Was das kleine Büchlein für die Schule ist, das ist das größere für den Lehrer. Beide gehen bezüglich der allgemeinen Anordnung des Stoffes

nothwendig die Ergänzung für das kleinere, und dem Lehrer, der von dem letzteren Gebrauch macht, unentbehrlich. Es ist aber auch für denjenigen Lehrer höchst brauchbar, der eine andere Methode befolgt, weil es ein reichhaltiges Materiale bietet, welches der Lehrer an gehörigen Stellen seines Unterrichts wohl verwerthen kann. Gehen wir nun zur näheren Durchsicht über.

Die kleine Schulgeographie ist für Anfänger geschrieben, und für Schulen, die nebstbei Stunden in Naturgeschichte und Weltgeschichte haben, weshalb von diesen beiden Wissenschaften nur Hindeutungen vorkommen, aber ein näheres Herbeiziehen unterbleibt. Findet ein Lehrer Ergänzungen nöthig, so liefert ihm das grössere Werk hinlänglichen Stoff. Heimat- und Vaterlandkunde schickt Schacht voraus, um das Verständlichere vor dem Schwierigen (der mathem. Geogr.) vorzunehmen und um dem pädagogischen Grundsatz gerecht zu werden, durch lebendige Anregung und vorläufige Vermeidung des trockenen, abstracten Theiles der Jugend einen liebgewordenen Boden zu schaffen. Ferner wünscht Schacht zur Erzielung der besten Wirkung, die die Erfahrung kennt, von dem Lehrer nicht bloss geschickte Handhabung der Wandkarten, sondern Selbstentwerfen der Umrisse auf der Tafel und Nachzeichnen der Schüler. Passende Hausaufgaben werden wegen des gewöhnlich unzureichenden Stundenausmasses auch nöthig werden, wozu Auszüge aus dem Lehrbuche, Zusammenstellungen u. dgl. empfohlen werden. Diese Richtung zeigt das Fähnlein des Hrn. Verf. in der Vorrede.

Die 13 §§. der Einleitung enthalten das allernöthigste aus den Vorbegriffen, wobei dem Lehrer obliegt, eine Beantwortung der vorkommenden Fragen zu ermöglichen. Vorzüglich kommen dabei in Betracht das Gepräge der Erdoberfläche und das Verständnis ihres kartographischen Bildes, Gewässer, Klima, Orientierung, Längen- und Flächenmaße und die Heimatkarte.

Nun folgen 22 §§. über Deutschland und die benachbarten Landstriche in der schon oben angedeuteten Ausdehnung. Die Gebirge werden zuerst vorgenommen, aber immer mit Rücksicht auf die ihnen eigenthümlichen oder benachbarten Flüsse, dann folgen die Stromgebiete, mit welchen Länder- und Ortskunde verbunden werden. Es ist ein erster Ausflug in ein größeres geographisches Gebiet, eine Art Probeflug, um die Tragfähigkeit der Schwingen zu erproben. Eingestreute Fragen geben Veranlassung zur Aneignung des aufgenommenen Lehrstoffs. Eine große Zahl Eigennamen tritt hier schon auf, aber nicht in trockener Isolirung, es haftet immer etwas Thätigkeit daran; ein Theil des gesagten ist wol Eigenthum der Karte, aber es hängt manches andere daran, und fürs erstemal dient dieser Abschnitt als Muster einer natürlichen Landesbeschreibung. Später herrscht keine so große Freigebigkeit mehr, aber die Schüler sind bereits geübt im Kartenlesen und brauchen nur wenig Erklärung mehr, wenn sie eine passende Karte vor sich haben.

Auf S. 32 beginnen die 16 §§. über die kosmischen und physikalischen Verhältnisse der Erde. Das nöthigste ist da in gedrängter, aber klarer Sprache. Selbst der Hr. Verf. zweifelt, dass der §. 27 (Hauptbestandtheile der Erdrinde) ohne Anschauungsmittel echte Früchte bringen wird. Er wird wol im Beginne des Unterrichts meist überschlagen werden müssen, zumal in den Benennungen selbst noch so viel Synonyma vorkommen, die man kennen muss, um nicht verwirrt zu werden. Schacht's Darstellung dieser schwierigen Partie (§. 27) ist eine der deutlichsten, doch muss natürlicherweise so weit in die Mineralogie und Paläontologie eingegriffen werden, dass ich zweifle, ob die Knaben, die Elementargeographie beginnen, schon von Sauriern, Dinotherien, Mastodonten etc. werden gehört haben, oder Zeit genug vorhanden ist, sie damit bekannt zu machen. Im Schlussparagraphe betont Schacht die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes nicht ausdrücklich, zeigt sich aber auch nicht als Gegner einer Idee, an welcher Humboldt, trotz der Anfechtungen der Neuzeit, entschieden festhielt.

Mit S. 64 beginnt die eigentliche kurze Erdbeschreibung. Asien füllt 10 Seiten in 18 §§., wovon der siebente eine kurze Geschichte enthält, auch finden sich eingestreute historische Notizen. Die große Kürze lässt nicht viel Detail zu, aber was gegeben ist, genügt für das erste Bedürfnis; freilich kommt durchschnittlich auf jede Zeile ein Eigenname. Sechs weitere Seiten enthalten Africa (abermal ein §. Geschichte), dann folgt Europa, nach dem staatlichen Elemente durchgeführt. Alt- und Neugriechenland sind in zwei Abschnitten gegenübergestellt, bei Italien vermisst man den gleichen Vorgang, dagegen wird das geschichtliche an passenden Ruhepunkten angebracht. Deutschland wird wiederholt, mit Ausnahme der natürlichen Verhältnisse, weil diese aus der Vorschule schon bekannt sind. Der Lehrer mag die Gelegenheit benützen, sie anzuwenden zu lassen.

fünfmal mit 1 beginnende und bei Europa ganz aufhörende Paragraphierung, die sich auf ungezählte Abschnitte bezieht.

Die beigegebenen Planigloben sind von E. Wagner für die Schulgeographie gezeichnet, und eine ziemlich fleißige Arbeit. Auch sie hätten mancher Verbesserung unterzogen werden sollen (s. z. B. die Baffinsbai). Der zu blasse Blandruck lässt die Umrisse der Küsten nur schwach erkennen, und dem Terrain fehlt noch einiges zur plastischen Wirkung und zum wohlverständlichen Ausdrucke.

Das Lehrbuch beginnt mit einem 15 S. langen schätzbaren Aufsätze über die Geographie als Lehrgegenstand in Schulen, worin zuvörderst die Beschränkung derselben für bestimmte Lehrzwecke, die Art der zweckmässigsten Ordnung und Behandlung der Materien, die passende Verbindung mit Geschichte und andere Rücksichten zur Sprache kommen. Dann folgt von §. 11 die Würdigung der pädagogischen Gesichtspunkte, die Aufstellung einer ausreichenden Methodik, die Herbeiziehung der Heimatkunde zur Feststellung der Begriffe, die fördernden Hilfsmittel der Anschauung und Reproduction durch Lehren und Üben des Kartenzeichnens, mit andern Worten die Rechtfertigung des Hrn. Verf. für die von ihm versuchte Einigung der synthetischen und analytischen Methode als α und ω des Unterrichts. Die humanistische Bildung, zu welcher die Erdkunde einen gewichtigen Beitrag liefert, soll gefördert werden, daher die kluge Beschränkung und das Verzichten auf „Resultate wissenschaftlicher Studien, die sich nur zum Schlussstein der Bildung eignen, und über die Schuljahre hinaus liegen.“

Die ersten drei §§. enthalten die Erklärungen der Bodenarten, je nach den Bestandtheilen und der Bewachsung, und die Planzeichen dafür. Die nächsten §§. (4 bis 9 incl.) behandeln die orographische Terminologie und die Bergzeichnung. Obwol diese Parthie besser behandelt ist, als in vielen andern Lehrbüchern, so lässt sie doch an Schärfe der Begriffe und harmonischer Grundlage einiges zu wünschen übrig. Herr Schacht übersieht, dass die beiläufige Schätzung zum richtigeren Gebrauche der Ausdrücke Anhöhe, Hügel, Berg die relative (nicht bloß die senkrechte) Erhebung über die Basis zur Grundlage haben muss. Das wellenförmige Land wird durch die Rückenform der Hügel charakterisiert, während Hügel mit Gipfelformen nur ein buckliges Terrain erzeugen. Landhöhe und Hochebene können nicht gleichbedeutend genommen werden; erstere kann auch im Tieflande vorkommen, jede Anschwellung ohne Undulation kann als Landhöhe gelten, ist aber deshalb noch keine Ebene, weil sie zwei Abdachungen hat, noch weniger eine Hochebene. Eine Anhäufung solcher Landhöhen und Landrücken charakterisiert das Flachland. Reihe und Kette scheint mir ebenfalls nicht identisch; ich nenne Kette nur die verbundene (zusammengewachsene) Reihe, weil dies dem Urbilde am nächsten kommt. Bei dieser Scheidung beider Begriffe gäbe es freilich nur selten Bergreihen (isolirter Individuen) und gar keine Inselketten. Auch Gipfel zeigen

Rückenform, d. h. die Linie, während der Punct der Spitze so wie Kuppe, die Fläche der Tafel oder Platte zukommt. Gruppe und Masse (oder Stock) übergeht Hr. Schacht mit Unrecht; die Gruppe ist der Gegensatz der Reihe, die Masse oder der Stock zur Kette ist die verbundene (zusammengewachsene) Gruppe. Arm (eines Gebirges) ist ein allgemeiner Ausdruck, Ast und Zweig sind relative Begriffe, je nach dem Verhältnisse zum Hauptzuge. Die Thalformen werden von dem Hrn. Verf. sehr oberflächlich behandelt, insbesondere macht er einen Mißbrauch von dem Ausdrucke Schlucht. Abgrund ist gar kein Terrainausdruck und bezeichnet nur den gähnen Fall von oben angesehen, gleichviel ob die Wand einen Schlund oder ein breites Thal begränzt. Würde Hr. Schacht die allgemeinen positiven Formen der Erhebungen (Kegel und Pyramide, Halbkugel, Prisma (Rücken) und deren Abplattung) in Hohlformen verwandelt haben, so würden ihm die Ausdrücke Schlund, Trichter, Kessel, Mulde, Becken, Graben, Thalsole u. s. w. sehr klar und deutlich erschienen sein. Dies und das Zusammenstoßen der Flächen in den obersten Regionen geben die gewöhnlichsten Grundformen der Thalbildung und es wird dabei auf keine Feinheiten der Terrainbildung Rücksicht genommen, wie sie der Terrainskizzenkennner betreibt, der in jedem Sattel eine Generalgrundform unter wechselnden Nebenformen zu erforschen sucht. Die Schule bedarf solch tiefes Eingehen nicht, aber was ihr geboten wird, soll richtig und leicht faßlich sein. Dazu sollen die systematischen Grundformen führen, denn alles zusammengesetzte wird durch seine Theile erklärt, also auch die complicirteste Naturgestalt aus den Einzelformen ihrer Zergliederung. — Bei Erwähnung der Profilzeichnung eines Gebirgszuges sucht man umsonst die Begründung des Begriffes mittlere Höhe, die am natürlichsten und sichersten aus der Verwandlung dieses Profils in ein Rechteck (sehr bequem mit Hilfe

Strömen nicht vorbehält. — Warum die Geographen das so bildlich treffende Wort *Geäder* statt *System* nicht adoptieren wollen? — Die Unterschiede von *tief*, *flach*, *seicht*, auf bestimmte verticale Niveauabstände angewendet, scheinen mir zu gesucht. *Tief* ist so gut wie *hoch* und *seicht* (seine Gegensätze) ein allgemeiner Begriff, der erst in Zusammensetzungen oder für locale Verhältnisse conventionelle Grenzen erhält, außerdem erleidet er nur relative Anwendung. In *flach* liegt vorzugsweise der Begriff der Ausdehnung in die Breite der Begrenzung durch sehr stumpfe Winkel (in N.-Deutschland spricht man von *flachen* Winkeln) z. B. *Flachland*, *Flachrücken*, *Hochfläche* (nicht = *ebene*) u. s. f. Der Grund des Wassers kann den Character des *flachen* bei was immer für einem Abstände von der Oberfläche haben, eine Verwechslung mit dem Abstände selbst dünkt mir unlogisch. Warum erklärt Hr. Schacht bei dieser Gelegenheit nicht lieber den Ausdruck *Furth*? — Es gäbe noch viele Verhältnisse bei Flüssen und Strömen, z. B. *Hochwässer*, *Eisgang*, *Werderbildung*, *Krümmungen*, *Hauptströmungslinie* etc., die der Hr. Verf. übergangen hat, wiewol sie allgemeine Erscheinungen und von Interesse sind.

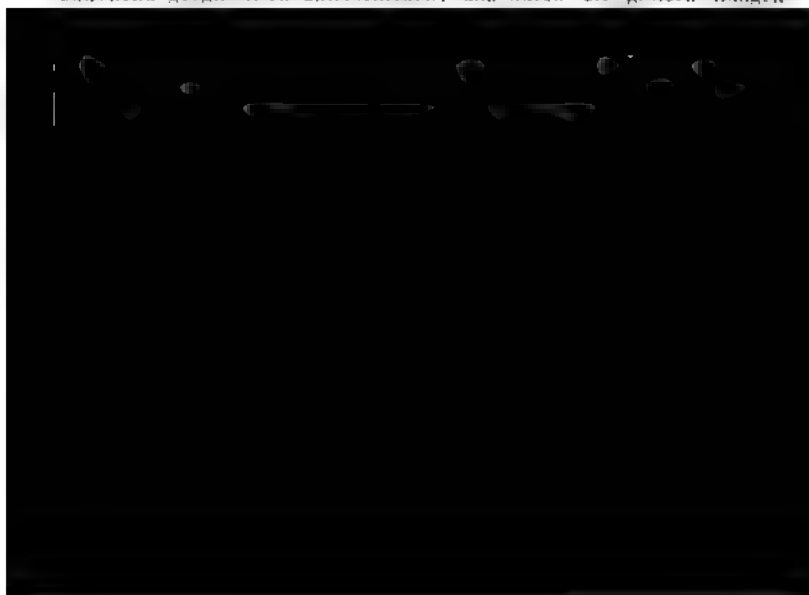
Mit dem §. 17 beginnen Vorbegriffe und Anleitungen für das Planzeichnen und Messen. Zuerst die Orientierung und das Finden der Mittagslinie, wobei der Hr. Verf. der feineren Rücksichten nicht gedenkt, die bei einer vollkommen richtigen Meridianlinie zu beobachten sind. Sämmtliche Stände des mittäglichen Sonnenpunctes beschreiben das Jahr hindurch eine 8, es ist daher nöthig, die Tage zu kennen, auf welche der Durchschnitt fällt, um die mittelste Meridianlinie zu erhalten. — Sehr auffällig ist das Fehlen des österreichischen Maßes, während vom rheinländischen, preussischen, badischen, bayrischen, Braunschweiger, Leipziger, Basler, Dresdner und Züricher Fuß die Rede ist. Es ist doch nicht anzunehmen, dass der Hr. Schulrath von einem Längenmaß-System, das auf 12000 □Meilen Geltung hat, nichts wissen sollte! Warum es ignorieren, wenn man die localsten Unterschiede anführt? — Es schadet gewiss nicht, wenn von der Feldmessung und der Übertragung auf die Mappe ein Überblick gegeben wird. Bei der Erwähnung der Berechnung des Inhalts der Figuren (überhaupt beliebiger Räume) hätte des bequemen Planimeters flüchtig gedacht werden können. — Sehr erwünscht werden dem Lehrer die Beispiele zur Zeichnung einer Heimatskarte sein, nur wünschte ich ein größeres Original vorgeschlagen, da bei der starken Vergrößerung eines so kleinen Originals gar viele Verstösse unterlaufen, auf die der Hr. Verf. unterliefs aufmerksam zu machen.

Der zweite Abschnitt umfasst: die deutschen Länder und ihre Nachbarschaft oder Mittel-Europa (Gebirge, Fluss- und Küstengebiete nebst Städten). Hr. Schacht fängt mit dem mittleren Deutschland an, ausgehend vom Knotenpuncte des Fichtelgebirges. Die Wahl ist zweckmässig. Einfache Gebirgsrichtungen und Formen, einzeln und zusammengesetzt, Flussläufe in alle Weltgegenden und manche andere

Th. Schacht, Lehrbücher der Geographie, ang. v. **A. Steinhilber**. 899

Umstände vereinigen sich, diese Region zu einer der angemessensten für den Anfänger zu machen. Eine beigegebene quadrierte Karte erleichtert dem Lehrer die Lösung der Aufgabe. Sie ist in Bezug auf Flussläufe, Ortsangaben entsprechend nüchtern und daher deutlich, weniger zu rühmen ist die Terraindarstellung, die als Reproduction der Schüler eine ganz zu billigende Leistung wäre, als Original aber einiges zu wünschen übrig lässt. In den Hauptbeziehungen richtig und ohne sehr wesentliche Lücken, ist sie doch zu unvollkommen charakterisiert, um darnach ein plastisches Bild zu fertigen, und doch wäre diess der Probierstein und eine mit Recht zu fordernde Eigenschaft eines wenn noch so einfachen theoretischen Charakterbildes. Trefflich ist der Text zur Karte, mit Umsicht wird alles an gehöriger Stelle berührt, was über die Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner unterrichtet.

Der zweite Abschnitt betrifft das Gebiet der Weser und Ems, der dritte das Gebiet der Elbe mit dem nächsten Küstenstrich, der vierte das Gebiet der Oder und die Küste Pommerns, der fünfte das Gebiet der Weichsel, der sechste die Alpen. Bei diesem ziemt es ein wenig zu verweilen. Der Hr. Verf. hält dabei den hydrographischen Standpunkt fest und somit die Wasserscheide; weitere Wasserscheiden zerfallen das Gebiet in seine Unterabtheilungen Rhone, Po, Elsch u. s. w. Damit sind freilich nur Linien gegeben und es entsteht ein Geäder derselben ohne der wechselnden Mächtigkeit Rechnung zu tragen. Spätere Paragraphen bieten zwar ein Bild, aber ein allgemeines und unvollständiges, da es nur der Gletscherregion größeren Raum widmet. Was die Eintheilung der Alpen betrifft, so bekenne ich mich gerne zum Anhänger der einfachen Trias Schaubachs, der nur drei Hauptzüge annimmt, einen mittleren, einen nördlichen, einen südlichen, nicht scharf aber doch ziemlich zutreffend geognostisch unterschieden, und durch die großen Längen-



beste Text nicht zu leisten vermag, die gleichzeitige Übersicht des ganzen und seiner Theile. Ich sage soll, denn sie leistet das nicht in erforderlichem Maße, trotz der Deutlichkeit, die ihr nicht abzusprechen ist. Die carrikierten Flüsse scheinen für die Schule berechnet und sind an den Pomündungen zum hässlichen Übermaße angeschwollen. Die Umrisse sind keineswegs correct, am wenigsten die der Seen und im Lago di Garda sind Inseln stehen geblieben, welche eine sorgsamere Correctur hätte entfernen sollen. Falsche Lage der Pässe (M. Cenis, Simplon, Splügen etc.), der Berggipfel (leider sehr zahlreich) sind nicht das schlechteste daran. Dieses liegt in der Terrainzeichnung, die ganz gemacht ist, einen gesunden Begriff von der Plastik des Alpengebirges nicht aufkommen zu lassen. Es ist ein harter Ausspruch, aber er lässt sich Strich für Strich rechtfertigen. Leidliches Schraffieren macht noch keinen Bergzeichner, und ich bedauere, dass Hr. Verf. und Verleger so unglücklich waren, keine geschicktere Kraft verwenden zu können. Es wäre Schade um viele Worte, um beweisen zu wollen, dass solche Leistung eine mislungene Schülerarbeit und eines classischen Buches völlig unwürdig ist. Man vergleiche damit J. M. Ziegler's Ober-Italien (Winterthur bei Wurster), und man wird leicht zu dem Wunsche kommen, es möchte seinerzeit ein nördliches Blatt dieses, im plastischen Ausdruck und im Verhältnisse kaum noch übertroffene Alpenbild vervollständigen. Dieser Vergleich wird am deutlichsten darthun, was der aus Wagners lith. Anstalt hervorgegangene Karte fehlt, und warum sie als unverbesserlich baldigst durch eine bessere zu ersetzen wäre.

Im 7. Abschnitt wird dem Hauptstrome Deutschlands angemessene Würdigung zu Theil. Es muss vielen wohlthun, die nur an trockene Schemata gewöhnt sind, Schacht's Schilderungen zu lesen, zuweilen wahre Musterstücke. Zum klaren Beweise, in welch einladendes Gewand eine, mit Unrecht als harte Gedächtnissache verschrieene Wissenschaft sich kleiden lässt. Der Hr. Verf. erprobt sich als wohlunterrichteter Cicero, der sein Wissen auf die angenehmste Weise zum Gemeingute vieler zu verwandeln versteht. Im 8. Abschnitte folgt die Donau, im ganzen gehalten wie der Rhein. Nur wenig Gelegenheit ergibt sich zu Bemerkungen. Die Einengungen in Österreich erfolgen nicht durch Gebirgsglieder entschiedener Gegensätze, sie liegen alle im Bereiche der Übergriffe der Granit-, Gneuss- und Glimmerschiefer-Berge des linken Ufers. Alle einengenden Gebirgsgruppen gehören daher nicht den Alpen an, mit der alleinigen Ausnahme, wo beim Leopoldsberge der Sandstein auch auf das linke Ufer hinüber reicht. Die Hundsheimer Berge bei Hainburg sind den Karpathen bei Prefsburg analog, und vom Leithagebirge durch die stundenlange Parndorfer Heide vollständig abgeschlossen. Da Hr. Schacht dem geognostischen Elemente mehr Einfluss gewährt als andere, so werden diese Einwürfe kaum zurückgewiesen werden. — Die Slaven, Mähren, so wie die Bauern aller Länder Österreichs mit Ausnahme der italienischen Coloni sind seit der Ablösung zu Frohn-

den und Zehnten nicht mehr verpflichtet, die bezügliche Bemerkung (S. 203) ist ein unbeachtet stehen gebliebener Rest älterer Auflagen. Den Hauptstädten widmet Schacht mit Recht etwas mehr Raum, der Residenz Wien nur eine Seite, den historischen Zusatz ungerechnet. Die Bevölkerungszahlen sind mitunter veraltet. Der Schluss des §. 5 ähnelt eher einem Zeitungsartikel, als dem Stile eines Lehrbuchs. — Der kurze Abschnitt 9 behandelt die NO. Küste des adriatischen Meeres, der Abschnitt 10 Po und Etsch mit der Nachbarküste, der Abschnitt 11 das Stromgebiet der Rhone. Einige Fragen am Schlusse bezwecken die Verarbeitung des Materials aller Abschnitte.

Diesem Hauptabschnitte gehört eine Karte in Farbendruck von Mittel-Europa an, auf welcher die Grenze des deutschen Bundes (aber ohne Auswärtz und Zator, dagegen mit dem italienischen Istrien) farbig, die Grenze der deutschen Sprache sammt ihren Sprachinseln (diese höchst unvollständig und schlecht begrenzt) bloß schwarz angegeben ist. Ihre größte Tugend ist die Entfernung von Überladenheit, ihre größte Schwäche ein Terrain, das sich weder durch Charakteristik noch Verhältnis auszeichnet. Es hat nur das zweifelhafte Verdienst, nicht besser zu sein, als auf vielen anderen Karten, Schulkarten nicht ausgenommen, und nimmt nur punctweise einen Anlauf zum besseren. Am übelsten sind die Karpathen durchgekommen, es scheint, dass der Zeichner gar keine Ahnung hatte, dass es schon damals Darstellungen gab, die er hätte zum Muster nehmen können, z. B. Scheda's Karte von Europa. Auch für diese Karte wäre bei einer neuen Auflage auf Ersatz zu denken.

Nun kommen wir zur dritten Hauptabtheilung, der mathematischen und physischen Geographie. Die Gestalt und Bewegung der Erde erklärt Hr. Schacht auf dem historischen Wege, und erweitert die Darstellung mit verschiedenen Winken für das prak-

einer ähnlichen Übersicht und kommen bei den Erdtheilen vor, sind auch mit Absicht minder berücksichtigt. Der §. 41 über Gebirgsarten und Versteinerungen enthält eher weniger als mehr, als die Schulgeographie, dafür folgt im nächsten §. einiges über die gangbarsten Theorien der Erdentstehung, einfach und gut vorgetragen. Im §. 43 (Menschenrassen) fällt bloß auf, dass bei Erwähnung der Blumenbach'schen Classification nicht gesagt wird, dass schon dieser Gelehrte (wie später Cuvier) drei Abarten aufgestellt, und die beiden andern als Übergangs- oder Mittel-Rassen eingeschaltet hat. Über die urgenetische Einheit des Menschengeschlechts scheint der Hr. Verfasser nicht beruhigt zu sein, und weicht der Streitfrage ohne Parteiname aus. Mit einer numerischen Übersicht der Menschenzahl nach Typus und Religion schließt diese Hauptabtheilung. Über Staatsformen kommt weit hinten (S. 556) in einer Anmerkung das wichtigste vor.

Im vierten Hauptabschnitte begegnen wir der eigentlichen Erdbeschreibung, in welcher Asien zuerst, Afrika folgend, dann Europa, endlich Amerika und Australien vorgenommen wird. Jedem Erdtheile geht eine reichhaltige, gut gehaltene Übersicht voraus über die physischen Verhältnisse, Klima, Producte und Völker. Dabei findet man den hydro- und orographischen Theil geschieden, aber stets in wechselseitiger Beziehung, gut geschilderte Charakterzüge der Erhebungen, keine trockenen Nomenclaturen. Sieben enggedruckte Seiten sind einer kurzen Geschichte Asiens gewidmet. Bei diesem Erdtheile, wo die Veränderungen sich über riesige Räume erstrecken, scheint es fast geboten, die historischen Notizen zu vereinigen. Das hindert aber nicht, weitere geschichtliche Daten auch beim Vorführen der einzelnen Staaten an passenden Stellen einzuschalten. Die Schilderungen der Länder und Staaten (nicht ohne Grund gebrauche ich den Ausdruck *Schilderungen*) zeigen wol Absätze, aber keine Schablonen-Überschriften. Die Topographie ist hinlänglich reich, um einen Überblick zu gewähren, nüchtern wird Statistisches herbeigezogen, desto mehr Gewicht erscheint ins Volksthum gelegt. Der gewählte Kleindruck liefert auf wenigen Seiten reichen Stoff. Alte und neue Zeit geben in ihren Monumenten an einander vorüber und eine gewählte Sprache thut das übrige, um den interessant gemachten Stoff angenehm lesbar zu machen. Überdiess hat Hr. Schulrath Schacht durch Benützung des besten Materials sich auch von Blößen möglichst rein zu halten gewusst.

Afrika's Oberflächen-Schilderung, erleidet im Verlaufe der Zeit ein wechselvolles Schicksal. Fortschreitende Entdeckungen berichtigen alte Irrthümer und fast kein Bericht über sein Inneres bleibt ein Decennium hindurch ohne Nachträge und Änderungen. Ägypten fällt selbstverständlich ein Löwentheil zu.

Mit S. 463 beginnt Europa. Flüsse und Gebirge konnten kürzer behandelt werden, weil schon vieles aus dem vorhergehenden als bekannt vorausgesetzt werden konnte, dagegen ist der klimatische Theil

ausführlicher. Die Reihenfolge ist: olympische Hl., apenninische Hl., pyrenäische Hl., Frankreich, der deutsche Bund (darunter ganz Österreich 12 S. und ganz Preußen, 6 S.), Schweiz, Niederlande, Britisches Reich, Dänemark, Schweden und Russland. Die Form des Vortrages bleibt ziemlich gleich, die Masse des historischen Stoffes wächst oder ist kleiner, je nach der jeweiligen Weltstellung der Völker z. B. füllt Frankreich 21 S., Großbritannien 28 S. etc. Die historischen Übersichten reichen bis in die Neuzeit und huldigen keinen Parteiansichten, nur bezüglich auf das Ende des deutschen Parlaments verführt ein lebhafter Patriotismus den Hrn. Verf. zu einer weiteren politischen Exaggeration, als zum Zwecke nothwendig war. Politische Discussionen gehören auf einen anderen Platz, in jedem, auch dem correctesten Falle. Ungarn's Geschichte ist, wie natürlich und billig, bei Österreich eingeschaltet; warum Hr. Schacht nicht auf dieselbe Art Polen bei Russland behandeln wollte, entschuldigt er durch den etwas schwachen Grund der viel späteren Einverleibung. Was speciel Österreich anbelangt, was nur deshalb so kurz erscheint, weil ein Theil schon in dem zweiten Hauptabschnitte durchgegangen wurde, so sehe ich mich zur schon einmal ausgesprochenen Klage genöthigt, dass alle politischen Reformen in der Administration des österreichischen Staates auf dem Wege zum Rhein in der Luft zu verfliegen scheinen, oder es rührt die Nichtberücksichtigung aus einem unfreiwilligen Übersehen her, wodurch diese Blätter des Buches einer Superrevision entgingen. Noch figurieren in der 1855 erschienenen Auflage die vier alten Kreise Ungarns, die siebenbürgische Militärgrenze und manche mindere Reminiscenz jüngst vergangener Zeit. Die heikliche Charakteristik der Völker sucht der Hr. Verf. in möglichst unparteiischem Sinne durchzuführen und verwahrt sich gegen Misverstand durch die Hindeutung, dass der gemeinsame Charakter nicht jeden individuellen in sich schliesse.

und es kommt nur in Südamerika das Tiefland auf die Ebenen längs der Küsten zu. Die Küste der karibischen Seen beschreibt wohl einen $\frac{1}{2}$ Kreis als die Küste und gerät daher mit seinem Tiefland in Verbindung. Die gewöhnlichen Übersichten und Rückblicke sind so reichlich, als man sie erwarten darf.

Die ersten 26 Seiten sind der Beschreibung von Australien gewidmet und seine Entdeckungsgeschichte. Hr. Schacht begreift unter diesem Erdtheile nur den Continens mit dem westlichen und östlichen Indien, wie gewöhnlich, und schließt sich nicht der schonen (aber nur in unvollständigen Werken nur vorzukommenden) Idee an, diese Welt zu drei Theilen zu theilen, dass unter dem Titel Malayien noch die gewöhnlich zu Asia gerechneten Inseln im Ozeanen stehen sollten, denn es können eine sehr viele Inseln, von der Erde bis zum Continens zu unterscheiden. Dann wird die noch der unvollständigen Natur in dem nördlichen Theile des Continens-Charakter noch sehr weit weiter hinaus geführt.

Ein 26 Seiten langes Namens-Register schließt das kleine Werk ab, 1000 Einheiten enthaltend. Es ist um so nützlicher, da die ganze Natur des Buches weniger darauf beruht, als dass es streng systematisch ist, und nur sehr sehr wunderbaren Umständen der Fall ist, dass es nicht in der Natur dieser Natur wäre das Buch für vorzüglich zu sein, um die Natur zu bestimmen, sondern zu machen. Für die Schulkinder kann es auch eine nützliche und leichtverständliche Übersetzung in deutsche Sprache sein, die dem Lehrer bei der Vorlesung sehr nützlich sein würde, und die Natur der Natur zu verstehen.

Am Schluss des Buches befindet sich eine kleine Übersetzung des, dass die Vorrede des Buches mit seiner sehr kleinen Stelle übertrifft, dass es vorzugsweise in die Natur genommen werden kann, und dass es für den Lehrer, der die Schulung der Natur für seine Klasse betreibt, von Nutzen zu sein scheint, dass die Hauptaufgabe dieser Werke ist, die Natur zu verstehen. Hr. Schacht wird bei seiner vollständigen Kenntniss der Natur und der Natur der Natur im noch sehr jungen Alter, dass er nicht nur die Natur der Natur ganz hergestellt haben, wenn er nicht die Natur, die Natur der Natur, und diese Art, um diese zu helfen, zu der gewöhnlichen Form bestimmt habe. Ich überlasse es den Praktikern von Fichte, darüber ihre eigenen Meinungen auszusprechen, und ihre beim Gebrauche gemachten Erfahrungen mitzutheilen, und so die Natur der Natur nicht ohne schmerzliches Gefühl des Bedauerns zu sehen, dass diese Mittheilungen aus dem Lehrkreise dieses Faches in dieser Natur zu so selten erscheinen.

A. Steinhauser

Lehrbuch der Mineralogie mit naturhistorischer Grundlage von Dr. F. X. M. Zippe. 8. 433 u. XVII Seiten mit 334 dem Texte eingedruckten Holzschnitten. Wien, Braumüller, 1859. — 4 fl. o. W.

Jugendliche Kraft des Geistes noch im hohen Alter besitzen, am Abend des Lebens noch zu schaffen, noch mit Begeisterung lehren durch Schrift und Wort, auf der Höhe einer schnell emporgewachsenen Wissenschaft stehend, die Grundidee der früh erwählten Schule nicht nur bewahrt, sondern fortgebildet haben, das ist für wahr ein schönes, beneidens-werthes Loos!

Dem Nestor der österreichischen Mineralogen ist es zu Theil geworden. 1857 erschien die „Geschichte der Metalle,“ vielleicht das beste populär-mineralogische Buch in deutscher Sprache; 1858 die „Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystemes“ ein Werk, wie es nur die umfassendste und gründlichste Kenntnis des ganzen Mineralreiches, verbunden mit jener eigenthümlichen Begabung an Phantasie, die Mohs als den Grundzug eines Systematikers bezeichnet, schaffen konnte. Heute liegt uns ein Lehrbuch vor, welches bestimmt ist „die Grundlagen der Mineralogie in dem Sinne, wie diese Wissenschaft von Mohs aufgefasst wurde, nämlich als Naturgeschichte des Mineralreiches, näher zu bezeichnen und alles, was als Lehre in den Umfang derselben aufzunehmen nöthig schien, auf eine Weise zu erläutern, zu deren Verständnis keine Kenntnisse aus anderen Wissenschaften vorausgesetzt werden.“ Es hängt mit der „Charakteristik“ aufs innigste zusammen, indem es sie als vollständige Ausarbeitung des Systems und als bestimmenden Theil der Mineralogie voraussetzt, und seinerseits nothwendig war um diesem, in vieler Beziehung bewunderungswürdigen Werke die erforderliche Verbreitung zu sichern. Das Lehrbuch

größten Chemikers als eine colossale Verirrung bezeichnen wollte, im Aussterben begriffen. Im Aussterben deshalb, weil niemand Zeit, Muth und Selbstverläugnung genug hatte, sie zu verjüngen. Da kommt mit einemmale — nur wenigen nicht unerwartet — „die Charakteristik“ als ein modernes, durch und durch kritisches originelles Werk und doch vom Geiste Mohs' durchweht vom Anfang bis zu Ende. Es war als erhebe sich der Schatten des strengen alten Herrn, dem man passend ein eisernes Standbild gesetzt hat und rief: Seht ihr Abtrünnigen, ich bin nicht todt, so lange Zippe lebt!

Doch nicht von der „Charakteristik“ soll hier die Rede sein, sondern von dem neuen Lehrbuch, welches in der angedeuteten Weise mit ihr zusammenhängt. Schon in den ersten Capiteln tritt uns die „naturhistorische Methode“ scharf bezeichnet entgegen — [„Ist durch die Naturgeschichte ein Wesen oder Ding bestimmt, dann können andere Wissenschaften auf Grundlage dieser Bestimmung ihre Zwecke verfolgen, und es wird nicht der so häufig vorkommende Fall eintreten, dass die Resultate wissenschaftlicher Forschungen anderer Art“ (doch wol chemische) „zweifelhaft und unfruchtbar bleiben.“ ... „Die Methode der Naturgeschichte hält sich frei von dem Einflusse der Resultate von Untersuchungen anderer Art, sie gestattet keine Folgerungen aus denselben, welche die Stelle der aus ihren eigenen Untersuchungen sich ergebenden vertreten sollen“ u. s. w.] — sie schleudert aber kein Anathem gegen die Andersgläubigen, welche ausser „dem Verhalten gegen Wärme, Wasser und Säuren“ als Lösungsmittel noch die Resultate einiger anderer Untersuchungen in die Naturgeschichte der Mineralien aufnehmen möchten. Vielmehr geht die verjüngte Mohs'sche Methode sehr freundlich an den Wissenschaften vorüber, welche unter anderem auch die Mineralien und die nicht in der Erde vorkommenden unorganischen Naturproducte zum Gegenstand haben. Sie lässt sogar den Resultaten derselben, besonders der Physik, volle Gerechtigkeit widerfahren und wenn sie davon nur innerhalb gewisser Beschränkungen Gebrauch macht, so thut sie das keineswegs aus principieller Abneigung, sondern in der Überzeugung, dass die eigentliche Naturgeschichte von dem „höheren Theile der Wissenschaft,“ in dem es keinen Kompetenzstreit mehr gibt, geschieden und ihm zu Grunde gelegt werden müsse. (Vgl. Vorbericht S. VII—VIII). So sind denn auch die bei Mohs (Leichtfassliche Anfangsgründe, 1. Theil 1836.) oft sich wiederholenden herben Auslassungen gegen die chemische Mineralogie hier völlig vermieden, denn sie wären heutzutage noch weniger am Platze als zu jener Zeit, wo das Princip der Theilung der Arbeit als dasjenige, welches die gegenständlich verwandten Wissenschaften eigentlich und nothwendig von einander scheidet, noch gar wenig ausgebildet war.

Die naturhistorische Methode in der Mineralogie, die durch ihren Gegensatz in ideale Schranken getrieben wurde, dergleichen weder die Botanik noch die Zoologie in ihrer natürlichen Entwicklung um

sich zu ziehen nöthig hatten, besteht innerhalb derselben berechtigt, unangefochten, insofern sie unter der Controle der eigentlich exacten Naturwissenschaften ihre eigenen Grundsätze mit strengster Consequenz befolgt; das Mineralsystem, welches auf diesem (naturhistorischen) Wege, freilich mit einer guten Dosis æsthetischer Beimengung und häufiger Anwendung des *tel est mon plaisir*, entstanden ist, darf als der Vorläufer eines künftigen natürlichen Mineralsystems selbst von jenen mit Freuden begrüßt werden, welche in Erwartung des Ausbaues seiner Grundlagen vor der Hand auf ein spezifisches Mineralsystem verzichten wollen. — Doch nun zum eigentlichen Inhalt unseres Buches, der in die bekannten 5 Hauptstücke: Terminologie, Systematik u. s. w. zerfällt. In der „Terminologie der morphologischen Eigenschaften“ der Krystalle, — *Krystallographie* — (1. Abschnitt, 1. Capitel) werden hier (und in der Einleitung zur „Charakteristik“) zum erstenmale die Grundsätze jenes trefflichen populären Anschauungsunterrichtes im Druck veröffentlicht, durch welchen Zippe's Schüler seit mehr als 20 Jahren gebildet werden. Die Entwicklung der krystallographischen Grundverhältnisse beginnt schon in der Betrachtung der Flächen- (Schnitt-) Formen, wird durch die Abhandlung der Kanten, Ecken und Axen, durch die Beschreibung der einfachen Gestalten durchgeführt, bis sie in dem Begriffe der Krystalssysteme ihren Abschluss findet. Diese Methode ist ganz und gar Zippe's Eigenthum und ebenso förderlich im ersten Unterricht als interessant und belehrend für den Fachmann, dem sie in der Constanz des Flächencharakters aller Begrenzungselemente auch der sonst weniger beachteten Kanten und untergeordneten Ecke eine neue krystallographische Anschauungsweise bietet. Der Zusammenhang zwischen den Gestalten aller einzelnen Krystalssysteme (nicht bloß der tetragonalen, hexagonalen und rhombischen mit den regulären), welcher sonst nur auf mathematischem Wege dargestellt werden kann, erscheint

die Benützung des Buches für weniger oder mehr vorgebildete Schüler sehr leicht und darauf, also auf das Bedürfnis des Lehrers an Mittelschulen und im Privatunterricht, hat es der Hr. Verf. auch zumeist abgesehen (vgl. Vorbericht Seite VI—VII). Im Ausdruck ist der Hr. Verf. im Verlauf der letzten 10 Jahre von den schwerfälligen und mitunter sonderbar capriciosen Mohs'schen Namen und Symbolen zu der Sprache Naumann's übergegangen, und erleichterte so dem Schüler ungemein das Verständnis jener krystallographischen Methode, welche gegenwärtig den größten geographischen Verbreitungsbezirk (in Mitteleuropa und Nordamerika) hat, sowie anderseits die Flächenmethode mit ihren rhombischen, deltoïdischen, skalenischen ... Begrenzungselementen zur Weiss-Quenstedt-Rammelsberg'schen Anschauung überführt. — Die meisterhaft gezeichneten Krystallbilder in dem Abschnitt §. 37—44 sind durchgehends aus den Krystallreihen interessanter Mineralspecies entnommen; so viel es der krystallographische Zweck gestattet von Mineralien, die der Anfänger ihrer geognostischen und technischen Bedeutung wegen zunächst kennen lernen soll. Dadurch wurden in der Physiographie (5. Hauptst.) die Abbildungen erspart und der Studierende genöthigt, mit der Anschauung der citierten Krystallform eines ihm vorliegenden Minerals auch die betreffenden Sätze der Krystallographie zu recapitulieren, falls sie ihm nicht geläufig sein sollten. — Die übrigen Capitel des 1 (morphologischen) Abschnittes sind mit einer Meisterschaft gearbeitet, die Ref. nur bewundern kann. Gibt Naumann, dessen Einwirkung auch hier nicht zu verkennen ist, in seinen „Elementen der Mineralogie“ hier und da durch allzustarkes Schematisieren und — in den letzten Auflagen — durch die nur beiläufige Einschaltung neuer wichtiger Beobachtungen dem Fachmann ein kleines Ärgernis, so ist in Zippe's Lehrbuch alles aus einem Guss, eine logische, klare, sogar anmuthige und doch im Ausdruck höchst präzise Bearbeitung des schwierigen Gegenstandes. Charakteristisch, zum Theil von Mohs überkommen, zum Theil in des Verf.'s eigenthümlicher Naturanschauung begründet, ist die Scheidung der Structurverhältnisse zusammengesetzter Mineralien von der Terminologie der Aggregatformen, der sogenannten „nachahmenden Gestalten.“ Die Vortheile, die eine solche Zusammenfassung der Aggregatverhältnisse unter zwei Gesichtspuncte mit sich bringt, liegen auf der Hand. Weniger glücklich möchte die Beibehaltung des Terminus: Nachahmende Gestalten gestörter Bildung (Mohs) sein. (S. 172.) Dafür hat Naumann in seinen „Aggregatformen im beschränkten Raume“ einen Ausdruck, der strenger naturhistorisch und insbesondere morphologisch ist. — Mit großer Entschiedenheit führt Zippe den Begriff der Krystallstructur in die Terminologie ein (S. 137), so wie er allenthalben die wichtigen Arbeiten Leydolt's (vgl. den überaus schönen Artikel über Zwillingskrystalle S. 150—165) gebührend hervorhebt. Doch eben da (S. 139) spricht er eine Thesis aus, die zur Zeit noch starke Anfechtung erleiden möchte: „Die Krystallstruc-

tnr gibt sich durch die Theilbarkeit der Individuen zu erkennen³ und nun folgt der streng morphologisch (terminologisch) gehaltene Artikel über die Theilbarkeit.

So viel oder so wenig die Molecularverhältnisse der Krystalle hinsichtlich der Cohäsion (Spaltbarkeit, Härte u. s. w.) aufgeklärt sind und die physikalische Forschung der Naturgeschichte der Mineralien in dieser Beziehung zu bieten vermag, so berechtigt doch keinerlei Erfahrung zu einer so rückhaltlosen Verknüpfung zweier Thatfachen, von denen die eine noch in zu geringem Umfang erforscht ist, als dass man ihre volle Bedeutung für die Physik der Krystalle schon abschätzen könnte. Ein Satz wie etwa: Ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der „Krystallstructur,“ wie sie durch Ätzmittel am Quarz und Aragonit nachgewiesen ist und sich ohne Zweifel durch passende Behandlung an den meisten krystallisierten Substanzen wird nachweisen lassen, und der Spaltbarkeit als dem Ausdruck bestimmter Richtungen mindester Cohäsion hat sich bisher nicht erkennen lassen, obgleich beide darin übereinstimmen, dass ihre Formverhältnisse mit den Krystallformen des betreffenden Minerals in einer gesetzmässigen Relation stehen u. s. w., würde vielleicht mehr am Platze gewesen sein, so wie auch die Behandlung der Krystallstructur und der Theilbarkeit in zwei gesonderten Capiteln gefordert werden dürfte. — Seite 165 begreift der Hr. Verf. unter dem Terminus „Einhüllungszusammensetzung“ die „Krystallschalen“ Naumann's und, wie aus dem Context hervorgeht, auch gewisse „Perimorphosen“ Th. Scheerer's. [Über Afterkrystalle, aus dem Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie bei Vieweg 1857, Seite 34—5.] Auch diese scheinen dem Ref. zu wenig verwandt zu sein, als dass sie unter einem betrachtet werden könnten, wenigstens gibt es einige Bedenken — geologische, krystallogenetische oder wie man sie lieber nen-

der Hr. Verf. schon in der Terminologie anbahnen, deshalb ist (Seite 194 bis 196) ein anticipierter Paragraph aus der Systematik „über die Brauchbarkeit der Verhältnisse der Zusammensetzung zur Bestimmung der Species“ am Ende des 4. Capitels der Morphologie eingeschaltet. Eine ausführliche Besprechung desselben würde hier zu weit führen; es genügt, den sachkundigen Leser auf diese originelle Fortbildung der Mohs'schen Grundsätze aufmerksam gemacht zu haben. — Auf die Erörterung „der Eigenschaften amorpher Mineralien“ (Cap. 5, S. 196—200) folgt anhangsweise ein Artikel über „den Zusammenhang der morphologischen Eigenschaften mit der Substanz der Mineralien,“ in welchem die Begriffe von Isomorphismus, Polymorphismus u. s. w. abgehandelt werden. Lässt der Hr. Verf. die Lehre vom Isomorphismus, diese Grundveste der neueren Mineralogie, auch nicht in ihrer vollen Dignität zur Geltung kommen, so zeigt doch sein neues Mineralsystem (Charakteristik) in jeder Abtheilung, wie gründlich er dieselbe verarbeitet und wie er alle jene höchst unnatürlichen Gruppierungen, die das alte naturhistorische System zufolge der Werthhaltung (nach modernen Begriffen) unwesentlicher Eigenschaften darbot, in mehr naturgemäße aufzulösen bemüht war.

2. Abschnitt (S. 204—234) „Terminologie der optischen Eigenschaften.“ Weises Maßhalten, Beschränkung auf jene optischen Erscheinungen, die einen allgemein physiographischen und zum Theil charakteristischen Werth schon jetzt haben, eine geschickte Verknüpfung von populär-physikalischen Erklärungen mit dem eigentlichen Gegenstande der Terminologie herrschen in dem ganzen so schwierig zu bewältigenden Abschnitt. Was Zippe nicht berührt oder nicht ausgeführt hat, das wollte er nicht in den Kreis der naturhistorischen Betrachtungen ziehen, sondern behält es, wie schon oben erwähnt, „dem höhern Theil der Wissenschaft“ auf, für den sich nun freilich kaum ein anderer Name wird finden lassen als etwa: höhere Naturgeschichte. Das vorgetragene zeigt den Meister im Lehren in jeder Zeile.

3. Abschnitt (S. 235—260). Terminologie der substantiellen Eigenschaften. Kann Ref. diesem Abschnitt im allgemeinen dieselben Vorzüge nachrühmen wie dem vorhergehenden, so gibt es darin doch einige heiklige Punkte. So verschmäh't es der Hr. Verf. im §. 102 über Magnetismus die Gesetze oder wenigstens durch strengwissenschaftliche Deductionen verknüpften Thatfachen anzuziehen, die für die Naturgeschichte der Mineralien nicht mehr ganz gleichgiltig sind und legt sonderbarer Weise auf „größere und geringere magnetische Kraft“ als mineralogisches Kennzeichen einen höheren Werth, als auf den Zusammenhang der magnetischen (paramagnetischen und diamagnetischen) Erscheinungen mit der Krystallgestalt, den er im vorigen Abschnitt hinsichtlich des Lichtes (S. 228—229) so wohl zu würdigen wusste. Freilich behandeln andere Lehrbücher der Mineralogie den Magnetismus noch weniger ausführlich, doch wäre es dieses Lehr-

buches würdig gewesen, wenn es die Artikel über „Magnetismus und Electricität“ (S. 246—248) etwas mehr grundsätzlich durchgeführt hätte, da ja die Berührung des Gegenstandes unvermeidlich war. Allerdings lässt sich aus Utilitätsgründen und durch die Grenzen der eigentlich naturhistorischen Betrachtung diese und jede ähnliche Unterlassung und ungleichmäßige Behandlung der physikalischen Eigenschaften gewissermaßen rechtfertigen, doch darin liegt eben der Conflict mit der Wissenschaft vom unorganischen im allgemeinen, aus dem sich die „naturhistorische Methode“ niemals wird loswickeln können und der sogleich scharf hervortritt, sobald sie exclusiv oder polemisch wird. — Ganz eigenthümlich ist der §. 106 „Verhalten gegen die Wärme.“ Der Hauptsatz desselben (S. 249) deutet vorübergehend die „vorübergehenden“ und „bleibenden Veränderungen“ an, welche Krystalle durch Wärme erleiden und „welche Beachtung verdienen“ springt aber sogleich auf die „Veränderungen der Substanz“ über, „durch welche sie in eine von ganz anderer Art umgewandelt wird, indem sich Theile von ihr trennen und dieses Ausscheiden während der Einwirkung der Wärme durch verschiedene Erscheinungen kund geben.“ Damit sind die Zustände: „leicht oder schwer schmelzbar,“ „sublimierbar,“ „wasserhaltig oder nicht,“ „reducierbar“ u. dgl. sammt einer kurzen Anweisung über den Gebrauch des Löthrohrs in die „Naturgeschichte“ eingeführt. (Vgl. auch: Einleitung zur Charakteristik S. 8—15, wo der Hr. Verf. diese „Erweiterung des Begriffes der naturhistorischen Eigenschaften“ ausführlich motiviert.) Ganz naturgemäss ist der Übergang von diesem Capitel durch §. 106, Geruch (des Arsens, Ammoniaks... nebenher auch „brenzlicher,“ „Thongeruch“ u. s. w.), §. 107 Verhalten im Wasser (Löslichkeit, Geschmack) und §. 108 Verhalten gegen ätzende Substanzen (Mineralsäuren) zu dem Capitel (§. 109 u. s. w.) von den chemi-

Das 2. Hauptstück *Systematik* (S. 261—67) und das 3. *Nomenclatur* (S. 268—73) sind in so prägnanter Kürze verfasst, dass wir sie Wort für Wort wieder geben müssten, wenn wir den mit den Mohs'schen Grundsätzen nicht vertrauten Leser damit bekannt machen wollten. Das kann hier nicht Absicht des Ref. sein; darum nur über das neue in der Nomenclatur einige Worte. Die consequente, aber höchst schwerfällige Nomenclatur von Mohs, welche seinerzeit Gelehrten und Dilettanten zum Stichblatt ihres Witzes diente, ist gänzlich über Bord geworfen. In der Regel hat Zippe die weltläufigen Speciesnamen zur Bezeichnung der Genera gewählt und die Species durch Adjectiva benannt; nur da, wo der Umfang eines Genus mit keinem der vorhandenen Speciesnamen vereinbar schien, einen neuen Genusnamen gebildet. So enthält z. B. das Genus *Cerussit* die Species: *Cerussit* (diprismatischer C.), *Leadhillit* (axotomer C.), *Susannit* (rhomboëdrischer C.), *Lanarkit* (prismatoidischer C.), *Caledonit* (paratomer), *Phosgenit* Brthpt [$Pb\ Cl + Pb\ \ddot{C}$] (orthotomer C.); unter dem Genusnamen *Hallith* werden der *Karstenit* (orthotomer H.), *Kryolith* (axotomer H.), *Chiolith* (prismatischer H.), *Fluorit*, *Flussspath*, (oktaëdrischer H.), *Leukophan*, sammt *Melinophan*, (leukophaner H.) zusammengefasst.

Die Ordnungsnamen sind zum Theil die alten, von Mohs aufgestellten, wie: *Haloide*, *Stealite*, *Erze* u. s. w., zum Theil neue; entweder Verbesserungen, dem veränderten Umfang der Ordnung angepasst, wie z. B. *Chromatolithe* (chemals *Malachite*), oder für neu errichtete Ordnungen gebildet wie z. B. *Argillite* (*Kollyrit*, *Pinguit*, *Chloropal* und andere wasserhaltige *Silicate*), *Anhydrite* (theils *Spathe*, theils *Gemmen*), *Lithyaline* (*Obsidian*, *Perlit*, *Pechstein*). — Für die Mohs'schen Classen sind die Haidinger'schen Namen beibehalten: *Akrogenide*, *Geogenide*, *Phytogenide*, die auch Kenngott in seiner, von Zippe in vielen Punkten anerkannten Bearbeitung des Mohs'schen Systems gebraucht hat.

Von der *Charakteristik* (4. Hauptstück) gibt der Hr. Verf. hier nur die allgemeinsten Grundzüge (S. 274—78), verweisend auf sein oft genanntes Werk, auf das auch die in der *Physiographie* (5. Hauptstück, S. 279—433) beschriebenen Species durch Nummern bezogen sind. Der Hr. Verf. hat in dieses Lehrbuch ungefähr 200 Mineralspecies nach den schon oben angedeuteten Grundsätzen aufgenommen und nach seinem bekannten physiographischen Schema (*Leichtf. Aufl.* 2. Theil) mit der, alle seine Werke auszeichnenden Klarheit beschrieben.

Dass diese Beschreibungen kurz sind, geht schon aus der angegebenen Seitenzahl hervor. Sie enthalten auch außer der erweiterten Kennzeichenreihe und der Angabe der Substanz (chemische Formel und je nach Umständen procentige Zusammensetzung) nur eine genau bemessene Notiz über das Vorkommen und einige Worte über die „Anwendung“ des Minerals, immerhin genug, um dem Anfänger, der dieses Buch zur Hand, eine gute Sammlung durchstudiert, eine ganz achtbare Mi-

neraikenntnis zu sichern. Die Wahl der Species und was in den eng gezogenen Grenzen über die einzelnen gesagt wird, kann nicht Gegenstand der Kritik sein einem Autor gegenüber, wie Zippe, den die ganze gelehrte Welt als ausgezeichneten Mineralogen schätzt, den Ref. und mit ihm viele hundert wissenschaftlich gebildete Leute in Österreich als ihren Lehrer dankbar verehren. — Über naturwissenschaftliche Principien soll man rechten, auch mit dem Weisen, — vor dem Schatze positiver Kenntnisse, den ein langes der Wissenschaft geweihtes Leben errungen und hundertfältig in Wort und Schrift verarbeitet hat, beuge man sich in Ehrfurcht.

Das besprochene Buch wird vielen ein werthes Andenken sein an die Stunden, reich an Belehrung, die sie in den Hörsälen des Prager Polytechnicums und der Wiener Universität, insbesondere aber im „böhmisch-vaterländischen“ Museum an Zippe's Seite zugebracht haben, seinen gegenwärtigen Schülern ein treffliches Handbuch — sei es auch den jungen Lehrern ein Vorbild in streng-methodischer Beherrschung des mineralogischen Lehrstoffes, mögen sie aus jeder Zeile der Terminologie und Physiographie herauslesen, dass ein großer Reichthum an mineralogischen, physikalischen und geologischen Kenntnissen dazu gehört, um so einfach, so gemessen und klar zu sprechen, wie Vater Zippe.

Pesth.

C. F. Peters.

Dritte Abtheilung.

Verordnungen für die österreichischen Gymnasien; Statistik.

Personal- und Schulnotizen.

(Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen u. s. w.)

— Der Domvicär und supplierende Katechet an der Oberrealschule zu Lemberg, Hr. Venantius Pielecki, über Vorschlag des lateinischen Consistoriums in Lemberg, zum wirklichen Religionslehrer an derselben Lehranstalt.

— Der Gymnasiallehrer und Privatdocent, Hr. Johann Kvičala, zum außerordentlichen Professor der classischen Philologie an der Prager Universität.

— Der israelitische Prediger und Privatdocent, Hr. Saul Isaak Kämpf, zum außerordentlichen Professor der semitischen Sprachen und Literatur an der Universität zu Prag.

— Der Professor der Kirchengeschichte an der theologischen Facultät zu Olmütz, Hr. Dr. Anton Horny, zum ordentlichen Professor desselben Lehrfaches an der Wiener Universität.

— Der bisherige Professor der Architektur an der Mailänder Akademie, Hr. Friedrich Schmidt, zum Professor an der Architekturschule der Wiener Akademie.

— Der bisherige Professor der Landschaftsmalerei an der Mailänder Akademie der schönen Künste, Hr. Albert Zimmermann, zum Professor desselben Faches an der Wiener Akademie der Künste.

— Dem ersten Custos der k. k. Hofbibliothek, Hofrath Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm), ist die Allerhöchste Bewilligung zu Theile geworden, das ihm verliehene Comthurkreuz des großherzogl. Sachsen-Weimar'schen Ordens vom weißen Falken annehmen und tragen zu dürfen.

— Den an der Weltumseglungs-Expedition der „Novara“ betheiligten gewesen beiden Naturforschern Ferdinand Hochstetter und Georg Frauenfeld ist, als Anerkennung für ihr unermüdliches Streben und erfolgreiches Wirken im Bereiche der Naturwissenschaften, jedem der Orden der eisernen Krone 3. Classe Allergnädigst verliehen worden.

— Dem bekannten Schriftsteller und Redacteur, Hrn. Ignaz Kuranda, ist die Allerhöchste Erlaubnis, den Oltomanischen Medschidié-Orden anzunehmen und zu tragen, ertheilt worden.

— In der an der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München am 28. November l. J. abgehaltenen feierlichen Sitzung wurden unter den von der Akademie neugewählten und vom Könige bestätigten Mitgliedern auch die Herren: Dr. Th. v. Karajan, Custos an der k. k. Hofbibliothek in Wien, Dr. Joseph Hyrtl, k. k. Regierungsrath und Professor in Wien, und Dr. Claude Bernard, Professor der Experimental-Physiologie in Wien, genannt, welche zu auswärtigen Mitgliedern, und zwar ersterer für die philosophisch-philologische Classe, die beiden letzten für die mathematisch-physikalische, erwählt sind.

— Der bisherige Vorstand der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, der geheime Rath und k. k. Sections Chef, Hr. Karl Freiherr von Czoernig, zum ständigen Präsidenten dieser Commission.

(Concurre, Erledigungen, Stiftungsplätze, Stipendien u. s. w.) — An der Classigen Unterrealschule zu Pancsova eine technische Lehrerstelle (für Arithmetik, Wechsel- und Zollkunde, dann Geographie und Geschichte) mit dem jährl. Gehalte von 525 fl., eventual 630 fl. ö. W. nebst anderweitigen systemisirten Emolumenten. Termin: 15. December l. J., bei dem k. k. serb.-banater Landes-General-Commando zu Temesvár. (S. Amtabl. z. Wr. Ztg. 23. November l. J., Nr. 296.)

— An der Haupt- und Unterrealschule in Wiener Neustadt eine Unterlehrerstelle mit dem jährl. Gehalte von 241 fl. 50 kr. ö. W., einem Zinsbeitrag von 25 fl. 20 kr. ö. W. und 2 Klafter Scheiterholz. Termin: 10. December l. J., beim fürsterzbischöfl. Consistorium. (S. Amtabl. z. Wr. Ztg. v. 2. November l. J., Nr. 299.)

— Am k. k. Obergymnasium zu Zengg (croat. Militärgrenze) eine Lehrerstelle für das historisch-geographische Fach und die deutsche Sprache oder das erstere mit der Philosophie, mit dem Gehalte jährl. 630 fl., eventual 735 fl. ö. W., und dem Anspruch auf Decennalzulagen.

pendien für studierende Jünglinge am Innsbrucker Gymnasium, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 24. November l. J., Nr. 297.

— Über einen erledigten Stiftungsplatz im gräfl. Löwenburg'schen Convicte in Wien, s. Amtsbl. z. W. Ztg. v. 24. November l. J., Nr. 297.

— Über die Erledigung mehrerer Seminar-Musik-Stipendien (2 Althan-Ruhland'sche, 3 Ferdinandeische, 1 Pankrat'sches, 2 Rechberg'sche, 4 Voss'sche), s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 27. November l. J., Nr. 300.

— Über die Erledigung von 2 Johann Trapp'schen theologischen Facultätsstipendien, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. vom 30. November l. J., Nr. 303.

— Über ein an der Haupt- und Unterrealschule zu Korneuburg erledigtes pädagogisches Stipendium jährl. 105 fl. ö. W., s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 2. December l. J., Nr. 305.

— Über ein erledigtes Dr. Joseph Stadler'sches Familienstipendium, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 7. December l. J., Nr. 310.

— Über die Verleihung eines Convictshandstipendiums Sr. k. k. apost. Majestät Kaiser Franz I. für einen Studierenden ungarischer Nation, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 13. December l. J., Nr. 316.

— Über die Erledigung des von dem k. k. Kreisarzte Dr. Jos. Aug. Susan gestifteten Stipendiums für arme Studierende, s. Amtsbl. z. Wr. Ztg. v. 22. December 1859, Nr. 325.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Notiz.

Wilhelm Freund's Schülerbibliothek. Erste Abtheilung. Präparationen zu den griechischen und römischen Schulclassikern. Präparation zu Homer's Odyssee. Zum Gebrauch für die Schule und den Privatunterricht. Heft 1. (Bogen 1—6). Leipzig, Wilhelm Violet, 1859. 5 Ngr. (Jede Lieferung ist auch einzeln zu beziehen).

So treffliche Hilfsmittel auch die neuere Schulliteratur zu Tage gefördert hat, so hat es doch auch niemals am Unkraute unter dem Weizen gefehlt. Wir sprechen hier nicht von mislungenen Leistungen auf diesem Gebiete, sondern von Büchern, welche, ohne irgendwie höhere Zwecke zu verfolgen, ihren Ursprung nur einer Speculation verdanken. Um einige Beispiele hiefür anzuführen, erinnern wir an die in Österreich einst weit verbreiteten Hohler'schen Ausgaben oder an die bekannte Engelmann'sche Sammlung, welche ihrem größeren Theile nach dieselbe Richtung verfolgt. Aber ein in seiner Art einziges Beispiel ist die vorliegende Schülerbibliothek von W. Freund, welche wir im Interesse des Gymnasialunterrichtes hier mit einigen Worten besprechen wollen.

Hr. Wilhelm Freund, durch sein großes Wörterbuch der lateinischen Sprache und durch seine Ausgabe der Rede Cicero's pro Milone (Breslau 1838), als ein tüchtiger Philolog bekannt, hat bereits mit der Veröffentlichung einer Schülerbibliothek begonnen, welche nach dem je-

nommen.“ „In der Geschichte der Griechen und Römer haben wir uns vorzugsweise bemüht“ (bis jetzt ist noch keine Probe veröffentlicht!) „den hohen geistigen Gehalt derselben in anschaulicher, lebendiger und durch Einfügung geeigneter Stellen der Alten selbst, gehobener Darstellung hervorzukehren(?). Dasselbe gilt von unserer Behandlung der Alterthümer, in der wir gestrebt haben, das öffentliche wie das häusliche Leben des Griechen und des Römers in seiner ganzen Eigenthümlichkeit dem Schüler zu veranschaulichen. Der Stoff unserer Schülerbibliothek ist mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit den Ergebnissen eigener und fremder Forschungen auf dem Gebiete des classischen Alterthums entlehnt(?). Aus diesem Grunde dürfte die Bibliothek auch demjenigen Lehrer, der durch seine Berufsarbeiten den Fortschritten der philologischen Wissenschaften nach allen Seiten zu folgen verhindert ist, eine nicht unwillkommene Gabe sein(!). Gegenüber den mannigfach wechselnden Gestaltungen des Lebens in der Gegenwart steht das classische Alterthum in seiner abgeschlossenen Vollendung ehrwürdig und groß, ein unvergängliches Muster für alle Zeiten. Durch dieses Muster Geist und Charakter unserer Jugend zu bilden und für alles Edle und Große, für die *καλονόμοια* des Griechen, für die *virtus* des Römers zu entflammen, ist der erhabene Beruf der Pädagogik. Möge auch das vorliegende Werk diese große Aufgabe lösen helfen!“ So lautet dieser Prospectus, den wir als ein ganz besonderes Curiosum unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glaubten. Wir wollen nun untersuchen, inwiefern die Ausführung des Vorhabens dieser so pomphaften Ankündigung entspricht, und zu diesem Zwecke ein Bändchen dieser Bibliothek, nämlich das erste Heft der Präparationen zu Homer's Odyssee, etwas näher in's Auge fassen. Da finden wir nun zuerst S. 1—48 eine Formenlehre des homerischen Dialektes. Dieselbe ist nichts als ein matter Auszug aus verschiedenen Grammatiken, der weder dem Inhalte noch der Anordnung nach irgendetwas neues und besonderes darbietet; es müssten dies denn etwa Bemerkungen der Art sein, wie S. 9, §. 13, e): „Der Diphthong *αι* ist zu *α* verkürzt in *ἔταρος* (neben *ἑταρος*)“ (doch vergl. Benfey griech. Wurzellex. II, 202); ebendasselbst §. 15 „die zweizeitigen Vocale *α*, *ι*, *υ* werden je nach den metrischen Bedürfnissen bald lang bald kurz gemessen“ (?); S. 11, §. 19, a): „*ε* als Nachschlag in *ἦελος*“ (doch vergl. Curtius in der Zeitschrift für vergl. Sprachf. 1, S. 29); S. 19, §. 37, c): „*ωυ* mit vorgeschlagenem *ε*: *ῥωυ*“ (während doch diese ionische Form nur eine Schwächung des ursprünglichen *α* in *ε* zeigt, vergl. Bopp vergl. Gramm. 2. Aufl. 1, S. 491) und ebendasselbst §. 39, a): „*οιο* (abgeschwächt aus *οοιο*)“ (während doch hier ein Ausfall des *ο* anzunehmen ist, vergl. Bopp 1, S. 384) u. dgl. m., welche Beispiele auch hinreichen werden, um zu zeigen, wie die Resultate der vergleichen Sprachforschung in diesem Büchlein verwerthet sind. Hieran folgt S. 49—56 unter dem Titel: „Homer und die homerischen Dichtungen“ ein kurzer Bericht über die Entstehung und Geschichte der homerischen Gesänge und die verschiedenen Ansichten der Gelehrten in dieser berühmten Streitfrage, an welchen Bericht sich S. 57—60 eine kurze Übersicht des Inhaltes der Odyssee nach Tagen berechnet anschließt. Dabei hat Hr. Freund vielfach und zwar zuweilen sogar wörtlich die Vorrede Pāsi's zur Ausgabe der Odyssee benützt, ohne jedoch, wie man dies schon nach dem geringen Umfange dieses Berichtes erwarten kann, eine klare und fassliche Darstellung der Sache zu geben. So heisst es, um nur ein Beispiel anzuführen, S. 54: „So hatten Jahrhunderte lang die nationalen Heldenlieder der Sänger die Herzen der Hellenen erfreut und erwärmt, als in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts v. Ch. der große Dichter—*ius* Homer (*Ὀμηρος*, der Zusammenfüger, Einiger von *ὁμός* [*etc*]) hien u. s. w.“ Das dürfte wol für den Schüler kaum verständlich

sein, wenn nicht nach dem Vorgange Nitzsch's „die Sagenpoesie der Griechen“ (Braunschweig 1852) S. 297 ff. bemerkt wird, dass *Ὀπῆρος* ein Kunstname war, der eigentliche Name des Dichters aber andere, vielleicht Melesigenes, lautete.

Auf diese Einleitung folgt nun die eigentliche Präparation; jedem Buche ist eine Inhaltsangabe vorangeschickt; dann wird das Buch seinem Inhalte nach in kleinere Abschnitte getheilt, z. B. v. 1—10, 11—96, 96—143 u. s. w., und von jedem Abschnitte eine deutsche Übersetzung gegeben, an welche sich eine Art Commentar anschließt. Wir wollen zuerst von der Übersetzung eine kleine Probe geben. So werden die Verse 11—30 des ersten Buches folgendermaßen übersetzt: „Da waren nun alle Andere, so viele dem jähren Verderben entronnen, zu Hause, dem Kriege entkommen und dem Meere, jenem aber allein, der sowohl(?) nach der Heimkehr sich sehnte als nach dem Weibe, hielt die herrliche(?) Nymphe Kalypso zurück, die Göttliche unter den Göttinnen(?) in den wüßigen Grotten, begehrend, dass er ihr Gemal werde. Aber als schon das Jahr erschien(?) im Kreislauf der Zeiten, da die Götter ihm bestimmten(?) nach Hause zurückzukehren, auch da konnte er nicht entgehen den Kämpfen, selbst schon unter den Seimen(?). Die Götter aber hatten Mitleid (mit ihm) allesammt, außer Poseidaon; dieser grölzte anhaltend fort(?) dem göttergleichen Odysseus, bis er in sein Land gelangte. Aber er (Poseidon) besuchte jetzt(?) die fern lebenden Aithiopen, welche in zwei Theile(?) getheilt sind, die äußersten unter den Menschen, die einem des untergehenden Hyperion, die andern des aufgehenden(?), und wollte empfangen(?) eine Hekatombe von Stieren und Widdern. Da ergötzte er sich sitzend beim Mahle(?); die anderen Götter aber waren in des Olympiers Zeus Wohnung versammelt. Unter ihnen ergriff das Wort zuerst(?) der Vater der Menschen und Götter; denn er gedachte in seinem Geiste des untadelichen Aigisthos, den der weitberühmte Agamemnonide Orestes getödtet hatte.“ Wir wollen hier nicht von der Form der Übersetzung sprechen (denn diese hält wol nicht die mildeste Kritik aus), nicht davon, dass hier weder eine wörtlich getreue, noch eine eigentlich freiere Übersetzung vorliegt, sondern davon dass sie zahlreiche Fehler enthält

Form des Imperf. v. *εἶμι*. — *οἷσι* Dat. Plur. des Pron. possess. der 3. Pers.³ u. dgl. m., womit wir unsere Leser nicht weiter behelligen wollen. — Am Schlusse eines jeden Buches folgt eine Art Katechismus, aus Fragen zur mündlichen und schriftlichen Wiederholung bestehend, in folgender Weise: „A. Grammatisches. 1. Welche grammatische Form ist *ποσσίν*? — welche *ἄνδρεςσι*? — welche *ἡέλλοιο*? — 2. Erkläre grammatisch a) *σφετέρῃσιν ἀτασθαλίῃσιν*. b) *μετὰ οἷσι φίλοισι*. c) *οἷσιν ἐνὶ μεγάροισι*. d) *ἅμα πνοιῆς ἀνέμοιο*. — 3. Welche homerische Eigenthümlichkeit zeigt *πολλέθρον*? u. s. w. B. Lexikalisches. 1. Welche Bedeutung hat in *μέγαρα σκιάοντα* das Epitheton? — 2. Was heisst *ὄρη* substantivisch? — 3. Was sind *ἀνάθηματα δαιτός*? u. dgl. C. Geographisches. 1. Wo lag nach homerischer Geographie *Τάφος*? — 2. Wo *Πύλος*? — 3. Wo *Ἐφύρη*? u. s. w.“ Wie trefflich ist nicht durch solche Fragen dem Lehrer vorgearbeitet! Wie könnte man auch von einem Lehrer so viel Geschick erwarten, dass er zur Wiederholung des gelesenen, Fragen in solch' treffender Auswahl und in so entsprechender Form stelle? Doch genug hievon! Wenn wir noch hinzufügen, dass das vorliegende Heft eine bedeutende Anzahl von Druckfehlern enthält, so glauben wir die Schülerbibliothek des Hrn. Freund hinlänglich charakterisiert zu haben. Da die Heftchen dieser Bibliothek, wie Ref. aus Erfahrung weiß, sich bereits hie und da eingenistet haben, so wird es die Pflicht der Lehrer sein, darüber zu wachen, dass sie keine weitere Verbreitung gewinnen und nicht etwa dem Gymnasialunterrichte einen Schaden zufügen. Schliesslich können wir nicht umhin unsere Verwunderung darüber auszusprechen, dass überhaupt eine Buchhandlung den Verlag dieses Fabricates übernommen hat, und dass den neuesten Bänden der Bibliotheca graeca von F. Jacobs und V. Chr. Rost, wie z. B. der Ausgabe des Orestes von Klotz, Exemplare des oben mitgetheilten Prospectus beigeheftet sind.

Innsbruck.

Dr. Karl Schenkl.

B e r i c h t i g u n g .

In meinem Programme „Zur Geschichte der Pelasger“ blieb ein sehr sinnstörender Druckfehler stehen, der um so auffallender sein muss, als er einen groben geographischen Irrthum enthält. Seite 13, Z. 3 v. u. soll es heissen: im Norden Italiens, nicht in Oberitalien. Wahrscheinlich hat der Abschreiber den Fehler veranlasst, und ich konnte, weil ich nur schnell das Programm durchlas, den Fehler nicht entdecken.

Die ganze Stelle ist übrigens aus „Dr. Sopp's“ Heidenthum etc. I. B. S. 187 entnommen. Da aber auch die Citation des Auctors dieser Stelle ausfiel, so muss der Fehler noch mehr auffallen.

Klagenfurt.

Dr. Carlmann Flor.

(Disem Hefte sind acht literarische Beilagen beigegeben.)

STATISTISCHE UEBER

UEBER DIE

OESTERREICHISCHE

GYMNASIEN UND RECHTS

SCHLUSSE DES SCHULWESENS





STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
Stanford, California

--	--	--	--

